This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07023872 4

Die

Geschichte der Seele.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert,

königl. bayer. Hofrathe, Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München, Ritter des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK

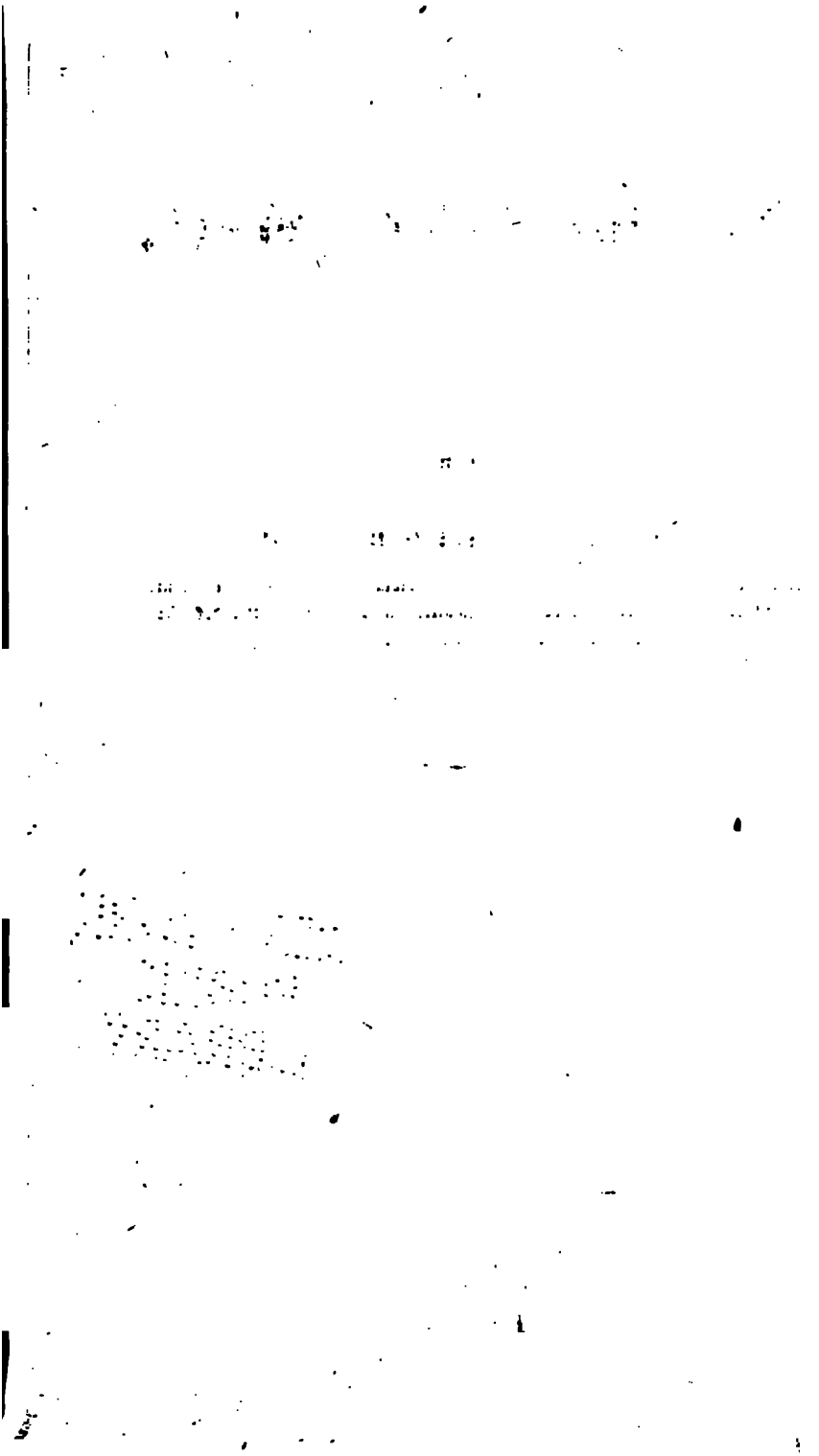
Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Nebst acht lithographirten Tafeln.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1833.



Dem Herrn

Carl Friedrich von Roth

königl. bayeriſchem Staatsrathe in außerordentlichem Dienſte, Reichsrathe, Ober-Conſiſtorial-Präſidenten, Ritter des Civil-Verdienſtordens der bayeriſchen Krone, Mitgliede der Akademie der Wiſſenſchaften.

Es iſt eine alte Sitte, daß Schriftſteller das Werk ihrer Hände, welches doch Mehreren zu dienen beſtimmt iſt, zunächſt Einem Leſer zuſchreiben oder den Namen deſſelben ihrem Buche vorſetzen. Dieſe alte Sitte erſcheinet einerlei Urſprunges mit jener, nach welcher die Verfaſſer der Bücher, wenn ſie von ihrer eigenen Perſon und den Leiſtungen derſelben ſprechen, nicht ich ſondern wir ſagen. Beiderlei Gebräuche aber ſollten urſprünglich ein öffentliches Bezeugen jener Erfahrung ſeyn, welche ſich uns bei keiner andren Arbeit ſo ſehr aufdringt, als bei der Arbeit des Bücherſchreibens, der Erfahrung: daß die einzelne Seele nur im Bunde der Liebe und der Einigkeit des Geiſtes mit einer andren, ihr hülfreich zugeſellten Seele etwas Tüchtiges zu ſchaffen vermöge. Denn das iſt eine Beſtimmung des Lebens und ſeiner Mühen, daß der Menſch dadurch erfahre: wie wenig deſſen ſey, was er in und von ſich ſelber und wie viel deſſen, was er von außen empfangen habe, und daß er hierdurch Demuth lerne und Liebe.

Wenn ich die Züge Ihres Namens, mein Freund! dem ersten Blatte meines Buches einschreibe, so will ich damit dankbar andeuten, daß ich selber das erlebt und genossen habe, wovon so viele Stellen dieses Buches reden: das „liebliche“ und fruchtbare Beisammenwohnen der einen Menschenseele mit einer andren, in Einheit jenes Geistes, welcher uns durch die von ihm selber erweckte Liebe zu einem Sichtbaren, für die Liebe zu einem Unsichtbaren vorbereitet und erzieht. Könnte und dürfte mein Buch von andren Dingen reden, als von jenen, welche die Feder ihm auszusprechen gab, es würde bei jedem Abschnitt das bezeugen, was mir Ihr ergänzender Einfluß bei seiner Ausarbeitung gewesen. Darum erlauben Sie, daß ich diese armen fliegenden Blätter dem Andenken unsres Zusammenwohnens im Lande der Vorbereitung liebend widme.

Der Verfasser.

Vorrede.

Daſſelbe Gefühl, mit welchem ich dieſe Unterſuchungen über die Geſchichte der Seele bei ihrem erſten Erſcheinen der Oeffentlichkeit übergab, ergreift mich, und zwar in einem viel verſtärkteren Maße, auch jetzt, da ich dieſelben zum zweiten Male ihren Lauf durch die Zeit und das Vaterland antreten ſehe. Von der einen Seite hat mir eine länger fortgeſetzte Prüfung des Buches, beſonders bei Gelegenheit ſeiner Benutzung zum Unterricht, eine hellere Einſicht in ſeine Mangelhaftigkeit gegeben, als ich vorher hatte, auf der andren Seite ſchien mir die freundliche Beachtung, welche meine Arbeit von ſo vielen Seiten erfahren, nur um ſo dringender die Pflicht aufzuerlegen, meinerſeits ſtrengere Anforderungen an meine Schrift zu machen, als ich vielleicht anfangs gethan. So iſt mir von beiden Seiten ein Maßſtab in die Hand gegeben, neben welchem freilich das Werk meiner Hände nirgends recht zureichend erfunden wird.

Dennoch darf ich mit gutem Gewiſſen ſagen, daß ich die Zwiſchenzeit von dem erſten Erſcheinen meines Buches an bis zu dem jetzigen Augenblick nach Möglichkeit zur Vervollkommnung und beſſern Ausſtattung deſſelben benutzt habe. Die wirklichen Veränderungen, welche ich in ihm vorgenommen und welche beſonders bei den §§. 2, 3, 4, 11, 20, 28, 38 und 43 merklich ſeyn werden, ſind nicht aus Neuerungsſucht, ſondern aus einem Bewußtſeyn ihrer Nothwendigkeit hervorgegangen, welches ſich zum

großen Theil ſchon nach der erſtmaligen Ausarbeitung in mir regte, zum Theil aber durch das Urtheil einſichtsvoller Freunde in mir erweckt wurde. Ueberhaupt ſind aber dieſer wirklichen Aenderungen im Ganzen nur wenige, und manche ſcheinbar durch ſie verdrängte Stelle der ältern Ausgabe findet ſich, nur an einem andren, paſſenderen Orte wieder aufgenommen. Deſto beträchtlicher dagegen ſind die Zuſätze, welche mir zur wiſſenſchaftlichen Ergänzung des Werkes und zur beſſeren Verdeutlichung ſeines Inhaltes nothwendig ſchienen. Dieſer Zuſätze ſind ungleich mehrere, als ein bloßer Vergleich der Zahl der Bögen in beiden Ausgaben errathen läſſet. Denn vermittelſt des viel engeren Druckes, wodurch die Notenſchrift auf gleichem Raume faſt das Doppelte, die Textſchrift ein Fünftel mehr als bei der älteren Ausgabe umfaßte, hat ſich der wirkliche Inhalt des Buches um mehr als ein Viertel vermehrt, ohne daß hierdurch ſein Volumen bedeutend zunahm. Faſt bei jedem einzelnen §. wird daher, wenigſtens in den Noten, dieſe innre Vermehrung ſichtbar ſeyn, und die §§. 60 und 61 ſo wie 66 bis 70 ſind ganz neu hinzugekommen. Hierbei hat ſich dann das Wohlwollen, womit der wahrhaft edle Herr Verleger mein Buch in ſeine Pflege genommen, auch dadurch von neuem offenbart, daß derſelbe nicht bloß den Preis der erſten Auflage unverändert für die zweite beibehalten, ſondern daß er dieſe auch noch durch lithographirte Abbildungen, zur Erläuterung des ſomatiſchen Theiles ausgeſtattet hat. Bei der Auswahl der Ge-

Die

Geschichte der Seele.

Von

Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert,

königl. bayer. Hofrathe, Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu München, Ritter des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone.

Zweite, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.

Nebst acht lithographirten Tafeln.

Stuttgart und Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1833.

Inhaltsanzeige.

§. 1. Aufgabe und Endzweck der Seelenlehre S. 1—3.

Das Wesen und Leben der Seele selber bestehet in dem Sehnen und Suchen nach dem Quell des Lebens, nach Gott S. 1. — Der Unterschied zwischen beseelten und unbeseelten Dingen, auseinandergesetzt in den erl. Bem. S. 2 u. 3.

I. Die äußere Natur.

§. 2. Die zwei Grundrichtungen alles Werdens und Bewegens in der äußeren Natur S. 4—7.

§. Alles Leben und Bewegen in der Sichtbarkeit gehet von einem unsichtbaren Grund und Anfang alles Seyns aus, welcher ohne Aufhören von oben oder innen seinen schaffenden und belebenden Einfluß nach unten oder außen wirken läßet. Jedes selbstständige Bewegen in der Natur kommt aus der Kraft jenes oberen, bewegenden Einflusses, und kann deßhalb nur so lange bestehen, als in den bewegten Wesen eine (aufnehmende) Empfänglichkeit für den oberen Einfluß da ist. Diese aufnehmende Empfänglichkeit äußert sich als ein Zug, der von außen nach innen oder von unten nach oben führt. Aus dem (selbstthätigen) Bewegen von innen nach außen und aus dem Zug der aufnehmenden Empfänglichkeit entstehen die planetarische Bahnbewegung; das Geschäft des Kreislaufes; Licht und Schwere S. 4 u. 5.

Erl. Bem. Heraklitos Weg nach oben und Weg nach unten S. 5; Empfinden und Bewegen S. 6; Gesetz der Schwere S. 6 u. 7.

§. 3. Die Schöpfung der Sichtbarkeit S. 7—17.

§. Das ewig und unwandelbar sich Gleiche. — Frage: wie aus Ihm das Ungleiche und Wandelbare entstehen könne? S. 7. — Die ganze Sichtbarkeit erscheint als eine Sprache, ein Denken Dessen, welcher das Wort, der Gedanke (Logos) heißt; als ein Loblied dem Vater durch den Sohn, in Kraft des Geistes S. 8. — Das Entstehen und Wesen der Leiblichkeit S. 8 u. 9.

Erl. Bem. Die Schöpfung der sterblichen Wesen nach Plato, Philo u. A. S. 9. — Bestehen und Fließen S. 10; Sprüche der Alten und der Väter der Kirche über die Gottheit S. 10; Alle aus Einem S. 11; Alle um Eines willen und zu Einem ib.; Liebe, die nicht sich selber sucht, sondern Ihn S. 12; Schöpfung zur Ehre Gottes ib.; die Lehre von der Dreieinigkeit nach Aussprüchen der Schrift und der Väter der Kirche S. 12 u. 13; der Geist S. 13 u. 14; nur Gott ist S. 15; Bedeutung und Entstehung der Materie S. 15 u. 16; das haltende Band S. 17.

§. 4. Die unsichtbare Welt und ihr Verhältniß zur Sichtbarkeit S. 17—27.

§. Neben und über der sichtbaren Welt ist eine unsichtbare da, in welcher die Anfänge von jener liegen S. 17. Es bestehet ein Verhältniß der wechselseitigen Anziehung zwischen beiden Welten, und der heftigste Drang der Bewegung des Lebens in der Sichtbarkeit ist nicht nach einem schon sichtbar Gewordenen, sondern nach einem künftig noch Werdenden, Unsichtbaren hingerichtet S. 18. Erinnerung an die Lehre von den Schutzengeln. Jedes einzelne Wesen hat über

S. 54—57. Die Bedeutung der Worte, welche Thier bezeichnen in verschiedenen Sprachen S. 57. Empfindungsvermögen S. 57, 58.

§. 8. Der Sabbath S. 58—61.

§. Der Mensch stellt in sich, im Vergleich mit den andren Lebendigen seiner Sichtbarkeit die Ruhe der Erfüllung: die Sabbathsruhe im Vergleich mit der Unruhe der Arbeitstage dar; eine Wohnung des Schöpfers beim Geschöpf; eine Gränze zweier Welten: des Ewigen und Endlichen S. 58—60.

Erl. Bem. Der Mensch ein Vertrauender — Bedeutung des deutschen Wortes Mensch S. 61.

II. Vorbildliche Abspiegelung des Wesens der Seele in der Natur des Leibes.

§. 9. Der Leib des Menschen S. 62—64.

§. Der Mensch in seinen leiblichen Kräften und seiner äußren Gestaltung mit den ihm am ähnlichsten erscheinenden Thieren verglichen S. 62, 63. Ein seiner selbst bewußtes Thier S. 63, 64.

Erl. Bem. Thierische und Menschenkraft verglichen von Galen S. 64. Säugthiere und ihre vier an den Menschen angränzenden Gipfelformen ib.

§. 10. Die chemischen Elemente des Menschenleibes S. 64—76.

§. Die Kalkerde S. 64—66. Die elementaren Gasarten S. 66—68. Eisen, Schwefel, Phosphor, Kieselerde, Kalien, Talkerde S. 68. Die zusammengesetzten Bestandtheile S. 69, 70.

Erl. Bem. Stellen der Alten über die Elemente S. 70 und gleichartigen Substanzen S. 71. Die „Mütter" (Elemente) und Grundstoffe der Alchymisten S. 71. Einfache Körper der neuern Chemiker, seit Robert Boyle unterschieden ib. Historische Nachweisungen über die Entdeckung der einzelnen Grundstoffe des Menschenleibes durch die Chemiker der neuern Zeit S. 72, 73; die Gase S. 73, 74; zusammengesetzte thierische Bestandtheile S. 75, 76.

§. 11. Die Elementarformen des thierisch menschlichen Körpers S. 76—79.

§. Die Stäublein der unorganischen Körper, z. B. der Erden, werden durch eine Kraft, welche Haltung heißt und welche auf einem durch die ganze Natur gehenden Trieb der elektrischen Spannung beruht, zum festen Krystall gebildet S. 76. Die lebenden Wesen werden dadurch zu organischen, daß sie die Kraft eines durch Alle waltenden Lebensgeistes zu einem Etwas für alle andren mitlebenden und mitwerdenden Wesen machet. Denn dieses „Etwas für Andre" ist eben der organische Körper S. 76, 77. Die drei Grundkräfte des organischen Lebens, entsprechend drei Grundformen des leiblichen Gebildes S. 78.

Erl. Bem. Der Begriff der Haltung bei den Alten noch von andren Seiten erläutert S. 79. Leibnitz Definition eines organischen Wesens u. s. ib.

§. 12. Das Athmen und der Blutumlauf S. 79—103.

§. Die unbelebten Stoffe können sich durch ihre eigenthümliche Kraft bloß anziehen, nicht wieder abstoßen; bloß einathmen, nicht wieder ausathmen: das organische Lebensprincip dagegen äußert sich von seinem ersten Erwachen an als ein Vermögen nicht bloß anzuziehen, sondern auch abzustoßen, ein- und auszuathmen, weil es die fremden Stoffe nicht um ihrer selber willen, sondern um eines durch sie hindurch waltenden, psychischen Princips willen begehrt S. 80, 81. Niedersteigen des Flüssigen zum Festen und umgekehrt: Athmen und Kreislauf S. 81. Entstehen des Kreislaufes der Säfte und Gestaltung seiner

Organe in der ungebornen Frucht S. 82, 83. Die Atmosphäre S. 83; Faserstoff S. 84; Herz S. 85: Arterien und Venen S. 86; Vorgang des Athmens S. 87, 88; Bestimmung und Einrichtung des Kreislaufes S. 88. 89; Periodizität desselben S. 89.

Erl. Bem. Beleuchtung der älteren Vorstellungen über die Bestimmung des Athmens und des Blutes, so wie die Geschichte der Entdeckung des Kreislaufes S. 90 — 93. Beschreibung der Brusthöhle S. 93; des Herzens S. 94; der Blutgefäße S. 95, 96; der lymphatischen Gefäße S. 96. — Genauere Betrachtung des Blutes S. 97, 98; der Lymphe und des Chylus S. 99. Luftartige Elemente des Athmungsprocesses S. 100; Einfluß des Athmens; thierische Wärme; Umlauf der Säfte S. 101; Bewegung des Herzens S. 102; Fortbewegung des Blutes S. 103; Zeiten des Menschenlebens. S. 103.

§. 13. Von der Verdauung und Ernährung S. 103 — 132.

§. Wechselseitig sich ergänzendes Verhältniß zwischen dem Reiche der Pflanzen und dem der Thiere: das eine bereitet gerade und scheidet das aus, was das andre zu seiner Nahrung und zum Athmen begehrt S. 103, 104. Das essende Thier wird selber wieder (beim Athmen) der Atmosphäre zur Speise S. 104, 105. Beim Thier eine Höhle, welche die Speise umfaßt: ein Magen S. 105; das Chlor ib.; die Bewegung, welche der Trieb nach Speise hervorbringt, gleichet der Bewegung des Magnetismus S. 106. Nahrungsmittel des Menschen S. 107, 108; Maß der Speisen S. 109; Beispiele von Mäßigkeit S. 110; die Organe und der Vorgang des Essens und der Verdauung. S. 110 — 115.

Erl. Bem. Allgemeiner Lebensstrom, welcher die Nahrung und ihren Esser zusammenführt S. 115. Genauere Bezeichnung der Nahrungsmittel des Menschen: aus der unorganischen Natur: das Herthin der Heilquellen S. 116; metallische und salzige Stoffe S. 117; Gasarten S. 118; Nahrung aus dem Pflanzenreich S. 118 — 123; Thierreich S. 123 — 124; Getränke S. 124, 125; Zubereitung S. 125; Anatomische und physiologische Bemerkungen über die Organe der Mundhöhle S. 126; der Eingeweidehöhle S. 127, 128; Magensaft S. 129; Leber, Galle S. 130; Milz, Bauchspeicheldrüse, Nieren S. 131; Bauchfell und Gekröse S. 132.

§. 14. Die Knochen S. 132 — 143.

§. Bedeutung und Bestimmung des Knochens S. 132 — 136; die Beinhaut S. 136; Entstehung und Beschaffenheit der Knochen des Menschenleibes S. 137; Zahlenverhältniß und Symmetrie derselben S. 138; Einfluß des Alters S. 138.

Erl. Bem. J. Döllingers Lehre von der Bedeutung und Bestimmung des Knochens S. 139, 140; Gewicht des Gerippes; Bestandtheile der Knochen S. 140, 141; Knorpel und Beinhaut S. 141; Benennung einzelner Knochen von Galens Zeit an S. 141, 142; Zahl und Structur derselben S. 143.

§. 15. Die Muskeln und ihre Bewegung S. 144 — 153.

§. Die Masse und Structur des Fleisches S. 144; die Muskelfaser S. 145; Einfügung der Gefäßenden zwischen die Fasern des Muskels S. 145, 146; willkürlich und unwillkürlich bewegliche Muskeln S. 146; Action der Muskeln S. 147; Kraft derselben S. 148; innerer Grund und Vorgang ihrer Bewegung S. 148, 149.

Erl. Bem. Lehre des Alterthums über das Muskelfleisch und das thierische Bewegen S. 149, 150; Genauere Beschreibung des Muskels und seiner chemischen Bestandtheile S. 151; Reizbarkeit ib.; Antagonismus der Muskeln S. 152; Wirkung des Krampfes ib.; Schnelligkeit der Zusammenziehungen S. 152; Beispiele von besonderer Stärke und Beweglichkeit S. 153.

Dem Herrn

Carl Friedrich von Roth

königl. bayerischem Staatsrathe in außerordentlichem Dienste, Reichsrathe, Ober-Consistorial-Präsidenten, Ritter des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone, Mitgliede der Akademie der Wissenschaften.

vollkommene Entwicklung der andern Sinnesvermögen, bei dem Mangel des Gesichts- oder Gehörsinnes S. 213, 214.

§. 19. Der Bau der Sinnorgane und die Verrichtung ihrer einzelnen Theile S. 214 — 237.

v. Ursprung und Verlauf der Nerven der vier oberen Sinnen S. 214 — 217; Bau des Auges S. 218. 221; Mechanismus des Sehens S. 221 — 225; Bau des Gehörorganes S. 225 — 226; Mechanismus des Hörens S. 227, 228; Bau und Verrichtung der Geruchs- und Geschmacksorgane S. 228 — 230; des Gefühlsorganes S. 230; die Haut und ihre verschiedenen Verrichtungen S. 231 — 235.

Erl. Bem. Kenntniß der Alten vom Bau der Sinnorgane S. 235, 236; einige ausführliche Erörterungen über den Inhalt des v. S. 236, 237.

§. 20. Schlaf und Wachen S. 237 — 255.

§. Schlaf und Tod S. 237; auch der Schlaf besteht in einer Rückkehr oder Einkehr zu oder bei der gebärenden Mütter S. 238; zwei verschiedene Ursachen und Entstehungsweisen des Schlafes S. 238 — 242; Schlaflosigkeit S. 242, 245; Erscheinungen, welche den Schlaf begleiten S. 244, 245; Wirkungen und gewöhnliche Dauer desselben S. 245; Nachtschlaf und Morgenschlaf S. 245, 246; Langschläfer S. 246, 247; Beziehung des leiblichen Schlafes auf das Seelenleben S. 247, 248.

Erl. Bem. Stellen der Alten über den Schlaf S. 248 — 250; Nebenbedeutungen der Worte für Schlaf in verschiedenen Sprachen S. 250; Heraklitos über das Wesen des Schlafes 250, 251; andre Ansichten der Alten hierüber S. 251; Schlaf bei Thieren S. 252; Winter- und Sommerschlaf S. 252, 253; schlafmachende Stoffe S. 254 u. f.

§. 21. Von der Liebe der Geschlechter und von der Zeugung S. 255 — 283.

§. Das innre, psychische Moment, welches der äußern Erscheinung der Liebe der Geschlechter und der Zeugung zu Grunde liegt S. 255 — 261. Die generatio aequivoca S. 261, die in der Luft schwebenden Keime S. 262; Vermehrung der organischen Wesen durch Absprünge und Theilung S. 263; die Sprosse S. 264; Vermehrung durch Eier S. 264, 265. Die beiden Geschlechter S. 265, 266; das Fruchtei der Pflanzen S. 267, jenes der Thiere S. 267, 268; Aufeinanderfolge, in welcher die Theile der Frucht sich entwickeln S. 268, 269. Wechselverkehr der Seele der Mutter mit der des Kindes S. 270, 271; hülfreich mitbildende Kraft der Mutter S. 272; mütterlicher Einfluß auf das schon Ausgeborne S. 275.

Erl. Bem. Geburt des Eros nach Plato S. 274; Nothwendigkeit eines Gegensatzes zu jeder Lebensregung in der Natur ib.; Zeugniß für das am Anfang des v. erwähnte psychische Moment der Liebe der Geschlechter S. 274; die Liebe sucht im Sichtbaren zuletzt ein unsichtbares Höheres S. 275; chemische Verwandtschaft des zeugenden Flüssigen mit dem Hirn S. 275; Robert Browns und Döllingers Versuche über die eigenthümlichen Bewegungen der staubartig verkleinerten Körper ib. Weitere Erläuterungen über die Vermehrung durch Absprünge, Sprossen, Eier S. 276, 277; Verirrung des Naturtriebes S. 277; Mißbildungen S. 277, 278; Anatomisches S. 278; Entwicklungsgeschichte der Frucht im Mutterleibe S. 278 — 282; Zahl der abnormen Entwicklungsfälle S. 282; die Geburt S. 282, 283. Ernährung und Pflege des Neugebornen S. 283.

§. 22. Von dem innern Grund des Todes, von Gesundheit und Krankheit des leiblichen Menschen S. 283 — 306.

§. Todesähnliche Verwandlungen S. 284; Ausdauer der inwohnenden Kal-

haltungs- und Lebenskraft bei verschiedenen Wesen der Natur S. 285. Scheindare Ursachen des Todes: Mangel S. 286; Verschließen der Gefäße S. 287; Aufnehmen von schädlichen Stoffen oder von Auflösung bewirkenden Fermenten S. 288, 289. Ein den Lebendigen selber inwohnendes Ferment der Auflösung, verwandt mit dem Princip der Zeugung S. 289, 290. Dieses im Leben selber liegende Princip der Selbstzerstörung wird nur durch jenes allumfangende Band gehemmt und gehalten, welches die belebte Leiblichkeit zu einem Organismus machet S. 291, 292. Ein Grund des Todes liegt in dem Vorherrschendwerden der selbstthätigen, egoistischen Richtung über die weiblich aufnehmende, der Empfänglichkeit gegen den äußern Lebenseinfluß S. 292 — 294. Ein andrer Grund liegt in einem Innerlichwerden der vorher die sichtbare Verleiblichung bewirkenden Thätigkeit S. 294 — 297. Dazu kommt, die Trennung der Seele vom Leibe befördernd, die anziehende Kraft einer Region des Psychischen gegen die Seele. S. 297, 298. Lebenverlängernde Kraft der innern Ruhe S. 299. Das Ende des Lebensweges S. 300 — 304.

Erl. Bem. Stellen der Alten über den Tod und seine Ursachen S. 304, 305; andre Erläuterungen S. 306.

§. 23. Vom scheinbaren und wirklichen Sterben und von der Verwesung S. 306 — 331.

§. Möglichkeit und Fälle des Scheintodes S. 306 — 310; Beschreibung des Ersterbens des Leibes S. 310 — 315; die Verwesung S. 315 — 325.

Erl. Bem. Mehrere Beispiele von mehr oder minder lang andauerndem Scheintod und seine Wirkungen auf den Leib genauer beschrieben S. 325 — 329; die Erscheinungen, welche den eintretenden Tod begleiten S. 329; Bemerkungen über den Verwesungsproceß u. s. S. 329 — 331.

§. 24. Der äußere Unterschied des leiblichen Menschen von den Thieren S. 331 — 354.

§. Eigenthümliche Schönheit der Menschengestalt S. 331 — 335. Bedeutungsvolle Maßverhältnisse derselben S. 335 — 335; Zeitverhältnisse S. 335, 336. Aufrechte Gestalt S. 336 — 338; Sprachfähigkeit S. 338, 339; Vollkommenheit des Gefühlssinnes S. 339; Nacktheit der Haut und ihre Folgen S. 339 — 341; Feinheit des Geschmackssinnes S. 341, 342; Stimme und Hand S. 344; außerordentliche Beweglichkeit der Zunge S. 345; andre Verschiedenheiten S. 346; Herrschergewalt der Menschenseele über die niedrigst thierischen Triebe S. 347; Geselligkeit S. 348; Vielseitigkeit S. 348 — 350.

Erl. Bem. die dem Inhalt des §. folgen von S. 350 — 354.

III. Die Seele des Menschen.

§. 25. Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn S. 355 — 375.

§. Aussprüche des Materialismus über das Wesen der Seele und ihren Fortbestand nach dem Tode S. 354 — 359; Aussprüche des Intellectualismus S. 359 — 367; Zuversicht des Glaubens 368.

Erl. Bem. Die Lehre der Alten über die Fortdauer der Seele S. 368 — 370; Fälle von einem Fortwähren der Thätigkeit der Seele im Leibe bei schwer verletztem oder fast zerstörtem Gehirne S. 370 — 372. Unvermuthtes Wiederaufflammen der scheinbar schon ganz erloschenen Seelenthätigkeit S. 372; Glaube an Unsterblichkeit bei den verschiedenen Völkern S. 372, 373; abbildliche Erscheinungen aus der Region der niedern Körperwelt, welche auf ihre Weise die Möglichkeit des Fortbestehens der Seele in ihrer Abtrennung vom Leibe bezeugen S. 374, 375.

§. 26. Die Seele in ihrer Geſchiedenheit und Beſonderheit vom Leibe S. 375 — 402.

§. Die Seele kann auf zweifache Weiſe zum ungehemmteren Gebrauch ihrer eigenthümlichen Kräfte gelangen: entweder auf negative Art, wenn die Macht des leiblichen Verbandes geſchwächt und gebunden wird, oder auf poſitive Weiſe, wenn die Wirkſamkeit der Seele ſelber ſo geſteigert wird, daß ſie den Einfluß der Leiblichkeit bei weitem überwiegt und überſtrahlt S. 576 — 578. Zu den Fällen der erſteren, negativen Art gehört großentheils der Traum S. 579; auf beiderlei Wegen, ſowohl poſitiv, die Wirkſamkeit der Seele aufregend; als negativ, die Hülle der Leiblichkeit lüftend, gibt der Magnetismus der Seele den freieren Gebrauch ihrer eigenthümlichen Kräfte, wie dieſes beſchrieben wird: S. 582 — 591; Ferngeſicht der Sterbenden und der in Todesgefahr Schwebenden S. 592; der Schamanismus S. 595 — 595; die ſogenannten Inſpirationen S. 596; Schreckgeſicht der Lappländer S. 597; Doppelgeſicht S. 598; Mondſucht S. 599, 400.

Erl. Bem. A. Fr. Meſmer S. 400; das ſich ſelber Sehen S. 401; Merkwürdige Beiſpiele von Schlafwandlern S. 401, 402.

§. 27. Vom pſychiſchen Irreſeyn und vom Wahnſinne S. 402 — 421.

§. Verſetzungen der Seele in eine fremde Perſönlichkeit S. 402 — 404; Entſtehen des Wahnſinnes aus einem Vorgang, den man eine innre Entleibung der Seele nennen könnte S. 405, 406; Bemerkungen über den Wahnſinn S. 406 — 409; über den Traum S. 409 — 415; ein merkwürdiger Traum S. 415, 416.

Erl. Bem. Stellen der Alten über Wahnſinn und Traum S. 416 — 417; Bedeutenheit des Traumes für die innre Entwicklungsgeſchichte der Seele S. 417; Erläuterungen über den Traumzuſtand nebſt Beiſpielen S. 418; über die Fälle der doppelten Perſönlichkeit S. 419, 420; über Wahnſinn S 420, 421.

§. 28. Von dem Verhältniß der Wirklichkeit der Seele zu den ihr etwa verwandt oder ähnlich erſcheinenden Wirkungen der leiblichen Natur S. 422 — 429.

§. In welchem Sinne hier das Wort Wirklichkeit gebraucht werde S. 422; die Medien, welche den Einfluß der Seele auf den Leib vermitteln, oder die unwägbaren Agentien S. 425 — 429.

Erl. Bem. Hieher bezügliche Stellen aus den Alten S. 429.

§. 29. Die drei Elementarrichtungen der Wirkſamkeit der Seele, abgebildet in den drei Reichen der planetariſchen Natur S. 430 — 446.

§. Geſchäft der Bildung der Leiblichkeit, entſprechend dem unterſten Reich der planetariſchen Natur S. 450 — 455; die Empfänglichkeit für den höheren, belebenden Einfluß, welche in der thieriſchen Seele zur Empfindung wird, entſpricht dem zweiten Naturreich unſres Planeten: jenem der Pflanzen S. 455 — 457; die Macht der ſelbſtſtändigen Beweglichkeit (zugleich auch in ihrer höheren Entfaltung das Vermögen des Erkennens und Urtheilens) entſpricht dem Thierreich S. 458 — 440. Unterſcheidung verſchiedner Vermögen der Seele, entſprechend den verſchiedenen organiſchen Gebilden des Leibes und ihren Verrichtungen S. 441, 444.

Erl. Bem. Hieher gehörige Stellen der Alten und Väter der Kirche. S. 445, 446.

§. 30. Von einem Vorgang in der Geſchichte der Seele, welcher jenem des Athmens und des Kreislaufes der Säfte im Leibe ähnlich iſt und entſpricht S. 446 — 465.

§. Das Athmen der Seele beſtehet in einem beſtändig ſich wiederholenden paſſiven Aufnehmen der belebenden Einwirkung jenes Bandes welches der Geiſt um alle Weſen geſchlungen hat S. 446, 447; dieſes Band iſt nicht die Wirklichkeit des Geiſtes ſelber, ſondern ein von dieſem Geſchaffenes und Erhaltenes S. 448. Das Ergänzende oder das Complement des einzelnen Seyns und Weſens S. 448 — 451. Dieſes Complement ſelber, Jedem Jedes ſeyend, weckt den Gegenſatz der Geſchlechter und verleiht ihm ſeine Neues ſchaffende Kraft S. 451, 452. Urſache des Ausſterbens mancher vormals auf Erden lebenden Thiergattungen S. 452 — 456. Scharf geſchiedene Beſonderheit oder Polariſation der Richtung des einzelnen Lebens begründet jenes beſtändige Bedürfniß nach Ergänzung durch die Einwirkung des höheren Lebenseinfluſſes, worauf das Athmen der Seele und das Fortbeſtehen ihrer Wirkſamkeit beruht. S. 457 — 460.

Erl. Bem. Stellen der Alten S. 462; Bemerkungen über die ausgeſtorbenen Thierarten S. 463, 464; plötzlich tödtende Kraft heftiger Gemüthsbewegungen S. 464, 465.

§. 31. Die Gefühle S. 465 — 492.

§. Was wir bei der Seele Gefühle nennen, das iſt weit verſchieden von dem Fühlen oder Empfinden und Wahrnehmen des Leibes S. 465 — 468. Das Empfinden gehet von einem leiblichen Gewordenſeyn aus S. 468. Die Wirkung der Gefühle auf die Seele iſt analog der Wirkung der Nahrungsmittel auf den Leib S. 468 — 478; bildender Einfluß der Gefühle S. 478, 479; ihre verſchiedenen Arten S. 479 — 482. Anziehung und Abſtoßung. S. 482 — 486. Pſychiſche Diätetik S. 486 — 488; die Affecten S. 488.

Erl. Bem. Hieher bezügliche Stellen der Alten S. 488 — 490. Weitere Erläuterungen zum Inhalt des §. mit Beifügung von Beiſpielen S. 490 — 492.

§. 32. Von den Temperamenten oder Naturarten und von dem Charakter S. 492 — 507.

§. Grund der Theilung in vier: zwei Pole beziehen ſich auf den Wechſelverkehr des Einzellebens mit dem höheren belebenden Einfluß; zwei auf den Wechſelverkehr des einzelnen Weſens mit allen andren einzelnen Weſen S. 493, 494. Die alte Lehre von den vier Temperamenten; Beſchreibung des ſanguiniſchen und phlegmatiſchen S. 495 — 497; des choleriſchen S. 497; des melancholiſchen S. 498, 499. Naturart ſtatt Temperament S. 500. Das ſogenannte melancholiſche Temperament oder die innig tiefe Naturart beſtehet in einer ſehr erhöhten Empfänglichkeit für den oberen, göttlichen Lebenseinfluß S. 500; das Wirken der feſten Naturart, oder des choleriſchen Temperamentes iſt nicht auf das Viele und Mannichfache, ſondern auf das Eine gerichtet S. 501; die der lebhaft ſelbſtthätigen oder ſanguiniſchen Naturart gehet dagegen auf das Viele oder Mannichfache S. 502, deſſen Einflüſſen die weiche, hingebende oder phlegmatiſche Naturart unterliegt S. 502. Die Gemüthsart S. 502, 503. Charakter oder Denkart S. 504, 505.

Erl. Bem. Lehre der Alten von den Temperamenten und Gemüthsarten S. 505, 506. Verhältniß der äußeren Einflüſſe auf Naturart und Charakter. S. 506, 507.

§. 33. Das Weſen und die Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele, entſprechend den Muskeln und ihren Bewegungen am Leibe des Menſchen S. 507 — 522.

§. Bei der Pflanze erſcheint das als ein Werk des ſtillen Bildens, was

beim Thier Werk des Triebes, beim Menschen ein Wollen ist S. 507 — 509. Trieb nach freier Bewegung S. 510; nach Nahrung S. 510, 511; Trieb des Geschlechtes und die zu ihm gehörige Sippschaft von Trieben, Neigungen, Leidenschaften S. 511 — 517. Ein Gesetz des Falles S. 517, und ein diesem entgegengesetztes der Erhebung S. 518.

Erl. Bem. Das Begehren ist ein Bewegen S. 518, oder ein Mitbewegen mit dem Bewegten ib.; Begehren des Sinnlichen und des Uebersinnlichen nach Plato S. 518, 519. Begehrungstrieb und sein beständiges Wachsen durch die Befriedigung selber S. 519; Leidenschaften ib.; Anführung von Beispielen, welche den Inhalt des §. erläutern S. 519 — 522.

§. 34. Das Stimmorgan der Seele: Gemeingefühl und Gewissen S. 522 — 540.

§. Vielseitige Bestimmung dieses Seelenorgans S. 522, 525. Gemeingefühl als Mitgefühl S. 525, 524. Als Ahndungsvermögen S. 524, 525; Gemeingefühl im Sinne der Physiologen S. 525; Ferngefühl und Ferngesicht S. 525 — 527; Vorgefühl S. 527; Gewissen S. 528 — 554. Verhältniß und Wechselbeziehung des Gemeingefühles zu und auf die andren Vermögen und Thätigkeiten der Seele S. 554 — 556.

Erl. Bem. Gemeingefühl nach Nicephorus S. 556; Nebenbedeutung des Wortes für Gewissen in verschiedenen Sprachen ib.; Organ der Weissagung S. 557. Mantik ib.; Macht des Gewissens ib; des Gemeingefühls als Vorahndungsvermögen bei ganzen Völkern ib.; Beispiele, welche den Inhalt des §. erläutern S. 558 — 540.

§. 35. Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand S. 541 — 564.

§. Das Erkennen beruhet auf einem lauteren Seyn S. 541. Vermögen der thierischen Seele, welche den Erkenntnißkräften der menschlichen Seele einigermaßen ähnlich sind S. 542. Selbstbewußtseyn ein Vorrecht der Menschennatur S. 542, 545; welche Elemente beim Erkennen der Seele angeboren erscheinen und welche von ihr von außen empfangen werden S. 545 — 546. Das Erkennen ist ein Theilhaben an einem ewigen Seyn; ein Mitseyn des menschlichen Wesens mit Gott S. 546. Grund des Feststehens des Selbstbewußtseyns und Selbsterkennens des Menschen S. 547. Verstand und Vernunft S. 547 — 554. Verschiedenheit dessen, was bei dem Thier diesen beiden Thätigkeiten der Seele entspricht, von dem, was in dem selbsterkennenden Geist des Menschen Verstand und Vernunft sind S. 554 — 556; Urtheilskraft, Scharfsinn S. 556.

Erl. Bem. Stellen der Alten, so wie der Väter der Kirche und der heiligen Schrift selber, welche sich auf den Gegenstand des §. beziehen von S. 557 — 564.

§. 36. Von den innern Sinnen, namentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß S. 565 — 585.

§. Die Welt des innern Bildens S. 565 — 567. Palingenetisches Geschäft der Einbildungskraft S. 567, 568; Werk des Selberschaffens S. 568, 569; Zug der innern Wahlverwandtschaft und Geschmack der Seele S. 569, 570; Gedächtniß: Ort- und Namengedächtniß S. 570 — 574; Beispiele von außerordentlicher Gedächtnißstärke S. 574 — 576; Besinnungskraft S. 576, 577; Das Vergessen, so wie einige merkwürdige Beispiele von Vergeßlichkeit S. 578, 579; Seelenvermögen des Thieres, welche dem Gedächtniß, der Einbildungskraft u. s. des Menschen ähnlich und doch hiervon sehr verschieden sind S. 579 — 581.

Erl. Bem. Lehren der Alten von einem wirklichen, gleichsam leiblichen Eingehen der Abbilder und Eindrücke der Sinnenwelt in die Seele, und einem Verschmelzen derselben mit dieser S. 581. Es ist eigentlich nur die Wirksamkeit des alle Dinge umschlingenden Bandes, welche von der Seele empfunden

wird, nicht der sinnliche Stoff, nach welchem der Zug des Bandes hingeht S. 582. Stellen der Alten über das Empfinden und über die Thätigkeit der innern Sinnen der Seele S. 582, 583. Beispiele zur Erläuterung des Inhalts des §. S. 583 — 585.

§. 37. Das Wechselverhältniß der innern Sinnen und der höheren Seelenkräfte zu einander und ihr selbstständiges Verhältniß zu den Eindrücken der Außenwelt an einem Beispiel erläutert S. 585 — 602.

§. Daß in der Menschenseele ein selbstständig inwohnendes Element des Erkennens sey; daß Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand nicht erst von außen, durch die empfangenen Sinneseindrücke in dieselbe hineingebracht oder zu ihrer eigenthümlichen Wirksamkeit geformt werden müssen, sondern unserem Wesen eingeboren seyen, beweisen am besten solche Beispiele, wie das des taub und blind zugleich gebornen James Mitchel, welcher hierbei zugleich voll geistiger Anlagen, nicht blödsinnig war. Es beschäftigt sich daher dieser ganze §. mit den hieher gehörigen Zügen aus der Geschichte jenes Taubblinden, woran von S. 596 noch einige Bemerkungen sich anschließen.

Erl. Bem. Die Seele, nicht der Leib an sich empfindet. S. 599, 600. Die Seele ein Inbegriff alles Seyenden, ja ein All der Dinge nach Aristoteles S. 600. Andere Stellen der Alten ib. und 601. Weitere Bemerkungen zum §. S. 601, 602.

§. 38. Von jenen wechselnden Zuständen der Seele, welche dem Schlafen und Wachen des Leibes entsprechen S. 602—649.

§. Auf jede einseitig selbstthätige Bewegung der Seele muß im gesunden Verlauf des Lebens ein Zustand des passiven Hingebens folgen, wenn die Selbstthätigkeit nicht zur eigenen Auflösung führen soll S. 602. Zerstreuung: Geschichte vom Sattel und Zaum, so wie von St. Antonius Ferngesicht S. 603. Ideen-Association ein Geschäft des psychischen Assimilirens und Bildens S. 604. Polarische, sich gegenseitig ergänzende Richtungen der Seelenthätigkeit dienen oft eine der andern zum Moment des Ausruhens und der Erquickung S. 605. So Mathematik und Tonkunst, wie dieß Galilei's und Kepplers Beispiel zeigt, so wie der Traum des Sokrates S. 605, 606. Dasselbe Verhältniß ist zwischen Dichtkunst und Philosophie, wie sich an Dante und selbst Molière zeigte 607. Pythagoras S. 608; heilender Einfluß der Musik im Wahnsinn ib. H. Suso S. 609; Philologie und Naturkunde S. 609; Frisch, Gruterus, Werner ib. Ernst und Scherz, classische Bildung und Volkseinfalt: Flechier und Swift S. 611; Bücherstudium und Leibesübung: Bayle u. A. S. 612; prosaisches Tagwerk und poetische Nachtvisionen bei Blake S. 615 615. Marots Psalmen S. 616. Fernere Beispiele solcher Wechselzustände an J. Lipsius S. 616. Leo Allatius, Marcus Meibom S. 617; P. Corneille, Tycho de Brahe, Hardouin S. 618; J. Lafontaine, Salmasius S. 619; K. Rollin, Guarini, Malherbes; M. v. Sevigne S. 620; Rabelais, Philipp II. S. 621; Lully, Boerhave S. 622; Widerspruch zwischen Traum und Wachen S. 625; Gedächtniß-Verlust und Erhöhung aus denselben Ursachen S. 624; Oetinger S. 625; Blödsinn des Alters S. 626; Cretinismus und gewöhnlicher Blödsinn S. 626 — 637.

Erl. Bem. Hieher gehörige Stellen aus Philo und Basilius S. 637; Origenes S. 638. Ausführlichere Notizen und ergänzende Zusätze zu den im §. angeführten Fällen. Galilei, Sokrates, Leonardo da Vinci, Molière S. 638; H. Suso S. 638, 639; J. L. Frisch und Gruterus S. 639; Otto Brunfels, H. Bock, L. Fuchs, C. Geßner, J. Racine S. 640; Richelieu, Locke, Leibnitz, Flechier, Bourdaloue, Swift S. 641; P. Bayle, Blake. Marat S. 642; L. Allatius, Buffalmaco, Meibom, Steele, Corneille, Har-

bouin S. 645; J. Lafontaine S. 644, 645; Guarini S. 645; Rabelais, Sully, Philipp II, Oetinger S. 646. Merkwürdigere Cretine S. 646; der blödsinnige A. Weck S. 647 — 649.

§. 39. Der Anfang der Seele S. 649 — 660.

§. Ob die Seele schon vor ihrer Einbildung in den Leib als solche vorhanden gewesen? Diese Frage wird in einer Beziehung bejaht, in der andern verneint S. 649 — 651; Herkommen der Seele S. 651 — 655.

Erl. Bem. Die Lehre von der Präexistenz der Seele bei den Alten und bei den Vätern der Kirche S. 653 — 655. Die Lehre von der Seelenwanderung S. 655 — 659. Lehre der Traducianer und Creatianer S. 659, 660.

§. 40. Der Tod in seiner psychischen Bedeutung betrachtet S. 660 — 669.

§. Hohe Bedeutung und Werth des Leibes S. 660 — 665. Psychischer Grund des Todes S. 665 — 666. Tod durch die Sünde; ohne diese wäre der Uebergang von einer Stufe des Daseyns zur andern nur Verwandlung S. 666 — 668.

Erl. Bem. zum §. bis S. 669.

§. 41. Das Schicksal der Seele im Tode S. 669 — 684.

§. Natürliche Achtung des Menschen vor menschlichen Leichnamen und Anhänglichkeit an den Leichnam geliebter Menschen S. 669, 670. Verband der Seele mit ihrem Leibe S. 670. Ausziehen des Leibes wie eines Kleides S. 671; der Keim des künftigen (Auferstehungs-) Leibes S. 672; Land der Schatten: Hades S. 673 — 675. Hoffnung der Auferstehung S. 675. 676. Die Hoffnung und Voraussicht des sterbenden Weisen S. 677 — 679. Lehren der Cabbala S. 680; Frage und Antwort ib.

Erl. Bem. Hieher gehörige Stellen der Alten und Väter d. K. S. 680 — 682. Lehre des Zendavesta über das Schicksal der Seele nach dem Tode S. 683, 684; Erscheinungen S. 684.

§. 42. Unterschied der Seele des Menschen von der Seele des Thieres S. 685 — 698.

§. Nach oben gekehrte Richtung der Menschenseele, entsprechend der aufrechten Stellung seines Leibes S. 685. Die Menschenseele zur Sprache geschaffen S. 686, 687; Gewöhnliche Lehre von dem Anschlemmen der Sprache an die Seele von außenher geprüft S. 688 — 690; Sprache aus Begeisterung entspringend S. 691 — 692. Muttersprache des Menschengeistes S. 693; Sprachschöpfung S. 695.

Erl. Bem. Stellen der Alten über den Vorzug der Seele des Menschen vor der thierischen S. 695, 696. — Der Geist ein Schöpfer und Geber der Sprache nach der Lehre der Kirchenväter S. 696, 697. Bemerkungen und Beispiele S. 697, 698.

IV. Die Lehre vom Geist.

§. 43. Die selbstständige Weisheit S. 699 — 704.

§. Der Geist als Alle zu Einem und in Einem: in Gott vereinigendes Band S. 699 — 702. Welche Bewegungen und Wirkungen an der Menschenseele Werk des Geistes sind S. 702; nur der Mensch hat zur Seele auch den Geist S. 702, 703.

Erl. Bem. Anknüpfung der Lehre vom Geist an die vorhergehenden Untersuchungen und Stellen der Alten S. 703, 704.

§. 44. Scheidung des innern Menschen nach Geist und Seele S. 705 — 711.

§. Die eigentliche Individualität des Menschen ruhet in der Seele, welche Macht hat den Geist anzuziehen wie den Leib, und mit dem Geistigen sich zu überkleiden wie mit dem Leiblichen S. 705 — 707.

Erl. Bem. Stellen der Alten und der Väter der Kirche über den Unterschied zwischen Geist und Seele und Leib, und die Theilung des menschlichen Wesens hienach in zwei oder in drei S. 707 — 711.

§. 45. Der Geist als mütterlich bildende Kraft S. 711 — 713.

Der Geist bildet mit mütterlich umfangender Macht den neuen, innern Menschen: den Menschen der Ewigkeit ib.

§. 46. Der Geist, als selbstthätig bewegende Kraft S. 713 — 717.

§. Es ist der Geist aus Gott, welcher in der Seele des Menschen das Werk jener Begeisterung wirkt, durch und in welcher allein das Wahre erkannt und gesagt werden kann; wie das Licht des Himmels dem Licht des Leibes (dem Auge) beistehen muß; wenn wir sehen sollen S. 713 — 715.

Erl. Bem. Hieher gehörige Stellen aus den Alten S. 716.

§. 47. Der Geist als inwohnend im Menschen S. 717 — 721.

§. Der Geist ist das Princip der Erhebung, emporwärts über den Staub; nur der Mensch ist durch den Geist des wahren, innern Erhobenseyns: der Freude, des Friedens, des Erkennens von obenher und der Freiheit theilhaftig S. 717 — 720.

Erl. Bem. Weitere Beleuchtung einiger Stellen des §. nebst Anführung älterer, hieher gehöriger Aussprüche.

§. 48. Von einem geistig Guten und geistig Bösen S. 721 — 742.

§. Alte Klagen des Menschen über ein angebornes Unvermögen zum Guten, über den ihm inwohnenden Hang zum Bösen S. 721 — 725; ob der Mensch von Natur gut sey? S. 724, 725; Vergleichung der menschlichen Leidenschaften mit den natürlichen Trieben der Thiere S. 726 — 728. Das Gesetz S. 728 — 731. Die Leiblichkeit, als etwaige Urheberin des Bösen von mehreren Seiten betrachtet S. 731 — 734. Nur der Mensch hat den freien Gebrauch dieser Leiblichkeit, kann sich ihrer zum Guten wie zum Bösen bedienen S. 735 — 737. Mitwirkung des Gesetzes zur Bekräftigung des abwärts gehenden Hanges S. 737. Der alte und neue Mensch S. 738.

Erl. Bem. Bestätigungen des Inhalts des §. bei den Alten und aus der Schrift S. 739 — 742.

§. 49. Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiste S. 742 — 751.

§. Das Werk der Ueberkleidung der in dem sichtbaren Leibe wohnenden Seele mit dem obern Element des Geistigen wird mit dem Geschäft des leiblichen Athmens verglichen, wobei auch der niedrere, gröbere Stoff mit dem höheren, atmosphärischen sich überkleidet S. 742 — 744. Das Athmen bestehet vor Allem in einem Ausgeschiedenwerden des im Leibe absterbenden Todten, womit ein Aufnehmen des neubelebenden, ätherischen Princips im Zusammenhange stehet S. 744 — 746. Innig, wie das Verlangen des athmenden Thieres nach der Luft, ist das Sehnen der Seele nach dem obern Element ihrer geistigen

Ueberkleidung S. 746 — 748. Auch bei dem Geschäft dieser höhern Bekleidung muß ein Ausscheiden und Abstoßen: ein Anerkennen des Verdorbenen und Hinweggenommenwerden desselben mit dem neuen Aufnehmen parallel gehen S. 749, 750.

Erl. Bem. Einige Zusätze zum §. S. 750, 751.

V. Die Herrschaft des Leibes.

§. 50. Die ordentliche und außerordentliche Macht des Leibes an der Seele S. 752 — 755.

Ohnmacht und Macht der Menschenseele, vornehmlich in ihrem Wechselverkehr mit dem Leibe erkennbar. ib.

§. 51. Die Macht des Klima's an der Seele S. 755 — 775.

§. Natürlicher Einfluß der Verschiedenheit der Temperatur auf die Naturart des Menschen S. 755 — 757; der Feuchtigkeit oder Trockenheit S. 757. 758. Der Hauptgrund jener Abartungen und Entstellungen der ursprünglichen vollkommneren Menschenform, welche unter dem Namen der Menschenracen begriffen werden, liegt nicht in den verschiedenartigen Einflüssen des Klima's, sondern in der Abtrennung einzelner Familien und Stämme von dem auch leiblich bildenden Wechselverkehr mit andren Menschen und Völkern S. 758 — 760. Beispiele: der mongolische Menschenschlag S. 760 — 765; der äthiopische S. 765; amerikanische und malayische S. 764. Ein inneres, den Einfluß des Klima's besiegendes Element der leiblichen Gestaltung und psychischen Entwicklung an Beispielen erläutert S. 765 — 769.

Erl. Bem. Mittlere Temperaturen der verschiedenen Länderstriche S. 769; Beschreibung der Neger S. 769 — 771; Amerikaner S. 771 — 775; Bewohner der südöstlichen Inselwelt S. 773; Caucasier S. 775, 774, Mongolen S. 774. Ursachen der Verschiedenheit des Klima's bei Länderstrichen, die unter gleichen Graden der Breite liegen S. 774, 775.

§. 52. Der Einfluß der irdischen Elemente S. 776 — 797.

§. Ansteckende Macht des leiblichen Einflusses S. 776; sympathische und gleichzeitige Bewegungen in den sich entsprechenden und verwandten Systemen des leiblichen und psychischen Menschen S. 776 — 778. Einfluß der Nahrungsmittel und der Art ihres Genießens S. 778. Beispiele hierüber: die Pythagoräer; Newton S. 779; die Bewohner des alten Sparta's S. 778 — 781. Einfluß der Getränke S. 781, 782, und anderer in den Magen oder die athmende Lunge aufgenommener Mittel S. 782 — 784, so wie der Annäherung der Metalle S. 784, 785. Beispiele von merkwürdigen Sympathien und Antipathien S. 785 — 788. Versuche über den Einfluß sehr verschiedenartiger, mit dem Menschenleibe in Berührung gebrachter Stoffe an Menschen von außerordentlich erhöhter Reizbarkeit S. 788 — 791. Hinweisung auf den Grund der homöopathischen Wirksamkeit der Körper S. 791, 792. Unantastbares Herrscherrecht der Seele S. 793.

Erl. Bem. Verschiedene Kraft derselben Nahrungsmittel in verschiedenen Gegenden S. 794, 795. Abhängigkeit der besseren oder schlimmeren Disposition der Seele von Nahrungen u. s. S. 796, 797.

§. 53. Einfluß der mitlebenden, organischen Natur S. 797 — 799.

Selbst der Umgang und beständige Anblick der den Menschen umgebenden Thierwelt hat, zur Nachahmung reizend und sonst auf andre Weisen, psychisch bildende Kraft ib.

§. 54. Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweise S. 800 — 813.

§. Die Herrschaft der Seele über den Leib wird durch die mit Willen und Verstand angeordneten Uebungen des Leibes erleichtert und befestigt S. 800, 801. Dieses wird an dem Beispiel der Alten, namentlich der Spartaner gezeigt S. 801 — 806. Eine gute Uebung des Leibes ist zugleich eine gute Uebung des Willens S. 807, 808; Einfluß der verschiedenen äußeren Beschäftigungen: der Jagd S. 809; Viehzucht S. 810; des Ackerbaues S. 811; und andrer Geschäfte S. 812.

Erl. Bem. Stellen der Alten S. 812, 813; Empfehlung der afghanischen Leibesübung ib.; Beispiel einer merkwürdigen Wirkung leiblicher Anstrengung auf die Verwandlung der Gemüthsstimmung S. 815.

§. 55. Der Einfluß der leiblichen Organisation S. 813—818

§. Erbliche Zustände der Organisation S. 814; sind an sich weder gut noch böse S. 815; Galls Schädellehre S. 816, 817; Physiognomik ib.

Erl. Bem. Lehren der Alten über Physiognomik u. f. S. 818.

§. 56. Einfluß des kranken, leiblichen Zustandes auf die Seele S. 819 — 824.

§. Organische Abweichungen und Entstellungen der innern Gebilde, die man am Leibe von Menschen beobachtet hat, welche häufig wilden Ausbrüchen der Leidenschaften unterlagen S. 819; an Wahnsinnigen und Blödsinnigen ib.; unverkennbarer, rückwirkender Einfluß, welchen krankhafte Zustände des Leibes auf die Stimmungen der Seele zu haben scheinen, an Beispielen erläutert S. 820, 821. Die Wasserscheu und tolle Hundswuth, so wie ihre Macht über den Willen S. 822, 825.

Erl. Bem. Anführung von mehreren hier sich anreihenden Fällen sammt Benennung ihrer Beobachter S. 824.

VI. Die Herrschaft der Seele.

§. 57. Die Macht der Seele über den Leib S. 825 — 855.

§. Enge Gränzen dieser Macht S. 825; Warum gerade die unvollkommneren Thiere die Kraft verlorne Theile des Leibes zu reproduziren am meisten haben, der Mensch am wenigsten? S. 826. Mitbildender oder entstellender Einfluß der mütterlichen Seele auf die Gestaltung des ungebornen Kindes S. 827 — 829. Krankhaft anregende Gewalt der Seele des Menschen auf die Seelen und hierdurch auf den Leib andrer Menschen S. 850. Entstellende Macht der eignen, durch heftige Leidenschaft bewegten Seele auf gewisse Organe des Leibes S. 851. Heilender Einfluß einer psychischen Aufregung auf Krankheiten der Drüsen u. f. S. 852; Macht der Gemüthsbewegungen sowohl zu Erregung als zur Linderung, ja zur gänzlichen Heilung der Epilepsie, so wie der krampfhaften Zuckungen S. 853; des Skorbuts S. 854 — 857; des Typhus und pestartiger Krankheiten S. 857, 858; so wie andrer Fieber S. 859, 840; der Wassersucht S. 841; Gicht S. 842; Lähmung und Starrsucht S. 842, 845; der Wasserscheu S. 845 — 845; der krankhaften Affection und Lähmung der Stimmorgane S. 846; Einfluß des gesprochenen Wortes S. 846, 847; Heilende Macht der Seele bei Augenkrankheiten S. 847. Freiwilliger Tod durch Hunger und Zurückhaltung des Athems S 848; Tödtliche Wirkung heftiger Gemüthsbewegungen S. 849. Gewalt der Seele über den schon im Sterben begriffnen Leib S. 850. Beherrschung der Schmerzen S. 851, Schlußfolgen S. 852.

Erl. Bem. Citate zum Inhalt des §. S. 852 — 854. Beispiel von Raserei an einem neugebornen Kind S. 854.

§. 58. Die Macht der Seele an den Seelen S. 855 — 859.

§. Bedürfniß in der Seele, nach Mittheilung an andre Seelen S. 855; bildender Einfluß des Menschen auf die von ihm bewohnte Erdfläche ib.; die Kunst das Werk eines innern Bildungstriebes, der prophetisch die innre Verleiblichung des Menschen des Jenseits zum Gegenstand seiner Wirksamkeit hat S. 856 — 859.

§. 59. Die Kunst S. 859 — 892.

§. Der Tempel der Kunst S. 859; die Richtung der Kunst bei den Aegyptiern S. 860 — 862; bei den ältesten Griechen und Hetruriern S. 862., Die Aegineten S. 865. Die Blüthenzeit der griechischen Kunst S. 864. Dionysos S. 865. Ursachen des Verfalles der griechischen Kunst, so wie der Kunst überhaupt S. 867 — 870. Neues Aufkeimen und Aufleben aus Untergang und Tod S. 870, 871. Die christliche Kunst S. 872.

Erl. Bem. Die Münchner Glyptothek S. 875. Die acht Künste ib. Die bacchische Begeisterung nach der Lehre der Alten ib. Die Reste der Bau- und Bildhauerkunst am Euphrat S. 875, 874: die Kunst der alten Aegyptier S. 874 — 877; der Inder S. 877; cyklopische Bauwerke S. 877, 878. Die Baukunst der Griechen S. 878; die Bildhauerkunst derselben S. 880 — 884; griechische Malerkunst S. 884; Musik S. 884, 885; Gesang S. 885; Tanzkunst ib. Gymnastik S. 886; die Kunst bei den Etruskern und Römern S. 886; Römische Plastik S. 887. Die Baukunst der christlichen Zeiten S. 888; die Malerkunst der neuern Weltzeit S. 889 — 891; die neuere Tonkunst S. 891, 892.

§. 60. Die Wissenschaft S. 892 — 934.

§. Verhältniß der Wissenschaft zur Kunst S. 895; Anfang der Wissenschaft, Sprache und Schrift S. 894; Gegenstand des ältesten wissenschaftlichen Forschens S. 895. Erbliche Priesterweisheit S. 896. Zwei Hauptrichtungen des wissenschaftlichen Forschens, entsprechend den beiden in §. 52 erwähnten Polaritäten der Temperamente S. 897; die Bestimmung des griechischen Volkes 898; Entwicklungsgeschichte der Wissenschaft und namentlich der Philosophie der Griechen S. 899 — 904; Verfall derselben S. 904; Versuch einer Rettung aus der Fluth des Unterganges in das sicher hinübertragende Fahrzeug der Naturwissenschaft S. 905, 906. Geschichte der Wissenschaft und Dichtkunst bei den Römern S. 906 — 909; bei den Indern und Arabern S. 909. Bestimmung des Christenthums auch für die Erziehung und Vollbereitung der Wissenschaft S. 910. Die Weisheit der ersten christlichen Jahrhunderte S. 911 — 915; Entfaltung der Wissenschaft der neueren Zeit S. 914 — 916.

Erl. Bem. Stellen der Alten über den Begriff der Wissenschaft S 916, 917; Nachweisungen über das Alter und den gemeinsamen Ursprung der Buchstabenschrift S. 918; Hieroglyphenschrift S. 919; Schreibmaterial S. 919; die älteste Weisheit der Hebräer S. 920; Inder, Chinesen, Perser ib. Griechenlands Dichter S. 921; Historiker S. 921, 922; Philosophen S. 922 — 924; Redner und Naturforscher S. 924. Die Zeit der Alexandriner S 924 — 926. Literatur der alten Römer S. 926 — 928; Blüthen der Literatur auf fremdem Boden, aber aus den Zeiten des Römerreiches S. 928, 929. Aeltere rabbinische Literatur S. 929. Die Dichter Indiens ib. Griechische Schriftsteller aus den Zeiten des Verfalls S. 929, 950. — Literatur der Rechtsgelehrsamkeit S. 950; Kirchenväter S. 950, 951; Schriftsteller des Mittelalters S. 951, 952; Armenier S. 952; Araber 955; Perser ib.; die Dichtkunst des christlichen Mittelalters S. 955, 954; Wiedererwachen der Wissenschaft S. 954.

§. 61. Der Staat S. 935 — 940.

§. Die innre Einrichtung und der lebendige innre Verkehr der Staaten

det ſich auf jenem Gegenſatz, aus welchem nach den vorhergehenden Unter-
ungen alles Leben entſteht S. 955; Herrſcher und Unterthanen, Fürſten
Völker S. 956; Unterſchied der Stände S. 957; Erziehung des Menſchen
) Gehorſam gegen die ſichtbare: irdiſche, zum Gehorſam gegen eine höhere,
iſche Ordnung S. 958. Fürſten- und Unterthanen-Tugenden S. 958; der
iungshaß S. 959.

Erl. Bem. Stellen der Alten über die beſte Einrichtung und Ordnung
Staaten S. 959, 940.

§. 62. Die Erziehung zum Wiſſen S. 940 — 945.

§. Dieſe Erziehung, auch vom bloß pſychiſchen Standpunkte aus betrach-
wird zuerſt und zunächſt auf die Entwicklung und Bildung des Logos im
iſchen, z. B. als Gabe zum Sprechen, Rückſicht zu nehmen haben ib.

VII. Die Herrſchaft des Geiſtes.

§. 63. Die Gränze S. 946 — 947.

Abgränzung der Gebiete der Herrſchaft des Leibes, der Seele und des
tes ib.

64. Die Macht des Geiſtes über das Leibliche S. 947—949.

65. Die Macht des Geiſtes über die Seele S. 949, 950.

66. Die Macht des Geiſtes über den Geiſt S. 950—952.

Die Kraft des Gebets.

§. 67. Die Religion S. 952, 953.

§. 68. Der Chriſtenglaube S. 953 — 955.

Der Myſtizismus S. 954.

§. 69. Die Kirche S. 955, 956.

§. 70. Das Ende S. 956.

Aufgabe und Endzweck der Seelenlehre.

§. 1. Mitten in dem Reiche des Seyns ſtehet eine Sonne, welche Alles trägt und hält, Alles belebt und bewegt, und es iſt ein Auge, ſelber von Sonnennatur, für jene Sonne gemacht. Die Sonne iſt Gott, das Auge iſt die Seele.

Nicht der Schrecken, nicht die Furcht, wenn ſie auf dem Fittige des Ungewitters, oder im Donner der ſtürzenden und flammenden Berge vorübergezogen, haben es dem Menſchen geſagt, daß ein Gott ſey; er hat dieß nicht erſt in der Sternenſchrift der Werke geleſen. — Innig tief, wie das Sehnen, das aus dem neugeborenen Kinde nach der noch ungekannten Mutter ſchreit; laut, wie das Rufen der jungen Raben nach dem noch nie genoſſenen Futter; mächtig und ſtill, wie der Drang, womit das eben aus dem Dunkel geborene Auge oder die aus der Samenhülle gebrochene Pflanze das noch niemals empfundene Licht ſuchen, wird in meinem Weſen ein Sehnen vernommen nach der lebendigen Quelle alles Seyns, aus welcher ich bin.

Nähme ich Flügel der Morgenröthe und flöge dahin, wo die letzten Wogen der Sichtbarkeit verhallen; führe ich hinab ins Dunkle, da kein Stern iſt, da das Geſchrei der Angſt, das Jauchzen der Luſt, da ſelbſt der leiſeſte Hauch eines Lebens nicht mehr gehört wird, und bliebe ich da allein und einſam mit mir ſelber, ſiehe ſo fühlte ich dennoch daß Er mich hält; ich vernähme Seine Nähe, wie das Rauſchen eines Adlerflügels in ſtiller Nacht und ein Etwas in mir, das nach Gott rufet. Wie der ausgeworfene Anker, durch die Meereswogen hindurch, gerade hinabeilt zum Felſengrund, da er ruhet; ſo iſt in mir ein Verlangen, welches ſeinen Lauf mitten durch die Creaturen hindurch zu Gott nimmt.

Dieß iſt das Fragen im Geiſt des Menſchen, nach den Anfängen der Dinge; das Fragen, welches raſtlos und unſtillbar,

dem Strom entgegen, welcher mit den andern Creaturen ſpielet, ſich hinanringt zur Quelle. Denn Er iſt es, welcher der Dinge Anfänge in ſeiner Hand hält; darum wer dieſe gefunden, der hat Gott gefunden.

Und das iſt die rechte Weisheit, durch welche der innere Menſch — der Menſch der Ewigkeit — wächſet und erſtarket; das iſt das Erkennen, welches das Herz beſſert. Nahrung nehmend und Pflege, erkennt der Säugling die liebende Mutter, und ſo Nahrung nehmend und erkennend, wächſet er und erſtarkt. So lernet, Leben nehmend aus des Lebens Urſprung, die Seele wer Gott ſey? und erſtarket hierbei zum Leben der Ewigkeit.

Dieſes Ausgehen der Seele, zuerſt in den buntfarbigen Schein der leiblichen Geſtaltung, welche das Leben nur ſinnbildlich erfaſſet, dann in das Weſen des Menſchen; wie endlich in dieſem die Seele zu ſich ſelber und zu Gott komme; dieß zu beſchreiben iſt die Aufgabe und der Endzweck der Pſychologie.

Erläuternde Bemerkungen. Die Bewegungen der Weltkörper gehen deßhalb ohne Aufhören fort, weil dieſe Körper den eigentlichen End- und Ruhepunkt ihres Bewegens außer ihrer näheren und niederen Centralwelt noch in einem andern, höheren Centro haben; z. B. der Mond nicht allein in der Erde, ſondern auch in der Sonne, die Planeten nicht allein in dieſer, ſondern noch in einem höheren Ausgangspunkt der Bewegungen der Welten. M. vergl. hiezu die Bem. zum 4ten und 5ten §. und mein kl. Lehrbuch der Sternkunde IV. Denn ſchon Philo Judaeus fühlt ſich gedrungen eine obere, unſichtbare Sonne der ſichtbaren Sonne vorauszuſetzen, welche aus unſichtbaren Quellen den ſichtbaren Dingen ihren dem Auge bemerkbaren Glanz ertheilt (ἥλιον ἥλιος, νοητὰς αἰσθητοῦ, παρέχων ἐκ τῶν ἀοράτων πηγῶν ὁρατὰ φέγγη τῷ βλεπομένῳ, de sacrificant. 851, ed. Mang. T. II. 254), ein Urlicht (παναύγειαν), aus welchem die Sonne und alle Sterne ihren Glanz ſchöpfen (de mund. opif. 6, ed. Mang. I, 7).

Der innere Unterſchied zwiſchen den beſeelten und unbeſeelten Dingen unſerer Sichtbarkeit iſt bloß darauf begründet, daß die beſeelten Weſen in dem leiblichen Stoffe, den ſie als Nahrung oder als Odem an ſich ziehen, nicht das eigentliche Ziel und Ende ihres Verlangens finden, weil dieſes nach einem höheren Lebenselement gerichtet iſt, deſſen unvollkommnerer Stellvertreter nur der leibliche Stoff iſt. Während daher in der unorganiſchen Körperwelt das Metall, welches den Sauerſtoff der Luft, oder die Erde, welche die Säure an ſich zog, unfähig ſind den angezogenen Stoff aus eigner Kraft wieder auszuſtoßen, iſt in dem beſeelten organiſchen Weſen ein Vermögen da, ebenſowohl Stoff auszuſcheiden und abzuſtoßen, als von neuem anzuziehen. Denn das Sterbliche empfängt nur, indem es verliert. (Plato sympos. 207, d), und ſein fortwährendes Leben beſtehet nur in einem beſtändigen ſich Erneuern (ib.). Hiermit ſtehet im Zuſammenhang die ſelbſtſtändig inwohnende Kraft der Bewegung, welche allein der Seele oder dem Beſeelten zukommt (Plato Phaedr. 245, c.; de legib. XII. p. 966, d), ja welche nach Herakleitos nur bei ſterblichen Naturen eine endliche, bei ewigen aber eine ewig dauernde iſt (Plut. pl. ph. I, 25).

Denn alles Bewegen der beseelten Wesen ist ein Suchen und Streben nach dem ewigen Anfang alles Bewegens (Aristot. Phys. VIII, 7); nach dem Herrlichsten (Plato Phileb. p. 53, d); nach dem Göttlichen (Aristot. de anima II, 4. edit. Acad. Boruss. p. 415: *πάντα γὰρ ἐκείνου* (sc. *τοῦ θείου*) *ὀρέγεται, κἀκείνου ἕνεκα πράττει, ὅσα κατὰ φύσιν πράττει*, weil in dem Theilhaben am Göttlichen der Zweck des Werdens liegt; denn Gott selber ist der Zweck aller Dinge (Met. XI, c. 7 seqq.). Das Ende der Verwandlungen demnach, welche das nach Herakleitos Ausdruck in dem lebendigen Feuer der Seele inwohnende Verlangen (*χρησμοσύνη*) erstrebt (Heraklеit. in Philon. Jud. sacrar. leg. Allegor. L. III, edit. Mang T. I. p. 89, m. vergl. auch Plut. de Ei apud Delph. c. 9, edit. Hutten. T. IX.) ist eine Verähnlichung des Liebenden mit dem Geliebten; mit dem Göttlichen, mit welchem ein Begehren der Liebe das Sterbliche verbindet (Plat. sympos. p. 202—207). Das allein Liebens- und Begehrenswerthe: Gott, beweget die Dinge (durch den in ihnen liegenden Zug des Begehrens) nach sich hin, ohne selber bewegt zu werden (Aristot. met. XI, 7. p. 1072: *τὸ ὀρεκτὸν καὶ τὸ νοητὸν κινεῖ οὐ κινούμενα. — ἐπιθυμητὸν μὲν γὰρ τὸ φαινόμενον καλόν.*) — Er allein ist ein ewiges, feststehendes Seyn, mitten im vorüberfließenden Strome des Vergänglichen und Endlichen. (Plutarch. l. c. c. 18 et 19.)

So gehet denn auch der Glaube an das Daseyn eines göttlichen Wesens, der Trieb ein Göttliches zu verehren, aus einem inwohnenden Zug der Verwandtschaft des Menschen mit den Göttern hervor (Plato de leg. X. 899, d). Ja dieser allen Menschenseelen gemeinsam inwohnende Zug, das allen gemeinsame Vermögen ein Göttliches zu erkennen, ist der stärkste Beweis für das Daseyn Gottes (Augustin de liber. arbitr. II, c. 7, 15, ed. Paris. Opp. T. I, p. 587—591). Für nicht minder thöricht hält Arnobius das Bemühen, Gottes Daseyn aus Vernunftgründen beweisen zu wollen, als den Versuch der Thoren dasselbe zu bestreiten. Welcher Mensch trat nicht schon mit einer Kunde dieses Herrn in die Welt ein? Wem ward es nicht eingeboren, eingepflanzt und anerzeugt, daß Ein König und Herr sey, der alle Dinge beherrscht? — „Ja würde den stummen Thieren die Zunge gelöst, könnten die Bäume und Steine reden, sie würden es laut bezeugen, daß Ein Gott sey, ein einiger Herr Aller" (Arnobius adv. gentes I. c. 32 und 33, ed. Orell, p. 21, 22. Man vergl. Clem. Alexandr. V, c. 13, ed. Potter. 698). „Es ist vernunftwidrig, die große Uebereinstimmung, welche sich bei allen Völkern in der Vorstellung von Gottes Eigenschaften zeigt, für einen bloßen Zufall zu halten und sie nicht vielmehr einem unserem Wesen angebornen Zug zuzuschreiben" (Sext. Empir. contradict. L. IX. adv. Phys. 33). Die Fähigkeit zu lieben, Gott, das Schönste, das Beste zu lieben, ist unserer Natur eingeboren, — was ist süßer und lieblicher als der Gedanke an Gott (St. Basil. regul. fus. tractat. interrog. II, ed. Paris. Opp. II, p. 337).

Dieses eine Höchste, das von allem Leben begehrt wird, erscheint dem Geist des Menschen in dem Maße selber erhabener, je vollkommenere Creaturen derselbe kennen lernt. So wie sich der Geist zu höheren Betrachtungen hinan schwingt, wird auch seine Idee von Gott erhöht (Cyrill. Hieros. Cat. IX. edit. prim. Paris. p. 75. M. vergl. Phil. Jud. fragm. ex Joh. Damasc. sacr. Parall. ed. Mang. II, 656). Daher der höhere Werth der Betrachtung der Geschichte der Menschenseele, vor der Betrachtung aller andern, dem Menschen erkennbaren natürlichen Dinge.

Die äußere Natur.

Die zwei Grundrichtungen alles Werdens und Bewegens in der Natur.

§. 2. Es ſind zwei Richtungen alles Werdens und Vergehens, zwei Richtungen alles Wirkens und Bewegens in der geſchaffenen Welt. Sie ſind die erſten Fäden, ſie ſind die Grundlage des Gewebes der Sichtbarkeit. Die eine iſt das Bewegen das von innen, von der Seele, oder von oben, von einem unſichtbaren Anfang nach außen oder nach unten gehet; die andere iſt der Zug, der von außen oder von unten, von der Leiblichkeit der gewordenen Dinge nach innen oder nach oben, zu dem Anfang alles Weſens emporſteiget. Dieſe beiden verſchiedenen Richtungen des Bewegens ſind es, welche die Planeten in ihrer Bahn um die Sonne führen. Denn die eine, welche beſtändig nach dem Mittelpunkt der Sonne hinſtrebet, wird in jedem Augenblick von der andern durchwirket, welche von dieſem Mittelpunkt der ſchweren Maſſen hinwegeilet und aus dem Zuſammentreten der beiden Bewegungen entſtehet die kreisartige Geſtalt der Bahnen. An dem lebenden Leibe wird das Gewebe der beiden Fäden ſchon in dem Kreislauf des Blutes wahrgenommen. Das belebungsfähige Flüſſige wird jetzt von innen, von dem Herzen aus nach den Theilen des Leibes geführt und erſtarret hier zum feſten Gebilde; von außen aber wird das flüſſig Gebliebene, oder das von neuem Aufgelöſ'te wieder nach innen, nach dem Herzen gezogen. Denn dieß iſt der beſtändige Ausgang der beiden Bewegungen: die eine, welche von oben nach unten herabſteiget, beginnt, wenn etwa an unſrem eignen Weſen der Gedanke oder der Vorſatz zur That wird, aus einem Anfang, der nicht vom Geſchlecht der Sichtbarkeit iſt; ſie nimmt aber ihr Ende in einem Leiblichwerden, erſtirbt in einem Körperlichen, welches alsbald, ſo wie es entſtanden iſt, wieder zu vergehen anfängt. Die andre Bewegung, welche von außen

nach innen führet, beginnt an einem Leiblichgewordenen, und endigt von neuem in einem verborgenen Innern oder Obern. Denn von demſelben Augenblicke an, wo das Bewegen, das von innen nach außen gehet, zu einem Körperlichen und Vergänglichen geworden, fängt es an, etwas zu ſeyn, das von der Seele empfunden und wahrgenommen wird: ein Aeußeres, welches der Zug der Abhängigkeit zu ſeinem Innern emporhebet, nach dieſem hinziehet.

In der untern Region der geſchaffenen Dinge macht ſich die aus dem überſinnlichen Obern nach der Sinnenwelt hinabſteigende Bewegung zuletzt als Schwere kund; die von unten nach oben ſtrebende Bewegung erſcheint als Licht. Wie der Drang der erſteren es iſt, welcher alle Planeten nach der Mitte ihres Weltgebäudes, nach der Uebermacht der leiblich gewordenen Maſſe: der Sonne, hinführet, ſo iſt es der Drang der andern, der der Sonne ihren Glanz gibt. Denn da, wo an der immer von neuem gewordenen und vergehenden Geſtaltung die eine, abwärts gehend, endigt, beginnt ſogleich die andre, aufwärts eilend. Beide aber, die Grundfäden der Sichtbarkeit, führen den forſchenden Verſtand nach einem gemeinſamen, unſichtbaren Ausgangspunkt hin, von deſſen ewigem Seyn alles lebendige Bewegen beginnt und an welchem es wieder endet.

Erläuternde Bemerkungen. Wir begegnen hier gleich Anfangs der alten Lehre von den zwei entgegengeſetzten Richtungen alles Werdens und Bewegens. Herakleitos nennet dieſe beiden Richtungen den Weg nach oben und den Weg nach unten: ὁδὸν ἄνω καὶ κάτω (Jamblich. ap. Stob. ecl. c. 52, edit. Heeren. p. 906; Maxim. Tyr. diss. 25; Antonin L. IV. §. 46). Der Weg nach oben führet hinan zu den Weſen des alles ſchaffenden, ewigen Feuers; der andere hinabwärts nach der gröberen, ſichtbaren Leiblichkeit (Diogen. Laërt. L. IX, 8, 9). Da, wo beide ſich begegnen, iſt „das Meer" des beſtändigen Werdens, aus welchem die Verwandlungen aufwärts in die immer nähere Aehnlichkeit mit dem Feuer-Urquell, und abwärts in die Form der niedern Elemente geſchehen (Clem. Alexandr. Strom. V, 599, ed. Potter 712). — Bei den Kabbaliſten heißt die ſchaffende Bewegung, welche ohne Aufhören aus dem Obern und Geiſtigen nach dem Untern gehet, das ausſtrahlende Licht (Or Hajaſchor אוֹר הַיָּשָׁר); die aufſteigende Bewegung des Sehnens, welche das Untere immer wieder nach dem Obern zurückführt, das zurückſtrahlnde Licht (Or Hachoſer אוֹר הַחוֹזֵר);

m. vergl. das treffliche Werk von Molitor: Philoſophie der Geſchichte oder über die Tradition, Frankf. a. M. 1827. — Die erſtere von der ewigen Einheit nach der Vielheit hingerichtete, erſcheint als eine centrifugale Action, die andre als eine centripetale (ebendaſ. S. 83). Nach der Lehre der Stoiker iſt es das künſtleriſche (ſchaffende) Feuer (πῦρ τεχνικὸν),

welches, gleich der Lebenswärme, das Werden, Ernähren und Bestehen der Dinge schaffet (Cic. de nat. D. II, 15; Plut. de plac. ph. I. 6 u. 7; Stob. ecl. I, 314). Durch eine abwärts gehende Verwandlung entstehet aus dem sich verdichtenden Feuer die Luft, aus der Verdichtung der Luft das Wasser, aus diesem die Erde. Umgekehrt verwandelt sich aber auch wieder das Wasser durch Verdünnung in Luft, diese in Feuer (Diog. L. VII, 142; Plut. de Stoicor. repugnantiis c. 41, ed. Hutten. T. XIII, p. 392). Die allbewegende Kraft wirket aber nur von oben (aus der höheren Region) nach unten (Aristot. Meteorol. I, 2).

Auch jene Lebensthätigkeit des Nerven, durch welche in unserem Leibe die willkürliche Bewegung gewirkt wird, gehet von oben und innen, vom Gehirne nach den äußern Theilen hin; jene andre aber, durch welche die Empfindung entsteht, gehet rückwärts, von den untern Theilen nach dem Gehirn (m. vergl. weiter unten den §. 17). Durch die von oben nach unten wirkende Kraft des Lebens empfängt der Leib nicht bloß seine Bewegung, sondern mittelbar nach §. 11 auch seine Gestaltung. Denn die „Centrifugalaction" (welche dem Geschöpfe inwohnt) „ist ein von innen nach außen gehendes Offenbaren, welches von Grad zu Grad fortschreitet, bis sich die Innerlichkeit in der vollendeten Aeußerlichkeit entfaltet und das rein (geistig) Ideale sich zur plastischen Wirklichkeit gestaltet hat," nachbildend im Kleinen „die allmächtig schöpferische Centrifugalaction der Gottheit," welche auch „in einer stufenweise fortschreitenden Offenbarung und Entwicklung von Wesen und Welten, bis hinab zu der äußeren passiven Stufe besteht, in welcher die Idealität völlig erloschen ist" (Molitor a. a. O. S. 88). Das äußerste Ende dieser von dem Obern zum Untern fortgehenden Gestaltungen ist am lebenden Leibe der starre Knochen. Seine hohe Bedeutung im thierischen Körper erhellet schon daraus, daß die vollkommene Empfindung und willkürliche Bewegung, die vollkommene Wahrnehmung der Sinne erst da möglich wird, wo sich ein vollkommenes Skelet zeigt (m. vergl. unten den §. 14); denn „in dem äußersten und letzten Gliede der Schöpfung liegt zugleich der Wendepunkt, wo sich das nach außen Kehrende wieder nach innen wendet, und die Schöpfung ihre cyklische Rückkehr erhält" (Molitor S. 90).

b) In unserm Weltgebäude nimmt die von oben nach unten gehende Bewegung zuletzt die Form der Schwere an, die von unten nach oben steigende erscheint unsrem Auge als Licht. Der Punkt, wohin endlich der Gesammtzug der Schwere aller einzelnen Weltkörper unsres Planetensystemes gehet: die Sonne, ist daher zugleich der Punkt der Rückkehr oder des Beginnens eines Zuges der niederen Leiblichkeit nach oben und erscheint als solcher leuchtend (m. vergl. die Bem. zum §. 1 auf S. 2), wie selbst im Kleinen durch eine übergewöhnliche Vermehrung der gegenseitigen Anziehung der einzelnen Theile (durch Compression und Reiben) aus den irdischen Körpern Licht und Wärme hervorgelockt wird (über dieses Entstehen und das Wesen des gewöhnlichen irdischen Lichtes und seine Verschiedenheit von, so wie Verwandtschaft mit dem reinen Lichte, vergl. m. übrigens noch die erl. Bem. zum §. 18). Jene beiden Grundkräfte: die centrifugale und centripetale, stehen in einem solchen wechselseitig sich aufhebenden Verhältniß, daß die Macht der einen jederzeit in demselben Maße wächst, in welchem die der andern abnimmt. Während z. B. die eine entgegengesetzte (und mithin der Widerstand) zweimal geringer wird, verstärkt sich zugleich die Macht der andern aufs Doppelte; daher wird die Action im quadratischen Verhältniß aufs Vierfache gesteigert. Hierin liegt der Grund, weßhalb z. B. die Schwere im umgekehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernungen

wirkt. Auch das Aufwärtssteigen der Verwandlungen der Körper von Stufe zu Stufe, z. B. von der Form des Tropfbarflüssigen zu der des Dampfes, wobei das Wasser auf Einmal um das 1600fache seines Volumens ausgedehnt wird, geschieht in einer Progression, welche nicht bloß arithmetisch ist. Die Wurzeln der Potenzen, welche wir hier auf Einmal auftreten sehen, könnten vielleicht in den Verhältnissen der Abstände der verschiedenen Planeten von der Sonne erkennbar werden.

Die Schöpfung der Sichtbarkeit.

§. 3. Wer gibt der fließenden Welle Kraft, daß sie den Strahl erfasse, der sie durchleuchtet? Er ist bei mir und ich bemerke Ihn nicht; Er durchdringt mich und ich weiß es nicht. Ich bin durch Ihn und bin in Ihm; wo ich bin, da ist Er. Dennoch, was ich ergreife, da ist Er nicht, wo hinein ich dringe, das enthält Ihn nicht. Suche ich Ihn in der Tiefe — Er ist tiefer als die Tiefe; forsche ich nach Ihm in der Höhe, siehe Er ist höher als die Höhe. Die klare Luft ist zu rein für mein unterscheidend Auge; Er aber ist klarer als die Reinheit. Nenne ich Ihn ein Wesen, Er ist es nicht; heiße ich Ihn Licht, so nenne ich sein Geschöpf; was ich als Geist verstehe, das ist nur sein Hauch, als Weisheit, das ist seiner Ausstrahlungen eine. Vor dem Anfang war Er da und am Ende wird Er seyn, der Er ist und welcher Er war.

Ein klarer See, tief und ohne Gränzen! Was will der Schlamm des Endlichen und Vergänglichen bei dieser reinen Fluth? Wie erzeugt sich aus der ewigen Wurzel alles Seyns der sterbliche Stamm der Sichtbarkeit mit seinen schnell hinwelkenden Blättern?

Zwar die Blätter, so schnell sie welken, sie kehren immer wieder, getrieben und gebildet von derselben Kraft, und wenn der Stamm vergeht, so bleibt doch im Samen die Art des Gewächses. Alle diese Einzelnen, wie sie vorüberfließen, zeugen von Einem, das feststehet. Sie Alle, einzeln für sich unmächtig und gebrechlich und mangelhaft, sind zusammen Kraft und Herrlichkeit und Vollendung.

Wie die Wellen der Luft, welche das langwährende Lied eines Sängers bewegt, sie fließen, wenn sie den Ton zum Ohre gebracht, vorüber, und eine andere Welle bringt den noch immer anhaltenden Ton; sie selber sind andre, das Lied aber tönet fort.

Es ſind die Gedanken eines tief ſinnenden Geiſtes, welche, wie durch die vereinzelten Laute einer Menſchenrede, durch alle dieſe, bald entſtehenden, bald vergehenden Geſtaltungen der Sichtbarkeit ſich kund geben, und welche ewig feſt bleiben, wie der Geiſt, mitten im Fluß des Leiblichen. Aber weſſen ſind dieſe Gedanken, welche dem ganzen Werk der Sichtbarkeit zu Grunde liegen? Jener Gedanke, aus welchem alles Werden und Bewegen ſtammet: ich ſuche nicht mich, ſondern Ihn; ich bin nicht mein, ſondern Sein; es ſterbe und werde hingenommen, was ich lebe und bin, Er aber lebe und bleibe. Der Gedanke: Er iſt ohne Maß und Ende, Vieles und Alles, Alles aber iſt nur für Ihn und in Ihm und zu Ihm. Der Gedanke einer Liebe, welche das Eine mehr liebt, als das eigene Andre; eines Lobliedes auf Den, welcher ohne Namen iſt; eines Lobliedes, welches nie verſtummet in der Ewigkeiten Ewigkeit.

Dieß ſind die Gedanken des Einen, welcher nicht Er ſelber, ſondern ein Andrer war; dieß ſind die Aeußerungen einer Liebe, welche nur in Ihm ſich ſelber ſuchet und findet; ſie gleichen den Worten eines Menſchen, welcher Gott war.

Es iſt aber nur der Eine, von welchem durch die Kraft des Andern aller Sichtbarkeit Heere als von ihrem Herrn und Meiſter zeugen. Denn es iſt der von Ihm ausgehende Odem des Lebens, es iſt der Geiſt aus Gott, durch deſſen Einheit und Kraft der Vater iſt im Sohne und der Sohn im Vater.

Dieß iſt der Geiſt, ausgehend von dem Einen und dem Andern, welcher der Eine iſt; der Geiſt, welcher auch dem Geſchaffenen ein Leben und Weſen gibt, deſſen Lauf und Wandel niemals aufhöret, denn der Geiſt iſt Gott.

Gott ſchaffet den Dingen ein Seyn und Weſen, welches ihr eigen iſt. Aber das nur, was ſie in Ihm ſind und durch Ihn werden, das iſt es, welches bleibt und aus dem Wechſel beſtändig ſich erneut; was ſie außer Ihm ſind und durch ſich ſelber werden, das iſt es, welches ſtirbt und immer wieder vergeht.

So ſind in den endlichen Dingen ein Leben und ein Sterben vereint; das Leben iſt jenes Urbild, welches ſtets von neuem wird, das Sterben iſt der ſichtbare Stoff der Leiblichkeit. Dieſer Stoff iſt darum nicht das, aus welchem das Weſen der Dinge

entſteht, ſondern er iſt das, in welches das Leben der endlichen Dinge in jedem Augenblick vergeht und verſcheidet, weil es ein Endliches und Beſonderes iſt. Denn nur in Gott iſt das wahre (alleinige) Leben, welches beſtändig ſich ſelber gleicht; außer Ihm iſt kein Leben, ſondern Tod. So iſt das Seyn und Weben der Leiblichkeit nach Gottes Willen ein Etwas, welches nicht Gott iſt. Der Geiſt aber aus Gott iſt es, welcher ohne Aufhören dem Vergehenden ein neues Seyn ſchaffet; denn das Leben der Einzelnen beſtehet wie durch ein Einhauchen des Lebens aus Gott, was ſie aber, das Eigene, aushauchen, das iſt Tod. Sie aber, die lebenden Weſen, geben in der Kraft jenes Wortes, welches ſie geſchaffen, willig hin, was das Ihre iſt, in den Tod, damit das in ihnen lebe, was Er iſt. Und ſo empfangen ſie aus Seiner Fülle immer von neuem ein Leben, welches das ihrige wird, damit ſie durch ihr Sterben ein Zeugniß geben, daß Er allein es ſey, welcher lebt, von Ewigkeit zu Ewigkeit. Bis der Staub zu andrem Staube gehet und der Geiſt den Leib der Ewigkeit empfängt, welcher nicht mehr den Tod des ſichtbaren Weſens ſtirbt.

Dieß wird uns geſagt von der Leiblichkeit Grund und von des Lebens beſtändigem Kreislauf. Es iſt der Sinn jenes räthſelhaften Spruches eines alten Weiſen: was wir wachend ſehen, das iſt Tod, was ſchlafend, das iſt Schlaf.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorſtehenden §. rührt an eine Tiefe, welche ſchon die Weiſen des Alterthums bemerkt hatten, deren Grund jedoch erſt durch ein vom Zenith der Offenbarung hineinſtrahlendes Licht erhellt werden konnte. Nicht der oberſte Gott ſelber, ſo lehrte Plato, konnte die ſterblichen Weſen ſchaffen, ſonſt würden ſie den Göttern gleich, unſterblich geworden ſeyn; ihre Bildung wurde von ihm den „gewordenen Göttern" übertragen, von ihm ſelber aber nur ſo viel in die Geſtaltungen gelegt, als an dieſen unſterblich ſeyn ſollte (Plat. Tim. 41, b seqq.). Abgeſehen von dem augenfälligen Irrthum, welcher, wie noch die Philoſophie des Philo (fragment. ex Euseb. Opp. T. II, ed. Mang. p. 625; Sacrar. leg. allegor. L. III, p. 128), und die Lehre der Gnoſtiker die Schöpfung der Welt nicht dem höchſten Gott ſelber, ſondern einem zweiten untergeordneten Gott oder den Engeln zuſchreiben wollte, ſo (Saturninus, Basilides, Carpocrates, Cerinthus u. A., nach Irenaeus adv. haeres. I, c. 22, 25, ed. Colon., m. vergl. Augustin. adv. Haeres. c. 2—7. Opp. T. VIII, p. 6, 7); ſo erſcheint der Grundgedanke der Schöpfung als der mit Kraft der Gottheit ſelber hindurch geführte Gedanke einer ſich dem Einem unterwerfenden und in Ihm nur wiederfindenden Liebe; als der Gedanke des Einen, welcher ein Anderer iſt; als der Gedanke des Sohnes, welcher nicht ſich, ſondern Ihn ſucht. Wir beleuchten den Inhalt des §. noch etwas näher nach ſeinen einzelnen Theilen:

a. Das Bild von der fließenden Welle findet ſich ſchon bei Plato, im Kratylus, 402. Eins allein, aus welchem alle Wandlungen der Dinge geſchehen, bleibet beſtehen, während die andern Dinge in beſtändigem Werden und Fließen begriffen ſind (Heracl. ap. Arist. de coelo III, 1). Dieſes beſtändig Fließende iſt die Materie (Heracl. ap. Stob. eclog. p. 318), im Gegenſatz zu dem denkenden Geiſt (Plut. adv. Stoic. ed. Reisk. X, 464) und zu dem feſtbleibenden göttlichen Seyn (Plutarch. de Ei apud Delph. ed. Hutten. c. 18, 19; Phil. Jud. quod a Deo mittunt. somn. I, 600, ed. Mang. I, 656; m. vergl. p. 687).

Wie die Sonne die ganze Welt durchleuchtet, ſo durchdringt Gottes allgegenwärtiges Erkennen ſelbſt unſre in Dunkel gehüllten Gedanken (Minut. Fel. Octav. c. 32, edit. Gronov. 342, 343); Gott iſt den Pythagoräern der durch die Natur der Dinge ausgegoſſene und waltende Geiſt, aus welchem auch unſre Geiſter entnommen ſind (Salvian. de gubern. Dei L. I, p. 4; Cic. Nat. D. I. c. 11). Er iſt nach Ariſtoteles das Lebendige, das Ewige, Beſte (Met. XII, 7), der Dinge Anfang und Urſach' (Met. I, 2), ein ſelig erkennendes (de morib. X, 8), ſich ſelber vollkommen genügendes Weſen (magn. mor. II, 15), an Kraft allmächtig, an Schönheit der Herrlichſte, an Tugend der Vortrefflichſte (de mundo 6), ja über alle Tugend erhaben (magn. mor. II, 5). Er umfaſſet der Dinge Anfang, Ende und Mittel; Gerechtigkeit waltet ihm zur Seite (de mundo 7), dem Herrn über Alles (ib. 6). — Gott, der Alles erfüllt (Athenagoras legatio pro Christianis c. 7, edit. Oxoniens. p. 54) und durchwirkt (Hilar. tract. in Psalm. CXVIII, Litter. XIX, edit. Veron. Opp. T. I, p. 400 seqq.; m. vergl. Sext. Empir. contradict. L. IX, adv. Physic. 76, ed. Fabr. 76; Diog. Laërt. VII, 138 und 139; Plut. de plac. Phil. I, 6, 7), in welchem alle Dinge ſind und leben (Athanas. orat. contr. gent. 28. Opp. T. I. p. 21; Irenaeus adv. haeres. edit. Col. L. II, c. 1, p. 145, 146; Augustin. de divers. Quaest. Qu. 20; Opp. VI, p. 5), iſt dennoch nur nach ſeiner Güte und Macht in den Dingen, außer ihnen aber ſeiner Natur nach (Athanas. de Decret. Syn. Nic. 11, ed. Patav. Opp. I, p. 171). Gott iſt, lehrt Minutius Felix (Octav. c. 18, ed. Gronov. p. 167, 168) zu klar, um geſehen, zu rein, um gefühlt zu werden, zu hoch für unſere Sinne — Gott iſt, ſagt Theophilus (ad Antolycum I, c. 5, ed. Wolf. p. 15), an Herrlichkeit unbegränzt, an Größe unerfaßbar, an Höhe unausdenkbar — — Sage ich, er ſey ein Licht, ſo nenne ich ſein Geſchöpf — — heiße ich ihn Geiſt, ſo nenne ich ſeinen Aushauch, wenn Weisheit ſein Erzeugniß. Wir ſetzen den größern Theil jener ſchönen Stelle ſelber her: *Ἐρεῖς οὖν μοι· σὺ ὁ βλέπων, διήγησαί μοι τὸ εἶδος τοῦ θεοῦ. ἄκουε ὦ ἄνθρωπε· τὸ μὲν εἶδος τοῦ θεοῦ ἄῤῥητον καὶ ἀνέκφραστον, καὶ μὴ δυνάμενον ὀφθαλμοῖς σαρκίνοις ὁραθῆναι. δόξῃ γάρ ἐστιν ἀχώρητος, μεγέθει ἀκατάληπτος, ὕψει ἀπερινόητος, ἰσχύϊ ἀσύγκριτος, σοφίᾳ ἀσυμβίβαστος, ἀγαθοσύνῃ ἀμίμητος, καλοποιΐᾳ ἀνεκδιήγητος. εἰ γὰρ φῶς αὐτὸν εἶπω, ποίημα αὐτοῦ λέγω· εἰ λόγον εἶπω, ἐρχὴν αὐτοῦ λέγω· νοῦν ἐὰν εἶπω, φρόνησιν αὐτοῦ λέγω· πνεῦμα ἐὰν εἶπω, ἀναπνοὴν ἑαυτοῦ λέγω· σοφίαν ἐὰν εἶπω, γέννημα αὐτοῦ λέγω· πρόνοιαν ἐὰν εἶπω, ἀγαθοσύνην αὐτοῦ λέγω· βασιλείαν ἐὰν εἶπω, δόξαν αὐτοῦ λέγω·* — Und was iſt er alſo? *κύριον ἐὰν εἶπω, ἑαυτὸν λέγω — — πατέρα ἐὰν εἶπω, τὰ πάντα αὐτὸν λέγω.* — Schon Plato (de rep. VI, 509, b) lehrt: Gott (das ewig Gute) ſey nicht ein gutes „Weſen," ſondern über alles Weſen erhaben, unerfaßbar. Sein Name ſelber bedeutet die ewige Güte (Phil. Jud. SS. Leg. Alleg. III, 74, ed. Mang. I, p. 101); ja er iſt beſſer als das Gute (id. de vit. contempl. 890, ed. Mang. II, 472); ſchöner als das Schöne, ſeliger als die Seligkeit (id. de virtut. 992, ed. Mang. II, 646). — Er iſt mit nichts zu vergli-

chen, iſt überweſentlich (ὑπερούσιος, Dionys. Areopag. de divin. nomin. c. 1, ed. Antw. p. 438, et. al.); ja mit dem Weſen und Seyn der geſchaffenen Dinge verglichen, ſelber ein Nicht-Seyn, und doch Urſache alles Seyns (Dionys. Areop. l. c. c. 1, Opp. I, 439: καὶ αἴτιον μὲν τοῦ εἶναι πᾶσιν, αὐτὸ δὲ μὴ ὄν, ὡς πάσης οὐσίας ἐπέκεινα). In dieſem Sinne kann daher geſagt werden, daß die Creaturen, wenn ſie nun durch eine, von der Einheit hinweggehende centrifugale Action ein eigenthümliches, von ihrem Schöpfer verſchiedenes Seyn erlangt haben, welches jedoch nichts Poſitives, ſondern bloße Negation iſt, von einem Sehnen ergriffen werden nach ihrem eigenen Nichtſeyn, nach der Einheit zurück, aus welcher ſie hervorgegangen (Molitors Philoſophie der Geſchichte S. 83—85).

b. „Ein klarer See." Nicht nur auf ein irdiſch Flüſſiges, ſondern auf ein andres Meer alles Entſtehens und Werdens ſcheint eine alte Lehre, namentlich die des Thales, von einem Urflüſſigen, aus welchem alle Körperlichkeit entſtanden ſey und entſtehe (Aristot. Met. I, 3), hinzudeuten.

c. Dafür, daß alle die Endlichen und Vielen aus Einem entſprungen ſind, zeuget ihr gemeinſamliches Thun und Leiden (Diog. Apollon. bei Aristot. de gen. et corrupt. I, 6, edit. Berolin. p. 322): εἰ μὴ ἐξ ἑνὸς ἦν ἅπαντα, οὐκ ἂν ἦν τὸ ποιεῖν καὶ τὸ πάσχειν ὑπ' ἀλλήλων· St. Basil. epist. CLXXXIX, ed. Par. III, 281); ſo wie die harmoniſch ſchöne, vernünftige Zuſammenordnung Aller (Simpl. Phys. fol. 32, b). Es iſt nur Eine Welt (Plato Tim. p. 31 a); und die Harmonie der Dinge in dem ſchönen, mächtig ausgezierten All (Origen. de princ. II, 6, Opp. I, 82) führt zu der Ueberzeugung von Einem Urheber und Beherrſcher aller dieſer Dinge (Aristot. Met. XII, 2; Cic. de nat. D. II, 5; Ambros. de fide I, c. 1). „Denn alle einzelnen Theile, wenn ſie auch für ſich allein betrachtet gebrechlich und häßlich erſcheinen, bilden dennoch, zuſammengenommen, ein herrliches, ſchön zuſammenſtimmendes Ganzes." Zu ſolcher Ueberzeugung führt auch das Anerkennen des (gemeinſamen) Muſterbildes (παράδειγμα, Aristot. Phys. II, 3) und Zweckes, nach welchem alles Werden ſtrebt (Physic. II, c. 8); denn dieſer gemeinſame Zweck iſt das Gute (φύσει γε ἐπὶ τὸ ἀγαθὸν βαδίζοι ἂν πᾶν, Ethic. Eudem. II, 13 und anderwärts; man vergl. auch Augustin. de civitat. Dei XI, 23, Opp. VII, p. 289). Daher iſt es das Höchſte der Wiſſenſchaft, den Zweck (des Werdens) zu erforſchen (Aristot. de morib VI. 2 u. 3).

d) Das Leben der geſchaffenen (von der Einheit ausgegangenen) Dinge beſtehet nur in einem beſtändigen Suchen nach der Einheit, erhält ſich nur dadurch, daß die Seele mitten und unter der Eigenheit des Gewordenen das nicht eigne und nicht gewordene, höhere Eine ſucht (m. vergl. die Bem. zum §. 1). Wie die unvernünftigen Geſchöpfe um der vernünftigen, die lebloſen um der lebenden, die irdiſche Natur um des Menſchen willen da iſt (Lactant. Institut div. VII, c. 4, 5; Augustin. de Genesi ad lit. L. VIII, c. 44, Opp. T. III, p. 241); ſo iſt zuletzt alle Vielheit des Geſchaffenen um des ewig Einen, um Gottes willen da (Origen. in epist. ad Roman. L. IX, 30, ed. Par. T. IV, 656). Er, der Urgrund und Erzeuger Deſſen, das mit Verſtand und Klugheit begabt iſt (Sext. Emp. contradict. L. IX adv. Physic. 77, edit. Fabric. p. 569); Er ſelber, ein allauskeimender Verſtand (σπερματικὸς λόγος, Diog. Laërt. VII, 136; Plut. de plac. ph. I, 7; Stob. ecl. I, 372). Von Ihm, durch Ihn und zu Ihm ſind alle Dinge (Röm. 11, V. 36); ſo wie für Ihn, d. h. zu ſeinem Dienſt (Ps. 119, v. 91): das All' deine Knechte כֻּלּוֹ עֲבָדֶיךָ; man vergl. St.

Basil. epist. VIII, ed. Par. III, 87). Bei allen jenen Haupt- und Grundbewegungen der Natur, in denen ſich (im Kleinen) das Werk der Schöpfung wiederholt und wobei z. B. im Thiere nun der ſogenannte Inſtinct wirkſam wird, bezeuget uns die leiblich gewordene Creatur, daß ſie nicht ihren Willen, ſondern den Willen eines Höheren erfüllt. Sie findet darin, daß ſie der Macht eines höheren Waltens nachgibt, ihre Luſt, auch wenn dieſes mächtige Walten, welches das mütterliche Thier zur Vorſorge für die noch ungeborne Brut antreibt, die unerhörlichſte Anſtrengung, ja die Aufopferung des eignen Lebens verlangt. Auch das eßluſtigſte Thier vergißt, wenn es jenen höheren Willen thut, für ſich ſelber Nahrung zu nehmen; das bewegungsluſtigſte bleibt wie feſtgeheftet an einem Ort, ſobald es die Erhaltung des Jungen gilt. Es iſt, als hörte man hier wie von einem Echo, welches nicht verſteht, was es nachhallt, jene Worte eines Andern wiederholen: „Deinen Willen, mein Gott, thue ich gern" (Pſ. 40, V. 9; Hebr. 10, V. 7, oder: „Meine Speiſe iſt die, daß ich den Willen thue Deſſen, der mich geſandt hat und vollende ſein Werk" (Joh. 4, V. 34; 6, V. 38) und: „Ich ſuche nicht meinen Willen, ſondern des Vaters Willen, der mich geſandt hat" (Joh. 5, V. 30). Oder die Worte des im Menſchen anbetenden Geiſtes: Dein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel (Matth. 6, V. 19). — Die Kraft zu ſolchem Thun kommt aus dem Zug der Liebe, welcher das ſichtbare Weſen zu einem unſichtbaren, höheren hinführt (m. vergl. den §. 4 und die Bem. dazu). Es ſpiegelt ſich in dem Zug dieſer Liebe eine höhere, göttliche ab, welche aus Liebe ſich ſelbſt dahingab (Joh. 14, V. 31).

Als Hauptzweck der ganzen Schöpfung nennt uns die heilige Schrift und die Lehre der Kirche die Ehre Gottes: כְּבוֹד יְהוָה, δοξα θεου (Orig. in Ep. ad Roman. L. II, 5, ed. Par. IV, 481). Der Name Gottes: שֵׁם יְהוָה iſt es, welcher allein durch alles geſchaffene Weſen verherrlicht werden ſoll. Es erzählen die Himmel die Ehre Gottes (Pſ. 19, V. 2); ſie, die Himmel, ſo weit ſie ſind (Pſ. 113, V. 4), ſo wie alle Lande ſind ſeiner Ehre voll (Eſa. 6, V. 3); denn Er hat ſeinen Namen über Alles herrlich gemacht durch ſein Wort (Pſ. 138, 2). Dieſes Loblied der Ehre und des Namens Gottes (Pſ. 48, V. 11) ſaget ein Tag dem andren (Pſ. 19, V. 3); es iſt ewig, wie die Ehre Gottes (Pſ. 104, V. 31; Röm. 11, V. 36; 16, V. 27; Gal. 1, V. 5; I Tim. 1, V. 17; I Petr. 4, V. 11; Jud. 25; Apok. 1, V. 6; 7, V. 12). Auch hiebei vernimmt man, wie im Nachhall eines Echo, die Stimme des Andern, welcher in dem Einen iſt, die Stimme des Sohnes, welcher nicht ſeine eigne Ehre ſuchte, ſondern die Ehre Deſſen, der ihn geſandt hatte (Joh. 7, V. 18 und 8, V. 49, 50), oder die Lehre des Geiſtes: Alles zu thun zu Gottes Ehren (I Cor. 10, V. 31).

c. Der Sohn wird ein Anderer (alius non aliud), als der Vater, der Geiſt ein Anderer genannt (Augustin. de anima et ej. orig. L. II, c. 9. ed. Par. T. X, p. 362; Origenis in Numeros Homil. XII, c. 1, ed. Par. Opp. II, 512), und doch iſt nur Ein wahrer, unveränderlicher Gott (Symbol. Athanasii in Walchii Biblothec. Symb. vet. 156 etc.). „Dieſes Geheimniß des Einen in Dreien verſtehet nur der, welcher die Einheit der Gläubigen, welche Ein Herz und Eine Seele ſind, recht erfahren hat, denn ſolche Einheit iſt in ihrem Maß ein Abbild der Einheit der Dreiheit" (Origenes adv. Celsum L. VIII, 12. Opp. edit. Paris. T. 1, p. 750). — Der Vater iſt das Unſichtbare des Sohnes; der Sohn das Sichtbare des Vaters (Irenaeus adv. haeres. L. IV, edit. Colon. c. 14, p. 331: invisibile etenim filii, pater, visibile autem patris filius). Der Sohn oder Logos iſt das

Bild Gottes, ſo wie der wiederhergeſtellte Menſch das Bild des Logos (Clem. Al. cohortat. ad gentes 75, edit. Oxon. p. 93). Er iſt zugleich das ewig lebendige Weſen, das Vorbild der Welt (Plato Tim. 37). Nur in ſeinem Bilde, nicht an ſich ſelber kann Gott erkannt werden (Plato de leg. X, 897, d, e). Jenes Bild (der Logos) Gottes ging aus dieſem hervor als die Idee und Kraft, wornach und wodurch die ungeordnete Natur der materiellen Dinge geformt werden ſollte (Athenagor. legat. pro Christ. c. 10, edit. Oxon. p. 59; man vergl. Philo de opif. mund. ed. Mang. T. I, p. 5, 6); denn in ihm offenbart ſich Gottes allwirkende Macht und Herrſcherwille (Clem. Al. Strom. V, 547, edit. Potter. p. 646—47); er iſt „der Andere," vom Himmel herabſteigend (Justin. Mart. Dial. c. Tryph. ed. Mon. Congr. St. Maur. p. 157, ſo wie 222). — „Die eine Action der Gottheit beſtehet nämlich in jenem immerwährenden Hinauswirken und ſchöpferiſchen Produciren, wodurch das creatürliche Daſeyn als ein ſelbſtſtändiges, mit eigener Centrifugalkraft begabtes, productives Leben erzeugt und erhalten wird. Dieſes ſchöpferiſche Produciren der Centrifugalität des Lebens, nach welchem die Gottheit ihre ewigen Ideen außer ſich verwirklicht, und ſich ſelber zum erzeugenden Princip der Natur macht, um ſich in der Allmacht und Herrlichkeit ihrer Werke zu manifeſtiren, — dieſe innerliche That der ſich offenbarenden Allmacht kann man allerdings (wenn wir uns erkühnen dürfen, über göttliche Geheimniſſe überhaupt zu reden, und das Göttliche mit dem Creatürlichen zu vergleichen) den Act der unendlichen Centrifugalwirkung nennen; dieſe Centrifugal-Action iſt der Sohn, durch den der Vater ſchöpferiſch wirkt." (Molitor: Philoſophie der Geſchichte oder über die Tradition S. 86). Es werden übrigens hier bei dem Act der Schöpfung die Worte „von" (ἀπὸ) und „durch" (διὰ) genau unterſchieden (nach Ephes. 3, V. 9: Origenes comment. in Joh. L. II, c. 6, Opp. IV, p. 60 seqq.; m. vergl. auch Phil. Jud. de Cherub. 129, edit. Mang. Vol. I, p. 162, und SS. Leg. Alleg. L. I, 47, ed. Mang. I, p. 51). Alles iſt durch den Logos geſchaffen (Athanas. de decretis Nicaen. Synod 7, edit. Patav. 168, 169; Cyprian. Testimon. adv. Jud. II, c. 1 seqq. ed. Paris. p. 284 seqq. — und ſo nach Joh. 1, V. 3, c. 10; Hebr. 1, V. 10 u. f. alle Kirchenväter, ja ſelbſt eine Ahndung dieſer Lehre bei Plato, beſonders im Timäus). Es iſt aber Gott, „der Vater" (Plat. Tim. 28 c.), aus deſſen Willen und von welchem Alles durch den Sohn geſchaffen iſt (Theoph. ad Autol. L. II, c. 31. Athenagor. Legat. pr. Chr. c. 9, edit. Oxon. p. 37; Iren. adv. haeres. L. II, ed. Colon. c. 2, p. 147, et al. loc; Augustin. contra Secundin. Munich. 3, Opp. VIII, p. 526; de Genesi ad litter. c. 1, Opp. III, 93 et al. loc.); auch bei dem Juden Philo iſt der von Gott gezeugte Logos der Anfang der Dinge, durch den Gott die Welt geſchaffen hat (Sacr. leg. allegor. L. III, edit. Mang. Tom. I, p. 121; de Monarchia L. II, Opp. T. I, 225: *ὁ λόγος τῦ θεῦ ὑπεράνω παντὸς ἔχει τὸ κόσμου, καὶ πρεσβύτατος, καὶ γενικώτατος τῶν ὅσα γέγονε. — λόγος δέ ἐστιν εἰκὼν θεῦ, δι' οὗ σύμπας ὁ κόσμος ἐδημιουργεῖτο*).

f. Der Sohn iſt im Vater und der Vater im Sohne durch die Einheit und Kraft des Geiſtes (*ἑνότητι καὶ δυνάμει πνεύματος*: Athenag. leg. pr. chr. c. 9, ed. Oxon. p. 38); Alles, was gemacht iſt, das hat Gott durch ſeinen Logos, in dem heiligen Geiſte gemacht (Athanas. epist. 1 ad Serapion c. 24, ed. Patav. T. I, p. 538; c. 28, p. 541; ep. III, c. 5, p. 555); Gott ſchaffet durch die Kraft des lebendigen Wortes in der Mitweſenheit des lebendig-machenden Geiſtes (Basil. adv. Eunom. ed. Paris, T. I, p. 304). Daher die Werke von dem Einen wie von dem Andern zeugen; Röm. 1, V. 20 verglichen mit

Hebr. 1 (Athanas. de incarnatione et contra Arianos c. 13, edit. Patav. T. I, p. 703, so wie die hierauf sich beziehenden Ausdrücke im Symbol. Nicaen.; und im Symbol. Nicaen. Constant). Der Sohn ist nothwendig Eins mit und gezeugt aus dem Vater in Ewigkeit (Athan. epist. de decret. Syn. Nic. c. 12, T. I, p. 172 edit. Patav.; c. 24, p. 180). Die Schöpfung dagegen ist nicht durch innre Nothwendigkeit, wie der Schatten vom Körper, der Glanz vom Lichte aus Gott hervorgebracht, sondern durch Gottes freien Willen entstanden (Röm. 1, V. 18; Apok. 4, V. 11; 10, V. 6; Basil. in Hexaëm. Homil. I, c. 7, edit. Paris. T. 1, p. 7; vergl. Clem. Al. cohortat. ad gentes c. 4, ed. Potter. p. 55), aus lauterlicher Güte von Ihm geschaffen (Philo de mund. opif. 4, ed. Mang. I, p. 5).

Vater und Sohn und der von beiden ausgehende Geist (Tertull. adv. Prax. c. 4, ed. Paris. p. 502, oder vom Vater durch den Sohn: Augustin. de Trin. L. XV. 33, Opp. T. VIII, p. 990; contr. sermon. Arianor. 4, Opp. VIII, p. 627), welcher ein Anderer ist als der Vater und der Sohn (m. vergl. das Symbol. Athanas.; Theophil. ad Autolyc. II, c. 14: Origen. in Numer. homil. XII, c. 1, ed. Par. T. II, p. 312, Tertull. adv. Prax. c. 9), sind die vollkommen gleichweſige (ὁμοούσιος γὰρ ἡ τριάς; Athan. contra Apollinar. I, 9, Opp. T. I, p. 741; Basilius contra Eunom. V, init. Opp. I, p. 296), ewig, unveränderliche, unzertrennliche heilige Trias (Athanas. epist. IV, c. 12 ad Serapion. Opp. I, p. 562; Or. 1 contr. Arian c. 18, Opp. I, 333; August. sermon. de verb. Evangel. Matth. 3, Sermon. LII, 2, Opp. T. V, p. 303; contra Secundin. Manich. c. 8, Opp. VIII, 530), welche in keiner ihrer Wirklichkeiten („Wirklichkeit" hier als ὑπόστασις oder persona) einen Anfang in der Zeit kennet. Wenn die Schrift von Einem Gott zeuget, welcher über Alle, durch Alle und in Allen ist (Ephes. 4, V. 6), so bekennt sie hiemit den Vater über Alle (ἐπι πάντων), den Logos durch Alle (διὰ πάντων), so wie in den Worten in Allen (ἐν πᾶσι) den Geist (Athanas. epist. 1 ad Serapion, c. 29, ed. Patav. p. 541).

Es wird der Geist, als der Zug, welcher die Mannichfaltigkeit des Geschaffenen zurückführt zur Einheit (m. vergl. d. §. 2 und Molitor a. a. O.), mit einem Licht oder alldurchflammendem Feuer verglichen, und da es nur der zusammenhaltende Zug nach der Einheit ist, welcher den Dingen ihr wesentliches Seyn gibt, so erscheint schon dem Alterthum das Feuer als der Grund der Dinge (Heracl. ap. Aristot. Met. I, 3; m. vergl. die verwandte Lehre der Stoiker nach Stob. Eclog. I, 414; Diog. Laërt. VII, 141). Der Geist ist jene Alles belebende und erkennende Seele, von welcher schon die früheste, die Völker besuchende Weisheit zeuget (Aristot. de anim. I, 2). Er ist, in einem besonderen Sinne, die allbedenkende Liebe (Aug. de Trin. L. VI, c. 7, Opp. VIII, p. 847, 848; L. VII, c. 6, p. 857; L. XV, 27, alias 17, p. 987), welche im Anfang gewesen (Empedocl. ap. Arist. Met. XIV, 4); die Weisheit, welche das All zusammenhält (Theoph. ad Autolyc. I, c. 8; Athenagor. leg. pr. Christ. c. 6, edit. Oxon. p. 28). Ihn, den Geist, meinet der allen Menschen aus der Quelle des Erkennens der Gottheit mitgetheilte Logos (Justin. Apolog. min. II, c. 13 seqq. ed. M. e congr. St. Maur. Hag. Com., p. 97, 98, auch 94 und 95), wenn er, ein Räthsel der Sinnen-Vernunft das Dritte bei dem Zweiten und Ersten (Plato ep. 2 ad Dionys. 312, e; Dredie, bei dem Jafnhar und Har, d. h. der Dritte bei dem Gleich-Erhabenen und dem Erhabenen in der Edda) nennet und von der hohen Dreiheit zeuget (die Lehre der Pythagoräer hievon bei Aristot. de coelo I, 1). Was die Wirklichkeit (ὑπόστασις) des Geistes in Gott in Beziehung auf den Menschen sey,

darüber reden wir noch ausführlicher im IV. und VII. Hauptabschnitte dieses Buches.

g) Nur von Einem, dem Unveränderlichen, dem ewig Wahren, von Gott, kann mit Recht gesagt werden, es ist (Plato Tim. 37 e; vergl. Exod. 3, V. 14). Er ist jenes Urwesen, welches ewig dasselbe ist, während keines der gewordenen Wesen auch nur bis zum nächsten Augenblick als dasselbe bestehet (Senec. Epist. 58); Er ist das höchste Seyn, ohne welches nichts ist noch seyn kann (Anselm. Canterbur. Monologium de divinitatis essentia et iis quae exinde consequuntur, c. 1 — 4); das einige und nothwendige Seyn (Leibnit. princip. Philos. §. 45, Opp. T. II, p. 25, ed. Genev. 1768); das einig ursprünglich Wirkende im ganzen All (ib. §. 57, b. 40 §. 49 et al.). Das Entstehen der geschaffenen Dinge (Monaden) wird gleichsam wie durch beständige, von der Gottheit ausgehende Blitze begründet (ibid. §. 48, p. 26). Alles creatürliche Daseyn außer ihr wird von der Gottheit durch die That einer immerwährenden, centrifugalen Action geschaffen (Molitor a. a. O. S. 87); die bewegende Schöpferkraft wirket abwärts von dem Höchsten zum Niedern (Diog. Laërt. VII, 136, 137, 138, 139; Aristot. Meteorol. I, 2; Molitor ib. S. 90); alldurchdringend (Maxim. Tyr. diss. XXV, ed. Davis. p. 256; Diog. Laërt. VII, 139); als ewige Güte, welche das, was sie geschaffen, auch erhält (Theodoret. de provident. Or. II, Opp. IV, 506, 508). Denn nur sie, die Kraft des Schöpfers ist die Ursache von dem fortdauernden Seyn der Geschöpfe. Diese würden sogleich vergehen, wenn jene aufhörte zu wirken (Athanas. contra gentes 41, ed. Patav. Opp. T. I, p. 32; Augustin. contr. Jul. Pelagian. III, 19, Opp. X, p. 562; L. VI, 59, p. 695; Phil. Jud. de poster. Cain. ed. Mang. Vol. I, p. 254). Dieses ewig Wirksame denn, Gott (m. vergl. Zenon bei Diog. Laërt. VII, 151) machet die geschaffenen Dinge zu Wirksamkeiten der zweiten Ordnung, in denen die göttliche Kraft in verschiedenen Weisen sich offenbaret (Leibnitii princ. phil. §. 18, 42, 50 et al. loc.). Da aber das, was die Creatur durch die ihr verliehene Kraft wird, eine bloße Negation (Molitor a. a. O. S. 84) ist, ein Ersterben des höheren Anfanges in einem niederen Ende (Heraclid. Pontic. Alleg. Homeric. edit. Gesner. p. 319, eigentlich 119; Plutarch. de Ei ap. Delph. ed. Hutten. c. 18, Opp. T. IX, p. 210), so liegt in diesem Werden eines Etwas außer Gott nicht bloß der Grund der Vergänglichkeit, sondern auch der Unvollkommenheit (Philolaus bei Stob. ecl. I, p. 10), ja des Tadelnswerthen (τὸ δὲ ἄνευ θεοῦ ψεκτόν. Phil. Jud. de Cherub. 112, ed. Mang. Vol. I, p. 143), des Bösen, weil dieses eigenwillige Werden und Wirken der Dinge auf eine von der allerhaltenden Einheit hinwegstrebende, sich losreißende Bewegung gegründet ist (Empedocl. Carmin. v. 43 ex recens. Sturz, p. 515 et. al.); denn alles Einzelne zwar stehet unter der Herrschaft eines höheren Ganzen (Plato de leg. X. 903; Phileb. 29), aber es wohnet auch zugleich jedem beseelten Wesen die Kraft eines selbstständigen Wirkens bei. Hieraus denn der Grund der Verworrenheit und Unordnung, welche durch das Böse in die Welt gekommen und von welchem nicht Gott Urheber seyn kann (Plat. Polit. 269, d; Origen. Homil. XIV in Num; Opp. II, 323, „der passendste Name für das Böse ist Verwirrung," σύγχυσις, Phil. Jud. de confus. linguar. 349, ed. Mang. I, p. 435); denn das Böse ist keine Substanz, ist nichts Wirkliches, sondern nur eine Verneinung, eine Beraubung (στέρησις) des Guten (Athan. contr. gentes c. 7 Opp. T. I, 5, 6; Basil. Hexaëm. homil. II, Opp. I, 6; Homil: Quod Deus non sit auctor peccati c. 5, Opp. II, 78; Augustin. de divers. quaestion. qu. 6, Opp. VI, p. 3; de genesi ad liter. L. VIII, 31, Opp.

T. III, p. 236); es iſt durch einen Abfall des Hochmuths und der Selbſtſucht eines geſchaffenen Weſens von dem Ungeſchaffenen, Höchſten entſtanden (Augustin. de vera religion. 26, Opp. T. ,I 756; de Genes. ad liter. IV. 41 s. 24, Opp. III, p. 175; Cyrill. Hieros. Cateches. II, edit. Paris. ann. 1640, p. 6), und dieſer Urheber des Böſen wirkt noch jetzt Böſes erzeugend fort (Cyrill. Hieros. l. c. p. 7, womit man die Lehre der Stoiker vergleiche bei Plutarch. de Stoic. repugnant. edit. Hutten, c. 37. Opp. T. XIII, p. 388). Das Leidende (τὸ πάσχον), was dem ewig Wirkſamen (der Gottheit) gegenüberſteht, iſt nach der Lehre des Zenon (Diog. Laërt. VII, 134): die Materie. Dieſe iſt eigentlich nur das Nicht-Seyende (Plat. Sophist. 240, c), ein Verneinendes (Tim. 52); hat nichts Wahres in ſich (Plato Soph. l. c.), als nur inſofern ſie die Ideen in ſich aufgenommen hat und ihnen verähnlicht iſt (Tim. l. c.); ſie iſt jenes völlig Unbeſtimmte (Tim. 50, 3), deſſen Daſeyn weder durch den Sinn, noch durch den Verſtand, ſondern nur durch eine Art von Baſtard-Schluß (λογισμῷ τίνι νόθῳ) erwieſen werden kann (Plat. Tim. 52, a). Gegen die Freiheit des Göttlichen erſcheint die Region der Materie als die der Nothwendigkeit (Tim. 68, e), und es liegt in ihr eine Art von Widerſtand gegen die bildende Kraft der Ideen (ib. 56, c), weil ſie ſelber durch eine widerſtrebende Bewegung von der Einheit hinweg (Empedocl. ap. Arist. Met. II, 4), in welcher allein das wahre, allerkennende Seyn iſt (Heracl. ap. Sext. Emp. contrad. L. VII, 129 seqq.; VIII, 286, ed. Fabr. p. 398 u. 512), entſtanden iſt und entſtehet. Das materielle, ſinnliche Weſen dann, in welchem alle Verſchiedenheit der einzelnen begründet iſt (Arist. de gen. an. V, 1), entſtehet als eine Schöpfung aus Nichts (Aristot. de gen. et corrupt. I, 3; 2 Maccab. 7, v. 28; Ep. ad Hebr. 11, v. 3; Apoc. 4, 11; Athanas. de incarnation. verb. Dei 3 ed. Patav. p. 39, 5, p. 41; Theophil. ad Autolyc. L. II, c. 5, ed. Wolf. p. 83), aus der lauteren Güte und dem Willen (Augustin. enarrat in Psalm. CXXXIV, 10, Opp. IV, 1499; m. vergl. auch Clem. Alex. cohort. ad gentes c. 4, ed. Potter. p. 55) des von keinem Sinn zu erfaſſenden, ewig göttlichen Weſens (Origen. de princ. L. 1, c. 1, §. 5, Opp. I, p. 50 seqq.) dadurch, daß Gott den geſchaffenen Dingen die Kraft eines ſelbſtſtändigen Wirkens und Seyns gibt (Leibn. Princ. phil. §. 8, 9, Opp. T. II, p. 21). Da jedoch außer dem ewig Einen, „dem Quell alles Lebens," kein wahres Seyn noch Leben iſt, ſo beſteht das Weſen der creatürlich gewordenen Dinge an ſich in einem beſtändigen Vergehen und Sterben, ja die Materie iſt ein ſchon Geſtorbenes und Todtes (ἡ μὲν γὰρ ὕλη νεκρόν: Phil. Jud. de profugis 479, ed. Mang. Vol. I, p. 575); die Dinge ſind in der ihnen eigenthümlichen ſelbſtthätigen Richtung, von der belebenden Einheit hinweg, von ihrem Entſtehen an im Vergehen begriffen (Heraclit. bei Clem. Al. Strom. III, c. 3, 432, 434, ed. Potter. 516 et 520: Ἡράκλειτος θάνατον τὴν γένεσιν καλεῖ), in jener andern aber, der aufnehmenden Empfänglichkeit (m. v. d. §. 2), wird ihnen ohne Aufhören neues Beſtehen und Leben gegeben. Daher iſt nach Heraklitos ſowohl das Leben als das Sterben in unſrem Leben und in unſrem Sterben: (φησὶν ὅτι καὶ τὸ ζῆν καὶ τὸ ἀποθανεῖν, καὶ ἐν τῷ ζῆν ἡμᾶς ἐστὶ, καὶ ἐν τῷ τεθνεῖναι. Sext. emp. Pyrrh. hyp. III, 230, edit. Fabric. p. 185), und was wir wachend ſehen, das iſt nach der Lehre deſſelben Weiſen Tod, was ſchlafend, Schlaf (Clem. Al. strom. III, c. 3, 434, ed. Potter. p. 520; θανατός ἐστιν, ὁκόσα ἐγρηγόντες ὁρέομεν, ὁκόσα δὶ εὕδοντες, ὕπνος conf. not. ad h. loc. ed. Sylb.).

Was übrigens in dem vorhergehenden §., ſo wie in den erläuternden Bemerkungen zu demſelben über den Grund der Leiblichkeit angedeutet werden konnte, das beleuchtet dieſen Grund nur von der einen

einen ſeiner beiden Seiten. In dem weitern Verlauf dieſer Unterſuchungen wird noch Gelegenheit ſeyn, auch die andere Seite ins Auge zu faſſen (m. vergl. unter anderm die §§. 40 u. 41). Ueberhaupt erinnern wir hier nur noch daran, daß, wie ſich von ſelber verſteht, das von der Einheit, in welcher allein Leben und Seyn iſt, ſich losreißende Viele, hiemit auch wirklich aufhören würde zu ſeyn, wenn nicht eine von oben wirkende Kraft, welche das Alterthum Haltung (ἕξις) nannte, dieſes verhinderte (m. vergl. die erläuternden Bemerkungen z. §. 5, dann den §. 11 und 13). Dieſe zuſammenhaltende Kraft (συνεκτικὴ δύναμις) iſt der allvereinende Geiſt (S. 5): ein durch alle Einzelnen gehendes Band (S. 19).

Die unſichtbare Welt und ihr Verhältniß zur Sichtbarkeit.

§. 4) Jene Welt, die unſer Auge ſiehet und welche die anderen Sinne bemerken, iſt nur ein Theil der Schöpfungen Gottes. Unermeßbar, wie der Aether, in deſſen Räumen die Planeten ſich bewegen, webet um und in und über der Sichtbarkeit eine unſichtbare Welt der Kräfte. In ihr liegen die Anfänge der Geſtaltungen, aus ihr kommen die Bewegungen unſrer Sinnenwelt, wie die Werke und Bewegungen des Leibes aus dem Denken und Begehren einer unſichtbaren Seele hervorgehen. Wie das Wirken des Magnetes die feſte Marmorplatte, ſo durchdringet jetzt die unſichtbare Welt der obern Kräfte das ſichtbare Weſen, ohne daſſelbe zu erregen; andre Male, wie die durch den Marmor hindurch wirkende Kraft des Magnetes das ſchwere Eiſen, bewegt jene die Leiblichkeit, ohne ſich ihr zu offenbaren.

Stark iſt der Zug der Schwere, welcher alles Irdiſche gegen den Mittelpunkt der Erde hinabführt; ſtärker aber iſt jener Zug, welcher das Leben der Sichtbarkeit nach der Welt der unſichtbaren Anfänge hinbeweget. Denn wenn der wandernde Vogel auf Hoffnung über das Meer fleucht, in ein Land, das er noch nie geſehen, da könnte es etwa eine aus der Ferne wirkende Kraft dieſes fremden Bodens ſeyn, welche ihn zöge; wenn aber das geflügelte Gewürm auf Hoffnung das Haus bauet und Nahrung herbeiträgt für die Brut, die noch künftig, die noch nicht geboren iſt; wenn die Larve des Inſectes der noch nicht gewordenen Geſtaltung der Puppe in genauer Vorausſicht das Gewand anmiſſet, das für dieſe, nicht mehr für die Larve paſſet; wenn das Gewächs aus der Fülle ſeiner Säfte die Speiſe ſchon bereitet für das Zucker ſaugende Thierlein, das noch leblos im Ei ſchläft, ja das noch nicht gezeugt iſt; wenn überall und von weit her dem

noch gar nicht erwachten Bedürfniß die Befriedigung entgegenkömmt, da ist es ein Zug des leiblich gewordenen Lebens nach der noch verborgenen, noch nicht leiblich gewordenen Welt der Anfänge hin, welche die lebende Seele bewegte und anzog. Dieser Drang nach dem Unsichtbaren hin erscheint mächtiger, als der Zug nach der sichtbaren Leiblichkeit; denn wo jener waltet, da vergißt das Thier der Pflege und Erhaltung des eigenen Leibes und opfert für das noch nicht gewordene Leben eines künftigen Geschlechts das eigene, schon sichtbar gewordene Leben auf.

Ist etwa dieser Drang, welcher mächtiger ist, als die Lust am Leben, selber vom Geschlecht jener das Eigene vergessenden Liebe, welche den Jüngling zur Braut, das Liebende zu dem Geliebten zeucht? Nach der Lehre eines alten Vaters der Kirche hat jedes sichtbare Wesen, selbst das leblos genannte, seinen unsichtbaren Engel, welcher dasselbe bildet, beschützt und erhält; ist es vielleicht ein Zug der Liebe zu diesem nahe gefühlten, obwohl ungesehenen Engel, der jenen Sturmwind eines lebendigen Bewegens in der ganzen Natur weckt, welcher kommt, wir wissen nicht woher? und fähret, wir wissen nicht wohin?

In der That, es bestehet selbst das Leben und Wesen der Seele nicht minder als das Leben und Gedeihen des Leibes durch das Athmen der Luft, allein nur durch die Gemeinschaft mit einer den Mangel des Einzelnen ausfüllenden Ergänzung, welche ihren Anfang und ihren Ausgang in der unsichtbaren Ordnung der Dinge hat. Ich sehe das Bewegen des einen Poles des eisernen Magnetes nach Norden, das des entgegengesetzten nach Süden; das ergänzende Andere aber: die Bewegung des unsichtbaren Stromes, in welchen der eine wie der andere Pol eingetaucht ist, bemerke ich nicht. Ich sehe um das Schwächste und Hülfloseste in der Sichtbarkeit, um das Verlassene und Verwais'te die stärksten Kräfte bemüht; das armseligste und blödsinnigste Gewürm wird durch den mächtigsten und fernsichtigsten Instinct vor drohenden Gefahren bewahrt und zu der Hülfe hingeführt, deren es bedarf; was mein selber mangelhaftes Auge siehet, das ist nur der Mangel; die Hülfe, welche diesen erstatten soll, sehe ich nicht. Die Reihen der sichtbaren Gestalten erkenne ich, nicht aber das unsichtbare Band, an welchem jene, wie Perlen am Faden hängen: das Band der

Weisheit, welches alle jene Einzelnen zu einem wohlgeschlossenen, göttlichen Ganzen vereint.

Wäre es aber zuletzt auch nur der Mangel, den mein Auge an der Sichtbarkeit gewahr würde, so wäre schon dieser ein würdiger Gegenstand des Erkennens. Ohne ihn, den Mangel, ohne das Sehnen nach dem belebenden Einfluß wäre, wie wir schon vorhin sagten, eben so wenig ein Leben da, als ohne ein Bedürfniß der Lunge nach dem Athmen ein Bewegen des Blutes und der Glieder. Und dieß ist der Grund aller Mannichfaltigkeit und Vielheit der sichtbaren wie der unsichtbaren Schöpfung. Dadurch, daß in jedem einzelnen Wesen neben der Fülle ein Mangel gefunden wird, ein Etwas, das es geworden, und ein Vieles, was es nicht geworden, dadurch fügt sich das Einzelne als ein lebendiges Glied an ein Ganzes an, welches durch und durch erfüllet ist von Kräften des Lebens. Denn das, was Mangel an dem einzelnen Wesen ist, das ist das Gefäß, in welches die Kräfte des (oberen) Lebens einströmen; die Fülle ist das, wodurch es zu diesem besonderen Gliede, ja zu einem besondern einzelnen Leibe, mitten im größeren Ganzen wird.

Das Erfüllende, das den Mangel des Einzelnen erstattende Element, ist in der Welt der Dinge einmal als ein Sichtbares, äußerlich Abgesondertes, dann aber auch als ein Unsichtbares, unmittelbar und innerlich mit dem Einzelwesen Verbundenes vorhanden. Neben dem Gifte wird in der sichtbaren Natur meist auch das Gegengift; neben der Gefahr die Hülfe, neben dem Hunger die Speise gefunden. Aber auch in dem Gifte selber liegt das Heil verborgen, welches den zerstörenden Kräften Einhalt thut, wie in dem Löschenden das Brennende. Es ist der Südpol des Magnets, und er erschaffet sich in der Spitze des Eisens, die ihn berührt, einen Nordpol; der Südpol aber selber des sichtbaren Magnets ist nach einer Region der Strömungen der siderischen Kräfte gekehrt, welche gerade das hat und ist, was jenem fehlt und was er nicht ist. So ist das Süße durch ein Saures geworden, und noch ist im Süßen die Kraft des Sauren versteckt, wie sich das Starke in die Leiblichkeit des Schwachen, das Zarte in die Form des Riesenhaften verkleidet. Dieses unsichtbare Ergänzende, welches wie die Seele in und bei dem Leibe, in und bei dem sichtbaren Gewordenseyn

der Weſen iſt, zeigt ſich, gleich dem grünen Gegenbild in einem Auge, welches vorher lange ein rothes Bild betrachtete, öfters da in ſeiner eigenthümlichen Kraft, wo dem ſichtbar Gewordenen ſeine Kraft entgehet; jenes erſcheint da, wo dieſes zu verſchwinden anfängt. Auf dieſe Weiſe iſt es einer Heilart der neueren Zeit gelungen, die verborgene Seele der Dinge zum Erſcheinen und zur Wirkſamkeit zu bringen. Eine Entdeckung, welche im Gebiet der Stoffe ganz daſſelbe bewirkt und geleiſtet hat, was die Entdeckung des Lebensmagnetismus in der Region des Beſeelten und Lebendigen. Denn beim Magnetismus, ſo wie in den Zuſtänden des Traumes, wird der Zug der Seele nach der ihr eigenthümlichen Leiblichkeit vermindert, ohne deßhalb vernichtet zu ſeyn; die Bürde wird erleichtert, nicht aber hinweggenommen. Eben ſo wird in dem Verfahren jener neuen Heilart der ſichtbare Beſtand des Stoffes faſt unmerklich gemacht, nicht aber zerſtört. Es tritt nun in ſeiner ganzen eigenthümlichen Wirkſamkeit das unſichtbar Ergänzende hervor; die verhüllten Kräfte der Seele entfalten ſich; der ſchlafende Funke entzündet ſich zum hellen Lichte. Die Seele, ihrer ſelber nicht mächtig, ſpricht hier wie dort ein Geheimniß aus, von welchem die ſichtbare Leiblichkeit nichts weiß: das Geheimniß des weſentlichen Daſeyns und der Wirkſamkeit einer Welt des Unſichtbaren, welche der Welt des Sichtbaren gegenüberſteht und ohne Aufhören um dieſe bemüht iſt. Einer Welt, welche im Verborgenen Freude ſchaffet aus der ſichtbar gewordenen Thräne des Schmerzens, Kräfte des Sieges aus dem ſcheinbaren Erliegen des leiblich Armen und Schwachen. Eine Welt, deren Triumphgeſänge ertönen und welche anbetend ſtaunet, da wo das Leben in einſamer Nacht zu ſeiner tiefſten Erniedrigung in die Sichtbarkeit herabſteiget und welche das Toben des leiblich Großen und der ſichtbaren Gewalt verlachet.

Und dieſes triumphirende Jenſeits iſt nicht fern von einem Jeden unter uns. Es ſchläft in meinem Innern die Fülle der eingebornen Ideen: ein Gewebe von unzählbaren Fäden, deren jeder meine Seele hinauf- und hinüberzeucht nach einem Seyn, welches nicht im ſichtbaren Jetzt iſt. Wäre das, was meine Seele liebet, ein leiblich Gewordenes in dem ſichtbaren Jetzt, ich wollte es ſuchen über Strom und Berge, von einem Meer

zum andern. Aber wie jener verhängnißvolle Ring, welcher in dem ihn Schauenden die Erinnerung an eine vergessene Seligkeit der Liebe wecket und ein Sehnen, welches den Weg findet, hinan über das Gewölk, zu dem Geliebten; so wecket der Anblick des sichtbaren Wesens in meiner Seele ein Sehnen auf, nach Dem, was das leibliche Auge nie geschaut hat, von welchem aber ein festes, zuversichtliches Hoffen in meinem Geiste zeuget. Gliche aber auch die Sichtbarkeit mit ihrem Schmucke nur dem gemalten Bild der Speise, welches den Hunger reizet nach der wirklichen Speise, — dennoch soll mein Auge an dem Bild sich freuen, welches, mitten in Dem, das unten und vom vergänglichen Staube ist, abspiegelt Das, was oben und was ewig ist.

Erläuternde Bemerkungen. Jene merkwürdige Entdeckung der neuern Arzneikunde, welche uns, so zu sagen, den Somnambulismus der leblosen Stoffe kennen gelehrt hat: die Entdeckung der sogenannten homöopathischen Heilkräfte der Arzneien, hat für den Inhalt des vorstehenden §., welcher dem Alterthum so nahe stehend und wohlbekannt, der neueren Zeit aber ganz aus den Augen gerückt war, abermals einen Anknüpfepunkt unmittelbar an die Erfahrung der Sinnen gewährt. Daß in und mit dem laut werdenden Grundton, wenn auch dem Ohre unvernehmbar, jederzeit auch die Terz, die Octave u. s. mitthätig und mittönend sey, verräth uns jedes besaitete Instrument, in welchem, wenn ein wohlstimmiger Grundton von außen angegeben worden, außer der ihm gleichtönenden Saite auch jene der Terz, Octave u. s. mitlauten. Daß mit der eigenthümlichen, augenfälligen Wirksamkeit der sinnlich wahrnehmbaren Wesen auch eine andere minder augenfällige, jener ersteren entgegengesetzte oder von ihr divergirende Wirksamkeit bestehe und thätig sey, verräth uns die Homöopathie der Dinge. Doch dieser, unsern Tagen sichtbar gewordne Faden der Ariadne erlaubt uns tiefer in ein geheimnißvolles Innre der Natur einzugehen und verspricht uns aus demselben eine glücklichere Rückkehr, als dieselbe dem wissenschaftlichen Forschen bis dahin möglich geschienen; wir gehen daher dem Faden in den nachstehenden erläuternden Bemerkungen zum §. noch etwas weiter nach.

a. Das unsichtbare Ergänzende, welches zusammen mit den sichtbaren Dingen die Ordnung und Harmonie des geschaffenen Weltalls begründet, ist dem Aristoteles der Raum (τόπος) (m. vergl. über diesen Gegenstand auch Plato im Tim. 52, a). Dieser ist ihm aber nicht ein Un-Substantielles, wie es den Stoikern der leere Raum ist (Diog. Laërt. VII, 140, 141); denn in dem Leeren würde keine natürliche Bewegung seyn, weil in ihm kein Unterschied zwischen oben und unten, rechts und links ist (Aristot. phys. IV, c. 7 et 8). Vielmehr ist der Raum dasjenige, welches, wenn auch nicht selber die Form gebend, doch die Form der Dinge von außen her bestimmt (de coelo IV, 3, 4). In ihm, dem Raum, ist nicht bloß das natürliche Verhältniß des Oben und Unten, Rechts und Links, Vorn und Hinten (Phys. IV, c. 1), sondern durch ihn wird auch alle natürliche Bewegung der Dinge nach bestimmter Ordnung und nach ihrem eigenthümlichen Orte hin begründet (ib.); ja, das Anziehende, nach welchem die Bewegungen hingehen, ist der Raum selber. Denn der Raum ist

dem Ariſtoteles das höhere Subſtantielle, welches das niedere Subſtantielle umfaſſet (m. vergl. hiermit jene Lehre der Rabbinen nach welcher Gott מָקוֹם — Raum genannt wird, z. B. im Midrasch Tillim ad Ps. XC, 1). So z. B. der begränzende Raum (Phys. IV, c. 5), welcher umfaſſet (c. 2) die Erde, iſt das Waſſer, der begränzende Raum des Waſſers iſt die Luft, jener der Luft iſt der Aether, der Raum des Aethers iſt der (obere) Himmel (IV, c. 1), welcher als die ruhende Gränze des Körperlich-Bewegten (ib. c. 5) nicht mehr in einem Anderen iſt (c. 1), und welcher dem unbewegt Bewegenden (VIII, 6), dem Göttlichen, näher ſtehet, (de coelo I, 2) als die untern Kreiſe, in welche der Raum geſchieden iſt. Da aber alle Bewegung des Niedern von dem Höhern ausgeht (m. vergl. Plato Phaedr. 245, c), da der Erdkreis von dem obern Kreis der Geſtirne, die Sphäre des Meeres von den Bewegungen der Luft, die der Luft von jenen der Sonne und des Mondes erregt werden; da ſich überhaupt die niedre Sphäre jederzeit zu der höhern, wie Materie zur Form, wie Bewegtes zum Bewegenden verhält (Aristot. de coelo IV, 3; Meteorolog. I, 2), ſo wird ſchon hiemit von Ariſtoteles der oben im §. aufgeſtellte Satz anerkannt, daß die höhere Welt der Kräfte es ſey, in welcher die Anfänge der Geſtaltungen liegen, und aus welcher die Bewegungen unſerer (irdiſchen) Sinnenwelt herſtammen. Es ſind die höheren Sphären, welche das Begränzende der niedern bilden, um deſto weniger materiell, je höher ſie ihrer Ordnung nach ſind (de coelo IV, c. 3; phys. IV, 5). Aber wenn auch das ergänzende Höhere ein weniger Materielles, ja ein unſern Sinnen Nicht-Wahrnehmbares wäre (denn das Beſte jeder Art iſt nach dem Ausſpruch des Sokrates unſichtbar und wird nur in ſeinen Werken erkannt (Plat. rep. VII, init.; leg. X, 897, 898; Sophist. 246; Xenoph. mem. I, 4, nr. 9); ſo hört es darum nicht auf ein Subſtantielles zu ſeyn (Aristot. phys. IV, 2, 3, 4), ein Geſchaffenes und Gewordenes, ja in jenem Sinne, in welchem die Lehre der Stoiker dieſes Wort braucht, ein Leibliches (Diog. Laërt. VII, 56, *πᾶν γὰρ τὸ ποιοῦν σῶμα ἐστι*). Was endlich die Verhältniſſe der Zeit betrifft, in denen die verſchiedenen Sphären: das Umfaſſende zu dem Umfaßten, das Bewegende zu dem Bewegten ſtehen, ſo iſt das Höhere im Verhältniß zu dem Niederen jederzeit das Anfängliche und früher vorhanden Geweſene (Phil. Jud. SS. Leg. Alleg. I, 44 u. II, 1090, ed. Mang. Vol. I, p. 48 u. 69; id. de mund. 1140, ed. Mang. II, 602). Auf dieſes Aelterſeyn, auf dieſes früher Vorhandengeweſenſeyn der Seele gründet ſich (Plato de leg. X, 896, c) das Herrſcher-Recht der Seele über den Körper, und auch dem Baſilius erſcheint die überſinnliche Welt als eine vor der Erſchaffung der ſichtbaren ſchon da geweſene (Basil. in Hexaëm. hom. I, 5, Opp. I, p. 5).

b. Aller Kunſttrieb in der Thierwelt, aller Inſtinct iſt prophetiſch, iſt von dem Nahen, Geſehenen auf ein noch nicht geſehenes Fernes, von dem ſchon gegenwärtig Vorhandenen auf ein noch Künftiges, Jenſeitiges gerichtet (m. vergl. unten im V. Abſchnitt die §§. über die Kunſt). Wenn der Inſtinct, der auf ein noch nicht leiblich Gewordenes hingewendet iſt, anfängt, im Thier zu wirken, da tritt der Trieb der Selbſterhaltung: der Erhaltung des ſchon leiblich gewordenen Individuums, zurück (m. vergl. die Bem. zum vorigen §). Der Trieb, welcher in dieſen und ähnlichen Fällen die Weſen zum Dahingeben des eigenen, vereinzelten Lebens bewegt, iſt der Trieb der Erhaltung der Art oder der Gattung. Dieſe iſt der Begriff, das Allgemeine, durch welches eine Vielheit von Gegenſtänden umfaßt wird (Plat. Eutyphr. 6, d; Theaet. 208, d; Phil. Jud. SS. Leg. Alleg. I,

44, ed. M. T. I, 48). Der Begriff (die Idee) ist das väterlich Gestaltende und Bildende (Tim. 50, d), und nur durch ihr Theilhaben an den Begriffen sind die Dinge das, was sie sind (Phaed. 100, d): das Ewige und Bleibende, auf welchem z. B. im Thierreich die erhaltende Kraft und Vorsorge Gottes zunächst ruht (Hieronym. comment. in Abacuc. c. 1; ed. Paris. Tom. III, p. 1601).

c. Nach der Lehre des Origenes und des Chrysostomus Orig. Adv. Cels. L. VIII, 31, Opp. I, 764; in Jerem. Homil. X, 6, ed. Par. Opp. III, p. 186; Homil. XXIV in Num. Opp. II, 323; Chrysost. Homil. in Natalit. Christ. ap. Phot. cod. 277) sind auch über die leblosen Dinge, über die Erde und das Wasser, so wie über die Classen der Thiere besondere Engel zur Aufsicht bestellt; ja nach Augustinus (de divers. quaestion. — Quaest. 79; Opp. T. VI, p. 69) hat jede sichtbare Sache ihren Engel. Diese dem Schöpfer dienenden Geister sind nach Philo jene Seelen, welche sich nicht mit dem leiblichen Element vermischt haben, während andere ihnen ursprünglich verwandte in die Leiblichkeit, nach allen Richtungen hin sich versenkten (Phil. Jud. de gigantib. 285, ed. Mang. Vol. I, p. 263 seqq.). Diese Lehre erinnert sehr an eine andre Lehre des Alterthums, welche alles sichtbare Wesen als das bloße Abbild eines höheren, unsichtbaren Vorbildes betrachtet und das sichtbare Werden in Beziehung stellet mit einem unvergänglichen, sich immer gleich bleibenden, unsichtbaren Seyn (m. vergl. Phil. Jud. de Monarch. II, 821, ed. Mang. II, 226; de confus. linguar. 345, ed. M. I, 431). Bemerkenswerth ist es vielleicht schon in dieser Beziehung, daß Anaragoras den allbewegenden Geist, der mit keinem Dinge vermischt, sondern allein für sich ist (Simpl. phys. Fol. 33, b), als den Wächter bezeichnet (Suidas sub voce Ἀναξαγ.).

Bei Plato ist es die Idee, welche als das ewig Wahre, Beharrliche dem sinnlich Veränderlichen zu Grunde liegt (rep. X, 596, u. f.). Die Ideen sind Vorbilder des Sinnlichen, welches mit jenen nur eine Aehnlichkeit hat (Phaedr. 250, a). Jedem Dinge, selbst dem gemeinsten Werk der Menschenhand, liegt seine eigenthümliche Idee zu Grunde (rep. l. c). Dadurch schon, daß die Idee das Wahre des Erscheinenden und das Vorbild desselben ist, wird sie verwandt (in ihrem Maße) der Gottheit, welche das Vorbild ist, nach dessen Aehnlichkeit Alles gebildet ist (m. vergl. Stob. eclog I, c. 2, p. 16) und alles Geschaffene strebt. Wie denn das menschliche Leben ein Suchen nach dem ist, was der Seele angemessen (οἰκειον), was gut ist (Lysis, 221, c; rep. IX, 586, c) und Liebe der Zug, der die sterbliche Natur mit dem Göttlichen vereint (conv. 205), so ist auch alles Werden in der Region des Sinnlichen in einem ähnlichen Streben nach dem Höheren, nach dem Seyn der Idee begründet (Phileb. 53, d seqq.): alles Bewegen in der Natur gehet in gewisser Hinsicht von der Liebe des sinnlich Gewordenen nach seiner (übersinnlichen) Idee aus. Bei Aristoteles erscheint die Idee zumeist als Form (μορφή). Diese ist der Zweck und das Ende alles Werdens in der Natur (Physic. II, 1), nach welchem das Bewegen hingeht. Denn es ist Bewegung, was die Verbindung der Materie mit der Form bewirkt (Met. VII, 6). Da aber jede Bewegung des Niedern durch das zunächst Höhere, zuletzt aber alles Bewegen in der Sichtbarkeit durch den Zug des Begehrens nach dem unbewegten Beweger — nach Gott — begründet wird (Metaph. VIII, 6), so ist es auch in der Lehre des Aristoteles ein Zug des Sehnens und der Liebe, welcher das sinnliche Werden mit seiner übersinnlichen Form verknüpft, oder, wenn man den Augustinischen Ausdruck brauchen wollte, die (sichtbaren) Dinge mit ihrem (unsichtbaren) Engel. Indem der ewige Baumeister des schönen Gebäudes des Weltalls diesen Zug der Liebe

nach dem nächst Höheren und zuletzt nach dem Höchsten — nach Gott selber — in das sichtbare Wesen legte, verfuhr er auf ähnliche Weise wie der Erbauer eines gemeinen, menschlichen Gebäudes, wenn er (durchs Brennen) in der gröber-leiblichen Kalkerde den Zug nach dem feiner körperlichen und unsichtbaren Wassergas und nach dem kohlensauren Gas der Atmosphäre erregt, damit der Kalk beim Löschen fähig werde die ihm gleichartige Steinmasse (den Quarzsand) aufzunehmen und mit diesem zum festen Mörtel sich zu verbinden. Auch die sichtbaren Creaturen selber sollen durch gegenseitige Liebe zum festen Gebäu des Tempels zusammengefügt werden, den jener Geist erbaut, welcher selber die Liebe ist. Man vergl. über diesen Gegenstand den §. 21 dieses Buches.

d. Ueber das, was oben im §. in Beziehung auf „die den Mangel des Einzelnen ausfüllende Ergänzung" gesagt worden, vergl. m. den §. 30 im IIIten Hauptabschnitt und meine kleine Schrift: „Von dem Vergehen und Bestehen der Gattungen und Arten in der organischen Natur" (München, bei Weber 1830). Die Harmonie des Ganzen kommt nach dem Ausdruck des Herakleitos aus dem Kampf der entgegengesetzten (streitenden) Dinge (Arist. Ethic. Eudem. L. VII, c. 1). Eben jener Weise des Alterthums nennet das Band, welches durch alle einzelnen Dinge, durch die ganze Vielheit der Schöpfung gehet und diese zu einem göttlich harmonischen Ganzen vereint, die εἱμαρμένη, welche ihrem Wesen nach der Logos ist, der Alles durchdringt, von ätherischer Leiblichkeit, den Samen alles Werdens (Plut. de plac. ph. I, 27, 28). Dasselbe, allvereinende Band beschreibt Plato (Menon. 8, c, d; de rep. VI, 511, b); so wie Aristoteles (Phys. VIII, 11), und auf ihre Weise die Stoiker (Sext. Emp. contradiction. L. IX, adv. Physic. 76 seqq. ed. Fabric. p. 569; Cic. de nat. D. II, 8, 9 seqq.).

e. In dem Sinnlichen ist, nach Plato, bald Ueberschuß, bald Mangel (ὑπερβολὴ καὶ ἔλλειψις, Polit. 283, c; m. vergl. Simplic. phys. fol. 32, a); kein einzelnes Ding ist dem andern ganz gleich, sondern nähert sich nur der Gleichheit (Phaed. 74). Aber eben hiedurch entsteht das fruchtbare, neues Leben erzeugende Zusammenstreben der Geschlechts-Gegensätze (m. vergl. Aristot. Oeconomic. I, 3), ja überhaupt die Bewegung der Natur, denn nur die ungleichen Figuren der Elemente wirken mit umwandelnder (bewegender) Kraft auf einander (Tim. 57, c); bewegt ist, nach der Lehre der Eleaten, das, was mehr als Eins (was Vieles) ist, weil das Eine zum Andern kommt (Simpl. Phys. fol. 6, a). Die Zahl, welche nach der Lehre der Pythagoräer das Wesen und den Anfang der Dinge bildet (Aristot. met. I, 5; Plat. Tim. 53, b), ist bei allen geschaffenen Dingen als eine negative (als ein Bruchtheil) zu betrachten, die göttliche Einheit allein ist die positive Zahl. Alle Bruchtheile zusammen bilden dann wieder die Einheit und suchen demnach diese Einheit untereinander darzustellen; die getrennten Gegensätze haben ein Streben, sich mit einander zu verbinden (Aristot. met. 13, 4). Das begränzende Eine zieht das Unbegränzte an, und so steht nach der Lehre der Pythagoräer die Sonderung des Ungeschiedenen in viele abgeschiedene Einzelne mit einem Athmungsproceß des Alls in Beziehung (m. vergl. Aristot. IV, 6 sub fin.; Plut. de plac. ph. II, 9), und nach Philo beruhet hierauf allein der harmonische Accord des ganzen Weltalls (Phil. Jud. de Cherubim 126, ed. Mang. Vol. I, p. 159). Den Stoikern ist das, was alle einzelnen materiellen Dinge zusammenführt und zwischen ihnen eine völlige Uebereinstimmung des Seyns und Leidens begründet, ein alldurchdringender Hauch der Gottheit (Plut. de plac. ph. I, 7; Stob. ecl. I, 66; Diog. Laërt. VII, 139). Durch jenes Athmen entsteht erst die Zeit (das

Interval des Archytas) Simpl. Phys. fol. 165, a. — Auch von Ariſtoteles wird die Beraubung (στέρησις), d. h. das Nichtſeyende der beſtimmten Form als ein Element betrachtet, das bei jedem Werden berückſichtigt werden müſſe (Phys. I, c. 7; Met. VII, 7). In gewiſſer Hinſicht läßt ſich dieſe στέρησις als identiſch mit dem betrachten, was oben im §. „der Mangel" genannt worden. Eben die Unvollkommenheit in allen Arten von Dingen deutet auf das Daſeyn eines Vollkommenen hin (Origen. contr. Cels. L. II, 51, ed. Par. I, p. 425) — — zuletzt auf das Daſeyn des höchſten Gutes: Gottes (Sext. Empir. contradict. L. IX, adv. Phys. 88 seqq. ed. Fabric. p. 572, 573; m. vergl. auch Augustin. de Genes. ad liter. L. I, 34, Opp. T. I, p. 128).

f. Sehr häufig wird in der Welt des Sichtbaren unmittelbar neben der Schädlichkeit, welche irgend ein Leiden erregt, das Heilmittel gefunden (St. Basil. in Hexaëm. Hom. I, ed. Par. T. I, p. 43). So das Rhododendron, das Pallas in ſeiner Reiſe nach Sibirien, p. 369 als Rh. Chrysanthum beſchreibt und in den beigefügten Tafeln (append. nr. 27, F. 1, 2) abbildet, auf den kälteſten neblichten Gebirgshöhen des nördlichen Aſiens, wo gerade jene Krankheiten, gegen welche ſich ſeine Blätter als das wirkſamſte Heilmittel erweiſen, das alltäglichſte Leiden der Glimmergräber und der Bewohner der Umgegend ſind. Jene Meeresküſten, an denen man am öfterſten ſcorbutiſch Kranke zu ſehen bekommt, ſind am reichlichſten mit antiſcorbutiſchen Kräutern verſehen; dem auflöſenden, erſchlaffenden Einfluß der Hitze der Tropenländer kommt eine Fülle der dort einheimiſchen Heilmittel lindernd entgegen. Es zeigt ſich hier im Ganzen, was im Einzelnen bemerkt wird: wenn z. B. das Wolle tragende Thier ſchon vor Einbruch der Winterkälte mit dem dicken Winterpelz bekleidet, der Vogel, noch vor Antritt ſeiner Wanderung, mit friſchen Schwungfedern verſehen wird. Aber auch in jedem werdenden Dinge liegt dem Werden außer der eigenthümlichen Richtung zugleich noch eine dieſer ganz entgegengeſetzte zu Grunde. Denn die Entgegengeſetzten bedingen ſich wechſelſeitig, es wird immer Entgegengeſetztes aus Entgegengeſetztem (Plato Phaed. 70. d; Arist. phys. I, c. 5; Heraclit. bei Stob. ecl. I, p. 60). Dieſes bedenkend pflegte unter Anderem Anaragoras den Satz auszuſprechen, daß der Schnee eigentlich ſchwarz ſey, obgleich wir ihn weiß ſehen (Sext. Emp. Pyrrh. hyp. L. I, c. 13, nr. 33, edit. Fabr. p. 11; L. II, nr. 244, p. 122) — Die homöopathiſche Wirkſamkeit der Stoffe, deren äußerer Beſtand faſt ganz aufgehoben worden, erinnert an die Erſcheinungen, welche R. Brown wahrnahm, wenn er Körper von irgend einer Art (Holz, Stein u. ſ.) in ſo feine Stäubchen zertheilte, daß ihre Größe weniger noch als den 4000ſten Theil eines Zolles betrug. Sey es nun, wie Einige wollten, die Bewegung des verdünſtenden Waſſers oder Oeles, auf welchem die Stäublein ſchwimmen, oder was richtiger geſprochen iſt, eine allgemeine, durch die ganze Sichtbarkeit ſtrömende bewegende Kraft, was dieſen Stäublein ihre merkwürdige Beweglichkeit gab (welche jener der Infuſorien gleicht), immerhin zeigt ſich in dieſem Verſuche, daß ſich der in ſolcher Auflöſung und Aufhebung des eigenthümlichen Beſtandes begriffenen Stoffe eine vorhin unſichtbare, nun aber erſt in die Sinnen fallende, bewegende Kraft bemächtige. Nach Nicephorus (Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. cm. not. Dion Petav. p. 424) erſcheint dieſe in den ſinnlichen Stoffen verborgen liegende Kraft als ein pſychiſches Element, welches zur Seele in demſelben Wechſelverhältniß ſtehet, wie der vorherrſchende leibliche Stoff zum Körper. „Darum bedeute das Träumen von Honig (aus welchem ein Bittres geſchieden wird) der Seele künftigen Schmerz und Leiden, das Träumen vom Abſynthium aber das Gegentheil." — Bei der

homöopathischen Heilart (welche übrigens nach §. 60 eben so wenig die allgemein herrschende werden, und die gewöhnliche durch die natürlichen Heilmittel wirkende verdrängen wird und kann, als die Heilart durch den thierischen Magnetismus dieß vermochte) wirkt der Arzt — um in Nicephorus Weise weiter zu schließen — durch ein (gleichsam) psychisches Element zunächst auf die psychischen Kräfte des Leibes und so durch diese auf die gröbere Leiblichkeit selber, während die gewöhnliche Heilart den zunächst in unserer Gewalt stehenden natürlichen Weg einschlägt und durch das gröber Leibliche auf die Lebenskraft zurückwirkt. Uebrigens geschieht bei dem (ins fast Unabsehbare) theilenden und raffinirenden homöopathischen Behandeln der Stoffe etwas Aehnliches, als bei der Bereitung des (zeugenden) Samens im Leibe des männlichen Thieres geschieht (m. vergl. den §. 21).

Das oben erwähnte Geheimniß des Daseyns einer Welt der „Unsichtbaren" war, wie schon erwähnt, dem Alterthume ein sehr offenkundiges. Dem Thales ist die ganze Welt von götterartigen Wesen erfüllt (πλήρη θεῶν), nach Aristot. de anim. I, 5; die bewegende Kraft im (Magnet)stein ist seelenartig (ib. c. 2, u. Diog. Laërt, I, 24). Nach Heraklitos ist die ganze Sichtbarkeit voll Seelen und Dämonen (Diog. Laërt. IX, 7; vergl. mit der Engel-Lehre bei Origenes in Ezech. Hom. I, 7, ed. Par. II, 558); welche, nach der Lehre der Pythagoräer den Menschen das Künftige und Verborgene enthüllen (Diog. L. VIII, 32); wie jener vielfach erwähnte (warnende) Dämon dem Sokrates (Xenoph. mem. I, 1, nr. 4; Plato Apolog. p. 31 u. 40; Phaedr. p. 242). Geisterhafte Kräfte walten nach Empedokles in der Behausung der Sichtbarkeit (Carmin. v. 11—15, ed. Sturz. 513, 514), und Aristoteles, Göttliches und Dämonisches unterscheidend, lehret, daß die Natur dämonisch, nicht göttlich sey (de divin. per somn. 2: ἡ γὰρ φύσις δαιμονία, ἀλλ' οὐ θεία). Das Pleroma einer späteren Lehre ist von einer höhern Geisterwelt durchwirkt.

Bei den Vätern der Kirche erscheint die Lehre von den Engeln und Dämonen nach Anleitung der heiligen Schrift vielseitig und lieblich ausgebildet. Nach Origenes (Comment. in Matth. L. XV, 27 e; Opp. III, 692) und Andren (Tatian. orat. ad Graec. c. X. ed. Oxon. p. 26; Hieron. in Epist. ad Tit. L. 1) war die Schöpfung der Engel eine frühere als die der irdischen Natur und des Menschen (m. vergl. auch Philo. de mund. Opif. 33, ed. Mang. I, 31). Die Engel sind ätherisch fein körperliche (Basil. de spir. sanct. c. 16, T. III, p. 52; Caesarius Dialog. 1 interrog. 48; Cassian. collat. 7, c. 13; Gregor. Magn. Moral. c. 3; Tertull. de carne Christ. c. 6), schnellbewegliche Wesen (Augustin Serm. CCLXXVII de St. Vincent. c. 9, Opp. V, p. 1117), von erhabener seliger Natur (Clem. Al. Strom. VII, 702. edit. Potter. 831); sie blieben und sind noch jetzt aus freiem Willen (Basil. Homil. quod Deus non est auctor malor., 8, Opp. T. II, p. 80; Athenag. leg. pr. Chr. c. 22, edit. Oxon. p. 99) und durch Beistand des heil. Geistes gut (Basil. de spir. sanct. c. 16, Opp. T. III, p. 32; m. vergl. Origen. Hom. XXXI in Luc. Opp. III, 969); ja die Art des Gebrauches dieses freien Willens war es, was ihnen ihren verschiedenen Rang gab (Orig. de princ. I, c. 8, §. 1 u. 4; Opp. T. I, p. 74 u. 75). Ihnen ist von Gott die Aufsicht über die Welt, über ganze Völker (Papius in Grabii spicileg. Patr. 2, p. 33; Clem. Alex. Strom. VI, 693, ed. Potter. 822; Orig. in Exod. Hom. VIII, ed. Par. II, 157; in Luc. Hom. XIII, ed. Par. II, 946) eben so anvertraut, wie über einzelne Dinge und Menschen. — Dämonen und Seelen der Verstorbenen gesellt auch Maximus Tyrius den lebenden Menschen als Rathgeber, Helfer und Schützer bei (diss. XXVI, ed. Davis. 271; XXVII, p. 282, 284;

m. vergl. auch über dieſe Lehre p. 266, 268. 278). Wie durch das Geſchäft der Engel den Juden das Geſetz gegeben worden (Act. 7, V. 53), ſo hat Gott durch Engel den Griechen die Philoſophie verliehen (Clem. Al. Strom. VI, 702, edit. Potter 832), überhaupt aber Wiſſenſchaften und Künſte (Orig. de princ. III, 3 nr. 2, 3). Gute Engel ſind es, welche die Menſchen zum Guten ſtärken und welche ihnen göttliche Gedanken eingeben (Orig. in Lucam Homil. XII et XXXV, Opp. III, 945 et 975). Sie, welche bei der Geburt die Seele zu ihrer Leiblichkeit geleiten und ſie im Tode wieder aus dem Leibe hinwegführen (Orig. in Johann. T. XIII, 49, ed. Par. IV, 261, vergl. mit Plato's Phädon), freuen ſich mit uns und beten mit uns (Orig. in Luc. Homil. XXIII, ed. Par. III, 961); ſind Zeugen unſerer Handlungen, ja unſerer Gedanken (Hilarius Comment. in Ps. CXVIII, Litt. 1, §. 8, ed. Veron. 278). Sie werden aber auch über das Handeln des ihrem Schutze anvertrauten Menſchen zur Rede und Rechenſchaft geſtellt (Origen. in Numeros Homil. XX, 3, 4, Opp. II, 350, 351; Hom. XXIV, 3, p. 365), werden jedoch dann im beſſern Falle Mitgenoſſen des Lohnes und der Freuden der geretteten Seelen (ib. Hom, XI, p. 307); ja ſolche den Menſchen begleitende Geiſter ſelber ſind durch das Zunehmen der ihrem Schutze befohlenen Seele in göttlichen Tugenden einer Veredlung und eines Wachsthums in der Vollkommenheit fähig (Orig. Comment. in Matth. L. XIII, 28, Opp. III, 608). Außer den guten Engeln gibt es aber auch abgefallene, böſe. Jeder Menſch iſt den Verſuchungen eines ſolchen Dämons ausgeſetzt (Testam. Jud. in Grabii Spicil. sec. I, c. 20, p. 185; Hermas. Past. Mandat. VI, patr. Apost. ed. Cotel. I, 93 u. 94; Cassian. Collat. VIII, c. 17, edit. Lips. p. 349). Ihre Kräfte werden aber durch den Geiſt und Beiſtand Gottes beſiegt (Orig. de princ. III, c. 3, §. 4, Opp. T. I, p. 144; contra Cels. L. VIII, 36, Opp. I, p. 769; Cyrill. Hieros. Catech. IV, περὶ ψυχῆς), und der einmal vollkommen beſiegte Dämon hört auf, den Chriſten zu ſchaden (Origen. Homil. in Jes. Nav. XV, 5, 6, Opp. II, 434), während dagegen der Sieger die Stelle des Engels einnimmt, welche dieſem vor ſeinem Falle zukam (ib. Hom. I, 6, Opp. II, 399).

Daß wir übrigens und was wir hier von einer Welt des den Sinnen Verborgenen geredet, möge durch jene Aeußerung des Ariſtoteles entſchuldigt werden: daß wir zwar von den ungewordenen und unvergänglichen Weſen nur geringe Erkenntniß haben, weil nur wenig von ihnen der Empfindung offenbar iſt, daß jedoch die Unterſuchung auch über dieß Wenige um ſo höheren Werth habe, weil ſie ſich auf das Göttliche und der Ehre Wertheſte bezieht (de part. an. I, 5; vergl. de coelo II, 12).

g. Der letzte Satz des vorſtehenden §. deutet auf jene ſinnvolle Lehre des Platon hin, daß uns die ſinnlichen Empfindungen nur als Erinnerungszeichen dienen an die ewigen, ſelbſtſtändig in unſerer Seele liegenden Ideen, deren Aehnlichkeit ſie an ſich tragen und deren Nachbilder ſie ſind (Phaed. 74, c; 75, b; 76). Dieſer Lehre werden wir weiter unten im §. 35 wieder begegnen.

Die unorganiſche Körperwelt.

§. 5. Der belebte Staub, welcher in Pflanzenform die Erde mit grünem Gewebe bedeckt oder in thieriſcher Geſtaltung Meer und Land mit lebendigem Gewimmel erfüllet, gleichet,

gegenüber der lebloſen Maſſe, welche den Körper des Planeten bildet, den ſparſamen Thautropfen, die an der Wand eines Felſengebirges hängen. Wie Blätter der Blüthen, die ein Frühlingsſturm aus dem Thale herauf über das ewige Eis eines Gletſchers ſtreut, und welche nur an Farbe dem Schnee gleichen, an Bildung und Weſen ihm fremd ſind, ſo wohnt das Leben als ein vorüberziehender Fremdling unter den Gewalten der lebloſen Natur. Dieſe, die ſtarren Gebirge, bleiben dieſelben, von Jahrtauſend zu Jahrtauſend; das Leben aber, wenn es am Abend die Wohnung beim Staube aufgeſchlagen, bricht ſie ſchon am Morgen wieder ab und eilet zurück in den Tod, wie in einen Mutterſchooß, aus welchem es kaum erſt geweckt und geboren worden. Gleich als wäre es ein Zug des Schlafes, unwiderſtehlich und ſüß, wie der Schlaf des Ungebornen im Mutterleibe oder des Säuglinges an der Mutterbruſt, welcher die Weſen ſo trunken machet, daß ſie zum Leben ſagen: warum weckeſt du uns, und daß ſie, kaum erwachet, alsbald wieder hinabſinken in ſeine Tiefe.

Es darf uns nicht befremden, daß „die Thautropfen an der Wand des Felſengebirges“ ſo bald nach Sonnenaufgang wieder vergehen. Iſt es doch ein zweifacher Zug, der ſie vom Stein hinwegnimmt: der eine der Schwere, hinabwärts nach der Maſſe der Erde, der andere hinaufwärts, nach der von der Sonne durchwärmten Luft. So dräuet auch dem Leben, das in dem organiſchen Leibe wohnt, von zweien Seiten her die Macht einer lebloſen Natur, welche ohne Aufhören ſtrebet, das Einzelne und Beſondere in ihren Strom hinabzureißen. Von unten her wirket, als Schwere, die Anziehung der feſten Maſſe des Erdkörpers hemmend auf die Bewegung der Glieder, deren zartes Gebäu jeder auf ſie herabſtürzende Stein oder das eigne Hinabfallen zum Boden zu zerſchmettern vermag; von oben her wird die Flamme des Lebens durch eine Welt des flüſſigen Aethers bewegt, welcher nicht bloß in ſeiner Einen Geſtalt, als elektriſcher Blitz, ſondern auch in vielfach andren die Bewegung des Lebens lähmt, oder, wie ein Sturmwind, ſeine Flamme verlöſcht. Dennoch, wie das Licht der Sonne, wenn auch der verſchiedene Zuſtand der Luft ſeinen Gang zur Erde bald mehr, bald minder unterbricht, immer daſſelbe bleibt; ſo bleibt auch

das Leben in der ganzen Mannichfaltigkeit ſeiner Erſcheinungen, mitten unter jenen beiden hemmenden Elementen unverändert daſſelbe, und dieſe haben keine andre Macht über ſein Wirken, als daß ſie den an ſich farbloſen Strahl in vielfache Farben brechen und die Blätter des einzelnen Jahres hinwegreißen, ohne dem Stamm die Kraft zu nehmen, aufs neue Blätter zu treiben. Ja, ſie werden in andrer Form zu einem Träger und zu einer nährenden Mutter des lebendigen Weſens.

In der einen wie in der andren Weiſe ihrer Wechſelbeziehung auf das organiſche Leben: in der hülfreichen und förderlichen, wie in der hemmenden und widerſtrebenden ſind uns jene beiden Regionen der lebloſen Natur für die Geſchichte der Seele bedeutend; wir müſſen daher zuerſt den alten Grund und Boden betrachten, welcher die Gewächſe des irdiſchen Lebens trägt, ehe wir dieſe ſelber beſchreiben.

Der Weltmaſſe von Erdennatur ſteht, wie dem ſtarren Knochen der Nervenäther oder der flüſſige Lebenshauch des Blutes, ein Himmel gegenüber und zur Seite; eine Welt des flüſſig beweglichen Aethers dem feſten Gebäu des Planeten. Dieſe beiden, Himmel und Erde, ſind unter allem Sichtbaren zuerſt geſchaffen von Gott. Die Erde iſt ein beendetes Werden, ein lauteres Gewordenſeyn; der Aether iſt das, was zu werden vermag: eine lautere Empfänglichkeit. In dieſen beiden iſt jener erſte Gedanke alles Schaffens kund geworden: daß kein Leben ſey außer Ihm. Denn dieſe Welten, welche willenlos und unabweichbar, wie ein Rad am Wagen in ihrer Bahn laufen, bezeugen es, daß das Geſchaffene nicht für ſich ſelber, ſondern für ein höheres Walten da ſey, und der Aether, welcher ſie durchdringt und umfleußt, ſo wie ſein Gefäß, der Luftkreis, flüſſig und leicht bewegbar und dennoch nicht aus eigener Kraft bewegt, bezeugen es, daß des Bewegens Anfang nicht aus dem Geſchaffenen, ſondern aus dem ſchaffenden (Worte) komme, welches ſeinen Dienern die Form der Feuerflammen oder die Macht des Sturmwindes verleihet.

Schon die älteſte Betrachtungsweiſe der Natur hat die Körper und Elemente der planetariſchen Maſſe als eine Welt des Lebloſen betrachtet, welche nicht durch eigene, inwohnende, ſondern durch fremde, äußere Kraft bewegt werde. Selbſt die

regelmäßige Geſtalt der Kryſtalle empfängt dieſe Welt „des Lebloſen" nicht zunächſt durch die Beſchaffenheit des inwohnenden und vorherrſchenden Elementes, ſondern durch ein Geſetz, welches mit den verſchiedenartigſten Stoffen waltet, wie der freie Wille eines Künſtlers, der dem Porphyr wie dem Marmor oder dem weichen Gyps eine und dieſelbe, oder auch dem gleichartigen Stoffe die verſchiedenſte Geſtaltung aufprä-get. Denn es zeigt ſich ein und dieſelbe Kryſtallform an dem leichten, brennbaren Erdharz (Honigſtein), wie am ſchweren, edlen Metall oder an dem harten Demant und dem an der Luft zerfließenden Salze; dieſelbe Kryſtallform am gefrierenden Waſſer wie am Smaragd und dem phosphorſauren Blei; während dagegen andre Körper, in denen ein und daſſelbe Haupt-Element vorherrſchet, in der verſchiedenartigſten Geſtaltung ſich zeigen.

Es ahndet der Verſtand einer ſpäter gebornen Zeit ſchon in den geometriſchen Figuren und Zahlenräthſeln der Pythagoräer einen tiefen Sinn; das, was uns die Gedankenwelt der Kryſtalle andeutet, iſt höher und tiefer als das Sinnen des Menſchen; es ſind die Grundzüge eines göttlich weiſen Werkes der Schöpfung. Denn eben hier, wo an dem Todten und Erſtorbenen alle Kraft des eignen Bewegens aufhört, wirkt die Kraft eines höheren Bewegens lauter und allein.

Einige jener Hieroglyphen erſcheinen in der jüngeren Schöpfung ſo deutlich in die Sprache des Lebens und Wirkens der organiſchen Welt, ja in die noch immer fortlebende Mutterſprache der Menſchenſeele überſetzt, daß wir es wagen dürfen, dieſelben zu deuten:

Das, was in dem Leben der Seele als ein Erkennen erſcheint, das iſt in der lebloſen Natur ein leibliches Vermiſchen und Einswerden der Stoffe. Es iſt hier vornehmlich ein körperliches Weſen: die Lebensluft oder das Sauerſtoffgas der Atmoſphäre, welches immer als daſſelbe (gleich einer oberen erkennenden Seele) allen andern Körpern: das Eine Vielen, gegenüberſteht. In ihnen allen iſt ein Antheil an und von jenem oder doch die Fähigkeit, ſich mit ihm zu verbinden. Soll aber das untergeordnete Vielartige mit dem Einen, Höheren ſich vermiſchen, ſo muß es zuerſt dieſem gleich werden

an Geſtalt. Der Kohlenſtoff, wenn er auch vorher in der Form des feſten Demantes in noch ſo engen Raum zuſammengepreßt war, dehnt ſich, ehe er ſich beim Verbrennen mit dem Sauerſtoffgas vereint, zur vollkommen gleichen Größe mit dieſem aus. So müſſen auch in andern Fällen die Stoffe in ein Verhältniß der Aehnlichkeit des Umfanges mit einander treten, wenn ſie mit einander vereint werden (ſich erkennen) ſollen.

Dieſe Nothwendigkeit des ſich Gleichwerdens an Geſtalt, bei dem Vermiſchen der verſchiedenartigen Elemente, erſcheint denn auch als der Grund jener feſtbeſtimmten Verhältniſſe, unter denen alle Stoffe der lebloſen Natur, dem Gewicht nach, ihre Verbindungen mit einander eingehen. Bei dieſen Verbindungen bemerken wir, daß ein Körper, welcher eben jetzt nur dieſen beſtimmten Gewichtstheil eines andern in ſich aufnahm, ein andres Mal gerade mit dem doppelten oder dem dreifachen Gewichtstheil dieſes andern Körpers ſich vereine. Es ſtehen hierbei immer Ganze in ihrer Art, eine Perſon gleichſam einer andern oder zweien und dreien und vieren u. ſ. gegenüber. Und die Geſtalt, welche die verſchiedenartigen Stoffe annehmen, wenn ſie mit der Lebensluft ſich vereinen, oder was daſſelbe iſt, das Verhältniß des Gewichtstheiles, in welchem ſie mit dieſer ſich miſchen, bleibt ſich immer gleich, auch da, wo dieſelben zu wechſelſeitigen Verbindungen unter einander ſelber ſich nahen. Denn wie das Gewicht des Kupfers, welches die Lebensluft zur Verbindung mit ſich heranzuziehen vermag, ein doppelt ſo großes iſt, als das Gewicht des Schwefels, mit welchem dieſelbe andre Male ſich zu vermiſchen pflegt, das Gewicht des Arſeniks ein dreifaches; ſo müſſen auch das Kupfer und der Arſenik, wenn ſie mit Stoffen andrer Art eine chemiſch vollkommene, naturgemäße Verbindung eingehen ſollen, in doppelt oder dreifach größerer Gewichtsmenge herzutreten, als der Schwefel.

Ueberall iſt es das Leibliche der höheren Ordnung und das Verhältniß zu dieſem, was dem Leiblichen der niederen Ordnung ſeine Geſtalt gibt. So iſt es die Säure, welche der Kalkerde, wie dem Blei oder Eiſen, die ähnliche Form ertheilt; zuletzt iſt es die Lebensluft oder vielmehr das Licht, deſſen Stellvertreter jene iſt, von welchem alle Geſtaltung des Leb-

loſen ausgehet. Daher ſteht auch das innre Gefüge, welches den regelmäßigen Kryſtallgeſtalten der niederen Körperwelt zu Grunde liegt, mit jener Weiſe in Beziehung, in welcher die Lichtſtrahlen ſich brechen, wenn ſie durch jene hindurchſcheinen, und die Wandlungen der einzelnen Kryſtallformen gleichen jenen verſchiedenartigen Richtungen, in denen etwa das Licht der Sonne auf die Oberfläche eines um ſich ſelber rotirenden Planeten auftrifft, deſſen Achſe unter einem beſtimmten Winkel auf der Ebene der Bahn geneigt iſt.

Wie denn die Luft bei den Tönen, die mein Ohr vernimmt, das vermittelnde Weſen iſt, welches die Bewegung des Schalles fortpflanzt; ſo iſt ſie auch bei den nach einem Geſetze der Harmonien und der Tonverhältniſſe des Monochords entſtehenden chemiſchen Verbindungen und Geſtaltungen der lebloſen Körperwelt das vermittelnde Organ, durch welches die geſtaltende Kraft des Lichtes auf die wägbaren, irdiſchen Stoffe wirkt. In dieſer, wie in vielfach anderer Beziehung, bewährt ſich jene innre Gleichartigkeit der regelmäßigen Geſtalten der Kryſtalle mit den Tönen des Monochords, welche ſchon das Alterthum geahndet, der tiefſinnige Keppler aber erkannt und bewieſen hat. In der That, jene ſind eine dem Auge ſichtbar gewordne Fülle der Harmonien.

Es erſcheint die unorganiſche Welt allerdings als die Region des Geſetzes, während dagegen in jener der organiſchen die Region der Freiheit erkannt wird. Das Reich der Steine nimmt an ſich ſelber unter den drei Reichen der Natur den niederſten Rang ein. Denn es iſt, im Vergleich mit den andern beiden, der Leib, während ſie ſelber Abbilder der Seele und des Geiſtes ſind; — ein ſchlafender Todtenleib, ſchon ſeit der Vorwelt des über dem Chaos ſchwebenden Geiſtes. Und dennoch wirkt weder der Farbenſchmuck noch der Geruch der Blume, noch die lieblich gaukelnde oder kräftige Bewegung des Thieres ſo tief und mächtig auf den ſinnenden Geiſt oder die fühlende Seele, als die Betrachtung der regelmäßigen Kryſtallgeſtalten oder der tiefharmoniſche Klang des feſten Metalles aus den geſchwungenen Glocken. Der Menſch hat einen geheimnißvollen, wunderbaren Zug zu dieſem Reich der Steine und der ſchweren, glänzenden Metalle; einen Zug, der mächtiger iſt als jener,

der

der ihn an die schönblühende, duftende Pflanze oder an das liebend sich an ihn schmiegende Thier knüpfet. Ist das etwa der von neuem wach gewordene, ursprüngliche Zug, welcher nach einer Dichtung der alten Seelenkunde die Seele anfänglich so unwiderstehlich und mächtig in das Leibliche hinabführte? In der That bei diesem Zug nach den Glanzmächten der Tiefe wandelt meine Seele oft jenes Gefühl an, das den Wanderer im Alpengebirge ergreift, wenn er auf dem jäh herabstürzenden Gipfel einer Felsenwand stehend es ahndet, wie groß da die Gewalt und Beschleunigung des Falles nach dem fernen Boden seyn und werden müsse. — Was ist es denn, daß auch jene Massen der Hochgebirge so mächtig auf meine fühlende Brust wirken? Mag es seyn, daß sie den schweren Pendel aus seiner Richtung ziehen, daß sie das hängende Bleiloth gegen sich hinbewegen; was aber gibt ihnen die geheime Macht, welche meine aus der Schwere entnommene, frei geborne Seele bei ihrem Anblicke, in ihrer Nähe, so sehr bewegt und an sich zieht? Sind es nicht die Gedanken einer alles ordnenden Weisheit selber, welche in das todte Gestein die magisch-kräftigen Züge ihres Namens schrieb? sind es nicht die Harmonieen ihrer gebietenden, so wie liebend lockenden Stimme, welche aus dieser leblosen Welt so mächtig auf meine lebende Seele einwirken? Hier wird für den anerkennenden Verstand das Letzte zum Ersten, das Unvollkommenstscheinende zum Vollendetsten; denn diese Schriften der Krystallgewölbe der Tiefe hat eine ordnende Weisheit nicht mittelbar, durch die selbstständig scheinenden Bewegungen des organischen Lebens schreiben lassen; sondern sie hat sie selber mit den Nachhall weckenden Tönen ihrer allgewaltigen Stimme hineingebildet in die Felsen.

Erläuternde Bemerkungen. Die körperliche Größe der Pflanzen und Thiere stehet noch kaum in jenem Verhältniß zur körperlichen Größe des Planeten, als die Größe jener Stäublein, welche nach R. Browns Versuchen eben durch ihre Verkleinerung eine infusorienartige Beweglichkeit erhalten, zum Rauminhalt des Menschenleibes. Was sind alle die Millionen dieser Stäublein zur Masse des Weltkörpers, der sie trägt!

Ueber das, was oben im §. über eine in der äußern Natur liegende Veranlassung zum Tod der organisch lebenden Wesen angedeutet worden, s. m. das Ausführlichere im §. 22.

Schon die Pythagoräer nehmen das Daseyn einer der sichtbaren, festen Erdmasse gegenüber stehenden Welt an, welche sie als Gegenerde

ἀντίχθων bezeichnen (Ariſtotel. de coel. II, 13 ed. Berolin 293; Stobaei Ecl. Physic. c. 23, edit. Heeren p. 488, m. vergl. hiermit Origin. de princip. L. II, c. 6, Opp. T. I p. 82, wo ſchon deutlicher auf das Daſeyn der Antipoden durch jenen Ausdruck hingedeutet wird). Die Erde wird von Platon der erſte und älteſte Körper innerhalb des Fixſternenhimmels genannt; ſie hat ihren Stand in der Mitte der Welt (Plat. Tim. 40, b). Hier thront auch die Weltſeele, welche alles beherrſcht, und welche eben ſo der Grund der einzelnen Seelen iſt, als der Weltkörper der Grund des Entſtehens und der Ernährung aller einzelnen Körper (ib. 54). Die Weltſeele beginnt ihr Werk mit Ausbreitung des Himmels (ib.). Der Fixſternenhimmel hat die Bewegung des Selbigen (Tim. 36, c.; de leg. X, 895): eine Bewegung ohne Irren, verwandt der ſelbſtſtändig bewegenden Kraft der Vernunft (Tim, 34, a).

Ariſtoteles (de mundo c. 2; m. vergl. Stobaei ecl. phys. L. I c. 23, p. 486 ed. Heer.; Plut. de plac. Ph. II, 7; Euseb. XV, 38) erkennt, ſo wie ſchon die Pythagoräer (Plut. de plac. phil. II, 6) außer den vier Elementen des Irdiſchen noch ein fünftes Element von älterer göttlicher Art im Aether an, welchen Onomacritus als ἄριστον στοιχεῖον bezeichnet. Dieſes Element iſt weder ſchwer noch leicht (wird von der ſchweren Erdmaſſe weder angezogen noch abgeſtoßen). Es unterliegt keiner Unvollkommenheit und keinem Leiden; keinem Entſtehen noch Vergehen. Aus ihm iſt der Fixſternenhimmel gebildet (Arist. de mundo c. 2; de coelo I, 2, 3; II, 7; meteorol. I, 3). Dieſer, der Fixſternenhimmel, iſt das Vollkommene, dem Göttlichen Näherr, die Erde das Unvollkommene, dem Göttlichen Fernere (1, 2 und 9). Jener iſt ewig, er altert nie (de coelo II, 1). Unter dem alldurchdringenden, allbelebenden Urweſen, welches Diogenes von Apollonia beſchreibt (Simpl. phys. Fol. 32, b), verſteht derſelbe auch nicht die gewöhnliche, atmoſphäriſche Luft, ſondern das feurig flüſſige Weſen (die Feuerwaſſer) des Aethers (nach Porphyrius und Nicolaus von Damascus bei Simpl. Phys. Fol. 6, a; 32 b vergl. mit Diog. Laërt. IX, 57), denn der Fixſternenhimmel iſt von einer andersartigen Natur, welche von der unſern Sinnen wahrnehmbaren irdiſch-elementaren ſehr weit verſchieden iſt (Philo: quod a Deo mittant. somn. 568, ed. Mang. I. 623), von erhabnerer unvergänglicherer Natur, als die Sphäre des Planetariſchen, eine Wohnung der ewig ſeligen Geiſter (Origen. de princ. L. II c. 3, edit. Paris. T. I p. 83, 84). Wir fügen übrigens hier noch aus der ältern Ausgabe (§. 3) eine Stelle bei über die Welt der Fixſterne und ihrer Lichtnebelgebilde. „Dieß iſt der alte, anfängliche Himmel, welcher mit der Erde zugleich geſchaffen, derſelbe ſchon war, der er nun iſt, als die Erde ein dunkles Chaos, wüſte und leer war. Eine weite Kluft und Leere, vielleicht einzig in ihrer Art, im ganzen Gebiet der Sichtbarkeit, ſcheidet die Fixſternenwelt von dem Syſtem unſerer Erde — von der Sonne und ihren Planeten. Da jenſeits beginnt ein anderes Reich der Dinge, von dem Dießſeitigen verſchieden, wie die von himmliſchen Kräften durchwebte, von Gewölk durchzogene Luft, von dem feſten, ſchweren Boden der Erdfläche. Ein Meer und Ströme des flüſſigen, Geſtalten wandelnden Lichtäthers, welcher noch jetzt, vor unſeren Augen, hie und da, in Lichtgewölk ſich verdichtet, oder zum Stern ſich entzündet. Lichtwelten, welche planetariſchen Scheiben gleichen, und an Umfang unſer Weltgebäude bis zur Bahngränze des Uranus übertreffen, ſtehen da ruhend, neben und zwiſchen ruhenden Sternen; es iſt in ihnen nicht die grobleibliche Kraft des Anziehens und Abſtoßens, welche hienieden das unruhige Treiben und Drängen, das Fallen und Zerſtäuben der Körper

begründet. Sonnenartig leuchtender Stern mit sonnenartig leuchtendem Sterne wandelt, durch keine weite Kluft vom Bahngefährten geschieden, um ein unsichtbares, körperliches Centrum. So ist das, was die zarten Gebilde jener obern Lichtwasser bewegt, ein zwischen ihnen webendes Unsichtbares; sie aber sind durch dasselbe Licht erhellt und sichtbar gemacht, in welchem auch unsre Dießeitswelten leuchten, denn da jenseits besteht ja noch, in alter Herrlichkeit die anfängliche Heimath des Lichtes!" — M. s. diese Ansicht weiter entwickelt in m. Urwelt und die Fixsterne. Nach der Voraussetzung des vorigen Jahrhunderts sollten die Fixsterne sämmtlich Sonnen, gleich der unsrigen seyn; gleichmäßig im Raum vertheilt, jede von Planeten und Kometen umkreis't, alle wieder um gemeinsamen, mächtigeren Schwerpunkt sich bewegend; über die augenscheinliche und unläugbare Zusammendrängung jener fernen Sonnen, nicht bloß in den kugeligen Sternhaufen (Tausende, ja Millionen stehen da in einem Raum, nicht großer als der zwischen Sonne und Sirius beisammen), sondern auch in unsrer Milchstraße sagt der geistvolle Uebersetzer und Bearbeiter von Herschel's Werken, J. W. Pfaff, in seinen „Herschel's Entdeckungen" S. 39: „Die einfachste und wahrscheinlichste Folgerung, die wir aus dieser „Betrachtung ziehen können, ist wohl diese, daß das System, in „welchem unsre Sonne herrscht, das einzige seiner Art, vielleicht das „einzige überhaupt, in den uns nächsten Räumen sey; es mögen in „jenseitigen und unergründlichen Gegenden noch andre Glieder und „Systeme des Alls sich ausbreiten, für uns sind sie nicht vorhanden." — So auch S. 86 bei der Geschichte der Doppelsterne: — „Wollen wir „aber unseren gewöhnlichen Maßstab beibehalten, — — so beträgt die „Bahn des Canors keine Jupiter-Distanz und die vereinte Attractiv„Kraft dieses Paars ist 2500mal kleiner als die der Sonne. Wenn dann „in jenen Gegenden attractive Kräfte, von Materie ähnlich der „unseren getragen werden, so erhalten wir Sonnen, die 2500mal „weniger Körperlichkeit besitzen als die unsrige. — Aber ist denn at„tractive Kraft nothwendig der Exponent der Materialität?"

Die leblosen Dinge unterscheiden sich sehr augenfällig schon dadurch von den belebten, daß sie sich nicht selbst bewegen, sondern ihre Bewegung von außen haben (Aristotel. Phys. VIII. 1). Jene besondre bewegende Kraft, welche den belebten Wesen inwohnt (Ethic. Eudem. II. 8), erscheint übrigens in einem zweifachen Verhältniß. Denn einige von diesen Wesen, welche den Grund des Bewegens in sich haben, werden aus sich selber, andre von sich selber bewegt (τὰ μὲν φασιν ἐξ ἑαυτῶν κινεῖσθαι, τὰ δὲ ἀφ' ἑαυτῶν). Zu den erstern, welche „aus sich selber" bewegt sind, gehören außer den Pflanzen nach der Meinung einiger Alten auch „das Feuer und vielleicht auch die „Quellen." Dasselbe lebendige Werden und Wachsen (φύσις), welches in der Pflanze die Stelle der Seele vertritt, „kommt nach Einigen auch den Metallen zu" (Origen. de libero arbitr. L. III, c. 1, Opp. I, 108 de oratione und Marc. Anton. L. VI, §. 14). — Während im Thier eine belebende Seele, in der Pflanze die Kraft des Wachsens und Werdens (φύσις) es ist, was ihnen ihr eigenthümliches Seyn und Wesen gibt, erscheint dagegen das, was den bloß leidend sich verhaltenden (Origenes nennt sie τὰ φορητά) todten Körpern, z. B. den Steinen, Erden u. s. ihr Seyn und Wesen gibt, als bloße Kraft der Haltung (φυλακὴ ἕξις, Sext. Empir. contradict. L. IX, adv. Phys. 81, 82; Origen. l. c.). Ueberhaupt wird uns die Haltung (ἕξις) als das Feststehende, Andauernde, im Vergleich mit der wandelbaren Affection (διάθεσις) der Dinge bezeichnet (Aristot. Categor. de Qualitat. 8, ed. Berol. p. 8). Sie ist das feste Band, welches die Körperlichkeit

zuſammenhält (Phil. de mund. 1154, ed. Mang. II, 606), ja die Kraft, welche jedem Körper ſeine eigenthümliche Form gibt, ſo daß nichts Körperliches ohne die Haltung gedacht werden kann (Origen. de princ. L. II, c. X, 2, ed. Paris. I, 101). Obgleich aber nach dieſer ſehr allgemeinen Bezeichnung die ἕξις überhaupt wie eine Macht erſcheint, welche dem leiblichen Geworbenſeyn der einzelnen Dinge ſein Bleiben gibt (m. vergl. den §. 11 u. den Schluß der erl. Bem. zum §. 3), weil ſie wie jene Schlange der Ewigkeit ſelbſt das Todte mit ehernen Banden umſchließt, und ihm, wie dem geſprochenen Menſchenwort, eine Nachdauer auf Aeonen gibt, ſo hat ſie doch, in Beziehung auf die unorganiſchen Körper, als Stellvertreterin der Seele, noch eine ganz beſondere Bedeutung. Sie beruhet hier (z. B. im Steine) auf einer inneren geiſtigen Spannung (πνευματικὸς τόνος nach Phil. Jud. de mund. 1169, ed. Mang. II, 620), welche der die feſten Körper durchdringenden Luft zugeſchrieben wird (Galen. de plenitud. c. 5), wie denn die Eigenſchaften der Dinge als Arten der Luft ſelber erſcheinen (Plut. de Stoic. rep. 43, ed. Hutten. T. XIII p. 391). Man könnte, bei dem was die Alten hier als Spannung bezeichnen, an das denken, was die Neueren unter dem vielbedeutenden Namen der elektriſchen Spannung begreifen, oder auch an die oben im §. erwähnte Function des Sauerſtoffgaſes bei allen Bildungsprozeſſen der unorganiſchen Natur. Die ἕξις oder Haltung wird uns dann auch noch von Andern als der zuſammenhaltende Lebenshauch (πνεῦμα συνεκτικόν) beſchrieben (Tat. Isagog. in Arat. c. 14). Sehr ſinnreich drückt ſich Philo Judaeus über dieſen Gegenſtand aus. Die lebloſen Körper, wie Steine und Holz, ſind ihm aus dem Kreiſe des (allgemeinen) Zuſammenwerdens herausgeriſſene Dinge. Dagegen ſind ſie von der „Haltung" wie von einem feſten Bande umſchloſſen; von der Haltung, welche ein Lebenshauch (Geiſt) iſt, der (immer) in ſich ſelber zurückkehrt. Denn von der Mitte anhebend ſtrebt er nach den äußern Theilen, und alsbald von der Außenfläche kehrt er wieder um, bis er von neuem zu dem Orte gelangt, von welchem er ausgegangen. Dieſe ohne Aufhören in ſich ſelber kreiſende Haltung iſt es, welche nach jedem dritten Jahre von den Wettläufern in den öffentlichen Spielen vorgeſtellt wird, als ein Werk, das groß und des Wettkampfes werth iſt (Phil. Jud. in libr. quod Deus sit immutabil. 297, ed. Mang. I, 278).

Gay Luſſac's obenerwähnte Entdeckung, daß die beſtändigen Luftarten: Sauerſtoffgas, Stickgas, Waſſerſtoffgas, bei ihren chemiſchen Verbindungen ſtets in gleichen oder doppelten Maßtheilen ſich vereinen, z. B. ein Cubikzoll Sauerſtoffgas mit einem Cubikzoll Stickgas zum Stickſtoffoxyd, oder ein Cubikzoll Sauerſtoffgas mit zwei Cubikzollen Stickgas zum Stickſtoffoxydul, ſo wie ein Cubikzoll Sauerſtoffgas mit zwei Cubikzollen Hydrogengas zum Waſſer, gibt von einer andern Seite der vor bedeutungsvolle Aufſchluß über den Grund der Beſtändigkeit in den ſtöchiometriſchen Miſchungsverhältniſſen. Denn mit Recht vermuthet Berzelius, daß auch wo dieß noch nicht durch unmittelbare Meſſung ausgemittelt werden konnte, der allen brennbaren Körpern ein gemeinſames Metalloxyd zukomme. Sie alle verbinden ſich, ſowohl mit dem Oxygen als auch unter einander ſelber in ſolchen Portionen das dieſes in Sauerſalz verwandelt, das einfache oder doppelte oder dreifache Volumen des zu ihrer Sättigung nöthigen chemiſchen Grundſtoffes einnehmen würden. Man erinnert ſich dabei an jene Uebereinſtimmung der erſcheinenden Größen, welche zwiſchen unſrem Mond und der Sonne ſo wie zwiſchen den äußerſten Monden bei Jupiter und Saturn und der Sonne wie ſie auf jenen Planeten erſcheinen, gefunden wird. Nicht unintereſſant, wenn auch vielleicht bloß ſcheinbar,

ade Gegenſatz vor der Verbindung einnahm. Die Verbindung
erſtoffgas mit der Kohle (Kohlenoxydgas), ſo wie die des
fgaſes mit dem Stickſtoff (das Stickſtofforydulgas) iſt gerade
it ſo großem Umfange als das Sauerſtoffgas vor der Verbin-
r. Es haben ſich mithin die Kohle, ſo wie das Stickgas im
des Vereines zu demſelben Umfange ausgedehnt, den das zu
tigung nöthige Oxygen hatte, und behalten dieſe Größe nach
indung bei. Kommt dagegen noch ein Volumen Sauerſtoff-
, ſo entſteht ein kohlenſaures oder Stickſtofforydgas, aber
tſtandene Miſchung nimmt genau nur zwei Volumina, mit-
nicht mehr Raum ein als das Kohlenoxyd oder Stickſtofforyd-
ſich allein einnahm. — In dem Kohlenwaſſerſtoffgas iſt ein
Kohle mit vier gleichen Voluminen Waſſerſtoffgas verbunden.
rn ziehen ſich aber im Moment der Verbindung ſo zuſammen,
r noch den Raum von zwei Maßtheilen einnehmen, das ganze
mithin nur den Umfang von drei Maßtheilen. — Auch in
erwähnten Waſſergas ſind zwei Maßtheile Waſſerſtoffgas
m Maßtheile Sauerſtoffgas ſo verbunden, daß ſie nur den
n zwei Maßtheilen ausfüllen; die zwei Volumina des Hydro-
mithin in den Raum von Einem zuſammengedrängt.

fünf regelmäßigen Körper des Alterthums gehören ſämmtlich
ularſyſtem der Kryſtalliſationen. Sie entſprechen den fünf
n: der Cubus der Erde, die Pyramide dem Feuer, das Ok-
r Luft, das Ikoſaëder dem Waſſer, das Dodekaëder dem
nach Pythagoras (Stob. eclog. phys. I, p. 450, 452), und
Tim. 55. Die neuere Naturkunde hat uns vier Haupt-
der Kryſtallgeſtalten unterſcheiden lehren, welche ſehr augen-
Hauptgeſtaltungen des Pflanzen- und Thier-Reichs ent-
nämlich das Teſſularſyſtem oder das homoſphäroëdiſche nach
ches bei Demant, Gold u. ſ. vorkommt) entſpricht im Pflan-
en roſenartigen Blüthen, im Thierreich den Strahlenthieren;
5 und das 6gliedrige Syſtem nach Weiß (die ſich beim viel-
Kalkſpath, beim Bergkryſtall, Smaragd u. ſ. finden), ent-
Pflanzenreich der Abtheilung der monokotyledoniſchen Ge-
ächſe. Lilien. Palmen). im Thierreich dem vielgeſtaltigen An-

Das Weltall erſcheint dem Plato nach den Verhältniſſen der harmoniſchen Zahlen, in der Octave in ſieben Theile abgetheilt (Tim. 55), und die Pythagoräiſche Lehre von den muſikaliſchen Intervallen, nach denen die einzelnen Weltkörper angeordnet ſind (die Lehre von der Harmonie der Sphären), iſt eine der am öfterſten nachgeſprochenen (Nicom. harm. manual. I, p. 6; Plut. de mus. 41). Wir vernehmen nur die Töne des harmoniſch bewegten Weltalls nicht, weil die Tiefe „(Größe)" der Töne ſie für unſer Ohr unhörbar macht (Porphyr. in harm. Ptol. 257; andere Gründe ſ. m. bei Aristot. de coelo II, 9).

Die dritte Weltregion (ſagt Molitor a. a. O. S. 89), in welcher die Centrifugalität (die Schöpferkraft) ihr höchſtes Maximum erreicht, und das rein Ideale ſich zum Realen depotenzirt hat, beſteht bloß aus einem äußern Elementarleben, welches den äußern Leib der Schöpfung bildet. Dieſe Region, obwohl die letzte äußerſte und paſſivſte, iſt jedoch der Stoff, das Object und der Spiegel aller oberen Regionen; denn in ihr liegt in plaſtiſchem, realen Weſen ausgedrückt, was in den höherm auf potentiale, geiſtige Weiſe enthalten iſt. Daher ſchauen ſich die obern Regionen in den unteren an, und die oberen Geiſter, als die eigentlichen Originale, tragen Luſt zu den untern Dingen, weil ſie in ihnen die Copie, den Abdruck und die Natur ihres eignen Weſens erblicken.

Aufgang des Lebens der organiſchen Natur im Pflanzenreiche.

§. 6. Es iſt im Vorhergehenden eines mikroſkopiſchen Schauſpieles erwähnt worden, welches Robert Brown beſchreibt. Eine elektriſche, bewegende Kraft, deren Wirkung ſich vorher dem Auge entzog, wird auf einmal ſichtbar, wenn in ihren Strom Stäublein irgend einer Art gerathen, welche geeignet ſind, dem bewegenden Zuge zu folgen. So wird uns auch in den belebten Weſen der Natur ein Strom des allgemeinen Bewegens, die Kraft eines lebendigen Zuſammenwerdens und Zuſammenwirkens ſichtbar, wovon die unbelebte Natur ungerührt und unbewegt bleibet. Dieſe Kraft des Zuſammenwerdens und Lebens liegt nicht in den ſichtbar gewordenen Stoffen, ſondern ſie kommt in dieſe von oben her, aus einem unſichtbaren Grunde des Bewegens (§. 2) und Werdens, wie die willkürlichen Bewegungen eines Menſchenleibes von den unſichtbaren Anregungen der Seele ausgehen. Nicht demnach von unten her, aus den todten Stoffen ſelber, kann ſich, etwa durch ein Wachſen der Kraft, welche das Alterthum „Haltung" nannte (m. vergl. S. 35) das Leben entwickeln. Es iſt hier kein Uebergang. Die Nacht, welche die Oberfläche der Erde umſchattet, würde für ſich ſelber nie aufhören Nacht zu ſeyn, würde für ſich

ſelber nie zum Tage werden, wenn nicht eine Sonne von oben her aufginge, und in den nordiſchen Winter, in das Dunkel der Nacht den Tag brächte. Selbſt die Wahrnehmungen einer tiefer eindringenden Chemie haben es erwieſen, daß „dieſes Etwas, welches wir Lebenskraft nennen, gänzlich außerhalb den unorganiſchen Elementen liege.“ — In der That, wer aus einer Steigerung des Dunkels das Licht, aus einer Steigerung der Kälte die Wärme, oder, was daſſelbe iſt, wer aus einem Geſchäfte der todten Elemente die Welt des Lebens herleiten und ſchaffen will, der gleichet jenem Landmann bei Hans Sachs, welcher aus den Käſen einer Kuh Kälber ausbrüten wollte.

In der unorganiſchen Natur geſtaltet ſich immer nur das, was der Grundlage nach und in ſeinen Elementartheilen bereits ſchon ſinnlich wahrnehmbar vorhanden war; der in die ſalzige Auflöſung eingetauchte, bereits gebildete Kryſtall, dränget freilich durch ſeinen polariſirenden Einfluß der Flüſſigkeit alsbald einen gleichartigen Kryſtall nach dem andern ab; wenn aber in ihr der Vorrath des ſchon vorhandnen, nur noch nicht zur feſten Geſtalt gewordnen Salzes erſchöpft iſt, hört dieſes wetteifernde Nachahmen der Bildungen auf. So können überall die in der unorganiſchen Welt ſelber wirkenden Kräfte nichts Andres, als die ſchon in dieſem beſtimmten Maaß, in dieſer beſtimmten wechſelſeitigen Beziehung vorhandnen Stoffe vereinen oder wieder trennen.

Dagegen erzeuget das organiſche Leben Etwas, das dem niederen Elemente unmöglich war; es ſchaffet aus einem Anfange, der für viele verſchiedenartige Weſen derſelbe und gleiche iſt, ein in den herbeigezognen, ernährenden Elementen weder begründetes, noch aus ihnen nach dem Geſetz der niederen Anziehungen herzuleitendes Syſtem der Geſtaltungen und Wechſelwirkungen, welches entſteht, ſeine Zeit hindurch wächſet, ſeines Gleichen erzeugt und wieder vergeht. In dieſem Act eines ſelbſtſtändigen Schaffens, in dieſer Kraft ſeines Gleichen zu erzeugen, lieget ein Hauptunterſchied der organiſchen von der unorganiſchen Natur. Dieß wird ſchon in dem alten, heiligen Schöpferworte angedeutet: „Es laſſe die Erde aufgehen Gras und Kraut, das ſich beſame, und fruchtbare Bäume, da

ein jeglicher nach ſeiner Art Frucht trage und habe ſeinen Samen bei ſich auf Erden.“

Bei der vorhin erwähnten, durch alle Einzelnen hindurchgehenden Bewegung eines Zuſammenwerdens der Lebendigen zu einem ſich gegenſeitig ergänzenden, harmoniſchen All, beſtehet das Einzelne, als das was es iſt, nur in Beziehung auf die andern Einzelnen alle: auf jene welche jetzt ſind und welche vorhin waren, wie auf die welche erſt kommen ſollen. Dieſe Bewegung des Zuſammenwerdens hat in den Lebenden einen ſelbſtſtändig inwohnenden Grund: die Seele. Das was dieſe in Beziehung auf den einen, unſichtbaren Grund alles Seyns iſt, wird als ein Einfaches und Unzerſtörbares erkannt; was ſie in Beziehung auf die Mannichfaltigkeit der andren ſichtbar gewordnen über und neben und unter ihr ſtehenden Weſen iſt, erſcheint uns als ein Gefüge der mannichfaltigen ſichtbaren Organe, welche der Veränderung unterworfen und zerſtörbar ſind. Darum ſind die belebten Weſen zugleich auch organiſch.

Dieſe organiſchen Naturen ſind im Allgemeinen von zweifacher Art. An den einen erſcheint das Bewegen des Lebens nach einem ſchon oben erwähnten Ausdruck des Alterthums als ein aus ihnen ſelber kommendes, während die andren von ſich ſelber ſich bewegen. In jenen, den Pflanzen, wird nach dem Sinne derſelben Lehre bloß das paſſive Vermögen des Mitwerdens gefunden, welches dem Strome des allgemeinen Zuſammenwerdens der andren Weſen folget, ohne denſelben wahrzunehmen; in dieſen, den Thieren, iſt eine ſelbſtthätige Kraft jenes Mitwerdens, welche dem Strome folgt oder ihm widerſtrebt, und ſo, ſich ſelber als ein Gleichkräftiges ihm entgegenſetzend, denſelben bemerkt und erkennt. Beide aber, die Pflanzen wie die Thiere, erſcheinen belebt, weil für ſie noch eine Welt des Unteren: das Unorganiſche, da iſt, zu welcher, durch ſie hindurch, der Lebensſtrom von oben hinabgehet. —

Die weiblich gebärende Kraft der Thiere, namentlich der Vögel, bringt für ſich ſelber das Ei hervor, ein Gebilde, in welchem die Maſſe, die nachmals vom zeugenden männlichen Princip überkleidet und durch dieſes von neuem geboren, zum ſelbſtſtändig bewegten lebenden Thiere wird, ſchon ganz als dieſelbe vorhanden iſt. So iſt und wirket in der Pflanze dieſelbe

Kraft, welche im Ei wächſet, welche die Häute mit ihrem zarten Gewebe, weche Dotter und Eiweiß ſammt ihren Banden aus dem wäſſerig Flüſſigen geſtaltet und zuſammenfüget; das entſtandne Gebilde weiß aber noch nichts vom Ein- und Ausathmen der Luft, noch nichts vom Bewegen und Empfinden. Ein Augenblick der neuen höheren Geburt und Belebung — die Befruchtung — kommt hinzu: die Maſſe des Eies wird von einem oberen, nie wägbaren, dem Auge nie ſichtbaren Einfluſſe überkleidet, und wie wird nun das Alles ſo anders! Ein Herz pulſirt zwiſchen Eiweiß und Dotter, Muskeln bewegen ſich; mitten unter den Häuten und Flüſſigkeiten entſtehen Nerven und Knochen, Gehirn und Augen und Glieder.

So iſt das ganze Pflanzenreich, im Vergleich mit dem Thierreiche, das Werk einer bloß mütterlich geſtaltenden, den lebensfähigen Stoff bereitenden Kraft. Die Wurzel iſt für beide dieſelbe und dennoch von einem zum andren kein Uebergang. Es iſt ein Moment, ein unſichtbar Hinzutretendes, und was vorhin gefühllos wachſende, unbewegliche Pflanze war, das iſt durch jenen Moment mit einem Male zum beweglichen, empfindenden Thiere geworden.

Das Pflanzenreich gleichet mithin dem Ungebornen im Mutterleibe; das Thierreich dem Ausgebornen, ſelbſtſtändig Athmenden und Bewegten. Das Ungeborne im Mutterſchoße, es geſtaltet ſich nicht durch eigne inwohnende Kraft, ſondern es wird geſtaltet durch die Lebenskraft der Mutter. Man ſagt, daß die Gedanken, das Sehnen, die Gefühle der Letzteren auf das Ungeborne (geſtaltend) einwirken, in ihm ſich ſpiegeln. So ſpiegeln ſich im Pflanzenreiche die Gedanken und Empfindungen einer unſichtbaren, die Sichtbarkeit im Schoße tragenden und gebärenden Mutter. Denn die Lebendigen alle, ſie ſind die zur ſichtbaren That gewordnen, vorhin unſichtbaren Gedanken und Willensmeinungen einer ewigen Weisheit, die ſie trägt und kennet.

Sie, dieſe Weisheit, welche am Anfange der Wege Gottes, welche der Werkmeiſter bei Ihm war und ſchaffend auf Seinem Erdboden vor Ihm ſpielete, iſt höher als alle Creatur. Iſt doch im unvollkommenen Abbilde die leibliche Mutter höher als das in ihr verſchloſſene lebende Ungeborne, höher als das ſchon ſelbſtſtändig geſonderte ausgeborene Leben des ſchwachen, der Pflege

bedürftigen Kindes. Aber je zarter und ſchwächer dieſes noch iſt, deſto anhaltender und ſorgfältiger wird es gepflegt und das Ungeborene ſtehet der Mutter noch näher, iſt noch ein Leben mit ihr. So hat auch das Pflanzenreich das vor dem Thierreiche voraus, daß jenes ſo ruhend, ſo treu, ſo unmittelbar den waltenden, belebenden Einfluß der jungfräulichen Werkmeiſterin — der bildenden Weisheit — empfängt, wie die noch wachſende Blüthe und Frucht den Saft des tragenden Stammes.

Und das iſt der eigenthümliche Reiz, das mächtig Anziehende, welches das Pflanzenreich, voraus vor dem Thierreiche, auf die Seele des Menſchen hat; es iſt ein Gefühl von der noch unmittelbareren, weſentlicheren, gleichſam leiblicheren Nähe und Einwirkung der bildenden Mutterkraft. Es ſind die Gedanken, die Gefühle der jungfräulichen Bildnerin ſelber, welche da, ſtrahlend in den Farben des Regenbogens, und in ſinnvollen Geſtalten: dunkel, in ihrer Bedeutung aber tief ergreifend, wie die Bilderſprache des Traumes, dem denkenden Geiſte begegnen. Da ſind die Kräfte, — nährend und heilend — welche noch unmittelbar aus dem Quelle des Lebens und der Geſundheit der Weſen kommen; es ſind die Pulsſchläge des mütterlichen Herzens ſelber, welche gefühlt und bemerkt werden; wenn auch in dieſer ſtummen ſchlafenden Welt nirgends noch eine Stimme oder ſelbſtſtändig entgegenkommende Bewegung der fragenden Mutterliebe antwortet; wenn auch das Bild, das da erſcheint, dem Ebenbild der Urform, welchem zuletzt das Thierreich ſich nahet, eben ſo unähnlich und unvergleichbar iſt, als der Bildungsſaft, aus welchem das Auge ſich geſtaltet, jener Sichtbarkeit, welche einſt in der kleinen Welt des Auges ſich abſpiegeln ſoll. Denn wer ſollte in der Geſtalt des innern und äußern Ohres die Welt der Harmonien erkennen und errathen, welche da nachmals aus und eingehen und walten wird; wer ſollte in der Geſtalt der Netzhaut und Kryſtallfeuchtigkeit, in der der Linſe und der künſtlich gewebten Iris des Auges jene ganze ſichtbare Schöpfung, vom leuchtenden Stern bis zum ſchweren, feſten Stein errathen und ahnden, welche bald hernach hier aufgehen und innerlich ſich geſtalten ſoll; wer in der Geſtalt des Gehirnes die Gedankenwelt des Geiſtes?

So äußerlich unähnlich denn, als die empfindenden Organe

dem Kreis ihrer künftigen Empfindung, ſo unähnlich als die dunkle Zeichen- und Geſtalten-Sprache des Traumes der wachen Wortſprache; ſo anſcheinend unvergleichbar als das Geſchäft der Seele der Thätigkeit des Geiſtes, iſt das Pflanzenreich dem Thierreich. Und dennoch ſtehen alle dieſe äußerlich und anſcheinend ſo unvergleichbaren und unreimbaren Gegenſätze, innerlich und weſentlich in einer nahen und unmittelbaren Beziehung zu einander, ſo weſentlich als die Geſtalt und Ernährung der Raupe zur Geſtaltung des künftigen Schmetterlinges, oder der phyſiſche Act der Entzündung und des Verbrennens zu dem Acte der Bildung und Entwicklung des brennbaren Weſens.

Es iſt nur ein Moment, und eine Thätigkeit des Geiſtes überkleidet, wie das Leuchten der Flamme die Bewegung der Wärme, ſo das ihr entſprechende Streben der Seele; nur ein Moment, und die niederwärts gehende, bloß bildende und geſtaltende Richtung des Schlafes und Traumes wird in die aufwärts gehende, geiſtig erkennende und ſprechende des Wachens hinaufgerückt.

Erläuternde Bemerkungen: Ariſtoteles ſchon bedient ſich des Wortes organiſch (ὀργανικὸν) in demſelben Sinne, in welchem wir es oben, in der Ueberſchrift zum §. gebraucht haben. Er nennt (de anim. L. II, c. 1) ſelbſt die Theile der Pflanze (Kelch, Fruchtkapſel u. ſ.) Organe, ja es beſteht hierin das gemeinſame Weſen aller lebendigen Seelen, daß ſie die anfängliche bewirkende Einheit eines natürlichen organiſchen Körpers iſt (εἰ δέ τι κοινὸν ἐπὶ πάσης ψυχῆς δεῖ λέγειν, εἴη ἂν ἡ πρώτη ἐντελέχεια σώματος φυσικοῦ ὀργανικοῦ). In andern Stellen ſeiner Werke werden nur die zur Bewegung beſtimmten Glieder organiſche (τὰ ὀργανικὰ τῶν μορίων) genannt, und von ihnen die Sinnorgane (τὰ αἰσθητήρια) unterſchieden (de part. animal. L. II, c. 1). So iſt dann die Hand vornehmlich Organ des Leibes (Probl. sect. XXX), ja das Organ aller Organe (de anim. L. III, c. 8). Bei ſpätern griechiſchen Schriftſtellern fällt übrigens jener Unterſchied gänzlich hinweg, und bei Galen (de Symptomat. caus. L. I c. 8, ed. Kühn. Vol. VII, p. 139) werden auch die Sinne Organe genannt. (Schon Phil. Jud. de Special. leg. 808, Mang. Vol. II, 332 gebraucht das Wort ὄργανον in einen weitern Sinn, für die Zähne.) Erſt ſpät ging das Wort Organ und noch ſpäter das Wort organiſch in dem obigen Sinne in die lateiniſche Sprache über. So finden wir Organum oris für Zunge, bei dem chriſtlichen Dichter des 4ten Jahrhunderts, Prudentius (Peristeph. X de St. Roman. 2). Schön und klar entwickelt hat Leibnitz in ſeinen Principiis Philosophiae (64 bis 67, edit. Genev. T. II, p. 28 u. a.) den Begriff von Organismus. Darum weil der Körper eines jeden belebten Weſens ein Spiegel des Alls, ein verbindendes Mittelglied zwiſchen dieſen einzelnen und allen andern Monaden des Weltganzen iſt, muß er auch nothwendig organiſch ſeyn. Seit dieſer Zeit hat man die belebte Natur auch in den neuern Sprachen allgemeiner mit dem Namen der organiſchen, die unbe-

lebte dagegen mit dem Namen der anorganiſchen bezeichnet, oder auch, wie dieß ſpäter geſchah, die Dinge der letzteren, weil ihnen jener inwohnende Lebenstrieb (ὀργή) mangelt, welcher wenigſtens Wachsthum und Vermehrung begründet, anorgiſch genannt.

Am gewöhnlichſten unterſchieden die Alten die beiden Hauptregionen unſrer Sichtbarkeit, als die der belebten (ἔμψυχα) und lebloſen (ἄψυχα) Dinge (Arist. Probl. XVI, XVII). Wenn Ariſtoteles (de juvent. et senect. c. 1) den Pflanzen zwar auch ein Leben zugeſteht τὰ γὰρ φυτὰ ζῇ μέν), dennoch aber zugleich behauptet, daß dieſelben keine eigentlich Lebenden ſeyen (nicht ζῶα, ſondern nur ζῶντα), weil ein Lebendes (Thier) Empfindung habe, ſo deutet er hiermit auf jenen Unterſchied zwiſchen dem inwohnenden Lebensgrund in Pflanze und Thier hin, welcher, wie ſchon oben erwähnt, von den Alten auch ſo bezeichnet wurde, daß nur in dem Thier eine eigentliche Seele (ψυχή) ſey (Diog. Laërt. L. III, 28); die Pflanze aber lebe und wachſe durch das in ihr wohnende „Werden," (φύσις Sext. Emp. contrad. L. IX, adv. Phys. 81; Philo Jud. ss. Leg. allegor. L. II, 1091, ed. Mang. vol. I, 71). Das Wort φύσις, Natura: das Werden, Wachſen, von welchem das Gewächs (φυτὸν) ſeinen Namen hat, iſt eines der ſinnvollſten, prägnanteſten. Es bedeutet zwar auch in jenem Sinne, in welchem wir dieſes Wort am öfterſten gebrauchen, die Natur: die gewordene und werdende Welt der ſichtbaren Dinge; doch kommt ihm dieſe Bedeutung mehr nur metaphoriſch zu (Arist. met. IV, c. 4); urſprünglicher iſt jene andre, nach welcher die φύσις die das Werden und Leben erzeugende Kraft ſelber iſt (ib. X ſo wie Phys. II, 1), welche den Grund des ſelbſtſtändigen Bewegens und der Entfaltung der vernünftigen Samenkeime in ſich ſelber hat (Diog. Laërt. L. VII, 148). Die Kraft, welche die Welt zuſammenhält (ib.) und alles ordnet, weil ſie ſelber die Urſache aller Ordnung iſt (Aristot. physic. VIII, c. 1), welche überall nach einem beſtimmten Zwecke ſtrebt (de generat. I, 1), überall das Vollkommenſte und Beſte zu erreichen ſucht (de incess. animal. c. 12), niemals etwas Vergebliches oder Nutzloſes wirkt oder ſchaffet (de part. anim. L. IV, c. 11 und c. 13; de generat. anim. L. II, c. 4; m. vergl. über den ähnlichen Sinn des Wortes Natur: Cic. Nat. D. L. II, c. 11 u. a.). In dieſem vielbedeutenden Sinne erſcheint die φύσις, welche als belebende Seele in der Pflanze wohnt, und welche nach der Lehre der Stoiker ihrer Subſtanz nach eine minder feine Luft iſt, als die Seele der Thiere (Galen. an. anim. mor. corp. temp. sequ. c. 8), nach Philo Judaeus aber eine in Bewegung geſetzte „Haltung" (ἕξις ὑδὴ κινουμένη. 55. Leg. Alleg. L. II 1091, edit. Mang. Vol. I, p. 71, m. vergl. hiezu oben S. 35), als jene den Monaden inwohnende Kraft des gemeinſamen Zuſammenwerdens mit allen andern Monaden, welches die Beſtimmung und der Grund der organiſchen Beſchaffenheit aller lebenden Weſen iſt (Leibnit. princ. Philos. 64 bis 67, m. vergl. Aristot. Metaph. L. IV, c. 4). Denn in Allen iſt ein Theil von Allen (Simplic. phys. Fol. 33, b). Vor allem jedoch iſt die in der Pflanze wirkſame φύσις, ſo wie alle φύσις überhaupt (Ar. magn. mor. I, 10), die Kraft ihres Gleichen zu erzeugen (Diog. Laërt. VIII, 28); fruchtbare Samen auszugebären.

Auch in unſerer deutſchen Sprache ſtammen die verſchiedenen Wörter, welche φυτὸν, Gewächs bezeichnen, aus Einer Wurzel, welche dem bedeutungsvollen Worte φύσις ſehr ſinnverwandt war, welche aber zu frühe durch das Wort Natur verdrängt zu ſeyn ſcheint. Denn abgeſehen davon, daß alle die Wörter, welche nach Friſch (deutſch-lateiniſchem Wörterbuche) von wachſen herkommen: wie das unmittelbar aus „wachſen" entſtandene „Waſen," Raſen, Gras, auf eine noch tiefere

Wurzel hinleiten, deren Ueberreste noch in den Wörtern „weich" „erweichen" u. s. vorhanden sind (Frisch T. II p. 413 a), und welche auf ihrem uralten heimathlichen Bodem gewiß eben so wohl mit dem prägnanten Worte φυειν, welches namentlich auch fundere, fließen machen, bedeutete, eins war, als weichen, entweichen, mit φυγειν, so kommt auch das Wort Kraut unmittelbarer noch aus einem Worte her, welches in seiner Bedeutung mit φύσις nahe verwandt scheint; von dem Worte Gruse, Grude. In den alten deutschen Versen, welche Frisch anführt, heißt es: Gott der Sun die Geschöpfe bildet und formet,

Gott der h. Geist sie normet,
In der Natur Grude
Das ziemet Gottes Gute.

Das oben erwähnte alte Weibermährchen von dem Entstehen der belebten Wesen und sogar des Menschen aus dem Elementarschlamm s. m. schon gut widerlegt bei Phil. Jud. de mund. incorruptib. 944 seqq. ed. Mang. II 493 seqq. Ueber den weiter im §. erwähnten Unterschied zwischen der todten und lebenden Natur, in Beziehung auf die Umgestaltung und Zusammensetzung der Stoffe, vergl. m. J. J. Berzelius Lehrbuch der Chemie, übers. von Wöhler, Bd. III S. 37.

Das organische Leben hat die Fähigkeit, die Elemente und Grundstoffe nicht bloß in anderem Verhältniß zu verbinden, sondern sie ganz zu verwandeln. „Zwar ist nicht zu läugnen, daß bei den Pflanzen die Mischung des Erdbodens und des Wassers, wovon die Pflanzen sich nähren, einen bedeutenden Einfluß auf ihre Bestandtheile habe, und daß sie, vorzüglich die niederen Ordnungen derselben, allerdings mehr Theil an der Mischung der Substanzen nehmen, von denen sie umgeben sind, als die Thiere. Indessen bleibt doch im Ganzen das Naturgesetz standhaft, daß jeder Organismus aus den Urstoffen, die ihn umgeben, seine eigenthümlichen Bestandtheile bildet, und daß der Kalkgehalt der Pflanzen, die im klaren Sande gewachsen sind, oder die auf Granit stehen, um nichts geringer ist, als der Gehalt an diesem Bestandtheil in solchen Pflanzen, die auf Kalkboden wachsen." A. P. de Candolle's und K. Sprengel's Grundzüge der wissenschaftlichen Pflanzenkunde. Leipz. 1820. S. 278. In Beziehung auf die Erzeugung der Kalkerde waren auch die Versuche mit Pflanzen, die man in porzellanenen Geschirren gezogen, und bloß durch kohlensaures Wasser ernährt hatte, sehr überzeugend. — Eben so scheinen auch die Kieselerde, ja nach Döbereiner die Metalle, welche man in vielen Pflanzen findet (Kiesel besonders in Rohrgewächsen, Kupfer in den Knollen der Scitamineen, Eisen und Mangan fast in allen Familien), durch den Vegetationsproceß aus Kohlen- und Wasser-Stoff wirklich neu erzeugt, geschaffen zu seyn. Ebendas. S. 296 und 297. — M. vergl. auch Nees von Eisenbeck Handbuch der Botanik I. S. 669. Im thierischen Leben liegt die verwandelnde umschaffende Kraft noch viel deutlicher vor Augen. Kalkerde und Phosphor, und eine Menge für ganz unzerlegbar gehaltene Grundstoffe werden da offenbar, wie zum Theil Versuche bewiesen, z. B. mit Hühnern, nicht durch die Nahrung als solche in den Körper gebracht, sondern hier aus den ganz anderartigen Elementen, woraus die Nahrungsmittel bestehen, erzeugt.

Die Kalien und Erden scheinen (besonders die letzteren nach Berzelius) mit den Säften und Theilen der Pflanzen im basischen oder unverbrannten (metallischen) Zustande vermischt und verbunden zu seyn, daher auch sie ihrerseits den Verbrennungsprozeß lebhafter machen. — Nahrungsmittel des Pflanzen- wie des Thier-Reichs sind übrigens hauptsächlich solche Körper, welche aus den vier luftförmigen Stoffen

(dem Kohlen- und Wasser-Stoff, Sauer- und Stick-Stoff) zusammengesetzt sind.

Diese Luftarten geben im organischen Leben in eine gröber-leibliche Gestaltung der 2ten höhern Potenz ein, welcher sie ihre eigene flüchtige, leicht das Gewand wechselnde Natur mittheilen, während sie der Leiblichkeit der niedern Ordnung entweder in atmosphärischer Entbundenheit frei gegenüber stehen, oder, wenn sie sich mit ihr vereinten, in die todte Starrheit derselben mit hineingezogen werden. — Die Zusammensetzung und Entstehung des Pflanzenkorpers aus luft- (dampf-) formigen Stoffen, in welche siderische Kräfte von oben her ihren gestaltenden schaffenden Einfluß geben, behauptet schon Aristoteles (de plantis, L. II, c. 5). Die Pflanze lebt, weil in ihr die Kraft und Anlage ist zu wachsen und abzunehmen (de anima L. II, c. 2). Der letzte Zweck des Daseyns und Lebens der Pflanze ist es übrigens den fruchtbaren Samen zu erzeugen (de gener. animal. L. I, c. 23); andre Wesen die ihnen ähnlich sind hervorzubringen (histor. animal. L. VIII, c. 1). Darum erreicht auch das Pflanzenleben ungemein zugleich mit diesem seinen höchsten Zweck und Ziel sein Ende (Problemat. Sect. XX). Von dem Thiere unterscheiden sich die Pflanzen unter Anderm dadurch, daß bei ihnen jener Haupttheil, welcher am Thiere nach oben steht, nach unten, nach dem Boden zugekehrt ist (de juventut. et senect. c. 1; de anim. II, 4). Wie das der Ernährung fähige (θρεπτικόν) das Princip und Wesen des Pflanzenlebens ist, so ist und wird die Pflanze zugleich vor allem ein Ernährendes. Die Pflanze ist für das Thier da (de plantis L. I, c. 2; Politic. I, c. 8), ist nur da, um selber ernährt zu werden und Nahrung zu geben. Und dieß ist ja eben das Princip und Wesen jenes allzumaligen „Zusammenwerdens"; jene φύσις, welche wie ein alldurchdringender Hauch das Ganze wie das Einzelwesen der Pflanze belebt; jener φύσις, welche in dem Verdauungs- und Ernährungs-Geschäfte des Thierleibes waltet: zu sein und zu werden und sein Wesen zu haben nicht zunächst in und für sich, sondern in einem Andern und für ein Andres (m. vergl. die Bem. zum §. 7 und den §. 17). Wie noch der schon gewordene und todte Leib der Pflanze: das Holz, ein Ernährungsmittel der Flamme unsres Herdes ist, so dient das ganze Werden des Pflanzenreiches zur Ernährung jener Flamme eines allgemeinen Lebens, deren wohlthätig belebende Wärme die ganze Sichtbarkeit durchdringt. Das Pflanzenreich ist nur ein passiver Canal, welcher den Strom des allgemeinen Ernährens durch sich hindurchlaßt; es fehlt ihm jenes dem Thier inwohnende Etwas, jener selbstständige Mittelpunkt (Aristot. de anim. III, 2), welcher der äußern Welt des Empfindbaren das Gleichgewicht hält, darum leiden sie nur mit und von der Materie, ohne sie zu empfinden (ib. II, 12). Die Einheit, auf welcher sich, wenigstens im vollkommenen Thiere, alle Vielheit der Lebensbewegungen und der Gestaltungen der einzelnen Theile bezieht, ist in der Pflanze selber nicht zu finden, sondern außer und ober ihr in einem zu ihr gehörigen und sie ergänzenden Heheren. Darum erscheint es auch, als habe die Pflanze nicht eine, sondern mehrere Seelen (Aristot. de anim. II, 2; de juvent. et sen. c. 2: de respiratione c. 17). Denn jedes Blatt, jede Blüthe ist eine Pflanze für sich, die auf dem Baume, wie ein anderes Kraut im Erdboden seine Wurzeln treibt (m. vergl. Darwins Zoonomie). Obgleich daher jedes einzelne Blatt, jede Blüthe eben so vollkommen symmetrisch und in bestimmter Zahl der Theile ausgebildet ist, wie im Thiere, so mangelt doch allen Zweigen, allen Blattern und Blüthen zusammengenommen, und wenn man sie als nur Ein Ganzes betrachten will, jene Symmetrie und jenes bestimmtere Zahlenverhältniß der Theile, welche am Thierreich bemerkt

werden. Uebrigens ſind im Leben und Weſen der Pflanze drei wirkende Kräfte zu unterſcheiden: die der Ernährung, die der Veränderung und Vermehrung (δύναμις θρεπτική, μεταβλητική καὶ αὐξητική). Die erſtere wirkt das Wachsthum, die andre jene periodiſchen Veränderungen, wie das Abwerfen und Neuanſäßen der Blätter, die dritte die Erzeugung der Früchte (Phil. Jud. ὅτι ἄτρεπτον τὸ θεῖον 297, 298, ed. Mang. p. 278).

Das Thierreich.

§. 7. Die untere, der Schwere und der gröberen Leiblichkeit unterworfene Welt der Planeten, eine Schöpfung des ſpätern Aeons, iſt ſie nicht das Abbild einer oberen, urſprünglichen Welt der Geſtirne, in den Verhältniſſen der Bewegungen und Zeiten? — Sie wäre dieſes Abbild nicht, ſtünde nicht leuchtend, wie die obere Lichtwelt ſelber, die Sonne da: den um ſie kreiſenden Welten Zeiten gebend und Bewegung. Die Erde zwar, ſie erglänzet während der langen Polarnacht in dem phosphoriſchen Schimmer des Nordlichtes; an den ſonnenferneren Planeten dämmert, je ferner ſie ſtehen, deſto deutlicher, ein eigenthümliches, in ihnen ſelber wohnendes Leuchten, und es iſt ein ſelbſtſtändiges Princip der Helle in den Atmoſphären und feſten Oberflächen der Planeten; ein Princip, welches nur durch das gleichnamige aber übermächtige, das von der Sonne ausgehet, gebunden und unwirkſam gemacht wird. Dennoch iſt dieſes planetariſche Schimmern gegen das Licht der Sonne nur wie ein Traum gegen das Wachen; denn das Ebenbild des oberen Urbildes erwacht erſt mit und in der Sonne. Das leuchtende Gewölbe zertheilt ſich in einzelne Welten; ein Lichtträger ſteht ruhend in ihrer Mitte, und zugleich nun beginnen die eigenthümlichen Bewegungen des Suchens und ſich Fliehens, Gebens und Nehmens (Wirkung und Rückwirkung), wodurch die unaufhaltſam nach dem Geſetz eines inwohnenden Lebens bewegten Weltkörper, wie dieß ſchon das Alterthum erkannte, mitten unter den ruhenden, gleichſam nur vegetirenden Lichtnebelgebilden der oberen Räume, den von inneren, ſelbſtſtändigen Kräften bewegten Thieren gleichen.

Wir erkannten im vorigen §. im Pflanzenreich eine noch ruhende ſchlafende Welt des Lebens. Ein einziger Augenblick des Erwachens iſt es, und mit ihm wird das vorhin in ſich ſelber verſchloſſene ſchlafende Weſen ein ganz Neues, Anderes.

Und doch war es, an Geſtalt und Beſchaffenheit der Glieder, in den inneren Bewegungen der Säfte und ihren Ausſcheidungen derſelbe Menſch, der eben noch da lag und ſchlief, und der nun wacht und aufſtehet. Die Kraft des erwachten Geſichtsſinnes, des erwachten Gehörſinnes, vorhin bloß ein Vermögen, welches das für's Licht empfängliche Auge, das für den Schall empfindliche Ohr bildete und ernährte, dehnt jetzt auf einmal den Kreis ihrer Wirkſamkeit auf Weltenräume aus: das Auge ſiehet die Millionen von Meilen entfernte Sonne und Sterne, das Ohr vernimmt Töne, welche aus Weiten, tauſend Male größer als die Ausdehnung des Leibes, herüberkommen.

Es wird ſchwer, für einen ſolchen Sprung, für ein ſolches mächtiges Hinausflammen eines vorhin nur auf den engen Kreis ſeines leiblichen Umfanges beſchränkten Weſens, in unſerer Sichtbarkeit ein entſprechendes Bild zu finden.

Unter den unorganiſchen Körpern erinnert am öfterſten das Waſſer an eine ſolche plötzliche Entfaltung des ſchlafenden Zuſtandes zum wachenden. Vorhin tropfbar flüſſig, nur ein Samenkorn gegen den ausgewachſenen Baum, dann als Dampf auf einmal zum ſiebenzehn-hundertfältigen Raume ausgedehnt. In dieſer Geſtalt des Dampfes wird das Waſſer der Erde an Umfang (und Geſtalt) gleich, wird ein Abbild der tragenden und bergenden Erde ſelber (nach S. 37).

So pflegen auch die brennbaren Stoffe im Moment des Verbrennens das Volumen — die Geſtalt — des Sauerſtoffes anzunehmen. Es iſt ein Augenblick, und die vorhin in einen mehr hundertfach kleineren Raum zuſammengedrängte Kohle wird an Geſtalt (Volumen) dem höheren Gegenſatze gleich, der jetzt um ihre Verbindung wirbet. Und weil nur das Gleichartige das Gleichartige erkennet, ſo wird der Moment des Gleichwerdens zugleich der des Erkennens: verkündend ſich dem betrachtenden Sinne durch das, mitten aus dem Rauche erwachende, helle Licht der Flamme.

So iſt auch das Wachwerden, das zum Thiere Werden des Lebens der Sichtbarkeit ein Entfalten dieſes Lebens zur Gleichartigkeit, zum Ebenbild eines oberen Urbildes. Das tropfbar flüſſige Waſſer wurde gehalten durch den Zug der Schwere, ſo lange es nur ein Theil des Ganzen, — der Geſammtmaſſe

war,

war. Als es aber (nach S. 37) in Gasform ſich zur Ebenbürtigkeit, zur Gleichgeſtaltung dieſes Ganzen ſelber erhob, löſ'te ſich das Band der Schwere, und das Gas ſtieg über die Erdoberfläche empor, welcher es ſich jetzt mit gleicher Kraft der Ausdehnung (Selbſtſtändigkeit) entgegenſtellt.

So war auch das Pflanzenleben — gleich wie der Stein von dem unteren Zug der Schwere und des Zuſammenhaltes mit der Geſammtmaſſe — ganz von den Kräften und dem belebenden Zug einer oberen Licht- und Lebenswelt durchwirkt und umſchloſſen, ohne dieſe zu erkennen und zu ſchauen. Das Thierreich iſt jener Befangenheit, jenem Umſchloſſenſeyn entwachſen; ein Ebenbild des oberen Lebens, hat ſich ſein unſichtbarer Wirkungskreis, ſchon in der Thätigkeit der Sinnen, nach der Höhe und Tiefe auf Weltenräume erweitert; es erhebt ſich außer und neben ſeinem bisherigen Lebensträger, dieſen als Gleichartiges erkennend und empfindend. Zugleich aber auch nun, als ein Aeußerliches, bald ihn ſuchend, bald fliehend, bald ihm gehorchend, bald ſich ihm widerſetzend.

Es erſcheint hier zwiſchen Pflanzen- und Thierleben ein Verhältniß, welches an die alte Dichtung von Eros und Pſyche erinnert. — Im Dunkel der Nacht, ungeſucht und noch ungeliebt, naht ſich der Gott. Pſyche beſitzt ihn, iſt von ſeinem Arm umſchloſſen, ohne ihn zu ſehen und zu erkennen. Sie genießt ungeſtört ſeine Nähe, bis es ſie gelüſtet, den Schlafenden beim Licht der Kerze zu ſehen. Da entflieht der nun gekannte, geſchaute Gott. Aber erſt jetzt, im Augenblick des Erkennens und der Trennung zugleich, erwacht in Pſyche die Liebe und mit ihr das Sehnen, das Suchen, das Hinaufbewegen nach dem Geliebten.

Das Thierreich, in ſeinem beſtändigen unruhigen Bewegen, in ſeinem mannichfachen, öfteren Wechſel der Geſtalten und Arten, ſcheinet ein Etwas zu ſuchen, das in der Sättigung des Hungers und des Durſtes, in der Luſt des Geſchlechts, der Bewegung und des Ausruhens noch nicht allein gefunden wird. Wie in der Seele des Kindes und aller noch nicht verbildeter Völker das Ahnden eines höheren, unſichtbaren Geiſterreiches, das neugierige Forſchen darnach, verbunden mit den Unruhen der

Furcht oder des hoffenden Sehnens; ſo wird im Thierreiche ein neugieriges Hindrängen nach einer, ſcheinbar ihm ſelber völlig nutzloſen und unverſtändlichen Region des geiſtigen Bewegens bemerkt, deren Herrſcher und Eigenthümer der Menſch iſt. Neugierig horchend ſtrecket die zarte, eßbare Leguan-Eidechſe den Hals der Schlinge entgegen, wenn der Klang der indianiſchen Zitter ertönt; das Sehnen nach dem Tone der ſingenden Menſchenſtimme und der Saiten wirket mächtiger als die Todesfurcht, wenn am Abend, mühſam ans Land kriechend, der harmloſe Manati oder der Seehund, ſich der Geſellſchaft ihrer Jäger nahen, und es läßt ſich durch den Klang des geſchlagenen Cymbels ſelbſt der mit lautem Getös hinwegziehende Schwarm der Bienen in ſeinem Laufe zurückhalten und lenken. So nahen ſich auch, unfähig dem Reiz einer dunklen Wißbegier zu widerſtehen, der Seehund wie die Schaaren der Fiſche, dem vom Nordländer angezündeten Feuer; neugierig nach dem Anblick des vorüberziehenden Menſchen ſtrecken die Bewohner der Tiefe ihre Häupter aus dem Meer hervor; Seefahrer, welche an nie beſuchte Inſeln oder Küſten kamen, ſahen ſich hier von einem ſie anſtaunenden Gedränge der Vögel umgeben, die ſich, das Spiel in den Zweigen verlaſſend, dem Menſchen, wie dem Wunder einer höheren Welt genaht. Der Blick, ſelbſt des ſterbenden Thieres, ſagt es öfters ſeinem „mit Vernunft begabten" Pfleger oder Mörder: daß es die geiſterhafte Tiefe des menſchlichen Weſens, wo nicht verſtehe, doch ahnde.

Jenes Sehnen, nach einem unbekannten Etwas, drückt der, — wie um ein Verlornes — klagende Geſang des Vogels aus; es verräth uns ſein Geheimniß, da wo es das Thier zu mancher, außer dem Kreis des gewöhnliches Bedürfniſſes liegenden Aeußerung des Inſtinctes und des Kunſtfleißes antreibt: unerklärlich wie jene Luſt, mit welcher eine Ameiſe des wärmeren America's in ihrem Baue die glänzenden, für ſie ungenießbaren Steine (Hyalithe) aufhäufet. Jenes Sehnen, hier überkleidet mit wildem Zorn und vergiftender Zerſtörungsluſt (beide wären mit dem räthſelhaften Sehnen zugleich auf immer befriedigt und geſtillt), dort mit einer beſtändigen Unruhe des Bewegens, brüllet uns aus dem Löwen und Tiger, ziſcht uns aus der Schlange, plärrt uns aus dem Affen entgegen, oder ſcheinet anderwärts, ſtille

ildend und duldend, auf einen endlichen Ausgang der Räthsel
u ſinnen.

Was iſt denn dieſes Etwas, nach welchem das Leben, das
m Thiere lebt, bald deutlicher, bald verhüllter, zugleich aber ſo
naufhaltſam ſich hinringet, wie die Pflanze nach dem Licht, der
allende Stein nach dem Boden?

Der Stein ſuchet die Erde von welcher er genommen, de-
n Theil er iſt; das Leben, das im Thiere lebt, ſuchet den Quell
es Lebens aus welchem es gekommen, deſſen Ausfluß es iſt.
Denn es iſt ein Funke jenes erkennenden Geiſtes, jener ord-
enden Weisheit, durch welche die Welt geſchaffen worden, ſtel-
et, und dieſer Funke iſt es, der in der Biene, der im bauenden
ermiten Bildungen eines berechnenden, weislich ordnenden
erſtandes vollbringet; es iſt jene Harmonie, nach deren Lauten
er Gang der Welten geordnet worden, welche mit ſelbſtſtändiger
raft aus der Bruſt des ſingenden Vogels ertönet. Der Al-
atroß ſchwimmet und tauchet im Meer nach Fiſchen und ach-
et nicht des Standes der Sonne und der Geſtirne. Wenn
er ſeine Zeit gekommen, erhebt er ſich von ſeinem Orte, in
ttfelben Kraft, welche den Gang der Sonne vom Südpol hinauf
ach dem Nordpol lenkt. Die ſchlafende Diſtel erwacht nicht
urch eigene Kraft, ſondern wird am Morgen durch die Sonne
eweckt; im Thiere aber wohnet jene obere Lichtwelt, deren ſam-
elnder Brennpunkt für uns die Sonne iſt, ſelbſtſtändig und
igenthümlich, und wecket aus der tönenden Bienenkönigin noch
nge vor dem dämmernden Morgen die ſchlafende Schaar der
rbeiter, oder aus der ſingenden Nachtigall, mitten in finſtrer
acht, das Sehnen der ſie hörenden Weſen. Endlich aber,
enigſtens im höheren Thierreich (wir wiſſen jedoch nicht, wie
eit die traumartig bildende Kraft der Phantaſie in der Reihe
er Lebendigen hinabreiche), kann ein ſelbſtſtändig geiſtiges Ver-
ögen der Erinnerung das Licht der untergegangenen Sonne
nd alle Farbenpracht des vergangenen Tages ſelbſtſtändig ſich
urückrufen; kann die längſt verklungenen Harmonien noch ein-
al ſich ertönen laſſen und mitten in die Oede des Winters
inen lieblichen Frühling hineinbauen. Denn es waltet und
ohnet da dieſelbe Schöpferkraft, welche im Frühling das Erd-

reich mit den mannichfachen Blüthen bekleidet und Wald und Flur mit lebendigem Gewimmel erfüllet.

Wie die raſtlos bewegten Planeten durch die in ihrer Mitte ruhende Sonne die Kraft und Gemeinſchaft der oberen Lichtwelt empfangen; ſo iſt es in der Mitte der Thierwelt der Menſch, welcher den anderen Lebendigen das Licht einer Welt des Göttlichen zurückſtrahlet. Denn das Thier erkennet Gott nicht; es fraget nicht nach einem ewigen Jenſeits. Wohl aber ahndet es im Menſchen, dem Ebenbilde Gottes, eine wärmende, belebende Flamme, welche aufwärts nach Gott ſtrebet, und wie die thieriſche Form nachbildend immer mehr dem Mittelpunkte, der Menſchenähnlichkeit ſich nahet; ſo drängt ſich ein dunkles Sehnen im Thierreich immer mehr und näher nach der Geſellſchaft, nach dem Umgang des Menſchen hin, um an ſeiner belebenden Flamme ſich zu ſonnen. Dieſe Sonne, in der Mitte der Lebendigen, flammte einſt hell, nun aber iſt ſie verdunkelt und es dringet kein Strahl durch das Gewölk, die ſchlafenden Blüthen des Lebens zu wecken. Dennoch iſt auch die verdüſterte Sonne noch die Urſache, der, wenn auch ſchwachen Tageshelle, in Wald und Flur.

So iſt denn das Thierreich in allem ſeinen Suchen und Bewegen ein äußeres Abbild der Thätigkeit des Geiſtes im Menſchen, wie im Leben der Pflanze ſich das Geſchäft der Seele abſpiegelt. Jene Richtung der inneren Kräfte, welche, wie das zum Gas gewordene Waſſer oder die leichte Flamme nach oben ſteiget; jenes Sehnen, welches ausgehet nach dem Anfange des Lebens zu forſchen und die Vereinigung mit ihm zu ſuchen, mithin die eigentliche, mit freiem Willen ſich bewegende Kraft des innren Menſchen, iſt der Geiſt. Nur der Geiſt auch, ſelber göttlicher Natur, empfindet, bemerkt, erkennt die Welt des Göttlichen. Die Seele aber, gleich jener niederwärts ſteigenden Richtung in der Körperwelt, wodurch ein vorhin leichtes, flüchtig beſtehendes Gas, in der Verbindung mit ſeinem baſiſchen Gegenſatz, zu einem — jetzt ſelber feſten — die feſte Maſſe bildenden Elemente wird, folget willenlos dem Zuge zu dem Leiblichen; iſt für ſich allein der freien Bewegung (der freien Wahl zwiſchen geiſtig gut und böſe) und der Erkenntniß der oberen Welt des Lichtes beraubt. Zwar auch in dem Geſchäft der Seele

ſpiegeln ſich nachmals die leuchtenden und wärmenden Strahlen des Geiſtes; ſie ſelber aber würde ohne ſeinen Einfluß nicht Licht ſeyn.

Das Thierreich iſt denn auf dieſe Weiſe ein Buch, welches die Entwickelungsgeſchichte des Geiſtes im Menſchen vorbildlich erzählt. Seine Hieroglyphenſprache erſcheint jedoch dem jetzigen Menſchen ſo dunkel, daß er ſie erſt dann verſtehen lernet, wenn ihm der Inhalt des Buches ſelber bereits vertrauter geworden.

Es iſt das von oben gegebene Wort der Menſchenſprache, voll tiefen, hehren Sinnes, welches den Geiſt im Menſchen zum Leben weckt, geſtaltet und aufwärts bewegt. Dieſes Wort waltet und ſpielet mit dem noch ſprachloſen, „unmündigen" Kinde, leitet und gängelt das innere Verſtändniß in mütterlicher Kraft, bis der Geiſt mündig — des Wortes mächtig — zum ſelbſtſtändigen, freiwilligen Aufflug fähig geworden. So leitet und gängelt eine bildende, ſchaffende Weisheit die Bewegungen des ſtummen, niederen Thierreiches als kunſtvoller Inſtinct, der das Inſect zu bewußtloſem und doch das Ferne und Künftige erfaſſendem Wirken antreibt. Das Thierreich, je unmündiger es iſt, deſto weniger begreift es jenes mit ihm waltende Wort, dieſe das Verlaſſene und Geringe am ſorgfältigſten bedenkende Weisheit. Der Menſch aber erkennet und verſtehet dieſelbe und in ſeinem Verhältniß zum Thiere wiederholet ſich von neuem, auf einer höheren Stufe, jene Entfaltung, durch welche das Leben, aus dem ſtille aufnehmenden Weſen der Pflanze zu dem ſelbſtſtändig bewegten des Thieres ſich erhebt.

Erläuternde Bemerkungen. Wir ſchließen die Bemerkungen zu dieſem §. als Fortſetzung unmittelbar an die zum vorhergehenden 6. §. an: — Wir haben noch eben den Unterſchied zwiſchen dem Weſen und Leben des Thieres und jenem der Pflanze mit dem Unterſchiede zwiſchen den Zuſtänden des Wachens und des Schlafes verglichen. Das Erwachen erſcheint im Vergleich mit dem Schlafen wie ein plötzliches Erweitern (Expandiren) des Kreiſes unſrer Empfindung und Wirkſamkeit aus einer engen Zuſammengezogenheit zu einer faſt unermeßbaren Weite: das Auge überblickt die Räume des Weltalls, das Ohr vernimmt ferne Töne. Es widerfährt hierbei der Natur des Menſchen daſſelbe, was nach S. 35 der Kohle beim Verbrennen geſchieht, wenn ſie plötzlich aus dem eng zuſammengedrängten Zuſtand des Demants ſich zur Luftform ausdehnt. Dieſes Ausdehnen hat aber, ſo ſahen wir oben keinen anderen Zweck als den, daß die Kohle an Volumen (Geſtalt) der Lebensluft gleich werde, denn nur das Gleichartige kann

das Gleichartige erkennen, mit ihm in lebendigen Verein treten. An dem Thier, so wie an der thierisch menschlichen Gestaltung sieht unser Auge freilich nur den kleineren, leiblich ausgeschiedenen und gewordenen Theil ihres Wesens: jene Kraft, die beim Sehen, Hören eine ganze Welt umfaßt und unfehlbar sich in ihrer unsrem Auge unsichtbaren Gesammtheit zur Gleichartigkeit mit dem Erkennbaren und Erkannten erhebt, lernen wir nur aus ihrer Wirkung kennen. Dennoch wird schon in der Gestaltung des sichtbaren Leibes aller Thiere mehr oder minder deutlich ein gemeinsamer Typus, eine Grundform anerkannt, welche zuletzt die des menschlichen Leibes ist; der menschliche Leib ist aber (nach §. 24) nach dem Grundtypus des Weltgebäudes, ja nach dem Gleichniß des Schöpfers gebildet. Nur auf dieser Verähnlichung des untergeordneten Einzellebens mit einem höheren, Allumfassenden und Ergänzenden, beruhet das, wodurch sich das Thier von der Pflanze innerlich unterscheidet, wodurch es erst zum Thier wird: die Fähigkeit des Empfindens und Wahrnehmens. Denn das Erkennen ist begründet auf ein Gleichwerden des Erkennenden mit dem Erkannten. Daß hierbei nicht das Erkennende es sey, welches aus eigner Kraft jene Gestalt der Gleichartigkeit sich gibt, sondern daß diese von dem höheren Erkannten gegeben werde, lehret uns schon das oben erwähnte Beispiel der verbrennenden Kohle. Nicht diese ist es, welche beim Verbrennen das Maß zu dem Volumen gibt, welches das neuentstehende Kohlenoxydgas einnimmt, sondern der höhere Gegensatz: das Sauerstoffgas ist es, dessen schon vorhandenes Volumen das Vorbild darstellt, zu dessen Gleichheit die Kohle bei der Vereinigung erhoben wird. Wenn man bei der Beachtung der Formen des Thierreiches bemerkt, daß die Menschenähnlichkeit mit dem Vermögen zu erkennen zugleich zunehme, so wird man auch zu dem Schlusse geführt, daß das Erkannte es sey, welches durch den Act des Erkennens selber das Erkennende verwandle und gestalte, nach seinem (des Erkannten) Ebenbilde. Hier aber ist der Punkt, bei welchem sich einige zur Erläuterung der nächstvorhergehenden §§. nöthige Bemerkungen anknüpfen lassen:

Ueber die Schöpfung der organischen Natur.

Alles was in unsrer Sichtbarkeit erzeugt wird, das wird nach dem Gleichnisse eines schon vorhandenen Zeugenden gebildet (erschaffen); keine neue Geburt findet statt, ohne daß ein väterlich und mütterlich Erzeugendes und Gebärendes vorher da sey. Auch bei dem sichtbaren Entstehen der nun durch den Weg der Zeugung sich beständig wiedergebärenden Geschlechter der lebendigen, organischen Wesen muß das vorhergehende Daseyn von unsichtbaren Vorbildern vorausgesetzt werden, welche als männlich zeugende, väterliche Kräfte bei dem Entstehen jener Wesen thätig waren (m. vergl. den §. 4 und die zu ihm gehörigen erl. Bem.). Die Körper der leblosen Natur, wie z. B. die Salze, die Steine bilden sich aus lauter sinnlich wahrnehmbaren, irdischen Stoffen, nur so viel Salz kann aus der Auflösung krystallinisch anschießen, als in dieser schon enthalten war. Dennoch gelingt es uns nur in einigen wenigen Fällen aus den gegebenen Elementen die Gestalten des Steinreiches entstehen zu sehen. Wir können mit aller Kohle, mit aller Thonerde und Kieselerde nebst Eisenoxyd es nicht dahinbringen, daß vor unsern Augen ein wirklicher Demant, ein Rubin, ein edler Granat sich krystallisire; damit jene Stoffe zu solchen Steinen würden mußte, eine unsichtbare Kraft auf sie einwirken, welche das Alterthum in ihrer dem Stein selber inwohnenden Erscheinungsweise Haltung, Ἕξις, nannte. Wenn es uns aber auch wirklich gelingen könnte, durch einen noch höheren Anlauf unsrer Physik, als jener war der den Galvanismus erfand, die Kraft welche den Ele-

menten des Steinreiches die nöthige „Haltung" gibt, in unsre Gewalt zu bringen (was nicht leicht glaublich ist), so würde dennoch jene ungleich andere Kraft, welche zu dem irdischen Element eine lebende Seele gesellt, außer dem Bereiche unsrer menschlichen Macht liegen. Denn die organischen Körper entstehen, wie uns schon das alltägliche und dennoch unbegreifliche Wunder der Bildung des Küchelchens im Ei lehrt, nicht nur durch die schon sichtbar vorhandenen irdischen, sondern zugleich wie durch unsichtbare, aus einer andern Region kommende Elemente (m. vergl. die Bem. zum §. 10). Was uns hier im Kleinen und Einzelnen das Hühner-Ei vor Augen stellt, das wird im Großen und Ganzen bei dem anfänglichen Werk der Schöpfung der organischen Wesen erkannt, von welchen noch die steinernen Urkunden der Gebirgslagen zu uns sprechen. Die älteren Sandsteingebirge, welche auf den von ihnen gänzlich verschiedenen, noch ältern Schiefern aufliegen, enthalten eine unermeßliche Menge von Kohle, nebst Ueberresten einer meist untergegangenen Pflanzenwelt. Der Mutterkörper der Pflanzenwelt: die Kohle, so wie die Pflanzenwelt selber, sind vor dem thierischen Kalk und vor dem Thierreiche da; die Speise vor dem Esser. Unmittelbar auf diese Sandsteine, so reich an Kohlen, folgt der Kupferschiefer und das Kalkgebirge, mit dem Gewimmel thierischer Gestaltungen. In diesen Gebirgen ist auch keine Spur mehr der unmittelbar vorhergehenden Kiesel- und Sandbildungen; die ganze Richtung der Gestaltungen hat sich so gänzlich verändert, wie die in einer salzigen Auflösung statt findende, wenn man plötzlich statt des einen Pols einer starken Voltaischen Säule, welche eben noch in die Mischung einwirkte, den andern auf sie einwirken läßt. Oder vielmehr, die geschehene Veränderung ist jener ähnlich, welche an einem belebten Körper der Wille bewirkt, wenn er jetzt dem Leibe Ruhe, dann diese oder eine andere Bewegung gibt. Es sind mithin hier Schöpfungen hervorgebracht worden, nicht durch die Beschaffenheiten des vorher da gewesenen Stoffes, sondern durch eine, aus einer hievon ganz unabhängigen Region kommende (obere) Kraft. Wir sahen im §. 2, daß jene von unten nach oben gehende, weiblich empfängliche Richtung, in welche der von oben herabkommende, männlich-gestaltende Drang sich verleiblicht, in ihrer allgemeinsten Form als Licht erscheine. Das Licht: ein Zug des Sehnens in dem peripherisch Gewordenen, zurück nach dem Centrum, nach der Einheit aus welchem es hervorgegangen (S. 6), erwacht da, wo eben die vom Centrum hinweggehende Richtung ihren höchsten Gipfel erreichte. Die Bildung der todtenstarren Felsenmassen des unbelebten (Ur-) Gebirges mochte wohl eben so in einer Entwicklung des Lichtes enden, als die Bildung einer überwiegend mächtigen leiblichen Centralmasse des Planetensystems: der Sonne, in einer Befähigung derselben zum Selberleuchten. Das Licht, der nach oben steigende Zug des Sehnens der leiblich gewordnen Erdmasse nach dem Ausgangspunkt alles Wesens und Seyns, erscheint dann als das mütterlich Empfangende, in welches von oben her die Kräfte einer allerschaffenden und belebenden Einheit sich versenkten. In Beziehung auf einige spätere §§. des III. und IV. Hauptabschnittes erinnern wir hier nur vorläufig an die Weise, in welcher die tieferen Denker des Alterthums jene von oben wirkenden Kräfte einer allerzeugenden Einheit sich vorstellig zu machen suchten. Es ist nach Aristoteles jederzeit und nothwendig ein schon Seyendes der Grund des Entstehens für das noch nicht Seyende (de gen. et corrupt. II, c. 10). Jedes Wesen, das erzeugt wird, wird von einem bereits gewordenen Seinesgleichen erzeugt, und zuletzt wird der Zeugungen Anfang in der (vor dem leiblichen Seyn dagewesenen Form (μορφη) gefunden (de part. anim. L. II, c. 1). Endlich ist aber der Grund ἑνεκά τινος

oder der Logos das erste Bewirkende der Zeugungen (ib. I, c. 1). In Plato's Lehre erscheinen die Ideen als das in und über den Arten so wie vor denselben vorhanden gewesene Geschlecht (genus), welches von unvergänglicher Natur ist und welchem die Arten bald mehr bald weniger, wie die Kinder ihrem Vater gleichen (Phaedr. p. 100; de rep. X, 597; Tim. 28, a; 49, d; Diog. Laërt. L. III, sect. 64, 77; Phil. J. SS. Leg. All. I, 44, II, 1090, ed. Mang. Vol. I, p. 48 u. 69). Es erscheinen nach Philo (de sacrificant. 858, ed. Mang. II, 261) die Ideen als vermittelnde Wesen — gleichsam männlich zeugende Kräfte — bei der Schöpfung der Sichtbarkeit. — Von einer andern Seite läßt es uns die mütterliche Erde noch jetzt bemerken, wie sie einst fähig gewesen seyn möge wenigstens eine —gleichsam an Brüsten ernährende— Amme des neugeborenen Thierreiches zu werden. Denn noch jetzt enthalten die heißen Quellen einen mit dem Eiweiß und mit dem nährenden Gehalt der Muttermilch nahe verwandten Stoff in sich, durch welchen sie noch immer das krankende, geschwächte Leben der jetzt lebenden Welt heilsam stärken und erneuern (m. vergl. die erl. Bem. zum §. 13). — So entstund aus männlich zeugenden und weiblich empfangenden Elementen einer höheren, geistartigen Ordnung die organische Schöpfung. Beachten wir hierbei noch einmal die schon oben erwähnte Aufeinanderfolge der einzelnen Reiche und der einzelnen Gestaltungen, namentlich des Thierreiches. Die Kohle, der Mutterleib des Pflanzenreiches, mit diesem selber, war früher da — sie entstund gleichzeitig mit dem vorhin erwähnten Hervorbrechen des Lichtes. Auf eine ruhigere Weise als beim gewöhnlichen Verbrennen scheint hierbei die unermeßliche Menge der Kohlensaure (aus Lebensluft und Kohle bestehend) hervorgegangen zu seyn, welche der in einem darauf folgenden Moment der Schöpfung entstehenden Kalkerde eben so zur Nahrung diente, wie die Pflanze dem Thier. Es bildeten sich aus dem so mit Speise gesättigten, fast thierartigen (nach §. 10) Stoffe des Kalkes die Riesenmauern unserer meisten Gebirge. — Was die Aufeinanderfolge der Formen des Thierreiches betrifft, wie uns diese durch ihre Ueberreste in den ältern Flötzgebirgen noch jetzt vor Augen liegen, so erwähnen wir hiervon nur noch Folgendes: Wenn nach J. A. Wagners Beobachtungen gewisse untergegangne Thierformen, z. B. der Mytilus socialis nur in einem schmalen (kaum ¼ Stunde breiten) Gebirgsstriche (des Muschelkalkes) sonst nirgends, selbst nicht in den nachbarlichst angränzenden ältern oder spätern Felsenbildungen gefunden werden; wenn wir von andern Seethieren überall nur ausgewachsene, nirgends (jüngere und) unausgewachsene Exemplare finden, so erscheint es uns, daß wir hier die Spuren jenes Gewimmels der ersten Thierschöpfungen erblicken, von welchen auf das Gebot des schaffenden Wortes das Meer sich erregte. Dabei geschah zum größten Theile dasselbe, was an den obsttragenden Bäumen unsrer Gärten geschieht, an denen im Frühling Tausende von Blüthen erscheinen, welche alsbald, nach kurzem Leben, wieder abfallen, ohne Früchte zu tragen. Schaaren jener unsrer jetzigen Natur ganz fremdartig erscheinender Thiere und Pflanzenformen erschienen wie Blüthen des Frühlings und wurden in dem Sturm der in dem Schlamm sich regenden Gebirgs-Gestaltungen (unter den Schichten derselben) begraben, ohne ihr Geschlecht auf andre Zeiten fortzupflanzen. Fragen wir etwa hierbei, wozu dieses nutzlos erscheinende Spiel, da ja selbst nach der Lehre der heidnischen Weisen nichts ohne Zweck und letzte Absicht in der Natur entsteht und geschieht, so wird uns das im §. 4 erwähnte Wechselverhältniß der sichtbaren Welt zu einem sie ergänzenden unsichtbaren, die nöthige Antwort geben. Was wir im Sichtbaren entstehen und vergehen sehen, das ist nur der geringere, unbedeutendere Theil von einen zu ihm gehörenden

Ergänzenden, welches an dieſem Wechſel nicht Theil nimmt, ſondern welches fortbeſteht, wie die Bewegung des Windes, welcher wehet, auch wenn ſein Bewegen an dem ganz heiter gewordnen Himmel kein Gewölk mehr unſerm Auge verräth. Das was hier eben über die zuerſt erſchienene und zum Theil wieder ſpurlos verſchwundene Thierwelt geſagt worden, erinnert an manche verwandte Anſichten des Alterthums, unter andrem an die οὐλοφυεῖς τύποι des Empedokles (v. 198). M. vergl. auch meine Schrift über das Vergehen und Beſtehen der Gattungen und Arten in der organiſchen Natur.

Wir fügen nun noch einige Bemerkungen von andrer Art bei, namentlich über die ältere und urſprüngliche Feſtſtellung des Begriffes des thieriſchen Weſens für das Denken und Erkennen des Menſchen: — Von ſolcher bedeutungsvoller, weit zurück zuführender Abſtammung ſcheint das Wort Thier in unſrer deutſchen Sprache nicht zu ſeyn als die gleich bedeutenden Wörter in andern Sprachen, z. B. das der ſemitiſchen Sprachen, welches wie חַיָּה, verwandt hierinnen dem griechiſchen Worte ζῶον und dem lateiniſchen animal, zugleich den Begriff des Lebens, des Beſeeltſeyns in ſich ſchließt. Unſer deutſches Wort Thier iſt allerdings wie das lateiniſche Wort fera eins mit dem griechiſchen θήρ, welches im Aoliſchen φήρ geſprochen wurde, und die alte Ableitung von φέρειν oder von ferri, wodurch man beweiſen wollte, daß der Abſtammung des Wortes nach die Thiere ſolche Weſen bezeichneten, welche durch die ihnen inwohnende, ſelbſtſtändige Kraft des Willens geführt, vom Orte bewegt würden (quia quo animus duxerit, eo feruntur, Isidor. Orig. XII, 4, vergl. mit der ähnlichen Ableit. d. Wort. bei Servius und Virgil) iſt wenigſtens keine ſehr ſichere. Wie dagegen in den Worten ζῶον und animal die Abſtammung von ζάω und ἄνεμος offenbar iſt und hiermit der Begriff des thieriſchen Lebens auf den des Athmens begründet wird (m. vergl. Genes. 7, v. 22), ſo ſcheint das freilich ſeines alten Adels verluſtig gewordne, ganz verarmte Wort Vieh (Viech) urſprünglich mit wehen, weigen, waegen (spirare, altgoth. waian), ſo wie dem Worte fachen, fauchen, hauchen (halitum emittere) aus Einem Stamme zu ſeyn, und Vieh ſcheint hiermit urſprünglich ein athmendes Weſen zu bezeichnen. Denn daß das Athmen nothwendig zum thieriſchen Leben gehöre, und daß nicht bloß die Thiere, welche Lungen haben, ſondern auch die Fiſche und Gewürme (z. B. Auſtern) die im Waſſer enthaltene Luft athmen, hatten ſchon die älteſten Forſcher der Natur: Demokrit und Diogenes von Apollonia, ſo wie Anaxagoras erkannt (Aristot. de respirat. c. 2). Wir werden im §. 12 noch einmal auf dieſes weſentlichſte Erforderniß des thieriſchen Lebens zurückkommen. Ueberdieß unterſcheiden ſich die Thiere vor allem von den Pflanzen durch die Empfindung (αἰσθησιν; de juvent. et sen. c. 1). Jene Thiere, in denen ein höherer Grad von Lebenswärme iſt (was von der Art des Athmens abhängt) ſind mit vollkommneren Seelen begabt (hist. animal. VIII, 1; de respirat. 13; de generat. animal. III, 11). Je vollkommner das Thier, deſto entſchiedener wird das, was in ſeinem Leibe das Höchſte und Edelſte iſt, ſeine Stellung nach oben (ſo wie nach vorne und rechts) haben, wie denn der Gegenſatz zwiſchen Rechts und Links in dem Leibe der willkürlich beweglichen Thiere weſentlicher iſt (de juv. et sen. c. 1; de part. anim. III, 3; IV, 10). Nicht allen Thieren kommt das Vermögen der willkürlichen (Orts-) Bewegung zu (de anim. I, 2; II, 2, 3; III, 9); denn wenn die Thiere da wo ſie ſind ihre Nahrung finden, bedürfen ſie keine Wegbewegung von ihrem Orte (de anim. III, 12). Dennoch haben auch ſolche Thiere Empfindung für die Nahrung, Gefühl oder Ge-

schmack (de sensu 2). Denn dieser in seinem Wirkungskreise beschränkteste Sinn bleibet auch ihnen, während die Thiere, welche Ortsbewegung haben, noch andere, mehr in die Ferne dringende Sinne bedürfen (de sensu 1; de anim. III, 12). So bleibt denn die Empfindung das letzte, wesentlichste innre Unterscheidungszeichen des Thieres von der Pflanze. Das Empfindungsvermögen der Thiere ist aber allein darauf begründet, daß im thierischen Wesen ein Dasselbes, ein dem (Mittel-) Punkt im Zirkel vergleichbares Etwas sich findet, welches die Form des Empfindbaren, wie das Wachs die Form des Siegelringes, ohne seine Materie aufzunehmen vermag (de anim. III, 2; II, 12). Dieses Dasselbe, dieser Mittelpunkt ist die Seele, welche im Thier statt der in der Pflanze inwohnenden (φύσις) das Leben wirket und beherrscht. Es ist, nach Phil. Jud. auch die Seele eine Kraft des Mitwerdens (φύσις), welche Phantasie und Begehrungsvermögen an sich genommen hat (SS. Alleg. L. II, 1091, ed. Mang. Vol. I, p. 71; vergl. mit p. 49 und mit Origenes de liber. arbitr. III, 1, Opp. I, p. 108); in ihr wohnen drei Grundkräfte, nämlich außer den beiden erwähnten noch die Empfindung (Phil. qu. Deus sit immut. 298, ed. Mang. I, 278).

Der Sabbath.

§. 8. Es ist in der Natur ein beständiges Bewegen, welches keine Ruhe hat Tag und Nacht. Denn schneller als ein Weberspul fleucht es von der Geburt zum Tode und eilet vom Tode wieder zur neuen Geburt; nach kaum genommenem Anfange suchet es schon das Ende und kann dieß nirgends finden, denn das scheinbare Ende ist nur der verhüllte Anfang eines neuen Ausgehens und Suchens nach dem Ende.

Die Wasser alle laufen ins Meer und dennoch wird dieses von ihnen nicht voller, denn sie kehren bald wieder um an den Ort daher sie gekommen. Ein Geschlecht der Lebendigen vergehet und ein andres ist wieder da an seiner Statt; der einschlummernde Schwan, er singet im Augenblick des Scheidens: es ist alles eitel und voll Mühe, und dennoch, so oft er zum neuen Leben erwachet, eilet er wieder der eitlen Welle nach, bis er des Spieles müde, von neuem einschlummert.

Jenes Bewegen, jenes Streben und Suchen in der Natur könnte nicht bestehen, wäre nicht, wie inner den Bahnen der Planeten die Sonne, so, mitten unter den Bewegten ein Ruhendes da, ginge nicht, mitten durch das Jauchzen der Lust, durch das Geschrei der Angst und der Mühe, eine tiefe, heilige Stille des Sabbathes.

Was ist denn das Ruhende, das die Bewegten trägt und

das dieſe ſuchen, und wo iſt der Tempel zur Feier jenes Sabbathes beſtimmt?

Die Waſſer, ſo ſagt ein alter perſiſcher Spruch, ſie rauſchen vom Gebirge herab und eilen hinaus in alle Lande, ſuchend ob ſie den Herrn der Erde fänden; die Flamme des Feuers, ſobald ſie erwachet, ſchaut den Boden nicht mehr an, ſondern geraden Zuges richtet ſie ſich empor zum Himmel, ob ſie den Herrn des Himmels erblicken möchte; die Erde, ſie hat hier, ſie hat dort die hohen Warten der Gebirge aufgeſtellt; dieſe ragen weit empor und ſchauen ſehnend hinauf und umher, ob der Richter der Welt noch nicht komme?

So iſt in der ganzen Welt des Sichtbaren, ohne den Menſchen, das Warten und Hoffen auf ein Etwas, das geweſen und das künftig iſt: ein Etwas, deſſen nur der Geiſt des Menſchen als eines Gegenwärtigen genießt. Jene Welt des Sichtbaren gleichet der Arbeit und Mühe der Woche, welche nach einer Feier des Sabbathes hinringet, deren geweihter Tempel der Menſch iſt.

Ein Ahnden, ein Vorgefühl dieſer Feier iſt ſchon in der Natur. Wenn da oben — wo das Gebirge ſich aufmachet und ſein Haupt über das Gedräng der Ebene hebt, daß es mit den Wolken des Himmels und ihren Stürmen allein ſey, — der einſame Adler hinausblicket nach dem Grauen des Morgens, ob der Tag noch nicht komme? wenn der Rabe am Felſenbach horchet, ob die Gemſe noch nicht wiederkehre von der nächtlichen Weide im Thale, und wenn dann bald die aufgehende Sonne den Duft der Gewürzgärten der Höhe wecket: die Alpenblumen mit dem tiefen Blau des Himmels und mit der Gluth der Abendröthe; da erwachet auch in der Natur, dieß bemerket der ſie verſtehende Geiſt des Menſchen, das Ahnden einer zukünftigen Offenbarung der Herrlichkeit Gottes. Dieſes Ahnden erwachet, wenn in der Trunkenheit der Lebensfülle, Feld und Wald am Mittage ruhen und durch die Stille nur noch das Summen der von Blume zu Blume fliegenden Bienen und der Geſang der Cicade aus den Zweigen der Manna-Eſche ertönet; es erwachet, wenn am Abend die ſingende Lerche zwiſchen den duftenden Weingärten emporſteiget, oder wenn, in der ſpäteren Stunde der Nacht, Orion zum Aufgange ſich rüſtet.

Aber das Ahnden wird zur Gewißheit, das Harren der

Creatur zur Erfüllung, im Geiſt des Menſchen. Siehe da, eine Hütte Gottes, im Lande der Sichtbarkeit, eine Arche der Ruhe und der Errettung, auf den ſturmesbewegten Wellen des Sehnens und Suchens der Leiblichkeit.

Das Licht der Sonne und der Sterne gehet durch den Aether und wird da nirgends ſichtbar und bemerkt; die Planeten eilen mit mehr als Sturmesſchnelle durch den Weltraum und ihr Gang wird nicht gehört; wo aber das Sonnenlicht der feſten Fläche des Planeten, wo der Sturmwind der Wand der Felſengebirge begegnet, da wird jenes geſehen, dieſer gehört. So wird die Herrlichkeit Gottes ſichtbar und wird geſchauet, wo ſie einem gleich ihr Unwandelbaren, Feſtſtehenden, im Geiſt des Menſchen begegnet.

Die belebende und ernährende Kraft der Mutter ging vorhin durch das Ungeborne und dann wärmend und ernährend durch das Neugeborne und das geſchloſſene Auge von jenem oder das bewußtlos dem Lichte geöffnete Auge von dieſem bemerkte die Mutter nicht. So erging ſich die ſchaffende, belebende, bildende Herrlichkeit Gottes durch das ganze Reich der Sichtbarkeit und kein Auge war da, ſie zu erkennen — bis der Menſch geſchaffen worden, ein Tempel und Ebenbild jener Herrlichkeit.

Dieſer iſt ein Gebirge, an der Gränze zweier Welten; ſein Fuß ſtehet in der einen, der Gipfel raget hinauf in die andere. Es werden von da die ganze Mannichfaltigkeit und die Erquickungen der zurückgelegten Bahn des Vergangenen und Vergänglichen überblicket und zugleich wird im Aufgang der Morgenglanz der Ewigkeit bemerkt. In dieſem Tempel der Höhe beginnet die Feier eines Sabbathes, der nie aufhört; es iſt hier ein Bleiben, eine Ruhe der Herrlichkeit Gottes, noch dießſeits des Grabes.

Dahin kommen nie die Stürme oder die verheerenden Gewäſſer des niederen Grundes Das Gedräng der leiblichen Mühe und der Angſt und der Schmerzen gehet in dieſes geweihete Innre nicht hinein: mitten in den Flammen, welche die äußere Hütte verzehren und den Vorhof des Tempels reinigen, werden die erſten Töne eines Liedes vernommen, welches nie verſtummet, denn es ſinget das Lob Deſſen, welcher ohne Aufhören Derſelbe iſt.

So werden ſich uns denn in der Natur des Menſchen beide Welten: die des Endlichen und jene des Ewigen abſpiegeln.

Erläuternde Bemerkungen. „Das leibliche Wohlergehen genießt der Menſch gemeinſam mit den Thieren ſeines Hauſes, ein Vorrecht aber das er vor dieſen voraus hat iſt in jener Verheißung (Pſ. 36, V. 8) ausgedrückt: daß der Menſch unter dem Schatten der Flügel ſeines Gottes feſt vertrauend ruhen könne" (Augustin. Sermon. CCLVI, 4, 5, Opp. T.V, 1052). Dieſes in Gott Ruhen iſt es, welches den Geiſt des Menſchen zu einem Feſtſtehenden, mitten unter den Beweglichen, zu einem Bild des Sabbathes unſrer Sichtbarkeit weihet. Die Kraft, durch welche der Menſch in Gott zu ruhen und die unveränderliche, göttliche Wahrheit zu erkennen vermag, iſt ſelber ein Göttliches: ſie iſt der denkende Geiſt, oder mens (id. de vera relig. XLIV, 82, Opp. T. I. 777), welchen der Menſch eben ſo mit den Engeln gemein hat, als das Empfinden mit dem Thiere, das Leben mit dem Baum, das ſichtbare Seyn mit dem Steine (Sermon. ad popul. XLIII, 3, 4, Opp. V, 217). Hierbei erſcheint es als ein beſonderes Vorrecht unſrer deutſchen Sprache daß das Wort „Menſch" wie ſeine Verwandten im Sanskritaniſchen, z. B. „Manuſchia" den Vernünftigen, den Denkenden bezeichnet und mit dem lateiniſchen Wort mens aus derſelben Wurzel herſtammet, während dagegen das Wort homo, welches in die Sprachen von romaniſcher Abkunft übergegangen, ſo ſehr auch ſchon Quintilian und nach ihm J. Voſſius dieſer Herleitung abgeneigt ſind, dennoch mit humus ſtammverwandt iſt und hiermit, eben ſo bedeutungsvoll als das hebr. Adam auf das Material hindeutet, aus welchem der Leib des Menſchen geſchaffen worden. — „Der Menſch iſt die Gränze zweier Welten: der ſterblichen und unſterblichen, er iſt eine Wohnung des ewig ſeligen Geiſtes Gottes" (Phil. Jud. de mund. opif. 31, ed. Mang. I, 32).

II.

Vorbildliche Abspiegelung des Wesens der Seele in der Natur des Leibes.

Der Leib des Menschen.

§. 9. Der Mensch, seinem Leibe nach, theilet mit dem blökenden Thiere, dessen Milch ihn ernährt, dessen Wolle ihn bekleidet, das Loos des vergänglichen Lebens. Denn er wird, gleich einem solchen Thiere, unter Lust und Schmerzen gezeugt und geboren, nimmt athmend die Luft des Himmels, wird von einer Mutter an Brüsten gesäugt, gewärmt und gepflegt. Gleich dem Thiere bewegt er sich auf künstlich gegliedertem Gebein, mit dem Thiere zugleich suchet er nach dem nährenden Kraut und der süßen Frucht der Gewächse oder nach dem Wasser des Quelles. Denn auch ihn, den Dränger der andren Lebendigen, treibet der Stachel des Hungers und des Durstes; auch ihn ängstet die auflösende Hitze der Sonne und der beengende Frost, auch ihn geselket und entzweiet das Bedürfniß des Geschlechts, in Liebe und eifersüchtigem Haß. Zwar es sind die Glieder vor den Gliedern der andren Thiere zu künstlichen Verrichtungen geschickt; doch mit den Werken der Hände wetteifern ungestraft die webende Spinne und der bauende Termit; spottend über die geringere Schärfe der Sinnen, fraget das Auge des Falken den Menschen: wohlauf, siehest du dort die Lerche im fernen Thale? es fraget ihn das Ohr des Auerhahns: höreſt du auch das Säuseln da unten am Grashalme, das ich vernehme? und es wird der Mensch von vielen Thieren an Schärfe der einzelnen Sinnen wie an Stärke den Muskeln übertroffen.

Erfreuet ihn etwa, blickend in den Bach, das Bild der eignen vergänglichen Gestalt; siehe da ein Bild und Gleichniß

r Geſtalt, welches ein Maler mit Grauſen erregendem Ernſt die Tafel der Natur gezeichnet: der ſpät geborne Affe. Es ſet aus dieſem den Menſchen ſein eignes verzerrtes Ebenbild ein Schein iſt da, welcher trügeriſch das Höhere vorſpiegelt, unter dem äffenden Schein verbirgt ſich die giftige Bosheit die gräuliche Wolluſt der Schlange. Der Maler, er ſcheint Weſen des Menſchen jenen Zug, von welchem Furcht und recken ausgehet über alle Lebendigen, für den weſentlichſten bezeichnendſten gehalten zu haben, denn er hat die Men- nähnlichkeit am öfterſten in der Geſtalt von ſolchen Thieren gedrückt, welche, im Bunde mit der Furcht und dem Schrecken, Blut lauern.

Rühmte ſich etwa der ſichtbare „Beherrſcher" der Erde je- innren Beugſamkeit und Lenkſamkeit des Leibes, welche die- zum Ertragen aller Klimate, zum gedeihlichen Genuſſe der hiedenſten Nahrungsmittel geſchickt machet und ihm ein län- s Leben als den meiſten ihm näher ſtehenden Thierarten rt: ſiehe es ereilt und zerſchmettert ihn der fallende Stein en im Laufe des Lebens, eben ſo leicht als den weidenden r; die Seuche, welche das Thier ergreifet, legt ihre töd- e Hand auch an ihn, und die Gierde des Tigers ſo wie des mes, wenn ſie ſeinen noch im Blute rauchenden oder ver- nden Leichnam verzehren, ſaget zum Menſchen: du biſt ch wie andres Fleiſch.

Mit dieſer Hand voll Staubes — dem Leibe des Menſchen pielet, ſo lange ſie lebend ſich bewegt, ein Strahl des Gei- der von oben kommt und nach oben wieder entfleucht. ch der Lampe, welche in einſamer Kammer neben dem ſtar- Angeſicht eines Todten glimmet, beleuchtet jenen Strahl an Menſchen des Fleiſches und des Todes nur den Zug des uſens und des Elendes. Denn in jenem Lichte ſiehet der nſch den nahenden Tod, welcher den andern Lebendigen un- ein, im Dunkel begegnet; in jenem Lichte ſchwebend zwi- Hoffen und Furcht, ſiehet und empfindet er ſchon die fern- nde Noth, die künftigen Schmerzen, welche an dem Thier merkt vorübergehen oder daſſelbe unverſehens im Laufe ere- — Doch ſiehe! ein Lebenshauch von oben wehet in die nacht herein, und an dem flimmernden Dochte der Todten-

lampe entzündet ſich die Flamme, welche aus dem unanſehnlichen Staube das lautere Gold ſcheidet, mitten im Menſchen des Fleiſches den Menſchen des Geiſtes wecket und geſtaltet, welchem der Tod ferner kein Leid thut.

Bemerkungen: Das überwiegende Verhältniß, in welchem die bloß leiblichen Kräfte des Thieres gewöhnlich zu den Kräften des Menſchen ſtehen, beſchreibt ſchon Galen (adhortat. ad art. addiscend. c. 15, ed. Kühn. Vol. I, p. 36); das der Sinnen Philo (de Abr. 386. ed. Mang. II, 38). Der Menſch iſt Säugethier, gehört zu der Claſſe von Thieren, bei welcher das vorhin außerhalb des ſichtbaren leiblichen Weſens fallende unſichtbare Complement des thieriſchen Daſeyns und Weſens leiblich und ſichtbar geworden iſt: jenes Complement, das als waltende, für alle ſorgende Mutterliebe (wie der Geiſt über den Waſſern) in und über allen lebenden Weſen der Natur webt und ſchwebt. Die Biene wie der Vogel müſſen zur Aufnahme des noch ungebornen Eies kunſtreich eine Zelle, ein Neſt bereiten, müſſen über Berg und Thal das für ihr Junges zuträgliche Futter ſuchen. Das Säugethier trägt den Bergungsort, worin das Ei ſich entwickelt, als Uterus in ſeinem Leibe, braucht kein Neſt zu bauen, nicht zu brüten. Es hat die Nahrung für die Jungen als Milch an ſeinem Leibe. Das Complement, das, ſo lange es noch nicht leiblich geworden, als wundervoll prophetiſcher Inſtinct erſchien, iſt hier zur Erfüllung, zu Fleiſch geworden.

Das menſchenähnlichſte Säugethier iſt der Affe. Die Form des Affen ſchließt ſich aber durch ſeine tragen, langarmigen Arten, z. B. den Ateles hypoxanthus (den Miriri), ſo wie durch den trägen Lori (Stenops tardigradus) an die Faulthiere, durch den fliegenden Mati an die Fledermäuſe, durch die Paviane an die Raubthiere an. Wenn, ſchon nach Anaxagoras, die Hand als ein Hauptvorzug der menſchlichen Bildung betrachtet werden kann, ſo zeigt ſich bei den, vor der großen Kataſtrophe in mehreren Arten und weiter Verbreitung auf der Erde vorhanden geweſenen großklauigen Faulthierarten zuerſt die Grundlage des Skeletes der Hand im Extrem entwickelt, beim Raubthiere die Muskelkraft des Armes und der Hand, bei der Fledermaus (abermals bis zum Monſtröſen) die feinfühlende Haut der Finger, beim Affen endlich die ganze Hand. Dieſe Angränzungen des Thierreichs an den Menſchen zeigen ſämmtlich, ſo wie der Wahnſinn, gleich als in einem Spiegel, was die Menſchennatur mit ihren Leidenſchaften und Begierden ohne eine leitende, herrſchende Vernunft wäre. Uebrigens bilden ſich in den oben erwähnten vier Gränzformen die vier Temperamente vor: in der Form der Faulthiere das niedrigſte, das phlegmatiſche; in jener der Raubthiere das choleriſche; in der wunderbar feinfühlenden Fledermaus das melancholiſche; im Affen das ſanguiniſche.

Die chemiſchen Elemente des Menſchenleibes.

§. 10. In mächtigen Maſſen, welche vom Grunde des Meeres bis zum Hochrücken der Alpen hinanſteigen, iſt an der Oberfläche unſers Planeten ein Stoff verbreitet, der in allen ſeinen Eigenſchaften an die Gierde des Hungers und der unerſättlichen Eßluſt erinnert: die Kalkerde. Es iſt in ihr, wie in andren Erden, eine metalliſche Grundlage, ſilberweiß

von

von Färbung und von geringem ſpecifiſchem Gewicht, welche, wenn ſie ihrer Verhüllung gewaltſam entriſſen, unbekleidet dargeſtellt wird, das ihr entzogene Sauerſtoffgas der Luft mit auflodernder Begierde wieder an ſich ziehet und mit ihm von neuem ſich zum Zuſtand der Erde überkleidet. Es iſt dieß der Zuſtand, in welchem die Kieſelerde, keiner weitern Verbindung begehrend, bereits die Ruhe und Feſtigkeit des Beſtehens findet, denn wir ſehen den reinen Kieſel in faſt eben ſo großer Menge als den Kalk über die Oberfläche des Planeten verbreitet, und auch die Thonerde, wenn die metalliſche Grundlage durch die Vereinigung mit dem Oxygen den Beſtand der erdigen Natur gefunden, enthält ſich in faſt demantfeſter Abgeſchloſſenheit aller weiteren Vermiſchung. Die Kalkerde aber iſt durch die Verbindung mit dem Oxygen noch lange nicht geſättiget, ſondern ſie verſchlinget in ihrem fortwährenden Hunger auch noch das Waſſer und die geſäuerte Kohle, oder den geſäuerten Schwefel, und ſelbſt hierdurch noch nicht befriedigt, nimmt ſie, mehr und leichter als irgend ein andrer erdiger Stoff, die färbenden Oxyde der Metalle, die andren Erden und den Leimen oder das Bitumen der aufgelöſten organiſchen Körper in ſich auf. Ja ſelbſt in dem mit Säuren und Metalloxyden geſättigten Zuſtande des Kalkes fühlet der berührende Finger noch die zerſtörende (ätzende) Kraft hindurch, welche, immer mehr begehrend, über die ſchon empfangene Sättigung die künftige ſuchet.

Es wird daher dieſe ſeltſam hungernde Erde niemals im nüchternen, reinen Zuſtande, ſondern immer, gleichſam mit der Nahrung im Munde, halbgeſättiget und überſättiget gefunden, und wenn durch heftiges Feuer der ihr zugeſellte flüchtige Stoff verſcheucht iſt und nun die reine Kalkerde — der ätzende, ungelöſchte Kalk — einſam zurückbleibt, enthält ſich derſelbe nur wenige Augenblicke der gewohnten Geſellung, denn er ziehet alsbald, entweder aus der Luft, auf mühſamerem Wege, die von ihm entflohene Kohlenſäure und das Waſſer wieder an ſich, oder, wenn ihm das letztre in tropfbar flüſſiger Geſtalt genaht wird, verſchlinget er daſſelbe mit einer Begierde, deren Heftigkeit ſich durch die aufwallende Hitze verräth.

Dieſer faſt unerſättlich hungernde Stoff wird in den älte-

ren Gebirgen noch durch die Kiesel- und Thon-Erde gebunden und gefesselt. In der jüngeren Zeit jedoch, nachdem die Kraft der alten Bildungen der Tiefe allmählich unmächtiger geworden und erloschen, tritt der Hunger nach dem Neuen und Oberen ungebändigter hervor, und die kalkigen Gebirge werden jetzt zur vorherrschenderen Masse unter den Gebirgsbildungen, von sich stoßend den vorhin hemmenden Kiesel, welcher unter und neben ihnen zum Sandsteingebirge wird.

Mit der Herrschaft des Kalkgebirges, dieß zeigen die allenthalben in ihm verbreiteten organischen Reste, hat dann zugleich die Zeit des Thierreiches auf Erden begonnen; und wie im Einzelnen, bei jedem Vorgange des thierischen Lebens Kalkerde erzeugt wird, so scheint jenes mächtige Gebirge im Großen durch einen Vorgang der allgemeinen Belebung des gebärenden und mütterlich nährenden Gewässers entstanden.

So allgemein, so fast unfehlbar wird kein andrer fester Stoff im Geleite des thierischen Lebens gefunden, als die Kalkerde. Ein Tropflein flüssigen Kalkes, mit beweglicher Gallert gemischt, ist der Anfang aller thierischen Gestaltungen im Korallengebilde. Hierauf wird der organische Leib, wo er im Schalenthier die freiere Bewegung versucht, unter der Decke, gleichsam noch unter dem mütterlichen Schutz jener Erde in das wogende Element des Gewässers hinausgeführt, und auch noch bei den vollkommensten Thieren ist der Kalk der feste Boden, auf welchem die andren Gebilde des Leibes ruhen und sich bewegen. Dieser feste Boden ist dann auch zuletzt das Einzige, was von der ganzen, wundervoll gegliederten thierischen Form zurückbleibt. In den Katakomben wie in den Höhlen voller Reste der vorweltlichen Wesen ist es ein Stücklein morschen Kalkes, welches noch allein das Dageweseneyn eines ehehin vom Lebensgeist bewegten Fleisches verräth; eine Hand voll Kalkstaubes, in welche die noch anscheinend vorhandne Menschenform bei der Berührung zerfällt, ist es, welche den Herrscher der Völker, Augustus, am Sarge des Treibers der Völker, Alexander, an die Vergänglichkeit der irdischen Dinge erinnert.

Um jenen Fresser unter den festen Stoffen, um den Kalk, sammlet sich dann, sobald die bildenden Bewegungen des Lebens beginnen, jene Vierheit der oberirdischen (atmosphärischen) Ele-

mente, welche durch ihre zur Luftform geneigte Natur an den geflügelten Zuſtand im Thierreich erinnert: das Stickgas, der Sauerſtoff der Luft, das Waſſerſtoffgas und die geſäuerte Kohle.

Unter dieſen vier Stoffen iſt das Stickgas — an Menge der Hauptbeſtandtheil unſrer atmoſphäriſchen Luft — für die Leiblichkeit des Thieres am bezeichnendſten. Denn bei den meiſten Pflanzen wird der Stickſtoff faſt nur am Ende des jährlich ſich erneuernden Lebensgeſchäftes, in der Blüthen- und Frucht-Bildung und auch hier wie ein ſelten erſcheinender Fremdling bemerkt. Faſt nur ſcheinbar machen hierin die ſtickſtoffhaltigen Pflanzen der 15ten Klaſſe (unſre Kohlengewächſe) und die Gebilde der Verweſung — die Pilze — eine Ausnahme. Das beſtändige, häufige Zugegenſeyn des Stickſtoffes mithin, wenn man will, unterſcheidet am meiſten die Miſchung des thieriſchen Leibes von jener des Pflanzenkörpers.

In ſeiner Verbindung mit dem Waſſerſtoff nimmt das Stickgas jene ätzende, alkaliſche Eigenſchaft an, welche wir vorhin von der reinen Kalkerde erwähnten, und vielleicht iſt es nicht ganz ohne Bedeutung, daß ſchon die metalliſche Grundlage der Kalkerde, obwohl nur in einem annähernden Verhältniß, das Sauerſtoffgas der Luft, noch mehr aber die Kalkerde ſelber in ihrem Hydrat das Waſſer in demſelben Gewichtsmaße mit ſich vereint, in welchem in der Atmoſphäre das Sauerſtoffgas zum Stickgas ſich geſellt: in jenem von faſt eins zu drei. Es iſt ſelbſt noch in der Entwickelungsgeſchichte der thieriſchen Formen die eine Bildungsſtufe, wie etwa die der Larve, von der andren — etwa von der des geflügelten Inſectes — äußerlich ſo ganz verſchieden, eine der andren ſo ganz unähnlich, daß wir wohl ſchwerlich, aus dem bloßen Anſehen, eine aus der andren zu errathen vermöchten; vielleicht denn daß auch in der Geſchichte der irdiſchen Stoffe Entwickelungen vorgegangen, durch welche ein und daſſelbe Element ſcheinbar zu einem ganz andren, neuen geworden iſt.

Wie ſich denn in der Atmoſphäre zum Stickgas das Sauerſtoffgas geſellet, und eines vielleicht erſt im Gegenſatz zum andren, in Wechſelbeziehung auf das andre das geworden iſt, was es iſt, ſo wird auch im thieriſch-menſchlichen Leibe mit dem Stickgas das Sauerſtoffgas in ſteter Gemeinſchaft gefunden.

Die lebende Pflanze stößet, so lange sie gesund ist, das Sauerstoffgas bei ihrem Athmen beständig von sich, während das lebende Thier dasselbe beständig aufnimmt und hierdurch in sich das Daseyn jenes andersartigen höheren Princips des Lebens verräth, welches nicht bloß mit dem gröberen, festeren Stoffe und mit Kohle und Wasser, sondern auch mit dem ungleich höher gearteten Wesen der atmosphärischen Luft herrschend und bildend schaltet und waltet.

Endlich so werden das Wasserstoffgas und das athmende Element der Tiefe — die Kohle — beständig unter den Anfängen des thierischen Leibes, bis hinan zum menschlichen gefunden, immer bereit, nach dem Wink und Befehl des Lebens dem von ihnen herbeigelockten Orygengas zur Speise zu werden, damit die Flamme des innren Herdes nie erlösche.

Die kleine Welt des Menschenleibes umfasset jedoch, außer jenen fünf Anfängen, welche fast in allen thierischen Wesen gefunden werden, noch mehrere andre Stoffe der festen Erde. In dem wogenden Blute wird das für den ätherischen Strom des Magnetismus empfindliche Eisen gefunden; in der feineren Flüssigkeit des Nerven bewegen sich der brennbare Schwefel und Phosphor, und der letztere, mit Orygen zur Säure verbunden, scheint von den belebenden Nerven an die Kalkerde des Knochens überzutreten und hier den Dienst des Empfindens und Bewegens mit dem des stillen Gestaltens und Bildens zu vertauschen.

Außer diesen allen bewaffnet sich auch die Kalkerde an einigen Punkten des Menschenleibes, besonders im Schmelz der Zähne, mit der zu festeren Bildungen geneigten Kieselerde, und mit dieser wird auch die dem Kiesel geneigte Flußspathsäure gefunden, so wie mit dem Kali und Natron die Salzsäure, mit der Kalkerde die Talkerde.

Diese Anfänge der leiblichen Gestaltungen werden jedoch fast nie geschieden und rein, sondern meist zu Elementen einer zweiten höheren Ordnung vereint getroffen, in welche die künstliche Zersetzung den thierisch-menschlichen Leib eben so leicht zerleget, als die chemische Scheidung den zusammengesetzten Stein in die ihrerseits auch wieder aus Metall und Orygengas gebildeten Erden. Nur der Stickstoff bildet hierin eine Ausnahme, daß er öfters untheilnehmend an den Verbindungen der andern

Stoffe und unvermiſcht dem noch lebenswarmen Blute entweicht; die Kohle aber, wenn ſie in jedem Augenblicke der ausathmende und ausdünſtende Leib von ſich ſtößt, verläſſet die Gemeinſchaft des lebenden Leibes nicht allein, ſondern in Verbindung mit dem Oxygen, als Kohlenſäure; das Hydrogen wird mit dem Sauerſtoffgas zum Waſſer, welches in flüſſiger und dampfartiger Form alle Theile des Leibes durchdringet, ſo daß dieſe in ihm gleichſam ſchwimmend leben. Denn mehr als drei Viertheile des Menſchenleibes, dem Gewicht nach, ſind Waſſer.

Außer dieſem vereint ſich die Kohle in vorherrſchendem Antheil mit Sauerſtoff, Stickſtoff und Waſſerſtoff zur eiweißartigen Flüſſigkeit, dann, in minder vorherrſchendem Antheil, mit denſelben Stoffen zur Gallert, welche durch eine Steigerung des Stickſtoffgehaltes zum Faſerſtoff wird, während dagegen im Fette, hierin dem Oel der Pflanze verwandt, der für das thieriſche Gebilde bezeichnendere Stickſtoff faſt oder gänzlich vermißt wird. Hierneben erſcheint dann der Schleim, ſeinen Beſtandtheilen nach faſt nur wie ein durch thieriſches Waſſer verdünnter Eiweißſtoff, der Fleiſchgeiſt oder das Osmazom aber, ſonſt dem Faſerſtoffe ziemlich nahe ſtehend, iſt in andrer Hinſicht der zeugenden und empfangenden Flüſſigkeit verwandt. Denn er findet ſich immer nur in dem Fleiſche der reifen, begattungsfähigen Säugethiere. Endlich ſo ſind auch die oben erwähnten Säuren meiſt mit ihren Kalien und Erden zu ſalzartigen Miſchungen vereint, und nicht ſelten gehen auch durch die Einwirkung des bildenden und ernährenden Lebens oder durch das ſelbſtſtändige Zerſcheiden der ausgeſonderten thieriſchen Säfte neue, eigenthümliche Säuren und Baſen von zuſammengeſetzterer Art hervor, wie z. B. die Milchſäure, der Zucker und mehrere Erzeugniſſe einer krankhaft irregeleiteten, ſcheidenden und verbindenden Lebenskraft.

Dieſes ſind die Gemengtheile der Bauſteine, aus denen der Tempel des Menſchenleibes zuſammengefügt iſt. Zwar dieſes Baumaterial ſtehet in einem andren Verhältniß zu dem Baumeiſter in ſeiner Mitte: zu der bildenden Lebenskraft, als der Stoff des Gemäuers eines Menſchenhauſes zu ſeinem Erbauer. Denn dieſer vermag nicht den Stoff aus ſich ſelber zu erzeugen, ſondern benutzt nur einen ihm äußerlich gegebenen, während ſchon

das Leben des Küchleins im Ei den phosphorſauren Kalk des Skeletes, der athmende Leib des Thieres in auffallendem Maße die Kohle erzeuget; aus Elementen, welche weder Kalk noch Kohle waren. Aber abgeſehen hiervon, ſo würde die bloße Erkenntniß der chemiſchen Beſtandtheile des Menſchenleibes uns eben ſo wenig über die Geſtalt und die Bedeutung auch nur der äußeren Glieder belehren, als die Kenntniß der Steinart, zu welcher ein abgelöſ'ter ungeſtalteter Trümmer gehörte, über die Form, auch nur einer einzelnen Säule, geſchweige über die ſymmetriſche Anordnung des Ganzen und über die eigentliche Beſtimmung und innere Bedeutung eines Gebäues Aufſchluß geben würde. Denn die Beſchaffenheit des todten rohen Materials war es nicht, welches die Geſtalt und Bedeutung des aus ihm gefertigten Werkes beſtimmte. Dieſes aber, ein Tempel wundervoll und hehr, ſtehet in ſeiner Vollendung und ganzen Bedeutung vor uns, und für die Geſchichte eines ſolchen, in allen ſeinen Beziehungen ſinnvollen Tempels, wie der des Menſchenleibes, wird, dieß mag ſich in dem weiteren Verlauf dieſer Unterſuchungen zeigen, ſelbſt die Beſchaffenheit des Baumaterials nicht ohne tiefere Bedeutung ſeyn.

Erläuternde Bemerkungen: Ein Theil des Inhaltes dieſes §. findet ſich ſchon in den Bemerkungen zum 7ten §. weiter auseinander geſetzt. Die Alten dachten ſich, wie ſchon oben erwähnt, wenigſtens ſeit Hippokrates (de natur. hum. 221 seqq.; Galen. de elem. sec. Hipp. 46), als Grundlage aller leiblichen Bildung immer nur die vier im engern Sinne ſogenannten Elemente: Erde, Waſſer, Luft und Feuer (Aristot. de gen. et corrupt. II, 7, Meteor. IV, 4; Zeno ap. Diog. Laërt. VII, 137), wozu ſchon die Lehre der Pythagoräer ein fünftes höchſtes Element (ἄριστον στοιχεῖον), den Aether ſetzte (als πέμπτον κόσμον, σχῆμα πέμπτον nach Procl. in Plat. Tim.). Auch der leibliche Menſch iſt (harmoniſch) aus jenen vier Elementen gebildet, und darum in ihnen allen zu Hauſe (Phil. Jud. de mund. opif. 33, ed. Mang. I, 35). „Wenn, nach Gottes Geheiß, die Seele den erkalteten Leib verläßt, dann wird das Fleiſch wieder zur Erde, der Hauch zur Luft, die Feuchtigkeit ſinkt hinab zur Tiefe, die Wärme kehrt zum Aether zurück" (Orig. sentent. de resurrect. Opp. I. p. 36). Die vier gewöhnlich ſogenannten Elemente erſchienen jedoch dem tiefer forſchenden Alterthume keineswegs als das eigentlich Erzeugende der leiblichen Formen, ja nicht einmal als letzter Grund des ſichtbaren Stoffes. Denn abgeſehen von dem (geſtaltenden) Verhältniß der Form zu der geſtaltbaren Materie, ſo nennt ſchon Ariſtoteles als erſte Grundlage der Leiblichkeit ſtatt jener vier Elemente vier Eigenſchaften der Materie: Kälte und Wärme, Trockenheit und Feuchte (de part. anim. L. II, c. 1., m. vergl. auch Parmenides bei Simpl. Phys. Fol. 7, b, v. 116 in der Ausg. v. Brandis). Dieſe vier Anfänge (ἀρχαί) der Alten (Galen. comm. in Hipp. de natur. hum. p. 5) erinnern ſehr an die vier

ſogenannten unwägbaren Principien der Neueren: Magnetismus und Elektrizität, Wärme und Licht. Ueberdieß bilden ſich, als Elemente der zweiten höhern Ordnung, aus den Elementen der erſten Ordnung die gleichartigen Theile der organiſchen Körper: Knochen, Fleiſch u. ſ. f., und aus dieſen entſtehen als Bildungen der dritten höhern Ordnung die verſchiedenen Glieder (Aristot. de part. anim. II, c. 1; de gen. et corrupt. II, 6). An die Annahme von vier ſinnlich wahrnehmbaren Elementen oder Müttern der leiblichen Bildungen ſchloß ſich frühe die Lehre der Alchymiſten von den drei Grundſtoffen oder Grunddingen an: Schwefel, Salz und Queckſilber, welche als Hauptbedingung aller körperlichen Formung aus den vier Elementen betrachtet wurden. Dieſe Lehre, welche anfänglich oder doch zunächſt nur auf die Betrachtung der Metalle angewendet wurde, ſcheint ſo alt, als das Bemühen aus unwertheren metalliſchen Stoffen Gold zu machen; ein Bemühen, welches nicht erſt Caligula, als er aus Auripigmentum Gold fertigen wollte (Plin. H. N. XXXIII, 4 post. med. sect. 22), als ein vergebliches, Diocletian, als er alle ägyptiſchen Bücher, welche die Scheidekunſt des Goldes und Silbers betrafen, zu verbrennen gebot (J. Antiochen. in Const. Porphyrog. coll. ed. Valles. p. 851; Suid. s. v. *Διοκλῆτ*, und *Χρυσία*), als ein verderbliches erkannte, ſondern welches ſchon ſeit längerer Zeit ein peinigender Sporn der nach der Herrſchergewalt über die Principien und Güter des Lebens ſtrebenden Menſchenſeele geweſen war. Schon Syneſius (epist. ad Dioscor. ap. Fabric. bibl. graec. VIII. p. 232) kennet die Meinung der Alchymiſten von der Bedeutung des Queckſilbers für die Entſtehungsgeſchichte der Metalle; jener „König" aber der Scheidekünſtler Abu Muſſah Dſchafar al Sofi, welchen die ſpäteren Jahrhunderte unter dem Namen Geber verehrten, und welcher zu derſelben Zeit ſein langdauerndes wiſſenſchaftliches Reich begründete, in welchem die großen Khalifen Harun al Raſchid und Almanon den Herrſcherthron von Bagdad befeſtigten (im achten Jahrh. n. Chr. nach Herbelot p. 387), ſpricht in ſeinen bis auf uns gekommenen Werken die Lehre von den drei Grundſtoffen, beſonders aber von dem Schwefel der Metalle ſo gründlich aus, daß dieſelbe nachmals bis auf Stahls und Wenzels, ja bis auf unſre Zeiten in Achtung geblieben iſt (Gebri summa perfectionis magisterii ex bibl. vat. ex. Gedan. 1682 L. I, c. 12 u. 15, p. 35, 38, 39 seqq.). Doch wird hier wie anderwärts öfters ſtatt des Salzes der Arſenik genannt, während die ſpätern Chemiſten des Mittelalters, welche ſelbſt eine Zuſammenſetzung des menſchlichen Leibes, nicht bloß aus den vier „Müttern" oder Elementen, ſondern nächſt dieſen aus den drei Grunddingen annehmen (z. B. Theophr. Paracels. Manual. ed. Argent. p. 582), beſtändig dem Salz die vermittelnde Stelle einräumten, den Mercur aber öfters als Erde benannten. Es wird deutlich erkannt, daß in jener Lehre die drei Grundſtoffe als Elemente einer zweiten Ordnung vorgeſtellt waren, in denen ſchon eine Art von Individualität vorausgeſetzt wurde, denn jedes Metall habe ſeinen beſondern Schwefel, ſein beſondres Salz u. ſ. w. (id. von den Mineral. Tract. I. p. 393 seqq.).

Die Grundanſicht der neuern Chemie, welche eine größere Zahl von einfachen Stoffen, und ein anderes Geſetz ihrer Verſchiedenheit als jenes nach den vier Elementen und den drei Grunddingen aufſtellt, wird zuerſt durch Robert Boyle (geb. zu Lismore in Irland 1627, geſt. 1691) wiſſenſchaftlich feſtgeſtellt: in ſeinem Sceptical Chymist 1661. „Die Geſtalt der Atome ſolle die Verſchiedenheit der einfachen Stoffe verurſachen."

Die Entdeckung oder Unterſcheidung der einzelnen Stoffe, in welche ſich auch der Menſchenleib zerlegen läſſet, iſt ſehr verſchiedenen Zeiten

und Männern verliehen gewesen. Vor allen andern ist die Kalkerde in ihren Eigenschaften erkannt worden, weil sie, als gebrannter oder ungelöschter Kalk (τίτανος ἄσβεστος; calx viva) zur Bereitung des Mörtels (arenatum) und mithin zur Errichtung der Gebäude (Vitruv. I, 7; VII, 4; VIII, 7 etc.) durch Menschenhände eben so allgemein angewendet wurde, als von einer höhern Schöpferkraft zum Erbauen des thierischen und menschlichen Leibes. Daß die Kalkerde in den menschlichen und thierischen Knochen mit Phosphorsäure verbunden sey, entdeckte schon vor 1771 (wo Scheele dieser Thatsache erwähnt) J. G. Gahn, nachdem schon ein Jahrhundert früher (1677) der Phosphor im Urin von dem Alchymisten Brandt zu Hamburg zufällig erfunden, von Kunkel aber auf wissenschaftlichem Wege dargestellt worden. Die Verbindung eines Theiles der Kalkerde der Knochen mit Kohlensäure bemerkte Hatchett (Phil. Trans. 1799 p. 527).

Die sogenannte reine Kalkerde, welche nach Wallerius an der Küste von Marokko am Meeresgrund, und nach Laumont an einer Quelle unweit Tours gefunden wird, ist schon eine Verbindung der Kalkerde mit Wasser. Die große Entdeckung, daß in der Kalkerde, wie in allen Erden und Kalien, ein eigenthümliches Metall enthalten sey, welches durch seine Verbindung mit dem Sauerstoffe die Erde darstelle, wurde (im Jahre 1807) durch H. Davy mittelst des Galvanismus gemacht. Das Metall der Kalkerde, Calcium benannt, ist (silberartig) metallisch glänzend, leichter als Wasser (sein Gewicht = 0,8), entzündet sich von selbst an der Luft und wird nun bei seinem Verbrennen mit dem Sauerstoffgas zur ätzenden Kalkerde, in welcher 71,91 Theile Kalkmetall mit 28,09 Sauerstoff verbunden sind. Die reine (ätzende) Kalkerde, so wie man sie zum gewöhnlichen Gebrauch aus dem gemeinen Kalksteine darstellt, indem man diesen durch starkes Erhitzen seines Wassers und seiner Kohlensäure beraubt, zieht das verlorene Wasser (beim Löschen in diesem) mit solcher Heftigkeit in sich, daß er durch sein Erhitzen fähig wird, leicht brennbare Substanzen in seiner Nähe zu entzünden und im Dunklen zu leuchten (Pelletier im Journ. de Phys. Vol. XXIII). Er zieht hierbei so viel, als ein Drittheil seines Gewichtes beträgt, von Wasser an sich, und wird nun zum Kalkerdehydrat, welches allmählich auch die verlorne Kohlensäure wieder aus der Luft in sich aufnimmt. 100 Theile Kalkerde verbinden sich mit 77 Th. Kohlensäure, während der phosphorsaure Kalk 82, der flußsaure 54 Theile Säure auf 100 Kalkerde enthalten.

Von den übrigen unter den Bestandtheilen des menschlichen Leibes aufgefundenen Erden entdeckte oder erkannte vielmehr in ihrer Eigenthümlichkeit die Kieselerde (welche z. B. im Haar vorkommt), Rud. Glauber (st. 1668) die Talkerde (die auch in den Knochen gefunden wird), Black (im Jahre 1755), nachdem schon Friedr. Hofmann (diss. phys. chem. L. II, nr. 18) ihre Verschiedenheit von der Kalkerde dargethan hatte. Das Laugensalz (Kali), das von einer Art Pottasche häufig aus den Pflanzentheilen erhalten wird, war schon den Arabern bekannt, welche dasselbe aus der Schiman-Pflanze (Anabasis aphylla) und verschiednen andern auf salzigem Boden der Seeküsten wachsenden Kräuterarten (namentlich aus dem Geschlecht Salsola) darstellten. Von diesen seinen ersten Entdeckern kommt auch noch der Name Kali — die brennend-ätzende Eigenschaft bezeichnend — her. Eine andere Art des feuerbeständigen Alkali's, das Mineralkali oder Natron, kannten, in seiner Verbindung mit Kohlensäure, schon die Alten, und nannten es Nitron. Im gemeinen Kochsalz (welches in allen Säften des Leibes gefunden wird) ist dieses Laugensalz mit der Salzsäure im Verhältniß von 54 zu 46 verbunden (m. vergl. die Bem. zu §. 13). Seine Verschiedenheit von der Pottasche zeigte zuerst Duhamel, im Jahre 1736. Von der Ent-

deckung des Phosphors war ſchon oben die Rede. Schwefel findet ſich in der Nervenmaſſe, im Haar u. ſ. Auf das auch ſchon von Lemery angedeutete Zugegenſeyn des Eiſens im Blute machte im Jahre 1722 Joſ. Ant. Badia (Istoria rara di un sangue cavato col. siero nero, im 18ten Bd. der Opusc. scientif. filol. p. 212) aufmerkſam, die erſte, hierauf bezügliche genauere Unterſuchung der Aſche des Blutkuchens veranſtaltete im Jahre 1773 Rouelle. Engelhart bewies endlich, daß das Eiſen, als ſolches wirklich, im Blut enthalten, nicht erſt beim Verbrennen gebildet werde.

Das Wort Gas, welches nun in alle neuern Sprachen aufgenommen worden, ſtammt aus dem Niederdeutſchen, und ſollte urſprünglich etwas Aehnliches andeuten, als das Wort „Gäſcht" (Geiſt). Es erfand dieſen Namen Baptiſt Helmont (geb. 1577 † 1641), ein wahrhaft tiefblickender Naturforſcher, und zugleich unterſchied und beſchrieb derſelbe bereits (in ſ. Buch: Formarum ortus p. 106, 405, 421) das kohlenſaure Gas (Gas sylvestre), ſo wie das Waſſerſtoffgas (Gas flammeum). Das Sauerſtoffgas oder die Lebensluft (Gas zoticum) war in ihrer nothwendigen Beziehung auf den Athmungsproceß ſchon von den Engländern Nath. Henſhaw und Bathurſt im Jahre 1654 geahndet worden, und Mayow (geb. 1645 geſt. 1679) war in ſeiner im Jahre 1668 erſchienenen Abhandlung über das Athmen der Entdeckung des eigentlichen Weſens der Lebensluft noch bedeutend näher gekommen. Dennoch entdeckte erſt im eigentlichen Sinn und ſchied von den andern Luftarten das Sauerſtoffgas Joſ. Prieſtley (geb. 1733 †1804, war Lehrer zu Birmingham, dann in Philadelphia). Dieſe denkwürdige Entdeckung geſchah am 1 Auguſt 1774. — Das Stickgas (Gas azoticum) entdeckten und ſchieden zuerſt von den andern Luftarten Rutherford, Scheele und Lavoiſier in den Jahren 1775 — 77. — Wir betrachten nun dieſe vier Hauptgasarten, aus denen auch größtentheils, ſeiner chemiſchen Miſchung nach, der menſchliche Leib zuſammengeſetzt iſt, noch etwas näher.

Das kohlenſaure Gas iſt dem Gewicht nach aus 27,38 Procent reinem Kohlenſtoff und aus 72,62 Procent Sauerſtoffgas, dem Rauminhalt nach aus einem Maßtheile gasförmiger Kohle mit einem gleichen Maßtheile Sauerſtoffgas zuſammengeſetzt, welche jedoch, wie ſchon oben (S. 37) erwähnt worden, nach ihrer Verbindung nur den Raum eines einigen Maßtheiles einnehmen. Es übertrifft daher ſchon das Sauerſtoffgas, noch mehr aber die atmoſphäriſche Luft ſo ſehr an Gewicht, daß es, in die letztere ergoſſen, immer zu Boden ſinkt, denn es iſt über 1½mal ſchwerer, als die gewöhnliche Luft (im Verhältniß wie faſt 153 zu 100; der Cubikzoll wiegt 0,69 Gran). Wenn man das Gewicht des reinen Kohlenſtoffes im Demant, welcher 3½ mal ſpecifiſch ſchwerer iſt als Waſſer, mit dem ſpecifiſchen Gewicht der gasförmigen Kohle in der Kohlenſäure vergleicht, ſo findet man, daß der Kohlenſtoff in dem Augenblick, in welchem ein Demant im Focus des Brennſpiegels verbrannte, ſich um das 6561fache ſeines Volumens ausgedehnt habe. Der Kohlenſtoff verbindet ſich auch mit dem Waſſerſtoff zum Kohlenwaſſerſtoffgas, welches dem Gewicht nach aus 75,15 Procent Kohlenſtoff und 24,83 Waſſerſtoff beſtehet, den Voluminen nach aber aus 4 Maßtheilen Waſſerſtoff und 1 Maßtheile luftförmiger Kohle.

Das Sauerſtoffgas oder die Lebensluft wiegt nur 1/10mal ſchwerer als die atmoſphäriſche Luft (wie 110 zu 100), und iſt mithin über 740mal leichter als Waſſer (ſeine ſpecifiſche Schwere iſt 0,00135). Denn nach Briſſon wiegt ein franzöſiſcher Cubikzoll Lebensluft ½ Gran (nach Lavoiſin 0,50691 Gran), während ein gleiches Maß Waſſer 370 Gran (genau 370,44) ſchwer iſt.

Das Stickstoffgas, welches in größerer Menge im Muskelfleisch, weniger in der Gehirn- und Nerven-Masse enthalten ist, wird mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als ein zusammengesetzter Körper betrachtet, welcher aus einem brennbaren Radical (Nitricum) und Sauerstoffgas besteht. Beide Bestandtheile sind in gleichen Volumina, dem Gewichte nach aber $56_{,461}$ Sauerstoff mit $43_{,536}$ Nitricum verbunden. In der gewöhnlichen atmosphärischen Luft sind dem Volumen nach 79 Theile Stickstoffgas mit 21 Theilen Sauerstoffgas vermischt, wozu sich noch etwa ein Tausendtheil kohlensaures Gas gesellt. Als vierter Gemengtheil kommt dann zu jenen dreien noch das Wassergas (fixer Wasserdampf), dessen Menge freilich großem Wechsel unterworfen ist. Dem Gewicht nach verhalten sich die Gemengtheile der atmosphärischen Luft so:

75,55 Stickstoffgas.
23,32 Sauerstoffgas.
1,03 Wassergas (nach einer mittleren Zahl).
0,10 Kohlensauergas.

100

Setzt man das specifische Gewicht der atmosphärischen Luft, welches 807mal geringer ist als das des Wassers, als 100, so wiegt das Stickstoffgas 97, das Wassergas 62. Von den eigentlich chemischen Verbindungen des Stickstoffs und Sauerstoffs war schon oben beim §. 5 die Rede. Im Ammoniakgas sind dem Gewichte nach $82_{,7}$ Theile Stickstoff mit $17_{,3}$ Theilen Wasserstoff verbunden. Vor der Verbindung nahmen diese beiden Gemengtheile gerade doppelt so viel Raum ein als nach der Verbindung, der Wasserstoff machte davon $^3/_4$ aus, betrug 3 Volumina gegen das eine des Stickstoffs. Dieses, wegen seiner vorherrschenden Neigung zur Luftform, sogenannte flüchtige Laugensalz entsteht im Thier- und Pflanzen-Reich besonders durch den Verwesungsproceß, durch welchen die in heißen, pflanzenreichen Ländern oft sehr mächtigen Massen des Salmiaks gebildet werden.

Das Wasserstoffgas ist fast 15mal leichter als die atmosphärische Luft (sein Gewicht ist gegen das letztere wie 0,0688 zu 1,0000, gegen die des Eisens wie 1 zu mehr als 80000); es hat eine lichtbrechende Kraft, welche $6^1/_2$mal größer ist als die der gemeinen Luft, verbrennt unter lautem Explodiren mit dem Sauerstoffgas, und bildet mit diesem Wasser. Dem Volumen nach sind im gemeinen Wasser 2 Volumtheile Wasserstoffgas mit einem von Sauerstoff verbunden, der letztere aber beträgt dem Gewicht nach $88_{,91}$, das erstere $11_{,06}$ Procente. Eine künstliche Verbindung von 1 Volumen Wasserstoffgas mit 1 Volumen Sauerstoffgas (dem Gewicht nach $5_{,87}$ zu $91_{,13}$ Procent) bildet eine Art von Superoxyd des Wassers, eine Flüssigkeit von Syrupconsistenz, welche auch sehr verdünnt noch von ekelhaftem Geschmack ist, alle Pflanzenfarben zerstört, auf der Haut unter stechenden Schmerzen einen ausschlagartigen weißen Fleck bildet. Das Wasserstoffgas findet sich mehr in den flüssigen als festen Bestandtheilen des Leibes, vorzüglich im venösen Blut und in der Galle. — Fast ganz reines Wasser enthält die wässrige Feuchtigkeit des Auges.

Das Wasserstoffgas gehet außer den schon erwähnten Verbindungen auch mit dem Schwefel und Phosphor Vermischungen ein. Schon das Schwefelwasserstoffgas, welches sich in krankhaften Zuständen des lebenden Körpers in geringer Menge, häufig aber bei der Verwesung des todten Leibes, besonders in den Eingeweidehöhlen entwickelt, ist so giftiger Natur, daß schon die Beimischung eines 1500sten Theiles desselben zu der umgebenden atmosphärischen Luft einen Finken, die Beimischung

von $^1/_{200}$ einen Hund, von $^1/_{250}$ ein Pferd tödtet. Das Phosphorwasserstoffgas scheint von noch tödtlicherer Wirksamkeit.

Die erwähnten vier Gasarten denn treten aber im thierisch-menschlichen Leibe zu vier Elementen einer zweiten Ordnung zusammen, welche in allen flüssigen und festen Theilen des Körpers gefunden werden. Schon Hippokrates (de natura hominis) bemüht sich diese (organischen) Elemente des Thierleibes im Blut, im Schleim, in der schwarzen und gelben Galle nachzuweisen; in dem zoochemischen Systeme der Neueren erscheinen sie als: 1) der Faserstoff, welcher am häufigsten in den Muskeln gefunden wird und Repräsentant des Bewegungsgeschäftes des Leibes ist; 2) der Eiweißstoff, der vorherrschender im Hirn und Nerven vorkommt, und dieser Richtung der Lebensthätigkeit zu entsprechen scheint; 3) die Gallert ist verhältnißmäßig am reichsten an Sauerstoffgas und erinnert an das Geschäft des Athmens; 4) das Fett, welches noch ganz frei von Stickstoff ist, steht in näherer Beziehung zum Ernährungsproceß. Das Verhältniß, in welchem die vier Gasarten des menschlichen Leibes in diesen vier Elementarmischungen enthalten sind, ist nach Gay-Luſſac und Thenard folgendes:

	Faserstoff.	Eiweiß.	Gallert.	Fett.
Sauerstoff .	19,685	23,872	27,207	9,584
Wasserstoff .	7,021	7,510	7,914	11,116
Stickstoff . .	19,934	15,705	16,998	—
Kohlenstoff .	53,360	52,883	47,881	79,000
	100	100	100	100

Zu diesen Angaben vergl. m. die von Michaelis in den erl. Bem. zum §. 12. Im Eiweißstoff des Blutes fand Prout Sauerstoff: 26,925; Wasserstoff 7,775; Stickstoff 15,550; Kohlenstoff 49,750.

Berücksichtigt man das ungefähre Gewichtsverhältniß, in welchem alle in diesen erl. Bem. aufgeführten Stoffe im menschlichen Leibe vorkommen, so findet man aus den später anzuführenden Zerlegungen der einzelnen Säfte und festen Theile, daß mehr als $^3/_4$ unsres Körpergewichtes aus Wasser bestehen. An der Bildung jenes Viertheils der Bestandtheile, welches nach Abzug des Wassers zurückbleibt, haben der Kohlenstoff, dann der Sauerstoff, hierauf die Kalkerde, den größten Antheil. Denn über 10 Pfund wird auch bei einem magern männlichen Körper der Kohlenstoff, gegen 7 Pfund der in den oben erwähnten vier Elementarmischungen und in den Säuren der Knochen enthaltene Sauerstoff, gegen 4 Pfund die Kalkerde betragen, und nahe auf diese Gewichtssumme wird sich auch der Stickstoff belaufen. Hierauf folgen dann, dem Gewicht nach, das Wasserstoffgas, so wie der zur Bildung der Phosphorsäure des Knochens verwendete Phosphor und das Natron des Kochsalzes. Das Eisen der gesammten Blutmasse, das sich nach Menghini's Berechnung, welche in jedem Pfund Blutes 40 Gran phosphorsaures Eisen voraussetzte, auf mehr als 2 Unzen belaufen würde, beträgt, nach neuern Berechnungen, kaum 2 Drachmen, ja nach Rose, welcher den Eisengehalt in einem Pfunde Blutes nur auf 3 Gran schätzt, nur 1 Drachme und 1 Skrupel.

Da schon die Menge der Kohle, welche wir ausathmen und auf andern Wegen aus dem Leibe verlieren, fast doppelt so viel beträgt als jene ist, welche wir durch Nahrung und Getränke täglich von außen aufnehmen (m. vergl. die erl. Bem. zum §. 12 u. 13), da die Menge des erzeugten Stickstoffes bei vielen pflanzenfressenden Thieren in keinem Verhältniß zu stehen scheint, mit der von außen aufgenommenen Menge dieses Stoffes, überdieß schon die Geschichte der Bildung des Fötus im Hühner-Ei (m. vergl. die erl. Bem. zum §. 21) ein wirkliches Ent-

stehen von Bestandtheilen zeiget, dürfen wir es für mehr als wahrscheinlich halten, daß die Lebenskraft des Leibes nicht bloß in Beziehung auf die Zusammensetzung der vier elementaren Mischungen ein verwandelndes, sondern selbst auf das Hervorbringen von Stoffen ein erzeugendes Vermögen besitze.

Die Elementarformen des thierisch-menschlichen Körpers.

§. 11. Im Demant ist derselbe Kohlenstoff, welcher dem bleichgrauen Gewebe der thierischen Theile, oder dem weichen Gebilde des Pflanzenkörpers zu Grunde liegt, durch eine Kraft befestiget, welche, gleich dem Blitz, dessen Weg zur Tiefe am Glas gewordenen Staube sichtbar wird, die Verwesung der Leiblichkeit durchdringet und dem vergehenden Stoff von neuem Bestand gibt. Diese Kraft, welche die staubartige Thonerde zum Rubin veredelt, wurde, wie wir oben (§. 5) gesehen, von dem Alterthum als Haltung bezeichnet. Die sichtbare Verkörperung, herabkommend aus einem unsichtbaren Anfange des Lebens, gleichet selber schon einem Sterben, und dieses Sterben würde Vernichtung seyn, träte nicht der Auflösung eine von außen kommende Gewalt: die Macht der Haltung entgegen (n. S. 17). Was und woher diese eigentlich sey? betrachten wir hier zuerst.

Das einzelne Ding wird nicht um sein selbst, es wird um der andren Dinge, lebt und stirbt um eines höheren Ganzen willen (n. §. 4). Dieses „um eines Andren willen", dieses ἕνεκά τινος, welches Aristoteles als den Grund, den Logos der sichtbaren Zeugungen betrachtet, ist es, was dem beständigen Vergehen des leiblich gewordnen Stoffes Einhalt thut und was mitten in dem Fließen und Wandeln der Elemente ein Grund des Anhaltens wird, wie dem zur Tiefe hinabrollenden, festen Stein ein Felsenvorsprung von gleich fester Natur den Ruhepunkt gewährt. Allerdings würde überhaupt keine Leiblichkeit seyn, waltete nicht im All, waltete nicht in jedem einzelnen Lebendigen jene von oben nach unten, von innen nach außen wirkende Kraft, welche wir vorhin (im §. 2) beschrieben. Das aber, was diese selbstständig dem Einzelleben inwohnende Kraft wirkt, verhält sich zu dem Logos der Gestaltungen, zu dem Einfluß, welcher das Wesen der andren gewordenen und werdenden Dinge auf die Bildung und Befestigung der Leiblichkeit ausübt, wie

die bloße Stimme zu dem Werk der künstlich gegliederten Sprachorgane, durch welche der einfache Ton zum bedeutungsvollen Worte (Logos) wird.

Wir haben im vorhergehenden §. von Elementen des Menschenkörpers gesprochen, dergleichen uns die Kunst der chemischen Zerlegung kennen lehrt. Diese Elemente werden hie und werden da gefunden, nicht aber überall, denn es fehlt der Stickstoff im Fett, das Eisen, das im dunklen Pigment des innren Auges zugegen ist, wird in dem so nahe hieran gränzenden Krystallkörper vermisset. Der Verstand lehrt uns andre Elemente alles Seyns, auch des sichtbar Leiblichen kennen, welche nicht nur hier zugegen sind und dort fehlen, sondern welche, weil das Seyn überall ein Volles und Ganzes ist, allenthalben gefunden werden. Jene Physis oder Natur, in welcher das Alterthum die bildende Seele der Pflanze und des Thieres anerkannte, ist selber nur ein harmonisches Zusammenwerden alles einzelnen Wesens mit dem Werden-Aller. So wie das selbstthätig inwohnende Leben des einzelnen Dinges sich seine Leiblichkeit: den passiv empfangenden (weiblichen) Stoff erzeuget, zeugen die andren Leben des Weltalls mit; das Licht, gleichsam, erschaffet sich das Auge, der Ton das Ohr, die athembare Luft die Lungen. Die Wirksamkeit der inwohnenden Kraft wird hierbei jener der andren Kräfte im Allgemeinen zum Maße dienen. Diese werden immer und alle zugleich bei der Gestaltung thätig seyn, wenn auch die einen, wie aus größerer Nähe, vorherrschender und gewaltiger, die andern nur wie aus weiterer Ferne, minder mächtig ihren Einfluß verrathen. Denn hierauf ist selbst bei dem Entstehen des leiblichen Menschen, dessen Vorzug vor andern Thierleibern darinnen bestehet, daß auf sein in der Mitte des Kreises gelegenes Wesen alle Radien mit fast gleicher Macht einfließen, eine Verschiedenheit der äußeren Bildungen begründet.

Dieses sind die vielfachen Fäden, welche von allen Seiten her das Grundgewebe der Leiblichkeit (m. vergl. d. §. 2) durchwirken. Sie würden ohne Ordnung unter einander fließen, einer würde den andren hemmen und auflösen, waltete nicht von oben her und durch Alle hindurch jener das Leben und das Wohl Aller bedenkende Geist, welcher selbst die scheinbaren Mißtöne in Harmonie auflöset.

Drei Hauptelemente sind es denn, welche allem Leben und Werden der Sichtbarkeit zu Grunde liegen: eine Fähigkeit den belebenden Einfluß von oben aufzunehmen, die Fähigkeit zu empfinden; eine Kraft selbstthätig von innen nach außen zu wirken, die Kraft der Bewegung; ein Vermögen zu wachsen und zu gestalten, das Ernährungs- und Zeugungsvermögen. Der ersten Richtung dienen Gehirn und Nerven so wie die Organe der Empfindung, der zweiten alle der bewegenden Kraft gehorchenden Theile, besonders die Muskeln, der dritten die Gefäße und Behältnisse der Ernährung und Verdauung.

Das zergliedernde Messer und andre auflösende Mittel lassen dem bewaffneten Auge zuletzt drei Grundformen des thierischen Körpers sichtbar werden, aus denen die einzelnen Organe zusammengesetzt scheinen: jene der Kugel, die der Faser und die der häutigen Blättchen. Wie aus lauter Kügelchen bestehend erscheint zuletzt das Mark des Nerven; der Muskel löst sich zuletzt in Fasern auf, deren Kügelchen reihenförmig der Länge nach zusammengefügt sind; die Häute und Gewebe, vorzüglich der Ernährungsbehälter, zeigen eine blättchenartige Zusammenfügung, in welche die miteingemischten kugeligen Theilchen nicht reihenweise, sondern nach sehr verschiedenen, wellenförmig gebogenen Richtungen verlaufen. Die Kugelform der letzten Theilchen scheint uns im Kleinen an die Form des Auges und der rundlichen Nervenknoten oder selbst des Gehirns zu erinnern und der Fähigkeit der von außen aufnehmenden Empfindung zu entsprechen. Die Faser erinnert an die von einem Mittelpunkt nach außen (mithin geradlinig) wirkende bewegende Kraft. Die Blättchenform, welche sich um alle andren Theile webt und alle einzelnen zu einem in sich geschlossenen Ganzen vereint, stellt das Weben und Walten der äußern Gesammteinflüsse auf das einzelne Leben und Werden dar.

Es sind diese „Grundformen" des vergänglichen Menschenfleisches freilich nur die Splitter einer Orpheischen Lyra. Doch auch sie noch erwecken Nachsinnen und verdienen Beachtung; denn sie sind die Trümmer eines Saiteninstruments, welches durch und durch zugerichtet gewesen zum Tone der Hymnen und der Lobpreisungen Gottes.

Erläuternde Bemerkungen. Was die Alten unter der Hal-
ng (ἕξις) verſtanden, welche mitten im Wandelbaren das Feſtſtehende
d Dauernde iſt (Arist. Categ. 8, — de qualitate — ed. Berol. p. 8),
von war ſchon oben mehrfach die Rede (m. vergl. beſonders die Be-
rk. zum §. 5). Sie iſt es, welche wie ein feſtes Band das körperliche
ven, „welches der Menſch mit dem Stein gemein hat" umſchlinget
d feſthält. Wie „die Mutter" alles irdiſchen Werdens, das Waſſer,
nn es von dem Druck der umgebenden Atmoſphäre enthoben im
tleeren Raum oder in einer ſehr großen Höhe über der Meeres-
che gehalten wird, ſchleunig ſich in Dampf auflöſet, ſo würde aller
perliche Beſtand unſrer Sichtbarkeit ſich löſen, wenn nicht die Wech-
beziehung und gegenſeitige Anziehung ihn erhielten, welche ein Kör-
rtheil auf den andern ausübt, und welche von dem Alle tragenden
ittelpunkt aus durch Alle geht. Denn es gründet ſich aller Zuſam-
nhalt der Theile auf das Walten von magnetiſchen und elektriſchen
äften. Abgeſehen von dem höheren Vermögen des Denkens und
theilens, welches der Menſch als ſolcher vor dem Thier voraus hat,
rd an ſeiner Leiblichkeit ein Vermögen der Haltung wie an den
einen, eine lebende und empfindende Kraft wie an der Pflanze und
m Thier unterſchieden (δύναμις ἕκτικὴ, φυτικὴ, ψυχικὴ) und erkannt
hil. Jud. SS. Leg. Alleg. L. II, ed. Mang. Vol. I, p. 71). Die er-
hrende und bildende Kraft oder die φύσις iſt ſelber nur eine mit
ewegung verbundene (immerfort ſich wieder erneuernde „Haltung"
. vergl. die erl. Bem. zum §. 6).

„Jedes erſchaffene Einzelweſen ſtellt in ſeiner Leiblichkeit das ganze
eltall dar. Denn da Alles in der Natur voll iſt und deßhalb die
aterie überall ganz vorhanden iſt, wird jeder Körper von allem dem
fficirt, was im Weltall geſchieht, ſo daß ein alldurchblickendes Auge
einem jeden alles das erkennen würde was in der Geſammtheit ge-
ieht, ja auch alles das was jemals geſchah und was künftig geſchehen
ird. Der Schöpfer nahm in ſeiner Anordnung des Seyns und
eſens Aller auf das Daſeyn eines jeden Einzellebens Rückſicht"
Leibnit. Princ. Phil. 55, 63, 64 seqq.). — Das ἕνεκά τινος oder
τ λόγος als erſte Urſache der Erzeugungen, bei Aristot. de part.
aim. L. I, c. 1. edit. Berol. 639, b, 11.

„Der Leib iſt ein Saiteninſtrument (Psalterium), zugerichtet zum
eſang der Hymnen, unſerm Gott. Die Handlungen des Leibes ſel-
er können zu Pſalmen werden, da derſelbe ſo harmoniſch gebildet
ſt, daß ſelbſt unſre Bewegungen zur Harmonie werden (S. Basil. Ho-
il. in Psalm. XXIX, ed. Paris. I, p. 124).

Das Athmen und der Blutumlauf.

§. 12. Wir wenden zuerſt, ehe wir das Werk des leib-
lichen Lebens ſelber und die äußern Theile betrachten, einen
Blick auf das ſichtbare innre Getriebe, auf den bewegenden
Hebel jenes Kunſtwerkes.

Einathmen das noch unbelebte, ausathmen das eben noch
lebende Element, vereinen und wieder trennen, bilden und wie-
der zerſtören, — das ſind die erſten und letzten Aeußerungen des
leiblichen Lebens, die ſicherſten Zeichen, an denen ſein Fortbe-

ſtehen erkannt wird. Denn das Leben gleichet dem Tönen einer Glocke, welches nur ſo lange fortwährt, als eine Kraft da iſt, die den Hammer, ſo oft er auf das klingende Metall geſunken, von dieſem wieder aufhebet; es gleichet dem Lied einer Harfe, das nur ſo lange dauert, als ein Finger da iſt, welcher die zur Ruhe ſtrebenden Saiten immer wieder zu neuen Schwingungen aufſcheuchet.

Der Hammer der Glocke fällt durch die eigene, inwohnende Schwere auf das tönende Metall herunter, und nur das Wiederemporheben deſſelben, zum neuen Schlage, wird durch eine andre Kraft (durch die höhere des Getriebes) bewirkt; ſo möchte auch in gewiſſer Hinſicht eher noch das bloße chemiſche Vermiſchen der leiblichen Elemente aus den gegenſeitigen anziehenden Kräften, welche jenen Elementen innewohnen, zu erklären ſeyn, als das beſtändig hierauf folgende Wiederauflöſen und Abſcheiden. Wenn die chemiſche Grundlage von ihrem Gegenſatze ſo viel aufgenommen, als ſie zu ihrer Sättigung bedurfte, ruhet ſie in der neuentſtandenen Miſchung für immer, wenn nicht etwa eine mächtigere Anziehung die ſchwächere aufhebt und löſet. Dieß iſt Sättigung im eigentlichen Sinne des Wortes, mit welcher der Hunger auf Einmal ſtirbt. Dagegen wird im organiſchen Leibe jede Verbindung der Elemente der Grund zu einer neuen Scheidung, und es kann umgekehrt keine Vereinigung ſeyn, ohne die vorangegangene Trennung.

Schon dieſes eine Vermögen des Lebens: das eben erſt herbeigezogene Element ſtets wieder zu entfernen, zeigt, daß die Kraft, die in unſrem Leibe lebt, nicht von gleichem Geſchlecht, von gleicher Abkunft mit den Stoffen ſey, woraus der ſichtbare Körper zuſammengeſetzt iſt. Jene Kraft begehrt die Stoffe nicht um ihrer ſelber willen, nicht um ſich mit ihnen zu ſättigen; ſie will nicht die Säure, welche ſie der Baſis nähert, noch die Baſis, welche ſie der Säure entgegenführt; ſondern wie der Flötenſpieler, welcher das tönende Holz nicht zu ſeiner Nahrung begehret, ſondern nur als Werkzeug des Aushauchens der innren Gefühle, rufet die Lebenskraft, die Stoffe, mit denen ſie ſpielet, zuſammen und ſcheidet ſie wieder, damit ſie (die Seele) an dem Zuſammenklang der leiblichen Bewegungen die Töne einer oberen, geiſtigeren Harmonie vernehmen

men und sie nachbilden lerne und damit so das Künftige, Höhere, am niederen Vorspiele eingeübt werde.

Ein Abstoßen des Gleichartiggewordenen finden wir zwar auch, als unvollkommene Andeutung des organischen Abstoßens, in der unorganischen Körperwelt. Immerhin jedoch nur da, wo die Mächte (Agentien) einer oberen, höheren Leiblichkeit, wie etwa die „unwägbare" Elektrizität mit den Körpern der niederen spielen. Auch hier ist es dann nicht die Art und Beschaffenheit des wägbaren Körpers, welche diesen zum Gegenstand der Anziehung oder Abstoßung machet, sondern die ihm auf Augenblicke verliehene, ihn überkleidende, obere Leiblichkeit. Doch die Verwandtschaft so wie Verschiedenheit dieser Vorgänge, mit denen des Lebens, wird uns später, bei der Betrachtung des Wesens und der Thätigkeit der Seele beschäftigen. Wir werden dann sehen, daß sich Elektrizität und die ihr ähnlichen Agentien zur Seele nicht anders verhalten, als das innere Leben der Infusionsthierchen, in welche ein organischer Leib bei seinem Auflösen zerfällt, zu dem vorübergegangenen Leben jenes vollkommenen Leibes selber, und daß sich das Entstehen der inneren Lebensbewegung eben so wenig aus solchen unwäg- und unsichtbaren Agentien, wie die Elektrizität, herleiten lasse, als das Entstehen des Menschenleibes aus einem (sichtbaren) Samenthierchen.

Im menschlichen Leibe vereinen sich, so sahen wir oben, die beiden Hauptregionen der planetarischen Natur: die luftartigen Elemente der Atmosphäre und die Stoffe des festen Erdkörpers. Es ist da ein beständiges Niedersteigen des Flüssigen, das sich zum Festen gestaltet, und ein Aufsteigen des Festen, das zum Flüssigen wird, und wenn so die Elemente beider Regionen ihre Naturen gegen einander ausgewechselt und vertauscht haben, verlassen sie den Leib, in dessen Dienst sie einige Augenblicke gewesen. Dieses Vereinen und Umgestalten des luftartigen Elementes zum Festen und die Umwandlung des Festen zum Flüssigen wird zunächst durch das Athmen und den Kreislauf des Blutes bewirkt.

Alsbald, wenn sich an dem Fötus des Küchleins im Ei der Weg der ersten Grundrichtung der selbstthätigen Lebensbewegung von oben nach unten, der erste Keim der Verkörperung:

das Rückmark erzeugt, bemerken wir, gleich einer Atmosphäre, welche den festen Planetenkörper umschließet, im Kreise um jenen Anfang herumgelagert, die rothfarbigen Blutkörnchen. Diese sind es, welche durch ihr Bewegen dem Leben ein Zeichen geben, daß es sein Spiel nun beginne. Das erste Bewegen der schon in ihrer eigenthümlichen Lymphe schwimmenden Blutkügelchen ist nach dem Rückmark hin und von diesem wieder nach außen gerichtet. Im Kleinen schon ist jedes einzelne dieser Kügelchen des Blutes ein Abbild jener Zweiheit der Regionen, welche beim Athmen und Kreislaufe sich begegnen: jedes von ihnen bestehet aus einem krystallhellen Körnlein, umgeben von einer Atmosphäre, welche aus dem eigenthümlichen, färbenden (und brennbaren) Stoffe und dem meteorischen Eisen gebildet ist.

Neben dem Wege der inwohnenden selbstthätigen Lebensbewegung des Einzelwesens, neben dem Rückmark bildet sich nun der Träger der Lebensregungen, welche von außen kommen (m. vergl. den §. 11), das Herz. Dieses erscheint zuerst als ein schlauchartiges, abwechselnd sich öffnendes und schließendes Behältniß, welches das dem Keime der Leiblichkeit (dem Embryo) zuströmende Blut jetzt aufnimmt, dann wieder nach außen treibt; an der äußern Gränze der Strömungen vermittelt den Umlauf die Kreisvene (vena terminalis), welche von dem obern (Gehirn-) Punkte, wie von dem unteren Ende des Rückmarks, die zuführenden Adern an das Herz sendet.

So erscheint gleich anfänglich, in Beziehung auf das Rückmark und Herz das Blut als ein äußeres, und wenn dasselbe später bei dem Verschwinden des äußern Blutkreises zu einer dem innern Gewebe des Leibes selber angehörenden, zu einer überall vertheilten, ernährenden Flüssigkeit wird, so verräth sich die Nothwendigkeit: daß wenigstens ein Theil der Blutmasse ein Aeußerliches sey, in der Erzeugung des Mutterkuchens (m. vergl. die Bem. zum §. 21), in welchen vom Leibe aus die Nabelgefäße sich verbreiten. Wenn bei der Geburt auch dieser hinwegfällt, so entstehet das Bedürfniß des Zusammentretens des Blutes mit der äußern Atmosphäre, beim Athmen, in den Lungen. Für beide Richtungen des Kreislaufes: für die nach dem Innern des Leibes hin gehende und aus ihm

zurückkehrende, wie für die dem Einfluß der äußern Lebensregungen zugewendete in und aus den Lungen, wird dann das Herz der vereinende Mittelpunkt.

Schon in dieſen erſten Erſcheinungen des Lebens gibt ſich denn kund, worauf zunächſt die Bildung und Erhaltung des organiſchen Leibes beruhe. Damit das Entſtehen der Leiblichkeit nicht ſogleich wieder zu einem Vergehen (nach §. 3), ſondern zu einer bleibenden Geſtaltung werde, bedarf es der Einwirkung einer äußern, mitlebenden und mitſeyenden Natur (nach §. 11). Denn dieſe Einwirkung allein iſt es, welche dem Einzelweſen ſeine „Haltung" verleihet. Sobald das ſelbſtthätig inwohnende Leben anfängt ſeine Leiblichkeit in der von oben nach unten wirkenden Richtung ſich zu erzeugen, ſind auch mit und neben ihm jene mitzeugenden Kräfte der äußern Natur geſchäftig, von denen wir im vorhergehenden §. ſprachen. Ihr Werk iſt zuerſt der äußere Kreis des Blutes, der (nach S. 82) das neuentſtehende Rückmark umſchließet; hierauf wird der Mutterkuchen der tragende Mittelpunkt, von welchem ihre Mit- und Wechſelwirkung mit dem herrſchenden Leben ausgehet; zuletzt iſt es das beim Athmen in den Lungen neubelebte Blut, durch welches der geſtaltende Einfluß auf den lebenden Leib wirkt.

Wir dürfen jedoch hierbei überall ein höheres Glied der Verkettung nicht überſehen. — Wie das neu entſtehende Einzelleben ein ſchon vorhandenes und gewordenes Leben ſeiner Art vorausſetzen läßt, von welchem es, auf dem Wege der Erzeugung ausgehet; ſo läßt auch das Entſtehen des vermittelnden Trägers der äußeren, geſtaltenden Einflüſſe im Leibe, das Daſeyn eines ſchon vorhandenen Trägers dieſer allgemeinen Lebens-Einflüſſe vorausſetzen: der lebende Einzelleib einen allgemeinen Gegenleib, wie die Erde, nach der Lehre der Pythagoräer eine Gegenerde (§. 5). Dieſer allgemeine Träger und Mittelpunkt der geſtaltenden Lebenseinflüſſe iſt zunächſt die Atmoſphäre. In ihr finden ſich nicht bloß alle die vier zur Gasform geneigten Stoffe, aus denen der thieriſch-menſchliche Leib geſtaltet iſt; ſondern, außer dem ſchon gebildeten Waſſer auch die feſteren Grundſtoffe unſers Körpers, ſelbſt, wie dieß das Entſtehen der meteoriſchen Steinmaſſen bezeuget, das Eiſen. Vor allem aber iſt die atmoſphäriſche Luft, wie dieß die bald entſtehenden, bald

wieder vergehenden Meteore der verſchiedenſten Arten und die Wechſel der Witterung verrathen, ein von kosmiſchen Einwirkungen beſtändig bewegtes Meer.

Wir lernten ſchon früher in dem Sauerſtoffgas oder der Lebensluft den Stoff kennen, welcher den Schlüſſel zu allen Geſtaltungen der unorganiſchen Natur in ſich trägt. Wo ſich das flüchtigſte Element der Erde, das Waſſerſtoffgas entbindet, wird es alsbald durch den ſich mit ihm vereinenden Sauerſtoff zur tropfbar flüſſigen Form des Waſſers; die flüchtige metalliſche Grundlage der Erden, zur feſteren Geſtalt zurückgeführt. Die Säuren, und in ihnen zuletzt das Oxygengas ſind es, welche die Art der Kryſtallform beſtimmen.

In dieſer ſeiner geſtaltenden, der Leiblichkeit ihre beſondere Haltung gebenden Eigenſchaft lernen wir die Lebensluft der Atmoſphäre auch bei dem Vorgang des Athmens und ſeinen Einwirkungen auf den lebenden thieriſchen Leib kennen.

So ſcheint ſich zuerſt da, wo die Luft beim Athmen ans Blut tritt, der Hauptbeſtandtheil des geſtalteten Fleiſches, der Faſerſtoff, zu erzeugen. Er, der Anfang der einen Grundrichtung des thieriſchen Lebens: jener des willkürlichen Bewegens, enſtehet hier nach demſelben Geſetz, nach welchem die Vereinigung der beiden Gegenſätze (eines oberen und eines unteren) überall in der Natur Bewegung wecket und Bewegungsfähigkeit. Wir werden dieſes Geſetz weiter hernach, im §. 15 noch etwas näher betrachten. Es erinnert an die alte Lehre von einer Fuga vacui in der Natur. Denn eben ſo wie die atmoſphäriſche Luft in die Zwiſchenräume eines Körpers eindringet, aus denen die vorhin da enthaltene Flüſſigkeit gewichen iſt; ſo dringen überall in unſre Sichtbarkeit belebende Kräfte einer oberen, unſichtbaren Region ein, ſobald die jenen Kräften entgegengeſetzten Bande der Schwere (m. vergl. §. 2) irgendwo gelöſ't oder auch nur erſchüttert werden. Es bedarf nur eines leiſen Hinbewegens der Körper vom Boden, dem Zuge der Schwere entgegen, oder eines reibenden Gegeneinanderbewegens derſelben, und ſogleich iſt die Elektrizität da oder die Wärme. Und wo endlich aus dem Verband der allgemeinen Schwere ſelbſtſtändig jene eigenthümliche Anziehung der Gegenſätze ſich erhebt, welche wir die chemiſche nennen, da zeigt ſich das lebendige Bewegen der leuchtenden Flamme.

Nach demſelben Geſetz bildet ſich dann auch da, wo die beiden Hauptgegenſätze, aus deren Verbindung der thieriſch-menſchliche Leib beſteht, zur Vereinigung ſtreben und gelangen, das raſtlos bewegte Herz. Dieſes gleichet einem zur leiblichen Geſtaltung gewordenen Funken, welcher aus den elektriſchen Körpern hervorbricht, wenn dieſe einander ſich nähern; es iſt das erſte Werk des ſichtbar werdenden, leiblichen Lebens und in ihm ſpiegelt ſich das Hauptgeſchäft dieſes Lebens: nehmen und geben, empfangen und zeugen, ſammlen und zerſtreuen, wie in einem vereinenden Brennpunkte ab.

Die Beſtimmung des Herzens und ſeiner beſtändigen Bewegung iſt übrigens noch eine andre, welche hier nur noch vorläufig angedeutet werden kann. Es vereinen und durchdringen ſich die Gegenſätze in der Natur vollkommner, inniger und leichter, wenn die Heftigkeit der wechſelſeitigen (gleichſam elektriſchen) Spannung vermindert, nach einem älteren von Winterl gebrauchten Ausdrucke: abgeſtumpft iſt. Der zu ſeiner größten Reinheit im Demant geſteigerte Kohlenſtoff verbindet ſich nur äußerſt ſchwer und bei ſehr großer Hitze mit dem Sauerſtoffgas der Luft; der minder reine, in der gemeinen Kohle, ungleich leichter. Den Vorgängen der ſtillen, aber innigeren chemiſch-organiſchen Verbindung der Elemente gehet als niedere Entwicklungsſtufe, bei den ſchroffer geſchiedenen Gegenſätzen der laute Schall, der elektriſche Blitz und die zerſtörende Flamme voraus. Schon bei der Annäherung zweier Körper mit entgegengeſetzter elekriſcher Spannung, wenn dieſe eine etwas heftige iſt, bricht der Funke hervor, und ihm folget erſt die eigentliche, unmittelbare Berührung der ſich anziehenden Flächen. So erſcheint denn auch das Herz, da wo das geſtaltende Element dem geſtaltbaren und umgekehrt dieſes jenem ſich nähert, als ein vermittlendes Zwiſchenglied, welches durch ſeine raſtloſe Bewegung die erſte Heftigkeit des Anſtrebens zur Vermiſchung der beiden Regionen auf ſich und hinwegnimmt, und nun das zur Luftform ſtrebende Blut ſchon luftverwandter in die Lungen, das zur feſten Geſtaltung hinabſinkende, ſchon befreundeter mit dem Weſen des Fleiſches, weiter ſendet. Daher dient auch nicht das beim Kreislauf die Lunge und das Herz durchſtrömende Blut zur Ernährung der Lunge und des Herzens; ſondern dieſe Ernährung geſchiehet

durch anderweitige, eigenthümliche Gefäße, welche neuerdings erst wieder (mittelbar) aus dem Herzen hervorgehen und die Lebensflüssigkeit schon in jenem entspannteren, angeeigneteren Zustande in sich führen, welchen dieselbe im Herzen empfängt.

Es bestehet denn schon die erste und gleichsam elementare Aeußerung des Lebens in einer auf- und niedersteigenden Bewegung, in einem Vorgang der beständigen Ueberkleidung und Entkleidung. Dieser Vorgang, immer höher und weiter gesteigert, wird sich uns später auch in der Region des Seelen-, ja des Geisteslebens im Menschen zeigen, denn er ist es, worauf alles Leben der Creatur sich gründet.

Zwei Arten von Gefäßsystemen sind es eigentlich, durch welche im lebenden thierischen Leibe der beständige Kreislauf der Elemente gehet. Das erste ist die Luftröhre, welche mit ihren tausendfältigen Verästel- und Verzweigungen die zelligen Lungen bildet, und in welche die Luft eingehet, um hier leiblich (zu Blut) zu werden, so wie durch eben dieses Gefäßsystem der Luft das Blut beim Ausathmen entkleidet, — zur Luft — wird. Das andre Gefäßsystem ist das eigentlich sogenannte der Arterien und Venen. Durch die ersteren wird das in der Lunge, aus dem Nahrungsstoffe und der Luft erneute, umgewandelte Blut hinabgeführt, zu dem festen Gebilde des Leibes, dessen Form und Wesen es übernimmt. Einer solchen neuen Gestaltung und Bildung stehet aber ein Abscheiden und Auflösen der Körpermasse gegenüber, wodurch diese wieder zu dem wird, woraus sie genommen war: zu einem Blute, jedoch andrer Art und Richtung als das Blut der Arterien: zum Venenblute. Die Entstehung dieses letzteren gleichet der Verwandlung der festen oder flüssigen Körper in die Form der aufwärtssteigenden Dämpfe: sie ist ein Zurückkehren der Elemente des Leibes zur Luftform. Das (leichtere) Venenblut führet in seiner schleimig wässerigen, an Faserstoff ärmeren Masse eine Menge von Kohlensäure und Stickstoff, welche beide so leicht gebunden sind, daß sie von selber, wenigstens zum Theil, aus dem der Ader entflossenen, mithin vom lebenden Leibe getrennten Blute entweichen. Wir hauchen beim Ausathmen eben so viel Sauerstoff, der sich mit Kohle zur Koh-

lenſäure geſtaltet, und eben ſo viel Stickgas aus, als wir beim Einathmen ins Blut aufnehmen.

Bei der Kohlenſäure des Odems iſt es bereits anerkannt, daß ſie nicht erſt in der Lunge, beim Athmen, aus der Kohle die im Blute war und aus dem eben eingezogenen Oxygen der Luft ſich gebildet habe, ſondern daß ſie ſchon, durch jenen Vorgang gebildet und entſtanden, wodurch das Arterienblut zum venöſen wird, in dieſem letzteren vorhanden geweſen. Auch der Stickſtoff, den wir ausathmen, ſcheint nicht ganz derſelbe, den wir einathmeten, ſondern ein kleiner Theil dieſes letzteren, mit zum Faſerſtoff geſtaltet, gehet hinabwärts zum Leibe. Statt ſeiner aber kehret aus der Auflöſung der feſteren Maſſe des Leibes eben ſo viel Stickſtoff wieder zur Luftform zurück, als etwa, neugebunden, im Blute bleibt. Dieſes beweiſet ſchon jene Beobachtung, nach welcher Kaninchen, die man ein Luftgemiſch aus Waſſerſtoff- und Sauerſtoffgas einathmen laſſen, Stickgas in bedeutender Menge und „lange Zeit hindurch" von ſich athmeten.

Nicht ohne weitere Bedeutung iſt gerade hierbei jenes Gleichgewicht, in welchem die atmoſphäriſchen Elemente des Leibes mit jenen der gewöhnlichen äußeren Luft beim Athmen ſich erhalten. An eine umgebende Luft, welche gar kein Stickgas enthält, wird, ſo ſahen wir eben, Stickgas abgegeben und dieſelbe hierdurch dem gewöhnlichen Miſchungsverhältniß genähert. Dagegen wird von dem Stickgas, das in größerer als der gewöhnlichen Menge in der umgebenden Luft iſt, ein Theil im Leibe zurückbehalten und alsdann weniger davon aus- als eingeathmet. Auch die Menge der ausgeathmeten Kohlenſäure ſtehet in einiger Beziehung auf Tageszeit und den Zuſtand der umgebenden Luft, mehr aber noch auf den innren des athmenden Weſens. Denn wir hauchen im Allgemeinen am meiſten Kohlenſäure aus in den Mittagsſtunden von 11 bis 2; am wenigſten um Mitternacht. Wir athmen aber auch ungleich mehr Kohlenſäure aus, wenn Leib und Seele fröhlich bewegt ſind, als in trauriger Stimmung oder träger Ruhe. Es iſt überhaupt, ſelbſt bei einem und demſelben Menſchen, die Menge jener Luftart im Odem zu verſchiedenen Zeiten ſo verſchieden, daß weder das eine im Allgemeinen angenommene Maß von 3 Pfunden,

welche täglich ausgehaucht werden ſollen, noch jene andre Schätzung, nach welcher die ausgeathmete Luft im Mittel 6⅕ Procent Kohlenſäure enthalten ſoll, als etwas Sicheres und Beſtändiges gelten können. Denn die letztere Menge wechſelt nach verſchiedenen Beobachtungen von 3⅕ bis 13 Procenten.

Erfüllt von allen kosmiſchen Kräften, durch welche ſich ein allgemeines Leben in der Natur offenbar machet, gehet denn jene innre, zum Leibe gewordne Atmoſphäre, als belebender und auflöſender Strom zu den Theilen. Sie alle, nur die Oberhaut, Nägel und der Schmelz der Zähne ausgenommen, empfangen das Arterienblut in ſeiner eigentlichen Form, denn nur dieſes, nicht das Venenblut, macht das Fortdauern der willkürlichen Bewegung des Muskels, ja ſelbſt die Lebensthätigkeit des Gehirns möglich, und beide erſterben, wenn ſie ſtatt des Arterienblutes nur das venöſe, dunkle empfangen.

Uebrigens iſt es nicht allein das Eindringen des Orygens in die Blutmaſſe und das Zugegenſeyn von jenem, was dem Arterienblut ſeine eigenthümliche Kraft gibt; es iſt nicht bloß das Entziehen des Faſerſtoffes und des Orygens bei der Bildung und Ernährung der Theile, wodurch das Arterienblut zum Venenblute wird; ſondern vor allem der herrſchende, allbewirkende Einfluß der Nerven. Das Verletzen der Lungennerven machet dem Athem, das Durchſchneiden der Nerven die zu einem Gliede gehen, machet der Blutwandlung und hiermit dem Blutumlauf in dieſem Organ bald ein Ende; bei vielen Thieren gehet nur ein geringer Theil der Blutmaſſe durch die Athmungsorgane, und ſchon dieſe theilweiſe, unvollkommene Berührung erreichet den gewohnten Zweck; in der Milz wird das Arterienblut, ohne eine verhältnißmäßige Entziehung ſeines charakteriſtiſchen Antheiles, in Venenblut umgewandelt. In den meiſten Fällen hört jedoch das Blut, da wo es unter dem allbewirkenden Einfluß des Nerven zu den Theilen tritt, auf, als Blut zu ſeyn, denn es wird zum Theil hier zur Lymphe, zum Theil zur Subſtanz des Theiles, in welchen es kam. Die Subſtanz aber, welche eben noch die neu überkleidete Region der Leiblichkeit bildete, löſ't ſich ihrerſeits zu einem Flüſſigen auf, welches, vereint mit dem Ueberreſt des eingeſtrömten Blutes, von einer Mittelgattung der Adern: den Lymphgefäßen und Saug-Adern,

öfters jedoch auch von den Venen unmittelbar aufgenommen wird.

Das Venenblut empfängt, außer der flüssig gewordenen, umgestalteten Masse der Theile auch noch die aus der Nahrung im Darmcanal bereitete und durch die äußere Haut eingesogene Flüssigkeit, und führt seine Blutmasse ohne bedeutenden Verlust aus allen seinen Gefäßverzweigungen nach dem Herzen zurück. Es ist daher mehr Venen- denn Arterienblut im Körper, und die der Dampfform nähere, ausgedehntere Beschaffenheit des ersteren ist der Grund, weßhalb die Stämme und Zweige des Venensystems im Ganzen an Weite (Umfang) sich zu den Arterien wie etwa neun zu vier verhalten. Es wird übrigens auch in den dünnhäutigen, inwendig mit einer Art von Klappen versehenen Venen, obgleich undeutlicher, jene Triplizität der übereinander gefügten Lagen bemerkt, welche die Arterienhäute auszeichnet: eine äußerste, aus verdichtetem Zellgewebe, eine mittlere, aus kreis- und zum Theil spiralförmigen elastischen Fasern gebildete, endlich eine dritte dünne, von derselben Beschaffenheit wie jene, welche das Innre des Herzens auskleidet.

Die Blutmenge des ausgewachsenen Menschenleibes wird auf den siebenten Theil seines gesammten Gewichtes geschätzt. Dieser so ansehnliche, leichtbewegliche Theil der Leibesmasse wird in der mittleren, kräftigsten Zeit des Lebens in jeder Minute durch etwa 70 Bewegungen des Herzens (Pulsschläge) und 18 Athemzüge in Bewegung erhalten; doch ist jene Zahl der Bewegungen in dem neugebornen Kinde gerade die doppelte. So sind es Tausende von Millionen Malen, daß das Herz im kurzen Menschenleben sich bewegt und der Athem aus- und eingehet. Unwichtig und bedeutungslos zwar, wie die Zahl der Haare auf dem Haupte, erscheint die Summe dieser Wellen des lebendigen Bächleins in unsrem Innren. Aber es regt diese Wogen ein allgemeiner, durch alles Lebendige wehender Odem auf, und das Gesetz seiner Zeiten und Stunden ist es, welches selbst in diesem leisen Spiel der Schwingungen eines vom Leben überkleideten Wassertröpfleins erkannt wird.

Erläuternde Bemerkungen. Die Bemerkungen zu dem vorstehenden §., welche den Inhalt desselben mit dem weiteren Verlauf dieser Untersuchungen verbinden sollen, sind von so verschiedner

Art, daß wir ſie hiernach, zur Erleichterung der Ueberſicht, in mehrere Abtheilungen ſondern.

Hiſtoriſches. Schon der einfältigſten Beobachtung der lebenden Natur hatten ſich die Bemerkungen aufdringen müſſen, welche Ariſtoteles macht, daß das Herz, dieſes Thier im Thiere (Ar. de part. anim. L. III, c. 4), unter allen Theilen des Leibes zuerſt thätig ſey und zuletzt ſterbe (de gen. animal. L. II, c. 6). Das Herz erſcheint deßhalb als der Sitz der lebenden Seele (Diog. Apollon. ap. Plut. de plac. Philos. IV, 5, und ſo noch bei Origen. Comment. in Johann. VI, 22, ed. Paris. T. IV, p. 137); und zwar nicht allein jener Kraft des Mitwerdens (φύσις) oder Wachſens, welche das Thier mit dem Gewächs gemein hat (Ar. de juv. et senect. c. 2; hist. anim. L. III, c. 4), ſondern auch der Bewegung und Empfindung (de part. anim. L. II, c. 1), ſo wie der Gefühle der Freude und des Schmerzens (ib. L. III, c. 4). Dieſer Anfang des Werdens (ἀρχὴ τῆς φύσεως de gen. anim. II, 4) wird daher zuerſt gebildet (ib. c. 6), wie der Grund eines Gebäudes, oder der Kiel des Schiffes (Phil. Jud. SS. Leg. All. II, 1037, ed. Mang. I, 67). Es iſt der heimathliche Herd, auf welchem, verwahrt wie in feſter Burg, das Feuer des Lebens ernährt wird (Ar. de part. animal. L. III, c. 7); denn von ihm, dem heißeſten Theile des Leibes (de sens. et sensili, c. 3), gehet die Wärme aus (de part. anim. III, 7), welche bei dem Hauptgeſchäft der Seele: zu ernähren und zu bewegen, ein ſo nothwendiges Erforderniß iſt (ib.), daß der Tod hauptſächlich durch das Erlöſchen der Wärme entſtehet (de respirat c. 18; Problem. Sect. XIV, 9). Dieſe Vorſtellung von der Bedeutung des Herzens als Quell des Lebens: als eines Sitzes der begehrenden (Genes. VI, v. 5; Ps. 119, v. 36), ſo wie der verſtändigen Seele (Exod. 31, v. 6), erſcheint ſo altbegründet, daß ſelbſt Friſch unſer deutſches Wort Leben von dem hebräiſchen Namen des Herzens (לֵב) herleitet (deutſch-lat. Wörterbuch s. v. Leben).

Was aber das Alterthum hier vom Herzen ſagt, das wird von ihm anderwärts auch auf das Blut und zuletzt auf die Luft übergetragen. Des Leibes Leben iſt im Blut (Levitic. c. 7, v. 10 u. 14; m. vergl. hiermit die Lehre des Empedokles in Jul. Pollux. onomast. L. II, S. 226, p. 262; Cic. Tusc. I, 9); ja dieſes wird von Kritias (Arist. de anim. L. I, c. 2) als Seele überhaupt betrachtet, während es nach Andren nur als die Seele des niederen Lebens (Phil. Jud. quis rer. div. sit haeres 489, ed. Mang. I, 481; deter. potior. insid. 170 ed. M. 207) erſcheint, welchem das Weſen des ſinnlich empfindenden Vermögens der Seele inwohnet (Fragm. de anim. et ment. ed. Mang. II, 668). Das Blut, deſſen rothe Farbe ſchon nach Plato eine Wirkung des inwohnenden lebendigen Feuers iſt (Tim. 493. 494 seqq.; Galen. de Hippocr. et Plut. plac. L. VIII, c. 5, ed. Kühn V, 680 seqq.), iſt nicht bloß ein Nahrungsmittel des Leibes (Ar. de part. anim. II, 5), ſondern nach Pythagoras ſelbſt Nahrung der Seele (Diog. Laërt. L. VIII, S. 30). Das Blut, welches im Herzen noch vor dem übrigen Leibe bereitet wird, iſt ſelber die Urſache der pulſirenden Bewegungen der Adern (Ar. hist. anim. III, c. 19).

Aber das Lebensprincip (ζωτικὸν), welches dem Blut der Adern inwohnet (Phil. Jud. de execrat. 933, ed. Mang. II, 432) kommt urſprünglich aus der Luft (id. de virt. et legat. ad Cai. 1009, ed. Mang. II, 563). Dieſes Lebensprincip der Luft gehet nach der Lehre der Pythagoräer von oben, von dem Quell der Wärme und des Lebens, dem Aether aus, von welchem auch das Lebensprincip des thieriſchen Leibes herſtammet (Diog. Laërt. L. VIII, S. 26, 27, 28). Es iſt wie die Seele

selber, voll erkennender Kraft (Diog. Apoll. ap. Simpl. Phys. fol. 33 A; m. vergl. Anaximenes bei Stob. eclog. I, p. 56), nur durch die beständige Verbindung mit ihm, beim Athmen, besteht das Leben der beseelten Wesen (Simpl. fol. 32, b; Arist. de respirat. c. 21). Beim Athmen bringt der Lufthauch (τὸ πνεῦμα) aus der Lunge mittelst besonderer Canäle in das Herz (Arist. hist. anim. L. I, c. 17), dessen Zusammenziehung (Schlag) von dem Eindringen der Lebensflüssigkeit erzeugt wird (de respirat c. 20). Mit dem Blute vertheilt sich hierauf das belebende, geistige Princip der Luft durch den ganzen Körper (Diog. Apollon. ap. Simpl. Phys. fol. 32, 33). Verwandt mit den später zu erwähnenden Ansichten der neueren Zeit ist dann die des Aristoteles (de gener. anim. L. II, c. 1), daß durch das Vorhandensein der Lunge die Lebenswärme begründet werde, und daß diese Wärme desto höher sich steigere, je vollkommner die Lunge gebildet sey: obwohl der moderne Gedanke an einen „Verbrennungsproceß," durch welchen die Lunge zu einem mit Gas geheizten Ofen wird, hierbei dem Alterthum so fern lag, daß dasselbe vielmehr als einen Hauptnutzen des Athmens die Milderung des Lebensfeuers im Blute (Arist. de respirat. c. 8), oder in den Eingeweiden überhaupt (Phil. Jud. legat. ad. Caj. 1010, ed. Mang. II, 563) angab.

Das offenkundigste und allgemeinste Wunder des thierischen Lebens: der Kreislauf des Blutes blieb dem Alterthum, und selbst der späteren Zeit, bis auf Harväus Entdeckung verborgen. Daß jene Gefäße (ἀγγεῖα) des Blutes, welche durch ihre blaue Farbe oder durch ihr Hervorschwellen über die Oberfläche der Haut dem Auge, besonders bei dem Menschen, sich so bemerkbar machen (die Blutadern im engeren Sinne), bestimmt seyen das Blut aus den Theilen zurückzuführen nach dem Herzen, während dasselbe durch die tiefer gelegenen Pulsadern, welche man, wo man sie gegen den festen Knochen drückt, deutlich schlagen (pulsiren) fühlt, vom Herzen hinauswärts strömt nach den Theilen, war selbst noch der Galenischen Schule gänzlich unbekannt. Adern, (φλέβες, venae) hießen dem Hippokrates alle blutführenden Gefäße überhaupt, und das wenigstens aus seiner Schule hervorgegangene Buch über die menschliche Natur läßt uns die angeblichen vier Hauptgefäß-Paare des Leibes nicht einmal in ihrer nothwendigen Verbindung mit dem Herzen sehen. Denn das erste Paar, im Nacken entspringend, endigt auswärts, das zweite mitten am Kopf entstehend, welches die Drosseladern bildet, endigt inwärts an der Sohle das Fußes; das dritte, an den Schläfen entspringend, endigt im Mastdarm, verläuft aber auf seinem Wege durch die Eingeweide der Brust; das vierte, das an der Stirn beginnt, geht zuerst durch die Lungen nach den Armen, bis zu den Fingern, wendet sich aber dann wieder nach den innern und mittlern Theilen des Leibes zurück. Aehnliche Ansichten über den Verlauf der Lebervene (ἡπατίτις) und der Milzvene (σπληνίτις) hatte nach Aristoteles Zeugniß (hist. anim. III, 2) Diogenes von Apollonia aufgestellt. Aristoteles selber (hierin dem Hippokrates folgend) nennt in seinen meisten Schriften nur die Luftröhre Arterie (ἀρτηρία); die große Stamm-Schlagader, welche aus der linken Herzkammer entspringt, unterscheidet er zwar wegen ihres dickhäutigen sennigen Baues mit dem besondern Namen der Aorta (ἀορτή; hist. anim. III, 5); sie ist ihm jedoch eben sowohl eine Blutader als der große Stamm der Hohlvene, welche als große Ader (μεγάλη φλέψ) bezeichnet wird. Erst in einem vielleicht später oder sogar von andrer Hand geschriebenem Buche des großen Forschers werden die beiden Arten der Gefäße: Arterien und Venen, unterschieden, ihr Verlauf neben einander zum Theil beschrieben und die später lange herrschend geblie-

bene Ansicht aufgestellt, daß die Arterien Luft enthalten (Arist. de spirit. c. 5). In jedem Falle war doch durch Aristoteles der Ursprung der Blutgefäße aus dem Herzen und der Wechselverkehr der Lunge, beim Athmen, mit dem Geschäft des Herzens (welches beides Plato im Tim. p. 492, 500 schon geahndet hatte) deutlich dargethan und hierdurch der rechte Grund zu der Kenntniß des Kreislaufes gelegt worden. Auf diesen Grund baute Erasistratus weiter. Die Arterien sind nach seiner Lehre, welche wir bei Galen (de usu respirat. p. 159; de different. puls. L. IV, c. 2, ed. Kühn VIII, 703 seqq.) entwickelt finden, eine ganz andre Art von Gefäßen als die Venen. Die letzteren nur führen Blut, mit Ausnahme der Lungenvenen, welche den belebenden Lufthauch (das πνεῦμα ζωτικὸν) aus den Lungen nach dem Herzen bringt und hierin also schon die Bestimmung einer Arterie hat. Denn die Arterien sind nicht sowohl mit Blut als mit Geist angefüllt, welcher durch die äußere Luft (beim Athmen) seine gesunde Mischung (σωτήριον κρᾶσιν) empfängt (Phil. Jud. de execrat. 935, ed. Mang. II, 432). Es blieb dieß auch im Ganzen die Lehre Galens und seiner Schule. Die Blutadern entspringen aus der Leber, die Arterien aus dem Herzen (Galen. de us. part. L. XVI, c. 13, 14, ed. Kühn IV, 358 seqq.), und jeder Arterie ist eine Vene vermählt. Doch enthalten die Arterien nicht bloße Luft, sondern nur ein feineres, reineres und lüftigeres Blut als die Venen (ib. L. VI, c. 16 u. 17, ed. Kühn III, p. 487 seqq.). Die Arterien empfangen das Blut, welches zur Nahrung ihres Lebensgeistes dient, aus den Venen und theilen dagegen diesen von ihrer inwohnenden Wärme und ihrem Lebensgeiste mit; vom Herzen ausgehend ist die Bewegung der pulsirenden Arterie rhythmisch und harmonisch (Nemes. de natur. hom. c. 24, ed. Matthiae, p. 240). Allen diesen Ansichten des Alterthums lag noch immer der Irrthum zu Grunde, daß das Blut in den Venen eben so wie in den Arterien von innen nach außen, nach den Theilen hin geführt werde, obgleich bei der Galenischen Annahme des Ursprunges der Hohlvene aus der Leber, und schon bei der Annahme des (angeblich) Aristotelischen Buches de spiritu, c. 5, daß ein Aufsaugen der Nahrung in den Eingeweiden durch Venen (freilich auch durch Arterien) geschehe, noch eine aufwärts gehende Bewegung des Blutes wenigstens in einigen Venen vorausgesetzt war. Als jedoch die Klappen in den Venen, welche offenbar dazu bestimmt sind, die Bewegung des Blutes von außen nach innen, von den Theilen nach dem Herzen zu begünstigen und die Bewegung in umgekehrter Richtung zu hemmen, in dieser ihrer Bestimmung zuerst von Berengar (Prof. zu Bologna von 1502 bis 1527) an einigen Punkten anerkannt worden, und als Fabricius von Aquapendente im Jahr 1574 diese Klappen bei den meisten Venen des Körpers aufgefunden und beschrieben hatte, schien allerdings der Weg zur Entdeckung des wahren Kreislaufes gebahnt. Den sogenannten kleinen Kreislauf, aus der rechten Herzkammer in die Lungen und aus diesen zurück nach dem linken Herzohr und der Aortenkammer hatte auch wirklich schon Michael Servetо im J. 1553 deutlich erwiesen (Restitut. Christianism. L. V), während man vor ihm und noch zu seiner Zeit in großer Allgemeinheit, ein Durchschwitzen des Blutes durch die Scheidewand des Herzens, aus der rechten in die linke Kammer annahm. (Denn das Blut, das durch die Lungenarterien ausströme, diene bloß zur Ernährung der Lungen; m. vergl. Andr. Lacun. anat. method. p. 37). Die Entdeckung des eigentlichen und ganzen Vorganges des Kreislaufes war jedoch erst dem großen Engländer Wilhelm Harvey aus Falkston (geb. 1578, gest. 1657) vorbehalten, welcher durch siebzehnjährige, gründliche Forschung hierüber sicher ge-

worden, zuerſt im Jahre 1619 die Rückkehr des Blutes durch die Venen und zuletzt durch den großen Stamm der Hohlvene in die rechte Herzkammer lehrte, ſo wie das Ausſtrömen aus dieſer nach den Lungen, von hier zurück nach der linken Herzkammer, welche dann das neu belebte Blut durch die Arterien nach allen Theilen ſendet. Um dieſe Zeit wurde zugleich ein herrſchendes Vorurtheil, dem ſelbſt Thom. Bartholin noch angehangen: das Vorurtheil, daß die beim Athmen in die Lungen dringende Luft, durch Poren, die ſich in der Lunge fänden, zur Bruſthöhle dränge, von dem römiſchen Arzt Joh. Faber (im J. 1624) unmittelbar durch Verſuche widerlegt. Die Lehre vom Kreislauf, welche W. Rolfink ſchon ſeit 1630, Ren. Carteſius ſeit 1637 in Deutſchland und Frankreich vertheidigt hatten, wurde nun durch die von Chriſtoph Wren im Jahr 1657 veranlaßten Verſuche mit der Infuſion und Transfuſion von Flüſſigkeiten oder von dem Blut eines andern lebenden Thieres in die Venen, auf eine unwiderſprechliche Weiſe beſtätigt. Den Uebergang des belebenden (nitröſen) Princips der Luft, das auch im Waſſer enthalten ſey, beim Athmen, in das Blut der Lungen oder Kiemen behauptete Georg Ent (Opp. p. 23 ed. 1687), und ſeit 1654 ſchon die oben erwähnten engliſchen Aerzte Radulph Bathurſt (Life of Rad. Bath. by Thom. Warton p. 70) und Nath. Henſhaw (Sprat hist. of the roy. soc. p. 264). Eine der Wahrheit ganz nahe kommende Theorie des Athmungsprozeſſes gab hierauf im J. 1668 Joh. Mayow (Opp. p. 95), welcher die Nothwendigkeit der Einwirkungen des ſalpeterluftigen Theiles der Atmoſphäre eben ſowohl für die Unterhaltung der Flamme eines brennenden Körpers als des thieriſchen Lebens anerkannte. Doch haben wir ſchon oben (S. 73) als den eigentlichen Entdecker der wahren Theorie des Athmens den Engländer Joſ. Prieſtley kennen gelernt, welcher ſeit dem Jahr 1770 die Bildung der Kohlenſäure beim Athmen beſchrieb, indem hierbei die eingeathmete dephlogiſtiſirte Luft auch durch die Haut der Lungenzellen hindurch auf's Blut wirke.

Wir gehen nun auf andre erläuternde Bem. zu dem Inhalt des vorſtehenden §. über, indem wir die Organe der Blutführung, der Blutbereitung und der Blutbelebung, ſo wie die Wechſelbeziehung der drei Arten von Flüſſigkeiten, welche jenen Organen angehören: das Blut, die Lymphe und die eingeathmete Luft genau betrachten.

Die Bruſthöhle (κοιλότης τοῦ θώρακος, beſchrieben bei Galen de us. part. L. VI, c. 2, 3, ed. Kühn. III, p. 411 seqq.). Dieſe, welche die wichtigſten Organe des Athmens und Blutumlaufes umfaſſet, wird nach außen umſchloſſen durch die Wirbelſäule (ῥάχις) die Rippen (πλευραὶ) und Bruſtknorpel (τὰ στέρνα), nach oben aber durch die Schlüſſelbeine (κλεῖς) begränzt. Von der Unterleibshöhle und den in ihr enthaltenen Eingeweiden iſt die Bruſthöhle beim Menſchen und bei den Säugthieren durch das Zwerchfell (φρένες oder διάζωμα τοῦ θώρακος, Ar. hist. an. I, c. 17) geſchieden, welches aus acht von den Lendenwirbeln und ihren Bändern entſpringenden, zipfelförmigen Muskeln und ihrer gemeinſamen Sennenhaut gebildet wird. Wenn man die Bruſthöhle durch Ablöſen des Bruſtbeinknorpels oder Sternums von den knorplichten Enden der Rippen öffnet und das Sternum vorſichtig von dem Zellgewebe ablöſet, womit es nach innen loſe verwachſen iſt, ſieht man das feſthäutige Bruſtfell oder Rippenfell (ὑμὴν πλευρίτης auch πλευρά), welches in Geſtalt von zwei Säcken, die keine innre Gemeinſchaft unter einander haben (Galen. l. c. c. 4), die Lungen der rechten und der linken Seite umkleidet und nach innen, da wo die Gefäße in die Lungen münden, in der Haut der Lungen ſelber ſich fortſetzt. Der innre Raum-Inhalt der beiden Säcke zuſammen beträgt bei einem

erwachsenen Manne (nach dem Ausathmen, am todten Körper) über 100 Cubikzoll (Sömmering v. B. d. m. K. V. 2, S. 3) und dieser Raum wird von den Lungen ausgefüllt. Diese, die Lungen (πνεύμονες, Galen. de us. part. L.VII, c. 1, 2, ed. Kühn III, 516) sind in mehrere Lappen (λοβοί) getheilt, und zwar die der rechten Seite gewöhnlich in drei, jene der linken in zwei. In ihrem Innern bestehet die Lunge aus Luftzellchen, deren jedes, wenn es aufgeblasen worden, etwa $\frac{1}{6}$ Linie groß ist und welche durch Zellgewebe zu kleinen Häufchen, diese zu Läppchen, diese endlich zu den größern Lappen verbunden sind. Die Luftzellchen, auf deren zarte Haut die zarten Gewebe der Lungenarterie, aus denen die Lungenvenen sich entwickeln, erkannt werden, sind die letzten Enden der Verzweigungen der Luftröhre (τραχεῖα ἀρτηρία oder βρόγχος), von welcher im §. 16 die Rede seyn wird. Die beiden Säcke des Brustfells sind nach unten und vornen, wo das Herz zwischen ihnen liegt, weiter von einander entfernt; nach oben und vornen, über dem Herzbeutel, nähern sie sich einander und sind hier durch lockres Zellgewebe verbunden. Es liegt indeß auch nach oben und vorn ein drüsiges Organ, die Thymus genannt (θύμος, auch θύμον, erwähnt bei Galen. de usu part. L. VI, c. 4) nach hinten der Schlund und mit ihm der niedersteigende Stamm der Aorta in dem Zwischenraum oder Mediastinum (man vergl. Pseudo-Galen. anat. vivor. — an. pulm.) der Lungensäcke. Von diesen zwischenliegenden Organen betrachten wir zuerst:

Das Herz (καρδία, kunstgerecht beschrieben von Galen de anat. admin. L.VII, c. 5, 9, ed. Bas. Kuhn. II. 595; 615). Wenn Galen (l. c. c. 4) sagt: so (καρδία, κέαρ) wird dieses pulsirende Eingeweide allgemein genannt, hat er allerdings für die vorzüglichsten Sprachen der alten Welt vollkommen recht, denn so wie das lateinische cor stammt auch das deutsche Wort Herz, wie das griechisch-paphische Wort κορζία (statt καρδία) erweiset, mit jenem Wort aus gemeinsamer Wurzel. Die zarte Haut, welche das Herz äußerlich umkleidet, schlägt sich beim Ursprung der Gefäße noch einmal zurück und bildet so, auf ähnliche Weise wie die Rippenfelle die Lungensäcke, den Herzbeutel (περικάρδιον, bei Pseudo-Galenus θήκη τῆς καρδίας). Eine mittlere Scheidewand μέσον διάφραγμα de us. part. VI, c. 17) theilt die Höhlungen des Herzens in eine rechte und zugleich mehr äußere, vordere, und in eine linke Hälfte (δεξιὰ κοιλία und ἀριστερὰ κοιλία) davon jede wieder aus einer Vorkammer (atrium) und einer eigentlichen Kammer (ventriculus) besteht. Die Vorkammern sind eigentlich nur sackförmige Erweiterungen der am Herzen endigenden Venen, und an diesen Venensäcken finden sich als blinde Anhänge die sogenannten Herzohren (ὦτα τῆς καρδίας). Eine dünne Stelle an der Scheidewand, welche die Vorkammern trennt (die eiförmige Grube) bezeichnet den Punkt, an welchem im ungebornen Kinde das Blut, welches zumeist aus der untern Hohlvene kommt und welchem das (arteriöse) Blut des Mutterkuchens beigemischt ist, sogleich aus der rechten Vorkammer in die linke übergehen und von hier durch die linke Herzkammer und die Aorta von neuem in dem Körper circuliren konnte, ohne erst den Weg durch die Lungen zu machen. Die Wände der eigentlichen, zum Fortstoßen des Blutes in die Arterien bestimmten Herzkammern, besonders jene der linken, sind stark musculös; die Scheidewand zwischen beiden ist nach der rechten Kammer hin etwas convex; im Innern des Herzens zeigen sich (als sogenannte fleischige Balken, trabes carneae) die mannichfach an einander gefügten, meist in sennige Endchen ausgehenden Muskeln. — Das Herz des erwachsenen Menschen wiegt von 20 Loth bis 1 Pfund 8 Loth.

Die Blutgefäße welche zum und aus dem Herzen gehen, fallen auch dem ungeübtesten Zergliederer leicht in die Augen. Selbst nach dem Tode noch gefüllt mit dunkelfarbigem Blute, dünnhäutiger als die Arterien, zeigen sich die Stämme der großen oder der Hohlvene (als μεγίστη oder auch κοίλη φλέψ, beschrieben bei Galen de venar. dissect c. 2 seqq. ed. Kuhn II, p. 786), durch welche sich das aus den Theilen des Leibes zurückkehrende, venöse Blut in die rechte Vorkammer oder den Hohlvenensack, von hier aber weiter durch die sehr augenfällige, dreizipfelige Klappe (als ὑμένες τριγλώχινες, im Plural benannten sie die älteren Zergliederer nach Galen. anat. admin. L. VII, c. 9, ed. Kuhn II, 617) in die rechte Herzkammer ergießt. Die Hohlvene ist in zwei Hauptstämme, einen oberen und einen unteren getheilt. Der letztere führt unmittelbar das Blut der unteren Extremitäten und des Rumpfes so wie der Harn- und Geschlechtswerkzeuge, mittelbar aber durch das Pfortadersystem der Leber (πύλαι τοῦ ἥπατος, Arist. hist. anim. I, c. 17), das Blut der Verdauungsorgane zum Herzen, weßhalb sie bei den Hippokratikern ἡπατίτις hieß (Galen. de Hippocr. et Galen. plac. VIII, c. 1). Die obere Hohlvene nimmt das Blut aus den inneren und äußeren Theilen des Kopfes durch die inneren und äußeren Drosseladern (σφαγίτιδες Galen. de ven. diss. c. 7, ed. Kuhn II, 801 seqq.), aus den Armen durch die Schlüsselbeinvenen, welche sich mit den Drosseladern ihrer Seite vereinen, auf; in den linken, aus dieser Verbindung entstandenen Nebenstamm, ergießt sich mittelst des nachher zu erwähnenden Brustganges der aus der Nahrung bereitete (milchartige) Chylus. Vornehmlich in den Venen der Extremitäten, weniger an jenen des Kopfes und Rumpfes, nicht aber in den Hauptstämmen der Hohlvenen, werden die oben (S. 92) erwähnten, taschenartigen Klappen bemerkt, deren Höhlung nach dem Herzen hin gekehrt ist. — Zugleich mit den Hohlvenen ergießen sich auch die Venen, welche auf kurzem Wege das Blut aus dem kleinen Organismus des Herzens zurückführen, in die rechte Herzkammer. Dieses gesammte Venenblut des Leibes wird aus der rechten Herzkammer, welche sich zur linken wie die Vene zur Arterie verhält, indem sie weiter ist und schwächere Muskelwände hat als diese, in die Lungenarterien ergossen, deren gemeinsamer Stamm sich schon unter dem Bogen der Aorta in die rechte und linke Lungenschlagader zertheilt. Diese nennt Galen, und schon vor ihm Asklepiades, die venenartigen Arterien (φλεβώδεις ἀρτηρίας), so wie die Venen, welche das neubelebte, arteriöse Blut aus den Lungen zurück nach dem Herzen führen, arterienartige Venen (ἀρτηριώδεις φλέβας, de us. part. L. VI, c. 20). Am Ausgang der Lungenarterien aus dem Herzen finden sich die drei halbmondförmigen Klappen, welche Galen als ὑμένες σιγμοειδεῖς beschreibt. Die Lungenvenen ergießen aus 4 oder 5 Stämmen ihr Blut in die linke Vorkammer, von hier gelangt dasselbe in die linke Kammer, aus welcher die sogenannte Mützenklappe mit ihren zwei Zipfeln den Rückweg verschließt. Die stark muskulöse, linke Herzkammer treibt bei ihrer Zusammenziehung das Blut in die Arterien, deren gemeinsamer, aus ihr entspringender Stamm, wegen seiner sennen- oder riemenartig festen Beschaffenheit Aorta (Riemenader, ἀορτή Ar. hist. an. III. c. 3) genannt ist. An ihrem Ursprung zeigen sich drei halbmondförmige, den Rücktritt des Blutes ins Herz verhindernde Klappen, ähnlich denen der Lungenarterien, doch von stärkerm Bau. Zuerst versorgt der Stamm der Aorta das Herz durch die beiden (Kranz-) Schlagadern (Galen. ven. diss. c. 9, ed. Kühn. II, p. 817) mit dem nöthigen Blut, beugt sich dann über und hinter der Lungen-Arterie nach der Wirbelsäule hin, und aus diesem Bogen entspringen zuerst mit zwei getrennten Stämmen die Kopfschlag-

Aber und die Schlüsselbein-Arterie der linken, dann aus nur ein meinsamen Stamme die der rechten Seite, welche letzteren jedoch nach beiden Richtungen sich verzweigend, die symmetrische Gleichh Gefäßlaufes der beiden Seiten in Kurzem wieder herstellt. Die Kopfschlagadern oder Karotiden (schon seit alter Zeit nannte man ϱωτίδες, sagt Galen de us. part. L. XVI, c. 12, ed. Kühn. IV, nach hinten an der Seite der Luftröhre emporsteigend in eine und innere sich theilend, versorgen die äußeren und inneren Thei Hauptes mit Blute; auch die Schlüsselbein-Arterie jeder Seite gibt einen Theil ihres Blutes nach dem Gehirn ab, und der zu diesem Querfortsätzen der Halswirbel emporsteigende Ast bildet mit den K Karotiden einen ovalen Arterienring. Der übrige Theil der Schlüss schlagader gibt zuerst einige Zweige an die äußere und innere ab und verläuft dann in den zu seiner Seite gehörigen Arm, an w der eine Ast, die Schlagader der Speiche (τῆς κερκίδος, oder κατὰ καρπὸν ἀρτηρία), wo sie der Handwurzel sich nähert, seit alter Zeit b wird, um auf die leichteste Weise den Puls an ihr zu fühlen (Galen puls. ad tirones c. 1, ed. Kühn. T. VIII, p. 454; der Name σφυγμός sey zuerst von Hippokratos gebraucht worden: de pulsu rent. L. I, c. 2, ed. Kühn. VIII, 497). Der Stamm der Aorta, dem er die erwähnten Aeste an die oberen Theile abgegeben, beu gegen die Wirbelsäule hin und nimmt nun seinen weitern Verla dieser hinabwärts nach den unteren Theilen (Galen. de us. part. c. 10, ed. Kühn. IV, 313 seqq.). Auf diesen Verlauf entspringen ihr die Zwischenrippen- und die Zwerchfell-Arterien; der Ast, dessen zum Theil netzartig zusammenfließende Zweige den Magen, die und Milz versorgen, dann der für die dünnen und einen Thei dicken Gedärme. Hierauf entspringen dem Stamm die Schlag-A der Nieren und die bei ihrer Feinheit auffallend (Galen. ib. p. langen Arterien der Hoden oder Eierstöcke, dann ein Ast, welcher untern Theil des Dickdarms mit Blut versieht. Zuletzt behält ein sehr dünner Zweig die gerade nach unten gehende Richtun Aorta bei, diese aber nach beiden Seiten theilt sich in die Hüftbein Adern (τῶν σκελῶν ἀρτηρίαι (Galen. de plac. Hipp. L. I, c. 7 Kühn. V, p. 198), deren innrer Zweig den Organen der Becken der andre aber den Schenkeln und Füßen das ernährende Blut zuf — Die Arterien unterscheiden sich von den Venen durch ihre dic festeren Häute, besonders durch die dick fibröse Structur der mitt Schicht dieser Häute, welche Galen als die zweite, innre, fünfmal d bezeichnet (de anat. admin. L. VII, c. 5, ed. Kühn. II, p. 601). Zahl der Aeste und Zweige der Venen, welche viel öfter als die de terien netzartig ineinanderfließen, ist doppelt so groß als jene de sprechenden Arterienäste; der Gesammtdurchmesser des Venensys welcher sich nach dem Herzen zu vermindert (weßhalb hier der Zu lauf des Blutes sich beschleunigt), verhält sich zum Gesammtdurchm des Arteriensystemes wie $1\frac{1}{2}$ zu 1, mithin die Weite (der Raumum wie 9 zu 4 (nach Burdachs Physiol. IV, §. 727, näher noch wie 3 z

Die lymphatischen und Milchsaftgefäße (vasa lym tica) unterscheiden sich dem Auge schon durch ihren geglie derten indem sie, bandwurmähnlich, aus Klappenstücken zusammengesetzt Sie sind viel häufiger netzartig untereinander verzweigt als die Ve an vielen Stellen ihres Verlaufes wirren sie sich knäuelartig unter ander und bilden so die lymphatischen Drüsen. Die lymphatischen fäße folgen, vornehmlich in den äußeren Theilen, im Ganzen dem der Venen, in welche sie zuletzt sich ergießen. Sie sind indeß nirg so augenfällig als im Gekröse. Diesen wichtigsten und ansehnli

heil des lymphatiſchen Gefäßſyſtemes, welcher die aus der Nahrung be-
itete Flüſſigkeit bei einem wohlgeſättigten Thier als einen milchar-
gen Saft in ſich führt, hatte ſchon Herophilus (Galen. de us. part.
IV, c. 19, ed. Kühn. III, 335), noch deutlicher aber Eraſiſtratus
Gal. de anat. admin. L. VII, c. 16, ed. Kühn. II, p. 648) erkannt
nd beſchrieben. Der Hauptſtamm, welcher alle dieſe Milchſaftgefäße
ſich aufnimmt, der ſogenannte Bruſtgang (ductus thoracicus),
urde erſt von J. Pecquet (aus Dieppe) zu Montpellier im Jahr
647 entdeckt. Dieſer Hauptſtamm beginnt an den Vereinigungspunk-
n der größern Zahl der Milchgefäße neben den Lendenwirbeln und
en Nebennieren und endigt zuletzt mit dem Durchmeſſer eines Ra-
enfederkieles in die linke Schlüſſelbeinvene, in welche man, an einem
ben getödteten Thiere, den Milchſaft aus der Oeffnung des Bruſtcanals
eutlich hineintröpfeln ſieht.

Wir betrachten nun auch die in den Organen des Athmens cir-
ulirenden tropfbaren ſo wie luftartigen Flüſſigkeiten noch etwas näher.

Das Blut. — Seine Menge beträgt verhältnißmäßig bei
em Menſchen mehr als bei allen in dieſer Beziehung genauer unter-
uchten vollkommneren Thieren (m. vergl. Aristot. de respirat. c. 15).
enn obgleich Blutungen, ſelbſt ſolche, welche im Verlauf von nur
enigen Stunden erfolgen, hierbei keinen Maßſtab abgeben können, da
ch die Blutmenge außerordentlich ſchnell wieder ergänzt, ſo daß ein
halbes Jahre oder Monate lang ſich wiederholender täglicher Verluſt
on 2 Pfund durch Naſenbluten, wozu noch jede Woche ein Aderlaß
m (Carli, in der Hist. gener. des voy. T. XII), ja von 5 Pfund
m. vergl. v. Baers Anthrop. I, S. 87) dem Leben keine Gefahr brachte,
der daß ein Kranker, dem Tayler in 12 Stunden 9 Pfund Blut ent-
og und hierbei noch Purganzen gab, ja die Diana Eſtenſis nach einem
aſenbluten, wobei ihr 22 Pfund entſtrömt waren (Cardan. Aphor.
ipp. p. 253) noch genaſen, während die Blutmenge, welche ein Weib
erloren hatte, die am Mutterblutſturz ſtarb, von Wrisberg auf 26
Pfund geſchätzt wurde; ſo müſſen doch ſolche Beobachtungen einen ſichre-
en Schluß auf das gewöhnlich vorhandne Maß des Blutes gewähren,
elche an plötzlich und gewaltſam getödteten Menſchen gemacht wurden.
So ſammelte man aus dem Körper eines enthaupten Weibes 24 Pfund
Blut (Burdachs Phyſ. B. IV, §. 690, S. 101), und da auch in ſolchen
Fällen das in den feinſten Gefäßen enthaltene, ſo wie zuletzt das der
Muskelfiber und andren Theilen noch inhärirende, ſchon gebildete Blut
icht mit eingerechnet war, dürfte man wohl, wie dieß ſeit Hallers
eiten geſchehen, die Menge des in einem ausgewachſenen männlichen
örper befindlichen Bluts auf 26 bis 28 Pfund anſetzen. Allerdings
ag dieſe Annahme nach Herbſt's ſorgfältiger Prüfung (commentat.
ist. crit. et anat. phys. de sangu. quant. Götting. 1822) zu hoch
eyn, und auch Burdach (a. a. O.) glaubt die Blutmenge in einem ge-
unden männlichen Körper nur auf 20 Pfund ſchätzen zu dürfen, doch
erden wir gewiß der Wahrheit nahe kommen, wenn wir das Verhält-
iß der Gewichtsmenge des Blutes zu dem Geſammtgewicht des Leibes
m Menſchen etwa wie 1 zu 7 annehmen. Vergleichen wir hingegen
ei andren Thieren die Gewichtsmenge des Blutes mit jener des gan-
en Leibes, ſo finden wir ſie bei dem Hunde faſt wie 1 zu 10 (ein 48
Pfund ſchwerer hatte 5 Pfd. Blut), bei dem Stier wie 1 zu 11 oder
3, beim Pferd (nach Hales) wie 1 zu 18, und daſſelbe Verhältniß fand
ich bei einer Taube. Das Verhältniß iſt wie 1 zu 20 bei der Ziege,
em Lamm, Kalb, Haſen und Sperling; wie 1 : 21 im Fuchs; 1 : 22
m Schaf, in der Katze und beim Canarienvogel; 1 : 22½, bei der Maus;
1 : 23 beim Eſel; 1 : 24 beim Kaninchen; 1 : 25 beim Hahn, zu 29

bei der Ente, ja zu 32 bei der Henne. Dagegen wurde die Blutmenge der Viper dem 27sten, die des Frosches dem 16ten, die der Sumpf-Eidere dem 14ten Theil des Körpergewichtes, ja die Lymphe des Krebses dem 10ten, die der Schnecke gar dem 6ten Theile gleich geschätzt (m. v. Burdach a. a. O.).

Die chemischen Bestandtheile des Blutes. Zur Erleichterung der Uebersicht nehmen wir hierbei, nach der ermäßigten älteren Angabe, die Gesammtmenge des Blutes im Menschenleibe zu 10000 Skrupeln oder 26 Pfund und 5 Drachmen an, die Gemengtheile desselben sind dann nach Denis (m. vergl. Burdach IV, §. 684 in nachstehenden Portionen vorhanden:

In 10000 Skrup. Blut finden sich:

7320	Skr.	Wasser,
1814	—	Cruor oder Farbstoff,
600	—	Eiweißstoff,
76	—	phosphorhaltiges Fett,
42	—	Kochsalz,
36	—	salzsaures Kali,
26	—	kohlensaurer Kalk,
25	—	Faserstoff,
20	—	Natrum,
13	—	Osmazom,
10	—	Cruorin,
10	—	Eisenoxyd,
8	—	phosphorsaurer Kalk,
10000	—	

Von den meisten der hier angeführten Gemengtheile war schon oben bei §. 10 die Rede. Nachträglich erwähnen wir hier nur die gasförmigen Bestandtheile des Farbstoffs oder Cruors, welche nach Michaelis 52,307 Kohlenstoff, 17,522 Stickstoff, 8,032 Wasserstoff, 22,330 Sauerstoff sind. Der (eisenhaltige) Cruor, welcher dem Blut seine rothe Farbe gibt, hat in seiner Mischung, im Vergleich mit dem Faser- und Eiweiß-Stoff, den wenigsten Sauerstoff und den meisten Wasserstoff (m. vergl. S. 75). Sein Verhältniß zum Faserstoff, welches Denis in der vorstehenden Angabe wie fast 73 zu 1 ansetzt, wechselt übrigens beim Menschen von 27 oder 33 bis 63 ja 95 zu 1 und wird im Mittel wie 44:1 geschätzt, während das Verhältniß bei dem Hund wie 28, bei Ziegen, Schafen, Kälbern fast wie 20, beim Ochsen wie 17, bei Tauben, Hühnern, Fröschen und Karpfen etwa wie 7 oder 6 zu 1 erscheint. Auch die relative Menge des Wassers beträgt gewöhnlich viel mehr als Denis hier annahm, abgesehen davon, daß auch die consistenten Theile des Blutes (der sogenannte Blutkuchen) noch gegen 0,73 Wasser und nur 0,27 eigentlich feste Theile enthalten. Und zwar hat unter den drei Hauptgemengtheilen des Blutkuchens der Eiweißstoff das meiste Wasser (0,85 bis 0,90), der Faserstoff etwas weniger (0,80), der Farbstoff am wenigsten (0,54) in sich; das Verhältniß, in welchem diese drei eigentlichen Haupttheile des Blutes in diesem vorkommen, wechselt in 10000 Theilen Blutes beim Faserstoff von 10 bis auf 280, beim Eiweißstoff von 600, ja von nur 580 bis auf 1340, beim Farbstoff von 1500 bis auf 2240.

Die Blutkörner (m. vergl. oben S. 82), welche man alsbald im Blutwasser schwimmend entdeckt, wenn man ein Tröpflein Blutes dünn ausstreicht und so unter das Mikroskop bringt, sind (nach Döllinger) im Menschen nicht von durchaus gleicher Größe, sondern ihr Durchmesser variirt von $^1/_{250}$ bis $^1/_{500}$ Linie, ohne daß hierbei das Lebensalter einen Einfluß hat, denn diese Größe bleibt sich im Fötus wie im erwachsenen Menschen nahe gleich. Ihre Gestalt ist linsenförmig rund,

e Dicke steht zum Scheibendurchmesser etwa im Verhältniß wie 2 9. Erst außerhalb des Leibes bildet sich in ihrer Mitte ein kleiner, nkelfarbiger Kern. Nur bei den Säugthieren haben sie den gleichen, senförmig-kreisrunden Umriß wie bei dem Menschen; bei den übrigen lassen der Wirbelthiere ist ihre Form eirund. An Größe stehen die r Säugthiere ebenfalls den menschlichen ziemlich nahe, die der niederen hierclassen sind, wenigstens in ihrem Längsdurchmesser, größer, mit usnahme der Blutkörner einiger Fische. Das arterielle Blut enthält ch Dumas und Prevost 1 Procent seines Gewichtes mehr Blutkügel- en als das venöse. In auffallender Ueberwiegenheit werden in jenem lut, das die Blutegel an die Haut heransaugen und aus den äußeren efäßen hervorziehen die gerinnbaren Theile des Blutes gesunden, so daß ch hieraus erhellt, daß das thierisch Lebendige überhaupt (wie dann och mehr das Wachsthum der Theile bezeugt) eine magnetische An- ehung zum Cruor u. s. habe.

Die Lymphe, welche z. B. in den Saugadern der äußeren Theile nthalten ist, erscheint als eine wasserhelle, farblose Flüssigkeit. Sie nthält nach Lassaigne in 100 Theilen 92 Proc. Wasser, fast 5½ Eiweiß, 5 Proc. Faserstoff, 1½ Proc. phosphorsauren Kalk, Natron, so wie hlor-Natrium und Kalium.

Der Milchsaft oder Chylus (χυλὸς, m. vergl. Galen. de us. art. L. IV. c. 3 seqq. und über die χύλωσις schon Phil. Jud. de nimal. sacrif. idon. 841, ed. Mang. I, p. 244, 245), welcher in den ben (S. 96) erwähnten eigenthümlichen Gefäßen enthalten ist, erscheint s eine röthliche Flüssigkeit, welche durch eine mehr oder minder große enge von Fettkügelchen getrübt ist. Bei dem Gerinnen wird er roth, nd diese Färbung erhöht sich, wenn man ihn der Luft aussetzt. Jener hylus, welcher sich in den ersten Saugader-Enden in der Nachbarschaft es Darmcanals findet, zeigt bei gesättigten Thieren nur eine milch- eiße Farbe und gerinnt nicht an der Luft. Der, welcher bereits durch ie erste Drüsenreihe gegangen ist und eine angehende Verwandlung litten hat, erscheint schon gelblich oder röthlichgelb, ist aber auch noch he schwer gerinnbar, während der im ductus thoracicus enthaltene öthliche Milchsaft leicht gerinnt. Beide Eigenschaften, die rothe Far- ung sowohl als die leichte Gerinnbarkeit, finden sich in ausgezeichnetem Maße in der Lymphe, welche die Saugadern der Milz und der Neben- ieren enthalten. Die erstere ist lebhaft roth und setzt nach einigen Minuten eine scharlachrothe, zu Boden sinkende Haut ab. Sie gerinnt ur beim Erhitzen. Die Lymphe aus den Nebennieren, welche sich ben so wie die der Milz im Brustgang unter den aus der Nahrung ge- ogenen Milchsaft mischt, ist dunkelroth, dickflüssig, leichtgerinnbar, ent- ält vielen Farbstoff. — Die milchige Beschaffenheit und Farbe des hylus rührt von fettigen, aus der Nahrung ausgeschiedenen Stoffen er, welche durch Beimischung der Galle und der pankreatischen Flüs- igkeit (m. vergl. S. 13) eine Emulsion bilden, sie ist daher nach fetten Mahlzeiten, wenn hiebei die Gallenabsonderung gesunden Fortgang at, am auffallendsten; sie fehlt dagegen, wenn die genossenen Speisen ein Fett enthielten oder die Gallenabsonderung unterdrückt war. Einige Speisen, wie Milch, gehen fast unverändert in den Milchsaft, ja, in ei- igen Fällen noch leicht erkennbar, ins Blut über (nach Anderson in Burdachs Ph. IV, S. 64). Aus dem Chylus, der in dem ductus tho- acicus eines reichlich mit Hafer gefütterten Pferdes enthalten war, son- rte sich während eines vierstündigen Stehens 5 Procente gerinnbare ase ab, welche beim Trocknen noch mehr als ⅘ ihres Gewichtes ver- rten. In den übrigen 97 Procenten der blutwasserähnlichen Flüs- igkeit zeigten sich nach dem Abdampfen noch 7⅗ Procent trockner

Rückstand der aus $^5/_9$ Eiweiß, $^2/_9$ Fett und fast $^1/_6$ Fleischextract be
Außer diesem zeigte sich noch ein kleiner Antheil ($^1/_{36}$) von extracta
Substanz mit kohlensaurem und phosphorsaurem Natron und e
viel ($^1/_{36}$) kohlen- und phosphorsaurer Kalk.

Die luftartigen Elemente des Athmungsproce
Die gewöhnlichen Gemengtheile der Atmosphäre und ihr quantit
Verhältniß zu einander wurden oben, S. 74 beschrieben.

Die Kraft der beim Einathmen auf die Lunge wirkenden Luf
nach dem Maßstabe der gewöhnlichen, mechanischen Berechnunge
100 Pfund geschätzt. Eine Lunge, welche einmal geathmet, entlee
nie ganz wieder der aufgenommenen Luft, und von der, in einen
gewachsenen Menschenkörper beim Einathmen enthaltnen Luftn
von 118 bis 120 Cubikzollen gehen beim Ausathmen, nach Davy'
merkung, nur 10 bis 13 Cubikzoll ($^1/_9$ des Ganzen) wieder hinwe
daß die Lungen auch noch nach einem gewöhnlichen Ausathmen 10
bikzoll Luft zurück behalten. Doch soll, bei sehr angestrengtem At
men, nach demselben Beobachter, die gewöhnlich in den gefüllten L
enthaltene Luftmenge bis auf 40, ja 35 Cubikzoll vermindert w
können, während bei sehr starkem Einathmen die Lunge bis gerad
doppelten Volumen ausgedehnt werden kann, wo sie dann bis 24
bikzoll Luft in sich fasset. Die Luftmenge, welche wir beim Ausat
von uns geben, ist fast dieselbe, welche wir gleich vorher einathn
oder sie ist doch kaum um den hundertsten Theil vermindert. Da
ist die Mischung der ausgeathmeten Luft eine ganz andere als d
eingeathmeten, und die erstere scheint nach einem Mittel aus 1
neuesten chemischen Analysen des menschlichen Athems in den ve
denen Zuständen des Leibes gegen $6^2{}_{10}$ Procent Kohlensäure zu e
ten, während die eingeathmete Luft noch kaum $^1/_{100}$ enthält. Di
gaben über die Menge des ausgeathmeten Kohlenstoffes variiren
gens von $3^1{}_3$ oder 4 bis auf fast 14 Procent. Kohlensäure wird
ausgeathmet, wenn kein Sauerstoff in der eben eingeathmeten
war; Lungensüchtige athmen weniger Kohlensäure aus, als das
athmete Oxygen zu erzeugen vermocht hätte; im gesunden Zusta
aber in der ausgeathmeten Luft eben so viel Oxygen mit Kohle ve
den, als zu atmosphärischem Stickgas gesellt eingeathmet wird (v.
a. a. O. S. 444). Wie bereits im §. erwähnt worden, haben Gem
bewegungen, so wie die Zustände der Gesundheit oder Krankheit, a
Umwandlung der Luft einen entschiedenen Einfluß, so wie umg
die Beschaffenheit der eingeathmeten Luft aufregend und begei
selbst auf die Stimmung des Gemüthes wirken kann, wie dieß na
lich die berauschenden Eigenschaften des eingeathmeten Salpete
bezeugen. (Man vergleiche Berzelius Lehrbuch der Chemie I, S
und v. Baer a. a. O. S. 441). Auch Wasserstoffgas, in geringer M
mit eingeathmet, macht Anfangs heiter, dann schläfrig; in gri
Quantität macht es sogleich schläfrig, wie dieß Wetterstädt's Ve
an einem 20jährigen, lungensüchtigen, an Schlaflosigkeit leidenden
chen zeigten, welches durch das Einathmen von 4 Theilen Wasserst
und 1 Theil Sauerstoffgas jederzeit in einen ruhigen Schlaf ge
Im Durchschnitt verwendet ein erwachse:r Mensch beim Athmei
lich zur Bildung der Kohlensäure, welche er ausathmet, nach 2
45480 Cubikzoll oder beiläufig 26 Cubikfuß Sauerstoffgas. Diese bet
dem Gewicht nach über 2 Pfund und sind der Sauerstoffgehalt
atmosphärischen Luftmasse von 130 Cubikfuß Rauminhalt. Die
welche hiebei zur Bildung der Kohlensäure nöthig war, beträgt
Davy täglich $23^1/_2$, nach Allen und Peppy 25 Loth. Auch die k
stoffhaltigste feste Nahrung (die immerhin $^3/_4$ ihres Gewichts M

als fleiſchfreſſende, nahmen demnach auch wahrſcheinlich, beim
in gewöhnlicher atmoſphäriſcher Luft, mehr Stickgas ins Blut
in dieſem Falle der ausgeathmete Stickſtoff dem eingeathmeten
ch das Gleichgewicht hält. (M. vergl. hierzu Berzelius Lehrb.
e IV, S. 90 bis 99).

Vorgang und Einfluß des Athmens iſt größtentheils
ſchrieben. Der Kehlkopf und die Luftröhre liegen vor und et-
s neben dem Schlundkopf und der Speiſeröhre. Bei jedem
en ſteigt der Kehlkopf in der Rachenhöhle empor, die Stimm-
eitert ſich, die Stimmritzenbänder wälzen ſich wulſtig nach
ährend beim Ausathmen der Luftröhrenkopf wieder herabſinkt,
mritzenbänder ſich einwärts ſchlagen, die Stimmritze verengt
gleich erhebt ſich beim Einathmen der Kehldeckel und legt ſich
athmen zurück, ſo daß nun auch die Speiſe und das Getränk,
die Luftröhre zu kommen, hinüber nach dem Schlund gehen
Unmittelbare Beobachtungen dieſes Vorganges an Verwundeten
Mende, ſo wie v. Baer a. a. O. S. 426. Die Organe des
und der Stimme belebt das ſpäter (bei §. 17) zu erwähnende
rvenpaar des Gehirns, nervus vagus genannt. Beim Ein-
wird das venöſe Blut in ein arterielles verwandelt. Hierbei
Michaëlis der Farbſtoff des Blutes faſt 2 Procent des Kohlen-
welchen er im venöſen Zuſtand enthielt, verloren, an Sauerſtoff
gegen 1⅓ Procent gewonnen. Auch der Stickſtoff des Cruors
r Verwandlung in arterielles Blut ſich um etwas vermindert,
erſtoff dagegen zugenommen, während am Eiweißſtoff des Blu-
e umgekehrt der Stickſtoffgehalt zugenommen, der Waſſerſtoff
genommen hat.

thieriſche Wärme wird, wie dieß die ſpäter, beim §. 17
enden Beobachtungen gelehrt haben, nicht durch's Athmen (mit-
s langſamen Verbrennens der Gasarten), ſondern (wie ſchon
e vermuthete) durch die Wechſelwirkung des Central- und Gang-
renſyſtems erzeugt.

Vorgang des Umlaufes der Säfte. Allerdings wird
Nahrungsſaft, deſſen das Blut zu ſeiner beſtändigen Wieder-
bedarf, zumeiſt durch die S. 97 erwähnten lymphatiſchen und

ihren Anfang aus und an den Haargefäßen zu nehmen, welche nur im Zustand der Entzündung eigentliches Blut, gewöhnlich aber bloß Serum führen. Es zeigen übrigens die Venen auch an Theilen, welche nicht zur Aufnahme des Nahrungsstoffes bestimmt sind, ein Vermögen, die äußerlich an die Haut gebrachten Stoffe, z. B. das Upasgift, unmittelbar und ohne Hülfe der Lymphgefäße aufzusaugen, wie dieß der Versuch bei einem Hunde, an dessen Schenkel alle Gefäße, außer der Hauptarterie und Hauptvene hinweggenommen worden, zu beweisen schienen (m. v. v. Baer a. a. O. S. 109). Es besteht daher der Kreislauf der Säfte und die Ernährung auch bei ganzen Thierclassen ohne ein System der lymphatischen Gefäße.

Bewegung des Herzens. Im Tode verliert zuerst die linke, dann die rechte Herzkammer, die sonst das ganze Leben hindurch so unermüdet dauernde Kraft der Bewegung. Es bestehet diese Bewegung des Herzens aus zwei Momenten: aus jener einer selbstständig durch Muskelkräfte gewirkten Ausdehnung (Diastole) und aus dem der noch anerkannter muskelkräftigen Zusammenziehung (Systole). Hierbei zeigen sich die Bewegungen der Kammern und Vorkammern in einem merkwürdig abwechselnden Verhältniß. Wenn die Vorkammern sich ausdehnen und das Blut der beiden Venensysteme (der Lungen und jenes des übrigen Leibes) einlassen, dann ziehen sich die Kammern des Herzens zusammen und treiben gleichzeitig das Blut aus dem Herzen nach den Lungen und nach den Theilen des Leibes. Bei dieser Zusammenziehung (Systole) des eigentlichen Herzens und der Ausdehnung der Vorkammern wird die Spitze des Herzens nach der Gegend der fünften Rippe erhoben und hier der Herzschlag von außen gefühlt, zugleich aber treibt die Zusammenziehung des Herzens zu dem in den gefüllten Arterien schon enthaltenen Blut eine neue Welle, und wie durch eine eng an einander liegende Reihe von Kugeln pflanzt sich der Stoß mit solcher Gewalt fort, daß man das Blut an Enthaupteten sieben Fuß hoch, oder doch wenigstens eben so hoch als der Körper lang gewesen, emporspringen gesehen. Die Zahl der Zusammenziehungen der Herzkammern oder der Pulsschläge ist überhaupt bei kaltblütigen Thieren seltner als bei warmblütigen; sie beträgt aber auch beim Pferde nur 34, beim Hunde dagegen 78 Schläge auf eine Minute. Der Puls ist seltner bei Männern als bei Frauen, bei phlegmatischen als bei lebhaften Menschen, seltner im Winter und bei Engbrüstigkeit oder viertägigen Fiebern, als im Sommer und im gesunden Zustande. Die Zahl der Zusammenziehungen nimmt ab, je älter der Mensch wird, und es schlägt der Puls im neugebornen Kinde 140, im einjährigen 124, im zweijährigen 110, im dreijährigen 96, im siebenjährigen 86, im Jüngling 80, im Manne 75, im Greise 60mal in einer Minute, wiewohl auch krankhafte Fälle bekannt sind, wo derselbe selbst im männlichen Alter bis zu 21, endlich zu 9 Schlägen sich verminderte (Duncan in den Medical Commentaries, for the Year 1792. Art. 1; bei Sömmerring, vom Bau des menschlichen Körpers IV, S. 125). — Obgleich stärkere Verletzungen des Herzens den Menschen gewöhnlich nach wenig Minuten tödten, wobei bis zuletzt das Bewußtseyn ungestört bleibt, haben dennoch Narben, die man am Herzen fand, gezeigt, daß bloß äußere Verletzungen wieder verheilen. Nach Ferrus hat man zuweilen Kugeln, Nadeln und andre fremde Körper im Herzen gefunden. Ein Mann, der sich eine feine Feile durch die Aortenkammer und die Scheidewand in die Lungenarterienkammer gestoßen hatte, lebte noch 20 Tage, indem die Wunde durch die abgebrochene und stecken gebliebene Feile und Blutgerinnsel geschlossen war; nur in den letzten Wochen klagte er über ein unbeschreibliches

...bachung an zarten, jungen Fischen unmittelbar zu lehren
ein Blutkügelchen nach dem andern an den Theilen, an wel-
le Gefäße enden, hängen bleibt und auch die aussondernden
r den Stoff, den sie zu ihrem Zweck verarbeiten und ver-
n, aus den Arterien empfangen. Bleibt nur jene Einwirkung
oberen Lebensprincips unzerstört, so weiß die bildende Kraft
ch Verwundungen oder Unterbindungen der Hauptarterien als-
m bedürftigen Theil wieder mit der nöthigen Nahrung zu ver-
, indem sie die kleineren, minder bedeutenden Seitenzweige
hlagadern so erweitert, daß sie bald zu Hauptästen, ja Stäm-
erden.

as gewöhnliche Lebensalter des Menschen von etwa 70 Jahren ist
der 565¾ste Theil des großen (sogenannt) Platonischen Jahres
Planeten oder der großen Periode des Vorrückens der Nacht-
. Die Zeit von beiläufig 70 Jahren umfasset gerade 25920
Wenn man nach einer mittleren Zahl 18 Athemzüge auf eine
e rechnet (im Mittel kommt bei gesunden, erwachsenen Menschen
hemzug auf 4 Pulse), so beträgt die Zahl der Athmungen in
Tage 25920, mithin, weil das geschwindere Athmen des Kindes
gen das langsamere des Greisenalters ausgleicht, während einer
Lebensdauer gegen 25920 mal 25920.

Von der Verdauung und Ernährung.

§. 13. Wir lernten oben (im §. 2) die beiden Grundfäden
, aus denen zuletzt das Gewebe alles sichtbaren Seyns be-
. Es ist nur Ein Centralgrund, nur Ein oberer Anfang,
welchem alles Werden und Bewegen, alles Gestalten und
ausgehet; derselbe wird überall wirksam, wo eine ihn auf-
nde Empfänglichkeit vorhanden ist. Wären aber nur diese
das fortwährende Sehnen nach der Einwirkung von oben

fängt es auch an zu sterben und zu vergehen (nach §. 6). Wenn dann auch die aufnehmende Empfänglichkeit immer von neuem der schaffenden Einwirkung, oder, um mit Leibnitzens Worten zu reden, den Lebensblitzen von oben den Zugang gestattete, so würde dennoch jeder Moment dieser neuen Belebung wie ein Blitz in dunkler Nacht nur entstehen und wieder vergehen, käme nicht, als zusammenhaltender Geist (m. vergl. §. 4 u. 11) der Grund der Haltung (§. 5) hinzu, der dem creatürlichen Werden, einem jeden nach seinem Maß, eine bestehen bleibende Leiblichkeit verleihet. Dieser zusammenhaltende Grund ist das „zu Etwas" und „für Etwas" des Werdens; denn alles erschaffene Wesen wird nicht bloß ein Etwas für sich, sondern zugleich hiemit ein Etwas für Andere.

Zwei Ordnungen der Lebendigen: Pflanzen- und Thierreich, sind sich in unserer Sichtbarkeit wie Nord- und Südpol des Magnetes, wie Männliches und Weibliches zugesellt. Ein jedes von beiden bestehet nur in Beziehung auf das andere, eines nur wegen des Andren. Was die Pflanze begehrt und einathmet, das wird ohne Aufhören von der thierischen Lebenskraft bereitet; was das Thier als Nahrung aufnimmt und einathmet, das erzeugt die Pflanze. Die Pflanze begehrt den Kohlenstoff und zieht diesen ohne Aufhören an sich; aus der zersetzten Kohlensäure athmet sie dann das Sauerstoffgas aus; das Thier erzeugt mit jedem Pulsschlage den Kohlenstoff und gibt denselben dem eingeathmeten Oxygen zur Speise.

Das Vermögen, neue Stoffe (als Nahrung) aufzunehmen, würde dem thierischen Leibe alsbald entgehen, wenn sich dieser nicht selber ohne Aufhören zu einer andren, ihn mütterlich umfassenden und durchwirkenden Leiblichkeit als Speise verhielte. Was nämlich in gröber verleiblichter Form für das Thierreich die Pflanze ist, dasselbe ist und vertritt ihm die umgebende Atmosphäre, deren Sauerstoff mit jedem Athemzug den zur Kohle werdenden Stoff unsres Leibes zu sich nimmt und verzehrt. Der ganze Leib würde in kurzer Zeit eine Beute dieses starken Essers seyn, reichte der magnetische Faden, der alle Einzelnen zu einem harmonisch beschlossenen Ganzen vereint (nach §. 4) nicht hinabwärts von dem lebenden Leibe, nach einer andren Seite der Körperlichkeit: würde der Leib, der nach oben hin sich

beſtändig zur Speiſe darbeut, nicht ſelber auch nach unten hin, gegen eine andre creatürliche Geſtaltung, zu einem Eſſer. Dieß iſt die in den Boden verſenkte, ernährende Wurzel des Baumes, deſſen nach oben ſich ausſtreckende Zweige und Blätter wir in den Blutgefäßen und Lungen betrachtet haben.

Ein augenfälliger Unterſchied, zwiſchen jener Art, in welcher das Thier ſeine Nahrung in ſich aufnimmt und zwiſchen der, in welcher ſie die Pflanze empfängt, iſt dieſer: daß beim Thiere die ergriffene Speiſe ins Innre des Leibes, in eine Höhlung aufgenommen wird, welche beſonders bei den niederen Thieren einen großen Theil des Leibes ausfüllt und hernach als Magen und Darmcanal ſich geſtaltet. Der Thierleib ſtellt ſich hierbei in daſſelbe Verhältniß zur Speiſe, in welchem die allumfangende Atmoſphäre beim Vorgang des Athmens zu ihm ſtehet: das den gröberen Stoff umfaſſende Weſen wird ſelber wieder von einer feineren Leiblichkeit umfaſſet; das Erſte ziehet das Zweite an ſich, weil es ſelber, durch den Zug des Begehrens, von einem Dritten angezogen wird.

Nicht ohne tiefere Bedeutung erſcheint in dieſer Beziehung der Umſtand, daß der Magen des Thieres, ſobald er zu verdauen beginnt, auch in chemiſcher Hinſicht für die Speiſe die Natur des Oxygens annimmt. Jener merkwürdige Stoff, welcher in ſo vielen Fällen in der unorganiſchen wie in der organiſchen Natur die Stelle des Sauerſtoffes vertritt: der Salzgrund oder Chlor, mit dem Waſſerſtoff zur Salzſäure verbunden, wird dann als Vermittler der verdauenden Kraft aus dem Innern des Magens erzeugt und verrichtet an der aufgenommenen Nahrung daſſelbe Geſchäft, das der Sauerſtoff der Luft an der Kohle des Blutes übt.

Wenn dann das luftförmige Oxygen den Kohlenſtoff der Erde zur Nahrung in ſich aufnimmt, da wird nach S. 16 jener Stoff zur Gleichheit der Geſtalt (des Volumens) mit der ihn verzehrenden Luftart erhoben, und erſt ſo bildet er mit dieſer die neue, aus beiden entſtehende, luftartige Säure.

Die verwandelnde Kraft des lebenden Organismus, in Beziehung auf den zur Speiſe gewordnen Stoff, gehet noch ungleich weiter. Da wird zumal die aufgenommene Nahrung zum Gehirn, zum Muskel und zum Knochen; ſie wird aber nicht

bloß der Größe und Ausdehnung nach zum gesammten Leben, sondern auch dem Elemente nach, welches ihm Vorzug in unorganischer Natur umzuwandeln vermöchte, hier zu diesem, dort zu jenem.

Das magnetisch gewordene Eisen begehret zu seiner anscheinenden Nahrung nur einer Art von Speise: des für den lebendigen Strom des Magnetismus empfänglichen Eisens und Nickelmetalles. So sind auch die unvollkommenen Thiere mehr und ausschließender nur auf Eine Art von Nahrung angewiesen, welche sie mit derselben ausscheidenden Sicherheit aus den äußerlich ähnlichen und verwandten Stoffen herauswählen, als der Magnet die Stäublein und Körner des Eisens, aus einer Menge andersartiger Metallträmmer und Körner.

Das eben gebrauchte Bild führt uns weiter in das Wesen jenes Instinctes, welcher das Thier zu seiner Nahrung treibt. Ein lebendiger Strom der bewegenden Kraft (es ist dieselbe, welche den Umlauf des Planeten um die Sonne begründet) gehet beständig, — als Magnetismus, — von einem Pole der Erde zum andern und hat in seinem täglichen, so wie jährlichem Verlaufe seine bestimmten, dem Wechsel der Zeit unterworfnen Fluctuationen, seine Momente des Anziehens und Abstoßens. Da wo unter begünstigenden Umständen jener Strom dem für ihn empfänglichen Eisen begegnet, macht er dieses alsbald zu seinem Träger. Er dann, der allgemeine Lebensstrom, ist es, welcher in dem Magnet den Zug zu dem Eisen begründet, durch welches sich alsbald seine Bewegungen fortsetzen.

So ist auch jener, in seinen Aeußerungen und Bewegungen sehr wundervolle Instinct, der die Biene über Berg und Thal zu ihrer Speise, in der blühenden Linde führt, und dann wieder zurück zu den Wachszellen, in die sie den Honig ausscheidet und absetzt, das Bewegen eines allgemeinen, durch alles ihm Verwandte hindurchwirkenden Lebens. Auch der Ernährungsproceß ist, wie das Athmen, ein Kreislauf, dessen Mitte nur in den sichtbaren Organismus fällt; die Ausgänge und Enden aber, mit unsichtbarem Verlauf, verfließen in einen Lebensstrom, der alles scheinbar geschiedene und getrennte Leben zu einem großen, allgemeinen Organismus vereint. Das Nahrungnehmen des Thierreiches gleichet, in seiner Beziehung auf das Ganze, dem

Einsaugen und Ausscheiden der Säfte, in einem lebenden thierischen Leibe, durch die hierzu bestimmten Gefäße; jede Thierart stellet hierbei im Großen ein anderes, gerade zum Einsaugen in dieſem Theile und Gebilde gemachtes Gewebe von Saugadern dar. Das Aufnehmen dann der Nahrung und das Wiederausscheiden, Anziehen und Wiederabstoßen in gewissen Zeiten — sie erinnern an jene täglichen Bewegungen der Magnetnadel, welche ihrerseits auch auf ein leises Anziehen und Abstoßen der vom Pole her einströmenden, magnetischen Kraft gegründet sind.

Während der Magnet nur auf eine Art von Speise: auf das für ſeinen Lebensstrom empfängliche Eisen angewiesen ist, so hat dagegen das Oxygen der Luft einen Nahrungstrieb, welcher die mannichfaltigste Speise, Metalle der verschiedensten Arten und alles Brennbare erfasset und aufnimmt. So ist auch der menschliche Leib, vor jenem aller anderen Thiere, zu dem Aufnehmen und Aneignen der verschiedensten Nahrungsmittel geschickt. Von den niedersten Stufen der Entwicklung der thierischen Form, bis hinan zu dieser höchsten, sind indeß der Hunger so wie das Wohlbehagen beim Aufnehmen der Nahrung ein Gefühl, welches von dem Hindurchgehen und Hindurchwirken des allgemeinen, allvereinenden Lebensstromes in dem Einzelnen und Abgesonderten geweckt wird. Der Zug jenes Stromes ist es, welcher alle diese Bewegungen aufreget und welcher, wenn er das Hungernde zu dem begehrten Futter führt, auch hier, wie überall wohin er trifft, das Leben mit Freude erfüllet und Wohlgefallen.

Der Mensch demnach nimmt Speise und Getränke aus allen Reichen seiner Sichtbarkeit. Aus der unorganischen Natur vor allem das erquickende Wasser, welches zuweilen (z. B. in den heißen Quellen) von muttermilchähnlichem Nahrungsstoffe durchdrungen ist. Außer dem Wasser begehrt er des Salzes zum täglichen Genusse, während nur ausnahmsweise und in einigen seltneren Fällen sein beugsamer Organismus verdauende und verwandelnde Kräfte selbst an einigen Erdarten und Steinen beweis't. In dem Pflanzenreiche sind es Gewächse aus sehr verschiedenen Familien, deren Saft oder Mark, deren zuckerhaltige Blätter oder Früchte, deren Mehl, Leim und Eiweißstoff ihm

Speiſe und Trank reichen. Doch wird auch hier, und zwar noch mehr als bei der Wahl der Nahrungsmittel aus dem Thierreiche, am geſunden Menſchen ein vorherrſchender und faſt ausſchließender Zug zu gewiſſen beſtimmten Arten der Weſen bemerkt. Dieſer Zug iſt es, welcher, namentlich beim Genuß von thieriſcher Speiſe, unter allen Völkern die Wahl zumeiſt auf das Fleiſch und die Milch einer durch alle Claſſen ſich fortſetzenden Reihe von thieriſchen Formen lenkt, an deren Spitze die wiederkäuenden Säugthiere ſtehen, welche mit dem Menſchen und den menſchenähnlichen Thieren einen vollkommen polariſchen Gegenſatz bilden. Obgleich dann der Mangel und eine durch ihn dem Menſchen frühe aufgedrungene Gewohnheit, dieſem auch den Genuß andrer thieriſcher Nahrung leichter möglich und annehmlich machet, als den Genuß der meiſten, außer der angewieſenen, feſten Bahn des Nahrungstriebes liegenden Pflanzenarten. Denn es wird aus thieriſcher Speiſe leichter jener Stoff gewonnen, welcher der Ernährung und Ergänzung des thieriſchen Leibes vorzüglich förderlich erſcheint: der Stickſtoff. Wiewohl auch hierin der menſchlichen Natur ein Vermögen der Entbehrung und Enthaltung zukommt, welche bei dem Thier nicht gefunden wird. Denn während Magendie's Hund, welcher bloß mit Zucker gefüttert worden, nach wenig Wochen ſtarb; während Gänſe, die man ohne andre Abwechslung bloß mit der nahrhaften Stärke geſpeiſ't hatte, am 24ſten bis 26ſten Tage, eine mit Gummi gefütterte am 22ſten ſtarben (wiewohl auch der bloße Genuß des ſehr ſtickſtoffhaltigen gekochten Eiweißes, von täglich ſechs Hühnereiern, die allmähliche Abmagerung und den Tod am 46ſten Tage bei einem ſolchen Thier nicht verhüten konnte), lebt der Araber in der Wüſte, bei ſtarker Anſtrengung der Kräfte, ohne Nachtheil der Geſundheit, viele Tage bloß vom arabiſchen Gummi; von bloßem Limonienſafte erhielt ſich Johanna Naunton acht und ſiebenzig Tage und die Schriften der Aerzte (z. B. Hallers Phyſiologie) erzählen von Menſchen, welche mehrere Monate mit noch ſchlechter nährenden Dingen, ja mit bloßem Regenwaſſer das Leben friſteten.

Es iſt nicht ohne anderweitige tiefe Bedeutung, daß der Menſch, bewogen von einem ſeiner Natur tief eingepflanzten

Hange, ſeine meiſten Speiſen ſich durchs Feuer, die Getränke aber wenigſtens zum Theil, durch die dem Verbrennungsproceß nahe verwandte Gährung zum Genuſſe zubereitet. Er nimmt auf dieſe Weiſe die Elemente einer höheren Region der Leiblichkeit: die unwägbaren Agentien des Lichtes, der Wärme, der Elektrizität, zur beſſeren Aneignung ſeiner Nahrungsmittel zu Hülfe, und fügt ſo gleichſam den gröberen Speiſen und Getränken Potenzen von einer feineren, oberen Natur hinzu. Als ſollte es ſich auch hierdurch (wenn auch nur vorbildlich) andeuten: daß der Leib des Menſchen, ſeinem innren Weſen nach, bereits an der Gränze einer Region ſtehe, innerhalb welcher das Leben zu ſeiner Erhaltung nicht mehr des gröber körperlichen, der ſchnellen Veränderung unterworfenen Stoffes, ſondern einer Leiblichkeit von höherer, unveränderlicherer Art bedürfe.

Was das Maß der Nahrungsmittel betrifft, welche der Menſch zur kräftigen Erhaltung des Leibes nöthig hat, ſo erſcheint auch hierin ſeine an innern Wundern ſo reiche Natur weniger beſchränkt und gebunden als die Natur irgend eines lebenden Weſens unſrer Sichtbarkeit. Er vermag, und dieß zum Vortheil ſeiner Geſundheit, das mäßigſte unter allen zu ſeyn, denn während die Kuh zu ihrer Sättigung täglich den 8ten Theil ihres Körpergewichtes an Nahrung bedarf, genüget dem Menſchen ein Quantum, welches kaum einem Vierzigtheil ſeiner Leibesmaſſe gleichkömmt. Wo jedoch der Einfluß des Klima's (m. vergl. d. §. 51) in einer großen Maſſe der gewöhnlichen Nahrungsmittel nur wenig nährende Kräfte übrig läſſet, da vermag der dort einheimiſche Menſch, wie der aus der Ferne dahin gekommene Fremdling, ebenfalls ohne Nachtheil der Geſundheit, die Speiſen in einer verhältnißmäßig ſo viel größeren Menge zu ſich zu nehmen, daß ſchwerlich ein andres Säugthier einer ſolchen Abweichung von dem gewohnten Maße fähig wäre. Die Naturgeſchichte unſres Geſchlechts lehrt uns deßhalb die menſchliche Eßluſt von ſehr verſchiedenen Seiten kennen. In älterer wie in neuerer Zeit hat es Menſchen von ſolcher Gefräßigkeit gegeben, daß ſie, wie Proculus und Maximius 20 Pfd. Speiſe bei einer einzigen Mahlzeit zu ſich nahmen. Karl II verzehrte an jedem Mittag vier und ein halb Pfund, während das von den Aerzten gewöhnlich angenommene Maß, deſſen ein

Mann täglich zu ſeiner Sättigung bedarf, zwei Pfund und zehn Loth iſt, wozu im Winter 2, im Sommer 4½ oder nach Santorin bis 5⅗ Pfund Getränke kommen, ſo daß beides zuſammen aufs Höchſte gegen 8 Pfund beträgt. Dagegen begnügte ſich Cornaro täglich mit 24 Loth Speiſe und 28 Loth Getränk und erreichte hiebei ein geſundes und hohes Greiſenalter. Ja wenn wir von den langwährenden Faſten leſen, welche Menſchen in kränklichem wie in geſundem Zuſtand zu ertragen vermochten, da muß es uns ſcheinen, als vermöge unſere Natur, gleich dem vollſaftigen Melocactus der Wüſte, die erſten Elemente des Fortbeſtandes ihres Lebens aus einer andren, unmittelbareren Quelle zu ſchöpfen, als aus dem gröberen Stoff der Speiſe.

Um das Organ, welches zum Eingang der Speiſen in den Leib beſtimmt iſt und welches ſich am Menſchen zum Mund veredelt, drängt ſich im niederen Thierreich das einfachſte Geflechte der fühlenden, die Nahrung unterſcheidenden Nerven vermöge eines noch ſpäter mehr zu beachtenden Gegenſatzes zwiſchen Nerv und Knochen, nach welchem dieſe beiden immer ſo nothwendig wie der Tau mit der tönenden Saite zuſammengefaßt gefunden werden, finden wir im Munde des vollkommneren Thieres, ſo wie des Menſchen, zwei verſchiedene Hauptarten von Nervenpapillen. Die einen ſind, mit der Knochenſubſtanz und dem ſteinartigen Schmelz bekleidet, zum zermalmenden aber zerreißenden Zahn gebildet, die andern, vermöge des erwähnten Gegenſatzes — deſto mehr bloß und frei hervortretend, je mehr jene verhüllt und verſchloſſen werden, ſind die ſchmeckenden Nervenwärzchen der Zunge und des Gaumens.

Am Zahn unterſcheiden wir drei Theile: den Kern, welcher zunächſt durch die Nervenpapille mit ihrem Gefäßgeflecht gebildet wird, die Knochenſubſtanz und den dieſe von außen bedeckenden Schmelz. Den drei Arten von Zähnen im Munde des Menſchen und der vollkommneren Thiere ſchienen die drei Arten von Nervenpapillen der Zunge zu entſprechen, welche nicht bloß nach ihrer äußeren Geſtalt, ſondern auch nach ihrer Stellung und innern Nervenkraft verſchieden ſind, obgleich von den drei Nervenpaaren, welche an die Zunge gehen, nur das eine ſich ausſchließender zu der einen Art der Papillen

wendet, die anderen beiden aber, mit ihren vielfach verästelten Enden, ohne Unterschied und zugleich, die eine wie die andere Art der Nervenwärzchen versorgen.

Jene drei Hauptarten von Bewegungen der Kinnladen gegen einander, wodurch sich die Ordnung der Raubthiere, der Nagethiere und der Wiederkäuer unterscheiden: die senkrecht auf- und niederwärts, die der Länge des Hauptes nach, vor- und rückwärts, endlich die der Breite nach, seitwärts, nach außen und innen gehende, finden sich beim Menschen vereint, und dieser ist ihrer aller, fast auf gleiche Weise fähig.

Die von den Zähnen zermalmte, durch die schmeckenden Nerven in Wechselwirkung mit dem lebenden Organismus getretene Speise wird bei jenem langsamen Kauen, zu welchem die Lehrer der alten Athletik ihre Schüler ermahnten, schon im Munde mit dem eigenthümlich Flüssigen vermischt, welches drei Arten von Drüsen aussondern. Denn es gehet schon hier, beim ersten Anfang des Verdauungsprocesses, beständig ein Geben und Ausscheiden dem Nehmen und Aneignen voraus und zur Seite. Jenes Flüssige, das in die genommene Speise eindringet und hiermit den Vorgang des Aneignens und der Umwandlung in die Natur des Leibes zuerst begründet, ist nicht bloß bei den Spinnen und Schlangen, sondern selbst noch bei den vollkommneren Thieren in einigen Zuständen einer stärkeren Aufregung, von giftiger Natur. Es zerstöret alsdann mit überwiegender Gewalt das eigenthümliche Leben der zur Nahrung genommenen oder gebissenen Körper, indem es diesen dagegen das seinige, fremde aufdringet. Die chemischen Untersuchungen der neueren Zeit haben gezeigt, daß im Speichel die Blut- oder Blausäure in nur wenig gebundenem Zustand enthalten sey, welche, frei geworden, zum heftigen Gifte zu werden vermag.

Die zur Verdauung bestimmte Höhlung des Leibes: der Darmcanal, besteht ihrem Verlaufe nach, bei den vollkommneren Thieren aus drei, durch ihre Bestimmung und Gestalt deutlich verschiedenen Theilen, deren Aus- und Eingänge selbst durch eigenthümliche Einschnürungen oder Klappen von einander gesondert sind. Der erste Theil: das System des Magens und des zu ihm gehörigen Schlundes, bewirket die gleichmäßige Vermischung und Verähnlichung der Speisen mit der auflösenden

Flüssigkeit des Magens. Diese Flüssigkeit, Magensaft genannt, empfängt ihre auflösende Kraft, wie dieß schon oben erwähnt worden, durch einen in ihr enthaltnen Antheil von freier Salzsäure oder Chlorwasserstoff. Doch verhält sich überhaupt der Magen im gesunden Zustande, und bei dem gewöhnlichen Stoff der Speisen noch nicht so activ verändernd und umgestaltend als der Dünndarm zu dem aufgenommenen Stoff. Arzneien, flüchtige Stoffe und geistige Getränke werden nur wenig verändert, mit ihrer ganzen eigenthümlich aufregenden oder lähmenden Kraft von den Venen des Magens und seinen Saugadern aufgenommen und von jenen schnell und unmittelbar ins Blut geführt. Der übrige Theil der Speisen bildet sich im Magen, mit der eigenthümlichen Flüssigkeit desselben, zuletzt zum Speisesafte (Chymus): einem chaotisch unentschiedenen Gemisch, welches zwar nicht mehr die Natur des fremdartigen, von außen aufgenommenen Stoffes, eben so wenig aber auch jene der lebendig bewegten Säfte und Theile des Leibes an sich trägt, in welchen er noch neu und unentwickelt ruhet.

Durch den sogenannten Pförtner (Pylorus) tritt dann der flüssig gewordne chaotische Nahrungsstoff in den zweiten Abschnitt des Verdauungsganges: in den Dünndarm. In diesen ergießen sich die durch Milz und Leber bereitete Galle und die Säfte der Pankreas, und außer diesen zeigt sich auch im eigenthümlichen Safte, welchen die innren Häute des Dünndarmes aussondern, eben so wie im Magensafte freie Salzsäure. Hier beginnt denn ein selbstthätigerer, dem Fremdartigen sich widersetzender Vorgang der Verdauung. Die erste Regung der Thätigkeit des Darmcanales ist der Alles aufnehmende Hunger, die zweite ist ein dem Neuen, dem Fremdartigen sich widersetzender Zorn. Die Absonderung der Galle, welche auch psychisch durch den Zorn im eigentlichen Sinne und die ihm verwandten Bewegungen der Seele vermehrt wird, ist beim gewöhnlichen Verlaufe der Verdauung um so stärker, je fremdartiger der in den Magen aufgenommene Stoff der Nahrung war, je mehr derselbe der Aneignung durch den Organismus widerstrebte.

Die chemische Zergliederung hat mitten unter den bittern Stoffen der Galle einen süßen (den Gallenzucker) entdeckt. Die eigenthümliche, grünfärbende, harzige Substanz der Galle gleichet

jener,

jener, welche den Pflanzenblättern und Stängeln ihr schönes Grün gibt, überhaupt kömmt der Gallenstoff in seinen Eigenschaften manchen eingedickten Pflanzensäften, z. B. dem Lakkriziensaft sehr nahe. Das, was im gesunden Zustand der Pflanze nach ihrer (grünenden) Außenfläche hingedrängt und hier als überkleidender Stoff festgestellt wird, das erscheint im Innren des Thierleibes als ein aus der lebendigen Mischung sich ausscheidendes Flüssiges. Im Allgemeinen ist es die Bestimmung der Leber wie die der Lunge, den Kohlenstoff auszustoßen, welchen die Pflanze als Hauptnahrung aufnimmt, so daß nach Herakleitos Ausspruch das Sterben des Höheren dem Leben des Niederen gleicht, das Leben aber von jenem dem Sterben des Niederen.

Sobald die Galle die noch unentschiedene Nahrungsflüssigkeit im Dünndarm berührt, erfolget hier eine Scheidung nach zwei ganz verschiedenen Richtungen. Eine Scheidung in Freundliches und Feindliches, ja in Lebendes und Todtes. Aus der gleichfarbig graulichen Masse des Chymus sondert sich der milchartig weißliche Blutsaft (Chylus), welcher (wie bereits erwähnt) durch ein eigenthümliches Gefäßsystem in die Venen und durch diese zum Herzen geführt wird, und welchen alsdann das Athmen in wahrhaftes, lebendes Blut verwandelt. Zugleich aber scheidet dann auch aus dem Chymus der fremdartige, absterbende Stoff aus, welchem die Galle sich beimischet und ihm hierdurch die abstoßende, nach Außen gehende Richtung gibt, die ihn hernach weiter, aus dem Dünndarm hinaus, in die bloß ausstoßende Region des Verdauungsganges: in den Dickdarm führt. Denn wie der Magen zunächst bloß zum ruhigen Aufnehmen, der Dünndarm zum Scheiden des Befreundeten und Widerstrebenden, so ist der Dickdarm zunächst nur zum Aussondern des Letzteren bestimmt. Die Absonderung des absterbenden, festeren und gröberen Stoffes durch den Darmcanal gehet auch, wie dieß die Geschichte vieler Krankheiten lehrt, noch einige Zeit hindurch fort, wenn keine Nahrung von außen in den Magen gebracht worden; denn es drängen sich zu der Höhlung des Verdauungsganges eben so viel hinwegscheidende als neuankommende Elemente, und es ist in einigen Fällen die Ausscheidung, welche der Darmcanal vollbringt, für die Fortdauer des Lebens fast nothwendiger, als die ebenfalls in ihm geschehene Einsaugung.

Ueberhaupt iſt die Bereitung des neuen Stoffes nicht das einzige und allein weſentliche Element, welches die geſunde Thätigkeit des Darmcanales zum Fortbeſtand des Lebens beiträgt. Dieſes haben Blundells Beobachtungen gezeigt, nach welchen ein Hund, dem man bei bloßer Fütterung mit Waſſer Blut von andren geſunden Hunden, das den Nahrungsſaft in gewöhnlicher Menge enthielt, in die Adern ſpritzte, dennoch kraftlos und krank wurde, abmagerte und nach 21 Tagen ſtarb.

Die Leber, aus welcher ſich die Galle ſcheidet, iſt unter allen Eingeweiden des Leibes, ja unter allen einzelnen Organen deſſelben, an Maſſe das bedeutendſte. Sie wird zwar aus dem Blute der ihr eigenthümlichen Arterie gebildet und ernährt, doch iſt es dieſes Blut nicht allein, von welchem die Galle geſondert wird, ſondern daſſelbe iſt ein Blut jener Venen, welche aus dem Magen und den ihm benachbarten Theilen des Darmcanals den flüchtigeren, ſchneller eindringenden Beſtandtheil der Nahrungsſtoffe aufnehmen. Jener Fremdling im Leibe iſt es dann, welcher in der Leber den abſtoßenden Widerſtand wecket, der ſich zur Galle verkörpert, dem mittlern Verlaufe des Darmes mittheilet.

Es wiederholt ſich übrigens in Beziehung auf die Bewegung des Bluts in der Region des Magens, wo ſtatt der äußern Luft die äußere Speiſe in Wechſelwirkung mit dem lebenden Leibe tritt, ein ähnliches Verhältniß, wie das oben erwähnte, zwiſchen Herz und Lunge. Das Venenſyſtem der gaſtriſchen Gegend des Innenleibes vereinigt ſich in der Pfortader, und dieſe, die Stelle des Herzens vertretend, ſtrömet das empfangene Blut, nach Art der Arterien, von neuem, ſelbſtſtändig ſich verſtelend, in die innre Maſſe der Leber, von wo es erſt, nachdem es die Galle erzeugte, dem Laufe des andern Venenblutes, aufwärts, nach dem Herzen folget.

Das Geſchäft des Abſtoßens und Ausſonderns, welches der Dickdarm übe, theilen mit dieſem, nur unter andrer Form, auch noch die Harn bereitenden und ausſcheidenden Nieren. Es drängen ſich zu dieſem eben ſo die wäſſerig ſalzigen, als zu dem Darmcanal die wäſſerig erdigen und metalliſchen (ſchwefelichten) Theile des wieder zu Blut gewordenen, abgeſtorbenen Leibes.

Der Darm, in ſeinem ganzen Verlaufe, wird aus drei Lagen oder Schichten, einer äußerſten, muskulöſen, durch welche

wurmförmige (peristaltische) Bewegung geschieht, einer mittlern, zellgewebigen und einer innren, Schleim aussondernden Haut zusammengesetzt gefunden. Derselbe wird in allen seinen Beugungen und Windungen und nach den verschiedensten Richtungen von einem häutigen Gebilde begleitet und umhüllet, welches den Darm mit dem Gefäß- und Nervensysteme des Leibes vereint und jenen hierdurch in den Verband des lebenden Organismus aufnimmt. Es wird dieses häutige Gebilde in drei Theile: das Bauchfell, das große und das kleine Netz unterschieden.

Die innre Zertheilung der Saugadern, durch Klappen in kugelartig abgesonderte Theile, welche sich dem Auge äußerlich durch Einschnürungen verrathen, erinnert (gleichsam vorbildlich) an die elementare Form jener Kügelchen, welche ein Hauptheil des Blutes sind. Die Zweiglein und Strahlen jener Gefäße vereinen sich auch häufig in das kuglichte Gebilde der Saugaderdrüsen.

Dieses sind die Organe und dieß ist der Vorgang der grobkörperlichen Ernährung des Leibes und der Wiedererstattung seiner Masse. Es beginnt der Vorgang des Nahrungnehmens mit dem allaufnehmenden Hunger. Auf diesen folgt ein das Ungleichartige erkennender und ausscheidender Trieb: ein Abbild des Zornes, dann zuletzt ein Ausstoßen: ein Abbild des tödtenden Hasses. An diesen zerstörenden Haß des thierischen Organismus gränzet aber wieder in andrer Hinsicht so nahe ein sinnliches Abbild der belebenden, gestaltend umfassenden Liebe.

Erläuternde Bemerkungen. Wir folgen bei diesen Bemerkungen der Anordnung des Inhaltes des vorstehenden §.

Der bekannte Satz (m. v. Sömmering's Eingeweidelehre, S. 244), daß der Magen, oder eine die Nahrung umfassende Höhle, keinem einzigen Thiere fehle, mithin ein wesentliches Unterscheidungszeichen des Thieres, z. B. von der Pflanze sey, findet sich schon bei Aristoteles hist. anim. L. I, c. 2. Allen Thieren sind die 2 Theile gemein, der eine mit welchem, der andre in welchen die Nahrung aufgenommen wird (ὃ δέχεται τὴν τροφὴν καὶ εἰς ὃ δέχεται); der, welcher aufnimmt (ἀναδέχεται) wird Mund; der, in welchen aufgenommen wird (Magenhöhle (κοιλία) genannt.

Das Bewegen eines allgemeinen Lebensstromes, welches die zusammengehörigen Gegensätze, die Speise zum Fresser und diesen zu jener hinführt, wird in der Natur öfters sehr deutlich bemerkt, und wie in dem naturhistorischen Mährchen von der Klapperschlange, nach deren Rachen das zur Beute ersehene Thier sich selber hinstürzen soll, drängt sich dem wandernden Wallfisch die Masse der arctischen Clionen (Clio

borealis); den zurückkehrenden Schaaren der insectenfressenden Vögel das Heermmmel der zu gleicher Zeit aus dem Winterlager oder der Puppenhülle hervorbrechenden Insecten: jedem Bedürfniß der Gegenstand seiner Befriedigung entgegen. Der Hunger und die Speise treten fast immer zu gleicher Zeit hervor, und selbst der in der kalten Jahreszeit in die von den andern Vögeln verlassenen Wälder einziehende Kreuzschnabel findet hier die nöthige Speise bereitet.

Die alten Alchymisten stellten den Satz auf: „Jedes Ding nährt sich, so lange es lebt, von seiner Mutter, von dem Element, woraus es gezeugt und geboren worden."

Den Vergleich der zerstörenden und verzehrenden Thiere mit einsaugenden Gefäßen, im Vorgange eines allgemeinen großen Kreislaufes, sehe man weiter durchgeführt in Schuberts allgem. Naturgeschichte 1826. §. 70. S. 745, besonders aber 747. Einem Wesen, das keinen Sinn für Licht und Wärme hätte, sondern nur für Auflösung (Vertrennung) und Vereinigung der grobkörperlichen Theile, würde im Verlauf des Verbrennens — des Verzehrtwerdens des Holzes oder der Kohle auf unsern Feuerherden — etwa nur ein, rücksichtlich seines Zweckes räthselhafter oder unbegreiflicher Vorgang des Zerstörens und Vernichtens bemerkbar werden, während sich andre, höhere Wesen an dem Licht und der Wärme erfreuen, welche aus jenem Zerstörungsproceß hervorgehen.

Wir gehen nun zu der Betrachtung der Nahrungsmittel des Menschenleibes über.

Die unorganische Natur beut dem menschlichen Leibe besonders in den heißen Heilquellen ein Nahrungsmittel dar, das uns erst die neuere Zeit recht kennen gelehrt hat; ein Nahrungsmittel, welches die Stoffe, aus denen der lebende Leib sich ergänzt, in so leicht aneigenbarem, gedeihlichen Zustand enthält, daß ihm hierin an heilsamer Kraft und Wirksamkeit nur die lebenswarme, gesunde Muttermilch gleichkommt. Dieses Nahrungsmittel ist das Herthin (μητρεών): genannt in deutscher Zunge, nach Hertha, der Mutter Erde, in griechischer von Cybele, der Mutter. Das Herthin enthält in sich die Bestandtheile des nährenden Käsestoffes der Milch oder des Eiweißes und Faserstoffes des Fleisches, was sich schon an vielen heißen Heilquellen durch den schwachen Geruch und Geschmack nach Fleischbrühe verräth. — Schon Vauquelin machte auf das Zugegensein von thierartigen Stoffen in den heißen Quellen von Vichy aufmerksam (Ann. Chym. Phys. 28, 98; auch n. Tr. 11, 1, 187); ausführlicher bearbeitete den Gegenstand Monheim in seinen „Heilquellen von Aachen, Burtscheid, Spaa, Malmedy und Heilstein" (Aachen 1829). Aus allen Wassern der genannten Orte erhält man durchs Einkochen Flocken von thierischer Substanz, welche, wenn man sie auswäscht, schleimig und von graulich weißer Farbe erscheint, beim Trocknen hornartig durchsichtig wird, in der Kälte nur wenig Geruch und Geschmack hat. Sie fault nicht an der Luft. Bei der trocknen Destillation erhält man aus ihr Stickstoff, Kohlenstoff und Sauerstoff (Kohlensäure), so wie Wasserstoffgas, welches selber, so wie in seiner Verbindung mit dem Stickstoff zum Ammoniak, vereint mit dem Kohlenstoff als gekohltes Wasserstoffgas und kohlensaures Ammoniak erschien. Beim Verbrennen riecht das Herthin thierisch brenzlich (wie der Faserstoff) und läßt eine schwer verbrennliche, noch nicht näher untersuchte Kohle zurück. Im kalten Wasser löst es sich nur wenig, mehr im heißen auf, welchem es den Geruch und Geschmack nach schwacher Fleischbrühe ertheilt. In Weingeist und Aether löst es sich nicht auf. Als eine der Heilquellen, welche das Herthin in vorzüglich reichlicher Menge enthält, wird uns das deutlich nach Fleischbrühe

ag in Gmelins Lehrb. d. Chem.).

Von metallischen Stoffen erscheint nur das Eisen dem mensch-
Organismus aneignenbar und der Zusammensetzung desselben befreun-
wiewohl eine übertriebene und unzeitige Anwendung auch dieses
lles Beschwerden erregen kann. Die meisten andren Metalle, be-
es im Zustand der Oxyde, sind für den Menschen wie für andre
lige Wesen Gifte. Doch zeigt auch hierinnen die menschliche Na-
ine Beugsamkeit wie kein andrer thierischer Organismus, und
Student, von welchem Krüger in seiner Diätetik S. 22 erzählt,
ein türkischer Opiophag, lernten sogar allmählich den Arsenik in
n Gaben vertragen. — Unter den Erden wird am öftersten die
rde als Beimischung des Wassers und der andern mit ihm be-
en Getränke genossen. Sie schadet in solchen kleinen Antheilen
esundheit nicht, sondern vielmehr wird sie für ein treffliches und
ges Gegenmittel gegen die Schleimverderbung gehalten (Sömme-
ringeweidelehre. 1796. S. 272). Es fühlen sich daher in manchen
asten Zuständen die Leidenden getrieben, den Kalk der getünchten
e, oder Kreide, oder die Schalen der See-Igel (nach Tozzi) zu
lingen, und dieser unnatürliche Appetit, so wie der nach frischer
nerde, wandelt auch zuweilen Schwangere an. Uebrigens bleibt
enuß der rohen Kalkerde in größerer Menge immer nachtheilig
wird sogar tödtlich, wie dieß nicht bloß an Hunden (Schinz de
N. 43. in Haller. Element. L. XIX. §. 10), sondern auch an
chen erkannt worden, die, vom Hunger getrieben, erdigen Mergel
Gypserde (während der Theurung von 1770 in Thüringen Him-
nehl genannt) zu sich genommen. Vielleicht vermag schon jener
ährung oder Verwesung verwandte Proceß, welcher an der Por-
erde bemerkt wird, und welcher die festen Gesteine öfters
nen talkartigen Zustand überführt, dieselben, zum Genuß für
enlarven und Mollusken, ja selbst für Menschen geeigneter zu
n, doch wird den Ottomaken in Südamerika nach Gumilla und
Humboldt, so wie den Neucaledoniern nach La Billardière diese
angemessene Speise nur durch den Mangel und Hunger, und
r nur auf einige Wochen oder Monate aufgedrungen. Es müß-
enn jene Erdarten so reichlich von den näheren Bestandtheilen

auflösenden Getränkes (Wassers) dar, und vermehrt den Zug nach dem verwandten Wasser.

Es sind, was die letzteren, entfernteren Stoffe der Zusammensetzung betrifft, dem Menschen großentheils nur jene Elemente zu seiner Nahrung angewiesen, aus denen die Atmosphäre so wie das Wasser der Erde besteht: Kohlenstoff und Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Doch nicht in ihrer freien, ursprünglichen, noch nicht dem organischen Leben unterworfenen und von ihm durchwirkten Gestalt, in welcher wir sie in der Luft und im Wasser finden, sondern in jener Umgestaltung und Verschmelzung, welche sie auf dem Herd des organischen Lebens erleiden. Dieser höheren Potenz der atmosphärischen oder wasserartigen Form ist es unter Anderm eigenthümlich, daß zum Wasserstoff und Sauerstoff ungefähr in gleichem Maß der Atome als der Sauerstoff auch der gröber irdische Kohlenstoff hinzugesellt wird, welcher in der Mischung der Atmosphäre nur als wenig bedeutende Spur vorhanden ist. Jenes Element der Tiefe konnte nur durch einen Vorgang, welcher höher ist als der, durch welchen sich die Atmosphäre und das Wasser bildeten: durch den Vorgang des organischen Lebens für die Verbindung mit den drei andern Elementen gewonnen und herbeigezogen werden, wie nach §. 14 der Knochen nur durch den Lebensproceß des höheren Thierreichs zum eigentlichen innern Gerüst werden konnte. — Der Mensch, wie das ihm näher stehende Thier, nehmen denn ihre eigentliche Nahrung aus der organischen Natur: aus dem Pflanzen- und Thierreich. Schon der Bau der Zähne und der verdauenden Organe stellt den Menschen in die Mitte zwischen die pflanzen- und fleischessenden Säugthiere; deutet an, daß seine Natur für beide Hauptarten der Speise geeignet sey. Doch wird in vielen Fällen, von ganzen Völkern so wie von einzelnen Menschen, ohne Nachtheil für die Gesundheit, die Nahrung fast ausschließend nur aus dem einen der beiden Reiche gewählt, mehr oder minder bloß Pflanzenkost oder bloß Fleischkost genossen.

Nahrung aus dem Pflanzenreich: Jene näheren Bestandtheile der Pflanzen, welche hauptsächlich Nahrung geben: Stärke, Gummi, Pflanzenschleim, Zucker, enthalten bloß Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, dagegen wird in dem, vielen Früchten und selbst dem Safte mehrerer Pflanzenstängel u. s. beigemischten Pflanzeneiweiß und Pflanzenleim auch Stickstoff gefunden, wiewohl keineswegs in solcher Menge als im thierischen Faserstoff und Eiweiß. Das Gewichtverhältniß der Stoffe in der Stärke, so wie in dem ihr sehr nahe verwandten Zucker und Gummi, ist nach Berzelius folgendes:

	Stärke.	Zucker. (krystallisirter)	Zucker. (wasserfreier)	Gummi.
Wasserstoff	6,67	6,600	6,41	6,374
Kohlenstoff	44,00	42,225	44,99	42,682
Sauerstoff	49 33	51,175	48,60	51,944

Der Pflanzenschleim, eine organische Verbindung des Gummi's mit häufigerem Wasser, scheint schon etwas Stickstoff zu enthalten, welcher jedoch, wie bereits erwähnt, im Pflanzeneiweiß und Pflanzenleim (gluten) noch häufiger ist. In den fetten Oelen ist der Kohlenstoff noch ungleich vorherrschender und mit ihm zugleich der Wasserstoff. Dem Gewicht nach geben Gay-Lussac und Thenard das Mischungsverhältniß der Stoffe im Baumöl so an: Wasserstoff 13,36; Kohlenstoff 77,21; Sauerstoff 9,43. In den ätherischen Oelen, welche ebenfalls einem Theil unsrer Nahrungsmittel beigemischt sind, ist zum Theil gar kein Oxygen. So enthält das Terpenthinöl nach Villardiere nur 12,3 Wasserstoff, in

Verbindung mit 87,6 Kohlenstoff, das Pfeffermünzöl dagegen nach Göbel 15,4 Wasserstoff, 75,1 Kohlenstoff, 11,5 Sauerstoff.

Die Stärke, ein Hauptnahrungsstoff aus der Pflanze, findet sich bereits in der Form kleiner Körnchen in den Höhlungen des Zellgewebes der Samen und anderer Theile der vollkommneren Pflanzen. Nicht aber in den stärkehaltigen Flechten, z. B. dem isländischen Moos, wo dieselbe die ganze Masse fein durchsetzt.

Je nachdem die erwähnten nährenden Stoffe in mehr oder minder reichlicher Menge in den Pflanzen enthalten sind, desto geeigneter werden diese zum Genuß seyn; wenn nicht etwa ein der Verdauung minder nachgiebiger Stoff jene nahrhaften Theile so umhüllt und festgebunden hält, daß sie hierdurch ganz unwirksam und fruchtlos für den sie aufnehmenden Magen werden. Wir führen hier nur einige der ausgezeichnetsten Pflanzenfamilien an, aus denen der Mensch seine Nahrung nimmt, indem wir hierbei in umgekehrter Ordnung von den unvollkommneren anheben und von ihnen zu den vollkommen organisirten übergehen.

Die Schwämme enthalten meist etwas Eiweiß, so wie eine stickstoffhaltige, in Alkohol auflösbare Substanz, welche in ihrer Zusammensetzung dem Osmazom (S. 69) nahe verwandt ist und beim Verbrennen den Geruch der Bratensauce hat. Außer dieser einen eigenthümlichen Zucker (den Schwammzucker), eine fettige, zum Theil butterartige, zum Theil krystallinische Materie (Stearin), ja sogar die (thierische) Phosphorsäure. Das Mischungsverhältniß ist nach Schrader in der Morchel folgendes: die oben erwähnte osmazomähnliche Substanz mit etwas reiner Milch- und Schwammsäure $29_{,8}$ Procent, Pflanzeneiweiß $1_{,2}$, Schwammzucker $2_{,0}$, ein braunes, fettes Oel $3_{,0}$, wallrathartige Substanz (Stearin) $1_{,0}$, Ammoniak und Kali mit Schwamm- und Phosphorsäure verbunden $8_{,0}$, gummiartige, stickstoffhaltige Materie $5_{,1}$, Wasser $10_{,1}$, Schwammskelett (Fungin) 39.

Ungleich reicher an Stärke ist das isländische Moos (Cetraria islandica). Es enthält davon $44_{,6}$ Procent, außer diesem einen eigenthümlichen sehr bittern Stoff 3, Zucker $3_{,6}$, Gummi $3_{,7}$ Procent, stärkeartiges Skelett $36_{,2}$, Extractabsatz $7_{,0}$. Außer diesen noch Kali und Kalk mit Phosphorsäure und mit einer andern, der Schwammsäure ähnlichen, Säure verbunden. — Auch mehrere Tangarten, wie Ulva palmata, edulis, saccharina u. s. f., enthalten nahrhafte Bestandtheile, (z. B. Zucker und Stärke). Die Wurzeln und selbst die Strünke einiger unserer Farrenkräuter, z. B. das Polypodium vulgare, enthalten einen Zucker, der dem Süßholzzucker sehr ähnlich ist, mehrere außereuropäische Arten (Pteris esculenta, Diplasium esculentum, Cyathea medullaris) sind reich an Stärke und Pflanzenschleim und dienen daher den Menschen zur Nahrung.

In der Abtheilung der Monokotyledonen zeichnen sich zuerst die Gräser durch den reichen Gehalt, besonders ihrer Samen, an nahrhaften Stoffen aus. Die Mischungsverhältnisse der letzteren in einigen unserer Getreidearten oder ihres Mehls werden wir hier nachstehend angeben und zwar die des Reises nach Braconnet, des Mais nach Gorham, des Dinkel- und Hafermehls nach Vogel, des Weizens nach Vauquelin, des Roggens nach Einhof.

	Stärke.	Zucker.	Gummi.	Pflanzenleim und Eiweiß.	Pflanzenfaser.	Wasser und Verlust.	Fettes Oel	Phosphorsaurer Kalk.	Extractivstoff.	Asche.
Im Reis.	$85_{,87}$	$0_{,19}$	$0,^{7}$	$3,_{60}$	$4,_{60}$	$5_{,100}$	$0_{,13}$	$0_{,60}$	—	—
Mais.	$77_{,00}$	$1_{,45}$	$1_{,75}$	$2_{,00}$	$3_{,00}$	$9_{,00}$	—	$1_{,50}$	$0_{,60}$	$3_{,00}$
Dinkelmehl.	$74_{,00}$	$5_{,50}$	—	$22_{,00}$	—	—	—	—	—	—
Weizenmehl.	$71_{,49}$	$4_{,75}$	$3_{/3}$	$10_{,36}$	—	$10_{,00}$	—	—	—	—
Roggen.	$61_{,02}$	$3_{,60}$	$11_{,09}$	$12_{,86}$	$6_{,14}$	$5_{,61}$	—	eine Spur	—	—
Hafermehl.	$59_{,00}$	$8_{,05}$	$2_{,5}$	$4_{,30}$	—	$23_{,96}$	$2_{,00}$	—	—	—

Bei der reifen Gerste fand es Einhof unmöglich, die Stärke vom Pflanzenleim zu trennen. — Die Gräser enthalten außer diesem auch in ihren frischen Stängeln und Blättern Stärke und Pflanzenleim, Gummi und Extractivstoff, vor Allem aber Zucker. Das Zuckerrohr gibt beim Auspressen die Hälfte seines Gewichtes Saft, aus welchem 24 bis 26 Procent Zucker gewonnen werden. Die frischen Gerstenstängel enthalten etwa $82_{,81}$ Procent Wasser, $2_{,45}$ Satzmehl mit Eiweiß, $0_{,9}$ reinen Eiweißstoff, $2_{,90}$ Extractivstoff u. s. w. Die Wurzelknolle von Cyperus esculentus (die Erdmandel) enthält gegen 33 Procent Stärke, 16 Oel, außer diesem Zucker, Eiweiß, Gummi. Selbst die getrocknete Queckenwurzel enthält über 17 Prozent Syrup (Mellago graminis).

Die Familie der Palmen reicht dem Menschen in ihren Früchten, Saft, und jungen kohlartigen Sprossen Nahrung und Getränk. Aus der Familie der Liliaceen enthält der Spargel außer einer nicht unansehnlichen Menge Pflanzen-Eiweiß und dem eigenthümlichen, stickstoffhaltigen Asparagin, phosphorsaures Kali und phosphorsauren Kalk, so wie Mannazucker. Die Zwiebel enthält auch in ihrem als Säure reagirenden Safte Pflanzen-Eiweiß, Zucker, Gummi und einen phosphorsauren Kalk. Die gleichen Bestandtheile sind in den Zwiebeln mancher Lilien, Asphodillen u. s. f. enthalten, in jenen der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), auch etwas Stärke und ein eigner, fetter Stoff, auf dem sich Sabadillsäure bildet. In der Wurzel der Iris florentina finden sich Stärke, Gummi und Extractivstoff mit einem leicht festwerdenden aromatischen Oel verbunden. Die Frucht der Musa paradisiaca enthält im unreifen Zustand ziemlich viel, leicht auszuscheidendes Stärkmehl und Pflanzenleim, die reife Frucht ist reich an Zuckersaft. Auch in den Wurzeln der Amomum-Arten, z. B. des Ingwers, findet sich gegen ein Fünftheil ($19,_{75}$) pflanzenschleimartige Stärke, $12,_{5}$ Gummi, $8,_{5}$ Schleim, unter anderm aber auch ein säuerlich scharfer oder nach Morin dem Fleischextract ähnlicher Extract. Die Bulben der Orchisarten enthalten nach Pfaff hauptsächlich Pflanzenschleim mit etwas Stärke, außer ihm einen flüchtigen, übelriechenden Stoff und ein bitteres Extract. In den Wurzeln der Arum-Arten scheint ebenfalls mehr oder minder häufig Pflanzenschleim mit Stärke vorhanden. Die Früchte des Pandanus utilis sind reich an Satzmehl; die Familie der Cycadeen enthält in Sagus Rumphii, Cycas revoluta und circinalis ein Mark, das überaus reich an Stärke ist.

An den zapfentragenden Bäumen zeigt sich, namentlich beim Lärchenbaum und manchen Fichtenarten, der Splint gallertreich wie die stärkeartige Faser der Kartoffeln, und enthält zugleich Mannazucker, während sich die Nuß bei einigen Arten an Geschmack und Kraft des Ernährens der Mandel nähert. Unter den kätzchentragenden Bäumen und Gesträuchen sind viele, deren Frucht dem Menschen ein Nahrungsmittel gewährt, wie die Kastanie, die Hasel- und Wallnuß, die Buche,

die eßbare Eichel u. s. Die Artokarpeen sind in dieser Reihe durch die eßbare Frucht der zuckerreichen Feige, des Maulbeerbaums und des Brodfruchtbaums bedeutend, während dagegen die Blätter der nahe verwandten Urticeen ein kohlartiges Gemüse geben, und die Samen des Hanfes ein auffallend reiches Maß von Pflanzen-Eiweiß (24,7 Procent) verbunden mit Oel und einem dem Opium in etwas verwandten Extract auszeichnet. Selbst die an Giften reiche Familie der Trikokken, wohin die Euphorbien gehören, erzeugt in der ebenfalls giftigen, bittern Wurzel der Iatropha Manihot ein nahrhaftes Stärkmehl, aus welchem sich der Bewohner der Tropenländer das schmackhafte Manioc- oder Cassavebrod bereitet.

Aus dem mehlhaltigen Samen einiger Polygoneen gewinnt der Bewohner der gemäßigten und kältern Länder das nahrhafte Haidekorn; unter den Chenopodeen zeichnet sich die Gattung Beta, z. B. Runkelrübe, durch einen reichen, 5 bis 8 Procent des Saftes betragenden Gehalt an Zucker aus. Aus dem Geschlecht Solanum empfängt der Mensch den nahrhaften Kartoffel, in welchem 15 Procent Stärke mit 7 Faserstoff, 1,2 Pflanzen-Eiweiß, 4,1 Gummi, 5,1 Säuren und Salze mit 75,0 Procent Wasser vereint sind, welcher jedoch des Pflanzen-Eiweißes und Pflanzenleimes entbehrt, und daher, ohne nebenherigen Fleischgenuß, nicht so vollkommen ernährt, als die Samen der Getreidearten. Auch die Früchte einiger andren Arten (z. B. des Solanum Lycopersicum) sind eßbar. Die Knollen des Convulvulus Batatas und edulis sind eben so reich an nahrhaftem Stärkmehl als der Kartoffel, und jener gibt den Bewohnern des wärmern America's, dieser denen von Ceylon eine sehr kräftige Speise.

Unter den Strychneen dient die bengalische Quitte durch ihre Frucht dem Bewohner von Madagascar zur Erquickung, während die Familie der Oleinen das wohlthätig lindernde und auch nährende Oel und den Mannazucker der Esche darreicht. Der südamericanische Kuhbaum (aus der Familie der Sapoteen) hat in seinem Safte dieselbe nährende Kraft und Eigenschaft wie die Milch der Säugthiere. Die Frucht der Heidelbeere (Vaccinium Myrtillus) enthält nur wenig Pflanzen-Eiweiß mit etwas Zucker, Gummi und Gallertsäure, so wie mit Aepfel- und Citronensäure vermischt, in der Schale (Haut) der Beere einen wohlthätig adstringirenden Stoff; bei einigen Campanuleen sind dagegen die Wurzeln eßbar und nahrhaft. Die weit verbreitete, an Arten und Individuen überaus reiche Familie der Syngenesisten gibt dem Menschen als Nahrungsmittel die eßbare, aber schwer verdauliche Knolle des Helianthus tuberosus (die Erdbirne), welche fast 15 Procent Zucker mit 77 Wasser und einigem wenigen Pflanzen-Eiweiß verbunden enthält, während sich in der fleischigen, leichter verdaulichen Wurzel der Storzonere gegen 9 Procent Stärke und nur 52 Wasser finden. Bei einigen (z. B. dem Gartensalat) wird das Blatt, bei den Artischoken der Fruchtknoten und gemeinsame Kelch zum Genusse benutzt.

Die gemeine Gurke enthält 97,13 Procent Wasser, 1,40 Zucker mit etwas Extractivstoff, 0,13 Eiweißstoff, außer diesem Spuren von Ammoniak, Phosphorsäure u. s. w. Von einigen Passionsblumen genießt der Mensch die fleischige breiartige Frucht, aus der Familie der Caprifolien die Beeren des Hollunders, so wie die Steinfrucht der Corneluskirsche. In Ermangelung besser geeigneter Speisen sucht er selbst in den Früchten einiger Rhizophoreen Sättigung.

Reich an nahrhaften Stoffen, besonders an Zucker, verbunden mit etwas Stärke und Gallertsäure, sind die Wurzeln einiger Doldenge wächse: die gelben Rüben (Möhren), die Zuckerwurzel (Sium Sisarum)

und Pastinakswurzel, welche, jene gegen 8, diese 12 Procent Rohzucker enthalten.

Aus der Familie der Terebinthaceen beliebt dem Menschen die nußartige ölichte Frucht der Pistazie, aus jener der Rhamneen die altberühmte, für den Geschmack mit unwiderstehlichem Reiz begabte Frucht des Lotus (Zizyphus Lotus), während dagegen die Frucht der Berberis so wie einiger Malpighieen mehr den Durst als den Hunger befriedigt. Die Ahorne bieten ihm den zuckerartigen Saft, die Roßkastanie das ohne große Schwierigkeit zu sondernde Stärkmehl, Sapindus saponaria die erquickende Pulpe der Frucht. Eine der wichtigsten, Nahrung gebenden Familien ist jedoch die der kreuzblüthigen Pflanzen, aus welchen unsre Kohlarten, die Rüben und Rettige herstammen. Namentlich enthalten die zuletzt erwähnten einen nicht unbedeutenden Antheil an Stickstoff führendem Eiweißstoff, und die Rübe, nach Drapier, gegen 9 Procent ihres Gewichts an Zucker. Auch im Saft des Weißkohls fand Schrader etwas Pflanzen-Eiweiß und grünes Satzmehl. Die Samen des Nelumbium speciosum und Lotus findet der Bewohner der wärmern Länder eben so wohlschmeckend als Mandeln, und selbst jene der gelben Teichrose (Nymphaea lutea) wurden wegen ihres Antheils an Satzmehl mehrmalen in Schweden in Jahren der Theurung unter das Brod verbacken. Unter den Papavereen zeigen sich die Corydalis bulbosa durch ihre 21 Procent Stärke und 2 Eiweiß enthaltenden Knollen, der Mohn aber durch seinen ölicht milchichten Samen zu unserer Ernährung bereit; Kapper und Raute dienen mehr nur zum gewürzhaften Beisatz der Speisen. Dagegen ist die Familie der Hülsenpflanzen nächst den Gräsern zur Ernährung des Menschen und seines thierischen Haushaltes eine der wichtigsten. Die Samen der meisten enthalten einen reichen Antheil von Stärke, verbunden mit Pflanzenleim und gummiartiger, stickstoffhaltiger Substanz. In unsern Bohnen (Phaseolus communis) beträgt die Stärke über 42, der Pflanzenleim über 18 Procent, und hierzu kommen noch als angeeigneter Beisatz für den verdauenden Magen 5½ Procent der gummiähnlichen, stickstoffhaltigen Substanz, während die Saubohnen (Vicia faba) unter andern 34 Procent Stärke und 11 Procent Pflanzenleim in sich führen. Die Erbsen enthalten über 14 Procent Pflanzenleim, 32 Stärke, fast 2 Procent Eiweiß und etwas Zucker; die Linsen 37 Procent Pflanzenleim und fast 33 Procent Stärke, und so scheinen die meisten Samen der Hülsenfrüchte der Mischung des thierischen Fleisches noch näher zu stehen als die Samen der Gräser. Die Erdnuß (Knolle vom Lathyrus tuberosus) enthält gegen 17 Procent Stärke, 6 Zucker, mit welchem 3 Procent einer stickstoffhaltigen Substanz verbunden sind, fast 3 Procent Pflanzen-Eiweiß und vieles Wasser. Unter die Sarmentaceen gehört der edle Weinstock. Seine Beere, welche bei günstiger Entwicklung in ihrem Safte 30 bis 40 Procent des eigenthümlichen Traubenzuckers enthält, dient mehr zur Bereitung eines wohlthätigen Getränkes als zur Speise.

Die Früchte der Orangen und Citronen dienen durch ihren erquickenden Saft mehr zur Befriedigung des Durstes als zur Stillung des Hungers, während dagegen unter den Malvaceen der eßbare Hibiscus und einige andere Arten durch ihren Ueberfluß an Pflanzenschleim nahrhaft werden. Unter den Tiliaceen gibt Corchorus olitorius ein gesundes Gemüse, so wie unter den Portulaceen der Portulac und die Claytonia, unter den Mesembryanthemen das Sesuvium portulacastrum zur Nahrung dienen. Eine beliebte und bekannte Speise sind für die Bewohner der alten Welt die Früchte der Stachel- und Johannisbeerarten, so wie für jene der neuen die der hiemit verwandten

lie der Cactus. Weinartigen Trank mehr, als Sättigung, bietet
pfel des Granatbaumes.

Die vollkommenste Familie der Pflanzen, jene der rosenartigen, er-
und erquickt den Menschen durch ihre Früchte. Unter andern
lten unter ihrem Wassergehalt, der 71 bis 90 Procent beträgt, die
n 11½, die Aprikosen 12, die Pfirsichen 16½, die Kirschen 18
nt eines leicht verdaulichen, gesunden, mit etwas Gummi und
enig (nur bei der Aprikose fast 1 Procent betragendem) Eiweiß
ndnen Zuckers; in den Reine-Claudes ist der Gehalt an Zucker
künstliche Umwandlung der Art gar auf 25 Procent erhöht. Der
der reifen Weinbeere aus guten Jahrgängen enthält aber, wie
s erwähnt, am meisten (gegen 30–40 Procent) Zucker, und hier-
ch einen riechenden Stoff, Gummi, Aepfelsäure, Weinsäure, Kalk
Kali, vor allem aber, in verhältnißmäßig nicht unbedeutender
e das zum Ferment der künftigen Weingährung dienende Pflanzen-
ß. Die Frucht der süßen Mandel enthält 54 Procent eines fet-
milden Oeles, verbunden mit 24 Procent Eiweiß, 6 Zucker,
flanzenfaser u. s. w. Doch dieses sind nur die einzelnen Linien,
nen sich neben der vielseitigen Verwandtschaft und Beziehung des
dlichen Verdauungsvermögens auf das Pflanzenreich aller Zonen
ller Formen zugleich das angeborne Eigenthums- und Herrscher-
unseres Geschlechts über die ganze umgebende, organische Welt
tet.

Aus dem Thierreich wird mit noch größerer Allgemeinheit
Fleisch oder das Ei der meisten Familien und Arten zur Ernäh-
tauglich gefunden, und der Mensch isset aus der Abtheilung der
lenthiere die Eier des See-Igels, aus jener der Gliederthiere die
e, die Heuschrecken, so wie die Larve, Puppe und das Flügelthier
rer Insecten (z. B. die Weidenraupe, die Puppe des Seidenwurms,
ermiten), ja selbst einige Ringelwürmer (z. B. Sipunculus edu-
Aus der Classe der Mollusken genießt der Herrscher der Erde
Menge der Schnecken und Muscheln, aus jener der Wirbelthiere
ihm ein großer Theil der (freilich weniger als die vollkommne-
andthiere nährenden) Fische, viele Amphibien, Vögel und (wenig-
im Nothfall) fast alle Säugthiere, jene durch Eier und Fleisch,
wenigstens durch ihr Fleisch, einige auch durch ihre Milch zur
ung. Obwohl das Fleisch einer ganzen, auch durch die vollkomm-
Classen hindurch gehenden Reihe von Thieren, welche zuletzt mit
Fleischfressern endet, einen eigenthümlichen (uriniösen, vielleicht
dem Gift verwandten) Stoff beigemischt enthält, der seinen Genuß
lich macht und ihn der menschlichen Natur verbietet. Bei dieser
rreihe scheint das Ganglien-Nervensystem mehr entwickelt, „deß-
waren gerade die Thiere, welche das Mosaische Gesetz als unrein
bnet, bei den Aegyptern als weissagende, oder die Zukunft anzei-
(μαντικὰ) betrachtet" (m. vergl. Origenes contr. Cels. L. IV,
)pp. ed. Paris, p. 572, 573, welcher jene Organismen der Ein-
ng unheilbringender, dämonischer Kräfte mehr ausgesetzt hält
andre).

Unter allen Fleischarten erkannten Wilson Philipp und Gosse das
des Hammels, der Tauben und auch der Hühner als das leicht-
ulichste an, dann Kalbfleisch und das meiste Wildpret, besonders
und Rebhühner, so wie das stärkende Rindfleisch. Schwer ver-
b ist das Fleisch der Schweine und welschen Hühner, unter allem
gel aber am schwersten der Fasan, die Enten und Gänse. Alles
sche Fett ist schwerer verdaulich als Pflanzenöl, am schwersten aber
utter, etwas leichter schon Rinds-, noch leichter Hammel-, noch

leichter Wildpret-, am leichteſten Schildkrötenfett. Milchrahm mit Waſſer vermiſcht ſey leichter verdaulich als bloße Milch u. ſ. w. Die Hauptbeſtandtheile der thieriſchen Leiber gleichen übrigens im Allgemeinen jenen, welche §. 10 von den menſchlichen erwähnt wurden. Doch ſind die chemiſchen Unterſuchungen über die Miſchungsverhältniſſe der nährenden Beſtandtheile, z. B. in verſchiednen Fleiſchſorten noch ziemlich ungenügend. Thouvenel hat gezeigt, daß das Fleiſch der Süßwaſſer-Fiſche, ungeachtet ſeiner Weiche, eine ungleich geringere Menge im Waſſer ausziehbarer Beſtandtheile enthalte als die andren von ihm unterſuchten Fleiſcharten; das Fleiſch der Schnecken, Krebſe, Fröſche und Vipern hat faſt ſo viel ausziehbare Beſtandtheile als das Kalbfleiſch; in einer ganz vorzüglichen Menge finden ſich dieſelben im Fleiſche der Schildkröten. Das Rindfleiſch enthält weniger Ausziehbares als das Kalbfleiſch, in ihm findet ſich die größte Menge unauflöslicher Subſtanz; es läßt, wenn man es trocknet, mehr Rückſtand als andre genauer unterſuchte Fleiſcharten. Dagegen iſt daſſelbe ganz vorzüglich reich an dem (S. 69) erwähnten, kräftigen Fleiſchextract oder Osmazom, der ſich beim Braten der ihn enthaltenden Fleiſcharten am meiſten nach der äußeren, braunen Cruſte hinzieht. Gute Rindfleiſchbrühe enthält einen Theil Extractivſtoff gegen ſieben Theile Gallert, die Knochen enthalten nur Gallert, kein Osmazom, daher den bloß aus jenen bereiteten Geleen der eigenthümliche, angenehme Geſchmack der guten Fleiſchbrühe abgeht. Auch dem Fleiſch der jungen Thiere fehlt das Osmazom. — Caviar enthält nach Tauſendtheilen, an Waſſer 580; geronnenes Eiweiß 245; ungeronnenes 62; butterartiges Fett 43; Kochſalz 67. — Die Leber der Säugthiere enthält weniger Waſſer (nicht ganz 0,69) im Vergleich zum Eiweißſtoff (0,20) als das Muskelfleiſch, hierbei noch 0,6 einer Subſtanz, welche nur wenig Stickſtoff enthält, 0,1 Fett und 0,1 feſte Theile. Die Leber mancher Seefiſche, z. B. des Nagelrochen (R. Batis) enthält mehr als zur Hälfte Oel; ſie läßt ſich mit Waſſer zu einer Emulſion auflöſen, welche Rahm und Butter abſetzt. — Die Milch der Thiere, eine flüſſige Speiſe des Menſchen, iſt, was die näheren Beſtandtheile betrifft, bei verſchiednen Thieren ſehr verſchieden. Vorzüglich reich an Rahm und Butter zeigen ſich Ziegen- und Schafmilch; die Milch der Pferde- und Eſelſtutten zeigt ſich zu einer weinartigen Gährung geneigt, man bereitet daher mit Leichtigkeit aus ihr ein ſtarkes gegohrnes Getränk.

Zum Getränk iſt dem Menſchen zunächſt das Waſſer angewieſen. Doch gelüſtet ihm ſeit alter Zeit nach Getränken, in denen durch Gährung (wobei dem Zucker ein ſtickſtoffhaltiger Pflanzenleim zugeſetzt ſeyn muß) und Feuer dem erheiternden, aufregenden Waſſerſtoffgas und dem Kohlenſtoff ein größeres Gegengewicht gegen das Sauerſtoffgas gegeben worden, als im gemeinen Waſſer. Unter andern entwickelt ſich aus dem Zucker und der Stärke des Pflanzenreichs durch Gährung ein Stoff, welcher ganz an der Gränze zwiſchen der Form des Dampfes und des tropfbar Flüſſigen ſtehend, jenem faſt näher verwandt iſt als dieſem: der Alkohol. Er enthält in ſeinem reinſten Zuſtande $12_{,896}$ Procent Waſſerſtoffgas, $52_{,653}$ Kohlenſtoff, $34_{,451}$ Sauerſtoffgas. In der Natur kommt er nie ohne Beimiſchung von Waſſer und andern einhüllenden Stoffen vor; wird er aber durch Deſtillation und Behandlung mit feſten Stoffen, welche ihres Kryſtalliſationswaſſers beraubt worden, ganz waſſerfrei dargeſtellt, ſo zeigt er ſeine giftige Natur unverhohlen, denn ſelbſt nur ein Löffel voll davon tödtet, durch Entziehung des Waſſers, den Menſchen oder das Thier augenblicklich, das ihn verſchluckte. Im gewöhnlichen Branntwein ſind 49 Procent Alkohol mit Waſſer und etwas fuſelichtem Oel verbunden; die verſchiednen Weinſor-

thalten in einer ungleich angeeigneteren, gesünderen Verbindung
Wasser, Zucker, etwas Gummi, Extractivstoff und einigen mehr
minder freien oder an erdige und kalische Basen gebundnen Säu-
bis 25 Procent Alkohol (der Portwein 24,05, Rheinwein 8 bis
Tokayer 10,44). Im (englischen) Bier finden sich 3 bis 8 Procent
l, verbunden mit Zucker und mit noch unzersetzter aufgelöster
und Pflanzenleim, so wie dem stickstoffhaltigen, eigenthümlichen
des Hopfens (Lupulin genannt). Dieses Getränk steht mithin
Mitte zwischen Nahrung und Trank. Ueberhaupt sind nach
alle durch Gährung bereiteten geistigen Getränke weniger schäd-
s die durch Destillation gewonnenen. Das in seiner Wirkung
utigere Getränk des Kaffees enthält ein nur zum Theil in Was-
lösendes Harz und ein talgartiges Oel, das an Geschmack der
utter gleicht, außer diesem jedoch einen bittern Stoff (Gmelins
itter) mit dem ganz eigenthümlichen Kaffein, einer Materie,
nächst dem thierischen Harnstoff die stickstoffreichste unter allen
chemisch untersuchten ist. Sie enthält 4,84 Wasserstoff, 46,51 Koh-
, 27,14 Sauerstoff, 27,51 Stickstoff, während dagegen das thie-
Eiweiß nur 16, Leim 17, Faserstoff 20 und nur der Harnstoff 43,
Trout 46,66 Procent) enthält. Doch unterscheidet sich jene merk-
e Materie dadurch von diesen thierischen Substanzen, daß sie
n der Wärme nicht fault. Der Thee enthält nach Davy und
8½ bis 10 Procent adstringirenden Gerbestoff, etwas Harz mit
genthümlichen Duft des Thees, gegen 6 Procent Gummi und
viel Pflanzen-Eiweiß. Seine besonders munter machende
scheint in demselben (harmloseren) vegetabilischen Princip zu
welches dem edlen Roß und der Gemse der Gebirge, wenn
auch an jenem Princip reichen Grasstängel und andre Kräu-
nießen, ihre Wachsamkeit und das geringe Bedürfniß zum
geben.

eses sind denn die mannichfachen Materialien, aus denen die
nde Kraft dem Menschenleibe seine verlornen Theile beständig
rsetzt und so den kleinen Tempel im Bau erhält. Die chemische
derung derselben zeigt uns freilich zunächst nur, daß es immer
n Elemente sind, mit denen eine unsichtbare und unwägbare
raft ihr Spiel treibt. Wie aber dieser Saitenspieler immer aus
n wenigen Saiten durch eine kaum merkliche Abänderung der
g des drückenden Fingers jetzt diese, dann andre Töne hervor-
ole dieselben Stoffe, und zwar in einem fast gleichen Mischungs-
niß, jetzt zur Stärke oder zum Zucker, jetzt zum Alkohol oder
l werden, das kann uns die Chemie nicht lehren. Mehr als
ndre lebendige Wesen, dieß zeigt uns das vorstehende Verzeich-
r Nahrungsmittel, vermag der Mensch, wie die Alles bildende
rkraft selber, aus den verschiedensten Regionen und Dingen
mente zu seinem Dienst herbeizurufen und dieselben nach seinem
niß, jetzt so, dann anders zu mischen und zu gestalten.
sonders bei den Gemüsearten aus dem Pflanzenreich bedarf
nsch, soll er sie verdauen, der aneignenden Zubereitung durchs
Dann verwandeln sich die roh fast ganz unverdaulichen und
en mehlichten Kartoffeln, Brocoli, brauner Kohl, Spinat,
e in leichter; Weißkohl, Rettig, rothe Rüben in etwas
r verdauliche Speisen, und auch Obst und zuckerhaltige Rü-
bgleich sie schon roh genießbar sind, eignet sich der Magen
leichter an, wenn sie gekocht sind. Ja durchs Feuer macht
Mensch selbst die giftige Manihocwurzel zur nahrhaften, ge-
Speise.

Anatomiſche und phyſiologiſche Bemerkungen: Im niederen Thierreiche wird der Anfang des Darmcanales: Mund und Schlund, von mächtigen Fäden und Geflechten der oberſten, wichtigſten, dem Gehirn entſprechenden Nervenknoten umſchlungen, ja der Schlund durchbohrt den Nervenknoten. Die erſten Anfänge eines thieriſchen Nervenſyſtems zeigen ſich als kreisförmiges Gewebe um Mund und After einiger Strahlenthiere. Im vollkommneren Thierreich empfängt der eigentliche Darmcanal ſeine Nerven aus dem Ganglienſyſtem (m. v. §. 17); nur Mund und After aus Gehirn und Rückmark.

Die Zähne ſind dreifacher Art: 8 Vorderzähne oder Schneidezähne, dentes incisivi (τομεῖς genannt nach Jul. Poll. Onomast. L. II, §. 91, προσθίους, ὀξεῖς nach Arist. de part. anim. L. III, c. 1), 20 Backzähne oder Mahlzähne d. molares (μύλοι oder μύλαι bei Suidas, Ariſtoteles nennt ſie γομφίους πλατεῖς), endlich die zwiſchen den Schneide- und Backzähne ſtehenden 4 Eck- oder Hunds- oder Augenzähne, dentes canini (κυνόδοντες bei Ariſtoteles l. c.). Die Zähne ſitzen in den Zahnhöhlen eingekeilt und entwickeln ſich in den rinnenförmigen Aushöhlungen der Kiefer zuerſt in einem Säckchen, aus deſſen Boden pilzartig die Kernſubſtanz des Zahnes aufwächst. Dieſe wird von oben her, von den Spitzen angehend, dem Geſetz des gewöhnlichen Wachsthums entgegen, mit Knochenſubſtanz überzogen, und der von der Krone zur Wurzel herab ſich ausbildende Zahn, verlängert ſich, ſchiebt ſich ſelbſt in die Höhe, durchbricht das Säckchen, das ihn umkleidet, und zertrennt das Zahnfleiſch (ein feſtes, elaſtiſches, gefäßreiches, mit der Schleimhaut des Mundes überzogenes Zellgewebe, das im gewöhnlichen Zuſtande von geringer Empfindlichkeit iſt). Es treten bis gegen Ende des zweiten Lebensjahres die Schneide-, das erſte Paar der Back-, die Eck- und das zweite Paar der Backzähne, überhaupt alſo beim Kind ſtatt der 32 bleibenden Zähne des ſpäteren Wachsthums nur 20 Milchzähne hervor. Hierauf kommen nun im ſechsten und ſiebenten Jahre das dritte Paar der Backzähne und bald hernach die bleibenden Zähne, deren Keime ſchon an der Wurzel der Milchzähne in ihrem eigenthümlichen Säckchen lagen und von hier ſich entwickelten. Etwa im vierzehnten Jahre kommt das vierte, etwa im einundzwanzigſten das fünfte Paar der Backzähne. Die urſprüngliche Bedeutung jener nur mit Knochenſubſtanz umhüllten Nervenpapillen zeigt ſich deutlicher noch an den Milchzähnen, mit weit offenen Wurzeln, als an den bleibenden Zähnen, mit verlängerten, ganz ſich ſchließenden Wurzeln. Der Schmelz der Zähne, von ſtreifig-faſrigem Gewebe, beſtehet aus $85{,}_2$ phosphorſaurem, $3{,}_3$ flußſaurem, $8{,}_0$ kohlenſaurem Kalk, dann aus $1{,}_8$ phosphorſaurem Talk und $2{,}_0$ Waſſer.

Die Lehrer der Athletik empfahlen es ihren Schülern, daß ſie, wenn ſie anders wollten, daß die genoſſene Speiſe ihnen Kraft gäbe, dieſe nicht bloß mit den Zähnen zerreißen, ſondern mit Muße zerkauen (κατὰ σχολὴν λεαίνειν) ſollten. M. v. Phil. Jud. SS. Leg. Alleg. I, 58, ed. Mang. I, 63 und Clem. Alex. Phaed. II, c. I.

Die eigentlichen, dem Geſchmack dienenden Nervenpapillen finden ſich auf und an der Zunge. Die größten (Pap. truncatae, vallatae), etwa 12 an der Zahl, einen Winkel bildend, deſſen Spitze nach hinten gekehrt iſt, ſind nach oben dicker und wie abgeſtutzt, an ihrer Baſis umgibt ſie ein erhöhter Rand; eine zweite Art (P. clavatae oder capitatae) endigt oben in ein rundliches Köpfchen, während die dritte (P. conicae und filiformes) mehr ſpitzig zuläuft. Jene ſind über die ganze Oberfläche, dieſe mehr am Umfang der Zunge verbreitet.

Die Bewegung der Unterkinnlade, ſenkrecht von unten nach oben (die beißende), welche am Raubthier die vorherrſchende iſt,

durch die bei Raubthieren ausgezeichnet starken Schläfemuskeln
exterus, Galen. de musc. dissect. c. 6, ed. Kühn. T. XVIII, B,
3), die aber zugleich nach den Seiten gehende von den Käumuskeln
Galen a. a. O. nennt sie μασητῆρας) und den innren Flügel-
kln, welche von den flügelförmigen Fortsätzen (πτερυγοειδεῖς ἐκ-
ις ib. p. 935) des Keilbeins herkommen; die von vorn nach hinten
de, welche beim Nagethier vorzüglich kräftig ist, durch die äußern
Muskeln bewirkt. Das Herabziehen des Unterkiefers wirkt der
änchige Muskel desselben, welchen Galen a. a. O. sehr gut beschreibt.
ienen übrigens auch beim Käuen mehr oder minder jene neun
kelpaare, welche zur Bewegung der Lippen und Backen bestimmt

Der Reiz der Nahrungsmittel, ja schon der aufgeregten Eßlust,
ie Nervenpapillen der Zunge, so wie die Bewegungen der erwähn-
Muskeln beim Käuen, erregen die Absonderung des Speichels (τὸ
ν Galen. de semin. II, 6, ed. Kühn. p. 645), in den eigentlich
annten, aus kleinen, in einzelnen Lappen verbundenen Körnchen
enden Speicheldrüsen: der Ohrspeicheldrüse (Parotis, später mit
n Namen belegt, der ursprünglich eine Krankheit derselben bedeu-
Galen. de remed. parabil. c. 7), die ihre Flüssigkeit in den
d, durch den Stenonischen Gang, in der Gegend des zweiten und
n Backenzahns ausführt, so wie die Unterkieferdrüse (glandula
axillaris) durch den unter der Zunge neben dem Zungenbändchen
enden Whartonschen Gang und die Unterzungendrüse (gl. sublin-
s) durch viele kleine, neben der Zunge ausmündende Oeffnungen.
r diesen drei größern finden sich in den Backen und Lippen noch
kleine drüsen- und grubenartige Absonderungsorgane. In dem
ntheils (zu 99 Procent) aus Wasser bestehenden Speichel ist außer
alz- und milchsauren Salzen und Osmazom ein eigenthümlicher
(Salivin) enthalten, welcher bei mehreren Thieren von giftiger
schaft, als Ferment beim Beginn des Verdauungsprocesses wirkt.
n Winterl machte auf die wahrscheinliche Ursache dieser giftigen
schaft: auf die Blausäure, aufmerksam, welche selbst im Speichel
Schafes (weniger merklich in dem des Hundes) gefunden wird.
gens sollte schon nach Galen der Speichel der einen Thierart für
d eine andre specifisch giftig seyn, auch wenn er es absolut nicht ist.
p der Speichel des Menschen für die Viper ein Gift und umgekehrt
naequal. intemper. c. 6). Der Speichel eines Nüchternen könne
Scorpion tödten, während der Speichel der Viper weder für andre
re, noch der des Menschen für andre Menschen giftig sey (ib.).
Immer mischt sich auch (vorzüglich aus den am weichen Gaumen ge-
en Mandeln) dem Speichel noch Schleim bei.

Nicht bloß Magen, dünner Darm und Dickdarm, sondern auch
nd und Magen sind schon durch die Structur ihrer Häute so sehr
tlich verschieden, daß man noch an Stücklein von der Größe
Quadratlinie erkennen kann, von welchem der vier Organe sie
men. Das Verhältniß der Länge des Darmcanals zu der des
s Körpers wechselt in Erwachsenen von 3 bis 8, ist im Mittel 5.
Speiseröhre oder der Schlund beginnt mit dem Schlundkopf (Pha-
), der unter dem Luftröhrenkopf (Larynx) liegt. (Die ältere Gleich-
heit beider Worte zur Bezeichnung der Luftröhre, erwähnt
. de us. part. L. VIII, c. 1; der Schlund ὀισοφάγος, de us.
L. IV, c. 7, ed. Kühn III, 279). Es zeigen sich an jenem die drei
ten der Wand des eigentlichen Schlundes als drei deutlichere
llagen (Schlundkopfschnürer). Die Speiseröhre geht links hinter
Luftröhre und rechts neben der Aorta an der Rückenwirbelsäule,
; das die Brusthöhle von der Bauchhöhle scheidende Zwerchfell

(Diaphragma) hindurch und dann hinab nach dem Magen. Der Schlund ist das fleischigste, musculöseste Stück des Darmcanals, die seine äußerste Lage bildende Muskelsubstanz besteht aus Längs-, dann eine innere Schicht aus Quer- und Ringfasern. Unter der Muskelscheide liegt die weiße Gefäßhaut, dann die zarte, auskleidende, der Oberhaut des Körpers entsprechende Innenhaut. Die Aeste des Stimmnervenpaares umziehen den Schlund netzförmig und verenden sich in ihm. Ihnen dankt die Speiseröhre ihre Empfindlichkeit, so wie den Muskelschichten jene wurmförmig bewegende Contractionskraft, wodurch es möglich wird, sogar mit nach unten gestelltem Kopfe, zu schlingen.

Der Magen (γαστὴρ, in seiner Gestalt und seinen Verrichtungen beschrieben bei Galen de us. part. L. IV, c. 7, 8, στόμαχος, ist zunächst der Mageumund de vict. rat. in morb. ac. I, 18; de alim. facult. II, 26, de us. part. IV, c. 8), in welchen sich die Speiseröhre erweitert, erstreckt sich, etwas links nach hinten liegend, schräg, ein wenig zur Rechten und nach vornen. Seine Höhlung vermag im erwachsenen Menschen bei mäßiger Füllung 5 bis 11 Pfund Wasser zu fassen. In Kindern ist der Magen runder und kürzer, in Erwachsenen (besonders vom weiblichen Geschlecht) mehr länglich, so daß er sich dann mehr rechts hinüber erstreckt. Er ist seiner Gestalt nach ein gekrümmter, kegelförmiger Sack; die Dicke seiner Wände beträgt ½ Linie. Die eigentlichen drei Häute des Magens sind bis auf zwei streifenartige Stellen nach außen noch von einer vom Bauchfell herkommenden Haut umkleidet. Die innere Haut unterscheidet sich durch runzlichte Fältchen, welche ihr eine sammetartig schwammige Beschaffenheit geben. Sie besteht aus den zartesten, letzten Enden der Blutgefäße, ohne wahrnehmbare Enden der einsaugenden Gefäße. Durch den Pförtner (πυλωρὸς, so genannt, weil er wie ein guter Thürhüter darüber wacht, daß nur der aufgelöste und verdaute Speisebrei durch seine enge Pforte hindurchgeht, während er, sobald sich etwas Unverdautes oder Hartes ihm naht, die Oeffnung vor ihm zuschließt und dasselbe zurücktreibt in den Grund des Magens, Galen. de us. part. IV, c. 7, ed. Kühn. p. 280), welcher nach außen durch eine meist ringartige, drüsig- (fibröse) Substanz gebildet wird, nach innen aber einen glatten, weichen, hervorragenden Wulst darstellt, endet der Magen in den Dünndarm, welcher das längste (meist über vier Fünftheile des ganzen Verlaufes betragende) Stück des Darmcanals ist. Der Anfang des Dünndarmes ist der Zwölffingerdarm (Duodenum, ἔντερον δωδεκαδάκτυλον schon von Herophilus benannt nach Gal. an. adm. VI, c. 9), unterschieden vom übrigen Dünndarm durch seine größere Weite und seinen Gefäßreichthum. Er nimmt den vereinigten Ausführungsgang der Galle und der pankreatischen Flüssigkeit (davon später) auf. Der eigentliche Dünndarm, abgetheilt in das Jejunum (νῆστις bei Gal. an. adm. VI, 9 und Ileum τὸ λεπτὸν ib. in der angebl. Galenischen Schrift de anat. viv. Ileon.) mit seinen mannichfachen Windungen, endet zuletzt mit einer klappenartigen Fortsetzung ins Innere des Dickdarms, in welchen er sich, fast einen rechten Winkel mit dessen Richtung bildend, hineinsenkt. Die innerste Haut des Dünndarmes bildet haufige, querlaufende, klappenartig ins Innere des Darmes hineinragende Falten oder Verdoppelungen, wodurch die innere Fläche um sehr Vieles größer als die äußere wird, so daß sie an Ausdehnung diese um mehrmalen übertrifft. Außerdem bilden sich zahllose, ganz kleine, dicht aneinander stehende Fältchen, als Flocken oder Zotten, villi (ἶνες, Galen. de us. part. L. IV, c. 17, ed. Kühn. III, 331) des Darmcanals, in denen sich die zartesten Netze der Darmarterie, aus welchen sich wieder die Venen entwickeln, verbreiten. Zwischen dieser Flockenhaut und der auf ihr liegenden Zellhaut, so wie in dieser selbst, sind die

Haut des Dickdarmes bildet Falten oder Runzeln, die ſich aber,
e am Magen, beim Aufblaſen des todten Darmes verziehen (nicht
e ungleich größern, am Dünndarm, bleiben). Sie werden durch
leimabſonderuden Blutgefäßenden gebildet. Die Bewegung des
nten Darmcanals iſt vorzüglich und vorherrſchend eine wurmför-
n oben nach unten, vom Mundende nach dem Maſtdarm gehende,
jedoch zu Gunſten der Einſaugung und Verdauung öfters durch
ückwärtsgehende, jedoch in der Regel ungleich ſchwächere durch-
und aufgehalten wird. Leichter verdauliche, flüſſigere Speiſen
2 bis 5, ſchwerer verdauliche, beſonders ſehr ölichte oder fette
n bis 5 und 6 Stunden im Magen, doch verlängert ſich dieſe Zeit
twas im Schlafe. Hier im Magen iſt es denn auch, wo die oben
5 erwähnte Ausſcheidung des Chlorwaſſerſtoffes oder der Salzſäure
ht und das Geſchäft der Verdauung einleitet. Dieſe Beimiſchung
agenſaftes iſt ſo merkwürdig, daß wir ſie etwas näher betrachten.
as Chlor, oder der Salzgrund, iſt in dem Kochſalz, welches ſich,
em Waſſer des Meeres vermiſcht oder in beſondern Lagern des
ndes, wenigſtens aber als ein nie fehlender Gemengtheil oder
gniß des thieriſchen Körpers überall auf der Erdoberfläche ver-
t findet, mit einem ſilberweißen Metall, dem Natrium verbunden,
ich leicht in Plättchen preſſen läßt und leichter als Waſſer iſt.
reine, von ſeinem Metall geſchiedene Chlor iſt ein Gas von grünlich-
Farbe, faſt 2½ mal ſchwerer als die Luft. Eben ſo wie das
ſtoffgas unterhält es das Verbrennen ſehr vieler Körper, ja dieſe
nden ſich meiſt in ihm bei der gewöhnlichen Lufttemperatur von
, ſo unter andrem die meiſten Metalle, wenn man ſie gepulvert
bringt. Ein Wachslicht brennt im Chlorgas mit rußender
me. Aber, obgleich dieſer Antipode des Sauerſtoffgaſes das Ver-
en unterhält, wirkt er dennoch auf die Athmungswerkzeuge der
den Thiere auf eine, dem Einfluß des Sauerſtoffgaſes ganz ent-
geſetzte Weiſe, als ein den Athmungsproceß aufhebendes (tödtliches)
— aus demſelben Grunde, aus welchem der Südpol eines ſtärkeren
netes die magnetiſche Kraft in dem Südpol eines ſchwächeren zer-
welche durch den Nordpol verſtärkt wird. Anders dagegen iſt es,
as Chlor in der Gegenregion des Leibes (im Magen) vereint mit

Bei den niederen Thierclassen nimmt die Salzsäure an Menge ab, d gegen der Gehalt an Essigsäure zu. Im Magensaft der Hühner scheit nach Brugnatelli's und Treviranus Versuchen außer der Salzsäu etwas freie Flußsäure vorhanden zu seyn. Auch der Saft in de Dünndärmen ist sauer, eben so wie dieß im gesunden und natürliche Zustand der Saft der Pankreas ist; der Saft der Dickdärme dagegen i alkalisch. Doch zeigt sich wenigstens bei fleischfressenden Thieren no im Blinddarm eine Spur von Säure, so wie der Saft desselben au wieder etwas Eiweißstoff enthält, der dem letzten Ende des Dickda mes abgeht.

Wenn denn, von dem Magensaft aufgelöst, der Speisebrei in de Dünndarm gelangte und hier abermals mit der aus den Häuten de selben sich aussondernden Flüssigkeit so wie mit dem Saft der Pankrea und mit der später noch zu beschreibenden Galle sich vermischt hat, ve weilt er hier abermals mehrere Stunden; am längsten jedoch dauert ve hältnißmäßig der Durchgang des zum Unrath gewordenen Restes de aufgenommenen Nahrung und der hinzugekommenen, häufigen Au sonderung aus dem Darmcanal selber, im Dickdarm. Dennoch wir dieser ganze Verlauf bei gesunden, erwachsenen Menschen wenigstens i 24 Stunden beendigt.

Die Leber (ἧπαρ, beschrieben bei Galen. de us. part. L. IV, c. 1 et al.), das größeste Eingeweide des Leibes, welches im ausgewachsene Zustand fast vier, ja fünf Pfund schwer ist, nimmt die oberste Regi der rechten Seite der Bauchhöhle ein, sie ragt aber mit ihrem dünnere Theil über die Mitte hinüber nach der linken Seite. Es findet sic an ihrer concaven, unteren Seite, in der einen Furche oder Einbuc tung die Gallenblase, in der andern der Eintrittspunkt der Gefäß (die Pforte); während an der hinteren Seite der Leber, in einer Ein tiefung derselben, in welcher die untere Hohlvene emporsteigt, die da Blut zurückführenden Venen in diese sich verlaufen. Es wird die Le ber, welche im Kindheitszustande des Leibes verhältnißmäßig größer ist von ihrer eigenthümlichen Arterie ernährt, die Galle aber aus dem Venenblut der Pfortader abgesondert, welche das Blut, vermischt mi dem noch fremdartigen Stoffe, den die Venen in dem Magen und zum Theil auch im übrigen Darmcanal eingesogen, aus diesen verdauende Organen zurückführt. Schon im neugebornen Kinde hat dieses Gefäß system, welches den größten Theil des Blutes des mütterlichen Leibe als äußerlichen Nahrungsstoff aufnimmt, ihre, den heftigen Gegensa zwischen außen und innen (S. 112) vermittelnde Bestimmung.

Die Galle (χολή, die ältern Ansichten über ihr Entstehen theil Galen mit: de Hippocr. et Plat. decret. L. VIII, c. 4, besonders aber c. 5 ed. Kühn V, 683) enthält nach Berzelius gegen 91 Procent Wasser 3 (eigenthümlichen) Gallenstoff, 1 Schleim und Salz. — Der eing trockenete Theil des Gallenstoffes schmeckt zuerst bitter, hintennach ab ganz deutlich süß und ist brennbar. Er hat nach (S. 113) viel Ähn lichkeit mit dem Lakrizzucker, besonders mit dem vom Abrus preca torius, in welchem ebenfalls ein nicht wieder abscheidbarer, grüne Farbestoff enthalten ist. Dieser Farbestoff, der auch zugleich den Gal ihren Geruch und bittern Geschmack gibt, ist von harziger Natur (Gal lenharz). Außer ihm entdeckte Thenard in dem Gallenstoff eine ei terlich-süße Substanz: das Pikromel oder den Gallenzucker. 1000 Thei Ochsengalle enthalten nach Thenard fast 876 Theile Wasser; über 75 G Gallenzucker; 30 Th. Harz; 5 Th. gelben Farbstoff; 5 Natron u. s. w — Gmelin bemerkte außer einem nach Moschus duftenden Bestand theil, in der Galle einen dem Asparagin (der sich ganz besonders in Spargel findet) sehr gleichenden Stoff. — In der Hundegalle ist m

bei viel ſpecifiſch leichter als die Leber (dieſe iſt über ½mal, jene
ſpecifiſch ſchwerer als das Waſſer), hat ihre Lage an der linken
er Bauchhöhle, nach oben und hinten unter den kurzen oder fal-
ippen. Sie iſt meiſt länglich dreiſeitig. Vermöge eines merk-
n Wechſelverhältniſſes mit dem Magen ſchwillt ſie durch das
zende Blut zu größerem Umfang an, wenn der Magen leer iſt,
kleinert ſich dagegen bei gefülltem Magen. Dieſes weichſte, zar-
ageweide iſt in Kindern verhältnißmäßig kleiner als in Erwach-
der Genuß des Eiſens ſo wie adſtringirender Stoffe ſcheint die
ſammenzuziehen (zu verkleinern). Das ſehr häufige Blut, wel-
Milz zuſtrömt, ſcheint hier eine eigene Veränderung zu erlei-
wird wäſſeriger, dunkler, bleibt länger flüſſig (gerinnt nicht
) als das Blut andrer Organe. Es hat zugleich eine ſtärkere
ung gegen das Oxygen. Die Milz ſcheint nach S. 99 vorzüglich
eitung des Farbſtoffes im Blute zu dienen.

e Bauchſpeicheldrüſe (πάγκρεας, ſo genannt wegen ihres
iſchähnlichen Weſens, nach Galen. de us. part. L. IV, c. 11),
er Maſſe, deren ſpecifiſches Gewicht doppelt ſo groß iſt als das
ſſers, iſt die größte körnige Drüſe des Menſchenleibes. Sie
ſt vier Unzen. Ihre verhältnißmäßige Größe nimmt von der
an ab. Ihre Lage iſt hinter dem Magen, vor den großen Ge-
es Gekröſes; ſie ziehet ſich von und auf der Milz rechts nach
örtner und Zwölffingerdarm hin, deſſen linke Beugung ſie bis
sgang aus dem Gekröſe begleitet. Es ſondert ſich in dem kör-
igen Weſen der Pankreas eine ſpeichelähnliche Flüſſigkeit aus,
mit ihrem aus vielen einzelnen Würzelchen entſtehenden Aus-
sgange, dem ausführenden Canal der Gallenblaſe und Leber ſich
und mit ihm in die Mitte des Zwölffingerdarms einmündet.

e Nieren (νεφροὺς) beſchreibt ſchon ihrem innern Baue nach
genau Aretäus (Causs. diut. L. II, c. 3, p. 52). Ihre feſte
ſ, welche keinen Faſerſtoff enthält, gleicht der chemiſchen Zuſam-
ung nach der fibröſen Haut der Arterien. Die, wie oben S. 99
worden, wahrſcheinlich zur Bereitung des Farbſtoffes des Blu-
ragenden Nebennieren ſind nur im Fötus verhältnißmäßig
ß und ſcheinen ſpäter nicht mehr zu wachſen; ſie liegen in der

Harnleiter (Ureteres) in die Blaſe (vesica urinaria) und aus dieſer in die Harnröhre (Urethra) geführt (Galen. us. part. V, c. 5 seqq.). Die Harnſäure, übrig geblieben aus den Excrementen der Vögel, bildet auf mehreren Inſeln der Südſee die eigenthümliche unter dem Namen Huano bekannte, oberſte Erdlage.

Alle eigentlichen Verdauungsorgane, vor allen mithin Magen, Dünndarm und Dickdarm, weniger die bloß ausſondernden Theile der Unterleibshöhle, z. B. Pankreas, noch weniger der letzte Verlauf des Dickdarmes im Maſtdarmende, welches, ſo wie die Nieren und der übrige innre Harnapparat ganz außerhalb dieſer Umhüllung liegt, ſind von dem die Bauchhöhle, vom Zwerchfell an bis zur Beckenhöhle auskleidenden Bauchfell, wie von einer zugehörigen, äußern Haut umhüllt, welche zur Leber, Milz und ſelbſt zu den Nieren, Uterus und Ovarien bänderartige Fortſätze bildet, den Magen, Grimmdarm und Leber unter dem Namen der Bänder (ligamenta), den übrigen Darmcanal unter dem Namen des Gekröſes (Mesenterium und Mesocolon) umfaßt und verbindet. Zwiſchen den doppelten Lagen des Gekröſes, welche ſich um jene Eingeweide ſchlagen, verlaufen die Gefäße. — Die Netze (Omenta) ſind hautartige, mit Gefäßen und Fett verſehene, frei in den Unterleib hereinhängende Fortſätze jener Ueberzüge, und finden ſich am Magen, ſo wie zwiſchen Magen und Leber und am querliegenden Theil des Dickdarms (Galen. de us. part. IV, c. 8, 9, 10, 20).

Die Knochen.

§. 14. Von den elementaren Vorgängen und Bewegungen des thieriſchen Lebens: von jenen des Blutumlaufes und Athmens, ſo wie der Verdauung und Ernährung, wenden wir uns nun zu den Vorgängen einer höheren Art: zu der Geſchichte der Empfindung und thieriſchen Bewegung. Der Empfindung ſo wie dem Willen des Thieres dient das zarte Gebilde der Nerven; die Bewegung vollbringet der Muskel, beide aber, der Nerv und der Muskel, wären nicht dieſes Empfindende und Bewegende, ohne ein Drittes, gänzlich Unempfindliches und Unbewegliches in ihrer Mitte. Das iſt das Knochengerippe: ein Bild des Todes mitten unter den Bewegungen und Erzeugungen des Lebens; ein phosphorſaurer Kalk, mit Gallert gemiſcht, welchem das bildende Leben, ſtatt jener ſechsſeitigen Kryſtallgeſtalt, die das gefrierende Waſſer, der Bergkryſtall und Smaragd mit dem phosphorſauren Kalke gemein haben, den ſchönen Umriß der Menſchengeſtalt eindrücket. Denn der Knochen, für ſich allein ohne Reiz und Schöne, iſt es dennoch, welcher durch ſeine Formen, an dem edlen Antlitz und dem geſammten Körper des Menſchen, den Ausdruck von harmoniſchem Einklang und Wohlgeſtalt begründet.

Nach der Lehre des Alterthums ſollte im Knochen, dieſem „erdartigſten" Theile des Leibes jenes Princip herrſchen, welches im Steinreich ſtatt der Seele waltet, das Princip der „Haltung" (S. 35). Die Haltung iſt (nach §. 11) das feſte Band der Beziehung, in welcher das Einzelweſen zu andren Einzelweſen ſtehet, für welche und um deren willen es da iſt. Das Niedere iſt immer (ſo lehrten die Alten, m. vergl. d. §. 4), um des Höheren willen da, der Menſch wegen einer obern Welt des Geiſtigen, das Thier zugleich um des Menſchen, die Pflanze wegen des Menſchen und des Thieres, der tragende Boden um der Pflanze, des Thieres und des Menſchen willen. So bleibt zuletzt dieſem niederſten jenen allen unterworfenen Ende des ſichtbaren Daſeyns nur noch das Seyn für Andre, die *Haltung* übrig.

Auf ähnliche Weiſe dann erſcheint es als Weſen des Knochens ſich bloß paſſiv ſtillhaltend, tragend oder ſchirmend, wie ein nützliches Gewand gegen die andren, lebendig bewegten Theile des Leibes zu verhalten. Darum erkennt ſchon Galen in dem Skelet zunächſt nur die ruhende Stütze der weichen, beweglichen Gebilde des Leibes: „den feſten Grund" an, worauf jene, wie die Blätter und Blüthen auf dem Stamm eines Baumes, aufgetragen und eingefügt ſind. Oder eine ſchützende Decke, welche das Gehirn und Rückmark nach außen umſchließt und verwahrt; gleich jener ſchirmenden Schale, welche im niederen Thierreiche den ganzen weichen Leib umhüllt, und hier, an der Gränze, wo die Lebensbewegungen der Säfte erlöſchen, nach Art eines todten, unorganiſchen Gebildes entſteht.

Aber die Bedeutung des Knochens muß noch eine andre ſeyn. Nachdenken erweckend erſcheinet ſchon die unverkennbare ſtätige Wechſelbeziehung, in welcher die Entwicklung des Skeletes im Thierreiche mit der Entwicklung des Nervenſyſtemes und ſeiner Sinnen ſtehet. Die höhere Entfaltung des Nervenſyſtems und die wundervollen Lebenserſcheinungen an demſelben im vollkommneren Thierreiche ſcheinen eben ſo nothwendig und weſentlich an das Daſeyn einer Wirbelſäule geknüpft, als die Funken und Actionen des Galvanismus an das Zugegenſeyn und an die Wechſelwirkung der metallenen Platten. Wirklich iſt dann auch von andren Seiten das Weſen und die Beſtim-

mung des Knochens mit jenen der metallenen Armaturen der Nerven und Muskeln bei den Vorgängen des Galvanismus verglichen worden. Nach ähnlichem Gesetz wie die Condensatoren und Armaturen im elektrischen Processe, sollten die zwischen und neben Nervencentrum oder Nebenfäden und Sinnesorganen oder Muskeln eingefügten Knochen zur Verstärkung und Bekräftigung der Empfindung der Nerven und der Reizbarkeit der Muskeln dienen.

Auch eine solche Ansicht fasset jedoch das Räthsel noch nicht von allen Seiten und würdig genug auf. Das Räthsel: wie aus diesem rastlosen und kräftigen Bewegen und in seiner Mitte ein todt-Ruhendes und Starres entstehen und sich bilden konnte; wie das gestaltende, äußerlich werdende Leben so unmittelbar von der scharfen und lebendigen Empfindung zur dumpfesten Gefühllosigkeit den Uebergang finde, ja beide in so nothwendigen Zusammenhang zu stellen wisse, daß das eine hier an die Stelle des andren sich zu drängen, dieses zu vertreten scheint, dort aber das eine von dem andren erst hervorgerufen und in Wirksamkeit gesetzt wird.

Der Gang dieser Untersuchungen, welcher nichts, das auch nur auf das äußerste und letzte Geschäft der empfindenden und wirkenden Seele Bezug hat, mit Wissen übergehen darf, führet uns hier noch zu einer andern Seite der Betrachtung des Knochens.

Es ist, nur in einer niedreren, leiblichen Region, der Act des Entstehens des sichtbar körperlichen Gebildes derselbe, welcher uns in der geistigen Region als Act des Selbsterkennens erscheint. Das leibliche Element stellet sich dort entschieden und deutlich als das dar, was es ist: Erde als starre Erde, die vom oberen, kosmischen Lichtwasser durchdrungene Luft und das Wasser, als lebendes Blut und Nerven-Flüssiges. In der höheren, geistigeren Region des Selbsterkennens beginnt das Leben erst dadurch, daß das Todte sich selber als Todtes darstellet, als solches erkennet: denn erst hierdurch erwachet das anziehende Sehnen nach dem oberen, belebenden Einfluß, durch welchen das an sich Todte zu einem Lebenden wird. Die starre, dunkle Planetenfläche ist es, an welcher das Einwirken der Sonne sich erst als Licht sichtbar machet, und alles unsrem

erſcheinende Leben beſtehet in einem beſtändigen Herab=
n der bewegenden Kräfte einer oberen Region des Lichtes
untere des Todes und des Dunkels. Unentſchieden und
faltet bewegen ſich noch die Elemente der verſchiedenſten
nd Abkunft, in der Pflanze und im unvollkommneren
t, in und durch einander. Der Leib des vollkommneren
ts und des Menſchen dagegen wird auch dadurch zu einem
nmneren Ebenbilde des Weltganzen, daß er in ſeinem ei=
, durch unſichtbare, obere Kräfte bewegten Innern das
örperlichſte träget; daß er, neben der zu Fleiſch und
gewordenen Atmoſphäre, in ſich zugleich das ſtarre, todte
ge bildet und darſtellet (nach §. 10). Im Einzelnen wie
anzen wird da erſt das obere Leben zum Herniederſteigen,
ichtbaren Geſtalten und Bewegen gezwungen, wo ein Un=
und Todtes ſich darſtellt, welches des belebenden Strah=
n oben bedarf und ihn eben hierdurch auf ſich herabzieht.
ierv wäre nicht ein Durchgangspunkt, ein Leiter der obe=
benskräfte, wäre mithin nicht empfindender und bewe=
Nerve, ohne den Knochen: ohne ein deutlich und ent=
n gewordenes Todtes im Innern, ein Bedürfendes, auf
s, nach einem höheren Geſetz der Anziehung, das Leben
enkt wird.

Die Frage: über die Bedeutung und Beſtimmung des todt=
den empfindungsloſen Knochen, mitten im lebendig beweg=
fühlenden Leibe, iſt, wie wir ſpäter ſehen werden, nahe
ndt mit der Frage über den Schlaf und das Wachen;
er Frage: wie das Leben des Leibes erſt durch das Tod=
des Schlummers zum hell wachenden werde, die Macht
kens aus der Ohnmacht hervorgehe? Es ſind zwei Rich=
: eine der leiblich erzeugenden und geſtaltenden und die
der empfindenden und denkenden Seele. Die letztere
den Einfluß von oben und ſeine Lebensbewegungen nicht
ken, fühlte ſie und erführe ſie nicht in dem Hinabſinken
ichtbarwerden zugleich die Kräfte des Todes; ſie würde
ichte nichts wiſſen, kennte ſie nicht das Dunkel. Es iſt
ur von dem geſunden Zuſtande des innren und äußeren
die Rede. In dieſem wird öfters, während des kurzen
ufes von der ſichtbaren Geburt zum Tode, das leiblich

bildende Princip: das Ausscheiden und Erkennen des Todes, auf kürzere, ja auf die ganze Zeit des Lebens, ohne vorangegangene Schuld vorherrschend gefunden; vielleicht nur um zu vermitteln, daß das Erkennen und Aufnehmen des Lebens desto kräftiger werden und kommen möge, wie die größere Empfindlichkeit für das Licht einem lange im Dunkel gehaltenen Auge. Doch über diesen Stein des Aufmerkens im Gebiet der Seelenkunde werden wir später ausführlicher sprechen.

Die gebärende Mutter, aus welcher der Knochen gebildet und ernährt wird, ist eine feste, zähe, unempfindliche Haut: die Beinhaut. In ihr sind die Gefäße, welche das flüssige, allgemeine Element der Gestaltung des Menschenleibes: das Blut, zum Knochen führen. Nimmt man jene Erzeugerin vom Knochen hinweg, so stirbt er an der entblößten Stelle der Gemeinschaft und Wechselbeziehung mit dem lebenden Leibe ab, wird von diesem als etwas Fremdes abgeschieden und ausgestoßen. Die Beinhaut umfasset, von einem Knochen zum andern gehend, Bänder und Capseln der Gelenke bildend, das ganze Gerüpp. In der Gegend der Gelenke, wo sie vom Knochen frei wird, ist sie nach innen von einer glatten, feinen, die eiweißartige Flüssigkeit der Gelenkhöhlen aussondernden Haut umkleidet: in der Mitte der Gelenkhöhlen selber findet sich in einigen Fällen noch ein andres, festhäutiges Band, welches den einen Knochen mit dem andren verbindet.

Der Knochen, wie dieß selbst noch der Anblick der faserigstreifigen Außenfläche verräth, entstehet durch einen Versteinerungsproceß des Faserstoffes. Ein fester, faseriger Knorpel ist überall der Anfang und die erste Grundlage des Knochens: in der Mitte dieses noch immer beweg- und verschiebbaren Faserstoffes bildet sich, sobald der seinerseits auch ruhende, unbewegte Nerve den Muskel zur Bewegung aufreizt, der Gegensatz des ruhenden Nerven: der starre Knochenkern, welcher während des Entwicklungsganges und durch die Wechselwirkung der Nerven und Muskeln immer weiter sich ausdehnt und wächset.

Der Zusammensetzung des Knochens aus phosphor- (und kohlen-) saurer Kalkerde, wurde bereits erwähnt. Hierzu kommt als Drittel der Gesammtmasse, dem Gewichte nach, die Gallert

der Leimſubſtanz, welche der Knochenerde ſo feſt verbunden iſt, daß die neuere Chemie noch aus Knochen der vorſündfluthlichen Thiere eine genießbare Gallert ausſchied.

Die Knochen des menſchlichen Leibes, ihrer Geſtalt und Subſtanz nach, ſind von zweifacher Art: ſolche, in denen die dichte, feſte Knochenmaſſe (die Rindenſubſtanz) die andre poröſe (die ſchwammige Knochenmaſſe) in ihrem Innern, zwiſchen ihren feſteren, einander parallellaufenden Ebenen eingeſchloſſen enthält: dieß ſind die breiten, platten- oder ſcherbenartigen Knochen; und dann ſolche, in welchen die ſchwammige Maſſe an beide äußerſte Enden, ein oberes und ein unteres, hingedrängt, der mittlere Verlauf aber großentheils aus concentriſch, von außen nach innen aufgelagerter, dichter Rindenſubſtanz gebildet iſt. Dieß ſind die Röhrenknochen. So genannt, weil in ihrem Innren, unmittelbar an eine ſtarke, innre Lage von Rindenmaſſe, eine Höhlung angränzt, welche das dem Fett nahe verwandte, ölige Mark, umkleidet von einer eigenen Haut: der Markhaut, ausfüllet. Zwiſchen beiden Arten der Knochen beſtehet derſelbe Gegenſatz wie zwiſchen poſitiv und negativ elektriſchen Körpern, wie zwiſchen Arterien und Venen, zwiſchen bewegenden und empfindenden Nerven, oder in einem noch umfaſſenderen Verhältniß, zwiſchen dem Nervenſyſtem des Gehirns und Rückmarks, und jenem der Ganglien.

Die Markſubſtanz der Röhrenknochen zeigt ſich dann in andrer Form und Lage noch einmal, am gerade entgegengeſetzten Ende, als Umkleidung des Leibes und einzelner ſeiner weichen, empfindlichſten Theile: als Fett des Zellgewebes.

Der eigentliche Kern und herrſchende Mittelpunkt des Gerippes ſind dann die das Gehirn und die oberen Sinnorgane umfaſſenden Knochen des Hauptes und die Wirbel, deren Höhlung das Rückmark ausfüllet. Merkwürdig erſcheint es, daß, wie in der ſiebentägigen Woche zu den ſechs Werkeltagen der Sabbath, wie in der Lilie und allen ihr ähnlichen Gewächſen, zu den ſechs Staubfäden das ruhende Piſtill in ihrer Mitte tritt; ſo auch bei den Knochen des eigentlichen Nervenſkeletes in ziemlicher Deutlichkeit ein Zuſammengeſtelltſeyn von Sechſen mit Einem gefunden wird. Oefters erſcheint der Eine, der zu den Sechſen tritt, als ein unpaariger, vereinzel-

ter; die andren als gepaarte Knochen. Auf ſolche Weiſe beſtehet die Schädelhöhle aus drei Paaren von Knochen und einem, oder aus ſieben; das Angeſicht aus zweimal ſieben Knochen. Auch der Halswirbel ſind, bei dem Menſchen wie bei allen ihm näher ſtehenden Thieren, ſieben, der übrigen Wirbel ſind zweimal zweimal ſechs, jedesmal mit einem, oder ſechs und zwanzig. Der einzelne Wirbel zeiget ſieben Fortſätze, drei paarige und einen einzelnen. Die zwölf, von den zwölf eigentlichen Rückenwirbeln ausgehenden Rippen ſchließen ſich meiſt nach vornen an das Bruſtbein an, und bilden mit ihm den äußern Umriß der Bruſthöhle, in welcher der gemeinſame Mittelpunkt der Syſteme des Athmens und Blutumlaufes ſeine Stellung einnimmt.

Bei den Knochen der Gliedmaßen erſcheint jenes Zahlenverhältniß, welches an das Kryſtalliſationsſyſtem des phosphorſauren Kalkes, aus dem der Knochen großentheils gebildet iſt, erinnert, ein andres: eins und zwei oder drei und eins, auch vier und eins. Doch findet ein aufmerkſames Auge ſelbſt durch dieſe ſcheinbaren Abweichungen von der anfänglichen Richtung und Grundzahl, den zurechtweiſenden Faden, wie dieß zum Theil ſchon die nachſtehenden Bemerkungen beweiſen werden. Die geſammte Zahl der Knochen des Menſchenleibes, wenn man die der Zunge hinzurechnet, iſt nahe ſechsmal ſechsmal ſieben, oder zweihundert und zwei (meiſt drei) und funfzig.

Das geſammte Syſtem der Knochen des Menſchenleibes in allen ſeinen einzelnen Theilen iſt vollkommen ſymmetriſch nach beiden Seiten angeordnet und gebildet, und auch an den unpaarigen Knochen gleichen ſich die beiden Seiten: die rechte und die linke, vollkommen.

Bei zunehmendem Alter nimmt zugleich auch der Zuſtand der Verknöcherung und Verendung des Leibes zu. Der Knorpel, ja ein Theil der vorhin beweglichen Häute wird zum ſtarren, unbeweglichen Knochen. Es erinnert dieſes, nach dem oben Geſagten, an jene Wechſelmomente der Entwicklung des Pflanzenlebens, wobei jetzt auf die feſt zuſammengeſchnürte, verengte Knoſpe die Entfaltung der buntfarbigen Blüthe folget: Ausdehnung auf Zuſammenziehung. Das leibliche, aus Staub

gemachte Auge, erkennet öfters an den Vorgängen des Lebens nur den Staub, welcher bei diesen Bewegungen emporsteigt; das eigentlich bewegende Wesen wird aber unter der aufwirbelnden Wolke verhüllt und verborgen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Knochen, die erdartigsten unter allen Theilen des Thieres (γεωδέστατα τοῦ ζώου μόρια, Galen. de ossib. prooem. ed. Kühn. II, p. 733). Sie sind, gleich den Steinen der Kraft der Haltung: ἕξις unterworfen (Phil. Jud. SS. Leg. Alleg. II, 1091, ed. Mang. I, 71).

Vor allem setze ich, in Beziehung auf den ersten Theil dieses §. eine tiefgründende, alle weiteren Fragen vollkommen beantwortende Mittheilung über den Knochen hieher, welche ich aus der Hand meines verehrten Collegen und Freundes, des Herrn Geh. R. Jgn. Döllinger empfing:

„An die Gränze der thierischen Bildung und des lebendigen Wirkens ist die thierische Beschalung gestellt, da der Leib von dem Erhärteten, Gefäß- und Saftlosen eingeschlossen, in seiner Lebenssphäre abgegränzt, und gegen das Eindringen des äußeren Fremden bewahrt wird. Je niederer das Thier, desto starrer stehet neben dem beweglichen Weichen auch das Feste; je höher die Thierreihe steigt, desto mehr tritt das Streben hervor, die begränzende Starrheit zu lösen, und die schützende Beschließung, deren Production bei den Corallen und Coralinen fast allein die Aufgabe des Lebens war, wieder zurückzuführen in die Lebendigkeit des Thierprocesses selbst. Damit entstehet die Theilung und Gliederung der Schale, gleichsam der Streit zwischen Lösung und Beschluß, zwischen Innerem und Aeußerem, zwischen Leben und Daseyn. Mit dieser Lösung wird die Beschalung der Bewegung einzelner Theile des Leibes unterworfen und ihnen angepaßt, was in den Crustaceen und Insecten zur höchsten Vollendung kommt; das Fleisch in seinen einzelnen Abtheilungen, den Muskeln, tritt nun im Verein mit den Segmenten der Schale, deren unbedingte Starrheit es selbst als Träger der bewegenden Kraft gelöst hat, daher wir denn überall auch den Muskel an die Gränze, wodurch einzelne Schalenstücke von einander getrennt sind, angeheftet finden. Dabei bleibt immer noch das Feste und Starre auch auf der Gränze, und indem es den gesammten Thierleib einschließt, bildet es auch Behältnisse, in welche sich der Muskel als Inneres, Regierendes verbergen kann. Dieses Unterwerfen der Beschalung unter die Gewalt der bewegenden Kraft, das daraus entspringende Gliedern der Gesammtschale, und die damit zusammenhängende Anordnung der Muskeln, erhält sich auch in den höhern Thieren, wie im Menschen, während noch eine eigene, sehr entschiedene Veränderung mit der Beschalung vor sich geht. Diese Veränderung, welche so durchgreifend ist, daß durch sie das gesammte Thierreich in zwei Abtheilungen zerspalten wird, hängt mit einer bedeutungsvollen Umwandlung des Nervensystems zusammen. Bei den Thieren mit äußerer Beschalung verlaufen die Markfaden des Nervensystems getrennt von den Strömungen des meist weißen Blutes, und vertheilen sich neben diesen in die Gewebe der Organe, auch haben diese Nervenfäden meist mehrere Concentrationspunkte; in den vier höhern Thierclassen entstehet aber, bei immer rothem Blute, eine innige Verbindung der Blut- und Nervenmasse, so daß sich in diese die Blutströmchen, wie in jedes andere Gewebe ergießen und sich auf's feinste vertheilen; damit entstehet auch ein Rückenmark und ein Hirn, welche nicht mehr bloße Anhäufungen von Nervenmark, wie die knotigen Nervenanschwellungen

der niedern Thiere, sondern aus Nervenmark und Blutströmen zusa
gesetzte Organe sind. Mit dem constanten Daseyn des rothen B
mit der Aufnahme des Blutes in das Gewebe der Markfasern,
dem Daseyn des Rückenmarks und Hirns, wird das bisherige L
lungssystem ein Inneres, ein Knochensystem, ein Skelet im eig
Sinne; es wird nun nicht bloß dem Lebendigen untergeordnet un
verleibt, sondern selbst durch das in das harte Gewebe eindringende
belebt. Bei diesem Hereinziehen der ursprünglich äußern Beschalu
Thierleibes theilt sich die gesammte Knochenmasse in eine stützende d
stalt verleihende, oder in Röhrenknochen, und eine schützende, die Sc
knochen, — wie schon ursprünglich bei den Lithophyten und ähn
der reichliche Knochen- oder Horn-Absatz theils als Stamm, thei
Gehäuse auftritt. — Die Röhrenknochen gehören vorzüglich den
mitäten, wo sich das Muskelfleisch, als Organ des Nachaußenwi
vorzüglich concentrirt, und mit den Knochenstücken in harmonisch
bindung und Vertheilung tritt; das ins Innere aufgenommene
lensystem ist aber durch diese Aufnahme genug veredelt, um den
tralorganen des Nervensystems, welche jetzt die Organe des
Sinnes geworden sind, eben so zu dienen, wie es früher den g
Leib als Hülle beschützte; und wie es früher die Gränze der ge
ten thierischen Leibesbildung war, so wird es jetzt Gränze der e
Organe, zunächst des Hirns, dann aber auch, die in Segmente
theilte Schalenbildung vollständig beibehaltend, des Herzens u
großen Blutgefäße. Die Wirbel stellen die Einheit des gesa
Knochensystems, den Mittelpunkt des Gerippes dar. Ihr Körp
Stützpunkt, die Säule gibt die Haltung und Gestalt dem Rumpf
Bogen sind Schalen."

Das Gerippe eines erwachsenen Mannes von mittlerer
wiegt getrocknet zwischen 9⅛ bis 12⅕ Pfund (150 bis 200 U
das eines weiblichen Körpers von 6¼ bis 9⅜ Pfund (100 bis 150 U

Die Bestandtheile der Knochen des menschlichen Leibes nac
zelius, stellen wir hier nachstehend, zum Vergleich neben die in
Thierknochen gefundnen Bestandtheile hin:

	Menschenknochen	Rinds
Knorpel, im Wasser lösbar	32,17	33
Gefäße	1,13	
Phosphorsaure Kalkerde mit ein wenig flußsaurer	53,04	57
Kohlensaure Kalkerde	11,30	5
Phosphorsaure Talkerde	1,16	2
Natron mit ein wenig Kochsalz	1,20	3
	100	1

Im Rindsknochen fand sich demnach mehr phosphorsaure
(und Talk-)erde, weniger Kohlensäure als im Menschenknochen,
haupt verhielten sich nach Fernando de Barros die Hauptgemeng
der Knochenerde bei verschiednen Thieren wie nachstehend:

	Phosphors. Kalk	Kohlens. Kal
Beim Löwen	95,0	2,5
— Schaf	80,0	19,3
— Huhn	88,9	10,4
— Frosch	95,2	2,4
— Fisch	91,1	5,3

Bei verschiednen Fischen waren nach Dumenil und Chevre
Bestandtheile folgende:

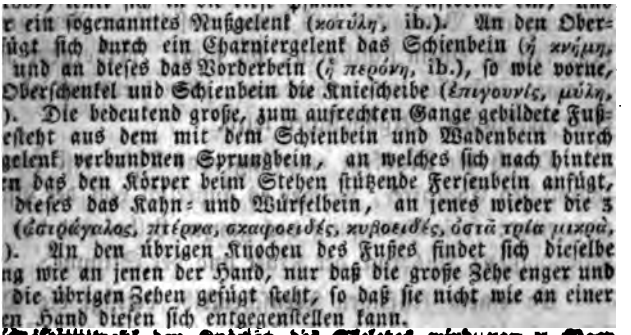
ſtehender Knochen iſt biegſam, wie dieß die Kunſt und in den
der Knochenerweichung auch die krankhafte Natur darthun kann,
ıd dagegen ein Knochen, der ſeinen Gallertgehalt durch Kunſt
latur verloren hat, ſehr ſpröd und leicht brüchig iſt.
ie Beinhaut geht von einem Knochen zum andern über und bil-
bei öfters an den Punkten des Ueberganges von einem Knochen
ndern (an den Gelenken) ſtrangartig verdickte Partien: ſoge-
Bänder. Auf dieſe Weiſe ſind alle einzelnen Theile des eigent-
Skeletes zu einem zuſammenhängenden Ganzen verbunden. Es
ſich außer dieſem die unbeweglichen Knochen, z. B. des Schädels
zackige Näthe, die des Geſichts mit glattrandiger Angränzung,
ſogenannte Harmonien zuſammen. Die beweglichen Knochen der
r ſind an ihren ſich berührenden Enden mit elaſtiſchem, meiſt aus
t gebildetem Knorpel bekleidet, aus deſſen Maſſe ſich öfters auch
nern des Gelenkes ein Band erzeugt. Aeußerlich bildet die Bein-
ım die Knochenenden die geſchloſſene Gelenkcapſel; das Innre der
ınt iſt hier mit der Synovialhaut ausgekleidet, die Synovial-
eit, von eiweißartiger Natur, erfüllt die Gelenkhöhle. In krank-
Zuſtänden, z. B. der Gicht, ſetzt ſich zuweilen auch an dieſen
ı aus der ſchmerzhaft entzündeten Beinhaut Knochenerde ab,
ie Gelenke verwachſen; andre Male läßt uns die heilende und
ende Naturkraft Fälle ſehen, wo aus der Beinhaut eine neue,
e Knochenmaſſe ſich erzeugt, welche nun die alte, erſtorbene, von
umſchließt und ſie zuletzt hinausdrängt.
ichon Galen (de ossib. c. 1, ed. Kühn. T. II, p. 744; m. vergl.
t. hist. anim. L. III, c. 7) läßt den Schädel (*κρανίον*) außer dem
migen Bein (*σφηνοειδές*), das ſich durch ſeine flügelförmigen
ze (*πτερυγώδεις ἀποφύσεις*) auszeichnet, aus ſechs, zuſammen
us ſieben Knochen beſtehen. Und in der That mit den Jahren
annbarkeit, von wo an das Hinterhauptbein mit dem Keilbein
em Stück verwächst, iſt auch die Zahl der eigentlichen Schädel-
n nur ſieben (m. vergl. v. Baer a. a. O. S. 34), nämlich 1 Stirn-
2 Scheitel-, 2 Schläfenbeine, 1 Siebbein, 1 gemeinſames Grund-
ınterhauptsbein. Vierzehn Geſichtsknochen, nämlich 2 Oberkie-
ıe, welche einen ſehr bedeutenden Antheil an der Geſtaltung des

laufenden geschlossenen Bogen jenen rundlichen Canal, durch welchen das Rückmark verläuft. Zwischen den Wirbelkörpern liegt weicher Faserknorpel, welcher in etwas zusammendrückbar ist und durch seine Nachgiebigkeit eine Art von Beweglichkeit der Wirbelsäule begründet. Nach hinten geht von dem Wirbel der Dornfortsatz aus, nach den Seiten die Querfortsätze, überdieß nach oben 2 und nach unten 2 schiefe, oder Gelenkfortsätze, mittelst welcher sich ein Wirbel mit dem andern verbindet.

Der Halswirbel (σπόνδυλοι κατὰ τὸν τράχηλον, Galen. de ossib. c. 8) sind sieben. Von ihnen ist der oberste (der Atlas oder Träger) so mit dem Kopfe verbunden, daß dieser mit den beiden Höckern am Hinterhauptloch auf seinen beiden Gelenkfortsätzen ruhet. Es erlaubt diese Art der Zusammenlenkung die Beugung des Kopfes von vorn nach hinten, während die Zusammenlenkung des ersten Halswirbels mit dem zweiten (dem Dreher oder Epistrophaeus) auch eine Bewegung des Schädels und des ersten Halswirbels um den zahnförmigen Fortsatz dieses zweiten möglich macht. Mit einem von oben nach unten zunehmenden Verhältniß der Masse folgen auf die Halswirbel die 12 Rückenwirbel (σπ. κατὰ τὸν νῶτον, ib. c. 9), an welche sich die Rippen anlegen, hierauf die 5 Lendenwirbel (σπ. κατὰ τὴν ὀσφύν, ib. c. 10). An das letzte Lendenwirbelbein schließt sich das Heiligenbein oder Kreuzbein an (ἱερὸν ὀστοῦν, ib. c. 11), welches durch Verwachsung von 5, zuweilen auch 6 unvollkommnen Wirbelbeinen zu einem Stück entstanden erscheint. Diese unvollkommnen Wirbel zeigen sich, weiter nach unten, immer verkümmerter und in abnehmender Größe, doch verläuft in ihnen das letzte Ende des Rückmarkes, während dagegen die 3 oder 4 noch kaum an die Gestalt der Wirbel erinnernden Kukuksbeine (κόκκυξ, ib. c. 12), mit denen nun unterhalb dem Kreuzbein die Wirbelsäule endet, keinen Canal mehr für das Rückmark enthalten.

Von den 12 Paaren der Rippen (πλευραὶ, ib. c. 13) schließen sich mit den vordern knorplichten Enden nur 7 an das in jüngeren Jahren aus 3 Stücken zusammengesetzte Brustbein (στέρνον, ib.) an; sie heißen deßhalb wahre Rippen. Von den 5 übrigen (falschen) Paaren endiget das unterste, öfters auch das nächst unterste, ganz frei, während sich die Knorpel der 3 oder 4 oberen Paare zusammenlegen und so nach oben ziehen. Die Rippenknorpel verknöchern meist (doch nicht immer) im hohen Alter.

Der Oberarmknochen ist durch das Schulterblatt (ὠμοπλάτη, c. 14) und das Schlüsselbein (κλεὶς) mit dem Rumpfe verbunden; an jenes durch ein sogenanntes freies (allseitige Bewegung verstattendes) Gelenk. An den Oberarm (τοῦ βραχίονος ὀστοῦν, c. 15), schließen sich die beiden Unter- oder Vorderarmknochen (Ellbogenbeine und Speiche πῆχυς und κερκίς) durch ein, nur Beugung und Streckung verstattendes Charniergelenk an, während dagegen die Verbindung der Hand mit dem Vorderarm wieder durch ein freies Gelenk geschieht. Die Handwurzel (καρπὸς, c. 18) bestehet aus 8, in 2 Reihen liegenden Knochen: dem Kahn-, Mond-, dreieckigen- und Erbsenbein, dann nach vorn dem großen und kleinen vielwinklichten, dem kopfförmigen und Hakenbein. Es liegen diese mit ihren breiten Flächen an einander, sind deßhalb nur sehr wenig beweglich (am meisten noch das Erbsenbein). Von den 5 Röhrenknochen der Mittelhand (μετακάρπιον, c. 19) ist nur jener, der den Daumen trägt, abgesondert und frei beweglich; die andern 4 sind enger unter sich und mit der Handwurzel verbunden. Die eigentlichen Finger bestehen: der Daumen (ὁ μεγάλος δάκτυλος) aus 2, die andern aus 3, durch Charniergelenke verbundnen



r ein sogenanntes Nußgelenk (κοτύλη, ib.). An den Ober-
fügt sich durch ein Charniergelenk das Schienbein (ἡ κνήμη,
und an dieses das Vorderbein (ἡ περόνη, ib.), so wie vorne,
Oberschenkel und Schienbein die Kniescheibe (ἐπιγουνίς, μύλη,
). Die bedeutend große, zum aufrechten Gange gebildete Fuß-
esteht aus dem mit dem Schienbein und Wadenbein durch
gelenk verbundnen Sprungbein, an welches sich nach hinten
n das den Körper beim Stehen stützende Fersenbein anfügt,
dieses das Kahn- und Würfelbein, an jenes wieder die 3
(ἀστράγαλος, πτέρνα, σκαφοειδές, κυβοειδές, ὀστᾶ τρία μικρά,
). An den übrigen Knochen des Fußes findet sich dieselbe
ng wie an jenen der Hand, nur daß die große Zehe enger und
die übrigen Zehen gefügt steht, so daß sie nicht wie an einer
en Hand diesen sich entgegenstellen kann.

Gesammtzahl der Knochen des Skeletes wird von v. Baer
[illegible] 253, von Sömmering auf 261 bis 263 berechnet, weil jener
Angabe das Skelet im spätern, reifern Alter, dieser das der
Jugend vor Augen hat.

Knochen ist nach außen, wo er an die Beinhaut gränzt, am
und festesten, dann blättrig, dann locker zellig oder hohl;
Enden zu innen netzförmig und in den Enden selber schwam-
enthält daher das dickere Kopfende eines Röhrenknochens
mehr Knochenmasse, als die festere oder dünnere Mitte.
besteht aus kleinen (etwa $^{1}/_{600}$ eines Zolls betragenden) Kü-
über deren jedes sich kleine Blutgefäßenden verbreiten, denn es
rien (aus denen es sich absondert), Venen und einsaugende Ge-
r keine Nerven. Im Zustand des Ungebornen, so wie in man-
heiten ist dieser zur dicken ölartigen Consistenz comprimirte
der Arterienenden nur gallertartig.

Vollendung der Knochenbildung erfolgt im männlichen Körper
im weiblichen, bei Solchen, die ihre Muskeln stark anstrengen,
bei denen die viel ruhen. Dieß setzt dann auch dem Wachs-
Nutzen, denn Thiere, die nur Knorpel haben, z. B. Knorpelfische,
immer fort (Sömmering a. a. O. I. 43).

er allen Knochen vollenden sich am frühesten die des innren

Die Muskeln und ihre Bewegung.

§. 15. Die Hauptmasse des thierisch-menschlichen Leibes, den vorwaltenden Bestandtheil desselben, bilden die Muskeln. Die Sprache aller Völker hat diese, seit den ältesten Zeiten, mit dem Namen Fleisch bezeichnet, und hierauf nach der vorherrschenden Masse das ganze thierische Wesen Fleisch genannt, dessen Kraft und Herrlichkeit vergehen wie das Gras des Feldes und wie des Grases Blume. Denn die Muskeln sind es, durch deren Bildung und Bewegung das innre, unsichtbare Bewegen des Lebens erst zu einem sichtbaren; die innre, verborgene Kraft erst zu einer äußerlich wahrnehmbaren, eben hierdurch aber auch zu einer sterblichen, vergänglichen wird.

Durch die Muskeln empfängt das Thier erst jenen eigenthümlichen Charakter, welcher es äußerlich von der Pflanze unterscheidet: freie Bewegung des ganzen Leibes und der einzelnen Gliedmaßen; Ausdruck der Kraft und der Stimme.

An einem kräftigen Menschenleibe beträgt die Masse des Muskelfleisches reichlich die Hälfte des gesammten Gewichts. Rechnet man hiezu die den Muskelbewegungen zunächst dienenden Knochen, so wie jenen Antheil der allgemeinen Blutmenge, welchen die Muskeln beständig, als nothwendigen Zubehör ihres Wesens, in sich bewegen, endlich jenen Theil der Haut, welcher als äußerer Befestigungspunkt, so wie der Knochen als innrer ihnen zugehört; so erkennt man leicht: daß der thierischen Bewegung mehr als vier Fünftheile des gesammten Leibes dienen.

Das unbewaffnete Auge erkennet an dem Muskel ein Gewebe von Fasern, welche meist parallel, oder von dem Punkt der Anheftung büschelförmig auseinander strahlend verlaufen, öfters aber auch in ihren einzelnen Schichten sich durchkreuzen oder in einen Kreis (ringförmig) sich zusammenfügen. Es sind diese Fasern meist roth gefärbt, von häutigem Zellgewebe umkleidet und durchsetzt, sie endigen sich meist in eine feste, zähfaserige Senne oder Sennenhaut, von der weißlichen Farbe des Knochens. Im gesunden Zustand zeiget sich an der Senne weder Reizbarkeit noch Empfindung; auch hierin ist sie dem Knorpel und Knochen verwandt, in dessen feste Beinhaut sie sich an dem Punkte

ihres

e rothe Färbung des Muskelfleiſches, ein noch in der
dung zur Faſerform begriffenes Blut, verliert ſich durch
er fortgeſetztes Waſchen. Es bleibt zuletzt nur noch die
ollkommen entwickelte und vollendete Faſermaſſe von
er Farbe zurück. Ein weiter fortgeſetztes Zergliedern und
richtung durchs Vergrößerungsglas läſſet alsdann in
ſſern Faſerbündeln mehrere kleinere erkennen und auch
derum aus noch kleineren, vereinzelten Faſern zuſammen-
geſetzt erſcheinen. Dieſe Verkleinerung der ſich immer gleich-
en Grundform der Längs-Faſer iſt von den Zergliederern bis
Gränze geführt worden, an welcher ſie zuletzt die für ein-
fache und weiter nun nicht mehr theilbare (Elementar-)
er Muskels zu erblicken glaubten, „deren Durchmeſſer
n tauſendſten Theil einer Linie betrug, und bei welcher
ſich erſchien, ob ſie hohl oder ſolid ſey.“ Eine Zer-
, welche übrigens an die Zertheilung des Bleiglanzes
Kalkſpathes erinnert, wobei das zerlegende Auge nichts
erfährt, als daß dieſe Körper, die Zertrümmerung gehe
ſehr ins Kleine, auch noch in ihren Stäublein daſſelbe
es Zuſammenhaltens, dieſelbe Grundform beibehalten.
e chemiſche Zergliederung der Muskelfaſern verwandelt
rtheile ihres Gewichtes in Waſſer; im übrigen Viertheile
s vorherrſchender Antheil der oben erwähnte Faſerſtoff
. Die Sennen löſen ſich durch Kochen faſt ganz in

Annehmen der gleichen Form und Richtung, scheint sich eine nähere, unmittelbarere Verwandtschaft des Blutes zu den bewegenden als zu allen andern Organen anzudeuten, und das oben erwähnte, dem Muskel die rothe Farbe gebende, noch in der Verwandlung begriffene, zur Fiber werdende Blut scheint bei der Reizbarkeit und Bewegbarkeit des Muskels durch den Nerven ein wesentlicheres und nothwendigeres Medium, als die ausgebildete, vollkommen abgeschiedene Faser, welche der dem Absterben und der Wiederauflösung sich nähernde Theil des Fleisches ist. — Die an den Muskel gehenden Nervenfäden verästeln sich mit unwahrnehmbarer Verendung, wie es scheint, am schleimigen Zellgewebe.

Wir unterscheiden zwei unter sich sehr verschiedene Arten und Ordnungen der Muskeln: jene der willkürlichen und die der unwillkürlich beweglichen. Die letzteren, welche ihre Nerven aus dem Ganglienſyſtem empfangen, von welchem wir im §. 17 sprechen werden, sind mit ihrem Bewegen auf ein von außen aufgenommenes Element gerichtet, welches sich, obgleich schon vom Leibe umfangen, gegen diesen noch immer als etwas Fremdartiges, Abgesondertes verhält. Die willkürlichen Muskeln dagegen werden durch ihre Nerven zu einer Bewegung gegen den Knochen getrieben, welcher nach dem vorigen §. ebenfalls, ein mitten im lebenden Leibe Ausgeschiedenes, Todtes, Besonderes darstellt. So gehet die Richtung des Bewegens in beiden Fällen von dem lebenden Centrum nach einem noch nicht zum lebenden Blute gewordenen oder durch selbstständige Thätigkeit aus diesem wieder abgesonderten Leblosen hin. Der Wille aber vermag sich nur nach dem Letzteren, gleichsam durch einen Act des Selbsterkennens Abgeschiedenen, Starren und Ruhenden hin zu bewegen. Die willkürlichen Muskeln sind daher, fast ohne Ausnahme mit dem Knochen oder Knorpel verbunden; die unwillkürlichen, wie die des rastlos sich zusammenziehenden und ausdehnenden Herzens, und die des wurmförmig sich bewegenden Darmcanals, verlaufen an häutige Höhlen, welche, so wie die Beinhaut den Knochen oder Knorpel, das fremde, äußere Element umfassen. Unter den willkürlichen Muskeln bilden demnächst auch die ausstreckenden mit den Beugemuskeln einen, wenn auch minder augenfälligen Gegensatz. Eben so wie nach

§. 14 das Knochenskelet in allen seinen einzelnen Theilen symmetrisch nach beiden Seiten ausgetheilt und angeordnet ist, so sind dieß auch die willkürlichen Muskeln, während die Anordnung der unwillkürlichen so unsymmetrisch erscheint, als die des Verdauungsganges und der Blutgefäße. Wir zählen am Menschenleibe gegen zwölfmal siebenmal sieben deutlich unterscheidbare Muskeln.

Aeußerlich betrachtet scheinet sich die Wirksamkeit dieser Bewegungsorgane auf eine Zusammenziehung oder Verkürzung ihrer Fibern zu gründen, wobei der äußere, an Masse untergeordnete Theil des Leibes oder eines einzelnen Gliedes, an welchem der Muskel mit seinem dünneren Ende (Schwanze) sich ansetzt, nach dem Stamm des Leibes oder nach jenem Theil des Knochens hingezogen wird, welcher von überwiegender Masse ist, und an welchem das stärkere Ende (der Kopf) des Muskels sich anheftet. Zwischen beiden Ansätzen oder Enden findet sich insgemein eine massigere, stärkere Zusammendrängung des Fleisches, der sogenannte Bauch desselben. Beobachtungen haben gezeigt, daß der Muskel bei seiner Wirksamkeit sich wirklich nach allen Richtungen zusammenziehe und alsdann einen kleineren Raum einnehme als im Zustand der Erschlaffung. Die eigenthümliche Natur des Muskels, vermöge welcher derselbe im lebenden und gesunden Zustande durch den Einfluß des Willens, im kranken Zustande so wie selbst noch einige Zeit nach dem Abscheiden vom Leben, durch andre, fremde Einflüsse zum Zusammenziehen getrieben wird, ist schon seit älterer Zeit mit dem Namen der Reizbarkeit bezeichnet worden.

Die bewegende Kraft der Muskeln, wenn wir sie nach dem Gesetz der Mechanik berechnen, erscheint uns als ein unbegreifliches Wunder. Denn es geschieht die Anfügung an den Theilen, jenem Gesetz ganz zuwider, in Stellungen und unter Winkeln, wobei der größte Theil der Kraft verloren gehen muß, und man hat berechnet, daß der Delta-Muskel des Armes, wenn er am ausgestreckten Vorderarm ein Gewicht von fünf und fünfzig Pfunden emporhebt, hierzu einer Kraft von fünf und zwanzig Centnern bedürfe. Wirken doch selbst, abgesehen von der Weise der Anheftung, die Muskeln des Gebisses, wenn durch

dieſes der feſte Kern einer Pfirſiche oder Morelle zerdrückt wird, mit einer Kraft, welche die des mechaniſchen Druckes, den die Laſt des geſammten Leibes ausüben könnte, zwei- ja dreimal übertrifft. Denn die Steine jener Früchte werden nur durch eine Laſt von mehreren Centnern zerdrückt. Nicht minder wunderbar als die ſtoßende oder hebende Kraft erſcheint dann auch, nach Formeln der Mechanik berechnet, die Schnelligkeit der wirkenden Muskeln. Es werden indeß, bei ſolchen Berechnungen, Vorgänge mit einander verglichen, deren wirkende Urſachen eben ſo verſchieden unter einander ſind, als die auflöſende Kraft der Wärme und die mechaniſch zertrümmernde einer herabſtürzenden Laſt. Den Demant, auf eiſernem Ambos liegend, vermag eine auf ihn gelegte Laſt von vielen Centnern nicht zu zertrümmern, während der Einfluß des ganz unwägbaren Sonnenſtrahles, im Focus des Brennſpiegels, in wenig Augenblicken ihn auflöſt und zerſtört. Daſſelbe Stück Metall, welches eine Kraft von mehreren Centnern noch nicht zerreißet, wird von einer Säure, deren Gewicht nur wenige Loth beträgt, gänzlich zertheilt und zernichtet.

Der innre Grund und Vorgang der Muskelbewegungen wird durch unſre mathematiſchen Formeln nicht erreicht. Der obere, unſichtbare Anfang des Lebens, wo er in die Sichtbarkeit und gröbere Leiblichkeit eingehet, wirket hier zuerſt auflöſend und zerſtörend auf die Bande des niederen Beſtandes: der Schwere und Starrheit. Daher wecket das Licht zuerſt in der unteren Region, auf welche es herabfällt, die auflöſende Wärme, und in der Geſchichte der Natur hat jede Entwicklungsperiode mit einer Zerſtörung und Zertrümmerung des alten, ſchon vorhandenen Grundes begonnen, ſo wie ſich die Annäherung des Frühlinges durch Sturm und Orkane verkündigt. Nach dem vorhin erwähnten Geſetz einer fuga vacui, welches durch die Reiche des Lebens und des Todes hindurchgehet, kann jenes nur da, wo dieſes ſich auflöſt, in ſeine Stätte hineindringen; wie die Strahlen der Sonne durch das zerſtreute, aufgelöſte Gewölk. Die Beſtimmung der Muskelthätigkeit: die freie Bewegung des geſammten Leibes und der einzelnen Gliedmaßen, gehet auf ein beſtändiges Aufheben und Beherrſchen des Zuges der Schwere und der Starrheit hinaus. Die Muskelthätigkeit ver-

und gesunden Körper gehemmt, gebrochen und nach dem
lthätig sie aufhaltenden Knochen abgeleitet, wir würden sie
rs in jener der niederen Leiblichkeit feindseligen, schreckhaften
n erblicken, in welcher sie uns die Geschichte der Convulsio-
und Krämpfe kennen lehrt. So aber ist die Zerstörung,
Tod, welchen die oberen, unsichtbaren Lebenskräfte durch
Annäherung der gesammten Region ihrer niedern Leiblichkeit
zen würden, dadurch von dem Ganzen abgewendet, daß sich
ıfhörlich, durch einen selbstständigen (gleichsam freiwilligen)
des Lebens, ein Theil des Ganzen als Todtes, Sterbendes
dem lebendig-bewegten Leibe abscheidet und so den vernich-
en Impuls auf sich hinleitet. Dieses geschiehet zunächst
) den Vorgang der Knochenbildung, obgleich auch das Ge-
t der Ausdünstung und Aussonderung aus der Haut, so wie
e andere hiermit verwandte Vorgänge im Innern des Leibes,
ähnliche Bestimmung haben.

Erläuternde Bemerkungen. Sobald das thierische Fell hin-
enommen ist, zeigt sich, den Knochen überkleidend, die rothfarbige,
aserige Masse des Muskelfleisches. Auch ein wenig geübtes Auge
rkt, daß diese Fleischmasse sich in Theile sondern lasse, welche von
verschiedenartiger Gestalt und Größe sind und einige an dieser, andre
iner andren Stelle des Knochens sich ansetzen. Die meisten dieser
ıdren Theile endigen in Sennen oder sennige Häute; wie auf der
en Seite, z. B. am rechten Arm, so sind die an der linken beschaf-
Auch ein spielendes Kind kann z. B. am abgeschnittnen Fuße
Thieres die Beobachtung machen, daß wenn man an einem oder
andren solchen Stück Fleisches zieht, der Vorderfuß oder die Zehen
ngezogen und gebeugt oder ausgestreckt werden. Die Vermuthung

rechter Unterscheidung und Erkenntniß alsbald die Erkenntniß auch aller übrigen Hauptgebilde ausging, ist der Sprache, wie eigentlich jedes bedeutende Wort (nach §. 42) durch ein Geschäft der Begeisterung, durch die Poesie gegeben worden. Homer in seiner Ilias (XVI, 315), hatte die Wadenmuskeln (m. vergl. Eustath. in Il. XVI, 388 μῦες, „Mäuse" genannt, und das Wort μῦς wurde dann schon von der Schule der Hippokratiker (Pseudo-Hippocrat. de arte p. 6) zur Bezeichnung des Muskels in die Sprache der Wissenschaft herüber genommen. Galen, in der Einleitung zu seinem Buche über die Zergliederung der Muskeln (ed. Kühn. T. XVIII, 2, p. 926) nennt uns die Hippokratiker Lycus, Pelops und den Aelianus als seine Vorgänger in der Begründung der Muskellehre. Er selber unterscheidet in dem eben angeführten Werke den breiten Halsmuskel oder latissimus colli, dessen Region der Wirksamkeit vom Schlüsselbein an über den Hals bis zu den Wangen, den Mundwinkeln und der Unterlippe gehet, als μυοῦδες πλάτυσμα (de musc. diss., ed. Kühn. l. c. p. 930 seqq.), darnach 4 Muskeln, welche die Lippen bewegen, die 2 Nasenflügelaufzieher, außer den 2 oder 3 die Augenlieder bewegenden 6 Muskeln des Augapfels, den Stimmuskel, 8 Paare von Muskeln welche die Unterkinnlade bewegen, 2 vom Hinterhaupte nach dem Schulterblatt gehende, 7 auf jeder Seite der Bewegung der Schulterblätter dienende, 20 bis 22 Muskeln des Halses und Kopfes, 16 Muskeln der Luftröhre und des Luftröhrenkopfes, 3 des Zungenbeines, 16 der Zunge, 2 des Schlundkopfes, 12 Muskeln der Schulter, 4 des Ellenbogens, 15 des Vorderarmes und der Finger, 11 besondre Fingermuskeln, 22 Zwischenrippenmuskeln, den viertheiligen Rückgratmuskel, die 2 Lendenmuskelpaare, davon das größere ψόαι genannt sey (ib. p. 992), 4 Paare von Bauchmuskeln, 3 der Geschlechtstheile, ferner die Blasenhalsmuskeln, den Schließer des Afters, 10 Muskeln des Hüftbeines, 9 zur Bewegung des Kniees bestimmte, 14 des Unterschenkels, 18 des Fußes und der Fußzehen (der Affen); m. vergl. de dissect. musc. l. c. p. 930 b. 1026; de anatom. admin. L. I, c. 3 b. 11, L. II, c. 4 b. 10, ed. Kühn. T. II, p. 227 b. 279; 292 seqq. Nur selten gibt Galen (so z. B. bei der Kinnlade und den Stimmwerkzeugen, nach §. 13 und 17) den einzelnen Muskeln einen eigenthümlichen Namen; öfters, wie die beiläufig hier angegebenen Zahlen zeigen, theilt er, verleitet durch das was ihn die Anatomie der Affen gelehrt hatte, den Gliedern eine größere oder kleinere Zahl der Muskeln zu, als diese wirklich am Leibe des Menschen besitzen.

Auch ein besondres Werk über die Bewegung der Muskeln hat Galen hinterlassen. Die frühere Anschauung hatte nur 6 allgemeine Bewegungen des Leibes, nach rechts und links, vorwärts, rückwärts, oben und unten, wozu als 7te die im Kreise kam — „wie diese Bewegungen beim Tanzen gelehrt werden" unterschieden (Phil. Jud. de mund. opif. 28, ed. Mang. I, 28; SS. Leg. Alleg. I, 42, ed. Mang. I, 45; vergl. mit Plato's Timäus 34 und Clem. Alex. Strom. VI, 871). Den Ausgangspunkt des willkürlichen Bewegens versetzte man öfters nicht in die Muskeln, sondern in die Sennen, welche als νεῦρα und τόνοι benennt waren (Hippocrat. Aph. 5, 16, 18; 6, 19; de locis in homine p. 410); doch vergl. man über die Lehre des Hippokrates in Beziehung auf diesen Gegenstand: Galen. de Hippocrat. et Platon. decret. L. I, c. 3.

Wir reden nun auch nach der Weise der neueren Anatomie von den Muskeln und ihren Eigenschaften. Die gewöhnliche Eintheilung der Muskeln ist: in willkürlich und unwillkürlich bewegliche, oder in Muskeln des animalischen und plastischen Lebens. Die ersteren nehmen fast den ganzen Raum zwischen den Knochen und der äußern Haut ein, die letztern finden sich zumeist an den Organen der Brust-

auchhöhle: Herz, Darmcanal u. ſ. Die willkürlich beweglichen
in empfangen ihre Nerven aus Gehirn und Rückmark, und zwar,
usnahme der Augenmuskeln, ein größerer Muskel auch mehr und
r Nerven als ein kleiner; die unwillkürlich beweglichen aus dem
ienſyſtem. Auch die Nerven des Herzens kommen zum Theil
eſem Syſtem, doch erhalten das Herz, der Schlund, die Lungen
r Magen außer dieſem auch noch reichliche Nervenfäden von dem
m Hirn kommenden zehnten Nervenpaar. Die Art jedoch, wie
en dieſes Nervenſtammes in die Subſtanz der Organe eindringen,
chaus derjenigen ähnlich, welche bei den Gangliennerven ſtatt
s dringen nämlich an den unwillkürlich beweglichen Organen die
zugetheilten Nerven nicht unmittelbar in das Fleiſch ein, um
iſchen ſeinen Faſern zu vertheilen, wie dieß bei den willkürlich
ichen Muskeln der Fall iſt, ſondern ihre Fäden ſchließen ſich ſo
n die eindringenden Arterien an, daß ſie dieſen als Gefäßnerven
icht dem Fleiſche ſelbſt anzugehören ſcheinen; ein Unterſchied,
on Sömmering hervorgehoben hat.

er Geſtalt und Anfügung nach unterſcheidet man ſolche Muskeln,
Sennen, und ſolche, die in Aponeuroſen (Sennenhäute) enden;
rte, halbgefiederte, Ringmuskeln oder Schließmuskeln; zweiköpfige
ſteren, vorherrſchenden Anſatzpunkt mit doppeltem Anfang ent-
nd) und zweibäuchige.

ie feinſten noch durchs Vergrößerungsglas unterſcheidbaren Fa-
r Muskeln erſcheinen am Herzen, Schlund, Magen und Harn-
ſtig und wie zu kleinen Scheibchen verwebt, andre durch die ſie
enden Querfaſern knotig. Sie ſind ſo fein, daß ſie, im Fall ſie
ären, noch nicht den 46ſten Theil eines Blutkügelchens durch-
könnten, ſind 40mal feiner als das feinſte Menſchenhaar. Sie
ien unter 278maliger Vergrößerung in der Mitte hell, am
dunkel; Asbeſtfäden hingegen umgekehrt in der Mitte dunkel,
nde hell.

ie Beſtandtheile des Muskelfleiſches vom Rind, welche mit denen
nſchlichen ganz nahe übereinkommen, ſind:

	Nach Berzelius		nach Braconnot
faſer, Gefäße, Nerven	15,8		
nebe, das beim Kochen		—	18,18
eim wird	1,9		
es Eiweiß u. Farbſtoff	2,20	—	2,70
lextract mit Salzen	1,80	—	1,94
extract	1,05	—	0,15
halt. phosphorſ. Kalk	0,08	—	—
und Verluſt . .	77,17	—	77,05
	100		100

ie Reizbarkeit des Muskels und ſeine eigenthümliche Kraft hängt
it dem Athmen der Lebensluft zuſammen und von ihm ab. Bei
rückung des Athmens wird die Muskelkraft gelähmt, die Reiz-
erliſcht bei erſtickten Thieren und Menſchen ſehr ſchnell nach
ode, während am Leibe eines Guillotinirten ein Theil des Her-
noch neun Stunden nach dem Tode zu Contractionen gebracht
t konnte. So zuckten auch die Muskeln eines Lachſes, dem man,
nachdem er gefangen worden, den Kopf zerkniſchte, noch 12 Stun-
cher, und ein abgeſchnittener Vipernkopf biß nach Redi noch am
n Tage. So nothwendig aber auch das Athmen für die Unter-
g der Reizbarkeit erſcheint, wird dennoch ein Muskel, deſſen Ar-
unterbunden worden, nur ſehr langſam (durch Entziehung der

rechter Unterscheidung und Erkenntniß alsbald die Erkenntniß auch aller übrigen Hauptgebilde ausging, ist der Sprache, wie eigentlich jedes bedeutende Wort (nach §. 42) durch ein Geschäft der Begeisterung, durch die Poesie gegeben worden. Homer in seiner Ilias (XVI, 315), hatte die Wadenmuskeln (m. vergl. Eustath. in Il. XVI, 388 *μύες*, „Mäuse" genannt, und das Wort *μῦς* wurde dann schon von der Schule der Hippokratiker (Pseudo-Hippocrat. de arte p. 6) zur Bezeichnung des Muskels in die Sprache der Wissenschaft herüber genommen. Galen, in der Einleitung zu seinem Buche über die Zergliederung der Muskeln (ed. Kühn. T. XVIII, 2, p. 926) nennt uns die Hippokratiker Lycus, Pelops und den Aelianus als seine Vorgänger in der Begründung der Muskellehre. Er selber unterscheidet in dem eben angeführten Werke den breiten Halsmuskel oder latissimus colli, dessen Region der Wirksamkeit vom Schlüsselbein an über den Hals bis zu den Wangen, den Mundwinkeln und der Unterlippe gehet, als *μυῶδες πλάτυσμα* (de musc. diss., ed. Kühn. l. c. p. 930 seqq.), darnach 4 Muskeln, welche die Lippen bewegen, die 2 Nasenflügelaufzieher, außer den 2 oder 3 die Augenlieder bewegenden 6 Muskeln des Augapfels, den Stirnmuskel, 8 Paare von Muskeln welche die Unterkinnlade bewegen, 2 vom Hinterhaupte nach dem Schulterblatt gehende, 7 auf jeder Seite der Bewegung der Schulterblätter dienende, 20 bis 22 Muskeln des Halses und Kopfes, 16 Muskeln der Luftröhre und des Luftröhrenkopfes, 3 des Zungenbeines, 16 der Zunge, 2 des Schlundkopfes, 12 Muskeln der Schulter, 4 des Ellenbogens, 15 des Vorderarmes und der Finger, 11 besondre Fingermuskeln, 22 Zwischenrippenmuskeln, den viertheiligen Rückgratmuskel, die 2 Lendenmuskelpaare, davon das größere *ψόαι* genannt sey (ib. p. 992), 4 Paare von Bauchmuskeln, 3 der Geschlechtstheile, ferner die Blasenhalsmuskeln, den Schließer des Afters, 10 Muskeln des Hüftbeines, 9 zur Bewegung des Kniees bestimmte, 14 des Unterschenkels, 18 des Fußes und der Fußzehen (der Affen); m. vergl. de dissect. musc. l. c. p. 930 b. 1026; de anatom. admin. L. I, c. 3 b. 11, L. II, c. 4 b. 10, ed. Kühn. T. II, p. 227 b. 279; 282 seqq. Nur selten gibt Galen (so z. B. bei der Kinnlade und den Stimmwerkzeugen, nach §. 13 und 17) den einzelnen Muskeln einen eigenthümlichen Namen; öfters, wie die beiläufig hier angegebenen Zahlen zeigen, theilt er, verleitet durch das was ihn die Anatomie der Affen gelehrt hatte, den Gliedern eine größere oder kleinere Zahl der Muskeln zu, als diese wirklich am Leibe des Menschen besitzen.

Auch ein besondres Werk über die Bewegung der Muskeln hat Galen hinterlassen. Die frühere Anschauung hatte nur 6 allgemeine Bewegungen des Leibes, nach rechts und links, vorwärts, rückwärts, oben und unten, wozu als 7te die im Kreise kam — „wie diese Bewegungen beim Tanzen gelehrt werden" unterschieden (Phil. Jud. de mund. opif. 28, ed. Mang. I, 28; SS. Leg. Alleg. I, 42, ed. Mang. I, 45; vergl. mit Plato's Timäus 34 und Clem. Alex. Strom. VI, 871). Den Ausgangspunkt des willkürlichen Bewegens versetzte man öfters nicht in die Muskeln, sondern in die Sennen, welche als *νεῦρα* und *τόνοι* benennt waren (Hippocrat. Aph. 5, 16, 18; 6, 19; de locis in homine p. 410); doch vergl. man über die Lehre des Hippokrates in Beziehung auf diesen Gegenstand: Galen. de Hippocrat. et Platon. decret. L. I, c. 9.

Wir reden nun auch nach der Weise der neueren Anatomie von den Muskeln und ihren Eigenschaften. Die gewöhnliche Eintheilung der Muskeln ist: in willkürlich und unwillkürlich bewegliche, oder in Muskeln des animalischen und plastischen Lebens. Die ersteren nehmen fast den ganzen Raum zwischen den Knochen und der äußern Haut ein, die letztern finden sich zumeist an den Organen der Brust-

und Bauchhöhle: Herz, Darmcanal u. s. Die willkürlich beweglichen Muskeln empfangen ihre Nerven aus Gehirn und Rückmark, und zwar, mit Ausnahme der Augenmuskeln, ein größerer Muskel auch mehr und größere Nerven als ein kleiner; die unwillkürlich beweglichen aus dem Gangliensystem. Auch die Nerven des Herzens kommen zum Theil aus diesem System, doch erhalten das Herz, der Schlund, die Lungen und der Magen außer diesem auch noch reichliche Nervenfäden von dem aus dem Hirn kommenden zehnten Nervenpaar. Die Art jedoch, wie die Fäden dieses Nervenstammes in die Substanz der Organe eindringen, ist durchaus derjenigen ähnlich, welche bei den Gangliennerven statt hat: es dringen nämlich an den unwillkürlich beweglichen Organen die ihnen zugetheilten Nerven nicht unmittelbar in das Fleisch ein, um sich zwischen seinen Fasern zu vertheilen, wie dieß bei den willkürlich beweglichen Muskeln der Fall ist, sondern ihre Fäden schließen sich so dicht an die eindringenden Arterien an, daß sie diesen als Gefäßnerven und nicht dem Fleische selbst anzugehören scheinen; ein Unterschied, den schon Sömmering hervorgehoben hat.

Der Gestalt und Anfügung nach unterscheidet man solche Muskeln, die in Sennen, und solche, die in Aponeurosen (Sennenhäute) enden; gefiederte, halbgefiederte, Ringmuskeln oder Schließmuskeln; zweiköpfige (am festeren, vorherrschenden Ansatzpunkt mit doppeltem Anfang entspringend) und zweibäuchige.

Die feinsten noch durchs Vergrößerungsglas unterscheidbaren Fasern der Muskeln erscheinen am Herzen, Schlund, Magen und Harnblase ästig und wie zu kleinen Scheibchen verwebt, andre durch die sie verbindenden Querfasern knotig. Sie sind so fein, daß sie, im Fall sie hohl wären, noch nicht den 46sten Theil eines Blutkügelchens durchlassen könnten, sind 40mal feiner als das feinste Menschenhaar. Sie erscheinen unter 278maliger Vergrößerung in der Mitte hell, am Rande dunkel; Asbestfäden hingegen umgekehrt in der Mitte dunkel, am Rande hell.

Die Bestandtheile des Muskelfleisches vom Rind, welche mit denen des menschlichen ganz nahe übereinkommen, sind:

	Nach Berzelius		nach Braconnot
Fleischfaser, Gefäße, Nerven	15,8		
Zellgewebe, das beim Kochen zu Leim wird	1,9	—	18,18
Lösliches Eiweiß u. Farbstoff	2,20	—	2,70
Alkoholextract mit Salzen	1,80	—	1,94
Wasserextract	1,05	—	0,15
Eiweißhalt. phosphors. Kalk	0,08	—	—
Wasser und Verlust . .	77,17	—	77,03
	100		100

Die Reizbarkeit des Muskels und seine eigenthümliche Kraft hängt sehr mit dem Athmen der Lebensluft zusammen und von ihm ab. Bei Unterdrückung des Athmens wird die Muskelkraft gelähmt, die Reizbarkeit erlischt bei erstickten Thieren und Menschen sehr schnell nach dem Tode, während am Leibe eines Guillotinirten ein Theil des Herzens noch neun Stunden nach dem Tode zu Contractionen gebracht werden konnte. So zuckten auch die Muskeln eines Lachses, dem man, gleich nachdem er gefangen worden, den Kopf zerknirschte, noch 12 Stunden nachher, und ein abgeschnittener Vipernkopf biß nach Redi noch am zwölften Tage. So nothwendig aber auch das Athmen für die Unterhaltung der Reizbarkeit erscheint, wird dennoch ein Muskel, dessen Arterie unterbunden worden, nur sehr langsam (durch Entziehung der

ſammenſetzung und äußeren Eigenſchaften den feſten Gebilden der unorganiſchen Natur: den Steinen. Die Knochen und Knochenſchalen ſind es auch, welche dem lebenden Thier die Kraft geben, bewegend und verändernd, bauend und zerſtörend ſelbſt auf die feſten, ſchweren Maſſen ſeiner Planetenoberfläche einzuwirken: ſie bilden einen vermittelnden Uebergang zu dieſen Maſſen.

Die Phyſik hat ſchon ſeit längerer Zeit eine innre Verwandtſchaft zwiſchen dem Vorgang der regelmäßigen Geſtaltung der unorganiſchen Körper (der Kryſtalliſation) und jenem des Tönens, Klingens derſelben nachgewieſen. Der Staub oder die Sandkörnlein, welche man auf eine Glasſcheibe ſtreut, bilden, wenn man die Scheibe mit einem Violinbogen ſtreicht und tönen machet, durch ihr Aneinanderfügen nach dieſer oder jener Richtung, eine regelmäßige Figur, welche für jeden Ton eine andre iſt. So ſcheint auch der Ton, den ein klingender Körper, wie etwa ein Glas, beim Anſtreichen von ſich gibt, in einem feſten, nothwendigen Zuſammenhange mit der Geſtalt und innren Zuſammenfügung zu ſtehen. Denn ein ſolches tönendes Glas zerſpringt, wenn die Menſchenſtimme oder ein blaſendes Inſtrument in ſeiner Nähe plötzlich einen andren, mit dem Grundton unharmoniſchen (widerwärtigen) Klang angibt.

Wie der Vorgang der Zuſammenfügung und regelmäßigen Geſtaltung der feſten Körper in der unorganiſchen Natur, ſo iſt auch der Vorgang der Knochenbildung nahe mit jenem des Tönens und Klingens verwandt. Das thieriſche Bewegen, vom Nerven ausgehend, ſetzet die Fibern des Muskels in Schwingungen, welche jedoch meiſt in der Entſtehung und Bildung des Knochens enden, gleichſam verhallen. Oefters wird jedoch, beſonders an einigen Punkten des thieriſchen und menſchlichen Leibes, der Knochen oder die harte Schale ein vermittelndes Zwiſchenglied, durch welches ſich das Vibriren der Muskelbewegung unverändert als das was es iſt: als ein Tönen in die äußere Natur fortſetzet und fortpflanzet, als Stimme vernommen wird. Im niederen Thierreiche gränzet die äußere, harte Schalenbedeckung unmittelbar an die leicht zum Mittönen aufzuregende Luft, und die ſingende Cicade, wie jedes tönende und ſummende Inſect, bringet den Laut großentheils durch ein Zuſammenbe-

sammenrollte, Hufeisen zerbrach; ein Andrer eine eiserne, einen Zoll dicke Stange mit den Händen bog und ausstreckte, Einer 2, ein Andrer (dessen Pausanias gedenkt) 6 Pferde zurück zog; oder wenn Rasende eiserne Gitter zerbrachen und mehrere Stricke zerrissen. Mit den Zähnen bloß hob ein starker Mann ein leeres Bierfaß auf und warf es hinter sich; ein Andrer trank ein Weinfäßchen, das 116 Unzen enthielt, indem er es mit den Zähnen faßte in Einem Athem aus und warf es dann hinter sich, welches letztere noch ein Andrer mit einer mehrere Fuß langen Bank that, ja mit einer eisernen Stange, welche 25 Pfund wog. Der berühmte Thomas Topham hob auf diese Weise einen 6 Fuß langen Tisch, an dessen Ende noch 50 Pfund Gewicht hing; Andre haben ein Gewicht von 300 Pfund mit den Zähnen erhoben. Besonders die ausstreckenden Muskeln der Hüfte tragen bei Lastträgern, welche 500, ja 600 Pfund fortbewegen, dieses Gewicht, nebst dem des ganzen Körpers. Wie viel mehr bei jenem Engländer, der, gleich dem Milo von Kroton, einen Ochsen (von 700 bis 1000 Pfund) trug; oder bei jenem Athamas des Plinius, der sich mit einer Last von 1000 Pfunden fortbewegte. In Krämpfen zerrissen die Muskeln Stricke, welche kaum eine Last von 1680 Pfund zerrissen hätte. Diese Gewalt der Muskeln ist verhältnißmäßig noch größer im niedern Thierreich, indem ein Floh eine Last bewegt, die 70 — 80 mal schwerer ist, als er selbst, während ein Pferd nicht leicht eine über 3mal so schwere, als es wiegt, fortziehen kann.

Außerordentliche Beweglichkeit und Künstlichkeit der Verrichtungen, bei vielen Muskeln der verschiedensten Organe zugleich, zeigten jene auch in Deutschland herumreisenden Indianer, welche an der Stirne ein Bäumlein balancirten und von diesem mittelst eines bloß vom Munde gerichteten Blasrohrs die künstlichen Vögel herunterschossen, während sie zugleich an den Spitzen der Finger und Zehen Ringe bewegten; oder welche mit der Zunge Perlen anfädelten, die sie im Munde hielten.

Dieser ungewöhnlichen Beweglichkeit gegenüber steht die eben so bewundernswürdige Selbstbeherrschung der indischen Sanyassis, welche einzelne Glieder, ja den ganzen Leib viele Jahre lang unbeweglich in Einer Richtung hielten.

Die Berechnungen über die (vermöge der Anfügung u. s. der Muskeln) verloren gehende Kraft findet man auch bei Haller, a. a. O. von §. 27 an. M. vergl. Sömmering a. a. O. III, S. 55 u. v. Baer S. 61, vor allem aber den Erfinder aller dieser Rechnungen: Borelli de mot. an. prop. 31 — 36 u. f.

Die Sennen oder Muskelenden sind öfters von Schleimsäcken eingeschlossen.

Die Stimm- und Sprachorgane und ihre Verrichtung.

§. 16. Das thierische Bewegen, welches, dem Auge noch unsichtbar, im Nerven seinen Anfang nimmt, hierauf im Muskel sichtbar und fühlbar wird, endet zuletzt an einem festen, starren Gebilde, welches beim unvollkommneren Thiere die weichen Theile des Leibes als Schale umhüllt, beim vollkommneren als Knochenskelet ins Innre tritt. Es nähern sich diese harten, aus dem lebendig Flüssigen ausgeschiedenen Massen, durch ihre Zu-

mehr nach der Höhe, andre Male mehr nach der Tiefe gehend beherrſcht, wird zu verſchiednen Zeiten und bei veränderter Stimmung des Leibes und der Seele, ſehr verſchieden gefunden.

Die Organe, welche im höheren Thierreich die Stimme bilden, ſtellen, wie ſchon erwähnt, ein Skelet mit Kopftheilen und Wirbeln und Gliedmaßen im kleineren Abbild dar, ſind eine innre Wiederholung des größeren, ſie in ſich hegenden Knochenſkeletes. Es iſt da ein Kopf, an ihm eine gegliederte Wirbelſäule, aus knorplichten Ringen beſtehend, es iſt da ein Syſtem der Gliedmaßen: die nach allen Richtungen bewegliche, nach ganz eigenthümlichem Bildungsgeſetz aus drei Paaren von Muskeln zuſammengewebte Zunge, welcher ein beſondrer Apparat von Knochen, das Zungenbein mit ſeinen zwei Paaren von Extremitäten, zugeordnet iſt. Die Zunge dienet zugleich als empfindendes Hauptorgan für den Vorgang der Verdauung und als bewegendes Hauptorgan für das Hervorbringen der Sprache; die Luftröhre, mit einer für alle fremden Stoffe außer der Luft höchſt empfindlichen, nervenreichen Haut ausgekleidet, iſt zugleich Hauptorgan zur Aufnahme der Luft beim Athmen, und Hauptorgan zur Bildung der Stimme. Zur Bildung der Stimme und Sprache wirken übrigens, außer der Luftröhre und Zunge, die Theile des Mundes: das Gaumenbein, Zähne und Lippen, eben ſo mit, als beim Hören die Theile des äußeren Ohres.

Das Zungenbein bildet einen knöchernen Bogen, auf welchem die Zunge ruhet. Es beſtehet aus einem mittleren Theil, dem ſogenannten Körper, und zwei Paaren von Seitentheilen, von ungleicher Größe, den ſogenannten Hörnern. Einzig unter allen andern Knochen des Leibes iſt daſſelbe frei von der unmittelbaren Verbindung mit dem eigentlichen Skelet, an welches vom Zungenbeine aus nur zwei ſchwache Bänder verlaufen. Dagegen kommen ſchon zu dieſem Theil des kleineren, innren Skeletes von allen Hauptſyſtemen des größeren bewegende Muskeln: vom Schädel jene der griffelförmigen Fortſätze der Schläfebeine, von der Bruſt jene des Bruſtbeins, von den oberen Gliedmaßen jene der Schulterblätter, von den Käuorganen jene der untern Kinnlade, und es wird noch durch andre, beide verbindende Muskeln der Wechſelverkehr der Bewegung zwiſchen Zungenbein und Kehlkopf begründet.

mit eine zarte Hautbekleidung abgeſchieden, an die in und
hn bewegte Luft an. Er umfaſſet das Syſtem der Stimm-
. Durch ſie wird, und zwar zunächſt mittelſt des ge-
en Knorpels, das Schwingen und Beben der bewegten
ſſern unmittelbar der Atmoſphäre mitgetheilt, in dieſe
flanzt, und wird auf ſolche Weiſe zur Stimme. Es iſt
o dieſelbe leibliche Kraft, wodurch ſich das Thier bewege
durch es ſeine eigenthümliche Stimme hervorbringt. Die
ur zerſtörende Kraft der Muskeln wird im Löwen als
Brüllen vernommen, welches die ſchwächere Thierwelt
ie ihr der zermalmende Zahn genaht, in Schrecken ſetzt;
ogel erinnert die ſingende Stimme an die vorherrſchende
ung ſeines Leibes: an ein genußreiches Schweben auf den
der Lüfte; beim Menſchen iſt die Stimme eben ſo mann-
tiger Töne fähig, als die Gliedmaßen des Leibes der man-
igſten Bewegungen und Gebärden. Denn mit Recht hat
e Stimme als eine Art der (innern) Gebärdung betrach-
d: ihren Zuſammenhang mit den äußerlich ſichtbaren Be-
gen zeigen unter Andrem die mimiſch-tanzenden Gebär-
womit einige Singvögel die Töne und Tonwandlungen
eſanges begleiten, und ſelbſt das ermüdete Kamel der
wenn ſeine Schritte bei der einfachen Muſik und dem
e ſeines Treibers von Neuem kräftiger werden und ſich

Die Stimme wird vorzüglich in der untern Stimmritze gebildet, und es wirkt die innre Weitung des Kehlkopfes zur Verstärkung derselben bedeutend mit, wie dieß der Bau des Kehlkopfes bei lautstimmigen Thieren bezeugt. Uebrigens thut auch beim Singen und Sprechen wenigstens der Stamm der Luftröhre mit, deren Knorpelbögen hierbei durch die eben beschriebene Vorrichtung zusammengezogen und erweitert werden können. Bei den Vögeln findet sich noch eine Stimmritze am untern Ende des Stammes der Luftröhre, nahe an dem Punkte, wo dieser in seine beiden, nach den Lungen gehenden Aeste sich theilen will.

Es wird als äußeres Material und Mittelglied der Fortpflanzung der Stimme beim Tönen und Sprechen die aus den Lungen hervorgestoßene, seltner und mit größerer Schwierigkeit die eben erst in dieselben hineinströmende Luft benutzt.

Das Alterthum unterschied sieben Veränderungen, deren die Stimme, abgesehen von den verschiedenen Tönen der Tonleiter, welche sie hervorbringen kann, fähig ist. Die Stimme kann schneidend oder voll, sie kann zitternd, hart oder sanft, langgezogen und kurz abgesetzt lauten. Sieben sind der vollen (ganzen) Töne der Tonleiter, und die menschliche Kehle beherrscht ohne Anstrengung zwei Octaven, mithin zweimal sieben ganze Töne, ja dieselbe kann noch künstlich auch die Töne der dritten, höheren Octave aus der Kehle hervorpressen. Wenn über den Stoff des Hörbaren, welchen die Stimme darbeut, der Wille, durch die vorhin beschriebenen, mannichfachen Muskelbewegungen der Zunge, der Lippen und Kehle das Weitere verfügt, um den Ton zur Sprache zu gestalten, werden zuerst, als Mittelwesen zwischen den bloßen Tönen und den eigentlichen Buchstaben oder Sprechstoffen, die Tonstoffe oder Vocale gebildet. Ihrer zählte das Alterthum sieben: wenn jedoch einige Uebergangsformen in Anschlag gebracht werden, z. B. außer dem a, e, i, u, ů und dem kurzen und langgezogenen o das å, ȯ, ȯh, so ergeben sich, wie dieß Ludwig Olivier zeigt: fünf Paare von Tonstoffen: das a und å, o und ȯ, oh und ȯh, u und ů, eh und i. Die Natürlichkeit dieser Paarung beweiset die Sprache selber, welche in demselben Wort jetzt den einen, dann den andern zum Paare gehörigen Tonstoff hören lässet, wie dieß die Beispiele von Vater

Der Luftröhren- oder Kehlkopf iſt vor dem oberen Ende der Speiſeröhre, vor dem Schlundkopf und, näher als dieſer, an der Zunge gelegen. Es wird ſchon hierdurch eine nähere und vorzüglichere Beziehung der Zunge auf die Organe der Stimme, dann auf jene der Verdauung angedeutet. Der Weg der Speiſen und Getränke gehet mithin über den Eingang der Luftröhre hinüber, während der letztere durch den Kehldeckel und den hintern Theil (die Wurzel) der Zunge gegen das Eindringen jener fremden Stoffe geſchützt wird.

Der Kehlkopf wird aus ſieben Knorpeln gebildet, von denen der größte, der Schildknorpel, wiederum aus zwei faſt viereckigen Hälften beſtehet, welche nach vorn zu mit einem auch äußerlich am Halſe ſichtbaren Höcker oder Knotenpunkt verwachſen ſind. Es fügt ſich an dieſen der Ringknorpel, mit welchem nach oben und hinten die gebogenen Schnepfenknorpel verbunden ſind, an deren Spitze die kleinen Santoriniſchen Knorpel ſich anſetzen. Der ſiebente Knorpel iſt der ſchon erwähnte Kehldeckel. Es ſind dieſe einzelnen Knorpel durch Gelenke an einander beweglich und durch Bänder vereint. Zwei Paare dieſer Bänder, von vorzüglich ſtraffem Gewebe, ſpannen ſich frei, im Innern des Kehlkopfes von den Schnepfenknorpeln nach dem innern Winkel des Schildknorpels hinüber, und bilden auf dieſe Weiſe die obern und untern Stimmritzen- oder Kehlbänder. Denn jene Spalte, welche ſie zwiſchen ſich laſſen, iſt die Stimmritze, welche durch das Geſchäft der Muskeln, die jetzt die Schnepfenknorpel zurück oder vorwärts beugen, von einander abwärts oder gegen einander ziehen, bald ſtärker angeſpannt, bald ſchlaffer gemacht, bald verengert, bald erweitert wird.

Unmittelbar an den Kehlkopf ſchließt ſich dann die Luftröhre an, deren Stamm aus 18 bis 21 Bögen beſtehet, welche nicht, wie an der Luftröhre der Vögel, zu vollkommenen Knorpelringen geſchloſſen, ſondern nach hinten, etwa zum dritten Theil ihres Umfanges, durch ein muskulöſes Faſergewebe ausgefüllt ſind, welches die Knorpelbögen ein wenig zuſammenzuſchnüren und hierdurch die Luftröhre zu verengern vermag. Ein andres muskulöſes Gewebe füget die einzelnen Ringe zuſammen, und dienet dieſe an einander zu ziehen: die Luftröhre zu verkürzen.

Die Stimme wird vorzüglich in der unteren Stimmritze gebildet, und es wirkt die innre Weitung des Kehlkopfes zur Verstärkung derselben bedeutend mit, wie dieß der Bau des Kehlkopfes bei lautstimmigen Thieren bezeugt. Uebrigens tönet auch beim Singen und Sprechen wenigstens der Stamm der Luftröhre mit, deren Knorpelbögen hierbei durch die eben beschriebene Vorrichtung zusammengezogen und erweitert werden können. Bei den Vögeln findet sich noch eine Stimmritze am untern Ende des Stammes der Luftröhre, nahe an dem Punkte, wo dieser in seine beiden, nach den Lungen gehenden Aeste sich theilen will.

Es wird als äußeres Material und Mittelglied der Fortpflanzung der Stimme beim Tönen und Sprechen die aus den Lungen hervorgestoßene, seltner und mit größerer Schwierigkeit die eben erst in dieselben hineinströmende Luft benutzt.

Das Alterthum unterschied sieben Veränderungen, deren die Stimme, abgesehen von den verschiedenen Tönen der Tonleiter, welche sie hervorbringen kann, fähig ist. Die Stimme kann schneidend oder voll, sie kann zitternd, hart oder sanft, langgezogen und kurz abgesetzt lauten. Sieben sind der vollen (ganzen) Töne der Tonleiter, und die menschliche Kehle beherrscht ohne Anstrengung zwei Octaven, mithin zweimal sieben ganze Töne, ja dieselbe kann noch künstlich auch die Töne der dritten, höheren Octave aus der Kehle hervorpressen. Wenn über den Stoff des Hörbaren, welchen die Stimme darbeut, der Wille, durch die vorhin beschriebenen, mannichfachen Muskelbewegungen der Zunge, der Lippen und Kehle das Weitere verfügt, um den Ton zur Sprache zu gestalten, werden zuerst, als Mittelwesen zwischen den bloßen Tönen und den eigentlichen Buchstaben oder Sprechstoffen, die Tonstoffe oder Vocale gebildet. Ihrer zählte das Alterthum sieben: wenn jedoch einige Uebergangsformen in Anschlag gebracht werden, z. B. außer dem a, e, i, u, ů und dem kurzen und langgezogenen o das å, ȯ, ȯh, so ergeben sich, wie dieß Ludwig Olivier zeigt: fünf Paare von Tonstoffen: das a und å, o und ȯ, oh und ȯh, u und ů, eh und i. Die Natürlichkeit dieser Paarung beweiset die Sprache selber, welche in demselben Wort jetzt den einen, dann den andern zum Paare gehörigen Tonstoff hören lässet, wie dieß die Beispiele von Vater

Stimmapparat eine Wiederholung und ein Abbild im Kleinen von dem ganzen Menſchenleibe iſt. Daher auch, weil das entſprechende, kleinere Abbild im größern Vor- und Urbild des Leibes die verwandten Bewegungen aufregt, die merkwürdige Theilnahme des ganzen Leibes an den Aeußerungen des Sprach- und Stimmorganes, die ſich nicht bloß durch ein zugleich Erſchüttertwerden (Mitſchwingen) deſſelben, ſondern durch die ſchon erwähnte Begleitung durch Gebärden, bei Menſchen und Thieren zeigt. — Wird das Stimmnervenpaar zerſchnitten und hierdurch den Muskeln des Stimmapparats die Bewegungsfähigkeit benommen, ſo entſteht unvermeidlich ein gänzliches Erſtummen.

Die Stärke der Stimme hängt zuletzt von der Stärke der Athmungsorgane und der Feſtigkeit des Kehlkopfes; die Verſchiedenheit der Töne von den Modificationen der Stimmritze und des Kehlkopfes ab. Bei hohen Tönen wird die Stimmritze (welche, wenn überhaupt ein Ton entſtehen ſoll, bis auf $^{4}/_{10}$ oder $^{3}/_{12}$ Zoll verengert ſeyn muß) noch ungleich bedeutender zuſammengezogen, ihre Bänder ſtärker geſpannt, ſo daß die Schwingungen ſchneller werden. Bei der Erhöhung des Tones wird zugleich der Kehlkopf in die Höhe gezogen, welches Emporziehen für eine Octave faſt einen halben Zoll beträgt. Zum Hervorbringen der tiefen Töne geſchieht das Entgegengeſetzte.

Die Kinnmuskeln der Zunge (genioglossi) gehören der Zunge, dem Zungenbein und dem Schlundkopfe gemeinſchaftlich an, ſie können, bei geſchloſſenem Mund, das Zungenbein und den Luftröhrenkopf vorwärts und nach oben ziehen, können mit ihrer zweiten Portion den Schlund, endlich mit der dritten die Zunge vorwärts bewegen. Sie wirken auch mit bei Eröffnung des Mundes. Die Griffelzungenmuskeln ziehen die Zunge rückwärts und erheben ihre Spitze gegen den Kehldeckel; wirkt nur einer, ſo zieht er die Zunge zur Seite. Die im engern Sinne ſogenannten Zungenmuskeln drücken die Zunge nieder und zurück, und krümmen ihre Spitze gegen das Band hin. Die fleiſchige Maſſe der Zunge unmittelbar wird vorzüglich durch die Grundflächenmuskeln (m. basioglossi), breiten Seitenmuskeln (ceratoglossi) und ſchmalen Seitenmuskeln (chondroglossi) gebildet, durch welche alle eigenthümlichen feineren Bewegungen dieſes beweglichſten Organs geſchehen.

Die 7 oben erwähnten Verſchiedenheiten der Stimme werden auch von den Alten in die ὀξεῖαν, βαρεῖαν, περισπωμένην, δασὺν ψόφογγον, ψιλὸν, μακρὸν, βραχὺν unterſchieden oder als acuta, gravis, circumflexa, sonus asper, lenis, longus, brevis benannt (m. vergl. Phil. Jud. de mund. opific. 27, ed. Mang. Vol. I, 29).

Sieben ſind der gleichſam von ſelber, ohne Zuthun der mannichfachen Bewegungen der Glieder des Mundes tönenden Vocale oder Tonſtoffe, wobei wir oben ſtatt des, wenigſtens in ſeiner Zuſammenſetzung mit Ton unverſtändlich gewordnen Wortes „Stab" das gleichbedeutende, in der Sprache noch fortlebende Wort „Stoff" gewählt haben (στοιχεῖα ἐν γραμματικῇ τὰ λεγόμενα φωνήεντα ἑπτάμως ἑπτά ἐστιν, ἐπειδὴ καὶ ἐξ ἑαυτῶν ἔοικε φονεῖσθαι, καὶ τοῖς ἄλλοις συνεπτόμενα φωνὰς ἐναρθρους ἀποτελεῖ. Phil. Jud. de mund. opif. 28, ed. Mang. I, 30). Dieſes waren die ſieben Ur- oder Selbſtlaute, welche nach Demetrius Phalereus die ägyptiſchen Prieſter ſtatt eines Lobliedes der Götter, nach den ſieben Tönen der Tonleiter herſangen (volltöniger als der Laut der Flöte oder des Saitenſpieles). Es hatte an dieſer Scheidung gerade in ſieben, ſo naturgemäß ſie auch der innern Geſtaltung der älteren Sprachen ſeyn mochte, allerdings wohl die Ehrfurcht vor der heiligen Siebenzahl (Ἑπτὰς ἀπὸ τοῦ σεβασμοῦ, m. vergl. Nicomach. in excerpt ap. Phot.

Cod. 187; Macrob. in somn. Scipion. I, 6; Etymol. magn. Ihrige beigetragen.

Schon Aristoteles unterscheidet die Elemente der Spr tönende oder Selbstlauter (φωνήεντα) und tonlose oder Conso (ἄφωνα). Jene werden durch die Stimme und Kehle, diese du Zunge und Lippen gebildet (Arist. hist. anim. IV, c. 9).

Wir reden hier zunächst in den gewöhnlichen Ausdrücken de siologie von der Bildung der Ton- staben oder -stoffe und der G staben oder Sprechstoffe.

Die Vocale oder Tonstoffe der Sprache werden, wie schon ob gedeutet worden, vorzüglich durch die mehr oder minder weite Oe des Mundes und durch Vermehrung und Verminderung des R den die Zunge durch ihr Erheben oder Niedersinken zwischen ihre zel und dem Gaumen läßt, hervorgebracht. Dieser Raum wi meisten verengt beim Aussprechen des J; weniger dann beim O, U. Dagegen wird der Mund am weitesten geöffnet beim A niger beim E, J, O, am wenigsten beim U. Unter den Conso entstehen B, P durch Schließen der Lippen, D und T durch de legen des sich hierbei breit machenden Vordertheils der Zunge Gaumen, F durch Hervortreiben der Luft zwischen der hineinwär genen Unterlippe und der oberen Zahnreihe oder Kinnlade, G ein Erheben des mittlern Theils der Zunge gegen den Gaumen. K ist diese Zusammenbewegung (mit strafferer Zunge) stärker, steht durch eine bloße Verstärkung des durch die Stimmritze ge Lufthauches, L durch Verengern des Weges der Luft im Munde, mittelst des festen Anlegens der Spitze der zugleich ver lerten Zunge an den vordern Theil des Gaumens, M durch Sc der Lippen bei zugleich herabgesenktem Gaumensegel, N ebenfalls Senken des Gaumensegels, wobei aber nicht der äußere Mund die Lippen, sondern der innre durch die Zunge gesperrt wird. Buchstaben werden mithin durch die Nase gesprochen. Der Bu R wird durch ein Vibriren (Zittern) der mit ihrem Vorderthei an den Gaumen gelegten Zunge, S durch ein sausendes Hervo gen der Luft zwischen der nach hinten erhobenen, nach vorn ge Zunge und der Oberkinnlade gebildet. Beim Sch ist der Vord der Zunge gegen den Gaumen erhoben, V ist ein schwächeres F einigen Fällen (z. B. bei sogenannten Bauchrednern) scheinen selbst die sten Organe des Mundes: Kehldeckel, Gaumensegel und Zungen oder die an diese gehenden Muskeln eine solche selbstständige A lichkeit zu besitzen, daß sie zu allen Verrichtungen der Zunge u vorderen Mundtheile beim Sprechen fähig sind.

Mit großer Gründlichkeit hat sich der schon oben erwähnte L Olivier, in seinem Werke über die Urstoffe der menschlichen S und die allgemeinen Gesetze ihrer Verbindungen (Wien, bei Sc burg 1821), mit der Entstehungsgeschichte der einzelnen Sprachel und mit den feinsten und tiefsten Untersuchungen über die V denheiten von Geräusch, Klang, Ton, Stimme (m. v. die erl. Ber §. 18) beschäftigt. Er gibt S. 191 nachstehendes Schema zur Ueb

a,	o,	oh,	u,	eh,
å,	ò,	öh,	ü,	i —
b,		d,		g,
bp,		dt,		gh,
(m,		n,		ñ,)
w, v,		th, ſ, s,		j. z,
p, f,		th, ś, ſch,		ch, ch,
	l,		r,	

Stimmapparat eine Wiederholung und ein Abbild im Kleinen von dem ganzen Menſchenleibe iſt. Daher auch, weil das entſprechende, kleinere Abbild im größern Vor- und Urbild des Leibes die verwandten Bewegungen aufregt, die merkwürdige Theilnahme des ganzen Leibes an den Aeußerungen des Sprach- und Stimmorganes, die ſich nicht bloß durch ein zugleich Erſchüttertwerden (Mitſchwingen) deſſelben, ſondern durch die ſchon erwähnte Begleitung durch Gebärden, bei Menſchen und Thieren zeigt. — Wird das Stimmnervenpaar zerſchnitten und hierdurch den Muskeln des Stimmapparats die Bewegungsfähigkeit benommen, ſo entſteht unvermeidlich ein gänzliches Erſtummen.

Die Stärke der Stimme hängt zuletzt von der Stärke der Athmungsorgane und der Feſtigkeit des Kehlkopfes; die Verſchiedenheit der Töne von den Modificationen der Stimmritze und des Kehlkopfes ab. Bei hohen Tönen wird die Stimmritze (welche, wenn überhaupt ein Ton entſtehen ſoll, bis auf $^1/_{10}$ oder $^1/_{12}$ Zoll verengert ſeyn muß) noch ungleich bedeutender zuſammengezogen, ihre Bänder ſtärker geſpannt, ſo daß die Schwingungen ſchneller werden. Bei der Erhöhung des Tones wird zugleich der Kehlkopf in die Höhe gezogen, welches Emporziehen für eine Octave faſt einen halben Zoll beträgt. Zum Hervorbringen der tiefen Töne geſchieht das Entgegengeſetzte.

Die Kinnmuskeln der Zunge (genioglossi) gehören der Zunge, dem Zungenbein und dem Schlundkopfe gemeinſchaftlich an, ſie können, bei geſchloſſenem Mund, das Zungenbein und den Luftröhrenkopf vorwärts und nach oben ziehen, können mit ihrer zweiten Portion den Schlund, endlich mit der dritten die Zunge vorwärts bewegen. Sie wirken auch mit bei Eröffnung des Mundes. Die Griffelzungenmuskeln ziehen die Zunge rückwärts und erheben ihre Spitze gegen den Kehldeckel; wirkt nur einer, ſo zieht er die Zunge zur Seite. Die im engern Sinne ſogenannten Zungenmuskeln drücken die Zunge nieder und zurück, und krümmen ihre Spitze gegen das Band hin. Die fleiſchige Maſſe der Zunge unmittelbar wird vorzüglich durch die Grundflächenmuskeln (m. basioglossi), breiten Seitenmuskeln (ceratoglossi) und ſchmalen Seitenmuskeln (chondroglossi) gebildet, durch welche alle eigenthümlichen feineren Bewegungen dieſes beweglichſten Organs geſchehen.

Die 7 oben erwähnten Verſchiedenheiten der Stimme werden auch von den Alten in die ὀξεῖαν, βαρεῖαν, περισπωμένην, δασὺν φθόγγον, ψιλὸν, μακρὸν, βραχὺν unterſchieden oder als acuta, gravis, circumflexa, sonus asper, lenis, longus, brevis benannt (m. vergl. Phil. Jud. de mund. opific. 27, ed. Mang. Vol. I, 29).

Sieben ſind der gleichſam von ſelber, ohne Zuthun der mannichfachen Bewegungen der Glieder des Mundes tönenden Vocale oder Tonſtoffe, wobei wir oben ſtatt des, wenigſtens in ſeiner Zuſammenſetzung mit Ton unverſtändlich gewordnen Wortes „Stab" das gleichbedeutende, in der Sprache noch fortlebende Wort „Stoff" gewählt haben (στοιχεῖα ἐν γραμματικῇ τὰ λεγόμενα φωνήεντα διὰ τοῦτό ἐστιν, ἐπειδὴ καὶ ἐξ ἑαυτῶν δοκεῖ φωνεῖσθαι, καὶ τοῖς ἄλλοις συνταττόμενα φωνὰς ἐναρθρους ἀποτελεῖ. Phil. Jud. de mund. opif. 28, ed. Mang. I, 30). Dieſes waren die ſieben Ur- oder Selbſtlaute, welche nach Demetrius Phalereus die ägyptiſchen Prieſter ſtatt eines Lobliedes der Götter, nach den ſieben Tönen der Tonleiter herſangen (volltöniger als der Laut der Flöte oder des Saitenſpieles). Es hatte an dieſer Scheidung gerade in ſieben, ſo naturgemäß ſie auch der innern Geſtaltung der ältern Sprachen ſeyn mochte, allerdings wohl die Ehrfurcht vor der heiligen Siebenzahl (Σεπτὰς ἀπὸ τοῦ σεβασμοῦ, m. vergl. Nicomach. in excerpt ap. Phot.

Bewegen dahin gegeben iſt, wenn es nicht vielmehr durch dieſen Strom, nach verſchiedener Richtung, und ihm entgegen ſich bewegte. Das Licht der Sonne würde nirgends im Weltenraum als Licht ſich kund thun und ſichtbar werden, wenn es nicht auf eine lichtloſe Maſſe der Planeten träfe; der Sturmwind wird nur, weil ihm ein feſter Körper oder auch die eigne, minder ſchnell bewegte Maſſe der Luft widerſteht, dem Ohre vernehmbar.

Wir erinnern hier an das alte Räthſel des Pythagoras. Wäre nur eine Zahl, wäre keine Verſchiedenheit der Zahlen, ſo würde keine Empfindung noch Leben ſeyn. Weil die Terz, die Quinte, die Octave eine andre Zahl ſind als der Grundton, darum wird ihre Saite auf vernehmbare Weiſe mitgerührt, wenn jene tönt. Wäre keine Zahl noch Stimme da, denn die des Grundtones, ſo würde nirgends ein vernehmbares Mittönen ſeyn.

Daß wir athmen, daß vom Herzen aus das Blut nach allen Theilen ſtrömt und aus ihnen durch die Venen zurückkehrt; daß die Speiſe im Magen und den Gedärmen in den Speiſeſtoff verwandelt, dann zum Milchſaft veredelt wird und nun als ſolcher ins Blut träufelt; daß das Fleiſch wächſt oder wie im Sturmwind verwelkt und dahinfleucht, fühlen wir nicht. Nur beim Eingang und beim Ausgang in den Leib und aus ihm, nimmt die Empfindung des durchhingehenden äußren Stoffes wahr: alle jene innren Geſchäfte, welche ſelbſt im Schlafe fortwähren, gehören Theilen des Leibes und Verrichtungen an, welche verſenkt ſind wie das Weſen der Pflanze, in den allgemeinen Strom des Mitwerdens, demſelben folgend, ohne ihm zu widerſtreben. Dieſes iſt das Gebiet der Bewegungsorgane, die ohne und ſelbſt gegen den Willen des Menſchen, mitten in ſeinem Leibe ſich bewegen, ohne ſein Wiſſen, ohne ſein Begehren, weil mit ihnen ein andrer, allgemeiner Grund des Werdens und Gegeneinanderbewegens waltet.

Daß die Elemente, die Theile des Leibes, dieſen ihren ſichtbaren Beſtand haben, das ſchaffet die „Kraft der Haltung," die auch dem Stein ſein Weſen gibt und erhält. Das Steinreich, und überhaupt die ganze unorganiſche Natur, hat aber nichts als die Haltung, es iſt nur um aller andern Höheren willen da, unter ihm iſt kein Niedreres, welches um ſeinetwillen da wäre. Daß unſer Leib in jedem Augenblick ſich neu erzeugt, daß er ge-

Hierbei ſind, wegen der oben im §. erwähnten Verſchiedenartigkeit der Ausſprache eines und deſſelben Buchſtabens an verſchiedenen Stellen der Worte oder bei verſchiedene Arten ihrer Zuſammenfügung, mehrere Buchſtaben zweimal angeführt. Das oben erwähnte Schwa nennt Olivier den Stimmer und vergleicht ihn mit dem Wehen des Windes. Uebrigens hat nicht jede Sprache alle die oben erwähnten 39 oder mit dem Schwa 40 Ton- und Lautſtoffe; der einen fehlen dieſe, der andren jene. Im Mittel hat eine gebildete europäiſche Sprache gegen 32, die deutſche 34, die franzöſiſche 35. Die verſchiedenen Verbindungen der Sylben ſcheidet Olivier ferner in die ſchleifende (z. B. im Worte Stroh-hut, ſchla-fen, Sa-che, Herr-ſchaft), die ſchärfende (wie Rapp, Ei, Schuh, Hirſch) u. ſ. — Mitlauter des Verſchluſſes (mit Verſchließen des Mundes ſind ihm: app, att, ack, abb, add, agg, amm, ann, aff, aſt, aſch, ich, ach, all, arr u. ſ. Mitlauter des Aufſchluſſes (mit Oeffnen des Mundes begleitet) ſind: pa, la, ka; ba, da, ga; ma, na, ma, na, ſa, ſa, za, ſcha, ja, cha, ga u. ſ. Die Summe aller möglichen einfachen Lautverbindungen ſcheint ſich nicht über 1369 zu belaufen. —

Die Schild-Drüſe ſtehet mit den Hauptorganen der Stimme in einem ähnlichen polariſchen Wechſelverhältniß und Beziehung als die Milz mit der Leber, die Nebennieren mit den Nieren. Wie ein Nordpol eines Magnets nicht ſeyn und wirken könnte, ohne einen ihm entſprechenden Südpol, einer ohne den andern ſich nicht zu entwickeln vermöchte, ſo ſetzt im lebenden Leibe das Daſeyn und Entſtehen des einen polariſchen Gegenſatzes jenes des andern voraus.

Das Gehirn und die Nerven.

§. 17. Wir lernten im Vorhergehenden die Organe des Blutumlaufes und der Ernährung, die der Bewegung und jene der Stimme und Sprache kennen, durch welche das lebende Weſen ſich erſt als das was es iſt zu erkennen gibt; die innerſte Springfeder, von deren Seyn und eigenthümlicher Wirkſamkeit der Gang des ganzen Getriebes abhängt: der Nerv und das Rückmark mit ſeiner Blüthe, dem Gehirn, ſo wie die Blüthenkrone des letzteren, die Sinnen, bleiben uns noch zu betrachten übrig.

Ohne die Nerven würde die bloße Anziehung der Elemente, nach dem Geſetz der oben, im §. 11 erwähnten „Haltung" etwa ein Einathmen, nicht aber ein Ausathmen bewirken, ein Aufnehmen der Nahrung ohne ein Ausſondern; es wäre keine thieriſche Wärme ohne den Nerven da, keine willkürliche Bewegung, keine Stimme noch Sprache.

Das Thier iſt Thier, weil es empfindet. Empfinden und bemerken würde es aber niemals den allgemeinen Strom des Mitwerdens und Lebens (nach §. 6), wenn es ihm ſo leidend und ohne Widerſtand nur folgte, wie die Pflanze, welche in ſein

einzelnen Theile laufen, jene wundervoll doppelte Kraft thun muthen, die mit Blitzesschnelle den bewegenden Willen zu den Gliedern und die Eindrücke einer ganzen Aussenwelt, als Empfindung, zum Gehirn leitet? Diese Halbkugel von gerinnendem Eiweißstoff, mit ihren labyrinthischen Windungen und vielfach in einander laufenden Kammern, welche als Gehirn und Theile des Leibes beherrscht, woran lässet sie es uns erkennen, daß in dem Geheimniß ihres Wesens der Anfang der Wege des Geistes an den vergänglichen Leib, daß in ihm der Punkt der Begegnens sey, wo sich ein oberes, ewiges Reich der Gedanken und Gefühle zum vergänglichen Fleisch und Blut gesellt, ja wo die Natur von diesem verkleidet?

Warum das Sauerstoffgas der Luft beim Athmen ins Blut gehe, wird aus der Mischung des letzteren begreiflich, welches selbst dem aus dem Leibe geflossenen Blute noch ein anziehendes Vermögen gegen die Lebensluft gibt. Wie das Licht durch die durchsichtigen Häute und Kammern des Auges, der Schall durch die Windungen und Knochengebilde des Ohres an die Nerven gehen, lässet uns die Aehnlichkeit ihres Baues mit anderen das Licht und den Schall leitenden Körpern der äußeren Natur erkennen; wie aber verhält sich denn diese baumartige Markgestalt im kleinen Gehirn zu den Tausenden von Worten und Vorstellungen, welche an dem geistigen Baum des Gedächtnisses wie Blätter und Blüthen haften; wie verhält sich das wundervolle Wesen der Einbildungskraft zum markigen Balken und zum Sehehügelpaar, der Verstand und sein Geschäft zu dem Doppelpaar der kleinen Markhügel und der ihnen benachbarten Zirbel? Wie legt denn unsre, das leibliche Gewebe mächtig belebende Seele ein solches Gewicht auf diese zarten Fädlein von Mark, daß sie dem Magen die Kraft des Verdauens, der Lunge die des Athmens, jedem Gliede die eigenthümliche Bewegung und Empfindung, mithin die Beseelung versagt, sobald die zu diesen Theilen gehenden Nerven durchschnitten worden?

Der Gegenstand, den wir suchen, ist allerdings nicht in oder hinter, sondern vor und außer dem Spiegel, in welchem wir ihn erblicken: das Gehirn ist selber nur vermittlender Leiter zu einem unsichtbaren Anfang des Lebens, der ober und außer dem Leibe ist, wie der Nerve ein Leiter der Empfindung und Be-

deihet und lebt, das machet die magnetiſch, durch das ganze Reich der Lebendigen gehende Kraft des Mitwerdens, die Phyſis (nach S. 38 u. f.), welche zwar auch ein Seyn und Werden um aller Andrer willen in ſich hat, die aber nicht mehr bloß ein Höheres und ein Gleichartiges, um deretwillen ſie iſt, um und über ſich hat, ſondern auch ein Niedreres, das und um ihretwillen da iſt, nach welchem der Zug des Mitwerdens, der Lauf des allgemeinen Lebensſtromes, wie nach einem Geſetz des Falles, von oben nach unten hingehet. Daß aber endlich unſer Weſen empfindet und erkennt, das kommt von der Kraft des ſelbſtſtändigen, freiwilligen Bewegens her, dem allgemeinen Strome des Mitwerdens entgegen oder durch denſelben hindurch. Nur die Theile empfinden und bemerken deutlich, welche im Dienſte des Willens ſind, der ſie bewegen oder doch wenigſtens zur gröſsern Thätigkeit (Aufmerkſamkeit) anſpannen und davon entbinden kann.

Auch hierbei, wie beim Mitwerden des Pflanzenlebens und der Ernährung des Leibes, wirkt ein allgemeines Bewegen, das dem Strom des Mitwerdens entgegengehet, auf das Leben des Thieres hülfreich ein; daſſelbe Bewegen, das die Seele bei der Zeugung in das Einzelleben des Leibes führt, hernach aber, im Tode, ſie demſelben wieder entführt. Damit jener Zug der allgemeinen Lebenskräfte auf den Leib einzuwirken vermöge, iſt dieſem ein dafür empfänglicher, aufnehmender Träger vonnöthen, der, ſelber ruhend und anſcheinend bewegungslos, von jeder Bewegung des Stromes rührbar iſt. Dieſer Träger iſt am Menſchenleibe zunächſt das Gehirn, deſſen Bau und Eigenſchaften wir nun beſchreiben.

An allen bisher betrachteten Organen wird die Verrichtung, welcher ſie im lebenden Leibe dienen, ohne Mühe, ſchon aus dem Bau und der innren Einrichtung errathen. Es wird an der Geſtalt der Hand und der Finger die Beſtimmung derſelben zum Zugreifen, aus der Geſtalt des Fuſses jene des Aufrechttragens des Leibes eben ſo deutlich erkannt, als an den Zähnen die des Zermalmens, an dem Darmcanal und den Gefäſsen die des Umfaſſens und in ſich Führens der Nahrung und des Blutes. Welches Auge ſollte aber aus dem Bau dieſer weiſsen, zweigartig ſich veräſtelnden Fädchen, welche vom Gehirn und Rückmark aus, meiſt in Geſellſchaft der Gefäſse, nach dem Fleiſch und Zellgewebe der

Theilung der Bündel läßt ſich dann noch weiter in einzelne Fäden und bei dieſen wieder in Fädchen fortſetzen, und die letzteren erſcheinen unter dem Vergrößerungsglaſe gleich wie aus kleinen Kügelchen zuſammengeſetzt, welche ein halbflüſſiges, durchſichtigeres Medium umgibt.

Jene Nerven, welche zu den Sinnesorganen und willkührlich beweglichen Muskeln, ſo wie zu allen andern, noch ſpäter zu erwähnenden, ſymmetriſch angeordneten Organen gehen, endigen oder beginnen ihren ebenfalls ſymmetriſchen Verlauf im Gehirn oder Rückmark.

Das Gehirn, mit den zunächſt zu ihm gehörigen Theilen, ſcheinet, ſelbſt dem Gewicht und der Ausdehnung nach, in einem gleichen Verhältniß zu der übrigen Maſſe des Hauptes zu ſtehen, als die Muskeln nach §. 15 zu den übrigen Theilen des Rumpfes. Die ſieben Knochen der Schädelhöhle bilden ein geſchloſſenes, unzertheiltes Ganzes, während das in ihnen verwahrte Gehirn in eine Mannichfaltigkeit von mehr oder minder deutlich begränzten Theilen geſondert erſcheint; dagegen bleibt im ganzen Verlauf des Rückmarkes die hirnartige Maſſe ein einförmiges, aus einzelnen ſymmetriſch neben einander laufenden Strängen zuſammengeſetztes Ganzes, während ſich hier der Knochen in eine Mehrzahl und Mannichfaltigkeit von Wirbeln theilt.

Bei jedem Pulsſchlage ſteiget wenigſtens der ſiebente Theil der geſammten Blutmaſſe des Leibes ins Gehirn und dehnet dieſes ſo aus, daß es die ganze, innre Höhle des Schädels erfüllt, während, beim Zurückſtrömen des Blutes, beide ein Zwiſchenraum ſcheidet. Bemerkenswerth erſcheint es, daß die Blutgefäße, welche ins Hirn gehen: die beiden innren Kopfſchlagadern und die Wirbelſchlagadern, ehe ſie eintreten, ihre gewöhnliche, gerade Richtung verlaſſen, vorher mehrere Windungen und zuletzt eine faſt ringartige Schlinge bilden. Es erinnert dieſes an das oſcillirende Abweichen der Magnetnadel von der gewöhnlichen Richtung, wenn ſich ihrem Kreiſe ein Meteor der höheren Ordnung, wie etwa ein Nordlicht oder Erdbeben, nahet, und es wird die Gewalt des Blutſtromes durch die Nähe des Organes, in welchem eine Lebenskraft der höheren Ordnung waltet, gebrochen. Das zurückſtrömende Blut dagegen ſammlet ſich als-

wegung, nach und von dem Gehirn. Dem forschenden Geist jedoch, wenn er nach einem solchen Ziele ausgehet, wie die Erkenntniß des Lebens ist, erscheinet jeder leiseste Fußstapfen, einer vielleicht nur von ferne den Richtpunkt andeutenden Analogie, der aufmerksamsten Beachtung werth. Wir verweilen daher zuerst und hier zumeist bei der äußeren Betrachtung der Nerven.

Schon das chemische Element, aus welchem Gehirn und Nerven gebildet sind, erregt Aufmerken. Es ist ein mit vielem Wasser vermischtes, halbgeronnenes Eiweiß, mithin jener Stoff, welcher in der lebenden Natur überall einen Zustand, nicht des Geworden- und Gebildetseyns, sondern des Werdens und der Bildungsfähigkeit bezeichnet; jener Stoff, aus welchem wir am Weizenkorn den Halm und die Aehre, am Ei des Vogels das Thier mit allen seinen Theilen werden sehen. Mitten unter den schärfer begränzten, grobkörperlicheren Gebilden des Leibes, stehet demnach ein noch beständig im Werden Begriffenes, Bildungsfähiges; mitten unter den vielfachen, kräftig bewegten Theilen des Leibes ein beständig Ruhendes da: ein Ungeborenes oder noch Kindliches, mitten unter den Ausgeborenen und leiblich Gereiften. Und gerade dieses ist der Punkt, wo die thierische Leiblichkeit für den Einfluß des höheren Lebens zugänglich und durchdringbar (durchsichtig) ist.

Mit dem geronnenen Eiweiß ist im Gehirn noch ein kleiner Antheil von milchsaurem Natron, außer diesem Schwefel und Phosphor vermischt, und der letztere, als Säure, zeigt sich auch mit Kalk- und Talkerde, so wie mit Alkali verbunden.

Nächst dem chemischen Element beachten wir denn auch den äußern und innern Bau des Nervensystemes:

Eine weiße, sennig feste Haut umhüllet als Scheide die eigentliche, markige Nervenmasse. Diese letztere läßt sich leicht in einzelne Faserbündel zertheilen, welche ein zartes Zellgewebe nur lose unter einander vereint. Ein weiter nachgehendes Auge meinet öfters in jenen Bündeln die einzelnen Zweige zu erkennen, welche vom Nerven aus nach den benachbarten Theilen, oder umgekehrt von diesen nach dem Nervenstamme gehen, und hier wie die Nebenflüsse von verschiedener Färbung, die in einen Hauptstrom hineinfallen, eine Zeit lang noch unterscheidbar neben der andern Masse des Hauptstammes herlaufen. Die

Die Masse des Gehirns bestehet aus einer fast gallertartig weichen, grauen Substanz, welche beim Trocknen der einzelnen Abschnitte schnell verdunstet, und aus einer festeren, meist fasrigen, weißlichen Marksubstanz; zwischen beiden zeigt sich an einigen Punkten noch eine mittlere, gelbliche. Es bilden die Lagen des graulich Flüssigeren bald die äußere Umhüllung des festeren, weißlichen Markes, bald zeigt sich dieses nach innen von jenem durchwebt, und im kleinen Gehirn entstehet aus den abwechselnden Lagen von beiden die Form eines Baumes mit regelmäßig auslaufenden Aesten und Zweigen: der sogenannte Lebensbaum.

Ein Blick in das Innre des Menschenhirns und auf seine Gebilde wird auch ein weniger achtsames Auge zur Aufmerksamkeit wecken und den betrachtenden Verstand mit Verwunderung und ernsterem Bedenken erfüllen. Es ist da eine Symmetrie, ein Wechselverhältniß der Größen und Entfernungen der Theile, woraus ein tiefsinniges geometrisches Gesetz hervorleuchtet. In der Mitte des Hirnes thronen jene Gebilde, welche dem Auge seine sehenden Nerven und mithin dem ganzen Leibe das irdische äußere Licht geben: jene Gebilde, welche man zugleich mit mehr Recht als andre Theile des Gehirnes für das leibliche Gefäß und vermittelnde Organ eines von oben einwirkenden, geistigen Lichtes halten kann. Ihrer sind sieben: zwei vordere, größere, die gewöhnlich sogenannten Sehehügel, und vier hintere, kleinere, die sogenannten Vierhügel; über und zwischen den Sechsen schwebet als höhere Einheit die fast pyramidal, wie der Umriß der Flamme, gebildete Zirbeldrüse, welche beim Menschen mitten im Schoße des Lebens das Todte — den kalkartigen Hirnsand — entwickelt.

Hier ist der Anfang der Bildung des Gehirns; denn jenes Gehirnbläschen, welches in dem eben entstehenden Menschenleibe oder in dem kaum noch unterscheidbaren Leibe des Küchleins im Ei zugleich mit dem Rückmark wahrgenommen wird, ist nichts Andres als das Doppelpaar der Vierhügel. Dieses ist in dem Hirn der niederen Thierarten wie in dem der ungebornen Frucht schon deutlich gebildet vorhanden, ehe die Hauptmasse des Gehirns hervorkeimt, welche nachmals wie das Fleisch des Apfels die kleinen in ihm enthaltnen Kerne, jene zarten Gebilde umfasset

bald aus den innren Venen in die Blutleiter der äußerſten, feſten Hirnhaut, welche daſſelbe in kürzerem Verlaufe wieder zur Schädelhöhle hinaus nach dem Herzen führen. Jene feſte (harte) Hirnhaut, welche, der Natur der Venen verwandt, das zurückkehrende Blut auffaſſet, bildet die äußerſte, eigenthümliche Umkleidung des Gehirns, zwiſchen deſſen äußere Hauptabtheilungen ſie ſich gleich einer ſcheidenden Wand hineinſenkt. Die innere, weiche Hirnhaut, umkleidet das Gehirn unmittelbar und tritt mit ihren nährenden, den Kreislauf des Lebens unterhaltenden Gefäßen in alle ſeine Windungen, alle ſeine innren Höhlungen hinein, umfaſſet alle ſeine Gebilde. Zwiſchen beiden Häuten, der feſten äußren und der innren, die Blutgefäße enthaltenden, weichen, zeigt ſich noch die zarte, ſogenannte ſpinnenwebenartige Haut, und dieſe drei Häute umkleiden dann auch, in derſelben Ordnung, das Rückmark.

Nach dem Hinwegnehmen der harten Hirnhaut, ſo wie des ſpinnewebenartigen Häutleins, zeiget ſich die von mannichfach gewundnen Furchen durchzogne Oberfläche des Hirns. Von vorn nach hinten iſt dieſes ſelbſt durch die zeltartig hineintretende Zwiſchenwand der harten Hirnhaut in zwei deutlich geſchiedene Haupttheile: das vordere große und das hintere kleine Gehirn geſondert. Schon die verſchiedene Geſtalt und Richtung der Furchen, welche beim großen Gehirn mäandriſch gewunden, bei dem kleinen in parallelen, blätterartigen Schichten übereinander geordnet ſind, läſſet auf die Verſchiedenartigkeit des innren Baues und der Beſtimmung dieſer beiden Hirnganzen ſchließen. Das vordere, große Gehirn iſt wieder von oben, durch den ſichelförmigen Fortſatz der harten Hirnhaut, in zwei Seitentheile geſchieden, deren jeder nach unten und hinten durch deutliche Einbuchtungen in drei Abtheilungen (ſogenannte Hirnloben) abgeſondert iſt. Und an dieſe zweimal drei Abtheilungen des großen Gehirnes ſchließt ſich als Siebentheil das kleine Gehirn an, denn es erſcheint nicht ohne Bedeutung, daß dieſes ſeinem Gewicht nach ſo nahe den ſiebenten Theil der geſammten Hirnmaſſe bildet. Aber auch beim kleinen Gehirn zeigt ſich an jedem ſeiner Seitentheile eine Sonderung in drei Abtheilungen, und als Siebentheil tritt hier nach kleinerem Maßſtab der wurmförmige Fortſatz hinzu.

meiſten Theile ſymmetriſch auf der rechten wie auf der linken Seite hervortreten, eine Theilung in Sechs gefunden, zu welchen Sechſen meiſt noch (erinnernd an das Piſtill in der Mitte der ſechs Staubfäden der Lilie) ein ungepaartes Siebentes kommt.

Der Grund dieſer Theilung wird uns deutlicher werden wenn wir an der Hand eines Meiſters in der Erkenntniß des Baues und der Entwicklungsgeſchichte des Menſchenleibes, den innren Zuſammenhang des Gehirns mit ſeiner Wurzel: dem Rückmark betrachten. Die nachſtehende Auseinanderſetzung dieſes Zuſammenhanges ſoll ſich, ſo gut ſie es vermag, an das anſchließen, was J. Döllinger mit tief eindringendem Geiſt erkannt und der jugendliche, durch einen ſolchen Lehrer geweckte und geleitete Fleiß eines Ferg ausführlicher nachgewieſen hat.

Das, was ſich bei der Bildung der Frucht vom Rückmark zuerſt zeigt, ſind zwei Streifen von Mark, welche zuerſt an ihrer vorderen Seite zuſammenwachſen, während ſie nach hinten (nach der Rückenſeite) noch von einander ſtehen und hier eine tiefe, halbmondförmige Rinne bilden. Später ſchließt ſich, bei dem Wachſen der Seitenränder, dieſe Vertiefung nach außen hin, läßt jedoch in ihrem Innren noch eine Höhle des Rückmarkes übrig, welche ſchon bei der Geburt faſt ganz verſchwunden iſt und von welcher am erwachſenen Leibe nur noch zuweilen da, wo das Rückmark ins Gehirn übergeht, eine Spur gefunden wird. Das Rückmark des vollendeten Menſchenleibes erſcheint als ein nach den Seiten etwas breitgedrückter, nach unten allmählich ſpitzer zulaufender Mark-Cylinder, welcher nach unten zuweilen ſchon im letzten Rückenwirbel, andre Male erſt im dritten Lendenwirbel, mit einem mehr oder minder deutlichen Knöpfchen endigt, nach oben aber, wie der Stängel der Pflanze in ſeine Blüthe, zum Gehirn ſich entfaltet. Wie man ſchon aus dem Mark und Splint und der Rinde des Pflanzenſtängels, noch mehr aber aus den Theilen der Knoſpe die Theile der Blüthe herzuleiten, ja dieſe in jenen zu erkennen vermag, ſo kann man auch die Theile des Gehirns und ihre Entfaltung in und aus dem Rückmark, noch mehr aber aus ſeiner Knoſpe, aus dem ſogenannten verlängerten Marke, nachweiſen. Dieſes geſchieht auf folgende Weiſe:

Die beiden Seitenhälften des Rückmarkes ſind nach außen

und zudeckt. Ja die Vierhügel werden (nach Döllinger's Beobachtungen) früher sichtbar als selbst die eigentlichen Sehehügel, welche erst erscheinen, wenn der Grundriß des Auges schon erkennbar ist.

Auch das weiter nach vornen gelegne Gehirn entfaltet sich in drei Paare von Theilen, und zunächst an die Sehehügel gränzen die gestreiften Hügel, von welchen die Zergliederungskunde der neueren Zeit die mehr nach außen liegenden Linsenkerne als besondre, selbstständige Abtheilungen geschieden hat; endlich folgen am weitesten nach vornen und außen die kolbenartigen Hirnfortsätze, aus denen die Nervenfädchen des Geruchsorgans hervorgehen. Als siebenter Theil, entsprechend der an der hinteren Commissur des Hirnes gelegnen Zirbeldrüse, zeiget sich unter der vorderen Commissur der Trichter, der zum Hirnanhang führt, einem Theile der in Bau und Wesen ganz als eine Wiederholung der Zirbeldrüse, nur in umgekehrter, nach unten gekehrter Stellung und Ordnung erscheint. Von einem lebendigen Hauche erfüllt breiten die Seitenhöhlen ihre drei Paare von Kammern über die innren Theile des Gehirnes aus, und in der Mitte jener Seitenkammern zeigt sich eine mit ihnen verbundene, die sogenannte dritte Hirnhöhle, welche dann unter den Vierhügeln sich weiter fortsetzend, zur vierten Hirnhöhle wird. Ueber jener, jedoch von ihr gesondert, ist die Kluft der durchsichtigen Scheidewand. Es wird diese Scheidewand aus den sich abwärts senkenden Marklamellen des oberen, großen Hirnbandes, des sogenannten Balkens, gebildet, als dessen untrer Theil der Markbogen (fornix) betrachtet werden kann. Von diesem merkwürdigen Doppeltheil des Gehirnes, welcher wie ein Erzgang die Spaltungskluft zwischen den vorderen Hirn-Seitentheilen durchsetzt und ausfüllt, steigen drei Paare von Ausbreitungen in die Hirnhöhlungen hinab: vom Markbogen nämlich jene Säulchen, welche zwischen den Sehehügeln und gestreiften Körpern hinunter bis an die Markkügelchen gehen; vom Balken jene Verlängerungen, welche in den hinabsteigenden Seitenhöhlen die Ammonshörner oder die größeren, in den hintern Kammern die kleineren Füße des Seepferdes bilden.

So wird hier und in allen andern Regionen des Gehirns ein Auseinandergehen der Gebilde nach drei Richtungen, und da die

der Richtung, welche, vorher ſenkrecht, jetzt nach vorn in die Schädelhöhle ſich umbeugt. Innerlich aber zeigt ſich, daß die Rückmarksſtränge ihren bisherigen Lauf, bei welchem ſie parallel nebeneinander fortgingen, verlaſſen und ſich auf die mannichfachſte Weiſe untereinander verſchlingen, wodurch abermals drei Gruppen entſtehen, welche jedoch von den vorhin erwähnten drei Rückmarkspartien weſentlich verſchieden ſind.

Untere Gruppe. Die vorderen Rückmarksſtränge weichen auseinander und die im Grunde der vorderen Rückmarksſpalte gelegene, weiße Commiſſur erhebt ſich allmählich an den Seiten der Spalte, bildet an der Oberfläche zwei kleine, hervortretende, von einander geſchiedne Stränge, zu denen aus der Tiefe, vom mittleren Rückmarksſtrange jeder Seite, vier bis fünf kleine Markbündelchen hinzutreten, welche ſich durchkreuzen, ſo daß die von der rechten Seite kommenden zu dem Stränglein der linken, die von der linken Seite zu dem der rechten gehen, wobei ſie ſich wie die Finger einer gefalteten Hand durch einander ſchlagen. Dieſe beiden aus Grundfaſern und dem Hinzutritte von Kreuzungsfaſern gebildeten, neben der vorderen Spalte gelegenen kleinen Stränge, nehmen, je näher ſie an den großen, an der Baſis des Hirns in die Augen fallenden Hirnknoten, oder an die Varol'ſche Brücke kommen, deſto mehr an Maſſe zu, und bilden ſo die ſogenannten Pyramiden. Sie treten hierauf mitten durch die Varol'ſche Brücke hindurch und kommen jenſeits derſelben als Schenkel des großen Gehirns wieder zum Vorſcheine, begleitet von einem Antheil Faſern, welche die urſprünglichen vorderen Stränge des Rückmarks ihnen zugeſellen.

Obere Gruppe. Die hinteren Rückmarksſtränge bilden die Grundlage einer andern Gruppe, welche ins kleine Gehirn fortſtrahlt. Die Stränge dieſer hinteren Gruppe werden im verlängerten Marke allmählich ſtärker, ſchwellen in der Mitte deſſelben kolbicht an, und fangen nun plötzlich an zu divergiren, legen ſich zuletzt ganz aus einander und dringen als Schenkel des kleinen Hirns in dieſes ein.

Mittlere Gruppe. Der mittlere Rückenmarksſtrang bleibt auch im verlängerten Marke der mittlere; zu ihm, der die vorhin erwähnten Kreuzungsfaſern für die Pyramiden abgegeben, treten dafür einige Faſerbündel von den vorderen wie von den

durch zwei tiefe Einſchnitte (einen vorderen und einen hinteren) von einander geſondert und nur in ihrer Mitte mit einander verwachſen. Jede der beiden Seitenhälften beſteht aber in ihrem Innern aus einer centralen, den Kern des Rückmarkes bildenden, grauen Subſtanz und aus einer peripheriſch den grauen Kern umgebenden Markmaſſe, in welcher ſich deutlich Längsfaſern erkennen laſſen. Der graue Kern einer jeden Hälfte zeigt ſich, in Geſtalt eines Füllhornes, das nach vornen dickkolbig, nach hinten ſpitz zuläuft, halbmondförmig nach außen gekrümmt; in der Mitte ſind dieſe beiden Hörner durch einen Querbalken ihrer grauen Maſſe verbunden. Vor dieſen grauen Querſtreifen findet ſich ein weißer, ſo daß die vordere Spalte des Rückmarkes auf dieſe weiße Commiſſur ſtößt, die hintere aber bis an die graue Commiſſur eindringt.

Die weiße Markmaſſe jeder Rückmarkshälfte iſt offenbar ſchon durch die beiden Längsſpalten und die Form des grauen Kerns, ſo wie durch die beiden Furchen, aus denen die vorderen und hinteren Wurzeln der Rückmarksnerven entſpringen, und deren erſtere nach dem vorderen kolbigen, die andre nach dem ſpitzigen Ende des füllhornähnlichen grauen Kernes gerichtet iſt, in drei Hauptgruppen getheilt. Die erſte und vorderſte dieſer Gruppen reicht von der vorderen Längsſpalte des Rückmarkes bis zu der Furche, aus welcher die vorderen Wurzelreihen der Rückmarksnerven entſpringen. Die zweite oder mittlere, welche ſich in die halbmondförmige Krümmung der grauen Subſtanz hineinlegt, erſtreckt ſich nach außen von der Furche der vorderen Nervenreihen bis zu der der hinteren. Die dritte, hintere Gruppe iſt zwiſchen der hinteren Furche der Nervenwurzeln und der Rückenſpalte des Rückmarkes gelegen.

Wenn wir das Rückmark mit dem Stängel der Blüthe vergleichen, die im Hirn ſich entfaltet, ſo muß uns jener Theil deſſelben, welcher als verlängertes Mark in die Schädelhöhle tritt und hier das Mittelglied zwiſchen Rückmark und Gehirn bildet, als Knoſpe erſcheinen, in welcher, ſchon deutlich erkennbar, alle Theile der Blüthe vorgebildet liegen. Indem aber der Stängel zur Knoſpe wird, tragen ſich mit und in ihm große Veränderungen zu. Schon äußerlich bemerkt man eine (freilich nicht ſehr bedeutende) Zunahme der Maſſe und eine Veränderung

und Rückenmark, woraus eine Aufhäufung und Verdichtung der Substanz, die welcher ein gezacktes, graues Band, der Ringwulſt liegt, den nahe Aehnlichkeit mit dem Olivenkörper des verlängerten Marks hat. Aus der erwähnten Verdichtung der Hirnsubſtanz erheben ſich, wie aus einem Mantel, die Hälften der Hemiſphären des kleinen Hirns die in ihrem Innern durch ihre weiße graue Subſtanz überzogenen Abtheilungen, wenn man das kleine Hirn ſenkrecht durchſchneidet, den ſogenannten Lebensbaum, darſtellen, aber die verſchiedenartigen Säume (Lappen) bilden.

Während das kleine Gehirn durch die Schließung ſeiner beiden Hemiſphären ſich zu einem Deckengewölbe über die Raute oder rautenförmige Hirnhöhle entfaltet, gehen die Stränge für das große und fürs Mittel-Hirn unter dieſer Höhle fort und nehmen ihren Lauf theils über, theils mitten durch die Varolſche Brücke, welche zunächſt dadurch gebildet wird, daß Markfaſerbündel aus dem Innern des kleinen Gehirns von einer Hemiſphäre deſſelben zur andern verlaufen und hierdurch beide einander vereinen. In dem in der Mitte zwiſchen beiden zum kleinen Hirn gehenden Schenkeln liegenden Theil der Brücke unterſcheidet man drei Lagen, deren unterſte, an der Baſis des Hirns weißartig über das verlängerte Mark hervorragende, aus Querfaſern beſteht, welche meiſt von einer Hemiſphäre des kleinen Hirns zur andern gehen. Die mittlere ſtärkſte Lage hat auch Querfaſern, die aber mehr von grauer Farbe und von den weißen Markfaſern der aus den Pyramiden kommenden Schenkel des großen Gehirns netzartig durchflochten ſind. Dieſe mittlere Schicht hat bei ihrer Entfaltung den weiteſten Weg nach vornen zu machen, und aus ihr entſpringt der größte Theil des Gehirns. Denn wenn die Markmaſſe des Großgehirnſchenkels über dem Sehenerven mitten durch eine Anſchwellung der grauen Subſtanz hindurchgedrungen iſt, durch eine ſtarke, fächerförmige Ausbreitung ihrer Faſermaſſe den grauen Kern des geſtreiften Körpers von dem des mehr nach unten und außen gelegnen Linſenkernes geſchieden, und die graue Subſtanz des geſtreiften Körpers, ſo wie des Linſenkernes ſtrahlenartig durchſetzt hat, entfaltet ſie ſich nach allen Seiten zur eigentlichen Hauptmaſſe des großen Gehirns, zum ſogenannten Mantel, welcher über alle innern Theile des Gehirns ein mächtiges Deckengewölbe bildet,

das

hinteren Strängen hinzu; der ſo wieder verſtärkte Strang läuft an der Seite des verlängerten Markes, zwiſchen dem hervorragenden Schenkel des kleinen Hirnes und dem Olivenkörper, etwas vertieft bis zur Varol'ſchen Brücke fort. Er bildet die Grundlage des Mittelhirnes.

Durch das Auseinanderweichen der hintern Stränge wird die oben erwähnte, im Grunde der hinteren Spalte gelegene graue Commiſſur offen dargelegt, und es öffnet ſich durch das Auseinanderweichen der hintern Wand des Rückenmarkscanales dieſer ſelber. Schon früher aber wurde die graue Commiſſur bis in ihre Mitte, ſo wie das ganze verlängerte Mark, durch ein Blättchen getheilt, welches von der Durchkreuzung der Pyramiden angefangen, entlang des ganzen verlängerten Markes, ſenkrecht von unten nach oben läuft, und die zwei (früher als füllhornartige erwähnten) grauen Kerne, ſo wie die zwei Seitenhälften der Markſtränge, gänzlich von einander ſcheidet. Die graue Commiſſur bildet daher, ſo wie ſie bei dem Auseinanderweichen der hinteren Stränge hervortritt, ſelber zwei parallel neben einander liegende, auf dem Boden der ſo entſtandenen vierten Hirnhöhle hinlaufende Stränge. Die vierte, rautenförmig geformte Hirnhöhle, welche nichts Andres iſt als der geöffnete Rückmarkscanal, ſetzt ſich durch die ſogenannte Sylviſche Waſſerleitung in die dritte Hirnhöhle, eine tiefe, zwiſchen den Sehehügeln gelegene Kluft fort, und endigt zuletzt im Trichter, der nach dem S. 171 erwähnten Hirnanhang führt.

Die unten am verlängerten Marke zwiſchen den Pyramiden und dem Seitenſtrange gelegenen Olivenkörper enthalten einen grauen, außen gezackten, innen markigen Kern, ſind mit eignen Hülſen umgeben und ſcheinen mit der übrigen grauen Maſſe nicht in Verbindung zu ſtehen.

Wir betrachten nun die ſchon im Rückmark und verlängerten Mark anerkannte Dreiheit der Bildung auch im Gehirn etwas näher, wo ſie als kleines Hirn, Mittelhirn und großes Hirn erſcheinen.

Das kleine Hirn hängt durch die obere Gruppe des verlängerten Markes unmittelbar mit dieſem zuſammen. Zur Bildung des kleinen Gehirns vereinen ſich mit den ſchon erwähnten oberen Strängen des verlängerten Markes die Arme der Brücke und

deutlicher abspiegeln, als in irgend etwas anderem, [illegible] Sichtbaren. Hier ist ein Ahnden jener sieben Grundmasse, durch welche aus einem gemeinsamen Quell alles [illegible] vorten, unsichtbaren und der untern, sichtbaren Region [illegible] gehet. Neben und unter den Sieben ebnet die Harmonie der Dreizahl.

Zwölf Paare von Nerven treten durch die Schädelhöhle aus der Gehirnmasse und ihrem verlängerten Mark hervor. Hiervon sind das erste, zweite, fünfte und achte Paar eigentliche Sinnesnerven, denn das erste vermittelt die Empfindung des Geruchs, das zweite (der Sehenerve) das Sehen; das fünfte, welches noch innerhalb der Schädelhöhle sich in drei Stämme theilt, den Geschmack; das achte das Hören. Das dritte, vierte und sechste Paar geben dem Auge, an dessen Muskeln sie gehen, das siebente den Lippen und allen Muskeln des Gesichts ihre sprechende Bewegung; das neunte und zwölfte vermittelt die Bewegungen der redenden Zunge; das zehnte, an den Kehlkopf, so wie zuletzt an Lunge (und Magen) verlaufende, gibt [illegible] Rede die Stimme und wird in seinem Fortgange [illegible] mit dem eilften, zuletzt in die Schultern und Rückenmuskeln gehenden verbunden.

Jeder Rücken-Wirbelnerve entstehet, wie schon erwähnt, aus zwei Wurzeln, davon die eine aus dem vordern, die andern aus dem hintern Theile des Rückmarks hervorkommt. Jene, wie wir nachher sehen werden, vermittelt die willkürlich bewegende, dieser die empfindende Kraft des Nerven.

Ueberhaupt entspringen aus dem Rückmark dreißig Paare von Nerven: acht der Halswirbel, zwölf der Rückenwirbel, fünf der Lenden und fünf der Kreuzbeine. Hiervon geben die vier obersten Paare dem Nacken und Hinterhaupt ihre Muskelbewegung und Empfindung, zugleich aber auch das dritte und vierte Paar dem Zwerchfell seine Nerven, während die vier untersten Halsnerven sammt dem obersten Paare der Rückenwirbel das Armgeflecht bilden, durch welches die vielfache Beweglichkeit und Thätigkeit des Armes und die feine Empfindlichkeit der Fingerspitzen vermittelt wird. Die eilf übrigen Nervenpaare der Rückenwirbel verlaufen sich zwischen den Rippen, und das oberste (zweite) Paar hat zugleich das wohlthätige

mißt ſind. Dieſe obere Schicht, welche eine Fortſetzung
ittleren Gruppe des verlängerten Markes iſt, tritt aus dem
ren Rande der Brücke als oberer Hirnſchenkel hervor, aus
m und in welchem ſich die Vierhügel (oberhalb einer hin-
nd unter ihnen liegenden kniefdrmigen Anſchwellung) ent-
n, ſo wie die Sehehügel, ſammt der Zirbeldrüſe und dem
ut. Beide Schenkel des großen Gehirns: der zuletzt er-
e obere, welcher das Mittelhirn bildet, ſo wie der eigent-
genannte Großgehirnſchenkel, aus welchem die meiſten an-
Theile des großen Gehirns kommen, ſind ſchon durch eine
bnartige Bildung, welche Reil als Schleife benannte, und
s das verlängerte Mark in zwei Seitenhälften theilt, ge-
n. Denn dieſe geht zwiſchen jenen beiden Hirnſchenkeln
ch und erhebt ſich an der Seite der Arme, welche die Vier-
ügel mit dem kleinen Hirn vereinen, hinauf zu den Vier-
l, deren Oberfläche ſie überkleidet, dann die oberſte Schicht
Sehehügels bildet, aus welcher der Sehenerve zunächſt
t, hierauf durch die dritte Hirnhöhle zur Baſis des Gehirns
ugt, wo ſie zu der ſiebartigen Markplatte wird, auf
r der Linſenkern aufliegt, welchen ſie unten, und, indem
e weiter nach oben und außen fortſetzt, auch nach außen
det, bis ſie ſich zuletzt nach oben in die Strahlungen des
ßhirnſchenkels verliert.

Die mannichfach verſchlungen ſich die ellintiſch gebogenen

Nähe der andern, zunächst der Verdauung und Ernährung dienenden innern Organe, und in der Nähe der Lungen, maſſige Zuſammenbiegungen und Verwicklungen von Nervenfäden, welche zwar bis hinan zu dem fünften und ſechsten Paare der Schädel- und bis hinunter zu den äußerſten Paaren der Wirbelnerven mit dem System des Gehirns und Rückmarks vielfach verbunden ſind, übrigens aber ſchon durch die Größe ihrer Knoten, aber Scheibengeflechte und der aus dieſen weiter gehenden Stämme und Fäden, welche öfters mit den angränzenden Verbindungsfäden des obern Nervenſyſtems in gar keinem Verhältniß ſtehen, es verrathen, daß ſie von andersartigem, ſelbſtſtändigem Herkommen ſind. Gleich das oberſte Halsgeflechte dieſes ſogenannten ſympathetiſchen oder Gangliarnervenſyſtemes wechſelt in verſchiedenen Menſchenleibern, was die Größe betrifft, von der Länge zweier Linien bis zu jener von drei Zollen und zehn Linien; was aber die Vertheilung betrifft, ſo gibt es zuweilen nur einen oder zwei, andre Male ſogar fünf bis ſechs weiche, röthliche Gefäßnerven an die große Kopfſchlagader (Carotis) ab, welche dieſe bis hinan zur Gränze des Gehirns begleiten. Eben ſo iſt der untere Halsknoten, über welchem ſich zuweilen noch ein mittlerer findet, bald eiförmig, bald drei- oder viereckt geſtaltet; er liegt bald vor bald hinter, bald über bald unter der unteren Schilddrüſenarterie, iſt bald ſo bald anders mit den übrigen Ganglien ſeines Syſtems verbunden. Und ſo gehet die Verſchiedenheit der Geſtalt, der Größe, der Lage und Verbreitung auch an den andren Ganglien der Bruſt und des Unterleibes immer weiter fort, und es bleibet ſich an denſelben faſt nur jene Verbindungsfäden gleich, welche von allen Nerven des Rückmarks zu den ſympathetiſchen Nerven gehen.

Die Beſtimmung des Gangliarnervenſyſtemes iſt es offenbar: den Hauptorganen der Verdauung und Ernährung, des Athmens und des Blutumlaufes den belebenden Einfluß zu geben. Die Kraft hiezu ſcheint es aber nicht allein von dem wollenden und empfindenden Nervenſyſtem der oberen Ordnung vom Gehirn und Rückmark, ſondern eben ſo unmittelbar als dieſes aus einem Quell der Bekräftigung und Belebung (jenem der Phyſis nach §. 6) zu empfangen, welche zunächſt nicht in

rgt, als die unterſten Halspaare das Geſtecht für die Arme
ich vermitteln auch die Nerven der Lenden- und Kreuz-
den belebenden Einfluß des Rückmarkes für die Organe
nterſten Bauchgegend. Die letzten Nervenpaare des Rück-
es, als mangelte ihnen die Kraft eben ſo wie die gehirn-
ren, gerade und auf kürzeſtem Wege durch die harte Haut
Rückmarkes zu dringen, ſchleppen ſich erſt, ehe ſie hin-
gehen, innerhalb derſelben eine lange Strecke mit einan-
und bilden ſo am Ende des Rückens den ſogenannten
eſchweif. Da wo die Nerven der Arme und der Schen-
s dem Rückmark hervorgehen, ſcheint dieſes am dickſten
breiteſten.

Alle bisher beſchriebenen Nerven des Gehirns und Rück-
s zeigen in ihrem Verlaufe nach beiden Seiten eine ſym-
ſche Anordnung, und, wenigſtens an ihren Stämmen, in
ledenen menſchlichen Körpern eine große Beſtändigkeit und
einſtimmung der Bildung. Wir finden aber im Innern
ruſt und Bauchhöhle ein andres, von jenem verſchiedenes
rvenſyſtem, welches weder die ſymmetriſche Anordnung der
m- und Gliednerven, noch auch irgend eine Beſtändigkeit
ildung zeiget; denn es iſt nicht bloß in ſeinen Verzwei-
n, ſondern auch in ſeinen Hauptmaſſen und Anfängen in
einen Menſchenleibe öfters ein ſo ganz andres, als in dem
n. daß es ſcheinen könnte, als ſey es dieſe Region der

Nähe der andern, zunächſt der Verdauung und Ernährung dienenden innren Organe, und in der Nähe der Lungen, maſſige Zuſammendrängungen und Verwicklungen von Nervenfäden, welche zwar bis hinan zu dem fünften und ſechsten Paare der Schädel- und bis hinunter zu den äußerſten Paaren der Wirbelnerven, mit dem Syſtem des Gehirns und Rückmarks vielfach verbunden ſind, übrigens aber ſchon durch die Größe ihrer Knoten- oder Scheibengeflechte und der aus dieſen weiter gehenden Stämme und Fäden, welche öfters mit den angränzenden Verbindungsfäden des obern Nervenſyſtems in gar keinem Verhältniß ſtehet, es verrathen, daß ſie von andersartigem, ſelbſtſtändigem Herkommen ſind. Gleich das oberſte Halsgeflechte dieſes ſogenannten ſympathetiſchen oder Gangliarnervenſyſtemes wechſelt in verſchiedenen Menſchenleibern, was die Größe betrifft, von der Länge zweier Linien bis zu jener von drei Zollen und zehn Linien; was aber die Vertheilung betrifft, ſo gibt es zuweilen nur einen oder zwei, andre Male ſogar fünf bis ſechs weiche, röthliche Gefäßnerven an die große Kopfſchlagader (Carotis) ab, welche dieſe bis hinan zur Gränze des Gehirns begleiten. Eben ſo iſt der untere Halsknoten, über welchem ſich zuweilen noch ein mittlerer findet, bald eiförmig, bald drei- oder viereckt geſtaltet; er liegt bald vor bald hinter; bald ober bald unter der unteren Schilddrüſenarterie, iſt bald ſo bald anders mit den übrigen Ganglien ſeines Syſtems verbunden. Und ſo gehet die Verſchiedenheit der Geſtalt, der Größe, der Lage und Verbreitung auch an den andren Ganglien der Bruſt und des Unterleibes immer weiter fort, und es bleiben ſich an denſelben faſt nur jene Verbindungsfäden gleich, welche von allen Nerven des Rückmarks zu den ſympathetiſchen Nerven gehen.

Die Beſtimmung des Gangliarnervenſyſtemes iſt es offenbar: den Hauptorganen der Verdauung und Ernährung, des Athmens und des Blutumlaufes den belebenden Einfluß zu geben. Die Kraft hiezu ſcheint es aber nicht allein von dem wollenden und empfindenden Nervenſyſtem der oberen Ordnung: vom Gehirn und Rückmark, ſondern eben ſo unmittelbar als dieſes aus einem Quell der Bekräftigung und Belebung (jenem der Phyſis nach §. 6) zu empfangen, welche zunächſt nicht in

der Macht des Einzelwesens liegt. Der freie Wille hat über das Geschäft der Ernährung und Bildung des Leibes keine Macht, die empfindende Seele weiß und bemerket im gesunden Zustande nichts von dem Fortgang jenes Geschäftes, fühlet das Blut eben so wenig durch die Adern und die Nahrung durch die Verdauungsorgane gehen, als ihr Wille das Herz schlagen, den Magen verdauen machen kann. Der kranke Zustand, worinnen wir jedes Bewegen des Herzens, jede Regung der verdauenden Eingeweide mehr oder minder schmerzlich fühlen, zeigt uns, was die Verdauung und Ernährung seyn würden, wenn ihr Fortgang nur von der oberen Region des Wollens und Empfindens abhinge. So aber gehen der Kreislauf und das Bildungsgeschäft des Leibes, im Schlafe wie bei Lähmungen, ja bei theilweisen Zerstörungen des oberen Nervensystemes noch immer ihren ungestörten Gang fort, und es waltet in dem Gangliarnervensystem des Menschenleibes, wie dieß schon die Geschichte mancher Nervenkrankheiten und Epidemien lehrt, der unmittelbare Einfluß jener kosmischen Mächte, die das niedere Thierreich, in welchem das Gangliarnervensystem noch das vor- ja allein herrschende ist, zu den bewußtlosen Bewegungen und Handlungen des Instinctes treiben.

Das obere Nervensystem denn, welches in unmittelbarem Verlaufe vom Gehirn und Rückmark ausgehet, ist der Träger und Vermittler des höheren, leiblich-menschlichen Lebens: der willkürlichen Bewegungen und deutlichen Empfindungen. Die willkürliche Bewegung erscheinet augenfällig als Folge eines Hinabwärts-, die Empfindung als ein Hinaufwärtsströmen der Lebenskräfte im Nerven. Schon nach jenem oft wiederholten Versuche, laut welchem bei einem in seinem Verlaufe unterbundenen Nerven eine äußere Reizung jenes Antheiles, der unterhalb des Verbandes liegt, zwar Zuckungen in den zugehörigen Muskeln, nicht aber Empfindung erregt, während dagegen die Reizung des oberhalb der Unterbindung gelegnen Antheiles empfunden wird, ohne daß ein Zucken in den unterhalb gelegnen Muskeln erfolgt.

Sehr bemerkenswerth ist in dieser Beziehung das schon erwähnte, verschiedenartige Verhalten jener beiden Wurzeln, mit welchen die Nerven aus dem Rückmark entspringen. Die

Das Sonnenlicht wirkt in dem festen Gestein Erwärmung und Erhitzung, weil es in seiner Leiblichkeit den unmittelbaren Zug nach einem andren, höheren Centro weckt, als jener ist, der die schweren, festen Körper der Erdmasse unter einander verbindet. Reiben und ähnliche mechanische Ursachen wirken Wärme, weil in ihnen eine Bewegung ist, welche der Richtung der Schwere entgegengesetzt, oder von ihr verschieden ist. Das eigentlich thierische, Empfindung und willkürliche Bewegung bewirkende Leben unterscheidet sich dadurch von dem vegetabilischen, daß es mitten im Strom des allgemeinen Mitwerdens eine von diesem verschiedene oder ihm geradezu entgegengesetzte, (selbstthätige) Richtung behauptet (nach S. 163) wo, mittelst der Cerebralnerven, diese höhere Richtung den Strom der niedren (Physis, nach §. 6) durchkreuzt, da entsteht dann nach demselben Gesetz Wärme wie im Steine, dessen planetarischer Zug der Schwere und des Zusammenhaltes von dem höheren Zug durchwirkt wird, welcher der Sonne ihr Licht gibt. Wärme ist überall eine Auflösung des niedren gegenwärtigen Bestandes der „Haltung," durch eine Kraft, welche das „zu Etwas" (ἕνεκά τινος), das den Dingen ihr Bleiben gibt, nach einem andren, kräftig anziehenden Mittelpunkt des Zusammenseyns hinlenkt; Wärme entsteht durch einen Widerstreit der verschiednen Richtungen, in denen sich die überall eine und gleichartige Bewegung nach dem gemeinsamen Zweck des Seyns hin begegnet, wenn sie das Etwas „zu Welchem" jetzt in diesen dann in andren näher gelegnen Stellvertretern und Trägern des „unbewegten Bewegers" (nach S. 23) suchet.

Beim Entstehen der Planetenrinde, die wir bewohnen, hat sich ein Theil jener Lebensluft, welche mit den metallischen Grundlagen die festen Gebirgsmassen gebildet, frei erhoben, und ist zur allumfassenden Atmosphäre geworden. Dieses noch in uranfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebene Element ist dann das vermittlende Organ, durch welches die oberen, kosmischen Einflüsse in die dunklen, starren Massen hinabwirken. Hier gehen die allbeleuchtenden, wärmenden Strahlen der Sonne aus und ein, und die Atmosphäre ist ohne Aufhören von elektrisch-magnetischen Kräften erregt und bewegt, obgleich dieses Bewegen der durchsichtigen, luftartigen Flüssigkeit dem Auge nur

ordneten Gliedern ſeinen Ausgang nimmt. Und wie das
nlicht, das die Atmoſphäre durchſtrömt, die ganze Plane-
e, ſo umfaſſet das Leben, das im Nerven ſtrömt, den
Leib mit allen ſeinen Organen, und es iſt ſelbſt das
des zerſtörten und hinweggenommenen Gliedes, mit ſei-
zelnen Theilen, noch im Nerven gegenwärtig und bedacht;
nen innren, ſideriſchen Leib, der ſich da mit dem äußeren,
n begegnet und vereint, vermag keine leibliche Gewalt zu
meln noch zu verletzen.

ndlich ſo iſt uns das Nervenſyſtem in dem Geſchäft ſei-
wegens und Empfindens das leibliche Abbild einer Wech-
ung, auf welcher zuletzt ſelbſt das Leben der geiſtigen Re-
truht. Das Abbild einer von oben nach unten ſteigen-
as Leibliche erfaſſenden und bewegenden Liebe, und eines
ten nach oben ſteigenden Sehnens, deſſen Werk es iſt,
dere Natur des Sehnenden allmählich in die höhere des
ten zu verwandeln. Dieſer wundervolle Austauſch, bei
n das Höhere beſtändig, ſeiner ſelbſt ſich entäußernd,
m Niederen überkleidet, dieſes aber, von ſeiner eignen
entkleidet, der höheren theilhaftig wird, ſoll uns noch
m ſpäteren Abſchnitt beſchäftigen.

läuternde Bemerkungen. Die Geſchichte der Erkenntniß
hirns und der Nerven und der natürlichen Verrichtung beider
enden Leibe hängt ſo genau mit der Geſchichte der wiſſenſchaft-
Seelenkunde zuſammen, daß wir uns bei jener einige Augenblicke

feinen, gelblichweißen Fädchen, welche meist neben und mit den Blu gefäßen ihren Verlauf haben, und an deren Gewebe zuletzt das gan Gewicht des thierischen Lebens hängt, wurden zu leich mit den Blu gefäßen selber verwechselt (m. vergl. Aristotelis hist. anim. I, 11, 8 die Sehnerven als φλέβες erwähnt scheinen) und nach Aristoteles (d part. anim. II, 5) ist es nur das lebende Fleisch und das ihm im Lei Verwandte, welches Gefühl hat, oder nach einem vielleicht späte dem Aristoteles zugeschriebenen Buche (de spiritu c. 5) fühlen w durch die Arterien, welche den Geist der Luft enthalten. Die Erkenn niß der Nerven hing zu sehr von der rechten Erkenntniß des Gehirn ab, daher uns der Irrthum der älteren Schulen über die Nerven an jenem begreiflich wird, in der man über das Gehirn gerathen wa wie wir dieses hier zuerst betrachten wollen.

Das Gehirn. Daß der Hauptsitz und Sammelplatz aller Em pfindungen und Gefühle, der Ausgangspunkt aller erkennenden Se lenthätigkeit im Innren des Hauptes: im Gehirn sey, mußte sch das alltägliche Gefühl lehren. Es war daher das Haupt, auf welch die Kraft der Segnungen, aus Seele in Seele (Gen. 48, V. 14 u. 1 oder die der Weihungen (Lev. 8, V. 12) übergetragen wurde, und wie das Wort Seele wurde auch das Wort Haupt in der älteste Sprache für den ganzen Menschen und als gleichbedeutend mit Seel gebraucht (Exod. 16, V. 16; 38, V. 26; Num. 1, V. 2). Das, was de Menschen vor dem Thier auszeichnet: die Kräfte des Gemüths (φρένες so wie die des Erkennens (νοῦς) haben nach der Lehre des Pythagora ihren Sitz im Gehirn (Diog. Laërt. L. VIII, 30; Plut. de placi Phil. L. IV, c. 5). Es ist ein abgerissener Theil (gleichsam ein a gesprungener Funke) dieses Lebensquelles, was bei der Erzeugung d Grundlage eines neuen Lebendigen bildet (Diog. l. c. 28, 29, m. Plut. V, 4). So ist auch nach Plato Tim. 433, 434 das Haupt scho seiner Gestalt nach ein Abbild des Weltalls; im Haupte wohnt de allbeherrschende Verstand (νοῦς). Diese, dem natürlichen Gefühl nahe liegende Ansicht von der Bedeutung des Gehirnes hatte sie durch einen mißverstandenen Augenschein, den die Zergliederung de todten und selbst die des lebenden thierischen Leibes erregte, ungewi machen und von ihrer Behauptung abschrecken lassen. Die Zergliede rung ließ die Hippokratiker in dem Gehirn nichts weiter als eine weißen, schwammartigen, drüsigen Theil erkennen, dessen Bestimmun es sey, die Feuchtigkeiten des Leibes an sich zu ziehen (Hippocrat. d glandul. p. 271). Wie kann, so schloß selbst Aristoteles durch de Augenschein irre geleitet, das Gehirn der Sitz der empfindenden Seel seyn, „da es ja keine Gemeinschaft hat mit den Theilen, welche empfin den (dieß waren ihm die fleischartigen, die σάρκες), und da es selbe wenn es berührt wird, kein Gefühl zeigt" (de part. anim. L. II. c. 7) „Das Gehirn" (so schloß er weiter) „aus Wasser und Erde bestehen und von kalter Natur, ist dazu bestimmt das Feuer des Herzens z mäßigen. Daher bedürfen die Thiere, welche kein Blut haben, auc keines Gehirns. Das Gehirn bildet sich in der höheren Region de Leibes durch eine Art von Gerinnung aus dem Blute, wie sich de Nebeln und andre Meteore aus der Luft erzeugen. Eben durch da Erkalten des ernährenden Blutes im Gehirn entsteht auch der Schlaf (ib.). Uebrigens erkennt schon Aristoteles an, daß der Mensch in Verhältniß unter allen Thieren das größte „und feuchteste" Gehirn habe (hist. anim. I, 16). Das kleine Gehirn (παρεγκεφαλίς), di Hirnhöhlen (freilich nur als κοίλον τι μικρὸν), die harte Hirnhau (ὑμὴν ἰσχυρότερος) werden von ihm angeführt (ib.). Die Häute welche das Hirn und das Herz umgeben, sind die festesten (ib. L. III

l), denn dieſe beiden (Hirn und Herz) ſind die herrſchenden Mächte Lebens (ib. III, 7). Bei dem Rückmark (ῥαχίτης μυελὸς) wird igſtens die Verſchiedenheit von dem Mark der andren Knochen orgehoben (L. II, 6). Wenn Ariſtoteles von der einen Seite die rufung des Gehirns zu tief herabſetzte; ſo erkannte er von einer en wenigſtens die nothwendige Wechſelbeziehung deſſelben mit dem en: dem Sitz der Seelenkräfte an, in welcher Wechſelbeziehung nach einem Ausdruck der Pythagoräer das Gehirn wie ein reflek- ider Sammelpunkt der Lebensſtrahlen erſcheint, die vom Herzen ehen (εἶναι δὲ τὴν ἀρχὴν τῆς ψυχῆς, ἀπὸ καρδίας μέχρι ἐγκεφά- Diog. Laërt. VIII, 30). — Als in etwas ſpäterer Zeit (nach n de Hippocr. et Pl. plac. VII, 8) ſchon durch Eraſiſtratus die ven in ihrer eigentlichen Beſtimmung, Gefühl und Bewegung dem Gehirn und von dieſem aus zu vermittlen anerkannt, ihr rung aus dem Hirn und Rückmark genau bemerkt war, geſtaltete alsbald auch eine gründlichere Gehirnlehre. Galen (de us. part. III, c. 2 u. 3 edit. Kühn. T. III, p. 615 seqq.) widerlegt die cht des Ariſtoteles, als ob das Gehirn nur als Abkühlungsorgan ey, und zeigt den eigentlichen Zweck deſſelben (de Hippocrat. et on. plac. L. VII, c. 8, L. VIII, c. 1, ed. Kühn. T. V, p. 645 seqq., us. part. L. VIII, c. 4). Die harte Hirnhaut (ἡ μῆνιγξ ἡ σκληρὰ), weiche, oder Gefäßhaut (ἡ μαλακὴ καὶ λεπτὴ μῆνιγξ, von Herophi- χοροειδὴς genannt), die Überhautgeflechte (χοροειδέα πλέγματα), Hirnhöhlen (κοιλίαι), die Windungen (ἕλιγμοι) des Gehirns und vorzügliche Menge derſelben am kleinen Gehirn des Menſchen, e ſchon Eraſiſtratus gekannt und beſchrieben (Galen. de Hipp. et . decr. L. VII, c. 3, ed. Kühn. V, 603 seqq.), deutlicher aber und ändlicher beſchreibt Galen vier Hirnhöhlen, ſo wie den Bogen formix (μόριον καμάριον καὶ ψαλιδοειδές (de us. part. L. VIII, 1; de anatom. admin. L. IX, c. 4), dann die Zirbeldrüſe oder Conarium (κωνάριον), die Nierhügel als testes und nates (δίδυ- und γλούτια), den wurmförmigen Fortſatz (σκωληκοειδὲς ἀπόφυσις) kleinen Gehirns (ib. c. 14, vergl. mit de anatom. admin. L. IX, und 5, ed. Kuhn. Vol. II, 717 seqq.).

Die Nerven. Das Wort νεῦρον, welches durch ſeinen lateini- Abkömmling: nervus, in allen neueren Sprachen Bürgerrecht er- t hat, bezeichnete zwar von Anfang (als ſollte es an das wenigſtens Laut nach verwandte Wort νεύω erinnern) einen Körper, welchem gewiſſe bewegende Kraft innenwohnet, und war frühe die Be- nung jener Organe des thieriſchen Leibes geworden, von denen die ürliche Bewegung ausgehet; hierbei war jedoch der Name und das ußtſeyn deſſen, was man mit ihm andeuten wollte, eher vorhan- geweſen als die Kenntniß des zu benennenden Gegenſtandes. Denn man anfing den innern Bau des Leibes, mit dem zergliedernden ſer in der Hand zu unterſuchen, glaubte man viel eher in den en, augenfälligen Sennen die Träger und Urheber der Bewegung zu nen als in den kaum vom Auge bemerkten eigentlichen Nerven- en. Den Sennen als ſolchen wichtigen Organen ſuchte deßhalb oteles ſchon dadurch ihren hohen Rang zu ſichern, daß er ihren ng aus dem Mittelpunkt des Lebens: aus dem Herzen herleitete. Nerven oder Sennen (νευρὰ) entſpringen aus dem Herzen, wel- in ſeinen Kammern ganz voller kleiner Nerven iſt (hist. anim. III,). Dennoch waren dem Ariſtoteles auch die eigentlichen Nerven entgangen. Er bezeichnet jedoch die Nerven des Auges als Ca- (πόροι), macht aber auf das Zuſammenlaufen der Sehenerven auf- ſam (συμπίπτουσι, hist. anim. L. I, c. 16). Anatomiſch, ihrem

Urſprunge nach aus dem Gehirn und Rückmark, finden wir die Nerven genauer erkannt und beſchrieben in einem nach Ariſtoteles entſtandenen Buche der Hippokratiſchen Schule (Hipp. de oss. nat. p. 277); ihren Eigenſchaften nach, als Werkzeuge der Empfindung und Anreger der Bewegung erkannten ſie Herophilus und Eudemus (Galen. de loc. affect. L. III, c. 14, ed. Kühn. Vol. VIII, p. 212). Dennoch wurden Nerven, Sennen und Bänder noch häufig, auch von geübten Aerzten (z. B. Asclepiades, Rufus u. A.) verwechſelt (weßhalb vielleicht Herophilus lieber den Ariſtoteliſchen Namen πόροι für Nerven beibehalten wollte, Gal. de us. part. X, 12, ed. Kühn. III, 813), bis Galen durch meiſterhafte Entwicklung der Nervenlehre, alle Zweifel über die eigentliche Beſchaffenheit der Nerven und ihre Verſchiedenheit von andren Theilen löste. Er unterſchied vollkommen genau den Nerven (νεῦρον), das Band oder ligamentum des Knochens (σύνδεσμος) und die Senne tendo (τένων), m. vergl. de Hippocr. et Plat. doctr. L. I, c. 9, ed. Kühn. IX, p. 204; de loc. affect. L. II, c. 2, e. B. VIII, 74). Er beſchreibt an mehreren Stellen, beſonders de us. part. L. VIII, c. 8 bis 16, ed. Kühn. L. III, p. 712 bis 750 und in dem Buch de nerv. dissect. die einzelnen Paare (συζυγία) der Gehirnnerven, wobei jedoch der Geruchsnerve in ſeiner eigentlichen Beſtimmung verkannt und mehrere ſpäter entdeckte Paare in ihrer Eigenthümlichkeit überſehen ſind. Selbſt der große ſympathetiſche Nerve wird von Galen bemerkt. Der Unterſchied zwiſchen bewegenden und empfindenden Nerven, den ſchon Rufus (de appellat. part. corp. hum. ed. Clinch., p. 58) aufgeſtellt hatte, beſtimmt Galen dahin, daß er die Gehirnnerven vorherrſchend als der Empfindung, die Rückmarksnerven als der Bewegung dienend betrachtet (de us. part. L. XVI, c. 2 seqq.).

Die natürliche Wärme des Leibes wurde von dem ganzen Alterthum und ſeit Ariſtoteles (hist. animal. VIII, 1; de gener. animal. III, 11), auch von den Späteren mehr für eine unmittelbare Wirkung der beſeelenden Kraft als — in Lavoiſiers Art — für die Folge eines Einheizungsproceſſes gehalten, obwohl ſchon Ariſtoteles eine zugleich ſich ſteigernde Vollendung des Athmungsproceſſes hierbei nicht überſieht (l. c. und de respirat. 13). Von den neueſten Beobachtungen über dieſen Gegenſtand war ſchon oben S. 183 die Rede.

Wir gehen nun zu den näheren Erläuterungen des vorſtehenden §. über:

Die oben im §. erwähnte Vermuthung, daß die Entwicklung und Wirkſamkeit der einzelnen Seelenkräfte mit dem Daſeyn und der Entwicklung einzelner Hirntheile zuſammenhinge, iſt ſchon vor Gall von mehreren Phyſiologen geäußert worden, wenn auch die Vorſtellungen von jener Wechſelbeziehung bald mehr bald minder ſonderbar und grob waren. Das Gedächtniß wurde ſchon von Benivenius beſonders mit dem kleinen Gehirn in Beziehung geſetzt, bei deſſen Zerſtörung zugleich das Gedächtniß verſchwunden ſeyn ſollte. Wenigſtens zeige ſich immer bei mehreren Verſtandeskräften eine größere Zahl der Blätter im kleinen Gehirn. Schelhammer wollte das Wahrnehmungsvermögen mit den grauen Hirnhügeln, das Nachdenken mit dem größten Umkreis des Markes; Willis die Einbildungskraft mit dem Balken, den Inſtinct mit dem vorderen Paare der Vierhügel, die Leidenſchaften mit dem Hirnknoten; Lanciſi die Beurtheilungskraft mit der Zirbel in Beziehung ſetzen. Von Galls Anſichten wird in einem ſpätern Abſchnitte noch die Rede ſeyn.

Nach Vauquelin beſteht das Gehirn aus $^{7}/_{00}$ Eiweißſtoff, $^{80}/_{00}$ Waſſer, $^{5}/_{23}$ Hirnfettmaſſe (beſtehend aus $^{4}/_{33}$ Stearin und $^{0}/_{70}$ Elain), $^{1}/_{80}$ Phosphor, der mit jener Fettſubſtanz vereint iſt, $^{1}/_{12}$ Osmazom,

$_{100}$ phosphorsaurem Kalk, Talk und Kali, so wie Schwefel, der mit dem Eiweißstoff verbunden ist. Nach Saß enthält die Gehirn- und Nervensubstanz mehr Kohlenstoff und weniger Stickstoff als die Muskelsubstanz in nachstehendem Verhältniß:

	Hirnsubstanz.	Muskelsubstanz.
Stickstoff	$6_{,70}$	$15_{,92}$
Kohlenstoff	$53_{,49}$	$48_{,50}$
Wasserstoff	$16_{,89}$	$10_{,64}$
Sauerstoff	$18_{,49}$	$17_{,64}$.

Das Uebrige waren erdige und andere Bestandtheile. Gehirn und männlicher Samen gleichen sich sehr in ihrer Zusammensetzung.

An den Nervenbündeln und Fäden zeigen sich, schon dem unbewaffneten Auge, fast spiralförmige, hellere, gelblichweiße, undurchsichtigere Querstreifen, in einer dunkleren, bräunlichen, etwas durchsichtigeren Masse, wodurch der Nerv jenes gebänderte oder spiralförmige, gewundene, geknickte, gefaltene und scheckige Ansehen erhält, das ihn gleich auf den ersten Blick von andern, im Umriß etwa ähnlichen Theilen (Gefäßchen oder Sennenfasern) unterscheidet.

Die Nerven der Sinnorgane, vor allen jener des Geruchorgans, nächst diesem der des Gehörs, dann der des Gesichts, sind von viel weicherer Substanz als die übrigen, besonders die Rückmarksnerven, was von der verschiedenen Stärke der sie umkleidenden Gefäßhaut abzuhängen scheint. — Die Nervenscheide, welche die Nervenstämme umkleidet, unterscheidet sich von den eigentlichen Markfäden schon durch ihre weißere Farbe und ihre membranartige Beschaffenheit. Unmittelbar um die Nervensubstanz ist sie fester und von mehr netzförmigem Gewebe; mehr nach außen wird sie faserig und geht in lockren Zellstoff über, womit die Nerven, die in ihrem Verlaufe nie ganz frei liegen (wie etwa die Sennen in den Schleimsäcken), stets an die benachbarten Theile verwebt und angeheftet sind.

Das Gehirn, vom Rückmark gleich unter dem Ursprung des Zungenfleischnervens abgeschnitten, wiegt in einem wohlproportionirten Menschenleibe gegen und über 3 Pfund (nach Sömmering von 2 Pfund 11 Loth bis 3 Pfund $3^3/_4$ Loth). Hiervon wiegt das große Gehirn allein von 2 Pfund 2 Loth bis 2 Pfund 20 Loth. Die Größe des Leibes und seine Stärke hat keinen oder wenig Einfluß auf die Größe des Gehirns. Was das Lebensalter betrifft, so ist das Gehirn desto größer im Verhältniß zum Körper, je jünger der Mensch ist; bei Embryonen von der Länge einer Pariser Linie ist dasselbe im Umfange so groß als der ganze übrige Körper; das Hirn eines viermonatlichen, 15 Loth und 14 Gran (3614 Gran) schweren Embryo's wiegt allein $1^5/_8$ Loth und 43 Gran (463 Gran), mithin mehr als den achten Theil der Gesammtmasse; das eines ausgetragnen Kindes wiegt $26^1/_4$, eines zweijährigen $48^1/_4$, eines sechsjährigen schon 2 Pfund 7 Loth. Das spezifische Gewicht des Gehirns, das sich im Mittel zu dem des Wassers wie 1031 zu 1000 verhält, ist übrigens im frühern Lebensalter etwas größer, während es im hohen Alter sich verringert. Zugleich mit der Verminderung des spezifischen Gewichts vermehrt sich mit steigendem Alter die Festigkeit (und Trockenheit) des Gehirns. Das Gehirn der Cretinen unterscheidet sich nach van Geuns bei Sömmering a. a. O. V. S. 391 von andern Menschenhirnen durch ganz auffallende Härte und Festigkeit, dagegen wird auch zuweilen (bei Wahnsinnigen) das Gehirn ganz ungewöhnlich weich gefunden.

Das Blut, das beim Menschen in verhältnißmäßig sehr großer Menge (v. Baer a. a. O. S. 117 setzt sie auf wohl den sechsten Theil der ganzen Blutmasse; Sömmering und Monro schätzen sie geringer) zum Gehirn emporsteigt, und mit einer Gewalt, welche es bei Enthaupteten 6 — 7 Fuß in die Höhe treibt, bricht, wie ein Strom, dessen Lauf Felsenmassen sperren, seinen Drang zuerst an der Knochensubstanz des Schädels. Der Canal in der Pyramide des Schläfebeins, durch welchen die innre Carotis ihren Lauf nimmt, ist mehrere Male stark gebogen. Hierauf bildet sie in ihrem weiteren Verlauf, der sie unter andrem auch mitten durch das Blut des zelligen Blutleiters führt, mehrere mächtige Windungen und Krümmungen, so daß der Lebensstrom, den sie dem Gehirn zuführt, mit aller der Frische, welche ihm die Nähe des Quelles (der Lunge und des Herzens) gibt, zugleich aber auch mit der vollesten Ruhe und Stille an jenem Organ angelangt, welches der Ruhe bestimmt ist. Hierzu trägt auch die oben erwähnte ringförmige Vereinigung der Hirnarterien: der vorher schon zu einem gemeinsamen Stamm zusammenfließenden Wirbelschlagadern und der beiden innern Kopfschlagadern (Carotiden) noch vieles bei.

Das kleine Gehirn ist nach Sömmering a. a. O. S. 59 dem sechsten oder siebenten Theil des großen Gehirnes an Schwere gleich; denn es wiegt im Mittel bei erwachsenen Menschen 10 bis 12 Loth; an äußerem Umfange erscheint das große Gehirn, wegen der bedeutenden Höhlen in seinem Innern verhältnißmäßig noch größer, nämlich sieben- bis achtmal so groß als das unter ihm liegende kleine Hirn (Sömm. S. 23). Bemerkenswerth ist es auch, daß das kleine Gehirn im Verlauf der leiblichen Entwicklung in ein ansehnlicheres Verhältniß zum großen Gehirn tritt, als es im früheſten Lebensalter hatte; denn es erscheint verhältnißmäßig um so kleiner, je jünger der Mensch rückwärts vom sechzehnten oder achtzehnten Jahr an ist. (Ebendas. S. 60.)

Der Schädelantheil der harten Hirnhaut umkleidet die Hirnschale ganz und fest von innen und dient derselben zur ernährenden Beinhaut, während sie zugleich mit ihrer glatten innren Fläche das Gehirn bedeckt. Dagegen hat der Theil der festen Hirnhaut, welcher das Rückmark von der Schädelhöhle aus durch den Canal der Wirbelsäule begleitet, diese doppelte Bestimmung nicht, sondern er umhüllt bloß als eine weite, am Ende spitz zulaufende Scheide das Rückmark, während der Canal der Wirbelsäule, so wie des Kreuzbeins, noch seine eigne Beinhaut hat, mit welcher jene durch einen lockern Zellstoff verwebt ist, welcher vorn und hinten die Blutleiter des Rückmarks enthält. Die feste Hirnhaut ist die dickeste und festeste unter allen Häuten des Körpers und zugleich ziemlich elastisch. Sie enthält (besonders in jüngern Jahren) Arterien, die sie ernähren und ihrer innren Fläche Feuchtigkeit geben, aber keine Nerven (ist im gesunden Zustand unempfindlich). Sie besteht deutlich aus zwei Blättern, welche an mehreren Punkten sich zur Bildung der Blutleiter auseinander begeben. Die spinnewebenartige oder Schleimhaut, welche zwischen der festen Hirnhaut und der Gefäßhaut Hirn und Rückmark ganz umspannt, ohne jedoch in die Windungen und Eintiefungen hineinzutreten, ist mit keiner andern Haut des menschlichen Körpers zu vergleichen, als mit dem innersten Häutchen des menschlichen Eies im Mutterleibe. Sie ist nur mit Saugadern, nicht mit eigentlichen Blutgefäßen versehen. In jüngern Jahren ist sie ganz, später weniger durchsichtig. Die Gefäß- oder Aderhaut des Gehirns und Rückmarks bestehet fast gänzlich aus einem dichten Netz von zertheilten Arterien und vereinten Venen. Sie ist gefäßreicher, wo sie die graue, als wo sie unmittelbar die Marksubstanz umkleidet; als Adernetz tritt sie in die Höhlen des Hirns. Sie durchsetzt ganz besonders

das kleine Gehirn in seinen dicht auf einander liegenden, tiefen, dann wieder in Querfortsätze zertheilten Schichten. Alle ihre Gefäßenetzchen senken sich nach innen in die Gehirnmasse; keine verlaufen nach außen in das so nahe angränzende Spinnwebenhäutchen.

Die graue Substanz zeigt nirgends jene deutlicher faserige Beschaffenheit; welche die Marksubstanz hat, sie ist die allerweichste, dennoch aber noch einige Schnellkraft besitzende Masse im menschlichen Körper, Sömmering a. a. O. S. 29. Die graue Hirnsubstanz besteht großentheils aus Gefäßen, sie verwandelt sich bei zunehmendem Alter zum Theil in Marksubstanz. Im kleinen Gehirn und auch anderwärts erscheint die graue Substanz, in den gestreiften Hügeln die Marksubstanz, durchsichtiger. Das Gehirnmark, das im großen Gehirn in überwiegenderem Verhältniß da ist als im kleinen, empfängt unmittelbar weniger Blut als irgend ein andres Eingeweide des menschlichen Körpers, wenigstens ist es in keinem Falle blutreich zu nennen. Sömm. S. 35. — Außer den drei obenerwähnten Substanzen der Hirnmasse, der markigen, grauen und gelben, zeigt sich auch noch eine vierte, schwarze, in der Mitte der Markbündel des großen Gehirns, von denen, so wie vom Hirnknoten und verlängerten Rückenmark alle Hirnnerven ihren Anfang nehmen.

Von den Vierhügeln ist zuweilen das vordere, andre Male das hintere Paar größer als das andere. Die, öfters ganz hohe Zirbel ist verhältnißmäßig in weiblichen Körpern größer als in männlichen. Vor der Zirbel, auf oder im markigen Leistchen liegen in einem oder zwei bis drei Häufchen die citronengelben Hirnsteinchen (der Hirnsand): jene merkwürdige Auszeichnung des Menschengehirns im Europäer wie im Neger, im Ungebornen wie im Erwachsenen. Die Größe der Zirbel fand Lancisi bei einem Blödsinnigen nur wie die eines Hanfkorns. — Den Bau des Hirnanhanges vergleicht Sömmering wegen der Zusammensetzung aus zwei verschiedenen Substanzen mit dem Bau der Nebennieren.

Die Zahl der Schichten oder Blätter des kleinen Gehirns beträgt zwischen 500 bis 800. Auf jeder Seite seiner Grundfläche lassen sich vorzüglich drei Partien erkennen, welche sich durch die Richtung ihrer Furchen unterscheiden. Zu diesen zweimal dreien Theilen kommt dann als siebenter der unpaarige Fortsatz, der sich zwischen beiden Hälften genau in die Mitte gegen die vierte Hirnhöhle hinbeugt, und wie in sich selber gewickelt hinaufzieht.

Der Nerv lebt und gestaltet sich, wie dieß besonders Mißbildungen bewiesen, auch ohne Gehirn; umgekehrt will man das Vorhandenseyn eines Gehirns bei völligem Ermangeln der Nerven beobachtet haben (doch s. m. d. §. 21). Die ansehnlichsten Nerven unter allen Theilen empfängt das Auge und nächst ihm das Ohr, dann die Nase, Zunge, Lippen, Fingerspitzen, die Enden der Generationsorgane, Brustwarzen, Haut des Gesichts und übrige Haut. Ansehnlich sind die Nerven der Muskeln (außer jenen des Herzens), kleiner die der Arterien, noch kleiner die der Venen, der Eingeweide der Brust und Unterleibshöhle; ohne Nerven sind Knochen, Knorpel, Sennen, Bänder, Hirnhäute, Brustfell, Bauchfell, Herzbeutel, Hornhaut, Krystalllinse, Oberhaut (Nägel und Haare), Fett und Mark, Nachgeburt, Nabelstrang und Ei.

In unvollkommneren Thieren sind die Nerven und das Rückmark im Vergleich zu der Größe des Gehirns am größten; der Mensch hat beim verhältnißmäßig größten Hirne die feinsten Nerven. Alle Hirn- und Rückmarksnerven sind paarig und, außer beim Stimmnervenpaar, der rechte und der linke gleichen sich in ihrem Verlaufe fast vollkommen. Am genauesten jedoch zeigt sich dieses Gleichen an den Central-

enden (Ursprüngen) der Nerven und in ihrer Nähe. Unter den Hirnnerven hat im dreimonatlichen Fötus der Riechnerve, im ausgebornen Kinde der Sehnerve, im Erwachsenen das fünfte Nervenpaar die größte Dicke, erst dann folgen der Seh-, Riech-, dritte, Hör-, Stimmen-, Zungenfleisch-, Antlitz-, Bei-, sechste, Zungenschlundkopf, vierte Nerve. Bei manchen Menschen (nach Sömmering vielleicht bei feurigeren) erscheinen die Centralenden der Nerven im Verhältniß zum Hirn kleiner als bei andern. Die Centralenden aller Nervenpaare des Gehirns würden vereint kaum drei Linien dick seyn, die des Rückmarks dicker als das gesammte Rückmark; jene sind mithin im Vergleich mit dem Gehirn viel kleiner als diese im Vergleich zum Rückmark. Die gesammte Nervenmasse des Leibes, an ihrer peripherischen Endung auf der ganzen Außenfläche des Leibes, ist außer allem Vergleich viel größer, als die Centralenden zusammengenommen sind. Die Nerven werden daher im Großen, eben so wie der Riechnerve im Kleinen, in ihrem weiteren Verlauf immer größer und breiter: enden konisch. Die Nerven des Gehirns und Rückmarks, am auffallendsten und deutlichsten jedoch der Sehnerve, scheinen vermöge einer Durchkreuzung der Hirnmasse mit derjenigen ihrer entgegengesetzten Seite mehr in Beziehung zu stehen, als mit der ihrer eigenen Seite. Daher leiden bei einer Verletzung der einen Hirnhälfte die Muskeln und andere Organe der andern Seite.

Die Hirnnerven zeigen jeder schon im Bau so viel Eigenthümliches, daß man sie an einzelnen Stücklein erkennen kann; die Rückmarksnerven gleichen sich sehr. Was die Centralenden der letztern betrifft, so ist die vordere Reihe ihrer Wurzeln schwächer, zugleich aber dichter zusammengedrängt. Je tiefer ein Rückmarksnerve entspringt, desto länger ist sein Centralende. Die Fädchen der vordern Reihe sind faseriger, die der hintern rundlicher; jede Reihe dringt durch ein besondres Loch der festen Hirnhaut.

Magendie, der die Nerven in sensible und in nicht oder wenig sensible theilt, rechnet man zu jenen nicht bloß die aus der hintern Reihe der Rückmarkswurzeln entspringenden, sondern die Zweige des Nervus vagus, des ersten Halsnervenpaares, den ramus superior des fünften Hirnpaares. Zu den nicht sensiblen nur die eigentlichen Stimmnerven, so wie den facialis, hypoglossus u. s. w. Schneidet man diese durch, so behalten die Theile ihre Empfindlichkeit.

Der sympathische Nerve wird aus Fäden des fünften und sechsten Hirnnervens, aller 30 Rückmarksnerven und einigen Fädchen des Zungenschlundkopf- und Stimmnerven gebildet. Im Hals bildet er 2 bis 6 (den obern und untern, zuweilen noch den mittlern) Knoten, deren Nerven meist aus Gefäßsystem jener Region, an Schilddrüse, Schlund u. s. gehen; in der Brust wird der Stamm des sympathetischen Nerven etwas stärker und bildet hier die 12 Brustknoten, welche ihre Nervenenden in die Eingeweide und Gefäße der Brust geben, der Lenden- und Kreuzbeinknoten sind zusammen 9 bis 11 (der erstern 5, der andern 4, 5, ja 6). Der Eingeweidenerve, der aus Fäden der Brustknoten gebildet wird (jedoch in verschiedenen Individuen aus sehr verschiedenen), verschlingt sich mit den Fäden der Zwergmuskel- und Stimmnerven, so wie mit den vom übrigen sympathetischen Nerven kommenden Fäden zu dem cöliakischen oder obern Bauchgeflecht, das aus mehrern Knoten: dem Ganglion solare, abdominale u. s. zusammengesetzt erscheint, ferner zum obern Gekrösgeflecht, zu den Nierengeflechten, obern und untern Samengeflecht, untern Gekrös- und Beckengeflechte.

Bei Verletzungen der Hirnschale und an dem noch weichen Obertheil des Schädels zarter Kinder (an der sogenannten großen Fontanelle)

wird erkannt: daß das Hirn beim jedesmaligen Ausathmen an-
e und ſich erhebe, beim Einathmen ſich ſenke. Hierdurch entſteht
einen, in kurzen Zwiſchenräumen, jener Wechſel, welcher im Gro-
nd in längeren Zwiſchenzeiten zur Entſtehung des Schlafes mit-
Jeder anhaltende Druck aufs Gehirn wirkt Schlaf. Wie die
de Kraft im Schlafe bei unwirkſam gewordenem Gehirn noch fort-
nd thätig bleibt; ſo wurden auch zuweilen Kinder mit übrigens
ndig ausgebildetem Leibe geboren, denen das Gehirn und Rück-
gänzlich fehlte, und welche bei dieſem Mangel der wichtigſten
rlorgane auch außer dem Mutterleibe noch fortlebten: das Gefühl
ungers durch Schreien und Saugen kund thaten. Ja ein ſolches
hne Hirn und Rückmark (?) hatte bis zum achten Monat gelebt und
bei wohl genährt. (Sömmering a. a. O, S. 368.) So war auch
hs, in welchem Fodere das ganze Gehirn durch einen Knochen-
chs verdrängt und vernichtet fand, ſehr groß und fett. Ueber-
ſcheint die Reproductionskraft, welche z. B. bei unvollkommneren
n verlorne oder verſtümmelte Glieder wieder erzeugt, im umge-
Verhältniß mit der Entwicklung des Gehirns zu ſtehen. Doch
ſich in Mißgeburten ohne Hirn, außer jener des Hungers, keine
dung, ſo wie auch das mannichfache Rück- und Gegenwirken der
ten Organe des Leibes, welches auf der ſogenannten Sympathie
en beruht, ohne Gehirn in den meiſten Fällen nicht denkbar und
h wäre.
n verſchiedenen Embryonen wird eine auffallende Verſchiedenheit
Form des Schädels und mithin im äußern Umriß des Gehirns
t, wodurch vielleicht die künftigen Anlagen der Seele voraus an-
t werden. (Sömm. a. a. O. S. 393.) In merkwürdiger Wech-
hung ſteht hernach im weiteren Gange der Entwicklung des Haup-
Ausbildung des Gehirns und die Aeußerung ſeiner Kräfte mit
r Schädelknochen; jene litt, wenn dieſe zu überwiegend mächtig
(Hempels Phyſiologie S. 534 und Fahners Beiträge zur prak-
und gerichtlichen Heilkunde I. Beob. 15.) Beſchädigungen der
ale ſchienen in einigen Fällen die Aeußerungen der Seelenkräfte
ichtern und dieſe ſelber zu erhöhen. Jener geiſtig aufgeregtere
d verlor ſich nach dem Wiederzuſchließen der Wunde im Schädel.
ſt alle Theile des großen und kleinen Gehirns hat man in ge-
Fällen einzeln zerſtört und das verletzte Thier dabei fortleben
Eine Verletzung des Rückmarks hebt den lebendigen Zuſammen-
er Theile, deren Nerven unterhalb der verletzten Stelle entſprin-
uf, und hiermit die Empfindung und Bewegung derſelben, wird
um ſo ſchneller tödten, je näher am Hirn ſie erfolgte. Ein
nittner Nerve bekommt zwar nach der Zuſammenheilung ſein
unterhalb der verletzten Stelle zuweilen wieder, niemals aber
er erſten Vollkommenheit. Opium, unmittelbar auf den ent-
Nerven gebracht, ſchwächt örtlich, eben ſo wie dann, wenn es
ch genommen worden, allgemein, die Empfindung, oder lähmt
z.
as Vermögen der willkürlichen Bewegungen, vom Hirn aus
ie Nerven nach den Muskeln, kehrt vollkommen wieder, wenn
chſchnittner Nerve wieder zuſammengeheilt iſt, auch wenn er unter-
es Durchſchnittes ganz welk, verſchrumpft und völlig gefühllos
In Beziehung auf die bildende und ernährende Kraft des Leibes
n den einzelnen Nerven daſſelbe, was oben von dem Gehirn er-
worden: Arnemann durchſchnitt in Thieren beide Stimmnerven,
ympathetiſchen Nerven, mehrere große Nerven der Vorderfüße,
üftnerven, ohne daß merkliche Abmagerung erfolgte. Dennoch

wirken die Nerven entschieden auf die Beschleunigung oder Hemmung des Blutumlaufes und auf die meisten Absonderungen ein, wiewohl z. B. das Zerschneiden der Nervenzweige, die zur Speicheldrüse gingen, die Absonderung des Speichels kaum merklich und vielleicht nur mittelst der Verletzung der Drüse selber verminderte.

Besonders an den Augen der Katzen und der Hyänen (nach Brugnatelli), so wie der Wölfe (nach Valisneri) wurde jenes Leuchten im Dunklen deutlich bemerkt, wodurch die empfindende Kraft der Nerven ihre Verwandtschaft mit dem Lichte verräth. Selbst an Menschenaugen wurde jenes Selberleuchten zuweilen deutlich beobachtet (nach a Castro: ign. lamb. p. 11. Plemp. L. IV. prop. 58). Einen phosphorischen Schein, der aus seinen eignen Augen im Dunklen hervorging, bemerkte unter andern Johann Tack (Teichmeyer anthrop. p. 254). Andre, einer feinen Empfindung fähige Theile leuchteten an lebenden Menschen im Dunklen, z. B. die Haut des Herzogs Gonzaga von Mantua, wenn man sie gelind rieb, nach Bartholin. Das ganze Haupt leuchtete in andren Fällen, welche Cardan. var. rer. L. 8. c. 44 p. 549; Libav. L. I. Hexaem. p. 110, Petro a Castro in collect. m. s. u. A. erzählen. An einigen der feinsten Empfindung fähigen Theilen des Unterleibes beobachteten Aehnliches Euseb. Nieremberger in hist. peregrin. so wie Sinnibald: Geneanthrop. L. 4. und Borell. Cent. II. obs. 69. 166.

Bei den elektrischen Fischen gehen einzelne Zweige jener Nerven, welche die Hauptorgane der Bewegung versorgen, nicht an Muskeln, sondern sie endigen in Apparate, welche unmittelbar die aus dem Nerven strömende, bewegende Kraft nach der Außenfläche des Leibes leiten. Eine Empfindung, gleich einem elektrischen Schlage, erregt öfters der Biß heftig gereizter, giftiger Schlangen, und selbst bei dem Zerschneiden einer lebendigen Maus fühlte ein Beobachter eine Art von elektrischem Schlag, der von dem Leib des gequälten Thieres ausging.

Die nahe Verwandtschaft jenes belebenden Princips, welches die willkürliche Bewegung und die meisten andern Geschäfte des thierischen Lebens bewirkt, ist durch vielfältige Thatsachen erwiesen. Eine der schauderhaft lehrreichsten Beobachtungen, welche hieher gehört, ist die, welche wir hier nach Berzelius (Lehrbuch der Chemie übers. v. Wöhler B. IV. S. 26) erzählen wollen:

Ure hatte Gelegenheit über den Körper eines hingerichteten Verbrechers zu disponiren, welcher, nachdem er eine Stunde lang gehangen hatte, heruntergenommen und den ärztlichen Versuchen unterworfen wurde. Die Hälfte des ersten Halswirbels wurde ausgebrochen, das verlängerte Mark daselbst bloßgelegt und ein metallener Leiter a mit ihm in Verbindung gesetzt. — Ein anderer b wurde auf den nervus ischiadicus, da wo er unter den musculis glutaeis hervortritt, gelegt, dann die Verbindung durch eine 270paarige elektrische Säule geschlossen. Sogleich geriethen alle Muskeln des Rumpfes wie bei einem heftigen Schauder in Bewegung. Jetzt wurde b in einen Einschnitt der linken Ferse gesetzt und die Verbindung geschlossen; da gerieth der ganze Körper in die heftigste Bewegung, das Knie wurde so gewaltsam ausgestreckt, daß der Mann, der dasselbe gebogen zu halten suchte, fast umgestürzt ward. — a wurde 3 bis 4 Zoll unter dem Schlüsselbein mit dem nervus phrenicus sinister, b mittelst eines unter der siebenten Rippe eingestoßenen Metalldrathes mit dem Zwergfell in Berührung gesetzt, da entstund ein Zusammenziehen des Zwergfells. Als man aber hiebei mit dem Metalldrath des einen Leiters auf dem Polstück hin- und herstrich, so daß in fast unmerklichen Zwischenräumen eine Menge Entladungsstöße nahe aufeinander folgten, entstund ein ordentliches, obwohl schweres Athmen, der Bauch hob und senkte sich

abwechselnd, die Luft wurde so ordentlich aus- und eingeathmet, daß die Umstehenden glaubten, das Leben kehre in den schon ½ Stunde lang von diesen Versuchen gemißhandelten Körper zurück; doch blieben Herz und Puls unbeweglich. — a wurde an den Elbogen, b an den Zeigefinger gelegt, die Folge war gewaltsames Ausstrekken der Hand. — Man legte a an den oberen Augenhöhlennerven b an die Ferse. — Die Folge war ein allgemeines Zucken der Muskeln des Leibes, vorzüglich aber jener des Gesichts, „wobei" (sagt Ure) „Ausdruck von Raserei und Verzweiflung sich mit dem gräßlichsten Lachen zu einem so schaudervollen Ausdrucke verbanden, daß mehrere der Zuschauer aus dem Zimmer stürzten und einer ohnmächtig niederfiel."

Wilson durchschnitt bei Thieren den nervus vagus oberhalb der Stelle, wo er Zweige an den Magen abgibt. Die Folge war beschwerliches Athmen, Aufhören der Verdauung, Tod nach etlichen Stunden. Bei andern so verletzten Thieren wurde durch den Nerven unterhalb des Durchschnitts und eine Metallplatte auf der Magengegend ein schwacher elektrischer Kern geleitet. Die Folge war leichtes Athem, gesunde Verdauung.

Ueber die Erzeugung der thierischen Wärme vergl. m. Berzelius a. a. O. S. 112.

Das Geschäft der Sinnen.

§. 18. Mit einem allgemeinen, großen Kreislaufe der auf- und niedersteigenden Lebenskräfte unsrer Sichtbarkeit tritt schon der lebende Leib durch das Athmen, die Seele aber zunächst durch die Wahrnehmungen der Sinnen in Verbindung. Wir beschreiben zuerst jenen großen Kreislauf, so wie er sich den Sinnorganen darstellt, hernach die leibliche Gestalt und Wirksamkeit dieser Organe selber.

In aller Creatur ist ein Sehnen nach der Creaturen Ursprung und Ausgang. Ziehet doch der nahe Fels das schwebende Bleiloth, die weit entfernte Sonne aber die Schaar ihrer Welten nach sich hin, und selbst das unmächtige Gewölk, wenn es vom Gebirge aufsteigt, reißet die benachbarte Luft mit in seinen Strom hinein; wie sollte Der, welcher mächtiger ist als alle Macht der Sichtbarkeit, näher als alle Nähe des Leiblichen, die Dinge, welche er in seiner Hand trägt, nicht zu sich hinneigen und bewegen?

Das Verlangen der lebenden Seele gestaltet die Glieder, durch welche es wirket, nach der Art des Verlangten: die festere Hand zum Ergreifen des Festen, die zartere Lunge zum Aufnehmen der Luft; der Gedanke, welcher des Geliebten gedenket, trägt das Bild dieses Geliebten in sich. So träget auch das Sehnen aller sichtbaren Creatur,

wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit Quell, ein Bild dieses Quells in sich, und dieses Bild erscheint uns als Licht. — Das Licht ist ein Emporsteigen, ein Hinausgehen des leiblichen Seyns aus seinem eignen, engen Kreise, hin zu dem oberen Einen, das Alle umfasset, Alle hält und trägt. Das Sehnen steigt beständig auf, von der Welt des Niedern hinan, nach der Wandlungen ewigem Stillstand und Ruhe, wie der Rauch vom Rauchfaß, wie der Schwung des Gebets zu Gott.

Stätig und ohne Aufhören, wie das Sehnen der Creatur von unten nach oben gehet, so steigt eine schaffende, belebende Liebe von oben zu den Creaturen herunter: eine Liebe, stärker als die verzehrende Flamme, mächtiger als der Alle umfangende Tod. Es trägt diese Liebe das Bild der Creaturen, zu denen sie hinabgehet und derselben wechselseitiges Verhältniß in sich: trägt in sich jener Form und Maß und Gewicht. Alle bewegend, einet sie die Bewegungen Aller zum harmonischen Einklange: die Bewegungen der Welten in ihren Bahnen, wie der einzelnen Stäublein und Tropfen, die sich wirbelnd um einander kreisen. Diese von oben nach unten strömende, das Körperliche bewegende und formende Kraft erscheint in der äußern Natur eben so wie nach §. 15 im lebenden Leibe, in ihrem ungebundneren, reineren Zustande als Elektrizität; da wo sich dieselbe mit den Bewegungen der gröberen Körperlichkeit vermischt und umkleidet, erscheint sie als Ton.

Der einfache Vorgang des Tönens lehrt uns, daß nicht jede Bewegung der uns umgebenden Sichtbarkeit als Laut oder Klang vernommen werden, sondern nur jene schwingende, vibrirende, deren Wellenschlag sich mehr als dreißig Male in einer Secunde wiederholt. Eine anderweitige Reihe von Vorgängen, in der lebenden und scheinbar todten Natur, lehrt uns bald, was diese vibrirende Bewegung sey.

Da wo die Anfänge oder Enden des organischen Lebens vor unsern Augen liegen: an den Tremellen oder an den gallertartig thierischen Wesen der Spongien und einiger Infusorien, offenbart sich der Lebenseinfluß, welcher mit den zarten Gebilden spielt, in einem vibrirenden Zucken. Der zarteste und beweglichste Theil des Insectenleibes: die Antenne, ist bei man-

der Arbeiter über, welche die Berührung auf gleiche
[illegible] sich fortsetzt, bis der ganze Schwarm in den Strom
Bewegung hineingezogen ist, der vom herrschenden Mittel-
[illegible] ausging. Ein Weisel, dem die Fühlhörner genommen
[illegible], hat in diesen das Mittel verloren, den andren Bienen
[illegible] Willen kund zu thun; das Mittel, wodurch jener lei-
[illegible] allgemeine Einfluß auf ihn einwirkte, welcher die wun-
[illegible] Bewegungen des Instinctes hervorruft: denn eine
[illegible] verstümmelte Königin erscheint von diesem ganz verlassen.
[illegible] es auch die Fühlhörner, durch welche die Insecten
[illegible] Arten und Ordnungen: die Ameisen wie die Pillenkäfer,
[illegible] den Antrieb des Willens in einander übertragen
[illegible] Fortpflanzen, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß bei
[illegible] Insecten durch die Antennen nicht bloß das Riechbare
der äußere Ton, sondern auch das Anregen jener für Alle
[illegible] Liebe empfunden und vernommen werde, welche schon
[illegible] sterbenden Mutter der noch künftigen Brut, welche schon
[illegible] Verlauf des Sommers der Noth des noch weit entfernten
[illegible] gedenkt.

Es gleicht dieses Wehen einer gleichsam brütenden, hö-
[illegible] Mutterliebe jenem fächelnden Bewegen, das in der
[illegible] des Frühlingsmittages selbst dem Auge sichtbar, durch
[illegible] und Gewässer gehet. Ein brütender Lebenshauch, welcher
der Elektrizität verwandt, die regelmäßigen Gestalten der

Ton; so bebet jener Ton, welcher etwa die Gestalten der Krystalle hervorgebracht, in diesen fort, so lange sie bestehen, und ist ja selber nur der Grund ihres Fortbestehens. Das ersten zeigen jene merkwürdigen Beobachtungen, nach denen alle neuerdings sich erzeugenden Krystalle, die sich auf der Oberfläche eines vielleicht seit Jahrtausenden entstandenen, größeren Krystalles ansetzen, noch immerfort in jenen Richtungen an einander geordnet werden, welche bei der Aneinanderfügung der einzelnen Grundtheilchen zur Krystallgestalt die herrschenden waren, oder welche dem gediegenen Metall sein eigenthümliches Gefüge gaben. Es ist nur der Zug der alle Einzelwesen umfangenden Schwere, welcher dieses Tönen so in sich verschlingt, daß es nach außen hin unmerklich wird. Sobald aber, durch einen Anstoß oder Bewegen von außen, die hemmenden Banden jenes Zuges gelöst sind, läßt sich in jedem Wesen nach seiner Art der lebendige Hauch vernehmen, der ihm sein Wesen gab und sein Bestehen erhält.

Nach einem öfter erwähnten Worte des Alterthums wird auch die Seele, die in der Pflanze webet und im Thiere lebt, mit einer Zahl, einem Ton verglichen. Auch dieses Tönen währet, so lange das Leben besteht, immer fort. Es ist das Durchströmen des Lebensfunkens von oben, durch das leibliche Gebilde; jenes Funkens, welcher den Gesammtvorgang des Lebens erhält, wie das Durchströmen des galvanischen Princips, aus den Dräthen der Voltaischen Säule, in das bildsame Flüssige, den Vorgang der Verbindungen und Zersetzungen fortbestehen macht. In gewissen Zuständen, welche allerdings außer den Gränzen des natürlichen, gesunden Verlaufes liegen, wird jenes Forttönen des bildenden und bewegenden Lebensprincips in den Dingen, von der Seele auf eine andre, unmittelbarere Weise vernommen, als durch die Sinnen. Wir betrachten indeß hier vorerst nur den gewöhnlichen Verlauf, nach welchem das von unten nach oben steigende Leben durch das Auge, und, wie wir noch hernach sehen werden, auf einer andern Stufe selbst durch die schmeckende Zunge; das von oben niederwärts gehende durch den Geruch und das Gehör bemerkt werden.

Beim Sehen wird in dem Nervenmark der Netzhaut des Auges ein Selberflammen, Selberleuchten erregt: ein Empor-

ſteigen des Lebensprincips im Nerven, nach ſeinem oberen Anfang und Ausgang.

Minder anerkannt in ſeiner eigentlichen Bedeutung und Wechſelbeziehung auf die äußere Natur, iſt das Organ und das Geſchäft des Riechens. Jenes Annähern und Herabſteigen einer bewegenden Urſache, welches der eigentlichen Verbindung und Vermiſchung mit der gröber körperlichen Natur vorhergeht, wie das Erhitzen der Flamme, wie der Rauch dem Feuer, iſt der Gegenſtand der Wahrnehmung des Geruchſinnes in der unorganiſchen Natur. Da wo in einem Stoffe das Streben nach Vereinigung mit der das Höhere vermittlenden Luft — das Brennbarwerden — beginnt, da bemerkt der Geruch die Annäherung des von oben nach unten wirkenden (elektriſchen) Princips. Das ungleich ſchwächer und ſparſamer verdunſtende Oel wird deßhalb ſtärker durch den Geruch empfunden, als das häufiger verdunſtende Waſſer.

Was der Gegenſtand des Riechens ſey, das wird noch deutlicher erkannt in dem Wechſelverkehr unſrer Sinnen mit der lebenden, organiſchen Natur. Leidenſchaftliche Bewegung im Innern, wie etwa die des Zornes oder einer heftig flammenden Begierde, verräth ſich im Thierreich öfters durch die Entwicklung eines riechbaren Princips. Wenn hierbei nach Delrios Angabe giftige Schlangen, welche durch das Anſchlagen einer Trommel, in welche man ſie eingeſperrt, zur höchſten Wuth gebracht worden, in jenes riechbare Princip eine ſolche Kraft legten, daß Menſchen von ſeiner Einwirkung ſtarben; ſo erinnert dieß an jene freiere Erſcheinungsform der bewegenden Kraft im Nerven, wobei dieſe nicht, in den Muskel ſich verlierend, zur Bewegung der Glieder wird, ſondern als elektriſcher Schlag, wie beim Zitteraal ſich äußert. Dieſelbe von innen nach außen, vom Nerven nach den Theilen gehende, bewegende Kraft des Willens, welche andre Male als inneres, dem Gefühl wenig auffallendes Zuſammenziehen des eignen Muskels, oder als elektriſcher, den fremden Muskel erſchütternder Antrieb erſcheint, bildet auch jenes flüchtige, in die äußere Umgebung einwirkende Weſen, welches ſich auf eine ſo ſtaunenswürdige Weiſe dem Geruchsorgan des ſpürenden Hundes bemerkbar macht.

Daß ſelbſt noch beim Menſchen jede innre Leidenſchaft und

heftige Gemüthsbewegung auf die Entwicklung eines riechbaren Wesens einwirke, hat auf eine höchst merkwürdige Weise sie (freilich in etwas höherem als dem bloßen leiblichen Organe begründete) unmittelbare Wahrnehmung des Filippo Neri bewiesen, dessen Leben Goethe beschreibt. Jener Filippo Neri errieth und erkannte die innwohnende, leidenschaftliche Bewegung eines ihm genäherten Menschen, auch wenn sich dieselbe noch so fein zu verbergen wußte, durch den Geruch.

Der Mensch, wie jedes lebende Wesen, wirkt bei jeder Bewegung, bei jeder Berührung, durch das aus dem Nervensystem hervorgehende, bewegende Princip auf die berührten Gegenstände ein, und die wollende, wirkende Seele trägt auf diese Weise durch bloße Annäherung der Außenfläche des Leibes, ihr eignes, inneres Wesen auf eben so bestimmte, eigenthümliche Art in die äußere Natur über, als durch das allerdings augenfälligere und grobkörperliche Eingreifen mittelst der Muskeln. Das, was daher jener treue Hund, der seinem Herrn, zwölf Tage nach seiner Abreise, von dem Schloß Altenklingen bis nach dem hundert Meilen entfernten Paris folgte, eigentlich durch den Geruch bemerkte, stehet in der That in einem höheren, wesentlicheren Zusammenhange mit den Eigenschaften und Kräften jenes Herrn, als man gewöhnlich annimmt. Das Thier hatte die Spur des von ihm geliebten Menschen unter jener von vielen Tausenden von Menschen, welche seitdem auf der Heerstraße und auf den Gassen der volkreichen Hauptstadt vorübergekommen waren, eben so sicher aufgefunden und herausgekannt, als es etwa die befehlende oder lockende Stimme seines Herrn aus allen Stimmen würde erkannt haben, wenn ihm dieser hierdurch seinen Willen hätte kund thun wollen.

Am Menschen wirkt allerdings auch, durch das Organ des Geruches, nicht selten der Zug der Sympathien und Antipathien; jene fern und leise spürende Kraft jedoch, welche das Thier auszeichnet, besitzt nur der Geruchssinn einiger wilden Völker. Es ist ein Vorrecht unsers mit der Sprache begabten Geschlechts, daß sich demselben die von oben nach unten wirkende Kraft einer belebenden Liebe, zumeist nur in ihrer vollendeten Verleiblichung, als hörbarer Ton, als Wort kund gibt, weil sie im Menschen erst ganz zum Leib geworden. Dem Men-

ſchen ſtellt ſich daher auch, in der um ihn lebenden und bewegten Natur, das belebende und bewegende Princip, öfter in ſeiner vollkommnen Verleiblichung zum Ton, denn als Elektrizität dar, und der Sinn des Gehörs iſt bei ihm ungleich höher entwickelt als der des Geruches.

Schon an dem äußern Apparat, durch welchen wir hören, erſcheint es nicht ohne Bedeutung, daß gerade der Knochen, mit und in welchem der lebende Leib zunächſt der Schwere und Starrheit anheim fällt und an welchem die Lebensthätigkeit der Nerven zuletzt ausgehet, am meiſten und vorzüglichſten zur Fortpflanzung des Schalles dient. Wie das Bewegen des Sturmwindes erſt am ſtarren Felſen hörbar, das Sonnenlicht erſt am planetariſch Leiblichen ſichtbar wird; ſo das Sauſen des von obenher den Leib durchwehenden Lebensſtromes erſt am Ausgeſchiedenen, Starren. Bemerkenswerth erſcheint es hierbei auch, daß die Knochenbildung am Menſchenleibe mit und in den Gehörorganen beginnt. Denn unter allen Knochen zeigen ſich die Gehörknöchelchen, der Labyrinth und jener Theil der Pyramide, welcher die eigentliche Paukenhöhle darſtellt, zuerſt ausgebildet, und ſie ſind dieſes, einzig unter allen, ſchon im ungebornen Kinde.

Das fortwährende, eigenthümliche Tönen im Innren dieſes Ohres, glaubte ſchon Ariſtoteles als Widerhall zu vernehmen, wenn er irgend einen hohlen Körper (z. B. die Schale einer großen Seeſchnecke) ans äußre Ohr hielt.

Unter den vier Sinnen des Hauptes ſcheint, auf den erſten Blick, jener des Geſchmacks den niedrigſten Rang einzunehmen. Dennoch iſt es hierbei ſchon nicht ohne Bedeutung, daß am Menſchen vorzugsweiſe vor allen andern Thieren das Organ des Schmeckens entwickelt und ausgebildet iſt. Denn während unſer Geſchlecht an Schärfe des Geſichts und Geruches, ſo wie ſelbſt des Gehörs, von vielen Geſchlechtern der Thiere übertroffen wird, ſteht es an Feinheit und Schärfe des Geſchmackes weit über allen Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit. Es gilt hierbei als erklärender Grund daſſelbe, was wir vom Hören ſagten. Die Eiche, nach einem alten Sprüchwort, je höher ſie iſt, treibt deſto tiefer ihre Wurzel gerade abwärts; ſo dringt die wahrnehmende Kraft der menſchlichen Sinnen, welche nach dem obenerwähnten Kreislaufe der auf- und niederſteigenden Lebenskräfte in der äußern

Natur gerichtet ist, in gröbere Tiefen der Aberleiblichkeit und Körperlichkeit ein, als die der thierischen Sinnen. Das Geschmack bemerkt, nur auf einer tieferen Entwicklungsstufe, das selbe aufwärts strebende Gehnen der Dinge, das sich dem Auge als Licht darstellt. Denn eben diesem Zuge, der als Licht unmittelbar nach einer höheren, Alle tragenden Einheit gerichtet ist, entspricht in einer niederen Region ein andrer, verbundener Zug, welcher ein vermittelndes Abbild jener Einheit in dem Gleichartigen, Körperlichen sucht. Diese Richtung, welche den Ruhepunkt, statt in der höheren Einheit, in einem vermittelnden Zwischengliede findet, wird in unser Körperwelt als chemischer Vorgang der Auflösung und Wiedervereinigung erkannt, und der dafür bestimmte Sinn ist eben der Geschmack. In dem Geschäft dieses tiefsten Sinnes endigen und vereinbaren sich, wie in einer gemeinsamen Wurzel, die Lebensbewegungen der andern Sinnen; sie erhalten durch die Zunge die Form der Sprache.

Die vier Sinnen des Hauptes, so sahen wir oben, setzen die wahrnehmende Seele in lebendige Beziehung und Wechselwirkung mit einem Kreislauf der auf- und niedersteigenden Lebenskräfte unserer Sichtbarkeit, welcher immer vorhanden und wirksam, dennoch von diesen Sinnen nicht immer bemerkt wird. Der sehende Nerv wird allerdings nur dann durch ein äußeres Licht, der hörende nur dann durch einen äußeren Ton gerührt werden, wenn das Licht wie der Ton stärker sind als das Selberleuchten des sehenden Auges, das Selbertönen des hörenden Ohres.

Bei dem Geschäft der oberen Sinnen, und bei der offenbaren Abhängigkeit der Entwicklung der Seelenkräfte und ihrer Erkenntnisse von jenem Geschäft, dringt sich uns übrigens hier schon vorläufig noch eine andre Bemerkung auf. Die Seele, sobald sie sich ins Leibliche versenkte und zum Leiblichen ward, ist (so könnte es scheinen) hierdurch in jene Umtauschung und Versetzung des eignen Selbst in ein Fremdes gerathen, vermöge welcher sie, gleich der Hellsehenden, die den Leib des Magnetiseurs für den eignen hält und die Außenwelt fast ausschließend nur durch diesen bemerkt und siehet, ihr eignes Bewegen nur in jenem der Leiblichkeit gewahr wird, in deren Region sie sich versetzt hat. Daher wird auch, um hier nur

einen Sinn als Beispiel zu wählen, das innerlich wahrnehmbare Leuchten (Sehen) des Auges erst in Folge eines Leuchtens der sichtbaren Körper erregt, und die Seele, so lange sie in dieser Fremde wallet, steigt in dem gewöhnlichen Zustand des wachen Lebens fast niemals mit eignen, sondern immer nur mit fremden Schwingen empor. Bemerkt doch selbst, vermöge der später zu erwähnenden Durchkreuzung der Sehenerven das Gehirn der einen Seite nicht sein eignes Sehen, sondern jenes der andern Seite. Doch über den tiefer gelegnen Theil dieses wichtigsten Geschäftes des Leibes kann erst der weitere Gang dieser Untersuchungen (unter andren im §. 35) das nöthige Licht verbreiten.

Der Kreis des Gesichtssinnes ist so unabmeßbar, als jenes Ende, nach welchem sein Bewegen ausgehet, und das Auge gewahrt das Emporflammen von Mächten der Leiblichkeit, welche der nach Größen des heimathlichen Planeten rechnende Verstand kaum abreichet. Beschränkter ist der Wahrnehmungskreis des Ohres. Von dem Strom der oberen Harmonien vernehmen wir nur jenes letzte, unterste Ende, das an unsrer nächsten Sichtbarkeit ausgehet. Die Fortpflanzung des Schalles von einem Punkt zum andren geschiehet zwar gegen 300mal schneller als das Fortbewegen eines gehenden Menschen; ist aber hierbei mehr als 90mal langsamer als die Bewegung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne, und fast eine Million mal langsamer als die Bewegung des Lichtes. Sie beträgt nur 1050 Fuß in einer Secunde, während welcher das Licht einen Raum von 41000 Meilen durchläuft. Noch ungleich beschränkter ist dann der Wirkungskreis des Geschmacks; während wir über den des Geruches nichts zu entscheiden vermögen, da dieser Sinn in einer seiner Functionen, von welcher wir oben sprachen, im gewöhnlichen Zustand des Menschen durch die Wahrnehmungen des Gehörs ganz verdunkelt und verdrängt ist. Uebrigens ist es nicht die räumliche Beschränkung des Wirkungskreises der Sinnen, welche unter diesen das gegenseitige Verhältniß der Vollkommenheit oder der Würde bestimmt. Denn es gilt hier im Einzelnen wie im Ganzen in der Geschichte der Seele, daß die äußere Beschränkung in so enge, kleine Leiblichkeit eben so die innre Kraft des Hinausstrebens in die Weite verstärke, als ein Ver-

weilen im dunklen Raume das Vermögen, auch das fernste Licht der Gestirne zu bemerken. Eben dieses Ohr von Staub, dessen Wirkungskreis gegen jenen des Auges so beschränkt scheint, vermag mehr als das Auge ein Gefäß zu werden, durch welches ein geistig bewegendes Wort zum Geiste spricht und in ihm ein Leben aus Gott weckt.

Die vier Sinnen des Hauptes: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, deren Organe in ziemlicher Beständigkeit des Baues und der Lage durch alle höheren Thierklassen gefunden werden, sind Sinnen in engerer Bedeutung des Wortes, bestimmt zum bloßen passiven Aufnehmen; es zeigt sich aber noch ein fünfter sogenannter Sinn, jener des Fühlens, dessen Geschäft von gemischterer Art als das der andren, eben sowohl in einem leidenden Aufnehmen, als selbstthätigen Geben zu bestehen scheint.

Der lebende Leib hat außer den Wahrnehmungen der vier oberen Sinnen, wodurch das Leuchten, Tönen, so wie das elektrische und chemische Erregen der Körper bemerkt wird, auch noch unmittelbar durch seine ganze Außenfläche eine Empfindung von Wärme und Kälte, Weiche und Härte, Leichtigkeit und Schwere, so wie von der Gestalt der Gegenstände, welche in seine Nähe und Berührung kommen. Diese Empfindung könnte auf den ersten Blick bloß als der noch unentschiedene, chaotische Anfang oder Endpunkt erscheinen, von welchem die vier eigentlichen Sinnenrichtungen ausgingen und in den sie zusammenflössen. Denn bei den unvollkommneren Thieren vertritt öfters die Außenfläche der Haut die Stelle des Gesichts, so wie der andern Sinnorgane, und die ersten Anfänge des Auges im Thierreich erscheinen als eine verdünntere Stelle der Haut, an welcher der Nerve nur noch etwas deutlicher und näher nach außen tritt, als an der übrigen Außenfläche. Wenn wir, selbst noch am Menschen, an der innern Haut des Mundes und am Zahnfleisch, nach Zerstörung oder beim Mangel der Zunge, die Fähigkeit zum Schmecken bemerken; so scheint hier ein Uebergang aus dem Fühlen ins Schmecken angedeutet, und dieser Uebergang hat sich in einigen Fällen, in denen eine Uebertragung des Wahrnehmungsvermögens der oberen Sinnen auf die Gegend der Herzgrube statt zu finden schien, noch deutlicher gezeigt.

Auch auf eine gewiſſe ſpecifiſche Verſchiedenheit des Gefühles der äußeren Hautfläche, an verſchiednen Stellen derſelben, hat die Phyſiologie aufmerkſam gemacht. Ein andres, eigenthümliches Gefühl ſey es, das die Bruſtwarze der ſäugenden Mutter bei der Berührung des Säuglinges empfände, und dieſes Gefühl ſey von jenem, das die Fingerſpitzen beim Berühren eines harten oder weichen Körpers hätten, auf ſeiner Stufe eben ſo verſchieden, als das Hören vom Schmecken. Nicht minder ſey auch das Gefühl, welches die Fußfläche, im Gehen, von dem Boden habe, auf welchen ſie tritt, ſpecifiſch verſchieden von jenem, welches das Augenlied oder der Gehörgang bei der Berührung eines fremden, äußeren Körpers haben, und es ſcheine namentlich die Gegend der Herzgrube ganz beſonders zum Fühlen der Wärme und Kälte geeignet.

Dieſer Anſicht folgend könnte man vielleicht (wollte man hierbei die undeutliche, minder augenfällige Abgränzung der einzelnen Richtungen durch den chaotiſch unentſchiedneren Zuſtand der unteren Region des Nervenſyſtems nach S. 179 entſchuldigen), entſprechend den vier Sinnen des Hauptes, acht verſchiedene Wahrnehmungsarten des Gefühls annehmen. Hiervon gehört eine der Function der Zeugung, eine jener der erſten Ernährung des Neugebornen, zwei den äußern Oeffnungen der beiden vollkommenſten Sinnorgane (Auge und Ohr), zwei dem Anfang und Ausgang des Verdauungscanales), eine (das Fühlen mit Händen und Füßen) dem Wechſelverhältniß unſers Leibes zur feſten Erdoberfläche, auf welcher wir gehen und deren einzelne Theile wir berühren, endlich noch eine dem Anfang der Athmungsorgane in der äußeren Naſenöffnung, welcher im Thierreich öfters, beſonders wo er ſich zum greifenden Rüſſel geſtaltet, die Stelle der fühlenden Hand vertritt.

Bei dem Verſuch einer ſolchen Abſcheidung der Gefühlsſinnen, möchte uns jedoch ſchon jene Wahrnehmung ſchüchtern machen, daß dieſe Nervenenden der verſchiedenſten Punkte der Oberfläche, in der Art, in welcher ſie die Gegenſtände der äußern Natur fühlen, ſo nahe ſich verwandt ſind, daß der Schein der Verſchiedenheit, welchen ihnen die Nachbarſchaft der einzelnen Organe verleiht, unter andern Umſtänden eben ſo verſchwindet, als der ſcheinbare Unterſchied zwiſchen dem Fühlen der Naſen-

spitze, und jenem der Finger am Menschen, beim Elephanten aufgehoben wird, an welchem die Nasenspitze in einen greifenden Ansatz endet. Eine solche Uebertragung, der Function des einen Sinnes des Hauptes, auf das Organ des andern, wird, wenigstens im höheren Thierreich, nirgends gefunden.

In jedem Falle hat sich „unter allen verschiedenen Richtungen des Fühlens" am Leibe des Menschen die eine so vollkommen entwickelt, daß sie schon seit alter Zeit, unter dem ausschließenden Namen des Gefühls, als ein fünfter Sinn betrachtet worden. Ihre Hauptorgane sind, im gewöhnlichen Zustand, die Fingerspitzen der Hand, an welchen allerdings das Vermögen, die äußeren Gegenstände zu unterscheiden, in so hohem Grade entwickelt ist, daß der Mensch öfters durch das Tasten der Hand, wenn auch nur in unvollkommnerem Maße, sich das Sehen ersetzt, beständig aber dasselbe hierdurch berichtigt und deutlicher bestimmt. Wollten wir indeß diese Steigerung des allgemeinen Gefühles der Außenfläche, zu einem eigenthümlichen, ergänzenden Hülfsorgan der oberen Sinnen, als einen ausschließenden Vorzug des Menschenleibes betrachten, so würde sich dieser Vorzug allerdings, im Vergleich mit den meisten andern Säugethieren, gleich auf den ersten Blick bewähren. Denn der Fuß und die Fingerfläche ist bei diesen mit Haaren bedeckt, endet in Klauen, oder ist gar von hornartigen Hufen umschlossen, so daß diese Thierordnungen des sogenannten fünften Sinnorganes gänzlich beraubt erscheinen, und dafür zur Berichtigung des Gesichts den vollkommner entwickelten Geruch empfingen. Dagegen könnte uns vielleicht auch hierin die Betrachtung der Fledermaus eines ganz Andern, Entgegengesetzten belehren, an deren ausgespannter Haut der Finger das Gefühl, auch für bloß genäherte, nicht unmittelbar berührte Gegenstände, noch viel schärfer erscheint als am Menschen. Doch ist dieses Fühlen der Fledermaus nur sehr einseitig mit jenem, das sich am vollkommensten in den Fingerspitzen des Menschen äußert, vergleichbar.

Das Fühlen im engern Sinne ist zunächst ein Wahrnehmen des Ausströmens jenes, oben S. 200 erwähnten, selbstthätigen Princips, welches, als bewegende Kraft, von den Nervenenden des Muskel

leibes ausgeht, und auf eigenthümliche Weise in die benachbarte Außenwelt einwirkt. Während wir daher, durch die Sinnen des Hauptes, zunächst nur den Kreislauf der Lebensbewegungen in der äußern Natur bemerken und erkennen, bemerken wir durch das Gefühl dieses Auf- und Niedersteigen, Aus- und Einwärtsgehen jener Kräfte an unsrem eigenen leiblichen Wesen. Der scheinbar niederste Sinn, der des Gefühls, steht daher mit der Geschichte des Selbstbewußtseyns allerdings in sehr naher Beziehung, obgleich uns übrigens nur die Sinnen des Hauptes die obere Welt der Kräfte, ihr Woher und Wohin? wahrhaft erkennen lehren, deren Quellen und Anfänge uns das bloße Getast nicht errathen lassen würde.

Dieses sind im gesunden, gewöhnlichen Zustande des Menschenlebens die Sinne, durch welche die Seele die Außenwelt und ihren eigenen Leib wahrnimmt und erkennt. Es gibt nun allerdings auch Zustände, in welchen, wie in einem vorbildlichen Tode, nicht bloß die Substanz des einzelnen Nerven oder der Gefäßflüssigkeit, sondern gewissermaßen der ganze Leib aus dem gewöhnlichen Kreislaufe der Lebensbewegungen ausgeschieden und entnommen, zugleich aber dann ein anderer Weg der innern Wahrnehmungen als jener durch die Sinnen eröffnet wird, auf dem unser innrer Mensch in viel umfassenderer, allgemeinerer Weise, das gesammte verwandte Gebiet der Sichtbarkeit überschaut und vernimmt. Diese außergewöhnlichen Zustände sollen uns jedoch nicht hier, sondern in einem nächsten Abschnitte dieser Untersuchungen beschäftigen. Denn sie sind Momente, in welchen die Seele jene Rolle, die ihr hienieden in ihrer Zusammengesellung mit dem Leibe aufgetragen ist, vergißt; Momente, in denen der Schauspieler, von einem, sein eignes Wesen nahe angehenden Gefühle überwältigt, die Maske sinken lässet, die er bis dahin getragen, und nun auf einmal, nicht als Mensch der sichtbaren und gewöhnlichen, sondern einer unsichtbaren und ungewöhnlichen Region sich kund gibt.

Erläuternde Bemerkungen. Jener Lehre, welcher Newtons Scharfsinn ein neues Ansehen verliehen: daß das Licht ein aus der Sonne oder dem flammenden Körper ausfließendes, leibliches Wesen sey, welches in seinem Auftreffen auf die Oberfläche der Körper unter verschiednen Richtungen zurückgeworfen die Farben erzeuge und von durchsichtigen Körpern ohne Hinderniß hindurchgelassen werde, hatte schon Aristoteles (de anim. L. II, c. 7) widersprochen, welcher hierbei

als einen Verkörperer des Lichtes den Empedokles vor Augen hatte. Das, was Ariſtoteles durchleuchtig (διαφανές) nennt, iſt vielmehr eine Bewegung, in welches das Medium (τὸ μεταξύ) mittelſt deſſen wir ſehen, durch die Farbe geſetzt wird; eine Bewegung, welche ſich dem ſehenden Auge mittheilt. Wie auch in neuerer Zeit Euler das Licht als eine Bewegung (Erſchütterung) des im Weltall verbreiteten Aethers betrachtete, eine Bewegung welche an der Oberfläche der hierzu geſchickten Körper Schwingungen (etwa verwandt denen der tönenden Saite) hervorbringe, die uns als Farben erſcheinen; in durchſichtigen Körpern aber den in dieſen häufiger enthaltnen Aether zu gleichen Erſchütterungen oder Schwingungen aufrege (Eulers Briefe, Theil 1; Nova Theoria lucis et coloris in den Opusc. var. argum. T. I). Es haben alle andren Theorien über das Leuchten und Sehen eine dieſer beiden (der menſchlichen Vorſtellung allein möglichen) Richtungen genommen. Denn nach Hipparch (m. vergl. Plut. de plac. ph. IV, 13; Nemes. de natur. hom. c. 7, ed. Matth. p. 178) geſchieht das Sehen durch ein vom Auge ausgehendes Weſen, deſſen Strahlen gleich fühlenden Händen die äußern Körper berühren, oder nach der Meinung einiger alten Mathematiker ſollte das Sehen da geſchehen, wo der vom rechten und der vom linken Auge ausgehende Strahl wie an der Spitze eines Kegels zuſammentreffen. Es ſagen dieſe Anſichten, deren Unzuläſſigkeit ein vertrauter Freund der Natur unter den Vätern, Baſilius nachweiſt (m. vergl. S. Basil. Caesar. homil. contr. Sabell. ed. Par. II, 197) daſſelbe aus, was oben als Empedokleiſch-Newtoniſche Lehre erwähnt worden. Dagegen läßt ſich die Erklärung des Galenus (de Hippocr. et Plat. decr. L. VII, c. 7), an welcher die Uebereinſtimmung mit Plato's Lehre gerühmt wird (m. vergl. Nemes. l. c. p. 180), an die des Ariſtoteles anſchließen. Die Luft, die uns umgibt, ſoll nach jener Erklärung auf gleiche Weiſe vom Licht und dem Leuchtenden afficirt werden als der Sehenerve. Es geſchieht mithin durch ſie, wie vermittelſt des Durchleuchtigen des Ariſtoteles die Fortpflanzung eines gewiſſen Bewegens, das wir Leuchten nennen an das Auge, in welchem es zum Sehen wird. Dieſes Bewegen wird von Porphyrius einer durch das All verbreiteten, ſich ſelber und was das Ihrige iſt bemerkenden Seele zugeſchrieben (Nemes. l. l. p. 182), denn es iſt auch nach Ariſtoteles nicht ein Leibliches und Vergängliches, ſondern die Form (das unvergängliche Urbild der Dinge) welches die Empfindung unſrer Sinne bewirkt (de anim. II, c. 10), ſo wie es immer nur die Seele iſt welche durch den Körper empfindet (de somn. et vigil. c. 1).

An dieſe zweite (Ariſtoteliſch-Euleriſche) Lehre, nach welcher das Leuchten wie das Sehen durch ein Bewegen, durch ein Thätigwerden der dem ſichtbaren Weſen als unſichtbarer Anfang vorgehenden Form bewirkt wird, ſchließt ſich denn auch die im §. aufgeſtellte Anſicht an.

Siebenerlei iſt nach der Lehre des Alterthums das, was das Geſicht bemerkt: das Körperliche, die Entfernung, Umriß, Größe, Farbe, Bewegung, Stillſtand (Phil. Jud. de mund. opif. 27, ed. Mang. Vol. I, p. 29). Das Geſicht iſt geiſtigerer Art, nicht ſo in die Leiblichkeit verſenkt wie die andren Sinne (id. de Abrah. 373, ed. Mang. II, 24); es iſt gleichſam männlichen Geſchlechts, das langſamere Gehör dagegen vom weiblichen (ib. 371, ed. M., p. 22), obwohl in andrer Hinſicht wieder, wegen der Schnelligkeit, womit er der Seele ſeine Bewegungen mittheilt und ſie zum Mitgefühl nöthigt, das Gehör als der ſchnellſte der Sinne betrachtet werden kann (Max. Tyr. diss. XXI, p. 218. ed. Davis.)

Ueber das Enrſtehen des Tones und ſeine Fortpflanzung zum Ohre durch eine Mittheilung der Bewegung oder Schwingung (φορὰ, πλῆξις)

3. den Schwingungen verschieden und treten erstlich zuerst vom
der Körper:
ie Wirksamkeit der Elastizität in der unorganischen Natur ist
ngs mit jener der Muskelfiber bei ihrer Contraction und hiermit
. 16 mit dem Tönen nahe verwandt; sie kann unter günstigen
ıden als Ton hörbar, so wie andere Male bloß als ein Gegen-
ebeneinanderbewegen der Theile sichtbar werden. Da wo der
stand gegen das Voneinanderbewegen und Trennen der Theile
einen Anstoß von außen) am stärksten ist, wird, unter sonst an-
nen Verhältnissen, der Ton am lautesten seyn.
ine unmittelbare Folge der Elastizität sind die Schwingungen,
che tönende Körper durch eine äußerliche, bewegende Ursache ver-
erden. Die Schwingungen einer langen Saite sind bloß für das
chtbar, nicht als Ton für das Ohr hörbar, wenn ihrer weniger
n in einer Secunde erfolgen; ja es sind alle solche Schwingungen
ar, welche das Auge noch zählen kann. Nach Sauveur kom-
uf den tiefsten Ton, welcher an einer 40 Fuß langen Orgelpfeife
rnehmlich ist, $12\frac{1}{2}$, auf den höchsten einer ganz feinen 6400
gungen in einer Secunde, und das Verhältniß beider Zahlen
ie 1 zu 512. Setzt man, nach Euler, die Zahl der Schwingun-
s tiefsten hörbaren Tones auf 30, des möglich höchsten, nach
)nt auf 16000 (genauer 15360), so ist das Verhältniß beider
, nahe mit dem ersterwähnten übereinstimmend, 1 zu 533. Aus
Angaben geht hervor, daß der äußerste Umfang der von unsrem
hörbaren Tonreihe etwa 9 Octaven betrage, denn während de
Octave die zweifache, der zweiten die vier-, der dritten die acht-
ahl der Schwingungen des Grundtones zukommt, findet die Be-
ng für die neunte Octave die 512fache.
er Fortpflanzung des Schalles sind die Medien um so günstiger,
r. sie selber ähnlicher Schwingungen fähig und dicht sind. Der
e Raum pflanzt daher den Schall nicht fort. Nicht alle Theile
schallenden Körpers finden sich hierbei gleichzeitig in schwingen-
wegung, sondern (mit Ausnahme des Grundtons) gibt es gewisse
: in der schwingenden Saite, welche ruhig bleiben, Schwingungs-
genannt. Auf diesen Schwingungsknoten bilden sich bei tönen-
Lichen die Klangfiguren. Die Schallstrahlen gehen senkrecht auf

$^5/_6$, $^2/_3$ ihrer Länge verkürzt, so wird ihr Ton die Terze, Quarte, Quinte des Grundtones. Hätte, so lehrt die Berechnung, der Grundton C in 1 Secunde 96 Schwingungen, so betrügen diese in derselben Zeit 108 für D, 120 für E, 128 für F, 144 für G, 160 für A, 180 für H, 192 für die Octave C. Die zur Hervorbringung dieser Töne nöthige Verkürzung der Saite betrüge dann $^1/_9$ für D, für E $^1/_5$, F $^1/_4$, G $^1/_3$, A $^2/_5$, H $^7/_{15}$, für C in der Octave $^1/_2$. Vollkommen consonant sind die Octave, Quinte, Quarte, unvollkommen die große und kleine Terze und Sexte; unvollkommen dissonant sind die große Secunde und kleine Septime; vollkommen die kleine Secunde (15 : 16), große Septime (8 : 15), und die sogenannte falsche Quinte (25 : 36). Es erinnert dieß allerdings an die oben (§. 4) erwähnten stöchyometrischen Mischungsverhältnisse der Stoffe und an den Grund jener Verhältnisse. — Nur wenn die Schwingungen in gleichmäßigen Zeiträumen aufeinander folgen, entsteht ein Ton, sonst nur Schall oder Geräusch (m. v. L. Oliver's oben erwähntes Werk, so wie einige hierauf bezügliche Bem. zum §. 42).

Ueber die vibrirende Bewegung der Fühlhörner bei den Insecten, und über die Bedeutung dieser Bewegung als einer Sprache, wodurch das eine Thier derselben Art dem andern seinen Willen mittheilt und kund machet, vergl. m. G. H. Schuberts allgemeine Naturgeschichte, oder Andeutungen zur Gesch. und Physiogn. der Natur S. 759 und noch mehr S. 765. — Manches Hierhergehörige wird noch der folgt §. nachholen und hinzufügen.

Die Beobachtung von Wackernagel über den Wirkungskreis der Krystalle, auf welche sich das oben S. 197 Gesagte bezieht, findet sich in Kastners Archiv für die gesammte Naturkunde, 5ten Bandes 3tes Heft, S. 302 u. f.

Sehr bemerkenswerth ist es, daß wir unter allen andern Sinnen am stärksten durch den Geruchssinn afficirt werden können, wie sich durch die entschieden kräftige Einwirkung riechbarer Stoffe auf Ohnmächtige und Scheintodte zeigt. M. v. Bertholds Physiologie §. 670. Menschen, welche ins Wasser gefallen und scheinbar todt wieder aus demselben hervorgezogen sind, erweckt öfters der Geruch vom Salmiakgeiste. Haller Elem. Phys. L. XIV. Sect. II. §. 4. Dagegen entstanden öfters durch den Geruch des Ambra's, des Moschus, der Fledermäuse, selbst der Rosen, heftige Krämpfe und Ohnmachten. Andere heftige Wirkungen der Gerüche beschreiben Boerhave, Praelect. T. IV, p. 77, und Delrius in seinen Disquisit. magic., bei Haller a. a. O. Sympathien und Antipathien wirken aufs mächtigste durch diesen Sinn, mittelst welchem, nach Kalms und Kirkpatrik älteren, so wie mehreren neueren Berichten, die Klapperschlange ihre magisch anziehende Kraft auf kleine Säugethiere und Vögel entwickeln soll. Diese Schlange gibt, wenn in ihr die Begierde nach der Beute oder der Zorn erwacht (nach Kirkpatrik), einen überaus widerlichen, moschusartigen Geruch von sich; andere in Zorn gesetzte Amphibien einen Geruch nach Knoblauch (Arsenik) oder nach Schießpulver. Auch die Begierde des Geschlechts verräth sich, bei einigen Säugethieren aus der Familie der Ziegen, durch eigenthümlichen Geruch.

Eben so, wie dieselben Töne jetzt zu Wohlklängen, dann zu Mißklängen sich verbinden können, so wird auch durch dieselben Elemente, z. B. Wasserstoff und Kohlenstoff, wenn sie in bestimmtem harmonischen Verhältniß zum ätherischen Oele sich vereinen, Wohlgeruch, anderes Male Uebelgeruch hervorgebracht.

Das Wasser, obgleich dasselbe von manchen Thieren aus sehr weiter Ferne gewittert wird, erscheint für das menschliche Geruchsorgan in

n, trichterartigen, hohlen Kegel gebildet ſind, in der die eigent-
Nervenwärzchen wie in einer Scheide ſtecken. Bei noch unvoll-
neren Thieren, wo die Zunge großentheils knorplicht iſt, kann ſie
weniger ein eigentliches Schmecken begründen.
Bei vollkommneren Thieren vermag die Zunge zugleich zum Organ
ſehr feinen Gefühles zu dienen; überhaupt erſcheint ſie öfters,
noch in unvollkommneren Thierclaſſen, als Werkzeug des Fühlens.
ſt ſehr heftiger und anhaltender Schmerzen fähig.
lm ſchmecken zu können, muß die Zunge ſelber feucht, der ſchmeck-
Körper in flüſſigem (aufgelöſ'tem) Zuſtande ſeyn.
Zu einem ſehr bemerkenswerthen, ergänzenden Verhältniß ſtehen
nchen Fällen Geſicht und Geſchmack. Tabaksraucher wiſſen meiſt
uſtern nicht, ob ihre Pfeife noch brenne oder nicht; Weintrinker
m Dunkeln weniger als ſonſt fähig, die verſchiedenen Weinarten
den Geſchmack zu unterſcheiden. M. vrgl. v. Baer, a. a. O. In noch
em Wechſelverhältniß ſtehet mit der Function des Geſchmackes
s Geruches. Gemeinſam für beide Sinnen zeigen ſich dann die
Theil ſehr abnormen Zu- und Abneigungen für manche genießbare
ſtände, und dem Bengalen wie dem Siameſen, welche beide am
n halbfaule, bebrütete Eier verzehren, erſcheint auch der Geruch
aulen Eies nicht widerlich, während dagegen bei Andern ſchon
Geruch einer Speiſe, welche den Magen zum Erbrechen reizte,
ge Wirkung hat.
Bei den Angaben über den verhältnißmäßigen Abſtand, in welchem
ntfernte Gegenſtände noch bemerken und unterſcheiden können,
t ſehr viel auf den Grad der Beleuchtung (mithin auch auf Farbe)
uf den Grad des Selberleuchtens derſelben an. De la Hire un-
eb einen Windmühlenflügel, der 6 Fuß groß war, in einer Ent-
ng von 4000 Klaftern, oder beiläufig eben ſo viel eigenen Durch-
u. Von andern wird die äußerſte Gränze des Sehens bei einem
beleuchteten Gegenſtand auf 5156 Durchmeſſer deſſelben geſchätzt
n Smith). Dieſe Gränze liegt aber für ein geſundes und ſcharfes
noch viel ferner, und v. Baer (Anthropologie S. 234) führt die
ß oben erwähnte Beobachtung an, nach welcher ein Menſchenhaar,
Durchmeſſer er auf $\frac{1}{50}$ Linie ſchätzte, auf einem weißen Papier

trug bei rothen und schwarzen der Abstand fast 22 und 23 tausend Dicken der Fäden, der Diffusionswinkel nur $9_{,9}$ und $8_{,9}$ Secunden. M. v. Dr. G. Fr. Pollaks Inaugural-Abhandlung über den Einfluß der Gesichtsschärfe und des Augenmaßes auf die Operationen eines Trigonometers im Freien. Dillingen 1829.

Von größtem Einfluß ist beim Sehen die Stellung des Auges gegen das Licht. Derselbe Gegenstand, auf dieselbe Weise beleuchtet, wird in viel größerer Entfernung wahrgenommen, wenn das ihn betrachtende Auge dabei im Dunkeln steht. Nach Adams wird ein Körper, der am Tage nur in einem Abstande von 3456 seiner Durchmesser sichtbar war, bei Nacht, wenn er dieselbe Beleuchtung behält, in einer hundertmal größeren Entfernung, mithin in einem Abstande von 345600 seiner Durchmesser erkannt. In einem solchen, und selbst noch in einem weiteren verhältnißmäßigen Abstande, erkennt auch ein scharfes Auge bei Nacht die Asteroiden, wobei Juno's Entfernung über 180000 ihrer Durchmesser, die erscheinende Größe $1^1/_7$ Secunde; Vesta's Abstand gar gegen 800000 Durchmesser, die erscheinende Größe nur $^1/_4$ Secunde beträgt. Doch sehen wir in solchen Fällen nur einen leuchtenden Punkt ohne deutliche Umgränzung, und zwei Sterne, welche etwa 30 Secunden von einander entfernt stehen, erscheinen, nach Hook, auch dem schärfesten Auge nur wie einer, wobei freilich die Strahlenbrechung der Atmosphäre sehr zu berücksichtigen ist. Bei selber- und zwar mit Sonnenlichte leuchtenden Körpern rückt die Gränze der Erkennbarkeit ins Unermeßliche hinaus, und wir sehen noch Fixsterne, deren Abstand viele Millionen ihrer Durchmesser, deren scheinbare Größe noch lange nicht den tausendsten Theil einer Secunde beträgt. Ungleich weniger augenfällig ist das Nebellicht des Fixsternenhimmels.

Dieß ist die Gränze des weitesten Sehens; die des deutlichsten Sehens dagegen ist bei einem gesunden Auge 12—16 Zoll, bei einem kurzsichtigen (dessen Brechungskraft durch stärkere Wölbung der äußern und innern Augentheile, oder durch die größere Dichtigkeit der Hornhaut verstärkt worden) nur 8, ja nur 3 Zoll. Wird der zu betrachtende Gegenstand dem Auge näher oder ferner gerückt, als die eigenthümliche Begränzung des deutlichsten Sehens es erlaubt, so wird, nach v. Baers Vermuthung, durch die Entleerung oder Erfüllung der Ciliarfortsätze des innern Auges vom Blute, die Krystalllinse vor- oder zurückbewegt und hierdurch das deutliche Erkennen des Gegenstandes in geringerer oder größerer Entfernung, als die mittlere ist, möglich gemacht.

Während die Ferne, aus welcher das Licht zu uns hernieder wirkt, eine für menschliches Beobachten und Rechnen unermeßliche ist, gehet die äußerste Gränze, von welcher noch ein Schall vernehmbar ist, wenigstens auf dem gewöhnlichen Wege der Fortpflanzung, durch die Luft, nicht leicht über etliche Breitengrade. Das unterirdische Brüllen bei den Ausbrüchen des Hekla, wurde im Jahre 1766 nur 9 Meilen, jenes des Kattlegiaa im Jahre 1756 fünf und zwanzig Meilen weit gehört, und nur das Donnern des Vulcans auf Mindanao, der im Jahre 1640 seinen ganzen Gipfel abwarf, war 500 Meilen weit vernehmbar.

Der Gewürzgeruch der Zimmetwaldungen von Ceylon wird bei günstigem Winde zwölf bis vierzehn Meilen weit von den Schiffenden bemerkt. Ovington gibt in solchen Fällen die Gränze der Riechbarkeit nur zu 3, Bartholin zu 40 Meilen an. Jenes Weib, dessen Woodward (cases p. 341) erwähnt, bemerkte vor Ausbruch eines Gewitters einen deutlichen Schwefelgeruch in der Luft; ein Mädchen, von welchem Michael Wagner in seinen Beiträgen zur phil. Anthropologie erzählt, hatte so scharfen Geruch, daß sie, gleich einem Spürhunde,

Gefühl für die Verschiedenheit der Temperatur scheint über-
entwickeltsten in der Gegend der Gangliarregion.
Gefühl steht besonders deutlich in einem stellvertretenden
chältniß mit dem Gesicht. Blinde lernten durch eine höher
Entwicklung des Gefühls nicht bloß Gestalten bis in ihre
mrisse unterscheiden, sondern nach der Behauptung Einiger
den. Selbst der erst in seinem 20sten Jahre blind gewor-
lo unterschied an einem Tuche die schwarze Farbe durch ihr
Gefühl. Auf diese Weise lehrte man den Blinden in Hauy's
zu Paris unter anderm auch Lesen und Mathematik. Bei
terrichte blieben meist die zurück, die noch einen Schimmer
Auge sahen. Doch verfeinern sich bei Blinden auch die an-
ren. Bazlo erkannte die Mineralien durch den Geruch; an-
de finden sich mittelst des Gehörs und Gefühls in langen
d Gängen ohne Anstoß zurecht. So, vielfach durch die an-
e unterstützt, konnte deßhalb der blinde Saunderson in Cam-
: Professur der Mathematik, Bazlo in Königsberg die der
versehen.
merkwürdigste bekannte Beispiel jedoch von einer ungewöhn-
wicklung der andern Sinnen und einer hohen Ausbildung
en Anlagen, bei gänzlicher Blindheit der Augen, gibt uns die
h Mesmers mißlungene magnetische Cur den Aerzten bekannt
Fräulein Maria Theresia v. Paradies. Sie verlor die Seh-
ich, angeblich durch einen Nervenschlag, als sie ungefähr dritt-
e alt war. Das seltene Mädchen verlor aber mit dem Gesicht
eich den Lebensmuth und das Streben, etwas Außerordent-
h in der Gesellschaft der Menschen zu leisten. Schon als
es Kind zeichnete sie sich durch Verstand und Witz vor an-
ern aus, die ihr an Jahren gleich und auch überlegen waren.
zeigte sie eine solche Neigung und Anlage zur Musik, daß
in der ersten Unterrichtsstunde die Tasten eines Claviers
r der dritten ein Stück spielen lernte, in einem Monat schon
s Concert gab. Bald vermochte sie dieß mit den schwe-
ncerten von Bach und allen damaligen großen Meistern, und
h nicht bloß auf Orgel und Forteviano in Wien und den

erhabenen Punkten versehenen Landkarten) so genau, daß sie über die gegenseitige Lage der Hauptorte und Länder trefflich Bescheid wußte. Eben so hatte sie gründliche Kenntnisse in der Astronomie. Ihr heiterer Sinn trieb sie zu den Vergnügungen des Tanzes, Kegelspiels und Kartenspiels, und sie war Meisterin in diesen allen. In jüngeren Jahren spielte sie selbst Rollen auf einem Liebhabertheater mit bewundernswürdigem Ausdruck. Sie urtheilte über den Charakter der Menschen auf eine sehr treffende Weise, aus der Sprache. Den Schönheitssinn hatte sie durch Studium der Antiken (die sie mit den Fingerspitzen berührte) so ausgebildet, daß ihr Urtheil über betreffende Gegenstände sehr richtig war. Selbst bei Kleidungen und ihren Farben zeigte sich ihr Schönheitssinn so geläutert, daß ihre Freundinnen den Geschmack dieser Blinden oft zu Rathe zogen. Ihr Gefühl war so ausgebildet, daß sie wie ein Sehendes im Hause herumging, nie an Menschen anstieß, Bäume, z. B. einer Allee, mehrere Schritte weit fühlte. Gleich beim Eintritt in ein Zimmer erkannte sie durchs Gefühl seine Größe und Gestalt. Sie bemerkte sogar die Eigenthümlichkeiten einer Gegend, durch die man sie führte, und zeigte in ihrem Urtheil über die Schönheiten einer Landschaft solche Sicherheit und Richtigkeit, wie ein Sehender. Auch ihr Geschmack an Büchern, die sie sich vorlesen ließ, war sehr trefflich und fein. Oefters täuschte sie selbst Freunde und nähere Bekannte durch ihre Lebendigkeit so sehr, daß diese glaubten mit einem Sehenden zu thun zu haben. Am merkwürdigsten war es an dieser Blinden, daß sie ordentliche Phantasien des innren Sinnes hatte: Gestalten und Gesichter im Traume und Wachen zu sehen glaubte. — Andre geistvolle Blinde waren der Chemiker und Mathematiker Dr. Heinrich Moyes, die Tonkünstler Stanley und Parry, der Baumeister John Matealf. (Essays of philosophical and litterary society of Manchester Tom. I. und dieses Citat sowohl als die ausführlichere Geschichte der Fräulein Paradies in Michael Wagners Beiträgen zur philosophischen Anthropologie B. II. S. 229.)

Schwerer zwar läßt sich, in Beziehung auf geistige Entwicklung, der Sinn des Gehörs durch die andern Sinnen ersetzen; dennoch hat selbst die Geschichte des blind und taub zugleich gebornen James Mitchel, die wir im §. 37 ausführlicher betrachten wollen, gezeigt, daß die Seele sogar in solchem Falle noch stellvertretende Wege zur Erkenntniß der Außenwelt und zur Mittheilung der innern Gedanken an andere Menschen finde. Auch die taub und blind zugleich gewordene Victorine Morisseau aus Saintes zeigte eine merkwürdige Entwicklung des innern Sinnes (m. v. das Journal de l'Instruction de sourds-muets et des aveugles par Bebian. Paris Août et Septembre 1826).

Der Bau der Sinnorgane und die Verrichtung ihrer einzelnen Theile.

§. 19. Die Sinnorgane und ihre Verrichtung sind nur ein sichtbares Abbild der höchsten Kräfte und Verrichtungen unsers geistigen Menschen, und eine tiefer eingehende Betrachtung könnte vielleicht die mehr abbildliche Uebereinstimmung der einzelnen Aeußerungen und Thätigkeitsmomente unsres Verstandes oder unsrer Vernunft, mit den einzelnen Theilen des

Der Nerve, welcher zunächſt das Sehen vermittelt, der eigent-
Sehenerve, entſpringt aus den oben erwähnten, mittelſten
ben des großen Hirnes: den Vierhügeln und den gewöhnlich
nannten Sehehügeln. Seine innre Wurzel raget augenfällig
ch in die Seitenhirnhöhlen hinein. Gleich am innren An-
e dieſes Nervens erſcheint jene Durchkreuzung merkwürdig,
ge welcher, deutlicher im niedern Thierreiche, z. B. bei
Fiſchen, als im höheren, die innre Sehenervenmaſſe
inken Hirnſeite ſich hinüberzieht nach dem rechten Auge
jene der rechten nach dem linken Auge. Denn bei den
en entſpringt der Sehenerve der einen Seite ſchon ganz
ch geſondert aus der entgegengeſetzten Hirnhälfte; bei den
höheren und im Menſchen ſtrömet die Nervenmaſſe am
te der ſogenannten Durchkreuzung nur zuſammen und
dann, mehr oder minder deutlich, mit einem großen Theil
Faſernſtränge nach der entgegengeſetzten Seite hinüber.
rläuft nun der Sehenerve eine kurze Strecke neben und
dem Riechnerven, empfängt alsdann von der harten Hirn-
ſeine feſte Scheide, welche er jedoch, von ihr ſich entklei-
der harten Haut des Augapfels überläßt, und, was nicht
Beziehung auf das oben (§. 17) erwähnte Zahlenverhält-
er Rückmarksnerven-Paare erſcheint, in etwa dreißig Mark-
l getheilt, ins innerſte Auge tritt, in welchem er ſich,

entſpringen, ſo gehen die Hörnerven nach hinten aus einem ähnlichen Centralpunkt der Region des kleinen Gehirns: aus dem großen Markknoten und dem in die vierte Hirnhöhle hineinragenden Rückmark hervor. Die innerſten Anfänge erſcheinen öfters etwas unſymmetriſch; der erſte Verlauf des Hörnervs iſt neben dem Antlitznerven. Es iſt der Hörnerve vor allen andern Nerven des Menſchenleibes durch die Kürze und das Ende des Verlaufes ausgezeichnet. Denn, faſt unmittelbar aus dem Gehirn, verliert er ſich an das wundervolle Gebilde von Knöchen und die in ihren Höhlungen eingeſchloſſenen Feuchtigkeiten, von denen wir hernach reden werden.

Die Nerven des Geruchſinnes entſpringen weiter nach außen und vornen als die Sehenerven, aus den vorderen Mundungen und den geſtreiften Hügeln (Geruchshügeln) des Gehirns. Sie erſcheinen dieſe Nerven in der Nähe ihres Urſprunges wie aus drei Markmaſſen gebildet und dreieckig, gleich dem Piſtill eines lilienartigen Gewächſes. *) Sie endigen ſich zuletzt auf dem Siebbeine, welches die Gränze zwiſchen der Schädel- und Naſenhöhle bildet, als graue Kolben, aus denen Nervenfäden in zwei Reihen, einer innern und äußern, zu den zarten Muſchelgebilden der innern Naſe hinausdringen. Auch die Zahl dieſer Nervenfäden ſcheint in etwas an die Zahl der innern Hirntheile zu erinnern, denn ſie beträgt, wenigſtens bei der innern Reihe, zwölf bis vierzehn, und hiervon iſt die Fädenzahl der äußern Reihe nicht viel verſchieden.

Die Nerven der oben erwähnten drei Sinnorgane ſind dann durch einen, ſchon durch dieſe Beſtimmung höchſt bedeutungsvollen vierten Nerven: durch den des Geſchmackes, aufs mannichfaltigſte verwebt und verbunden. Es iſt dieß der nach dem äußern Punkt ſeines Hervortretens aus dem Gehirn ſogenannte fünfte Hirnnerve, welcher, zwiſchen den innerſten Wurzeln des Seh- und Hörnervens, doch mehr nach außen, aus den Markbündeln des großen Gehirnes entſpringt. Sein innerſtes Ende ſcheint wenigſtens bis in die Nähe der vierten Hirnhöhle zu reichen. Es gehen, wie aus doppeltem Quell, zwei deutlich geſchiedene Anfänge, der eine in etwa ſechzig oder ſiebenzig, der

*) Sömmering, Hirn- und Nervenlehre, 2te Auflage. §. 448.

des vorderen, mit keinem Knoten beginnende Anfang in die
Kärnlichen Bewegung dienenden Muskeln der Wangen, der
se und der Mundwinkel, so wie mit einem andern Aste in
Muskeln der Käuorgane; der andere, hintere Anfang aber,
r bald nach seinem Absondern vom Gehirn zum Knoten-
t anschwillt, gibt zuerst einen Ast, der mit dem Nerven des
schiefen Augenmuskels nah verbunden ist, an die Blen-
(den Ciliarkranz) des innren Auges und an die innren Ge-
rgane ab, und verzweigt sich dann an die Thränendrüse und
Theile der Stirn. Ein zweiter Ast des hintern (knotigen)
ges verzweigt sich ebenfalls mit einigen seiner Enden in den
Höhlungen des Geruchsorganes, verschlingt und verströmt
it anderen Enden in den Gesichtsnerven, und in die oben
nten aufsteigenden Enden des sympathischen Nervens, ver-
den Gaumen und die zu ihm gehörigen Theile, das Zahn-
der hintern Backzähne, so wie die Backzähne selbst, und
einem untern Augenhöhlende auch die andern Zähne der
nnlade, den äußern Theil der Nase und die Oberlippe.
h so ist vorzüglich der dritte und stärkste Ast jenes merk-
gen Nerven das verbindende Mittelglied zwischen den Or-
des Hörens und Schmeckens. Denn dieser verliert sich
nem Theil seiner Endungen in der Oberfläche und den
konden Nervenwärzchen der Zunge, in der innren Mund-
und den Speicheldrüsen unter der Zunge, in den Zähnen

Wir betrachten nun den Bau der Sinnorgane und ihr bedeutungsvolles Geschäft im lebenden Körper:

Eine bergende, undurchsichtige Decke von Muskeln, Gefäßen und Häuten, von Haar oder Federn und harten Schildern, verhüllet sonst überall die letzten Ausgänge der Nerven des thierischen Leibes, und diese Enden lösen sich meist so unmerklich in die andren Theile auf, daß sie gar nicht mehr als nervenartiges Gebilde erscheinen. Nur die Nerven des Geschmackssinnes und des Gehörsinnes gehen nicht in diese Auflösung über, sondern sind noch an ihren letzten Endungen als markigt unvermischte Nervenmasse erkennbar; während selbst die Nervenenden des Geruchs- und Geschmackssinnes zuletzt sich fast unmerklich in eine Schleimhaut verweben. Hierbei hat denn aber die letzte Ausbreitung des Sehenerven noch das Eigenthümlichste und Ausgezeichnete, daß sie nicht wie der Hörnerv in undurchsichtige Massen eingeschlossen ist, sondern in einem glasartig durchsichtigen Gebilde sich offen zu Tage legt, so daß man, an diesem einzigen Punkt des Leibes, unmittelbar auf das thierische Nervenmark hineinblicken kann.

Schon der Punkt des Eintretens des Sehenerven, in den Grund des innren Auges, erscheint bemerkenswerth. Auch hier, wie überall in der lebend bewegten Natur, fällt die dynamische Mitte nicht mit der mathematischen zusammen; jener Punkt des Eintretens des Nerven liegt etwas nach einwärts, von der eigentlichen Axe des Auges hinweggerückt, und an dieser Stelle selber zeigt sich, von citrongelbem Rande umgeben, ein voll Nervenmark nur sehr sparsam überkleideter und deßhalb einer Oeffnung gleichender, öfters auch wirklich geöffneter, rundlicher Fleck: das sogenannte Centralloch des hinteren Augengrundes. Die Ausbreitung des Sehenerven gleichet einem milchigweißen, halbdurchsichtigen Netzgewebe, und hat deßhalb von dieser Bildung den Namen der Netzhaut empfangen. Nur an ihrem vordern Rande ist sie etwas deutlicher mit der glasartigen Feuchtigkeit und der innren Gefäßhaut des Auges verwebt, sonst hält sie sich von den angränzenden Theilen fast ganz frei und geschieden. Dieses eigentlich Sehende, dieses Licht des Menschenleibes, ruhet auf einem eigenthümlichen Dunkel, einem schwarzen Farbestoff (Pigment), welches zwischen der Netzhaut und

fäßhaut des Augengrundes ergoſſen iſt; ſo daß hi
ſchärfer als irgend anderswo im Leibe, Licht
einander gränzen und ſich ſcheiden.

Hinter der Netzhaut und dem ſchwarzen Pigment l
, an die weiche Hirnhaut erinnernd, die Gefäßhaut
dea) aus, und der harten Hirnhaut entſprechend, un
ganzen Grund des Auges die ſennig feſte Harthaut (Sclo
). Dieſes ſogenannte Weiße des Auges bezeichnet auch
erlich den Gränzpunkt, wo im Innern die Markhaut des
henerven endet, und mithin die Gränze jenes Theiles des
ges, welcher eigentlich das Licht ſiehet. Da wo aber der aus
r Dreiheit von Hautgebild n beſtehende Grund des Auges
hört, zeigt ſich nach vornen die durchſichtige, aus gleichartigen
nellenſchichten gebildete Hornhaut. Dieſe, obwohl von einer
hſt empfindlichen Haut (der Bindehaut, Conjunctiva)
ßen überkleidet, erſcheinet für ſich ſelber nur ſehr w
pfindlich, und es ſtellet überhaupt der vordere
ges, in Beziehung auf den hinteren, jenes Verhält
welchem der ruhende, aus dem eigentlichen Kreiſe der
egungen ausgeſchiedene Knochen zum Nerven und
het, wie denn auch wirklich nach Döllinger der hintere, von
harten Hirnhaut umſchloſſene Theil des Auges vom Hirn
s nach außen, der vordere von der Haut aus nach innen dem
ſteren entgegengebildet wird.

Das Innre des Augapfels erfüllet, von der Hornhaut bis
m hinteren Grund, auf welchen ſich der Sehenerve ausbreitet,
ne durchſichtige Maſſe von dreifacher Art. Unmittelbar hin-
r der Hornhaut, in dem vorderſten Theil des Auges, findet
h die „wäſſerige" Feuchtigkeit. Mit Recht ſo genannt, denn
beſtehet faſt ganz aus reinem Waſſer, welchem ſich nur eine
ringe Spur von Salzen und von Eiweißſtoffe zumiſchet. An
eſe Feuchtigkeit gränzet weiter nach hinten die Kryſtalllinſe.
ie iſt, beſonders nach ihrem innern Kern hin, von feſterem Ge-
ebe, und es miſcht ſich zu ihrem Waſſergehalt eine vorzüglich
roße Menge von Eiweißſtoff, denn dieſer wird hier im Mit-
zu 36 Procenten berechnet. Die Kryſtalllinſe, welche an
ner hinteren Seite ſtärker gewölbt iſt als an der vorderen,
t von einer eigenen, durchſichtigen, ziemlich feſten Capſelhaut

umſchloſſen, von welcher ſie jedoch eine zarte [illegible]
Endlich ſo wird der größere Theil des Auges (der hinter
deſſelben) von dem halbflüſſigen Glaskörper ausgefüllt,
eine zarte Haut nicht bloß äußerlich umkleidet, ſondern a
innen hinein mit zellenartigen Fortſätzen durchwebt.
vornen iſt dieſer Glaskörper des Auges zur Aufnahme d
ſtallinſe eingetieft.

An die ſinnig faſerige, weiße Harthaut (Sclerot
Auges fügt ſich nach vornen und außen, wie wir ſah
durchſichtige, lamellöſe Hornhaut an; ſo fügen ſich auch
beiden andern Hautgebilde des innren Auges, da wo ſ
vornen enden, Theile an, welche zu jenen einen ähnlichen
ſatz bilden, als die Hornhaut zur Harthaut. Die eigentl
zwei feſt verbundenen Blättern beſtehende Gefäßhaut e
einem weißlichen Ringe: dem ſogenannten Ciliarband, a
innrer Seite der Faltenkranz oder der Ciliarkörper (cor
liare) geſehen wird. Da aber, wo das eigentliche Geb
Gefäßhaut nach vornen endet, fügt ſich an ſie, wie die H
an die Harthaut, die Iris oder der Augenſtern an, d
gleich der Gefäßhaut aus zwei Blättern: einem vordere
züglich gefäßreichen, und einem hinteren, der ſogenannten
henhaut zuſammengeſetzt iſt. Die letztere überkleidet ein
von ſchwarzem Pigment, deſſen größere oder geringere I
keit vorzüglich dem Augenſtern ſeine eigenthümliche, bla
ſchwarze oder grünliche Färbung gibt. Es breitet ſich d
oder Regenbogenhaut ſchwimmend in die wäſſerige Feuc
des vorderen Auges aus und theilt dieſelbe in zwei Kam
eine vordere und hintere ab. Nach hinten gränzt zu
Augenſtern an die Gefäßhaut, und empfängt von derſelbe
Gefäße, ohne jedoch eigentlich in dieſelbe überzugehen;
vornen aber läßt er in ſeiner Mitte eine Oeffnung: die P
deren Erweiterung und Verengerung bei den verſchiedene
den des auf die Netzhaut einfallenden Lichtes durch ein n
res oder ſtärkeres Einſtrömen des Blutes bewirkt wird, u
ein Anſchwellen und Ausdehnen des Aderngewebes nach vor
folgt. Es wird indeß die Iris nicht unmittelbar durch d
ſie treffende Licht, ſondern bloß mittelbar durch die Einw
der Helle auf die Netzhaut in dieſe Bewegung geſetzt.

[illegible] Hauptſtheile des Auges ſo angeordnet, daß die Hornhaut in einem Profildurchſchnitt des Augapfels etwa den [illegible] Theil des ganzen Umfanges einnimmt, die andern ſiebentheile aber die Harthaut umkleiden. Von der vorderen Fläche der Kryſtallinſe an, bis hinteren Außenfläche der Harthaut, durch welche hernach eintritt, gehört etwa ein reichliches Siebentheil deren Kammern des Auges, das zweite Siebentheil erfüllt [illegible] Kryſtallinſe, ihrer Dicke nach, vier andere der Glaskörper, das ſiebente bildet den Zwiſchenraum zwiſchen dem Glas- und dem äußerlichen Umriß des Sehenerven.

So wundervolle, kleine Welt des Auges ruhet in einer [illegible] von ſieben Knochen gebildeten Höhle des Schädels, in ſchützender Lage vor Fett. Sechs Muskeln, vier gerade [illegible] ſchiefe, geben dem Augapfel eine Beweglichkeit nach allen Seiten, wie ſie, außer der Zunge, kein anderer Theil des [illegible] weiſt; es wird die Bedeutung, welche die bildende auf dieſe ſprechenden Bewegungen legt, ſchon darinnen erkannt, daß jenen kleinen Muskeln zwei eigenthümliche Nerven [illegible] ſind. Außer ihnen dient dem Auge jener Muskel, die ſchützenden Augenlieder ſchließt, ſo wie ein anderer, das obere Augenlied aufhebt und hierdurch das Auge [illegible]. Die Augenbrauen, ſo wie die Wimpern, dienen zugleich [illegible] des Auges und zur Verſchönerung ſeiner Umgebung.

an welchem das Nervenmark des Sehenerven [illegible] zum Sehen, ganz blind erscheint, so daß uns [illegible] Gegenstände, wenn ihr Strahlenbild gerade auf jenen Punkt [illegible] plötzlich verschwinden. Eine weitere Untersuchung hat gelehrt, daß dieser Punkt derselbe sey, an welchem der Sehenerve ins Auge tritt, mithin der, in welchen das empfindende Nervenmark in größter Masse und Stärke zusammengedrängt ist, und, dem Anscheine nach, die Empfindung des Sehens am stärksten [illegible] sollte. Diese Thatsache wird indeß nicht mehr befremden [illegible] jene, daß das Gefühl erst am weitesten von den Anfängen der Nerven, wie etwa an den Fingerspitzen, am schärfsten und [illegible] lichsten, — im Gehirn selber, dem Sammelpunkt alles [illegible] sehr stumpf ist. Der Sehenerve ist bei seinem Eintreten [illegible] nicht zur Netzhaut geworden, und nur diese sieht, [illegible] auch noch, wenn der Wille sich dahin lenkt, Gegenstände, [illegible] 60 Grad von der Linie, nach welcher das Auge [illegible] Seite abliegen.

Wir sehen das Bild, auf das unsere Augen gerichtet [illegible] weder doppelt noch verkehrt, wie dieß nach der physikalisch-mathematischen Theorie doch seyn sollte. Denn nach der [illegible] stalt und Zusammenordnung der Theile des Auges, [illegible] diesem ein Bild sich so darstellen, daß jener Theil [illegible] welcher dem tragenden Mittelpunkt der Erde zugekehrt ist, [illegible] oben, nach dem Gehirn zugekehrt wäre. Mit Recht, [illegible] jeder äußere Gegenstand, der zur Wahrnehmung des Gefühls werden soll, muß jetzt auf einen anderen, oberen Centralpunkt, der statt nach der Erde, nach dem Gehirn fällt, bezogen [illegible] gestellt werden.

Linien, welche senkrecht neben einander laufen, [illegible] den wir leichter als solche, welche horizontal über einander stehen; Gegenstände, welche in der Höhe über uns schweben, erscheinen uns kleiner, zugleich aber auch, wegen der größeren Helle, näher als andere, gleich große und gleich entfernte, welche mit uns auf gleicher Ebene stehen. Die scheinbare Vergrößerung der Gestirne und ihrer Abstände, wenn sie am Horizont, ihre Verkleinerung, wenn sie am Zenith stehen, [illegible] wohl übrigens mehr ihren Grund in der teleskopischeren Beschaffenheit der niederen, dichteren Luftschichten, vor jenen der [illegible]

schon in der Geschichte der Farbenspectren erkannt,
Auge, wenn es eine Zeit lang nach einem farbigen
schaut, bildet sich beim Hinwegwenden von Ihm einen
von harmonisch entgegengesetzter Farbe, oder einen
Blatt des hellen.

der empfindende Nerv des Auges an durchsichtigen
ten, so endet der empfindende Nerv des Gehörs an
durchsichtigen Knochen; denn der Schall hat den Kno-
so zum vermittlenden Leiter als das Licht die flüssige
Es ist auch am Ohr jene Dreitheilung deutlich, die
im Bau der meisten bisher betrachteten Organe des
gte. Das äußere Ohr dient zur Aufnahme, das
die Trommelhöhle, zur Fortpflanzung; die dritte Ab-
der Ohrgrund oder das Labyrinth, eigentlich erst zum
s Schalles. Diese letztere ist für die Geschichte des
es die wichtigste; wir betrachten sie daher zuerst.

unterscheidet im Ohrgrund oder Labyrinth drei Theile:
of, die Bogengänge und die Schnecke. Es sind diese
ihrer anfänglichen Entwicklung im neugebornen Kinde
ächerne Capsel eingeschlossen, welche später mit dem
des Schädels zu einem unscheidbaren Ganzen ver-
An diesen Theilen erinnert der Bau und die Anord-
Nervenfäden allerdings, bei den einen an die Ein-
[illegible]

diolus); durch die Umgänge verläuft als innre Scheidewand ein aus zwei Knochenlamellen gebildetes Spiralblatt, welches die Umgänge in zwei Treppen, eine obere engere und eine untere weitere theilt. Die letztere beginnt an dem innren Paukenfell des rundlich dreieckigen Fensters, die andere mündet in den Vorhof. Nach oben zeigt sich da, wo die Spindel endet, im Innren der Schnecke, eine trichterförmige Höhlung, deren Spitze nach der Spindel gekehrt ist.

In dieses Gebilde der Schnecke verläuft der größte und vorderste Ast des Gehörnerven. Seine Masse erscheint weicher und zarter als die der andern Aeste. Schon ehe der Nerv der spiralförmig gewundenen, siebartig durchlöcherten Basis der Spindel sich nähert, zeiget er eine eigenthümliche, bei keinem andern Nerven bemerkte, wirbelartige Drehung und Windung seiner Fäden um einander. Die einzelnen Fäden treten aus der Spindel durch feine, zarte Kanäle zwischen die beiden Knochenlamellen des Spiralblattes hinein und verzweigen sich zuletzt, von dem Rande des Spiralblattes, nach der äußeren Wand der Umgänge hin. Es sind diese Umgänge, wie alle innren Theile des Ohres, mit einer zarten Haut ausgekleidet, und es erfüllt sie ein flüssiges Wesen, welches, wenigstens nach dem Tode, als ein tropfbar wässeriges erscheint. Die verschiedene Länge der in der Schnecke verbreiteten Nervenfäden hat diese schon öfter mit den Saiten eines schneckenförmig gedrehten Resonanzbodens vergleichen lassen.

Nach der der Schnecke entgegengesetzten Seite des innren Ohrgrundes oder Labyrinths hin zeigen sich die drei knöchernen Bogengänge, welche nach dem einen Ende bauchig erweitert, nach dem andern verengt sind. Die engeren Enden (gleichsam Mundstücke) zeigen sich bei zweien: dem oberen und unteren Bogengang oder halbzirkelförmigen Canal vereint, so daß die drei Bögen nur mit fünf Ausgängen in den mittleren Theil, oder den sogenannten Vorhof münden.

Dieser, der Vorhof, stehet durch eine längliche Oeffnung, das sogenannte eirunde Fenster, in Verbindung mit der Trommelhöhle des mittleren Ohres oder Gehörganges. Doch gilt dieses nur von dem knöchernen Theile des Vorhofes, und die Verbindung ist keineswegs eine unmittelbare, indem der bauchig

weite,

weite, blasenartig ausgespannte Sack, welcher das Innre des Vorhofes bildet, nur mit den Bogengängen und der oberen Treppe der Schnecke unmittelbar zusammenmündet, nach dem eiförmigen Fenster hin aber geschlossen ist. In der häutigen Ausfüllung des Vorhofes und der Bogengänge verbreitet sich der zweite (hintere) Ast des Hörnerven, und zwar so, daß er zunächst in den Sack des Vorhofes, von da in die bauchigere Ausmündung und den Hals der innren, häutigen Bogengänge verläuft, und in letzterem sich verliert. Gleich als sollte er an diesen, der Schallmündung eines Waldhorns gleichenden Ausgängen ein da hindurch gehauchtes Tönen vernehmen. — Jene häutigen Höhlungen erfüllt ein wässerig flüssiges Wesen.

Der mittlere Theil des Ohres, oder die Trommelhöhle, ist nach außen von dem Gehörgange, in welchen die Luft unmittelbar eindringet, durch das nach innen etwas convexe, nach außen concave Trommelfell abgesondert, welches im ungebornen Kinde zwischen einem Knochenring, der später mit dem benachbarten Knochen verwächst, ausgespannt ist. Nach der äußeren Seite hin ist es von einer zarten Fortsetzung der Oberhaut des Leibes, nach der inneren von einer zarten Schleimhaut umkleidet, das Trommelfell selber erscheint als eine sennig oder musculös faserige, verhältnißmäßig ziemlich dichte Haut. Im Innern der Trommelhöhle zeigt sich jene sonderbare Dreiheit von kleinen Knochen, welche man, ihrer ungefähren Gestalt nach, den Hammer, den Ambos und den Steigbügel benannt hat. Der erstere ist mit seinem einen, spitzeren Ende (dem Griff) an das Trommelfell befestiget und berührt mit einem andern, dickeren den Ambos, welcher seinerseits wieder an den Steigbügel stößt, der mit dem unteren, geraden Schenkel (dem Fußtritt) das eirunde Fenster des Vorhofes berührt, so daß mittelst dieser drei Knochen die Fortpflanzung der äußeren Töne, vom Trommelfell bis zum Vorhof geschieht. An den Griff, so wie an den dünnen, seitlichen Fortsatz des Hammers und an den Steigbügel, fügen sich die zarten Muskeln der Trommelhöhle an: die kleinsten des ganzen Leibes, und darum die am leichtesten und unaufhörlichst beweglichen. Die Trommelhöhle stehet durch einen eignen Gang: die Eustachische Röhre, mit dem hintern Theil des innren Mundes (der sogenannten Rachenhöhle) in

Verbindung, und die Schwerhörigkeit, welche nach einer Verſtopfung oder Verſchließung jenes Ausganges entſtehet, bezeuget die Wichtigkeit deſſelben für das Geſchäft des Hörens. Die Nerven, welche den mittleren Theil des Ohres: die Trommelhöhle und das Trommelfell verſorgen, kommen eben ſo wie jene, welche im Auge zur Iris und zu den an ſie gränzenden Theilen gehen, vom fünften Nervenpaare. Ein zarter Aſt des ſiebenten Nervenpaares, des ſogenannten Geſichtsnerven, der ſich zuletzt mit dem zur Zunge gehenden Theil des fünften Nervenpaares verbindet, iſt, mehr ſeines annähernden Verlaufes, als ſeiner eigentlichen Verbreitung und Beſtimmung nach, die Paukenfellſaite (chorda tympani) genannt worden, obwohl es zugleich nicht unwahrſcheinlich iſt, daß er der eigentlich bewegende Nerve des äußeren Hammermuskels ſey.

Das Blut, welches zu dem innern Gehörorgan, ſo wie jenes, das ins Auge gehet, kommt aus denſelben Arterien, welche das Gehirn ernähren.

Am äußern Ohr unterſcheiden wir die Muſchel, die Leiſte und Gegenleiſte, Ecke und Gegenecke, die kahnförmige Grube und das Ohrläppchen. Es beſtehet aus einem von den äußeren Häuten überzogenen Knorpel, und wird, freilich beim Thier deutlicher als beim Menſchen, durch mehrere zarte Muskeln bewegt. Der Knorpel des äußern Ohrs ſetzt ſich, von der hier zarter werdenden, eine ölige Feuchtigkeit abſondernden äußeren Haut überkleidet, in den etwas wellenförmig gekrümmten Gehörgang fort, deſſen Canal, weiter nach innen, knochenartig wird. Zu dem Hören ſind zwar das äußere Ohr, ſo wie das Trommelfell, förderlich und hülfreich, indeß hat man nicht ſelten Fälle beobachtet, in denen das Trommelfell, und ſelbſt der Hammer und Ambos zerſtört waren, ohne daß die Schwächung des Gehörſinnes größer und merklicher geweſen wäre, als die Schwächung des Geſichtsſinnes nach dem Herausnehmen oder dem Entfernen der Kryſtalllinſe des Auges.

Was den Mechanismus der Fortpflanzung des Schalles nach dem innerſten Grund des Ohres betrifft, wo der Nerv, hierin einzig unter allen andern Nerven des Leibes, unmittelbar am Knochen endet, ſo hat auch dieſer Mechanismus eben ſo vieles, unſerer gewöhnlichen mathematiſch-phyſikaliſchen Theorie

widersprechendes oder aus ihr unerklärliches, als der der Fortleitung des Lichtes durchs äußere aufs innere Auge. Es zeigt sich auch hier, daß es weniger das Gebilde selber, denn die dasselbe begründende und erhaltende, bildende Kraft sey, auf welcher das Aufnehmen und Weitergeben des von außen Empfundenen beruhe. Ein einzelnes, aus einem Stück bestehendes Knöchlein, würde nach der Ansicht der Physiologen den Schall (das Trommelfell zum innern Ohre besser fortpflanzen, als dieses kleine, dreigliedrige System von Knöchlein. Man hat daher vermuthet, die Wirkung von diesem sey mehr nur mechanisch, gehe mehr auf das Spannen der innern Häute, als auf die unmittelbare Fortpflanzung des Schalles hinaus. So bleibt es auch bei der Eustachischen Röhre, welche die Höhle des mittleren Ohres (die Trommelhöhle) mit der Mundhöhle verbindet, nach der Meinung der Physiologen ungewiß: ob sie mehr dazu diene, um den Ton der eigenen Stimme zum Ohr, oder überhaupt um die äußere Luft ins innere, durchs Paukenfell verschlossene Ohr zu leiten, oder ob sie gar nur ein Abflußcanal für die Flüssigkeiten dieser Höhlung sey. Warum die Zerstörung des Steigbügels fast unvermeidlich dem Ohre die Fähigkeit zum Hören nehme, welche bei der Zerstörung der übrigen andern Gehörknöchlein nur wenig verändert wird, und ob hierbei immer ein Ausfließen des Wassers aus dem Labyrinth erfolge, oder bloß eine dynamische Veränderung in ihm vorgehe? ob die Function der Bogengänge und des Sackes im Labyrinth nur eine mechanische sey, nämlich das Aufnehmen des vom äußeren Schall gepreßten Wassers, damit die Pressung nicht zu stark auf den Nerven gehe, oder nicht vielmehr auch eine eben so entschieden beim Mittönen dienende, als die Erzitterung eines blasenden Instruments beim Klingen erfolge? dieß sind noch immer ungelöste Fragen unserer Physiologie. Für die Empfindung der Höhe oder Tiefe der Töne darf allerdings, schon ihrer oben beschriebenen Einrichtung nach, die Schnecke, welche sich nur im Ohr der vollkommneren, einer Lungenstimme fähigen Thiere findet, mit demselben Rechte als das Hauptorgan angesehen werden, denn die Iris ist Organ, durch welches wir die Farben der Gestalten empfinden.

Wir unterſcheiden jene einzelnen, abgebrochenen Laute, welche etwa in dem zehnten Theil einer Secunde auf einander folgen, und vernehmen daher das Echo nur von jenen widerhallenden Punkten, welcher mehr als 50 Fuß von dem Ohre abliegen. Verſchiedene Töne, beſonders wenn dieſelben in harmoniſchem Verhältniß unter einander ſtehen, vernehmen wir aber zugleich und auf Einmal; wie an einem Gemälde die harmoniſche Zuſammenordnung aller einzelnen Theile und Farben. Das harmoniſche Zuſammenſtimmen der Töne ſcheinet zunächſt in dem Verhältniß der Zahl der Klangſchwingungen, welche die tönenden Körper in gleicher Zeit machen, oder in dem Verhältniß der verſchiedenen Geſchwindigkeiten dieſer Schwingungen gegründet. Die höhere Octave macht, wie bereits erwähnt, in derſelben Zeit gerade doppelt ſo viele Schwingungen als der Grundton, und auch die andren vollkommen conſonanten Töne erſcheinen in ſtöchyometriſch angeordnetem Verhältniß. Es wird indeß auch hierbei nur eine Annäherung an die aus mathematiſchen Rechnungen gefolgerte Zahl gefunden, und die eigentliche, dem Ohr gefallende Harmonie, ſchwebt über dieſe berechneten Gränze hinüber und herüber.

Die Organe des Geruchs und Geſchmacks erſcheinen ſo nahe unter einander verbunden, daß wir beide, ſo weit nicht bereits oben S. 126 die Zunge beſchrieben worden, als ein gemeinſames Ganzes betrachten können. Das Eigenthümliche der Höhle der innern Naſe iſt von drei Knochen: dem Gaumen- und Siebbeine, ſo wie dem Oberkieferbeine umgränzt. Der Gaumen, die Gränze und zugleich der Punkt des Zuſammenfließens der beiden Sinnorgane und ihrer Wirkſamkeiten, wird aus drei Theilen gebildet: den Oberkieferbeinen und eigentlichen Gaumenbeinen, welche zuſammen die Knochenplatte des ſogenannten harten Gaumens ausmachen, und einem muscultöſen Anhang, dem ſogenannten Gaumenſegel. Von der hinteren Gränze des harten Gaumens gehet eine Scheidewand nach der Naſe hinauf, welche dieſe in ihre zwei inneren Hälften theilt. Jene Scheidewand beſteht aus drei Theilen: aus dem Pflugſcharbein, aus der ſenkrechten Platte des Siebbeines und aus einem hieran ſich anfügenden Knorpel. Im Innern der Naſe finden ſich drei dünne, bauchig gewundene und gebogene Knochenblät-

die ſogenannten Muſcheln, deren obere und mittlere durch
tſätze des Siebbeines, die untere aber durch einen eigenen, ſelbſt-
digen Knochen gebildet wird. Zwiſchen jenen Muſcheln fin-
ſich die drei innern Naſengänge. Es verlaufen die Höh-
der Naſe in die Steinbeinhöhlen, ſo wie in die beiden Höh-
der Oberkiefer. In den obern Naſengang münden die Kell-
, in den mittlern die Stirnbein-, in den untern die High-
höhlen der Oberkieferbeine, und zugleich öffnet ſich auch
ieſe letzteren der Thränencanal. Alle dieſe innern Theile
Naſe ſind mit einer Haut (der ſogenannten Schneiderſchen
t) ausgekleidet, welche in den Haupthöhlen eine mehr ſchlei-
, in den Nebenhöhlen eine wäſſerigere Feuchtigkeit ausſon-
. Der eigentliche Geruchsnerv verbreitet ſich, wie bereits
erwähnt, nur in der Schleimhaut der oberen und mittleren
ſchel und der Naſenſcheidewand, während die untere Muſchel
der hintere Theil der innern Naſe, von dem zweiten Aſt
fünften Paares mit Nerven verſorgt werden. Die untere
ſchel und der ihr zugehörige Naſengang ſcheint ſich mithin
en obern und mehr innern eben ſo zu verhalten, wie die
mmelhöhle des Ohres zum Labyrinth. Auf dieſen mittle-
Theil des Geruchsorganes folgt dann, der Wichtigkeit der
ction nach, die äußere Naſe, welche ebenfalls aus drei Thei-
gebildet wird: dem Naſenknochen und den Naſenknorpeln,
zwei auf jeder Seite ſind.

Das Organ des Geſchmackes und zugleich der Bildung
hörbaren Wortes und der Rede: die Zunge, wurde bereits
§. 13 und 16 beſchrieben. Die Verbindung und das öftere
nandergehen der Sinneseindrücke des Geruchs und Ge-
ackes, wird beim Menſchen durch die ſogenannten hintern
nlöcher (Choanae), durch welche die Naſenhöhlen in den
nd der Mundhöhle übergehen, bei vielen Thieren aber auch
durch eine andere Oeffnung vermittelt, welche aus der
in den vordern Theil des Mundes führt. Das merk-
ige Verhalten des fünften Nervenpaares, nach welchem
s bei den höheren Sinnesorganen nur Hülfsnerve, bei der
e aber zum eigentlichen Sinnes-: zum Geſchmacksnerven
, iſt bereits oben erwähnt. Auch in der Naſe wird ſeiner-
jener Aſt des fünften Nerven, welcher zu der unteren Muſchel

Verbindung, und die Schwerhörigkeit, welche nach einer Verstopfung oder Verschließung jenes Ausganges entstehet, bezeuget die Wichtigkeit desselben für das Geschäft des Hörens. Die Nerven, welche den mittleren Theil des Ohres: die Trommelhöhle und das Trommelfell versorgen, kommen eben so wie jene, welche im Auge zur Iris und zu den an sie gränzenden Theilen gehen, vom fünften Nervenpaare. Ein zarter Ast des siebenten Nervenpaares, des sogenannten Gesichtsnerven, der sich zuletzt mit dem zur Zunge gehenden Theil des fünften Nervenpaares verbindet, ist, mehr seines annähernden Verlaufes, als seiner eigentlichen Verbreitung und Bestimmung nach, die Paukenfellsaite (chorda tympani) genannt worden, obwohl es zugleich nicht unwahrscheinlich ist, daß er der eigentlich bewegende Nerve des äußeren Hammermuskels sey.

Das Blut, welches zu dem innern Gehörorgan, so wie jenes, das ins Auge gehet, kommt aus denselben Arterien, welche das Gehirn ernähren.

Am äußern Ohr unterscheiden wir die Muschel, die Leiste und Gegenleiste, Ecke und Gegenecke, die kahnförmige Grube und das Ohrläppchen. Es bestehet aus einem von den äußeren Häuten überzogenen Knorpel, und wird, freilich beim Thier deutlicher als beim Menschen, durch mehrere zarte Muskeln bewegt. Der Knorpel des äußern Ohrs setzt sich, von der hier zarter werdenden, eine ölige Feuchtigkeit absondernden äußeren Haut überkleidet, in den etwas wellenförmig gekrümmten Gehörgang fort, dessen Canal, weiter nach innen, knochenartig wird. Zu dem Hören sind zwar das äußere Ohr, so wie das Trommelfell, förderlich und hülfreich, indeß hat man nicht selten Fälle beobachtet, in denen das Trommelfell, und selbst der Hammer und Ambos zerstört waren, ohne daß die Schwächung des Gehörsinnes größer und merklicher gewesen wäre, als die Schwächung des Gesichtssinnes nach dem Herausnehmen oder dem Entfernen der Krystalllinse des Auges.

Was den Mechanismus der Fortpflanzung des Schalles nach dem innersten Grund des Ohres betrifft, wo der Nerv, hierin einzig unter allen andern Nerven des Leibes, unmittelbar am Knochen endet, so hat auch dieser Mechanismus eben so vieles, unserer gewöhnlichen mathematisch-physikalischen Theorie

auflösung dieser Gebilde. An vielen Punkten des Leibes setzt sich an dieses Gewebe ein Stoff ab, welcher die thierische Natur noch kaum angenommen hat, sondern erst im Uebergang zu dieser begriffen ist: das Fett. Es gleichet dieses (wie wir S. 75 sahen) den Pflanzenölen und Harzen in seiner Mischung, ist, gegen die sonstige Natur der thierischen Substanzen, frei von Stickstoff. Dieses Fett des Zellgewebes ist wie der Nahrungssaft, welchen die Pflanzenwurzel aus dem Boden saugt, der Vorrath an rohem Stoffe, welcher bei Mangel an äußerer Nahrung, oder bei ungewöhnlich großem, innrem Verbrauche, zur Bildung und Gestaltung der sich entwickelnden Organe verwendet wird.

Was für die einzelnen Muskeln oder Fibern der Muskeln das Zellgewebe, das ist für den gesammten Leib die äußere Haut: ein Anfangs- oder Endpunkt aller einzelnen Gebilde, nach welchen sich der rohe, noch unentwickelte, so wie der ausgeschiedene Stoff hinsammelt und ansetzt.

Die Haut, zwischen welcher und den Muskeln das öfter von Fett erfüllte Zellgewebe sich ausbreitet, bestehet aus drei Lagen: der Lederhaut (Corium), dem Malpighischen Schleimgewebe (rete Malpighii) und der Oberhaut (Epidermis). Die erstere, die Lederhaut, beim Thiere Fell genannt, ist die innerste und zugleich die dickste. Denn sie gibt, besonders am Rücken des Menschen, hinsichtlich ihrer Dicke, dem Felle der gleich großen Thiere wenig oder nichts nach. Nach innen hinein wurzelt diese Lederhaut mit vielen einzelnen Hervorragungen in der Fettlage des Zellgewebes, und in diese Wurzeln treten die Gefäß- und Nervenausgänge hinein, in denen hier die Systeme des Umlaufes der Säfte und der Nerven sich enden und auflösen. Die letzten Enden, besonders der Nerven, sammeln da, fast wie auf der Zunge, die zarten Erhöhungen der Nervenwärzchen um sich an — gleichsam zerstreute, unverbundene Atome von Sinnorganen. Aus dem bereits mehr pflanzenartigen als thierischen Grunde der Lederhaut wachsen die Haare hervor: Vegetabilien, aus denselben Elementen gebildet und von ähnlichem innern Wesen als das thierische Horn, welches seinerseits nur durch eine Verdichtung der Borsten oder Haare entstehet. Im Haare hat die chemische Zergliederung, außer dem erhärteten Eiweißstoff: Kieselerde und Eisen, phosphor-

Wir unterſcheiden jene einzelnen, abgebrochenen Laute, welche etwa in dem zehnten Theil einer Secunde auf einander folgen, und vernehmen daher das Echo nur von jenen widerhallenden Punkten, welcher mehr als 50 Fuß von dem Ohre abliegen. Verſchiedene Töne, beſonders wenn dieſelben in harmoniſchem Verhältniß unter einander ſtehen, vernehmen wir aber zugleich und auf Einmal; wie an einem Gemälde die harmoniſche Zuſammenordnung aller einzelnen Theile und Farben. Das harmoniſche Zuſammenſtimmen der Töne ſcheinet zunächſt in dem Verhältniß der Zahl der Klangſchwingungen, welche die tönenden Körper in gleicher Zeit machen, oder in dem Verhältniß der verſchiedenen Geſchwindigkeiten dieſer Schwingungen gegründet. Die höhere Octave macht, wie bereits erwähnt, in derſelben Zeit gerade doppelt ſo viele Schwingungen als der Grundton, und auch die andren vollkommen conſonanten Töne erſcheinen in ſtöchyometriſch angeordnetem Verhältniß. Es wird indeß auch hierbei nur eine Annäherung an die aus mathematiſchen Rechnungen gefolgerte Zahl gefunden, und die eigentliche, dem Ohr gefallende Harmonie, ſchwebt über dieſe berechnete Gränze hinüber und herüber.

Die Organe des Geruchs und Geſchmacks erſcheinen ſo nahe unter einander verbunden, daß wir beide, ſo weit nicht bereits oben S. 126 die Zunge beſchrieben worden, als ein gemeinſames Ganzes betrachten können. Das Eigenthümliche der Höhle der innern Naſe iſt von drei Knochen: dem Gaumen- und Siebbeine, ſo wie dem Oberkieferbeine umgränzt. Der Gaumen, die Gränze und zugleich der Punkt des Zuſammenfließens der beiden Sinnorgane und ihrer Wirkſamkeiten, wird aus drei Theilen gebildet: den Oberkieferbeinen und eigentlichen Gaumenbeinen, welche zuſammen die Knochenplatte des ſogenannten harten Gaumens ausmachen, und einem muskulöſen Anhang, dem ſogenannten Gaumenſegel. Von der hinteren Gränze des harten Gaumens gehet eine Scheidewand nach der Naſe hinauf, welche dieſe in ihre zwei inneren Hälften theilt. Jene Scheidewand beſteht aus drei Theilen: aus dem Pflugſcharbein, aus der ſenkrechten Platte des Siebbeines und aus einem hieran ſich anfügenden Knorpel. Im Innern der Naſe finden ſich drei dünne, bauchig gewundene und gebogene Knochenblät-

die ſogenannten Muſcheln, deren obere und m durch
ſätze des Siebbeines, die untere aber durch einen eig
digen Knochen gebildet wird. Zwiſchen jenen A in
ſich die drei innern Naſengänge. Es verlauf die
der Naſe in die Steinbeinhöhlen, ſo wie in die beiden
der Oberkiefer. In den obern Naſengang münden die
, in den mittlern die Stirnbein-, in den untern die
höhlen der Oberkieferbeine, und zugleich öffnet ſich
dieſe letzteren der Thränencanal. Alle dieſe innern
Naſe ſind mit einer Haut (der ſogenannten Schneid
t) ausgekleidet, welche in den Haupthöhlen eine mehr
, in den Nebenhöhlen eine wäſſerigere Feuchtigkeit au
. Der eigentliche Geruchsnerv verbreitet ſich, wie bereits
erwähnt, nur in der Schleimhaut der oberen und mittleren
ſchel und der Naſenſcheidewand, während die untere Muſchel
der hintere Theil der innern Naſe, von dem zweiten Aſt
fünften Paares mit Nerven verſorgt werden. Die untere
ſchel und der ihr zugehörige Naſengang ſcheint ſich mithin
en obern und mehr innern eben ſo zu verhalten, wie die
mmelhöhle des Ohres zum Labyrinth. Auf dieſen mittle-
Theil des Geruchsorganes folgt dann, der Wichtigkeit der
ction nach, die äußere Naſe, welche ebenfalls aus drei Thei-
gebildet wird: dem Naſenknochen und den Naſenknorpeln,
n zwei auf jeder Seite ſind.

Das Organ des Geſchmackes und zugleich der Bildung
hörbaren Wortes und der Rede: die Zunge, wurde bereits
§. 13 und 16 beſchrieben. Die Verbindung und das öftere
inandergehen der Sinneseindrücke des Geruchs und Ge-
acks, wird beim Menſchen durch die ſogenannten hintern
nlöcher (Choanae), durch welche die Naſenhöhlen in den
nd der Mundhöhle übergehen, bei vielen Thieren aber auch
durch eine andere Oeffnung vermittelt, welche aus der
e in den vordern Theil des Mundes führt. Das merk-
dige Verhalten des fünften Nervenpaares, nach welchem
s bei den höheren Sinnesorganen nur Hülfsnerve, bei der
ge aber zum eigentlichen Sinnes-: zum Geſchmacksnerven
, iſt bereits oben erwähnt. Auch in der Naſe wird ſeiner-
jener Aſt des fünften Nerven, welcher zu der unteren Muſchel

geht, zugleich mit dem eigentlichen Geruchsnerven, wahrer Sinnesnerv seyn.

Die Ausbreitung des Geruchsnerven in die innere Schleimhaut der Nase, durch welche die äußere Luft beständig aus- und eingeht, scheint selber ein Verdünsten und Emporsteigen dieser Nervenmasse in die Luft vermitteln zu sollen. Auch hierzu ist dem Nerven, wie bei seinen Verrichtungen in den andern Sinnorganen, das Zugegenseyn des Wassers nöthig. Denn wenn der Schneiderschen Schleimhaut ihre eigenthümliche Feuchtigkeit fehlt, ist der Geruchsnerv eben so wenig zum Riechen fähig, als der Seh- und Hörnerv, ohne die Flüssigkeiten des innern Auges und des Labyrinths im Ohr, zum Sehen und Hören.

So ist denn das Riechen ein Emporstreben der Nervenmasse, nach der Verbindung mit der äußeren, atmosphärischen Luft, und dieser Sinn ist deßhalb der beständig nach Luft verlangenden Lunge zugeordnet. Der Nervenäther steigt dann ohne Aufhören aus den vordersten Pforten der äußeren Gehirnmasse, die im Riechnerven sich eröffnen, empor nach der Luft; die Seele aber bemerkt dieses Emporsteigen erst in und durch jenes der andern äußeren Körper.

Die Organe des Gefühles erscheinen uns durch ihren Bau und ihre äußere Anordnung in einem ähnlichen Verhältniß zu den Sinnen des Hauptes zu stehen als die zur Wurzel gewordene, in der Erde verborgene Endigung eines Gewächses, zu seiner oberen, mit Blättern und Blüthen bekleideten Ausbreitung in Aeste und Zweige. Die Nerven der verschiedensten Regionen des Gehirns und Rückenmarks verlaufen da, ohne merkliche Verschiedenheit der Endpunkte, zu denen sie gehen, in die zellengewebige Hautbedeckung, welche, als gemeinsamer Ausgang, alle Theile des Leibes: Muskeln und Nerven und Gefäße umschließet.

Wir sehen nämlich die Muskeln, die Gefäße, die Nerven, die Eingeweide, so wie alle andern Gebilde, aus denen der Leib zusammengesetzt ist, im Ganzen so wie in ihren kleinsten Fibern und Strängen, von einer noch nicht vollkommen ausgebildeten, gleichsam halborganischen Substanz umgeben, welche eben das Zellgewebe darstellt. In ihrem noch halbflüssigen Wesen zeigen sich die ersten, unvollkommenen Anfänge der Gestaltung, zur Faser oder zum Blättchengewebe, oder die angehende Wieder-

auflöſung dieſer Gebilde. An vielen Punkten des Leibes ſetzt ſich an dieſes Gewebe ein Stoff ab, welcher die thieriſche Natur noch kaum angenommen hat, ſondern erſt im Uebergang zu dieſer begriffen iſt: das Fett. Es gleichet dieſes (wie wir S. 75 ſahen) den Pflanzenölen und Harzen in ſeiner Miſchung, iſt, gegen die ſonſtige Natur der thieriſchen Subſtanzen, frei von Stickſtoff. Dieſes Fett des Zellgewebes iſt wie der Nahrungsſaft, welchen die Pflanzenwurzel aus dem Boden ſaugt, der Vorrath an rohem Stoffe, welcher bei Mangel an äußerer Nahrung, oder bei ungewöhnlich großem, innrem Verbrauche, zur Bildung und Geſtaltung der ſich entwickelnden Organe verwendet wird.

Was für die einzelnen Muskeln oder Fibern der Muskeln das Zellgewebe, das iſt für den geſammten Leib die äußere Haut: ein Anfangs- oder Endpunkt aller einzelnen Gebilde, nach welchen ſich der rohe, noch unentwickelte, ſo wie der ausgeſchiedene Stoff hinſammelt und anſetzt.

Die Haut, zwiſchen welcher und den Muskeln das öfter von Fett erfüllte Zellgewebe ſich ausbreitet, beſtehet aus drei Lagen: der Lederhaut (Corium), dem Malpighiſchen Schleimgewebe (rete Malpighii) und der Oberhaut (Epidermis). Die erſtere, die Lederhaut, beim Thiere Fell genannt, iſt die innerſte und zugleich die dickſte. Denn ſie gibt, beſonders am Rücken des Menſchen, hinſichtlich ihrer Dicke, dem Felle der gleich großen Thiere wenig oder nichts nach. Nach innen hinein wurzelt dieſe Lederhaut mit vielen einzelnen Hervorragungen in der Fettlage des Zellgewebes, und in dieſe Wurzeln treten die Gefäß- und Nervenausgänge hinein, in denen hier die Syſteme des Umlaufes der Säfte und der Nerven ſich enden und auflöſen. Die letzten Enden, beſonders der Nerven, ſammeln da, faſt wie auf der Zunge, die zarten Erhöhungen der Nervenwärzchen um ſich an — gleichſam zerſtreute, unverbundene Atome von Sinnorganen. Aus dem bereits mehr pflanzenartigen als thieriſchen Grunde der Lederhaut wachſen die Haare hervor: Vegetabilien, aus denſelben Elementen gebildet und von ähnlichem innern Weſen als das thieriſche Horn, welches ſeinerſeits nur durch eine Verdichtung der Borſten oder Haare entſtehet. Im Haare hat die chemiſche Zergliederung, außer dem erhärteten Eiweißſtoff: Kieſelerde, und Eiſen, phosphor-

ſauren Kalk und Schwefel, auch das Manganoxyd und thieriſches Oel nachgewieſen. Der Schwefel findet ſich in gröſſerer Menge im lichter gefärbten, beſonders dem röthlichen Haar, das Eiſen mehr im ſchwärzlichen. An jedem Haare läßt ſich, unter dem Mikroſkop, die äußere, feſtere Rinde, und das innere, während des Wachſens vielleicht flüſſige, wenigſtens doch fortwuchernde Mark unterſcheiden. Dieſes iſt nach der Wurzel des Haares hin dicker und zugleich weicher, und bildet hier die ſogenannte Haarzwiebel. Ein allmähliches Verhärten (Abſterben) dieſes weicheren Wurzelendes ſoll, nach der Meinung der Phyſiologen, das Wachsthum des Haares bewirken, deſſen dichtwerdender Theil immerfort durch einen aus der Lederhaut hervortretenden, jenem ſich nachſchiebenden, weichen Endtheil erſetzt wird. Bei zunehmendem Alter ſcheinet allmählich das färbende Eiſen mehr und mehr aus dem Haare zu entſchwinden, während dagegen die Erde, namentlich der phosphorſaure, die weißliche Farbe gebende Kalk immer vorherrſchender wird.

Zwiſchen der Lederhaut und der Oberhaut findet ſich, bei vielen Thieren deutlich durch ſeine ziemlich bedeutende Dicke und unvollkommnere organiſche Ausbildung, am Neger aber durch ſeine ſchwarze Färbung unterſcheidbar, das ſogenannte Malpighiſche Netz. Es bildet dieſes am Leibe des Menſchen jene durch die Oberhaut hindurchſchimmernde Grundlage, welche die Hautfarbe beſtimmt, und in ihr erfolget die letzte, äußerſte Ausſcheidung der Kohle. Wir finden, am Leibe des Negers und der andern dunkelfarbigen Völker, das Malpighiſche Netz ſtärker entwickelt, als am Europäer; doch zeigt ſich dieſe ſtärkere Entwicklung auch am Leibe des Grönländers und Lappen, und beweiſet hierdurch auch ihrerſeits jenes in einander Uebergehen und Aehnlichſeyn der äußerſten Enden, welches uns in der Natur ſo oft begegnet.

Die äußerſte Lage der Haut iſt die, vom Malpighiſchen Netze und der Lederhaut leicht ſich ablöſende, an ſich gefühlloſe Oberhaut. Ihrer Zuſammenſetzung nach iſt dieſe nichts Anderes, als ein ſehr zartes, leicht biegſames Horn, ſchwer auflöslich und ſchwer zerſtörbar, wie die verwandte Subſtanz des Haares und des aus ihm zuſammengewebten, eigentlichen Hornes. Die Schärfe der Kantharіden im Blaſenpflaſter läßt uns, indem ſie

n der Region des Malpighiſchen Netzes, zwiſche
nd Lederhaut, ein Ergießen der Lymphe bewirkt, d
er äußern Haut leicht unterſcheiden, und eine m
ie Oberfläche der innern Hand oder der Fußplatte i
Nadel zeigt uns die Gefühlloſigkeit der Oberhaut, wel
ig abgeſchuppt und wieder erneuert wird. Die Oberha
ich nicht nur, daſſelbe umkleidend, mit dem Haare hinein
is zu ſeinem innern Urſprung, ſondern bildet auch, beſo
n der Fläche des Geſichts, ſackartige Vertiefungen, welche
lige Feuchtigkeit erfüllt: die ſogenannten Talgdrüſen, deren
limmung es iſt, auch dieſem ſchon ausgeſchiedenen, hall
torbenen Gebilde noch Nahrung zu geben, und die nothn
Beugſamkeit zu erhalten. Andere, eigentliche Oeffnu
er Oberhaut, als dieſe Oeldrüſen und die Haarausgange:
öcher (ſogenannten Poren), durch welche die dampfförmige
Ausdünſtung oder der tropfbar flüſſige Schweiß hervorträte,
o ſehr der Anſchein dem unbewaffneten Auge dieſelben glauben
machet, hat die ſchärfer beachtende Zergliederung niemals zu ent-
decken vermocht, und es zeigt ſich nur an der Epidermis dieſelbe,
nach allen Richtungen mögliche Durchdringbarkeit für die noch
belebteren Flüſſigkeiten, als an den Wänden der Gefäße der
Pflanzen.

An den Fingern und Zehen des Menſchenleibes endet die Oberhaut zuletzt nach der oberen, vom Kreislaufe des beſtändigen Bewegens mehr ausgeſchloſſenen Seite hin, in den wahrhaft hornartig feſten Nagel, in deſſen untere Lage die Epidermis unmittelbar ſich fortſetzt. Es wächſt der Nagel, eben ſo wie das Horn, durch Verhärtung des hinteren, noch weichen Theiles der Wurzel, und ergänzt ſich eben ſo leicht wieder, als die Oberhaut ſelber. Unter dem Nagel finden ſich, ebenſo wie unter der Knochenſubſtanz des Zahnes, ſehr empfindliche Nervenpapillen; ja es ſcheinen ſich, nur im Gegenſatz zu dem an ſich gefühllosen Nagel, die feinfühlenden Nervenwärzchen der Fingerſpitzen entwickeln zu können.

Die Haut des Menſchen, in welcher zuletzt Nerven und Gefäße des Leibes großentheils enden, iſt, wie wir ſchon oben ſahen, in hohem Grade einem beſtändigen Abſterben und Verrichtigen des in ſie eingehenden Stoffes unterworfen. Und

eben durch dieſes Ausſcheiden des leiblichen Elementes, iſt Haut zum Aufnehmen von Elementen einer höheren Ordn geſchickt: zum in ſich Empfangen von Gefühlen und von E drücken der Außenwelt und ihrer mannichfaltigen Wechſelwir gen. Denn es iſt ein allgemein gültiges Geſetz, das uns in eigentlichen Lehre von der Seele öfter beſchäftigen wird: daß höheres Leben nur da ſich äußern und beginnen kann, wo Leben der niederen Form erſtirbt; es iſt in dem ganzen Ver unſerer Sichtbarkeit nur ſo viel Leben als Tod, und nur dahin daß das Auge die Thräne bildet, wird es zur Aufnahme Lichtes geſchickt. An den eigentlichen, oberen Sinnen iſt Vorgang des Abſterbens, der ſich hier mehr auf den Nerven ſchränkt, ſo augenfällig und deutlich nicht, als an der Haut, welcher nicht bloß (wenigſtens in vorherrſchendem Maß) Subſtanz des Nerven, ſondern mehr noch das grobkörperlich wägbarere Flüſſige der Gefäße, und der in ihm und mit ihm wegte, wenig veränderte, feſte Stoff abgeſchieden werden abſterben.

Die Menge des durch die Haut täglich abſcheidenden abſterbenden Stoffes ſcheint, bei der gewöhnlichen Thätig und Bewegung der Glieder, wenigſtens den dreißigſten T des Gewichtes eines ausgewachſenen Menſchenleibes zu be gen, und im jugendlichen Alter, ſo wie bei viel und lebh empfindenden Menſchen, leicht noch mehr. An einem ruhend bis an die Naſenöffnungen von einem Sack aus Wachstaff umſchloſſenen Körper wurde die ausgedünſtete, dampfförm Flüſſigkeit im Mittel auf 53 Unzen während 24 Stunden ſchätzt, welches etwa den vierzigſten Theil des Geſammtgew tes des Leibes ausmachen würde. Die dampfförmige, ſogena unmerkliche Ausdünſtung ſcheidet den abſterbenden Stoff groß theils in der Form der Kohle ab, zu welcher ſich Waſſerſt gas geſellet. Es wird daher, wenn wir, in abgeſchloſſen Raume, ein ausdünſtendes Glied mit Sauerſtoffgas in Ber rung bringen, Kohlenſäure gebildet.

Jene übereiltere, etwas gewaltſamere Form der Ausſd dung des abſterbenden Stoffes der Haut, welche wir Schw nennen, enthält in ihrem häufigen Waſſer: Salz und milchſau Natron, mit einem ſolchen Ueberſchuß der freien Milchſä

ist aus der schon erwähnten Anziehung einer äußeren Welt s Leiblichen gegen unsren Leib hervor und ist mithin von posi- er Art; der andre bestehet in einer Entziehung dessen, was die ele, wie wir oben gesagt, im Wachen bestärkt und erhält, und mithin von negativer Art.

Wenn mit dem Leibe des ungebornen Kindes oder selbst ch mit jenem des neugebornen und ganz in der körperlichen sbildung begriffenen, die mitbildenden und mitgestaltenden äfte der Natur übermächtig walten, dann ist der Schlaf ein st ununterbrochner oder lang anhaltender. Eben so bewirkt s Aufnehmen einer stark sättigenden, das Bildungsgeschäft s Leibes mächtig verstärkenden Nahrung die Neigung zum chlafe, und es hat schon das Beispiel des Tyrannen von He- klea gelehrt, wie sehr ein übermäßiges Zunehmen der Masse s Leibes den Menschen zum Langschläfer mache. Bei einigen esen aus dem niedreren Thierreiche, namentlich bei gewissen chlangen, folget auf jede starke Sättigung mit Speise ein fast m Scheintode gleichender Schlaf.

Auch bei der Gestaltung des lebenden Leibes, wie bei der staltung alles Körperlichen, erscheint das Sauerstoffgas der st als ein wesentlich nothwendiges Medium, und hierinnen eint der Grund zu liegen, aus welchem alles das, was die An- hung des Leibes gegen das Oxygen verstärkt, den Schlaf her- führt; so zum Beispiel das Ueberhandnehmen von Wasserstoff- s in den circulirenden Flüssigkeiten unsres Körpers. Daher e einschläfernde Wirkung des mit einem kleineren Antheile von bensluft vermischten Wasserstoffgases, wenn dasselbe, wie in ttersteadts Versuchen, durchs Athmen in die Lunge aufgenom- n wird; daher auch die betäubende, schlafmachende Kraft der istigen Getränke.

Auf eine andre, wie schon oben erwähnt worden, zunächst gative Weise, befördert den Schlaf alles das, was den Sinn- ganen und der gesammten oberen, eigentlich wachenden Region ires Wesens, die zum Werke des Wachens nöthige Beihülfe tzieht. Denn wie dieß schon Herakleitos erkannt: unsre Seele darf (nicht nur bei der Gestaltung des Leibes, sondern eben so ch) bei dem Werke des Wollens und Erkennens, der Beihülfe er mitwollenden und miterkennenden Welt des Lebens. Hera-

kleitos nennt dieſe Welt das Umfaſſende, oder Umgreifende. Sie, „die Welt der Wachenden iſt Allen gemein und nur Eine, während die Welt, zu welcher jeder der Schlafenden ſich hinkehrt, eine eigene (beſondre) iſt.“

Von dem Wollen der höheren, geiſtigeren Region liegt die Wurzel in der niedreren des Bewegens, von dem geiſtigen Erkennen liegt ſie in der niedreren Stätte des ſinnlichen Wahrnehmens und Empfindens. Das thieriſche Bewegen bedarf der Mithülfe der Wärme und Elektricität; das Wahrnehmen bedarf der Mithülfe des Lichtes und des Tones. Wenn dann am Abend und im Winter den lebendigen Weſen das hülfreiche Licht oder die Wärme entzogen werden, da ſtellt ſich der in jeder Nacht, oder der alljährlich, im Winter wiederkehrende Schlaf ein. Darum fällt bei den meiſten Thieren die Zeit des Schlafens mit jener der Nacht zuſammen, und das Erwachen der Sinnen, und der äußerlichen, willkürlichen Bewegungen kehret mit dem Tageslichte zurück. Man darf deßhalb ſagen: daß ein großer Theil der Lebendigen, wenn anders die Dauer des Lebens ein ganzes Jahr beträgt, die Hälfte ſeiner Zeit verſchlafe. Ein andrer Theil der Thiere vermag ſich bei zunehmender Kälte des Winters der gemäßigten oder kalten Zonen, ja ſelbſt bei der Abkühlung der Luft in der Regenzeit der heißen Länder, der Neigung zum Schlafe nicht zu erwehren, und dieſer Winterſchlaf gränzet bei einigen, durch die Gefühlloſigkeit des faſt todtenartig ſtarren Leibes, an den wirklichen Tod.

Auf negative Weiſe, indem ſie die Kraft der oberen Region der Sinnen und des bewegenden Centrums der Nerven ſchwächen, bewirken den Schlaf die narkotiſchen Gifte. In größerer Menge genommen erzeugen dieſelben ſtatt des Schlafes den Tod; wie denn auch das Gift der Aſpisnatter nach Haſſelquiſt und das einer perſiſchen Spinne, welche Olearius Enkurek nennet, wenn ſie durch den Biß des Thieres ins Blut kommen, einen Schlaf bewirken, der in den Tod übergeht. Alle ſolchen Gifte wirken (von innen) eben ſo aufs Gehirn wie ein unmittelbarer, mechaniſcher Druck auf daſſelbe von außen wirkt. Ein ſolcher führt, wie man ſich bei Verletzungen des Hirnſchädels überzeugt hat, faſt augenblicklich einen Zuſtand des tiefen Schlafes herbei.

Von

wirkt öfters ſo auf unſere Naſe ein, daß wir ganze allem Riechbaren ihn zu bemerken glauben.

Die letzte Gränze des Vorkommens eines Gehöro der vollkommneren Thiere analog, findet ſich bei den A Aufgetriebenheit der feſten Schale an der Baſis der Ar einer Oeffnung, über die eine Haut (als Trommelfell nach innen eine Höhle, wo ſich der Hörnerv an ein bla Gebilde verliert.

Die Dicke eines Menſchenhaares beträgt $^1/_{50}$ bis $^1/_{75}$ Haare ſind feiner und zarter als dunkel gefärbte Haare. ſteigt die Dicke der einzelnen Haare bis auf $^1/_{12}$ ja $^1/_{10}$ L

Die Oberfläche eines ausgewachſenen Menſchenleibes bis 17 Quadratfuß, mithin auf 2160 bis 2500 Quadr Der Luftdruck auf dieſe Fläche [illegible] der mittlere Stand des Barom [illegible] iſt, de rechnung nach, 32235 Pfund.

Schlaf und Wachen.

§. 20. Obwohl jener Vergleich der Dichter, wel Schlaf als einen Bruder des Todes darſtellet, ſo wahr u leuchtend erſcheint, daß Galen ihn ſelbſt in die wiſſenſch Sprache der Arzneikunde aufgenommen, dürfen wir doch überſehen, daß beide, der Schlaf und der Tod, nur Ha ſter ſind, welche eine und dieſelbe Mutter zweien, an ſehr verſchiednen Vätern geboren. Was nämlich die zur äußern Erſcheinung ausgebärende Urſache betrifft, ſo gleichen beide, der Schlaf wie der Tod ſich darin, daß in ihnen das Band, das Leib und Seele zum gemeinſamen Mitleben vereint, unwirkſam geworden. Das aber, was dieſes Band auflöſ'te, war ein ganz andres beim Schlafe und ein andres beim Tode. Im Schlafe iſt es der Leib, welcher ſeiner inwohnenden Seele durch anziehende Kräfte einer ihm verwandten Leiblichkeit genommen wird, und die Seele, mächtiger an Kraft als jener Zug der Körperwelt, nimmt nach einiger Zeit den Leib ſich wieder. Im Tode dagegen wird die Seele durch die Macht einer ihr verwandten Welt des Pſychiſchen dem Leibe entzogen und der Leib iſt nicht ſtark genug, um die entflohene Herrſcherin und Freundin zurück zu fordern in das verlaſſene Wohnhaus.

Was uns den täglichen Genuß des Schlafes bereitet, das jene mütterlich mitbildenden Kräfte der geſammten ſchon **vordenen und werdenden Leiblichkeit, welche, nach §. 11 der ele ihren Leib geſtalten helfen; was dagegen dem wachen**

wachen Lebens hervorgezogen worden. So verschlief Thomas Parre, der ein Alter von 152 Jahren erreichte, in der letzten Zeit seines Lebens den größesten Theil des Tages, und dieser Zustand der Schlafsucht ist an mehreren hochbetagten Greisen bemerkt worden. Ein solcher Schlaf des hohen Alters, welchem die rechte Kraft der innren Erquickung fehlet, ist ebenfalls, nach Galens Ausdruck, ein Weg (und Uebergang) zum Tode.

Umgekehrt sehen wir alles das, was die Wirkung der den Leib gestaltenden Kräfte hemmt oder schwächt, oder was das Vermögen des Wollens und Empfindens zu einem Uebermaß der Gegenwirkung aufregt, den Schlaf verscheuchen oder wenigstens sehr vermindern. Der Mensch schläft bei zunehmendem Alter, wenn das Werk der Gestaltung des Leibes minderdringend geworden, immer weniger; und wenn in der letzten Hälfte des Lebens jenes Geschäft vollendet und nur noch auf die nothdürftige Erhaltung des Leibes beschränkt ist, weckt die bewegende Kraft des Wollens den schlafenden Leib schon im Verlaufe der Nacht auf.

Auf positive Weise bewirken die Schlaflosigkeit Sorgen und heftige Aufregungen des Gemüthes. Die Seele gönnt sich hiebei jene Ruhe und jenes innre Stillstehen nicht, welches das Leben in den wohlthätigen Strom der mitgestaltenden Naturkräfte versinken machet; ja sie widersetzt sich gewaltsam dem Wegen jenes Stromes. So ließ die innre Angst einen Mörder in vierzehn Nächten nicht einschlafen, obgleich er nach und nach 40 Gran Opium genommen. Auch im Zustand des Wahnsinnes übt die Seele eine solche Kraft des Widerstandes aus (m. vergl. d. §. 27), und es gibt unter den Wahnsinnigen solche, welche gar nicht, andre welche nur sehr wenig, ja nur Augenblicke schlafen. Ein an Melancholie leidendes Weib blieb sechs Wochen schlaflos, und selbst die höheren Grade der Hysterie haben ein mehrere Wochen, ja bis zu acht Monaten andauerndes, nur wenig unterbrochenes Wachen hervorgerufen.

Wenn in andren Fällen ein in den Leib gekommenes, thierisches Gift, dessen Wirkung äußerlich noch nicht sichtbar geworden, wie etwa das Gift eines tollen Hundes, den Leib auf lange Zeit am Einschlafen zu hindern schien; so konnte hierbei allerdings das psychisch-aufregende Element der Furcht oder der

leitet werde.

Das Einſchlafen wird auch durch einige der oben (S. 125) hnten Getränke, namentlich durch Kaffee und Thee verhin-

Dieſe Getränke ſcheinen das nachher zu erwähnende Zu- eichen des Blutes nach den innren Theilen, beſonders nach Gehirn aufzuhalten, indem ſie ſogar umgekehrt (wie ſich durch das Gefühl der Leichtigkeit und Heiterkeit des Haup- nach ihrem Genuſſe verräth) den von innen nach außen den Abfluß des Blutes, ſo wie des Nervenäthers und Andrang deſſelben nach den äußern Theilen befördern. rhielt ſich Alexander von Rhodes, deſſen Dufour in ſeinem über den Thee (S. 229 u. 230) erwähnt, ſechs Tage lächte durch den Genuß eines ſtarken Aufguſſes von Thee- rn, beim Wachen. Einige Säugthiere, welche Kräuter ßen, in denen Kräfte des Thees liegen, begnügen ſich, wie eint, aus dieſem Grunde, mit einem ſehr kurzen Schlafe, das Pferd pflegt gewöhnlich nur drei oder vier Stunden hlafen, ja einige Roſſe legen bei ihrem kurzen, leiſen fe ſich gar nicht nieder.

Die Erſcheinungen, welche den geſunden Schlaf begleiten, ſchon Hippokrates und Galen beſchrieben. Es ſchlafen aupt nur die Sinnen und die willkürlich beweglichen Glie- oder mit andren Worten, es wird im geſunden Schlafe [illegible]

ſchehen zwar im Schlafe ſparſamer, ſie ſind aber zugleich beſſer bereitet und kräftiger; das Geſchäft der Verdauung und Ernährung iſt von beſſerem Erfolg. Das vorhin von den aufregenden Einflüſſen der Empfindungen und des zur Thätigkeit treibenden Willens bewegte Leben iſt jetzt von der höheren Stufe des thieriſchen Seyns auf die des Pflanzenweſens heruntergeſunken. Das Thier, wie Ariſtoteles ſagt, lebt im Schlafe das Leben der Pflanze.

Darum wird der eigentliche, regelmäßige Schlaf bei ſolchen Thieren, deren ganzes Leben, wie das der Pflanze nur in dem Werk der Ernährung und Bildung des Leibes beſteht, nur ſelten oder gar nicht gefunden; das Thier fühlt deſto regelmäßiger das tägliche Bedürfniß des Schlafes, je mehr und beſſer es zum Wahrnehmen und Empfinden, ſo wie zu den Aeußerungen des Willens befähigt iſt.

Gewöhnlich kündigt ſich uns der Schlaf durch ein Erſchwertſeyn der Empfindungen wie der willkürlichen Bewegungen an. Die Ohren vernehmen zuletzt noch kaum die Stimme der Umſtehenden, die Augen ſchließen ſich unwillkürlich, die wie gelähmten Glieder verſagen dem befehlenden Willen ihren Dienſt. Jene Engländer, welche das Fort St. Philipp gegen die bei Tag und Nacht unaufhörlich ſich erneuernden Angriffe der Feinde vertheidigen ſollten, ſchliefen zuletzt, unter den Waffen ſtehend ein, ſie vernahmen nicht mehr den Donner des nahen Geſchützes, fühlten nicht mehr die Züchtigungen, welche ihre gelähmten Glieder zum Dienſt treiben ſollten, nicht mehr den Schmerz der Wunden; in dumpfer Gebundenheit der Seele, mit offnen Augen, bemerkten ſie den Tod nicht, der zu ihnen trat. Der Dumpfſinn, welcher ein langerzwungenes Wachen erzeugt, endigt öfters in Wahnſinn.

Außer jenem Verlöſchen oder Dunkelwerden des Vermögens der Empfindungen und des Bewegens, kündigt den Schlaf öfters eine fieberhafte Aufregung des Blutlaufes an. Der Puls iſt alsdann beſchleunigter, die Wärme der äußern Theile verſtärkt. Sobald aber der ruhige Schlaf ſich einſtellt, weicht das Blut und die Wärme aus den äußern Theilen zurück nach den innern; wir bedürfen alsdann einer ſchützenden Decke; der Puls, wie ſchon vorhin erwähnt, wird langſamer. Zugleich wird, ſchon

olge eines übermäßig langen Wachens das Gehirn ganz
icht und voll Waſſer, oder zum Theil verzehrt gefunden, die
keln ſchlaff und ohne Spannkraft der Fiber, die Maſſe des
hes und Fettes ſehr vermindert, erſcheint es dagegen als
eſtimmung des Schlafes, jenen Theilen, welchen ein Geſchäft
zet, das von jenem der Ernährung und Geſtaltung ſehr ver-
en iſt, ja das im Widerſpruch mit dieſem ſtehet, von neuem
ung und leibliche Bekräftigung zu geben. Die Muskeln
men ihre Spannkraft wieder, ein geſunder Schlaf erſtattet
Gehirn und den Augen das, was ihnen das Geſchäft des
s genommen, vermehrt die Maſſe des Fleiſches und des
s, ſtellt endlich die regelmäßige, mittlere Temperatur der
n Theile des Leibes wieder her, welche durch Schlafloſig-
(wie dieß die Neigung zum leichten Schwitzen oder zum
en verräth) krankhaft verändert wird.

Die eigentliche, geſunde Zeit des Schlafes beträgt bei
ſchen von mittlerem Alter zwei Siebentheile, oder ein Drit-
er ganzen Tageszeit; die Dauer des Wachens überwiegt
n in demſelben Verhältniß jene des Schlafes, in welchem
§. 15 u. 17) die Maſſe der willkürlich beweglichen Glie-
zuſammen mit dem Gehirn, die Maſſe der verdauenden,
enden und blutführenden Organe überwiegt, welche dem
n Willen nicht unterworfen ſind.

Wenn wir jedoch auf ſolche Weiſe die gewöhnliche Dauer des

mitternachtsschlaf, zu jenem der Sinnen und des Gehirns, beide durch den Morgenschlaf gestärkt, und der Mangel des letzteren wird von Solchen, deren Tagesgeschäfte eine angestrengte Thätigkeit des Hirnes oder der Sinnen fordert, empfindlicher gefühlt, als der des ersteren. Uebrigens sind jene beiden ungleichen Hälften des Schlafes an keine bestimmte Zeit des Tages gebunden, und der Morgenschlaf kann schon lange vor dem Morgen, und selbst im Sommer bereits gegen Sonnenaufgang beendigt sein. Denn der Mensch, besonders der geistig bewegte, wird zum Theil durch einen viel kürzern Schlaf als den gewöhnlichen, oft sieben Stunden zum Geschäft des Tages gestärkt, und die Lebensgeschichte vieler Männer, die sich durch außerordentliche Thätigkeit hervorgethan haben, lehrt uns, daß Leib und Seele auch einem Schlafe, welcher viele Jahre lang täglich nur drei bis vier Stunden währt, gesund und kräftig zu bleiben vermögen.

Wenn indeß in solchen Fällen der Mensch die Munterkeit des edlen Rosses zeigte, mit welchem der wachsame Held gleich zu Felde lag; so hat er dagegen in andren Fällen die Schlafsucht des Dachses, oder selbst des Murmelthieres fast noch übertroffen. Weniger auffallend sind hierbei solche Fälle, wo auf übermäßig lange Anstrengung des Leibes, wie etwa nach einem mehrere Tage und Nächte anhaltenden Marschiren oder Tanzen, oder in Folge eines heftigen Kummers ein mehrtägiger Schlaf eingetreten. Auch solche Menschen, welche in engen Raum eingeschlossen waren, schliefen mehrere Tage fast anhaltend, und Giuseppe Ciaborri, jener dreizehnjährige Knabe, der beim Erdbeben von 1688 in seiner Vaterstadt Cerreto am Vesuv verschüttet war, wachte während der zwölf Tage, welche er, von Mauerstücken umschlossen, in der Nähe des Leichnames seines mit ihm verschütteten Freundes zubringen mußte, nur selten auf. Noch mehr Verwunderung erregen indeß solche Beispiele, in denen, ohne solche Veranlassung, ein mehrwöchentlicher, ja mehrere Monate anhaltender Schlaf beobachtet worden, welcher zuweilen zur Genesung aus langer Krankheit, andre Male zum Tode führte. So schlief ein Kranker, von welchem die Philosophical Transactions (Nro. 304) erzählen, bis zur siebenzehnten Woche, und als er endlich von seinem langen Schlaf erweckt worden, war die Krankheit mit der Schlafsucht zugleich vergangen. Eben so bewirkte

Während man nach Haller (El. Phys. XVII, S. III, §. 10)
olge eines übermäßig langen Wachens das Gehirn ganz
cht und voll Waſſer, oder zum Theil verzehrt gefunden, die
keln ſchlaff und ohne Spannkraft der Fiber, die Maſſe des
hes und Fettes ſehr vermindert, erſcheint es dagegen als
eſtimmung des Schlafes, jenen Theilen, welchen ein Geſchäft
zet, das von jenem der Ernährung und Geſtaltung ſehr ver-
en iſt, ja das im Widerſpruch mit dieſem ſtehet, von neuem
ung und leibliche Bekräftigung zu geben. Die Muskeln
men ihre Spannkraft wieder, ein geſunder Schlaf erſtattet
Gehirn und den Augen das, was ihnen das Geſchäft des
s genommen, vermehrt die Maſſe des Fleiſches und des
s, ſtellt endlich die regelmäßige, mittlere Temperatur der
n Theile des Leibes wieder her, welche durch Schlafloſig-
wie dieß die Neigung zum leichten Schwitzen oder zum
n verräth) krankhaft verändert wird.

Die eigentliche, geſunde Zeit des Schlafes beträgt bei
chen von mittlerem Alter zwei Siebentheile, oder ein Drit-
er ganzen Tageszeit; die Dauer des Wachens überwiegt
n in demſelben Verhältniß jene des Schlafes, in welchem
§. 15 u. 17) die Maſſe der willkürlich beweglichen Glie-
zuſammen mit dem Gehirn, die Maſſe der verdauenden,
nden und blutführenden Organe überwiegt, welche dem
n Willen nicht unterworfen ſind.

ähnliche Weiſe bewegt wird, als die ungeborne Frucht durch die Bewegungen, welche die Mutter macht. ſo bleibt dennoch zugleich das tiefbegründet und wahr, was Herakleitos über die Bewußtloſigkeit des Schlafes ſagt, mit deſſen Worten wir dieſen §. enden.

„Es iſt ein göttliches Erkennen, durch deſſen Einhauch wir verſtändig werden. Entfallen im Schlaf, kehrt das Wiſſen beim Erwachen wieder. Denn wenn im Schlafe die Wege der Sinne verſchloſſen ſind, wird der begreifende Geiſt in uns, von dem Zuſammenſeyn mit dem Umgreifenden geſchieden; nur noch durchs Athmen, wie durch eine Wurzel (im Lebensquell) haftend. So geſchieden, verliert er die Kraft der Erinnrung, welche er vorhin beſeſſen. Wenn aber beim Erwachen die Pforten der Sinne wieder aufgehen, da neigt er ſich hinaus, und vereint mit dem Umgreifenden, zieht er wieder die Kraft des Begreifens an. Gleich wie die Kohlen dem Feuer genaht, durch Verwandlung glühend werden, beim Entfernen davon aber wieder verlöſchen, ſo wird auch jener Theil des Umgreifenden, der in unſrem Leibe ſeine Herberge genommen, durch die Trennung ſeines Erkennens faſt verluſtig; je mehrere Wege der Vereinigung dagegen ſich ihm eröffnen, deſto mehr wird er ſelber dem All gleich. Jener göttliche und gemeinſame Verſtand aber, durch deſſen Mithaben wir verſtändig werden, iſt das entſcheidende Kennzeichen der Wahrheit. Das was Allen gemeinſam ſo ſcheint, iſt das Glaubwürdige, was nur Einem iſt unglaubwürdig.“

Erläuternde Bemerkungen. Galen, wenn er ſich (de caus. puls. III, 9) auf den Ausſpruch der Dichter beruft, nach welchem der Schlaf ein Bruder des Todes ſey, hat Stellen vor Augen wie jene Homeriſchen:

Il. XIV, 231,

ὑπνῳ ξύμβλητο κασιγνήτῳ θανάτοιο

und Il. XVI, 672: *ὕπνῳ καὶ θανάτῳ δίδυμοῖσι*

m. v. Hygin. fabul. praef.; Senec. Hercul. fur. 1008 u. a. Die brüderliche Aehnlichkeit beider bemerkt Cic. de senectute 80.

Es iſt ein und derſelbe Stab des Mercur, welcher den Schlaf gibt oder nimmt (wie nach Plinius XIV, 18 Thaſos Weine erzeugt, welche Schlaf machen, und zugleich ſolche, die ihn verſcheuchen), und derſelbe Stab iſt es auch, welcher die Augen zum Tode ſchließt: Virg. Aen. IV, 244.

Dat somnos, adimitque, et lumina morte resignat.

Jener unerweckbar feſte Schlaf iſt der ſüßeſte, welcher dem Tod am meiſten gleicht.

Hom. Odyss. XIII, 79.

καὶ τῷ νήδυμος ὕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἔπιπτεν,
νήγρετος, ἥδιστος, θανάτῳ ἄγχιστα ἐοικώς.

:r von da an ſechs Monate lang bis zum 13 Januar
:te, dann abermals, nach kurzem Wachen, bis zum 22 Fe-
:. Alle dieſe Langſchläfer ſtehen indeß noch hinter jenem
t, deſſen vierjährigen, nur von kleinen Zwiſchenräumen des
ens unterbrochenen Schlaf Fichet beſchreibt.

Was aus der Seele werde, wenn der Leib am mütterlichen
n ſeine Ruhe empfängt, das ſoll uns in einem ſpäteren
mitte beſchäftigen. Wenn auch an unſerem Orte das Dunkel
rde deckt, darum iſt doch die Sonne nicht von ihr gewichen,
rn der Tag mit ſeiner Helle zog nur in ein andres Land
er, da — jenſeits des weiten Meeres — Palmen blühen.
cheint auch die Seele, wenn ihren Leib der Schlaf umſchat-
einer jenſeitigen Region näher, aus welcher ſie ihren Ur-
g genommen, wie der Leib aus den Elementen der feſten
. Mit ihr walten und ſpielen, während der Nacht des Lei-
die Lichter und Kräfte eines oberen, fernen Sternenhimmels,
ie Seele läßt jene mit ſich walten, wie das ſeines künftigen
s noch nicht mächtige Ungeborene, die Lebenskräfte der Mut-
in deren Schoß es ruhet. Allmählich aber wächſet, unter
rbeit des Tages und dem Spiele der Nacht, die Herrſchaft
den noch ungeborenen, künftigen Leib, und der Zug, der
nach ſeinem heimathlichen Boden führt. Es kommt ein
da die Seele noch einmal die ganze Macht und Bitterkeit
rmüdung des Leibes, und ſein innerſtes Sehnen nach Ruhe

und Hippol. s. 4), der als domitor curarum (Sen. Agam. s. 2) l
ſorgenſtillenden Kräfte bei ſich trägt, nicht von der Hand des Menſch
ſo wie dieſer es begehrt, ergriffen werden kann, ſondern ſich nieder
läßt auf welchen, und ergreifet welchen er will.

Il. XXIII, 62.

εὖτε τὸν ὕπνος ἔμαρπτε, λύων μελεδήματα θυμοῦ
νήδυμος ἀμφιχυθείς.

Dazu bemerkt Euſtathius: οὐ γὰρ ὑμῖν ληπτέος ὁ ὕπνος ἐπιτ
δευομένοις ὑπνοῦν, ἀλλ' αὐτὸς ὑμᾶς καταλήψεται.

Sie kommt, die ſehnlich erwünſchte, heilbringende Gabe (salubr
somni. Virg. Georg. III, 530), wie alle Gabe von oben, gerade z
rechten, beſten Zeit, wenn ihre Hülfe am nöthigſten war: Eu
Orest. 211.

ὦ φίλον ὕπνου θέλγητρον, ἐπίκουρον νόσου
ὡς ἥδύ μοι προσῆλθες ἐν δέοντί γε.

m. v. die ſchöne Anwendung dieſer Stelle bei Plutarch (de supe
stit. 165, ed. Reisk. VI, 651). Es iſt die Nacht, die hehre, welc
aus der gebärenden Tiefe den Schlaf mit ſich bringt: Eur. Ore
174 seqq.

πότνια, πότνια νὺξ
ὑπνοδοτειρα τῶν
πολυπόνων βροτῶν,
ἐρεβόθεν ἴθι.

Was die genauere Auseinanderſetzung und Erklärung des Weſe
des Schlafes betrifft, ſo liegt ſchon in dem Worte, womit die Syr
jene hohe Gabe des Himmels bezeichnet, eine Art von Erklärun
welche jener gleichet, die Plutarch (de plac. ph. V, 23) dem Plato
den Mund legt, und nach welcher der Schlaf eine Nachlaſſung
empfindenden Geiſtes (ἄνεσις τοῦ αἰσθητικοῦ πνεύματος) ſeyn
Denn wie das deutſche Wort Schlaf verwandt iſt mit ſchlaff (m.
den ganz hieher, zum Doppelſinn des deutſchen Wortes paſſend
Vergleich des ſchlafenden mit dem wachen Zuſtande des Leibes bei P
tarch Symposiac. L. IV qu. 2: cur creditum est, dormientes fe
mine non feriri. Ed. Reisk. T. VIII p. 644, 645), wie das griechiſc
ὕπνος eins iſt mit ὑπινος, zurückgebogen, ähnlich hierinnen dem von s
pinus, supnus entſtandenen lateiniſchen Wort sumnus und somnus, u
wie mithin alle dieſe Worte in ihrem Nebenſinn auf ein Nachlaſſen d
die Zügel der Lebensbewegungen haltenden Hand hindeuten, ſo wi
auch mit dem hebräiſchen Wort שְׁנָה ein Verfallen dieſer innern Kr

bezeichnet.

Die Aeußerung des Heraklit über das Weſen des Schlafes, wel
oben im §. erwähnt worden, findet ſich, bei Plutarch de superst. 3:
Ἡράκλειτός φησι, τοῖς ἐγρηγορόσιν ἕνα καὶ κοινὸν κόσμον εἶναι, τῶν
κοιμωμένων ἕκαστον εἰς ἴδιον ἀποστρέφεσθαι. — Die andere Stel
deren Sinn oben S. 218 dargeſtellt worden, ſteht bei Sext. Empir. ad
Mathem. L. VII, 129 — 131 (contrad. I ad Logic.): τοῦτον δ' ἔ
θειον λόγον καθ' Ἡράκλειτον ἀναπνοῆς σπάσαντες νοεροὶ γινόμεθ
καὶ ἐν μὲν ὕπνοις ληθαῖοι, κατὰ δὲ ἔγερσιν πάλιν ἔμφρονες. ἐν γ
τοῖς ὕπνοις μυσάντων τῶν αἰσθητικῶν πόρων, χωρίζεται τῆς πρ
τὸ περιέχον συμφυΐας ὁ ἐν ἡμῖν νοῦς· μόνης τῆς κατὰ ἀναπνο
προσῆψεως σωζομένης, οἱονεί τινος ῥίζης· χωρισθεὶς τε ἀποβάλλε
ἣν πρότερον εἶχε μνημονικὴν δύναμιν. ἐν δὲ ἐγρηγορόσι πάλιν δι
τῶν αἰσθητικῶν πόρων, ὥσπερ διά τινων θυρίδων προκύψας, π
τῷ περιέχοντι συμβαλών, λογικὴν ἐνδύεται δύναμιν. ὅπερ οὖ
τρόπον οἱ ἄνθρακες πλησιάσαντες τῷ πυρί, καὶ' ἀλλοίωσιν διέπυρ

hlaf zu gedenken, ſo hatte ſchon Anaxagoras nach Plutarch
ic. ph. V, 25) eine ähnliche Anſicht über die Verſchiedenheit
des vom Schlafe, als die oben beim Anfang des §. geäußerte
m Tode wird die Seele dem Leib entriſſen (εἶναι δὲ καὶ ψυχῆς
ν τὸν διαχωρισμόν), der Schlaf dagegen iſt nur eine Affection
bes, nicht der Seele (σωματικὸν εἶναι τὸ πάθος οὐ ψυχικόν).
d die wahre, lebende Kraft des Menſchen von Empedokles ein
genannt, welches im Schlafe nur zum Theil, im Tode ganz
ibe ſcheide. (Plut. l. c.) Das Lebensprincip ins Blut ſetzend,
lkmäon (Plut. de plac. ph. V, 23), daß der Schlaf durch ein
weichen jenes Princips in die innerſten Gefäße, das Erwachen
as abermalige Ausſtrahlen deſſelben nach außen, der Tod durch
tzliche Entweichen deſſelben entſtehe. — Beim Schlafen findet
ch Ariſtoteles de anim, II, 1) nur das (unthätige) Vermögen
ſchauung; das Wachen iſt die Anſchauung (Wiſſenſchaft) ſelber.
: mit Blut und Füßen begabten Thiere ſchlafen. Dieß thun
ie Fiſche (beſonders der Thunfiſch, der Delphin), die Krebſe,
ken, die Bienen ſelbſt bei Laternenlicht (Arist. hist. anim.
). — Der Schlaf iſt dem Zuſtande der Epilepſie ähnlich, wird
uf ähnliche Weiſe als dieſe durch Andrang des Blutes nach
opfe bewirkt. Daher bekommen Viele (beſonders Kinder) im
dergleichen Anfälle (de somn. et vigil. c. 3). — Der Schlaf
Gebundenheit und Unbeweglichkeit des Sinnes; darum kann
jenige Thier ſchlafen, welches Sinne hat (de somn. et vig.
Die Urſache des Schlafes liegt in der Abkühlung des Blutes
irn; in der Entziehung der Lebenswärme durch dieſes (de part.
II, c. 7), überhaupt aber darinnen, daß ſich die Lebenswärme,
elcher alle Bewegungen und Thätigkeiten des Lebens hervorge-
on den äußern (auch obern) Theilen zurückzieht nach den innern
. Sect. 33, v. 15.)

ir gehen nun zu den eigenthümlicheren Anſichten des vorſtehen-
von dem Weſen des Schlafens über:

ährend die lebenden (organiſchen) Leiber dadurch wachſen, daß
ine von innen nach außen wirkende Kraft der ernährende Stoff
nen her angefügt wird, wachſen die unbelebten oder unorgani-

es bis auf wenige Grade über den Gefrierpunkt herabsinkt
ollet und Buffon sollte die innre Temperatur ganz bis zum
unkt sinken). Das Arterienblut ist in diesem Zustand nur
on dem der Venen unterschieden, und jenes verliert auch zu-
te ernährende und belebende Kraft zum großen Theil, denn der
magert und zehrt im Ganzen ab, obgleich auf Kosten aller an-
lieder die Leber und Thymusdrüse sich vergrößern, anschwellen
eigenthümlichen Flüssigkeiten der zeugenden Organe sich anhäu-
ch der Darmkoth sammelt sich, wie beim Ungebornen, in den
nden des Dickdarmes an. Was die Empfindlichkeit betrifft, so
i einigen Arten so gebunden, daß sie auch durch starke äußere
ıgen nicht zu erwecken sind; bei andern, wie bei den Bären,
Winterschlaf kaum tiefer als der gewöhnliche, tägliche, denn
us jenem eben so leicht zu wecken als aus diesem. Auch die
Winterschlafes ist nach den einzelnen Arten und nach dem Auf-
rt verschieden. Die Seebären verschwinden in den von Euro-
suchten Ländern des Polarkreises zugleich mit der Sonne (in
) am 5 November) und kommen bei ihrem Aufgang wieder
Der gemeine Bär bleibt in den Pyrenäen nur 40 Tage, im
n Schweden (nach Fiellstroem) den ganzen Winter, von der
ovembers bis Mitte Aprils, in seinem Winterlager; der Zo-
Murmelthier, der Siebenschläfer halten eine um so länger
Winterruhe, je kälter die Lage ihres Aufenthaltsortes ist.
er Igel, welcher in den ebneren Gegenden von Deutschland
rini bis März schläft. Die zum Winterschlaf geneigten Thiere
auch durch Entziehung der Nahrung und der Luft in ihren
rsetzt werden zu können. Ein schlechtgenährtes Thier der
n Arten schläft früher ein als ein gutgenährtes; ein Igel, dem
seinem Erwachen aus dem Winterschlaf (am 12 März) keine
gab, schlief wieder ein und wachte und schlief abwechselnd,
ı Mai starb (Bertholds Physiologie S. 819). Die Kröten,
in Steinen und hohlen Bäumen fand, waren aus Mangel an
eschlafen. Wärme weckt alle Winterschläfer sehr bald. Ein
Grad von Kälte weckt sie auch, aber auf dieses Erwachen folgt
e Erstarrung, in welcher das Thier stirbt. (Berthold

so wie der Winter durch seine Kälte, schläfert manche Thiere
nheit und Hitze des Sommers ein. Die Schlangen des hei-
ürtels, so wie die Krokodilarten, liegen während der Zeit
n Dürre unbeweglich und starr im ausgetrockneten, hart ge-
Schlamme, aber bei dem ersten Regen zersprengen sie diese
e und gehen ausgehungert auf Raub aus. Nach Atkins (Navy
p. 364) ist in den heißen Ländern von Afrika, bei den Mauren,
ıffucht eine sehr gewöhnliche Krankheit. Wie unser europäi-
l durch die Kälte, so wird der Igel von Madagascar (Cente-
latus) durch die Hitze in einen dreimonatlichen Sommerschlaf

meisten der oben angeführten Fälle von ungemein langem
zählt Haller in seinen El. Phys. XVII. 8. III §. 12.
einschläfernde Wirkung, welche mehrere, deßhalb sogenannte
e Pflanzen auf den thierischen Organismus äußern, hat
erdings zwei eigenthümlichen Stoffen, dem Morphin (von
r, der nächst Desrosne zuerst darauf aufmerksam machte,
m genannt) und dem Narkotin zugeschrieben, welche beide als
s sich verhalten und als solche Verbindungen mit Säuren ein-
Das Morphin schießt leicht in glänzenden, farblosen, nadel-

förmigen Kryſtallen an, welche in der Hitze ſchmelzen und dann bei tritt der Luft mit harzigem Geruch verbrennen. Auf der Z ſchmeckt es bitter, löſ't ſich in Aether und kaltem Waſſer nicht während der kalte Alkohol $^1/_{40}$, kochender $^1/_{30}$, ſiedend Waſſer $^1/_{100}$ löſen. Die Beſtandtheile des Morphins ſind:

	Nach Buſſy.	Pelletier und Dumas.	Brande.
Kohlenſtoff	$69_{,0}$	$72_{,02}$	$72_{,0}$
Waſſerſtoff	$6_{,5}$	$7_{,81}$	$5_{,8}$
Stickſtoff	$4_{,5}$	$5_{,55}$	$5_{,4}$
Sauerſtoff	$20_{,0}$	$14_{,84}$	$17_{,9}$

Das Narkotin unterſcheidet ſich ſchon dadurch vom Morphin, es ſich ziemlich leicht im Aether auflöſ't (das Morphin nicht). ſchießt in größeren Kryſtallen als das Morphin, und in perlenmu glänzenden Schuppen an, erregt auf der Zunge keinen Geſchmack Morphin einen bittern). In ſiedendem Waſſer löſ't ſich kaum in kaltem Alkohol nur $^1/_{100}$, in kochendem $^1/_{24}$ auf. Die Beſtandt ſind nach Pelletier und Dumas:

Kohlenſtoff	$68_{,85}$
Waſſerſtoff	$5_{,21}$
Stickſtoff	$7_{,21}$
Sauerſtoff	$18_{,00}$

Sollten indeß, wie man (wie oben erwähnt) neuerdings annu jene beiden Stoffe Urſache der narkotiſchen Wirkung mancher Pflan gifte ſeyn, ſo bliebe es unerklärlich, daß ſie in ihrer größten Rei ſo ſchwach auf den thieriſchen und menſchlichen Organismus wir Denn das Narkotin, das man am beſten in Oel aufgelöſ't zu V chen anwendet, wirkt in doppelt und dreifach ſo großen Gaben, al ſind, in welchen man das Opium als ſtarkes, ſchlafmachendes Mittel faſt gar nichts. Stärkere Gaben erregten jedoch nach Orfila bei ren einen Dummſchlaf (stupor) mit offnen Augen, und erſt eine Drachme war hinreichend, einen Hund ſchnell zu tödten. Eſſig ſcheint die Wirkung auf den Organismus ganz aufzuheben. Da iſt das Morphin, das rein genommen gar keine Wirkung hat, Eſſigſäure zum Salz gebildet, am wirkſamſten. Dennoch wa auch in dieſer Form zu $^1/_2$ bis 1 Drachmen eingegeben oder in die nen geſpritzt noch nicht tödtlich, während reines Opium in der von wenigen Gran tödten kann. Die Wirkſamkeit der n tiſchen Pflanzengifte wird daher gewiß nicht durch Morphin Narkotin für ſich allein hervorgebracht. Uebrigens enthält nach J Analyſe das Opium bis 12 Procent Morphin.

Die narkotiſchen Pflanzenſtoffe kommen von Gewächſen aus verſchiedenen Familien: aus den Papavereen der Mohn, deſſen ſ machende Wirkung ſchon die Alten kannten (m. v. Virgil. Georg. I, perfusa papavera somno lethaeo; Cels. III, 18); aus den Sola die Belladonna, deren Verwandte, die Mandragora ſchon durch ihren ruch Schlaf erregt (nach Plin. XXV, 13), das Bilſenkraut, der Steche Tabak; aus den Urticeen, Hanf, Hopfen; aus den Irideen, Safran; aus den Compoſiten eines der unſchädlichſten unter ſchlafmachenden Mitteln: der gemeine Gartenſalat, deſſen wilder wandter, der Waldlaktuk allerdings ſchon zu den narkotiſchen G gehört (ſchon Plinius XIX, 8 erwähnt die narkotiſche Kraft Lactuca Arten). Auch die oben zu §. 13 erwähnten geiſtigen Get befördern den Schlaf, aber zunächſt und am meiſten nur jenen ti ſchweren, welcher dem Vormitternachtsſchlafe (primus somnus, V Aen. I, 474) entſpricht, während ſie öfters jenen leichten, ſinnen

rden hierbei langſamer, zugleich aber jenes tiefer, dieſer vol-
Ausſonderungen gehemmter und ſparſamer, ſelbſt das Blut
ber, das Fett häuft ſich an. Indeß geht öfters dieſe gewöhn-
einwärts gekehrte Richtung der Lebensthätigkeit, im Schlafe
ganz entgegengeſetzte über; der Puls wird dann ſchneller,
dünſtung verſtärkt. — Von den pſychiſchen Erſcheinungen,
en leiblichen Schlaf begleiten: von Träumen, Nachtwandeln,
ıtem magnetiſchen Hellſehen wird noch im §. 26 und 27 die
ɔn.

ver Liebe der Geſchlechter und von der Zeugung.

21. Die Geſchichte der Zeugung: des Entſtehens eines
ebens, aus dem untergehenden alten, wird aus der Be-
ıg der bloß leiblichen Elemente und Vorgänge nicht be-
es bedarf zu ihrer Beleuchtung einiger Strahlen aus
ſchichte der Seele. Denn nur das Beſeelte träget mitten
m Weſen den fruchtbaren Samen eines neuen Daſeyns;
s Beſeelte vermag zu zeugen.

ie Liebe der Geſchlechter und der fruchtbringende Wechſel-
derſelben beruhet auf einem Vorgange der Verzückung
trückung der lebenden Seele, aus dem eignen Leibe in
ſen, in die Natur eines fremden. In des Lebens Früh-
wenn der Weinſtock erblühet und der Würzgarten ſeinen
ibt; wenn der Granatbaum am Rebenhügel erröthet: da
tief im Grunde der Seele, ein Verlangen ſeine Schwin-
on gleicher Natur mit jenem, welches den kaum dem

Denn was wir Liebe nennen, das iſt ein Vorſchmack jener Schmerzen, ein Vorſchmack jener Luſt, welche die heimkehrende Seele empfindet, wenn die beengenden Bande der Leiblichkeit und ihres Wahnes gelöſ't ſind; wenn das Entzücken, das ſich im jetzigen Leben nur wie im Traume geregt, zur klaren, wachen Seligkeit geworden.

Wenn der Abendſtern ſinket und der Duft der Lilie im Thal emporſteigt, da wird, während der warmen Frühlingsnacht, mitten in der Schaar der Bienen ein Ton gehört: lockend und voll bewegender Kraft, wie der Hauch, der durch den lebenden Leib gehet. Es iſt die Stimme der Königin, welche des Auszuges in die neue, geliebte Heimath, der Trennung von der alten, beengenden begehrt. Ein Bewegen, mächtig und unwiderſtehlich, gehet durch die Tauſende der Schaar. Kommt dann der Morgen, da drängen ſich alle, die jugendlichen Drohnen wie das Gewölk der Arbeiter, dem führenden Weiſel nach, welcher, des Weges kundig, den er nie geſehen, durch die grünenden Auen und blühenden Gewände vorangeht, und während des Zuges über die ganze Schaar ein Feuer ausgießet, deſſen Zorn verzehrt, was feindlich dem Drange widerſteht und welches der Gefahr nicht achtet. So wird auch, wenn die Stimme der waltenden Liebe in der Seele ertönet, nicht nur Eine Kraft, es werden alle Kräfte des Leibes und der Seele wach und von einem Bewegen ergriffen, welches auflöſend auf die enge beſchränkende Selbſtheit wirket, und welches einem Fortziehen über dieſer hinaus, in die Form eines neuen Seyns gleichet. Bei den meiſten Lebendigen führet daher der Augenblick der Zeugung unmittelbar den Tod und die Auflöſung des Leibes herbei. Denn es war nur ein neues, künftiges Leben, welches ſie, unbewußt im Tod des alten geſucht, und wenn in dieſem Drange des Gemüthes das Thier der ſichern Todesgefahr entgegengeht, die Schmerzen, welche das verwundende und zerſchneidende Meſſer oder das Feuer machen, nicht achtet, da erſcheint es deutlich, als werde der Tod des Leibes eben ſo dringend als die Luſt der Geſchlechter begehrt. Das was die Liebe begehrt, und was die Luſt der Geſchlechter nur im dürftigen, leiblichen Abbild empfängt, iſt höher als das eigne Leben, beſſer als des Lebens Luſt. Darum heißt es in jenem alten Buche: Liebe iſt ſtark wie der Tod, und Eifer iſt feſt wie die Hölle. Ihre Gluth iſt feurig

ıtrage. Denn es ſey nicht der Duft, nicht das von
:m Roth gefärbte Blatt der Blüthe, denen der Geſang
n, ſondern das eigene Bild der Sängerin, welches neben
ilde der aufgehenden Sonne im Thautropfen ſich wider-
: das Bild, ſo vergänglich, ſo vorübereilend, und die
ɔes Geſanges darum ſo tief, ſo klagend. Von dieſem
: Bilde, verklärt in dem Lichte einer unvergänglichen
, ſinge die Turteltaube, am Gewäſſer des Bachs und am
ıden Thautropfen der Manna-Eſche; es ſinge von ihm die
ɛ Droſſel am See des Gebirges.
ɔch ſiehe, es iſt nicht das Bild des eigenen, vergäng-
Weſens: es iſt das ewige, unvergängliche Urbild des
ɦen Gemächtes, was die Sängerin mit Tönen der tie-
ɛhnſucht beſinget. Das, was Ariſtoteles die Form (das
ɓenennet, durch welche, aus unſichtbarem Anfang, jedes
ɛe Weſen gemacht worden: der Gedanke einer bildenden
ɛit, welcher dieſes beſondren Seyns gedachte, noch ehe
ɛ ſeinen Anfang genommen und welcher deſſelben ewig
ɛt, dieſer iſt es, deſſen unmittelbar genahten Einfluß die
ɪn der Stunde der Liebe empfindet.
Biſt du es nicht, du Liebe,“ ſo lautet das Lied der Nach-
„du Liebe, die mein gedenkt und mich zum Seyn bereitet;
ı es nicht, du ungetrübter Anfang des von Schmerz ge-
ı, ſterblichen Weſens, der ſich wieder zur Seele gekehrt,

überall da, wohin das Leben seine Wurzel schlägt, erscheinen die beiden, welche Eines für das Andre sind, hier in der Gestalt von Haupt und Gliedern als ein rechtes Auge und sein linkes, endlich als ein Sichtbares und sein unsichtbares Ergänzendes (nach §. 4).

Den Grund einer so allgemeinen und tief gehenden Theilung in Zwei oder Mehrere haben wir schon an einem andren Ort betrachtet. Gott allein, der Anfang alles Seyns, ist Einer und Derselbe, ewig sich selber genügend; das besondre Seyn vermag nur zu bestehen, wenn Er, der Eine, dasselbe beständig von neuem gibt und schaffet. Nur der Mangel aber, welcher zum Sehnen nach der Erfüllung wird, empfängt diese Erfüllung; darum hat ein Alle vereinendes Band (nach §. 11) zu dem in sich selber mangelhaften Einen das sichtbar und theilweise ergänzende Andre gesellt, damit durch den Zug zu der stellvertretenden, unvollkommnen Erfüllung jenes Sehnen beständig geweckt und wach erhalten werde, welches allein den zum Fortbestehen des Lebens nöthigen Einfluß von oben empfängt. So wird das Haupt nur durch seinen Zug nach den Gliedern dem Lebensstrome zugänglich; die Lunge vermag den Odem nur aufzunehmen, so lange durch den Nerven ihr Wechselverkehr mit dem Gehirn bestehet.

Es gehet die Gestaltung des Leibes, so sahen wir oben (§. 11), nicht allein aus dem Geschäft der eignen, diesem Leibe inwohnenden Seele, sondern vornehmlich aus der Mitwirkung jenes Bandes (des Seyns für ein Andres) hervor, welches als ein allgemeiner Odem des Lebens, als ein Alle erhaltender Geist aus Gott, die ganze Sichtbarkeit durchdringet. Unter und neben diesem hülfreich mitgestaltenden Einfluß bestehet jedoch die eigenthümliche Lebensbewegung der Seele: ein Etwas für sich, ein Besondres zu seyn, — die Richtung nach der Leiblichkeit. Dieses immer von neuem dem Band sich entziehende, von ihm sich frei machende Streben, welches dennoch für sich allein nur der Vernichtung entgegeneilen würde, wirkt selbstkräftiger fort, wenn nun der Einzelleib im Bau seiner Glieder vollendet: ein Ganzes geworden ist. Da erfasset das erhaltende Band den hinauseilenden Trieb des Lebens am Gipfel seiner Macht noch einmal da, wo derselbe schon der Grenze

ıde, neue Verleiblichung ſuchet, eine für jede einzelne Lebendigen feſtſtehende Zahl und Norm, ſo wäre von der Uebergang der leiblichen Formen in unzählige Ab- en und (Miß)-Bildungen unvermeidlich.

ın eine eiſerne Stange im Boden befeſtigt wird und ihrem untern Ende ein magnetiſcher Nordpol ſich ent- ba iſt es nicht das Einwirken eines ſchon vorhandenen, darem Eiſen ausgeſtalteten Südpoles, was in der den Nordpol hervorbringt; es wird hier der Magnet nicht durch einen andren, ſchon gewordnen Eiſen- rzeugt, ſondern das, was die Polarität erweckt, das ſichtbarer, nicht leiblich gewordner Strom des Mag- , welcher durch alle Theile der Erde gehet. So iſt , was den lebendigen Weſen das Geſchlecht gibt, ſo was ihnen das Sehnen einpflanzet, welches endlich wird, ein Unſichtbares, nicht ſinnlich leiblich Gewor-) iſt der anfänglich ſchaffende Wille, welcher dieſe be- Geſtaltung, dieſe einzelne Art der Lebendigen zum afen. Dieſe anfängliche, unſichtbare That des Willens, danke einer göttlichen Weisheit an ein Etwas, das t war und doch werden ſollte, iſt die feſtſtehende nach welcher alles einzelne Seyn und Weſen gemacht ndet wird. Sie iſt jener Engel, oder nach einem) Plato jene Idee, welche als unſichtbarer Anfang

uft: „ich wußte nicht, daß du nicht mein wareſt, ſon-
h nur dein. Wehen des lebendigen Odems, das über
oder der Gruft ging, ein Paradies war unter dir er-
, und nun iſt das Grab da.“ — Der Vogel fleucht
twortet der träumenden Seele nicht. Der wache Geiſt
s Menſchen redet zu Dem, deſſen Nähe die Seele nur
um geahndet, und empfängt Antwort. Hier iſt es nicht
r Widerglanz im Thautropfen, ſondern die ſtrahlende
ſelber, in welche das Auge des Adlers ungeblendet hin-
t. Der Geiſt kennet eine andere Weiſe der neuen Ver-
ng, als die, welche im Verkehr der Geſchlechter iſt.
r neugegebene Leib iſt dann unvergänglich, wie das Ent-
welches ihn gegeben.

r Geiſt auch nur, der im Menſchen iſt, wenn ihm
m leiblichen Vorbild die Ahndung des Urbildes gewor-
erklärt die vergängliche Neigung der Geſchlechter zur
en, ewigen Liebe. Und dieſe Liebe wird der Weg, aus
auſung des Todes hinauf, nicht nur in die Region
llgemeinen Naturlebens, ſondern zu Gott, dem Quell und
alles Lebens der Sichtbarkeit wie des unſichtbaren Weſens.

---

ir betrachten nun das Wunder des Entſtehens eines
ebendigen, ſo weit es der Plan dieſer Unterſuchungen
auch von Seiten der unmittelbaren ſinnlichen Erfahrung.

dahin gehörten Saiten oder Glocken auch dann, wen
nun in Ruhe gelassen werden, noch nachhören.

In den Eingeweiden der Menschen so wie andrer
hat man öfters Halbgebilde gefunden, welche den Ei
von einem noch ungestalteten Schleim zur Form des T
zu bilden schienen; ja es hat v. Baer das allmählige A
bilden eines Eingeweidewurmes der Teichmuschel aus
formlem Stoffe, zuerst zu einem halbflüssigen, fädigen
dann zu einem gegliederten Körper beobachtet, aus dessen
hörnern erst der besondre Wurm wurde. In diesem
scheint der die besondre Form des Entozoons bildende
von dem vollkommneren, den bildsameren Stoff umschli
Organismus auszugehen, wie vielleicht das Entstehen
flohartigen Thierchen aus der Wechselwirkung der athembare
mit einer Substanz, welche vorhin der Theil eines leben
den Organismus war.

Wildenow machte die merkwürdige Beobachtung, daß
da, wo er in den Treibhäusern des Gewächsgartens zu
ausländische Farrenkräuter aussäete, die ebenfalls ausländ
Arten von Farrenkräutern als verdrängendes Unkraut auf
welche schon seit längerer Zeit im Gewächsgarten angebaut
Um dieß zu vermeiden, ließ er im Frühling für jene
zusäenden Fremdlinge ein ganz eignes mit Glasfenstern
tes Beet einrichten; die Erde zur Aussaat wurde a
Walde geholt, die Blumentöpfe in einem weit vom G
hause entfernten Zimmer mit dem Samen bestreut, ja es
die Töpfe, bei einem andren Versuche dieser Art, so
mit Glasglocken zugedeckt. Dennoch schossen die einmal
den Gewächshäusern eingebürgerten americanischen F
solcher Menge auf, daß es schien, als wären sie in die Tö
gesäet worden. Diese konnten nicht in der deutschen

Wird doch auch anderwärts im Thier- und Pflanzenreich
bereiteten Leiblichkeit eine inwohnende Seele, wie der
die ſich aus der ſalzigen Flüſſigkeit niederſchlägt, ihre
bümliche, regelmäßige Form, durch eine von obenher wir-
Kraft gegeben, welche auf jene wie der Blitz der Wolken
ie erhöhete metallene Spitze herabfährt und den beſondren
nimmt, welchen der vorhandene Leiter ihr anweiſet. Auf
unmittelbare Weiſe geſchieht die Belebung der Abſprünge,
proſſen und ſelbſt eines großen Theiles der Eier.
Durch Abſprünge, oder durch eine bloße, einfache Theilung
eibes, etwa ſeiner Länge nach, vermehren ſich von ſelber
alden und einige andre Ringelwürmer, ſo wie die Pla-
und viele Infuſorien. Es wächſ't hierbei durch eine
fülle der Ernährung der hintere Theil des Wurmes ſtär-
und löſ't ſich von ſelber von dem Vordertheil ab, wel-
ein neuer Schwanz nachwächſet, während ſich an dem ab-
ngenen Hinterſtück ein eigenthümlicher Kopf bildet. Be-
nswerth iſt es hierbei, daß dieſe Vermehrung (durch ein
elber entſtehendes Zertheilen) bei den Planarien ſchneller
t, wenn ſie einzeln gehalten werden, als wenn mehrere
men beiſammen ſind.
Auch durch künſtliche Theilung des Leibes laſſen ſich die
n Zoophyten und mehrere andre Strahlenthiere vermehren.
m abgeſchnittenen oder abgeriſſenen Stück bildet ſich der

sem Wege entstehet in der Gestalt der Knollen, oder Zwiebeln oder Ableger, das was wir vorhin mit dem allgemeinen Namen der Sprosse bezeichnet haben. Die Sprosse ist kein einzelner Theil oder Abschnitt, der sich wie bei der eben beschriebenen Vermehrung durch Absprünge, erst nach seiner Trennung zu einem besondren Leibe ausbildet, sondern sie ist ein Einzelnes derselben Art, der sich erst, wenn sich schon alle zu ihm gehörigen Theile entwickelt haben, von dem Mutterstocke trennt.

An jeder Sprosse wird ein Theil gefunden, welcher durch eine Anhäufung des ernährenden Stoffes im Zellgewebe entstehet, und welcher, weil der nährende Stoff von mehlartiger Beschaffenheit ist, von Treviranus der „Mehlbehälter" genannt wird; auf diesem Mehlbehälter wird bei der Knolle und in ihm bei der Zwiebel jener härtere, mit Längsfasern versehene Körper (corpus solidum Malpighii) gefunden, in dessen Axe sich die Axe des Mutterstammes fortsetzt und welcher der bereiteten Speise als Esser zugeordnet ist: der künftige Stamm des neuen Leibes. Hierbei ist es eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit der Sprossen, daß sich bei ihnen immer der Theil zuerst bildet, welchem das Hauptgeschäft der Ernährung und Erhaltung des Einzelleibes zukommt; bei Pflanzen mithin der Wurzelstock, bei jenen Thieren, die sich durch Sprossen vermehren (den Zoophyten und einigen Würmern), der mittlere oder hintere, nicht aber der vordere Theil des Körpers.

Umgekehrt sehen wir bei der dritten Art der Entstehung neuer Lebendigen, bei der Entstehung in und aus einem Eie, zuerst jene Theile des Einzelleibes sich entwickeln, von denen der höhere psychische Antrieb des Lebens ausgeht: bei den vollkommneren Thieren das Rückmark und Gehirn, bei den unvollkommneren wenigstens die vorderen Theile vor den hinteren, und selbst in dem entstehenden Samen der Pflanzen wird ganz augenscheinlich nicht zuerst (wie bei den Knollen und Zwiebeln) zu der Fülle der bereiteten Speise der Esser gegeben, sondern vor allem der Keim des Lebendigen geschaffen, so daß öfters erst durch seine den Mutterleib zur Rückwirkung aufregende Kraft die Nahrung herbeigezogen wird. Die Substanz, wozu und woraus die ungeborne Frucht und das Ei sich gestalten, ist ein Flüssiges, nicht wie bei der Sprosse ein festerer Mehlstoff.

…er zu ihnen gehörige Leib bereitet wird.

… wir hierbei im Pflanzen- wie im Thierreiche Tau-
…hunderttauſende von Einzelleben oder Lebensanfängen
…er Vorrathskammer des Unſichtbaren hervortreten
…der Leiblichkeit der Mutter ſich überkleiden ſehen,
… auch im Reiche der Seelen einen Vorgang der An-
…geſellung oder Aggregation anerkennen, welcher der
…n der leiblichen Stoffe ähnlich iſt. Dieſe letztere:
…nderhäufung der gleichartigen, leiblichen Elemente
… eine allgemeine (gleichſam magnetiſche) Naturkraft:
…g bewirkt, deren Kraft hülfreich mit der Thätigkeit
…ämlich inwohnenden Seele oder des ſeelenartigen bil-
…ncips ſich vereint. Das, was die Aggregation der
…der Geſchichte der Zeugung begründet, das iſt mit-
…Geiſt eines allgemeinen Lebens, deſſen unmittelbare
…t, wenn ſie in einer höheren Region des Seyns die
… ihrer Glüth durchdringet und zur harmoniſchen Ein-
…verſchmilzt, als Begeiſterung erkannt wird.

…nach einem oben (S. 208) erwähnten Ausdruck des
… nur das Durchleuchtige jener Bewegung theilhaftig
… vermag, welche nach allen Richtungen hin das Licht
… ſo kann nur jenes Einzelleben die Wirkſamkeit des
…Lebensgeiſtes, welche Seele zu Seele geſellet, in ſich
… und durch ſich hindurchwalten laſſen, welche ſich

ergriffen ist. Dieses andere Bewegen ist das der Haltung, welche in ihrer höhern Form, als Physis, der inwohnenden Seele ihren Leib, mit allen seinen vielfachen Organen und Gliedern bilden hilft (nach §. 11).

Jedes Organ in seiner eigenthümlichen Wirksamkeit und Weise des Seyns gleichet einer mit der Region der Außenwelt, auf welche sie sich bezieht, mittönenden, mitbewegten Saite und diese Mitbewegung wird um so stärker sich äußern, je vielseitiger und vollkommner das Einzelwesen organisirt ist.

Hierinnen liegt der Grund, aus welchem gerade die unvollkommner organisirten Thiere und Pflanzen, ohne daß es bei ihnen einer Scheidung in die beiden Geschlechter bedarf, von selber gebärend sind, wenn sie in der Zeit des Blühens der psychische belebende Einfluß mit seinen Kräften durchdringt. Bei der vollkommner gestalteten Wesen aber, in denen das Mitbewegen mit der Welt des schon gewordenen und leiblich werdenden mächtiger ist, bedarf es zur Zeugung eines Geschlechts, welches, wie die durchleuchtigen Körper für die Bewegungen des Lichtes, so für das Walten des Seele zu Seele gesellenden Lebenseinflusses empfänglicher ist. Dieses Geschlecht ist das von den Banden des leiblichen Bildens weniger gehaltene, von ihnen freier gelassene männliche, dessen innre Verschiedenheit bei den Thieren öfter schon dadurch angedeutet ist, daß ihm allein die freie Beweglichkeit und selbst der geflügelte Zustand zukommt, während das weibliche Wesen ungeflügelt, mit dem Ort seines Aufsitzens wie verwachsen erscheint, oder bei der Pflanze einen bleibenderen unmittelbarern Theil des Gewächses bildet. Es stehet bei vollkommneren Naturen die weibliche Leiblichkeit mit dem einen Pole ihres Wesens in engerer Gemeinschaft mit der (magnetischen) Natur der das Irdische gestaltenden, mütterlichen Kraft der Haltung, als die männliche. Diese, wie sie an dem höheren Pole ihres Seyns dem selbstthätig bewegenden, von oben wirkenden Lebenseinfluß ähnlicher und gleichartiger ist, verhält sich gerade nach einer andern Richtung hin desto passiver und aufnehmend empfänglicher für sein Hindurchwirken als jene.

Eine Bildung, verwandt mit jener der Eier, wird schon bei den Conferven des süßen Wassers bemerkt. Die einzelnen durch Querscheidewände unterschiedenen Abtheilungen des röhrenarti-

erstes, schon von der weiblichen Thätigkeit allein ausge-
r Anfang bestehet in zwei saftreichen Häuten, in denen
rem ein farbloses Flüssiges ist. Die Gefäße des Nabelstrom
verlaufen in die innre Haut, an welcher sich die erste Nah-
für den Fruchtkeim: das mehlhaltige Perisperm absetzet.
er Ausbildung von diesem wird die organische Verbindung
Samens mit dem mütterlichen Fruchtboden aufgehoben;
amen wird ein Selbstständiges, in sich abgeschlossenes Ei,
lchem jetzt eine eigenthümliche Seele das Werk ihrer Bil-
n beginnt. Denn in oder neben dem Perisperm ist eine
r geblieben, welche ein wässerig Flüssiges erfüllt. Ein
lchen, das in diesem Flüssigen schwimmt, und das durch
dünnen nur aus Zellgewebe gebildeten Strang mit dem
perm zusammenhängt, ist der erste, sichtbare Anfang des
ys. Jenes Kügelchen bildet sich nach oben in ein breite-
nach unten in ein spitzeres Ende aus, und in demselben
ltniß, in welchem dieser Leib des Ungebornen sich entwickelt
das ihn umgebende Wasser zugleich mit dem Perisperm
et, so daß zuletzt nur die beiden Samenhäute in einem
ten Zustand übrig bleiben.

Das Ei der Thiere ist gleich jenem der vollkommneren Pflan-
n durch eine Haut gebildetes Behältniß, welches die ei-
rige Flüssigkeit und mit ihr ein Bläschen: die sogenannte
e, oder den Keim umschließt. Außer diesen beiden enthält

der Frucht; bei andern Thierordnungen schon im Eierstock ein Gemisch von Eiweiß und Dotter, oder wo der Dotter fehlt, das Eiweiß beigesellt wird, so bleibt dennoch der Keim das wesentlichste Gebilde des Ovariums. Die äußere Hülle entsteht in allen diesen Fällen erst in den Eiergängen oder im Uterus. In diesem letzteren Verhältniß allein erzeugt sich auch bei den Säugthieren der eiweiß- und dottenartige Stoff, während die kurze Zeit nach der Empfängniß um den bereits sichtbaren Fuge bemerkbar werdenden Kügelchen Anderes nicht als bloße Keime, ohne Dotter und Eiweiß, zu seyn scheinen.

Die Aufeinanderfolge der Erscheinungen bei der fortschreitenden Gestaltung des Ungebornen erscheinen in den verschiedenen Thierordnungen verschieden, obgleich hiebei ein allgemeines Gesetz unverkennbar ist. So zeigen sich nach Herolds Beobachtungen an dem Embryo der Spinnen der Kopf und die Füße früher entwickelt als das Herz, und dieses bleibt noch bewegungslos wenn die andern Theile schon ausgebildet sind, und auch es ist bereits selber in seiner eigenthümlichen Gestalt vorhanden. Auch an der Frucht des Krebseies werden die Füßchen, von deren wichtiger Bestimmung oben S. 197 die Rede war, früher bemerkt als das Herz; dieses wird erst sichtbar, wenn schon alle an der Bauchseite des Leibes liegenden Organe ihre Gestalt gewonnen haben. Denn es bildet sich überhaupt nach Rathkes und Webers Beobachtung bei allen thierischen Embryonen zuerst die Seite, an welcher die Centraltheile des Nervensystems gelegen sind, mithin bei den wirbellosen Thieren die Seite des Bauches, bei den Wirbelthieren die Seite des Rückens.

Statt der Bewegungen des Herzens werden an den Früchten einiger unvollkommneren Thiere Bewegungen des ganzen Leibes bemerkt, welche bei den Ringelwürmern so wie bei den Zoophyten das Einschlucken der Flüssigkeiten des Eies durch die Mundöffnung zu begleiten scheinen. An dem Embryo der Weinbergsschnecke zeigt sich eine rotirende Bewegung.

Nur die Frucht der Wirbelthiere, nicht die der wirbellosen, bildet sich deutlich wie schon oben S. 82 erwähnt worden, wie von zwei Centralpunkten aus, davon der eine im Fruchtkeim, der andere an der Oberfläche des Dotters gelegen ist. Von dem er-

e ſichtbar gewordenen Wege jener beiden Thätigkeiten, durch
(nach §. 11) der Leib mit allen ſeinen Gliedern gebildet
halten wird; von außen nach innen wirket jener Einfluß,
ir als die Wirkſamkeit eines allumfaſſenden Bandes; er-
n, von innen der nach Verleiblichung ſtrebende Einfluß der
ümlichen Seele. Hierbei werden denn nicht ſelten Theile
ußen ſchon ſichtbar, während ſie ſich nach innen, in
Zuſammenhang mit dem Nervencentrum noch nicht verfol-
ſſen. Doch iſt ihnen offenbar die Richtung der Entwick-
nd Verbindung nach innen hinein durch die anziehende
des Nervencentrums vorgeſchrieben, und bei jenen Miß-
gen, bei denen irgend ein Theil fehlte oder ganz entſtellt
ließ ſich der Anfang dieſer Mangelhaftigkeit faſt immer
:rvenſyſtem nachweiſen. So fand Tiedemann bei ſolchen
ſtaltungen, denen die äußern Geruchswerkzeuge oder die
fehlten, auch keine Riech- und keine Sehenerven; bei
, welche nur ein Auge hatten, zeigte ſich auch nur ein
ebener) Sehenerv.

ben aber dieſer Hauptmittelpunkt des eigenthümlichen
, das Nervencentrum, erſcheint in dem Ungebornen von
rſchiedener Kraft und Bedeutung, und der Weg der eignen
enden Seele zur Leiblichkeit iſt mit dem meiſten Dunkel
. Wäre es, nach der Behauptung eines trefflichen Phy-
ü das Gas der Hirnhöhlen, an welchem der unſichtbare

[illegible] beim Ausgebornen; die Hauptgeschäfte der [illegible] von Seele nothwendig sich verknüpfen müßten, so erschienen [illegible] unbegreiflich, wie bei einigen Mißbildungen, welche an [illegible] Theilen ziemlich vollständig sich im Mutterleibe entwickelt hatten, das Gehirn so wie der ganze obere Theil des Rückmarks und mit diesen zugleich der Kopf, die Brust und überhaupt der ganze Oberleib fehlen konnten, während der untere Theil des Rückmarkes und Rückgrates und hiermit zugleich die untere Eingeweide und Glieder des Leibes, in ihrer gewöhnlichen Gestaltung sich zeigten.

Oefters mag in einigen der merkwürdigsten Fälle von mangelhaften Mißbildungen, wie dieß eine Beobachtung von Morgagni erweiset, am Anfang der sichtbaren Entstehung ein Gehirn und Rückmark vorhanden gewesen seyn, beide aber sind erkrankt und aufgelös't, der untergeordnete Leib jedoch hierin erhalten und fortgebildet worden. Hier hat die eigenthümlich bildende Seele durch die Seele und das Nervencentrum der Mutter gewirkt, oder die mütterliche Seele selber hat das Geschäft der Bildung dieser zweiten Leiblichkeit übernommen; ein stellvertretendes Verhältniß, welches besonders da statt zu haben scheint, wo sich auf ähnliche Weise wie bei den oben S. 264 erwähnten Sprossen, mitten in einem lebenden Thier oder Menschenleibe solche Theile eines fremden Leibes entwickeln, welche dem Ernährungsgeschäft zunächst dienen, wie Zähne und Kinnbacken, sammt dem parasitischen Gewächs der Haare, ohne ein zu ihnen gehöriges Haupt.

Ueberhaupt aber scheint auch im gewöhnlichen Verlaufe, während des Wechselverkehrs der mitbildenden Kräfte des Bandes (nach §. 11) mit der dem neu entstehenden Leib inwohnenden Seele ein hülfreiches Hauptelement nicht nur von dem nährenden Leibe, sondern mehr noch von der Seele der Mutter auszugehen. Diese ist es, welche alle ihre Kräfte mit den Kräften der Seele des Ungebornen vereint, für diese empfindet, erkennt und wirkt, zwei Seelen in der Hand ihres Wollens tragend. Es gränzet hieran ein Gebiet von Erfahrungen, welche zu den merkwürdigsten, zugleich aber auch zu den am wenigsten sorgfältig beachteten der Seelenkunde gehören, und welche zum Theil in dem weiteren Verlaufe dieser Unter-

ɔt wird, wie das Licht eines kleinen Sternes von dem der Sonne; ſo wird doch zuweilen von der leiſe fühlenden, das Getöſe des äußern Lebens nicht übertäubten Seele lutter, in deren Leib der Keim eines neuen Menſchenle- chkäft, die Nähe und der Einfluß einer dem Urquell des ns noch näher ſtehenden, andren Seele empfunden. Es e Stimme, es ſind die Kräfte einer unſichtbaren Welt §. 4), welche dann, wenn ſie nicht von dem lauten, in- Geſchrei der Leidenſchaft und den Eitelkeiten der verirrten r übertäubt, und in ihrem Keim verdorben werden, die liche Seele ſelber emportragen helfen, und welche, wenn ɔergewaltige Einfluß der Mutter ſie nach andrer, niederer ng hinriß, einſt fragen werden: warum haſt du uns nicht ?

Der Zuſtand der Seele des Ungebornen iſt gewiß nicht ohne eſchäft des Empfindens, des Erkennens, des Wollens. ɔas Denken der Seele dieſes magnetiſch ſchlafenden Leibes ſo wie das Wollen, mit dem Denken und Wollen der , welche ihr ein leitender Engel zu ſeyn beſtimmt war, n der Seele der Mutter. Wenn die im Zuſtand des ge- ichen thieriſchen Magnetismus Entſchlafenen während en mit der Seele ihres Magnetiſeurs empfunden, gedacht ewollt haben und nun aus jenem Zuſtande zu ihrem eigen- ichen Einzelleben wiedererwachen, ſcheint ihnen Alles,

tung leichter und auf eine unbestreitbarere Weise am
an der Seele des Kindes. Während in dem spätern We
(ausgebornen) Lebens das im §. 11 beschriebene W
hältniß der eignen inwohnenden Seele und des erk
Bandes so nothwendig für die Fortdauer des Lebens
wenn das eine von diesen beiden Elementen aufhört
ken, oder selbst dann, wenn es dem andern nicht m
Gleichgewicht hält, hieraus der Tod entsteht (nach §.
hen wir in der ungebornen Frucht die inwohnende See
ihren Weg zur Leiblichkeit verlassen, während die mi
Kraft des Bandes noch immer fortfährt, einzelne Th
in Beziehung auf das schon verschwundene Centrum
zu erhalten, ja weiter zu entwickeln. Otto beobach
menschliches Ei, welches alle äußern Theile eines vollk
ja eine Nabelschnur und Nabelbläschen hatte, die Fru
zu welcher diese hinführen sollte, war nicht (mehr)
Im Grunde genommen, war auch in jenen Mißbildun
denen das Gehirn und Rückmark zerstört gewesen, da
lich Lebendige mitten aus dem Gebäu der Glie
schwunden.

In diesen Fällen scheint die leiblich bildende K
mütterlichen Seele, freilich auf eine viel sichtlicher
Weise, dasselbe Geschäft geübt zu haben, welches di
Bildungskraft solcher Menschen übt, die irgend ein
Glied ihres Leibes gewaltsam verloren haben. Diese fül
gleichsam in und mit dem einst besessenen Theile, es
seiner die Seele, als hätte sie ihn noch. So waltet auch
die bildende Kraft der mütterlichen Seele noch immer
Richtung, in welcher sie vorhin der Seele des Ungebo
Leiblichkeit bilden half, fort, und vereint ihre Wirksam
jener des gestaltenden Bandes, wenn bereits die frem
ihren neuen Weg zu verlassen anfängt, ja ihn wirkl
verließ.

Nicht bloß auf das Ungeborne, sondern selbst
Neugeborne übt die Seele der Mutter oder Pflegerin n
fluß. Bei den Vögeln, welche das schon ausgeborne
bebrüten, hat Faber einen wesentlichen Einfluß der b
Mutter auf die Richtung der Triebe der in dem Ei

und wirbelloſen Thiere vertrauen ihre Eier, ohne weitere
fe, dem die weitere Entwicklung begünſtigenden Elemente
Doch zeigt ſich auch hierbei nicht ſelten eine den künf-
nterhalt der Brut bedenkende Vorſorge der Mutter. Eine
n Meeresaſſeln (Oniscus) legt nach Cavolini's Beobach-
hre Eier in den Leib der Krebſe, worinnen dann jene
urzeln ſchlagen und ſich entwickeln. Eben ſo pflegen
nſecten ihre Eier in den nährenden Leib eines andren
zu legen oder für die noch im Ei verſchloſſene Larve
m Voraus das erſte Futter zu bereiten. Dagegen wer-
e Larven der Fröſche ohne weitre Vorſorge der Mutter
ner Laichgallert ernährt, mit welcher der mütterliche Leib
r gleich bei ihrer Geburt überkleidete; den Jungen der
rgsſchnecke dienet die Schale, des Eies, das ſie einſchloß,
ten Nahrung.

ur in den beiden höchſten Thierclaſſen ſtehet die Weiſe,
her das Junge geboren wird, feſt und es gebären alle
hiere lebendige Junge, welche ſie einige Zeit durch milch-
Säfte ihres Leibes ernähren, alle Vögel gebären Eier.
n kann man künſtlich bewirken, daß ſelbſt ſolche Schlan-
elche gewöhnlich Eier legen, zu lebendig gebärenden wer-
wenn man ihnen das zur Häutung nothwendige Waſſer
. Hierdurch werden ſie zugleich verhindert ihre Eier zu
nd die in dieſen enthaltnen Jungen verlaſſen nun die

sammengesellung mit dieser oder einer andren mütterlichen Seele, nicht von fremden und äußeren Einflüssen, sondern von einem innern Zuge abzuhängen, welcher in diesem besondren Seyn lag, noch ehe dasselbe ein leibliches geworden.

Erläuternde Bemerkungen. Zu dem Inhalt des vorstehenden §. vergl. m. die Noten zum §. 4.

Eros ist der Sohn der Penia und des Poros, des Mangels und des Ueberflusses, nach Plato's Symposion 203. Eros, „bald an demselben Tage blühend und gedeihend, wenn es ihm gut geht, bald auch hinsterbend, aber doch wieder auflebend, nach seines Vaters Natur" stellt als „göttliche That" das Ewige und Unsterbliche dar, wie es im Sterblichen seyn kann (ib. 206). Denn unter und mit dem Zug der sichtbaren Liebe wirkt einer nach dem Unsichtbaren; ja dieser Zug des Sehnens nach einem höheren Element der Befriedigung ist es eigentlich, welcher den nach dem niederen erregt und diesem seine Kraft gibt, wie es eigentlich bei der ätzenden Kalkerde, wenn diese durchs Brennen ihr Krystallisationswasser und ihre Kohlensäure verloren hat, der Zug nach diesen Stoffen der feineren Art ist, welcher sie befähigt eine so innige und feste Verbindung mit dem Quarzsand (zum Mörtel) einzugehen. M. v. oben das S. 23 und 24 Gesagte.

Die Nothwendigkeit einer Entgegensetzung von Zweien (Polaritäten, Seitenhälften, sich entgegengesetzten Krystallisationsflächen, Geschlechtern), wenn in der Natur irgend eine Gestaltung oder Bewegung entstehen soll, zeigt sich, aus den oben S. 258 angeführten Gründen von den niedersten Bildungen des Steinreiches an bis hinan zu den Systemen der Doppelsterne.

Das oben erwähnte, psychische Element, welches nächst diesem der Zuneigung der Geschlechter und der Zeugung zu Grunde liegt: der Auswanderungszug der Seele in eine fremde Persönlichkeit, wird zuweilen beim Menschen Gegenstand des Bewußtseyns. Ein hieher gehöriger Fall findet sich in Maucharts allgemeinem Repertorium für empirische Psychologie, Band I. S. 156, von welchem wir einige Züge nach der wörtlichen Erzählung des Selbstbeobachters, den dieser Zustand betraf, hier beifügen wollen: „Ich beneidete sie um ihr Daseyn, um ihre Personalität, um alle ihre Verhältnisse, um ihre unbedeutendsten Begebenheiten. Wahrhaftig — es ist mir jetzt selbst beinahe unglaublich — ich beneidete sie einmal um den Vorzug, ein elendes Gemälde in der Kirche vor dem Gesichte zu haben, das ich an meinem Platze nicht sehen konnte. Es ist unmöglich, daß eine Disposition der Seele, ohne wirkliche Verrückung zu seyn, dem Wahnsinne näher komme, als meine damalige. Diese Leidenschaft war indessen so lebhaft bei mir, daß die augenscheinlichsten Beweise von ihrem nicht beneidenswerthen Zustande nichts dagegen vermochten. Wenn sie noch so tief gebeugt einher ging, beneidete ich sie um ihren Kummer. Aber da war sie auch unwidersprechlich reizend; kein Wunder, wenn ich sie dann um ihre Glückseligkeit am stärksten beneidete. — Ich weiß nicht, ob je ein Liebender so weit sich verirrt hat, daß er die Geliebte um ihre Individualität beneidete. Aber ich that's im höchsten Grade. Ich war mir jetzt durchaus des Wunsches nicht bewußt, von ihr geliebt zu werden, sondern sie selbst zu seyn."

Die Zeugung (des leiblich Sichtbaren) findet freilich (nach Synes. de provident. L. II, p. 127) in unsrer niederen Weltregion statt, die Ursache des Entstehens liegt aber in einer oberen Welt, aus welcher

e männliche, zeugende Flüssigkeit kommt, hauptsächlich der chemi-
sammensetzung, am meisten mit der Nervensubstanz überein.
Berthold's Lehrbuch der Physiologie S. 711. Nur sind einige
estandtheile, wie der Phosphor und die Soda, viel weniger vom
rtigen Stoff verhüllt und gebunden, so daß jener frei auf den
wirkt, diese aber durch ihre alkalische Reaction auf Pflanzen-
te sich verräth.

n den eigentlichen Infusionsthierchen und ihren Bewegungen,
in Aufgüssen entstehen, in denen vegetabilische oder thierische
verwesen, sind wohl jene zarten Stäublein und ihre Bewegun-
unterscheiden, welche nach R. Browns und J. Döllingers Ver-
deren Resultat der letztere der Akademie der Wissenschaften
chen mittheilte, auch aus unorganischen Körpern, welche man
lich fein zertheilte, hervorgebracht werden. Stäublein dieser
enn sie kleiner sind als der viertausendste Theil eines Zolles und
ser eingetaucht werden (nicht aber wenn sie auf diesem bloß
nen), zeigen eine rotirende oder hin und her schwankende Be-
, welche gewöhnlich nach der einen Richtung hin stärker und
gender ist. Diese Bewegung gründet sich, wie es scheint,
f ein bloßes, etwa elektrisches Anziehen und Abstoßen zwischen
zelnen Stäublein selber, sondern auf das Walten eines allge-
n, außer den Körpern unserer Sichtbarkeit gelegenen Lebens-
s, von welchem im §. 30 noch weiter die Rede seyn wird. Die-
meine Leben äußert nach dem Gesetz einer fuga vacui überall
e bewegende Kraft, wo die Bande der besonderen, niedreren
eit sich lösen (m. v. S. 19). Die erwähnten Versuche, aus
ch ergab, daß nur Stäublein, die unter einer gewissen Größe
Bewegungen zeigten, deuten auch darauf hin, daß hierbei die
es oberen Einflusses ihre bestimmte Gränze habe, jenseits wel-
sich — am starren Körper — nicht mehr sichtbar zu machen

Ueber das Verhältniß der Infusionsthiere im engeren Sinne
er freiwilligen Entstehung (generatio aequivoca) zum voll-
ren Thierreich und seiner Erzeugung vergl. m. G. H. Schuberts
ne Naturgeschichte (1826) §. 63 u. f. Sehr beachtenswerth ist
obachtung von Treviranus, nach welcher in einem Aufguß von
rtonen Pflanzenwurzeln mit Flußwasser keine Infusorien ent-

rer. — Die Farrenkräuter, welche nach Wildenows
(Magazin der Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin f. d. n
in d. Naturk., J. 2, S. 294), ungeachtet aller angewe
sie hiervon abzuhalten, immer wieder aufgingen, ohne
seyn, waren Pteris longifolia und serrulata, Acrost
melanos und Hemionitis dealbata.

Durch Absprünge scheint sich in Grönland selbst u
Regenwurm von selber zu vermehren (nach Otto Fabric.
landic. p. 276).

Die Entwicklung einer Sprosse oder eines A
einem für sich bestehenden Ganzen ist ebenfalls nur bei
möglich, bei denen die Wiederergänzungskraft der fehl
aus den vorhandnen (die Reproduktionskraft) vollkomme
Die Axe der Sprosse ist nur eine Fortsetzung der Axe des
Körpers; an jener sind die Organe der niedern, dem Ge
nährung dienenden Theile vorhanden, die höheren, al
hierzu gehörigen Organe sind im mütterlichen Körper,
aber selbstständig, bei der weiter gehenden Abtrennung,
vorhandnen Theilen hinzu. Auch in dem Leibe vollkomm
sogar des Menschen und hier zwar öfterer im weiblichen,
doch auch im männlichen kommen Bildungen vor, ähnli
Sprossen. Denn daß namentlich die Zähne, die gewöh
Größe und Gestalt sind, welche sie beim Menschen in der Zei
haben, und deren Plouquet in einem von ihm beschriebenen F
eingeschlossen von einem häutigen Sack, in einem Men
fand, nicht Ueberreste eines zerstörten Fötus seyn konnt
Treviranus (Biologie III, S. 297, m. vergl. das oben ang
S. 110 u. f.) gezeigt. Außer den Zähnen fanden sich in
Knochen, welche am häufigsten den Kieferknochen glichen
mit oder ohne Wurzeln. Solche den Knollen oder Spro
ren Thiere und Pflanzen gleichende Mißbildungen wur
häufigsten in den Eierstöcken, zuweilen aber auch in de
Magen, in dem Netz und anderwärts (Murray de dentiu
in ovario generatione. Upsal. 1780; Meckel über regeln
und Zahnbildungen, in s. Archiv f. d. Phys. B. I, S. 51
ranus a. a. O.; am Magen eines Mannes fand eine solche
Rupsch adv. anat. dec. III, T. II). In einem von Gor
chirurgic. Trans. Vol. XIII, §. 1 und dem Archiv von H
J. 1825, Jul., Aug., S. 184, nach Trev. S. 112) beschr
fand man in der Brusthöhle einer, wie es schien in Folge
entzündung gestorbnen jungen Frau einen Sack, den gro
seröse Flüssigkeit, sammt einer talgartigen mit Haaren ver
stanz erfüllte. Darin ein dem Oberkiefer ähnelnder Knoch
vom Alveolenfortsatz und 7 Zähne: 2 Schneide-, 2 Eck, 5
Einer der Eckzähne hatte Glasur an der Krone und war v
befreit, die Schneidezähne waren an einer Art von Gau
stigt; die andern Zähne lagen in ihren Kapseln und Hö
Erzeugnisse einer irre geleiteten bildenden Kraft haben ihr
Seyn und Wesen nur in der fortbestehenden Verbindung mi
welchem sie entstunden; außer dieser Verbindung hören sie, weil
Kraft der Reproduction ist, alsbald auf zu wachsen oder sic

Eier der Thiere sind oft mehrere wieder zu einen
vereint. Ein solches zusammengesetztes Ei oder Eierkapse
egel umfaßt 6—12 Eier. — Der Dotter findet sich nic
aller Wirbelthiere, sondern auch der Mollusken, Insecten
Die jungen [illegible], [illegible] und mehrere andre neugebor

:ln. Das Junge der Weinbergsschnecke kriecht bei 20° Wärme
n 21sten Tage, bei 12° Grad am 38sten, bei 6 bis 8° erst
; Tagen aus dem Ei. — Fabers oben S. 272 erwähnte Er-
; steht in s. Buch über das Leben der hochnordischen Vögel,
m. v. Treviranus Biol. V, 467 und a. a. O. S. 107). Eine
ge Befruchtung reicht bei Vögeln zur Belebung mehrerer Eier
d ihre Folgen scheinen sich auch bei Amphibien auf mehrere
: hinaus zu erstrecken (Biol. III, 263, 264, Erscheinungen u. f.
). Belebte Eier auch ohne vorhergehende Befruchtung gebären
en Schmetterlingen die Bombyx potatoria und coeruleo-ce-
Phalaena casta und Xylophtorum, Sphinx Ligustri; ferner
nenweibchen, die Blattläuse, der Wasserfloh, die zweischaligen
ln und selbst mehrere Schnecken (Daphnia pulex, so wie
a longispina, Cypris u. a.; m. vergl. Treviranus Biol. III,
) Erscheinungen und Ges. d. o. L. I, S. 117 u. f.). — Daß das
ißmäßige Alter der Eltern auf das Geschlecht der Kinder von
.. Einfluß sey, schien aus Hofackers und Notters Berechnungen
ngehen. Im Allgemeinen schienen mehr Knaben geboren zu
wenn der Vater älter (auch kräftiger) als die Mutter war und
)rt. (Ueber die Eigensch., welche sich von den Eltern auf die Nach-
; vererben von J. D. Hofacker, mit Beitr. v. Notter, Tübingen,
Schon im Samen der Diözisten schien das Geschlecht erkennbar
Autenrieth de discrimine sexuali jam in seminibus planta-
nicarum apparente. Tubing. 1822. — Ritchie (the Edinburgh
Journ. Vol. XI, p. 263) fand durch seine Beobachtungen und
e im Allgemeinen die in Schottland herrschende Meinung be-
daß aus solchen Vogeleiern, bei denen das am breiten Ende be-
Luftbehältniß gerade an der Spitze dieses Endes liegt, männ-
iere oder Hähnchen, aus solchen deren Luftbehältniß zur Seite
Weibchen hervorgingen.

rirrung des Naturtriebes, welcher sonst nur die Geschlechts-
ze der gleichen Art zusammenführt, wurde beobachtet zwischen Can-
melanura und Elater niger (nach Rossi, Biologie III, 416),
Melolontha agricola und Cetonia hirta (Voigt's Magazin f. d.
Zust. d. Naturk. IX, St. 3, S. 232), so wie zwischen dem
nd der Criks-Indianer und dem nordamericanischen grauen

offenbar ein Gehirn und Rückmark dagewesen, beide aber dur
sucht zerstört worden. Dagegen scheinen jene Mißbildungen, d
Henkel (Neue medic. und chirurg. Anmerk. B. 1) und Clark
Transact. V, 1793, p. 154) beschreiben, zu den vorhin, bei S
wähnten knospenartigen Erzeugnissen eines verirrten, bloß mi
Bildungstriebes zu gehören.

Bei den vollkommneren Säugthieren und dem Menschen
chen die Samenträger (Testes, ὄρχεις Galen. de us. part.
c. 10, ed. Kühn. T. IV, p. 184 seqq.) den Staubträgern od
ren der vollkommneren Blüthen. Ihrer sind zwei, welche
bornen Kinde wie in den wallfischartigen Säugthieren immer
gen Nagethieren, z. B. vom Hasengeschlecht, doch den größe
des Jahres — außer der Begattungszeit — in der Unter
verborgen, sonst aber in dem, durch eine Scheidewand getheil
thümlichen Behältniß (Scrotum, ὄσχεος ib. c. 6, p. 163) enth
„Der Bau ist drüsig, mit einem eigenthümlichen Uebergewich
führenden Canäle, welche sehr lang, und daher sehr fein und z
ihre Verwicklungen den größten Theil der Samenträgersubsta
zwischen ihnen und an sie selbst vertheilen sich die aus der
Durchmesser bedeutend langen Samenarterie entspringenden
gungen, aus welchen sich wieder die schnell dicker werdenden V
wickeln. Der in diesen feinen knaulartig zusammengewickelten
Gefäßchen abgesonderte Same wird durch mehrere etwas we
näle, welche die derbe Haut des Samenträgers durchbohren, ausge
diese ausführenden Gänge bilden durch neue Verwicklungen d
träger (ἐπιδιδυμίδες) und vereinigen sich endlich in einem
anfänglich auch noch verwickelten Canal, welcher als Samenl
Unterleibe aufsteigt und sich in die zwischen der Harnblase
After gelegenen Samenbehälter begibt; diese endigen sich an
Stelle, wo die Samenleiter in sie einmünden, in zwei kurze die
durchbohrende und in den Anfang der Harnröhre geöffnete R
Bei der durch die Contractionen der Samenbläschen bewirk
leerung der zeugenden Flüssigkeit vereinigen sich mit ihr die
Aussonderungen einer vor dem Ausgange in die Harnröhre
Drüse (Prostata, ἀδενοειδὴς προστάτης, Gal. l. c. c. 11,
Endlich so nimmt die aus Blut und Nerven gewordene zeuge
sigkeit, durch Hülfe des zuströmenden Blutes und der Nerven
meisten vollkommneren Thieren denselben Ausgang, welchen
nimmt. Es sind die von Hamme, im Jahr 1677 im Samen
und zeugungsfähiger Thiere entdeckten Infusorien (die sog
Samenthierchen) keine anderen, als solche, welche man auch ni
im Schleim der Zähne, ja im Eiter der Wunden entdeckte: a
daß jener Vorgang, welcher die zeugende Flüssigkeit zu ih
bringt, verwandt sey dem Vorgange der Verwesung und V
des Leibes.

In der Unterleibshöhle verborgen, von der S. 114 er
die Eingeweide umkleidenden Haut umgeben, liegen im weiblic
per die Keimträger oder Ovarien. Auch sie sind von drüsig
reich an Gefäßen und Nerven. Statt der haarartig feinen,
bereitenden Gefäßchen der männlichen Samenträger zeigen s
in dem Innren der weiblichen Keimträger zarte Bläschen, „we
für den Eiern der Vögel analoge Gebilde angesehen, und d
Keimträger zum Theil als Eierstöcke benannt hat, wie denn a
lich mehrere Beobachter, namentlich v. Baer, in jenen Bläsch
Körperchen angetroffen haben, welche den Charakter der Eibi
sich tragen und höchst wahrscheinlich die Keime sind, woraus

ten durch Entwicklung hervorgehen, ſo daß wenn auch die zwei
ei Linien im Durchmeſſer haltenden Bläschen nicht ſelbſt die Eier
wofür ſie öfter gehalten wurden, ſie doch die Erzeugungsſtätten
den ſind, welche jedoch mit dem Austritte des Eies zu Grunde
indem an ihre Stelle ein gelber Körper (corpus luteum) tritt.
die Geſellung der Geſchlechter öffnet ſich ein Bläschen, indem
hülle zerreißt, und es ergießt ſich die in ihm enthaltene Flüſſig-
eit welcher das wahre Eichen austritt; beide werden von zwei von
ärmutter (uterus) ausgehenden Röhren (tubae Fallopiae) durch
weiterten, mit gefranzten Rändern verſehenen inneren Oeffnungen
ommen. Zugleich erzeugt ſich in der Höhle der Bärmutter von
chwittem Faſerſtoff ein häutiges Gebilde, welches die innern
ungen auskleidet und die Ausgänge des Fruchtbehältniſſes um-
, noch ehe das Ei in dieſen eingedrungen iſt. Das binnen eini-
gen durch die Fallopiſche Röhre, an der Höhle der Bärmutter an-
te ſehr kleine Ei drängt die obenerwähnte Haut membrana deci-
urück und legt ſich in die ſo entſtandene Umbeugung oder Fal-
membrana caduca reflexa hinein. Dieſe umgebengte Haut
ald dünner als die erſtere, welche nach und nach auch ſich ver-
und gehet gegen den dritten bis vierten Monat, meiſt durch Auf-
g und Verwachſung an das Ei ſelbſt verloren. Das Ei ſelbſt
man 21 Tage nach der Befruchtung ungefähr als eine einen hal-
ll im Durchmeſſer haltende, von ſeinen beiden hinzugekomme-
üllen eingeſchloſſene Blaſe an. Es beſtehet dann aus einer
t, ringsherum dicht mit Flocken beſetzten Haut: dem Chorion, in
m eine kleine, Waſſer enthaltende Blaſe, das Amnion, einge-
n iſt; zwiſchen beiden liegt das Nabelbläschen, welches zweifels-
die Geburtsſtätte des werdenden Embryo's iſt, welcher ſich von ihm
ntwickelt, und in das Amnion einſenkt, wie ſich früher das Ei
in die Decidua einſenkte. Dieſes Nabelbläschen iſt alſo der we-
chſte Theil des menſchlichen Eies, dem Dotter des Vogeleies ver-
dar. In welcher Beſchaffenheit das Ei vom Eierſtocke ausgehe,
ſchon, nur noch ſehr klein, die Beſtandtheile des hier aus dem
der dritten Woche beſchriebenen Eies habe, oder ob und welche
hinzukommen, insbeſondere wie das Amnion entſtehe, iſt noch
mit vollſtändiger Sicherheit ermittelt. Im bebrüteten Ei der
el fängt die Entwicklung des Embryo's auf der Oberfläche des Dot-
mit der Entſtehung einer kleinen häutigen Scheibe, der Keimhaut
in der Mitte dieſer entſtehet das Rückenmark (an deſſen oberem
n Ende die Gehirnbläschen ſich entfalten), unter allen Organen
; daran bildet ſich die Wirbelſäule, hierauf folgt das Herz, und
ſtehet die der Länge nach ganz offene, dem Dotter zugekehrte
und Bauchhöhle; während ſich der Rücken in Kopf und Rumpf

Die wenigen an Embryonen der Säugthiere gemachten Beob-
gen aus einer ſehr frühen Zeit des Eilebens, ſo wie die Verbin-
wiſchen dem menſchlichen Embryo und dem Nabelbläschen durch
sa omphalo meseraica machen es wahrſcheinlich, daß auch der
liche Leib durch Bildung des Rückenmarkes auf ähnliche Weiſe
Vogel ſeinen Anfang nehme, obgleich dieſer erſte Entwicklungs-
ſehr ſchnell verlaufen muß. Zwiſchen dem 21ſten und 28ſten Tage
man im menſchlichen Ei, ſelbſt innerhalb des Amnions einen oft
eine Linie langen Embryo an, an welchem ſchon der gebildete
und Unterleib zu unterſcheiden ſind. In der achten Woche hat
deſſen Flocken, nachdem ſie ſich erſt ſehr verlängert hatten, all-
verſchwinden, die Größe eines Taubeneies, und der in dem Am-
waſſer ſchwimmende Embryo iſt mehrere Linien lang, ſein Un-

terleib geschlossen und auch nicht selten die frühere so wichtige Verbindung mit dem Nabelbläschen gelöst. Nun sind auch die äußeren Bildungen deutlich und bestimmt menschlich geworden, so wie auch im Innern eine genaue Sonderung der Organe und regelmäßige Anordnung beobachtet werden kann." Denn es werden am Hirn schon das große und kleine so wie beide Halbkugeln (§. 17); an den verhältnißmäßig sehr großen Augen, die Augenlieder erkannt; Mund und Nase, bis zur sechsten Woche ein gemeinsames Bläschen, trennen sich, der Mund anfänglich ein zartes Rißchen, die Nase ein Grübchen darstellend, welches jedoch bald zur zarten Hervorragung wird, die in der achten Woche sich öffnet. Die äußeren Ohren erscheinen noch als Eintiefungen, von Wülsten umgeben. Die Verknöcherung beginnt mit der siebenten Woche, zuerst am Rückgrat; Hände und Füße, erst in der sechsten Woche wie kleine Knöspchen an Brust und Bauch sich zeigend, bringen dennoch bis zur achten schon die künftigen Finger und Zehen hervor. — Die weitere Zergliederung läßt schon die Muskeln, im Inneren die künftigen Lungen und Nieren erkennen. Es erreicht dann bis zur zwölften Woche das Ungeborene schon die Größe von dritthalb Zollen, die Nabelblase verschwindet, es wird nun mittelst der Nabelschnur zwischen der Frucht und der Mutter ein vollkommnerer Verkehr des Kreislaufs dargestellt, welcher bis zur Geburt hin den Vorgang des Athmens und der gewöhnlichen Ernährung ersetzt. Das Zwischenorgan zwischen Mutter und Kind ist bei diesem Kreislaufe der sogenannte Mutterkuchen (placenta), welcher in dieser Zeit gewöhnlich nach oben und rechts, dadurch aus der äußeren Eihaut und der oben erwähnten zurückgeschlagenen Haut gebildet wird, daß die Gefäße, welche allenthalben aus dem Chorion in die Faltenhaut und aus dieser in jenem sich verzweigen, nach einer Stelle hin sich verdichten und concentriren. „Der Mutterkuchen wird aus den Flocken des Chorions gebildet, welche im Umfange des Eies verschwinden, an einer Stelle aber, wo der Nabelstrang mit seinem äußern Ende ansitzt, nicht allein bleiben, sondern sich verästen und verdicken, aneinanderwachsen, und mit Blutgefäßen durchwebt werden. Anfänglich stoßen diese Flocken auf die reflexa; ist sie aber verzehrt, so schlagen sie, wie Wurzeln in die decidua ein; da auch diese verschwindet, so gelangt die äußere Fläche des Mutterkuchens unmittelbar an die innere der Bärmutter, welche hier sich auflockert, sehr gefäßreich wird, und mit welcher sich der vom Kinde aus allein gebildete Mutterkuchen, durch eine Art des Zellengewebes verbindet. In den Mutterkuchen führen zwei vom Unterleibe des Kindes ausgehende Arterien das Blut, und eine Vene führt es wieder zum Kinde zurück." Die Nabelvene tritt zuerst durch den Nabelring zur Leber des Ungeborenen, theilt sich aber hier in zwei Aeste, davon der eine sich in den linken Ast der Pfortader ergießt, der andere (ductus venosus Arantii) in die untere Hohlader. Wie nach §. 17 die Blutgefäße, die zum Gehirn gehen, mannichfach sich winden und brechen, so durchkreuzen und durchbrechen sich gegenseitig diese beiden Aeste der Nabelvene, ehe sie das fremde Blut dem selbstständigen Lebenskreise der Frucht übergeben. Das neueingetretene Blut, zusammt jenem, das die untere Hohlvene aus den Theilen des Leibes zurückbringt, ergießt sich hierauf so in das Herz, daß der eine Theil in die linke, der andere in die rechte Kammer gelangt. Das Blut der linken Kammer nur mit jenem wenigen vermischt, das aus den noch ungebrauchten Lungen zurückkehrt, geht hierauf großentheils durch die drei, aus dem Bogen der Aorta entspringenden Gefäße (m. vergl. S. 96) nach den Theilen des Kopfes und der Arme. Das Blut der rechten Kammer, vermischt mit jenem, das die obere Hohlader aus Kopf und Armen zurückbringt, wird aus dem vom ductus arteriosus

otalli und dem Anfange der Lungenarterien gemeinsam gebildeten
efäßstamm ganz in die abwärts steigende Aorta hinabgeleitet, so daß
ie etwas von dem Blute, das eben aus dem Kopf kam, von Neuem in
iesen zurückkehrt, sondern immer nur das aus dem Rumpf kommende,
usammt dem neu belebteren, aus der Nabelvene. Obgleich überhaupt
wischen dem Blut der verschiedenen Gefäße und inneren Theile beim
ngeborenen noch nicht der Unterschied ist, der sich beim Erwachsenen
wischen Arterien- und Venenblut zeigt, so kann man dennoch sagen,
ß, vermöge jener Anordnung, in die oberen Theile des Leibes ein
ehr arterielles Blut komme, als in den Rumpf. Die hier erwähnte
inrichtung scheint vom Anfange des Wechselkreislaufes zwischen Mut-
r und Kind statt zu finden, obgleich sie erst im späteren Verlaufe der
ntwicklung deutlich erkannt wird. Denn es bestehet anfänglich das
erz nur aus einer Vorkammer und einer Kammer, an welcher jedoch
ch, eine Einbuchtung an der Spitze, die beginnende Sonderung in
ei Kammern vorbedeutet. Die Vorkammer erscheint anfänglich nur
s eine Erweiterung der unteren Hohlader, ohne Scheidewand, welche
h nachmals aus einer Wulst am Boden dieser Vorkammer entwickelt
nd hierdurch die vorhin erwähnten zwei Aeste (Vorkammern) der un-
ren Hohlader bildet, davon anfänglich der linke, dann bis zur Geburt
r rechte der größte ist. Der rechte Ast stellt zugleich die Eustachische
lappe (valvula Eustachii) vor, welche macht, daß die Blutströme der
eren und unteren Hohlader an einander vorübergehen, ohne sich zu
ren; der linke Ast wird zumeist durch die Klappe des eirunden Loches
alvula foraminis ovalis) gebildet, welches über der Scheidewand der
orkammern gelegen, nichts Anderes ist, als die Herzmündung des
nken Astes der unteren Hohlader. Auf die oben angeführte Weise
het dann das aus den obersten Theilen des Leibes zurückgekommene
ut, zusammt einem Antheile des Inhaltes der unteren Hohlvene,
ch die abwärts steigende Stammschlagader oder Aorta nach den
heilen des Rumpfes. Aus diesem Hauptstrome des arteriellen Blut-
laufes des Ungeborenen kommen dann auch die beiden Nabelarterien
rvor, welche beständig das Blut der Frucht mittelst des Nabelstranges
ach dem Mutterkuchen führen, in dessen Zellen es mit dem arteriellen
Blut des mütterlichen Leibes eben so in Berührung tritt, wie das Blut
es durch Kiemen athmenden Fisches, mit dem die Kiemenwände um-
römenden Wasser. — Wir haben hier den Blutumlauf im Fötus,
nd sein Wechselverhältniß zum mütterlichen, auf einmal, für die ganze
eit der Schwangerschaft beschrieben, kehren aber nun zur oben abge-
rochenen, weiteren Betrachtung der allmählichen Entwicklung des Un-
geborenen zurück. Bis zur zwölften Woche der Schwangerschaft hat,
ie oben erwähnt, der Fötus die Größe von dritthalb Zollen erreicht,
ie Arme sind gebogen und gegen die Brust gekehrt, die Füße legen sich
it ihren Sohlen aneinander, im Innren bemerkt man einen Darm-
anal von fast gleicher Weitung, an welchem mithin weder Magen noch
ickdarm zu unterscheiden sind, und welcher einen weißlichen Schleim
nthält. Es fangen überdieß jetzt innerlich die Speicheldrüsen, Milz,
ankreas, Brustdrüse (Thymus) und Nebennieren an, sich deutlicher zu
achen oder zu entwickeln; äußerlich die Organe des Geschlechts. — Im
ierten Monat wächst die Frucht bis zur Größe von 4 Zollen, erscheint
on weniger gekrümmt, menschenähnlicher, läßt bereits ihre Abkunft
n Negern oder Europäern erkennen. Die Finger und Zehen beugen
h ballen sich zusammen, von den vier anderen sind Daumen und große
en gesondert. Dünndarm und Dickdarm scheiden sich jetzt schon
ch ihren Inhalt; denn jener enthält eine mehr wässerig-lymphatische,
er eine mehr gelbliche, etwas minder flüssige Substanz. Die Nabel-

schnur mißt schon über 8 Zoll. — Im fünften Monate zeigen sich an Fingern und Zehen die Nägel, den ganzen Körper bedeckt ein zartes Flaum, die Mutter bemerkt die ersten Bewegungen des Kindes, das jetzt bis zur Größe von 6 Zollen angewachsen ist. — Im sechsten Monat unterscheiden sich die Muskeln schon durch eine gesättigtere rothe Farbe, ein körniges, drüsiges Fett setzt sich an, die Hoden verlassen die bisherige Lage bei den Nieren, und steigen allmählich durch die Bewegung der Muskeln, in das für sie bestimmte Behältniß, außer dem Leibe. Eine Art von Zwischenkieferknochen, der, wie bei den meisten Säugthieren, an der jüngeren Frucht zu bemerken war, fängt jetzt an, mit den anderen Theilen der Oberkinnlade, zum menschlich schönen Mundgewölbe zu verwachsen; die das Auge (wie bei blindgeborenen Thieren) verhüllende Pupillenhaut, wie der Verschluß des äußeren Gehörganges, verschwinden. Während die Frucht in der ganz ersten Zeit bloß durch Aufsaugung der eiweißartigen (unter anderm auch etwas phosphorsauren Kalk enthaltenden) Amnionsflüssigkeit, mittelst der Nabelblase und der äußeren Haut, später noch mehr durch das Blut des Mutterkuchens ernährt war, scheint von hier an schon, wenn auch nicht immer, ein Aufsaugen der umgebenden, jetzt verhältnißmäßig sehr sich vermindernden Flüssigkeit durch den Mund statt finden zu können. Die Galle und die schwärzlich zähe Substanz im Dickdarm (das Kindspech) werden jetzt deutlicher; in der Harnblase zeigt sich, wenigstens in der späteren Entwicklungszeit, eine harnartige Flüssigkeit. Noch immer, wie im ganzen Fötuszustand, erscheinen die Nebennieren, die beim Verschwinden der Allantois (Harnhaut) auftreten und anfänglich größer sind als die eigentlichen Nieren, so wie die gefäßreiche Schilddrüse (glandula thyreoidea, m. v. §. 16) und Brustdrüse (glandula Thymus) von verhältnißmäßig ausgezeichneterer Größe als bei Erwachsenen, bei denen sich von der nur bis zum ersten Lebensjahre noch fortwachsenden, vom dritten Jahre an aber abnehmenden Brustdrüse kaum noch eine Spur findet, die anderen aber nur in sehr verkleinertem Verhältniß angetroffen werden. — Der Fötus bildet sich dann auf diese Weise bis zum zehnten Mondenmonate der Schwangerschaft aus und erreicht bis dahin die Größe von 15 bis 20 Zollen, dabei ein Gewicht von 6 bis 9½ Pfunden, mithin etwa den vierten Theil der Länge, den neunzehnten Theil des Körpergewichts eines vollkommen ausgebildeten Menschen. Der Kopf des Ungeborenen ist jetzt nach dem Muttermund, Hinterkopf und Rücken, in der Regel nach der Seite hin gerichtet, und zwar meist so, daß die Fersen nach der rechten Seite des Fruchtbehältnisses (uterus) gekehrt sind.

Nach einer öfter wiederholten Behauptung soll, wenigstens bei cultivirteren Nationen, unter etwa 180 Früchten eine Mißbildung oder Mißgeburt gefunden werden. Doch werden diese Verunstaltungen nur selten bis zur Reife ausgetragen, sondern sie werden unzeitige Geburten. Eben so werden auch (nach Cuvier) unter 500 Geburten nur einmal Zwillinge gefunden, wiewohl es scheint, daß die Zwillingsgeburten in Deutschland etwas häufiger vorkommen als in Frankreich.

Die Mutter, nachdem sie das Kind zehn siderische Monden unter dem Herzen getragen und mit den Kräften des eigenen Lebens ernährt hat, fühlt endlich, in der Regel am 273sten Tage oder am Anfange der 40sten Woche der Schwangerschaft, die Schmerzen der Geburt. Das zum Athmen der Luft reife, vollkommen ausgebildete Kind wird durch das heftige Zusammenziehen des Fruchtbehältnisses und der Brust- und Unterleibsmuskeln der Mutter ausgeboren, und es dauert die Zeit der Schmerzen, beim gesunden Verlauf, nur selter länger als 5 bis 7 Stunden. Einige (etwa 8) Minuten nach der Geburt des Kindes

rd durch erneute Zusammenziehungen auch der Mutterkuchen entfernt, membrana decidua jedoch, nebst den häufiger zugeströmten Säften, allmählich in der bis zur dritten Woche andauernden Reinigung Kindbetterinnen. Es ist der gesunde oder krankhaft gestörte Ver- f dieser Periode der Absonderungen, eben so wie der einer anderen, dem nicht schwangeren Weibe etwa vom 14ten bis zum 49sten Le- sjahre ziemlich regelmäßig, jedesmal nach 3½ bis 4 Wochen wieder- renden Ausscheidung eines sehr kohlenstoffhaltigen, venösen Blutes, h auf die Stimmung der Seele und ihre Fähigkeit sich zu äußern sehr bedeutendem Einflusse.

Dem Neugeborenen reichet die Mutter an ihrer Brust die erste hrung. Die Milch des Menschen ist süßer, schwerer gerinnbar, dün- , ärmer an Rahm und Käse, reicher dagegen an Molken, als die lch der näher bekannten (namentlich der wiederkäuenden) Säugthiere. wird in zahlreichen, lappigen Drüsen, zu welchen verhältnißmäßig wenige Blutgefäße, dagegen desto mehr Lymphgefäße gehen, abge- dert, und dringet zuletzt aus 8 bis 12 Ausgängen an der Warze der ust hervor. Es hat die wässerige, leicht gerinnbare, an Molken he, etwas mehr phosphorsauren Kalk enthaltende Milch der ersten ge nach der Niederkunft (Colostrum genannt) für das Neugeborene e wohlthätig abführende Eigenschaft, wodurch dieselbe das Entfernen Kindspeches bewirkt. Am zweiten oder dritten Tage nach der Nie- kunft tritt jedoch das 24 Stunden andauernde Milchfieber ein, wel- s die Absonderung der eigentlichen, gewöhnlichen Muttermilch zur lge hat. In der Milch zeigen sich eben jene Kügelchen, welche im ute sind, nur sind jene von weißer Farbe. Auch etwas Eisen, mit lchsäure verbunden, enthält die Milch. — Die Absonderung der uttermilch, welche im gewöhnlichen Verlaufe nur 7 bis 9 Monate h der Geburt fortdauert, kann, wie dieß einzelne Fälle zeigten, auf norme Weise 9, ja 12 Jahre nach der Niederkunft unterhalten wer- . Obgleich ein Einfluß der herrschenden Geistesrichtung und Ge- thsbewegungen der schwangeren Mutter auf die künftige innre See- richtung des Ungeborenen ganz unverkennbar ist, scheint es dennoch ht, als ob der Einfluß der verschiedenartigen Ammenmilch auf das mperament des zarten Säuglinges so groß sey, als späterhin die ahl der Speisen, vorherrschend mehr aus dem Thier- oder dem anzenreiche.

Die Zeit des Unvermögens zu gehen und die ersten, deut- unterschiedenen Laute zu stammeln, dauert bei den Kindern der ilbeteren Völker länger als bei denen der verwilderten. Doch wirkt f den schnelleren Entwicklungsgang der Negerkinder, welche öfters n im sechsten Monat gehen lernen, vielleicht auch das Klima ein.

Der Inhalt dieser Noten, welche von S. 278 Z. 16 bis 31, so wie S. 278 6 v. u. bis S. 280 Z. 5 u. Z. 28 bis Z. 40 von Döllingers meisterlicher nd herrühren, hatte außer den bereits angeführten Werken auch rtholds Physiologie von S. 828 bis 897 vor Augen. Ein reicher rrath von Thatsachen über diesen Gegenstand findet sich in Burdachs ysiologie, B. I, II, 1826 und 1828.

on dem inneren Grund des Todes, von Gesundheit und Krankheit des leiblichen Menschen.

§. 22. Die Wiederauflösung des Leibes in seine Ele- nte und die letzte Verwandlung unsers Wesens im Tode, ist

mit der Erzeugung und ersten Bildung desſelben ſo nahe verwandt, daß wir von der Betrachtung der einen unmittelbar auf jene der andren geführt werden. Denn nur dieſelbe Kraft, welche den wundervollen Kreis des Lebens geſchloſſen, verma ihn auch wieder zu trennen.

Nicht ſelten knüpfet die gedankenvolle Natur im Thierreiche an das Geſchäft der Zeugung jenes einer Verwandlung an, durch welche die langſam kriechende Raupe zur ſcheintodten Puppe und aus dieſer zum geflügelten, erſt nun zur Zeugung fähigen Schmetterling wird. Als wollte dieſe Zuſammenſtellung andeuten: daß es eine und dieſelbe zeugende Kraft ſey, welche dem Leben ſeinen jetzigen ſichtbaren Leib gegeben, und welche demſelben durch eine innre Verwandlung — deren Sinnbild ſchon das Alterthum in der Verwandlung der Raupe zum Schmetterling erkannte — den neuen Leib des Jenſeits bereitet. Andeuten, daß es nur das Geſchäft einer neuen mächtigeren Zeugung ſey, welche das Werk der vorhergehenden, ſichtbaren — den Leib — im Tode zerſtört; daß Leben nur vom Leben, der Starke nur vom Stärkeren bezwungen werden könne, wie es nur der neue Leib des Schmetterlings iſt, welcher mit ſeinen anwachſenden Flügeln den alten, engen Leib der Puppe zerſprengt und zerſtört.

Die alten Berge ragen noch mit derſelben Geſtalt in die Wolken, in welcher ſie die erſten Väter unſres Geſchlechts geſehen, und in den Kammern des Gebirges ſtehet ſeit dem Anfang ſeiner Aeonen mit unverändertem Glanz und Umriß der Bergkryſtall. Was iſt es, das zuweilen von dieſen Felſenhäuptern ein hängendes Gewänd losreißt und ins Thal hinabſtürzt? Iſt es der Fuß oder der ſchlagende Flügel des Adlers, deſſen Horſt am Gewänd war, oder der Tritt der weidenden Gemſe? — Thiere und Pflanze, ſie vermögen nichts an jenen Gewalten. Hannibals künſtlicher Weg verſchwand an ihnen wie die Fußſtapfen eines Käfers im Sande, und der zarte Finger des Menſchen würde dem harten Bergkryſtall ſo wenig anhaben, als der Zahn des Salamanders, der im Kryſtallgewölbe ſchläft, nähme nicht die künſtliche Hand gegen den harten Stein den noch härtern zu Hülfe. Denn das Harte wird nur vom Harten; die Gebirgsmaſſen, durch Schwere auf einander gethürmt

[illegible] entstanden, werden nur durch einen noch mächtigeren Zug [illegible] Schwere bezwungen, nur durch dasselbe Gewässer aufgelöst, [illegible] welchem sie sich gebildet. Den Flug der Wolken, welche [illegible] Windhauch der Höhen treibt, vermag das am Boden rin[illegible] Wasser weder zu hemmen noch zu verändern, sondern nur [illegible] mächtigerer Sturmwind, welcher jenem Windhauch [illegible]gegnet. So würde auch das Leben keiner körperlichen Gewalt [illegible] und den Leib räumen, käme der körperlichen Gewalt [illegible] die Macht eines anderen Lebens zu Hülfe, welche das alte [illegible] überwindet und dasselbe dem Leibe entführt.

Wer hat es gezählt, wie oft und wie lange Jahre das [illegible] unserer Dachrinnen von der Sonnenhitze vertrocknet [illegible] getödtet und dann durchs Wasser von Neuem aufgefrischt [illegible] wieder belebt war? Nicht nur das aalartige Gewürm des [illegible], sondern die ungleich vollkommnere Larve einer Fli[illegible] wird vom Druck der Buchbinderpresse oder der schweren [illegible] breit gequetscht und dann getrocknet, ohne zu ster[illegible] denn ein Nachlassen des Druckes und ein wenig Befeuch[illegible] gibt dem noch unbezwungenen Leben seine ursprüngliche [illegible], und die Kraft zurück, in den dürren Häuten die [illegible] noch erkennbare Form des Leibes zu erneuen. So starb [illegible] Salamander, den das Gletschereis einschließt, schon seit Jahrhunderten den Tod der Erstarrung; die Kröte im Fels[illegible] begann ihren Todesschlaf vielleicht vor Jahrtausenden, und [illegible]noch, wenn die wärmende Sonne den Eisblock schmilzt, oder [illegible] Hand des Menschen den Felsen öffnet, leben jene beiden in [illegible] warmen Luftstrom wieder auf, wie die Keimkraft des Pflanzensamens noch am Lichte und an der feuchten Luft er[illegible], wenn das Gemäuer, unter welchem jener begraben lag, Jahrhunderte hernach hinweggenommen wird, und wie jene verdorrte Zwiebel, die man in der Hand einer ägyptischen Mu[illegible] gefunden, zwei Jahrtausende nach ihrer Beerdigung noch [illegible]schößte. So trotzet im niederen Thierreiche das inwohnende [illegible] auch der Gewalt des zerstörenden Messers, und der Polyp [illegible] sich die ganze alte Form des Leibes aus einem einzel[illegible] abgeschnittenen Stücke; bildet sich das Aeußere zum In[illegible] den inwendigen Leib zur Außenfläche um, wenn ein ge[illegible] Versuch ihn zu dieser Umkehrung nöthigt. Zeigt

denn ſchon im niederen Thierreich das Leben eine Kraft, welche weder von Hitze noch von Froſt zerſtört, von Dürre und Feuchtigkeit nicht bezwungen, durch die Zeit, ſey ſie ſo lang ſie wolle, nicht aufgehoben wird, wie viel weniger ſollten jene feindlichen Elemente es vermögen, das Leben da aus ſeiner Behauſung zu vertreiben, wo daſſelbe am vollkommenſten und mächtigſten iſt!

Fürwahr der Tod des Menſchenleibes kann weniger als irgend ein anderes Ereigniß in der Geſchichte des Lebens aus dem gewöhnlichen Wechſelverhältniß dieſes Leibes zu den Dingen der ſichtbaren Natur erklärt werden, und weder das Ueberhandnehmen der feindlichen, noch die Entziehung der wohlthätigen, freundlichen Elemente kann ihn herbeiführen. Zieht doch der Wind, und ſtrömt doch das Waſſer ohne Aufhören durch die Kluft der Felſen, ſo lange die Kluft noch offen iſt; was hemmet denn das Blut ſo plötzlich in ſeinem Laufe durch die noch immer offenen Gefäße; was nimmt ſo ſchnell den belebenden Odem aus der noch geſunden, kräftigen Bruſt hinweg!

Die meiſten Thiere und Pflanzen, ſo ſagt man, ſtürben zuletzt aus Mangel an Nahrung. Die alte Eiche, wenn ihr Stamm und ſeine Aeſte den weiteſten Umfang erreicht, vermöge für dieſe Maſſe der Nahrung begehrenden Theile nicht mehr genug Säfte herbeizuführen und zu bereiten. Daher ſtürbe der innre, am weiteſten von der einſaugenden Außenfläche abgelegene Kern des Stammes am früheſten ab, und nach ihm der übrige Baum. Der alte Löwe, wenn er am harten Knochen der zermalmten Beute das Gebiß abgenutzt, ja dieſes zuletzt verloren, könne die Beute nicht mehr ergreifen und zerreißen; ſelbſt das gras- oder körnerfreſſende Thier vermöge endlich mit den abgeriebenen Zähnen oder Schnabel das Futter nicht mehr zu nehmen oder zu zerbeißen.

Könnte auch im Thierreich ein bloßes Entziehen der Nahrung Urſache des Todes werden, wie möchte es dieß beim Menſchen? Es bedarf dieſer weder der ergreifenden und fangenden Klauen, noch der zermalmenden Zähne zum Erwerben oder Zertheilen der Nahrung; denn dem Begüterten würde die Nahrung, begehrte er es, durch fremde Hand in den Mund gereicht und den Abgang der Zähne erſetzte in jeder Rückſicht

brauch der Sinnen, zuletzt das Leben.

as Aufhören der nöthigen Ernährung, so sagt man fer-
änge zunächst nicht von der Außenwelt ab, oder von der
ffenheit der augenfälligeren Organe; sondern mehr von
von der überhandnehmenden Unfähigkeit der einsaugen-
d Nahrungssaft oder Blut führenden Gefäße, zu ihrer
lichen Bestimmung. Im höheren Alter nähme die Menge
igen Theile im thierischen Leibe überhand; der Knorpel
e Senne würden zum festen Knochen, und selbst der
des Blutes, gleich unseren Flüssen, welche das Gestein
hen in ihr Bette hinabführen, setze zwischen den zarten
der Gefäße zuletzt Knochenerde an. So werde die nö-
Beugsamkeit und Beweglichkeit der innern Theile allmäh-
fgehoben und das künstliche Werk des lebendigen Leibes
zum Stillstehen gebracht.

llein abgesehen davon, daß dieser Verlauf nicht ohne
hme und beständig ist, und daß bei manchen Alten das
scheinbar durch Hinwegführen und Entziehen der erdigen
des Leibes und durch Erweichung, selbst der harten Knochen,
, so ist auch nicht erklärt, wie derselbe lebendige Leib,
jugendlicheren Alter so kräftig die erdigen, festen Stoffe
hieden und aufgelös't, dieses Vermögen auf einmal ver-

rungsſäfte hervorgingen, welche der fauligen Gährung und Auflöſung früher unterlägen, als die aus der Pflanzenſpeiſe entſtandenen. Dieſe Fäulniß, welche der Genuß des Fleiſches nur unvermerkt befördere, werde durch einige Stoffe: die ſogenannten Gifte, plötzlicher herbeigeführt.

Allerdings iſt der Lebenslauf vieler, vom Fleiſch lebenden Thiere von kürzerer Dauer als das Leben der ihnen verwandten pflanzenfreſſenden Arten, und die gewöhnliche Lebenszeit des Todtengräberkäfers, vom Auskriechen aus dem Ei an, währet kaum ſo viele Wochen als die Lebenszeit des Maikäfers Jahre. Allein es gilt auch dieſe Regel bei weitem nicht allgemein, denn das Alter des fleiſchfreſſenden Raben überſteigt öfters das Alter des eben ſo großen, meiſt körnerfreſſenden Haushuhns um mehr als das Zehnfache. Eben ſo das Alter der aasfreſſenden Krähe jenes der reinlichen Taube, und der Hund wird wenigſtens eben ſo alt, denn der gleich große Widder; der Löwe in ſeiner Gefangenſchaft eben ſo alt, als das Roß.

Auch in dem Verhältniß der Gifte zu den Elementen des Menſchenleibes ſcheint eine tiefere Bedeutung zu liegen, als die iſt, welche jene Anſicht hineinlegt. Der größere Theil der Gifte ſtehet in auffallender Uebereinſtimmung und Verwandtſchaft mit jenen Elementen, an welche im Leibe die belebende — bewegende Kraft des Nerven gebunden iſt: mit den eigenthümlichſten Beſtandtheilen des Gehirns und der Nerven, ſo wie des männlich zeugenden Saamens (nach S. 275). So ſcheint vor allen andren der Phosphor ein wichtiges und weſentliches Element des Nerven. Dieſer aber, ſo wie der nahe mit ihm verwandte Arſenik ſind dem lebenden Leibe ſchnell tödtende Gifte und jener eigenthümliche, an den verbrennenden Phosphor erinnernde Geruch, welchen der elektriſche Funke verbreitet, deutet auch die Verwandtſchaft jener Medien, durch welche das elektriſche Princip in der äußern Natur wirkt, zum Phosphor an. Der Grund aus welchem Arſenik und Phosphor, in den lebenden Leib gebracht, ſo ſchnell tödten, wird dann kein anderer ſeyn, als jener, der dem verſtärkten elektriſchen Schlage, oder dem Blitz ſeine augenblicklich lähmende und tödtende Kraft gibt. Es gleichen jene Gifte, mit den Säften des Leibes in Verbin-

rung

[illegible] Weg zu dem lebenden Leibe gehet wie der der
nden Seele durch den Nerven, in welchem die mitwirkende
e den fremden Einfluß auffasset und ihn als wohlthätig
eiches Element zur Verstärkung der eignen Kraft benutzt.
aber ein andrer, freierer Zugang zu der bewegten Tiefe
eiblichen Elemente gefunden, oder steigert sich die Kraft
zugleich mit der Seele wirkenden, allgemeinen Bewegens
um Uebermaß, so dringt dasselbe übermächtig in das Ge-
des besondern Lebens herein, und reißet die ihm ver-
te Kraft der selbstthätigen Seele aus der bisherigen Bahn
s.

Es bedarf indeß im gewöhnlichen Verlauf des Lebens
der Gifte, um die Seele ihrem Leibe zu entreißen, son-
bei dem natürlichen Gange der Entfaltung der Wesen,
der Geburt bis zum Tode, ist ein dem Einzelleben selber
hnendes Princip thätig, welches durch eignen Trieb die
e der Leiblichkeit, die es knüpfen half, wieder auflöset.
Ferment, das zuerst in wohlthätiger Mäßigung, gleich
milderen Frühlingssonne, die Saat der Leiblichkeit aufkei-
und wachsen machet, hernach aber in ihrem Innren sel-
um Gifte wird, das „die Blume des Grases" versenget
zerstöret.

Bemerkenswerth erscheint es, namentlich an dem Gifte
Insecten, daß dasselbe dem bei der Zeugung thätigen Prin-

Säfte einer gestochenen Pflanze oder eines verwundeten Thieres hineindringt, da erzeugt es alsbald durch Umwandlung des vorgefundenen Stoffes eine wie durch Gährung entstehende neue Masse, welche der jungen, aus dem Ei hervorbrechenden Brut zur ersten Nahrung und Verleiblichung dient.

Verwandt mit dem Princip der ersten Erzeugung, schon durch den gemeinsamen Punkt ihres Ausgehens, zeigen sich dann auch jene Gifte, welche nicht selten, gleich einem ziehenden Gewölk, von Land zu Land gehen, und als verheerende Seuche Tausende von Menschen und Thieren ergreifen. Die meisten allgemein zerstörenden Seuchen kamen aus dem Erbartsland unsers Geschlechts und seiner gewöhnlichen Hausthiere: aus dem Morgenland herüber, und ihr Zug über die Länder und Völker ging von Ost nach Westen. Einige bedürfen, um ihre ansteckende Gewalt zu äußern, wie das Princip das bei der Zeugung wirkt, einer unmittelbaren, oder durch greifbare Zwischenmedien vermittelten Berührung, des von der Krankheit ergriffenen Leibes, mit dem noch gesunden; bei andern geschieht die Mittheilung auf unmerkbare Weise, durch die Luft. Einige Seuchen zeigten unmittelbarer, andre mittelbarer durch die sie begleitenden Symptome die innre Verwandtschaft ihres wirksamen Princips mit dem bei der Zeugung thätigen. Die Organe, welche dem letztern dienen, und die mit ihnen in näherer Wechselbeziehung stehenden Gebilde, wurden zunächst und am meisten ergriffen. Oder durch einen metastatischen Weg der Uebertragung, von den verwandten, innern Organen auf die äußerlichen, wurde jene außerordentliche Fruchtbarkeit der Geschlechter bewirkt, welche öfters eine unmittelbare Folge der am furchtbarsten verheerenden Pestkrankheiten war.

So wird in diesem allem, von der Quelle der Verleiblichung an, bis zu dem Ausflusse des Einzellebens in das Meer der Auflösung, derselbe, an innrer Art und Richtung des Laufes sich gleichbleibende Strom der Lebensbewegungen wiedererkannt. Es ist ein und derselbe Grund, welcher die anfängliche Verleiblichung, und welcher zuletzt den Tod bewirkt. Dieses hat uns zum Theil schon der frühere Gang unserer Untersuchungen über das Leben und die Gestaltung des Leibes gelehrt.

haltendes, mütterlich bildendes und erhaltendes Vermögen: das öfter (m. v. die §§. 3, 4 und 11) erwähnte Band leidender Leib gegeben. Nur ſo lange dieſer hülfreiche mit dem ſelbſtthätigen Princip des Lebens zuſammenge- und verbunden bleibt, kann das ſichtbare Weſen deſſelben en.

Wie ein durch den inwohnenden Zug der Eigenſchwere nach Boden getriebener Körper nur ſo lange an irgend einem der hinabwärtsführenden Bahn behangen bleibt, als die ihn hält, die ihn in ſeinem Laufe ergriff, alsbald aber, dieſe ihn entläßt, hinabſtürzt und ſich zerſchmettert; ſo das Weſen, das ein Etwas für ſich ſeyn will: das ſelbſt- e Eigenweſen, nur durch das hemmende Band, in ſeinem lichen Verlauf zum Nichts aufgehalten.

Es iſt dieſes Band der allbedenkende Geiſt einer Liebe, alles das, was iſt und wird, um eines Andern, ja um der andern ſeyenden und werdenden Dinge willen ſeyn und n läſſet. Wenn denn ein Einzelweſen in der Entfaltung Lebens allen andern das geworden, was es ihnen ſeyn , dann wird ſich etwa, ſo könnte es ſcheinen, der Zug am Beſtehen erhalten, von ſelber löſen, wie die Ver- ng zwiſchen einem anziehenden Magnet und einer mit Ei- n gefüllten, hölzernen Kapſel, wenn aus dieſer das Ei-

Natur anerſchaffene (nach §. 30) Kraft des Bandes nur ſo lange wirkſam bleiben, als der, wie in Fulgurationen (nach S. 15) von oben nach unten gehende und das Einzelleben immer von neuem bekräftigende Einfluß der Schöpferkraft fortwährt. Dieſer aber wird von dem Einzelweſen nur aufgenommen, ſo lange in dieſem das Sehnen des Mangels, die weiblich aufnehmende Empfänglichkeit für den höhern Lebenseinfluß noch wach iſt. Es ſind mithin die ſelbſtthätig bewegende, von oben nach unten wirkende, wie die von unten nach oben gekehrte Richtung des Lebens (nach §. 2) auch hier die beiden Grundfäden an dem gleichmäßige Wirkſamkeit ſich die des beide durchwebenden Bandes knüpft.

Dieſes Verhältniß des Bandes zu einer andern, nothwendig mit ihm verwebten Gewalt führt uns an eine andere Seite der Betrachtung über den Grund des leiblichen Todes.

Nach einem, allgemein anerkannten Naturgeſetz zeugen nur gleichartige Weſen mit und unter einander fruchtbare Junge. Je ungleichartiger die Lebendigen unter einander ſind, deſto vergeblicher bleibt das Bemühen derſelben, mit einander zu zeugen, oder deſto vergänglicher und unfruchtbarer iſt wenigſtens das neuentſtandene Leben. Jene beiden Richtungen des Lebens, durch deren Zuſammenwirken der lebende Leib mit allen ſeinen Theilen entſteht und beſtändig erhalten (erneut) wird; jene beiden Richtungen, welche wir bei dem früheren Gang dieſer Betrachtungen in der Form von Empfindung und thieriſcher Bewegung, männlich zeugendem und weiblich empfangendem Vermögen kennen lernten, ſind bei ihrem Zuſammentreffen auch nur ſo lange wirkſam und fruchtbar, als ſie beide ſich gegenſeitig angemeſſen und gleichartig ſind. So lange ſie beide in harmoniſchem Ebenmaß und Gleichgewicht ſtehen, bleibet der Leib in allen ſeinen Theilen und Verrichtungen geſund; wird die eine der andern ungleich, ſo entſtehet Krankheit.

Wir dürfen bei dieſem ſich ungleich werden nicht an die Veränderung irgend eines bloß quantitativen Verhältniſſes denken. Es beruhet dieſe innre Entfremdung des gegenſeitig ſich nothwendigen, wohlthätigen Paares auf einem Vorgange, welcher mit dem Treuebruch einer Ehe verglichen werden könnte. Ein anderer, ein fremder Gegenſatz iſt es, deſſen der aus dem bisherigen Verband ſich löſende be-

ort, und deſſen er ſich zum Nachtheil oder zum Unterg
s leiblichen Lebens bemächtigt.

Im Verlauf des leiblichen Lebens ſehen wir, von der ndheit bis zum reiferen Alter hin, jenes eigenmächtigere, enwilligere Princip des innren Weſens immer kräftiger und rherrſchender werden, welches anderwärts als willkürlich be- gende oder männlich zeugende Kraft erſcheint. Es deuten rauf öfters ſelbſt die äußeren Züge hin, womit die geſtal- de Seele bei manchen Thieren das zunehmende Alter an- ndigt; wie denn mehrere weibliche Vögel im Alter das Ge- der und die Stimme des Männchens annehmen und zugleich fähig werden zu gebären. Das weibliche Princip des bele- nden Nerven — die Empfindlichkeit — iſt im Alter der rteren Kindheit am vollkommenſten und höchſten, und die ahrnehmungen unſerer Sinnen ſind in dieſer Zeit am ſchärfſten d tiefſten.

Dieſes Uebergewicht des weiblich aufnehmenden Vermögens er die ſelbſtthätig ſchaffende Kraft iſt auch der Grund der elfältigen Krankheiten und der großen Sterblichkeit, denen das lter der Kindheit ausgeſetzt iſt.

Hierauf im zunehmenden Alter der Kindheit und reiferen gend wächſt denn auch die ſelbſtthätig bewegende Kraft all- ählich zum harmoniſchen Gleichgewicht mit dem empfangen- u und aufnehmenden Princip heran; beide entfalten ſich ne- n einander, und ſo lange ihr gemeinſames Wachſen ſich glei- eren Schritt hält, wächſet und entwickelt ſich der Leib zu im- er größerer Vollendung. Bald aber, mit dem männlichen Alter, itt jener Wendepunkt ein, jenſeits welchem die willkürlich von nen nach außen waltende Kraft vorherrſchend wird über die ichtung der Empfindung. Der Leib hört nun auf zu wachſen, mmt zuletzt ab und ſtirbt.

Dieſem Abnehmen, dieſem Verlaſſenwerden des Leibes von r belebenden, bildenden Seele, ſtehet jedoch noch ein Vorgang r Seite, welchen uns die Natur vielfältig, an ſichtbaren Bei- ielen, erläutert. Man könnte die letzte Wendung, welche das ben in ſeinem regelmäßigen und geſunden Verlaufe nimmt, Innerlichwerden der ſchaffenden Thätigkeit der Seele nen- n. Bei ſolchen Thieren aus der Claſſe der Amphibien, die eine

ig durchlaufen, vermöge welcher die Kiemen, die ippe zum Athmen dienten, ſo wie der fiſchartige Schwanz ciegt, und an ihrer Statt die Lungen und Füße ausgebildet werden, ſehen wir dieſe Umgeſtaltung dadurch begründet, daß die Richtung des Blutumlaufes eine mehr innerliche wird. Jene Arterienſtämme, welche nach innen zu den Keimen der künftigen Lungen gehen, werden immer größer, während die nach außen zu den Kiemen verlaufenden immer kleiner werden, und daſſelbe zeigt ſich in dem Verhältniß der mehr innerlich gelegenen Füße zu dem Schwanz der Quappe. Zuletzt ſterben die Kiemen, wie der fiſchartige Schwanz, gänzlich ab, denn die bildende und erhaltende Thätigkeit der Seele hat ſie verlaſſen und ſich nach innen, auf die Geſtaltung der noch künftigen, vollkommneren Form des Thieres gewendet.

Bei den Larven einiger unſrer Zweiflügler, wie der Singmücken, wendet ſich die bildende Thätigkeit, wenn ſie der Larvenform den Untergang bereitet, damit aus dieſer die vollkommnere Geſtalt des geflügelten Inſects hervorgehe, von unten nach oben. Die athmenden Organe der im Waſſer lebenden Larve liegen am unterſten Ende des Leibes: am After, und dieſes unterſte Ende iſt beſtändig nach oben gekehrt. Wenn hierauf die Zeit der Vollendung naht, kehrt ſich auf Einmal dieſe Richtung um. Bei der Puppe liegen die Athmungsorgane nach oben, in der Nähe des Kopfes, und der Obertheil des Leibes, iſt nun auch, bei der gewöhnlichen Stellung des Leibes, nach oben, der Aftertheil nach unten gekehrt.

Jene Umkehrung der Ausſonderungen, vermöge welcher die Raupe, wenn ihrem Larvenleibe der Tod naht, den Ueberfluß der innren Säfte aus dem Munde von ſich gibt, und aus ihnen das Geſpinnſt bereitet, iſt in mehrfacher Hinſicht beachtungswerth und ſehr bedeutungsvoll. Das Geſpinnſt, an ſich ohne ſichtlichen, unmittelbaren Zuſammenhang mit dem Leibe der Puppe, ſcheint ſo weſentlich zu dieſem zu gehören, daß ſeine Zerſtörung faſt jederzeit nachtheilig auf die äußere Entwicklung und Zeugungsfähigkeit des künftigen Schmetterlinges wirkt. Es ſpiegelt ſich in der Bildung jenes äußerlichen Leibes des Geſpinnſtes, wie durch einen Reflex, der Bildungsproceß des innren Leibes ab, durch welchen bald hernach auch der Tod der zweiten

h. Statt der das Geſpinnſt bauenden Organe bilden ſich nach innen, jene Organe, aus welchen ein ganzes künfti- Geſchlecht dieſer Lebendigen erbaut wird; die Spinnerin , damit die Begründerin nnd Regentin eines neuen Rei- der Zukunft lebe.

An dem Leibe der vollkommneren Thiere und des Menſchen ein ſolcher Vorgang des Innerlichwerdens der bildenden, enden Thätigkeit, öfters unter der mehr beſchränkten und ein- en Form der ſogenannten Metaſtaſen beobachtet. Es wird am Leibe einer ſäugenden Mutter, durch irgend eine äußre innre Urſache, welche den gewöhnlichen Lauf der Natur , die Milch abſondernde Thätigkeit in den Brüſten unter- en. Da bildet ſich eben dieſe Thätigkeit an einem andren des Leibes: in der Bruſt- oder Unterleibshöhle, ja ſelbſt r Region des Gehirns, neue Organe, welche ein milchähn- flüſſiges abſondern. — Jene Thätigkeit ſtirbt in ihrer an- ichen Form, weil ſie nach einer andern Richtung auflebt. twas Aehnliches geſchieht dann auch bei andren Abſonde- n und Bildungen.

Bei einer etwas ſeltneren Begebenheit aus dem Leben der , bei dem ſogenannten Hellſehen, erzeugt und bildet ſich eele in einer andren Region, als die des Hauptes iſt, ein neues Syſtem der wahrnehmenden Sinnen; ein ganz , die Stelle des Gehirns vertretendes Nerv ncentrum.

hindurch, als wäre diese für den neuen Leib der Seele gar nicht mehr vorhanden, sondern es wäre nur noch jene eigenthümliche Welt der Dinge und Begebenheiten geblieben, in welche ein innerer Zug, der von Raum und Zeit nicht beschränkt wird, die Seele führt.

In der Entwicklungsgeschichte des Menschenleibes, so wie der durch ihn waltenden, begehrenden Seele, bemerken wir ein, wie nach dem Gesetz des Falles sich beschleunigendes und verstärkendes Hinabsinken der bildenden Thätigkeit, vom Haupte nach der unteren Region des Leibes. Es bildet sich, noch im Leibe des Ungebornen, das Haupt mit seinen Sinnen in bedeutender Vollkommenheit aus, und es ist, in der Zeit der Kindheit, die wirkende und begehrende Seele am vorherrschendsten mit dem Haupte und den Sinnen thätig. Hierauf, im Jünglingsalter, vollendet sich am Leibe das System der Brust und der bewegenden Organe, und im Leben der Seele wachen jene Gefühle und Bestrebungen auf, welche innerlich dieser äußeren Region entsprechen. Später noch als die Region der Brust, erreichet die der verdauenden Eingeweide, zuletzt aber die unterste: die der Geschlechtstheile ihre Vollendung. Auf jeder dieser neuen Entwicklungsstufen äußert sich der begehrende Wille in immer zunehmender Kraft. Denn es sind die Begierden, welche das Bedürfniß der Sinnen, Neues zu sehen und zu hören, begleiten, schwächer als der Trieb nach Bewegung und nach dem Athmen der frischen Luft; sie sind ungleich schwächer als die Begierde nach Speise und Trank, oder als die heftigste und übermächtigste, welche im Thierreich das Bedürfniß der niedrigsten Region des Leibes begleitet. Auf dieser letzten Entwicklungsstufe des Lebens zeigt sich die willkürlich bewegende, begehrende Richtung der Seele in wundervoller Kraft und Höhe. Hier erwachen mächtige Regungen der Streitlust und der Herrschsucht des Männchens öfters über eine größere Zahl von Weibchen; Regungen, an welchen sich das oben erwähnte Zunehmen des selbstthätigen, egoistischen Princips, im Alter, am deutlichsten zeigt.

Es ist mithin das immer vorherrschender werdende Begehrungsvermögen der Seele, welches das wirkende und bildende Leben immer weiter von seinem anfänglichen Mittelpunkt:

m Gehirn, hinwegführt, nach einer unteren Region
welcher auch bei der Zeugung das neu auffeimende
bildet wird. Eine Region, aus der, während der e
ihnten Zuſtände des Hellſehens, die Seele den neuen,
ib hervorruft, über welchen der Tod des ſichtbaren K
ine Gewalt hat. Wie das zerbrechliche Glas durch den
n Ton einer ſingenden Menſchenſtimme zerſprengt wird, w
eſer Ton im Mißverhältniß mit dem eigenthümlichen, inwoh-
nden Tone iſt; ſo kann der zerbrechliche Menſchenleib augen-
icklich durch eine ſtarke Aufregung der inwohnenden Seele
rſtört werden, ſey nun dieſe Aufregung von der widrigen
atur des Schreckens, der Furcht und des Zornes, oder von
r ſcheinbar verwandteren der heftigen Freude. Ein Zeichen,
ß die Thätigkeit der Seele es ſey, welche ihren Verband mit
m Leibe eben ſo ſelbſtkräftig löſ't, als ſie ihn knüpfte.

Dennoch vermöchte, wie bereits erwähnt, die Seele das
under ihrer Befreiung vom Leibe und ihrer letzten Verwand-
ng nicht zu wirken, würde ihre eigenthümliche Kraft nicht durch
ne äußere, allgemeinere Kraft, verſtärkt; ſtünde ihr bei ihrem
eginnen nicht ein Zug bei, welcher in der unſichtbaren Region
s Lebens eben ſo mächtig wirkt, als in der ſichtbaren der
ng der Schwere. Denn die Anziehung der wägbar körper-
chen Maſſen: die planetariſche Schwere, hat zwar an dem
nren Menſchen, hat an dem neuen Leibe, den ſich die Seele
ährend des Lebens bildet, keine Macht, wohl aber wirkt auf
n die Anziehung einer andren, unſichtbaren Welt der Kräfte,
elche ſeinem Weſen ſo nahe verwandt iſt, als die planetariſche
elt der Maſſen dem ſterblichen Leibe.

Nach einem vorhin gebrauchten Vergleiche begehrt eigent-
ch der Kalkſtein, wenn er durch ſtarkes Brennen zum ſoge-
annten lebenden Kalk (zur ätzenden, reinen Kalkerde) gewor-
n, zunächſt, zu ſeiner Wiederergänzung, des verlorenen Kryſtal-
ſationswaſſers und der entflohenen Kohlenſäure. Und während
h derſelbe beim Löſchen mit dem zu ihm geſellten Quarzſand zum
ſten Mörtel verbindet, zieht er auch wirklich zugleich das Waſſer
d allmählich auch die Kohlenſäure der Luft an ſich und hört
m auf ein lebender Kalk zu ſeyn; hört auf gegen andre Kör-
r jene kräftige Anziehung zu äußern.

gehet auch das Begehren der Seele, wenn es
vielfachſte Weiſe zu dem Weſen der Sichtbarkeit
und mit dieſem verkettet, eigentlich zunächſt nicht nach
baren Weſen hin; ſondern wie alles Bewegen in
rch einen von dem Höheren ausgehenden und zu-
n hinführenden Zug des Sehnens gewirkt wird
(nach 258); ſo iſt auch das Begehren der Seele eigentlich
erwandten, pſychiſchen Element hingerichtet, es wird
lichkeit nur ſcheinbar, allein aber durch die ange-
hrung wirklich geſättigt.

hrend dann, im Verlaufe des leiblichen Lebens die Seele
em Bereich ihrer ſichtbaren Umgebung eine ſcheinbare Sätti-
g nach der andern erhält, während ſie den Becher der leiblichen
Luſt wie der Schmerzen koſtet und genießt, empfängt ſie mit und
unter der ſcheinbaren Ergänzung auch die wirkliche, angemeſ-
ſene. So geſtaltet ſich unſichtbar, in der Mitte des leiblichen
Lebens ein Gewicht, welches zuletzt, wenn es ſein Maß er-
reichte, den Zug des Lebens hinwegwärts von der irdiſchen
Leiblichkeit, nach einem andren Centrum führet.

Denn wie der Leib, wäre er in einer Weite des Weltalls,
zu welcher die Anziehung des heimathlichen Planeten keinen
merklichen Zugang mehr hätte, als eine kleine, ſelbſtſtändige
Welt ſchweben und ſich um die Sonne bewegen würde; nahte
ſich ihm aber die alte, mütterliche Wohnſtätte: ſo würde ſie
ihn mit unwiderſtehlicher Gewalt zu ſich hinabziehen; ſo hält
ſich auch die Seele im künſtlichen Schifflein des Leibes über
den Wogen ihrer eigentlichen, unſichtbaren Heimath. Wird
aber das emporhaltende Fahrzeug zerſtört, oder dringen die Wel-
len des verwandten Elementes herein (nach §. 21 u. S. 289),
da wirkt unbezwingbar der Zug nach der unermeßlichen Tiefe.
Gleich einem Waſſerhuhn, welches, kaum dem Ei entſprungen,
aus dem Neſte genommen und in einem eng ummauerten Hofe
gehalten worden, wenn die Wellen durch das Gemäuer brechen.
Denn es erwacht ſogleich die angeborene Neigung, und jauch-
zend vor Luſt ſtürzt ſich das ſchwimmende Thier in das Ge-
wäſſer. Wohl ihm, daß es zum Schwimmen geſchickt iſt, denn
auch der innre Menſch des Jenſeits darf ſich des Hereinbre-
chens der Wogen der Ewigkeit nur dann freuen, wenn er ei-

n Leib hat, für dieſes neue, unermeßliche Element gemacht.
elen wird das Zerbrechen des ſichtbaren Leibes nur das ſeyn,
s dem auf künſtlichem, hohen Gerüſt Stehenden das Zerfallen
ſes Gerüſtes iſt: ein Anfang langer Schmerzen.

Was wir Krankheit nennen, das gründet ſich dann auf ein
inaustreten der einen der beiden Bewegungen, durch welche
s Leben entſteht, aus dem harmoniſchen Gleichgewichte mit
r andern und hiedurch mit dem erhaltenden Bande der Leib-
keit. Im Tode aber wird dieſes Band ganz zerriſſen.

Es wird übrigens im beſchränkteren Kreiſe der Krankheit,
en ſo wie in dem allgemeineren, umfaſſenderen des geſammten
benslaufes, die Uebermacht jener äußeren, das Leben von hinnen
henden Gewalt am öfterſten durch das Vorherrſchendwerden
s von innen nach außen wirkenden, egoiſtiſchen Lebensprincips
gründet. Durch jede Leidenſchaft, durch jedes heftige Bewegen
r Luſt und der Traurigkeit der Welt wird den Wogen, welche
n das Schifflein brauſen, ein Zugang in dieſes geöffnet; ſie
ingen ein und erfüllen daſſelbe, bis das Fahrzeug ſinkt. Und
ſes allmähliche Anwachſen des Zuges der unſichtbaren Welt,
f den allmählich ſich bildenden Leib des innren Menſchen, iſt
r natürliche Verlauf der letzten Verwandlung.

Bei einem ähnlichen Grade der innren und äußren Ent-
icklung wird ein Weſen, zu welchem Luſt und Schmerz weniger
gang haben, der letzten Auflöſung länger widerſtehen als ein
dres, deſſen Seelenleben ein bewegteres iſt. Der Haifiſch
r Gewäſſer lebt deßhalb länger als der kampfluſtige Adler,
r ruhigere Elephant länger als der zornmüthige Tiger. Jener
önig, welcher des Lebens Freuden in vollem Maße genoſſen,
elcher „Alles was ſeine Augen wünſchten, ihnen ließ, und
einem Herzen keine Freude wehrete, welcher bauete und ſammlete
nd ſchaffete ſich Wolluſt der Menſchen“ *), reichte in ſeiner
bensdauer kaum an die Jahre der Müllerin, welche mühſam
r ihn und die fröhlichen Gäſte das Brod bereitete. Seine
ahre waren kaum die Hälfte von denen, welche jenet Mann
ottes durchlebte, der vierzig Jahre nicht die Luſt, ſondern nur
e Laſt eines Königshofes, hernach eben ſo lang das Heimweh

*) Eccles. II. v. 10.

ng von ſeinem Volke empfunden, endlich aber noch
lang das Elend eines halsſtarrigen Volkes und
irrungen deſſelben auf ſeiner Seele getragen. Und den-
es von dieſem: ſeine Augen waren nicht dunkel
worden. ie Kraft war nicht verfallen *).
de des Weges, welchen die Seele aus der Sicht-
s in ein unſichtbares Jenſeits nimmt, erſcheinet
ehr ernſt, und Furcht, aber auch Hoffnung erweckend,
m dießſeits des Berggipfels, der das Jenſeits vom
idet, dem leiblichen Auge bemerkbar iſt. Es kom-
men da ge, welche jener alte Prediger die böſen Tage
nennt. „Wenn auf dem greiſen Scheitel der Mandelbaum er-
blühet, wenn die Heuſchrecke beladen wird und alle Luſt ver-
gehet. Neue Wolken kommen immer wieder nach dem Regen,
die Sonne und die Geſtirne ſcheinen finſter, denn es werden
trübe die innren Lichter, welche durch die Fenſter ſchauen; die
vernehmenden Thüren nach der Gaſſe werden geſchloſſen. Müßig
ſtehen die zermalmenden Müllerinnen im Munde, weil ihrer ſo
wenig worden iſt, die Stimme der Mühle wird leiſe, es bücken
ſich alle Töchter des Geſanges. Das iſt die Zeit, da die Hüter
des Hauſes zittern und ſich krümmen die Starken; die Zeit,
da man erwachet, wenn der frühe Vogel ſingt: und ſiehe, es
iſt eitel Schrecken auf dem Wege, die Kläger, bereit zur Todten-
klage, gehen umher auf der Gaſſe, der Menſch ſoll nun wandern
in ſein ewiges Haus. Denn nur noch um ein wenig und der
ſilberne Strick (des lebendigen Odems) wird wegkommen, die
goldene Quelle wird verlaufen, der Eimer und das Rad am
Borne zerbrechen. Und der Staub kommt wieder zur Erde,
wie er geweſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn ge-
geben hat. O Eitelkeit der Eitelkeiten, ſprach der Prediger,
es iſt Alles eitel.“ **)

Der Zuſtand des hohen Alters, in ſeiner Abgeſchloſſenheit und Abgeſtorbenheit nach außen, wird mit Recht mit jenen krankhaften Zuſtänden verglichen, da die Seele noch am hohen Tage des Lebens ſich in die Nähe des Schattenreiches verirrt.

*) Deuteronom. 34. v. 7.
**) Ecclesiast. 12.

ckziehung des selbstbewußten Geistes ins Innre, widerliche
hte des Wahnsinnes und der Thierheit spielten. Die schei-
e Seele blickte noch einmal mit voller Klarheit in ihre Ver-
enheit hinein und sprach ihre Hoffnung oder ihre Furcht
— Wir nehmen die Erinnerung so wie die Folgen jeder
:, jedes Wortes, aus dem Leben unsres Leibes mit uns
n in den unsichtbaren, ewigen Kreis des Lebens der Seele.
Hülle fällt, und der neue Mensch steht da, mit Allem, was
rch das sterbliche Leben geworden. Auch hierinnen läßt sich
etzte Verwandlung unsres Wesens mit jener vorübergehenden
ehr der Seele in ihren innersten Kreis vergleichen, welche bei
sogenannten Schlafwachen und Hellsehen statt findet.

Möge jedoch immer das, was der Seele im Tode begegnet,
ieler Hinsicht mit dem vergleichbar seyn, was ihr, nur auf
llkommnere Weise, in jenen Zuständen widerfährt, es wird
hen beiden immer ein tief bedeutender Unterschied gefunden.
Hellsehenden, wenn sie, noch am hellen Tage des Lebens,
m innren Kreise ihres ewigen Seyns erwachen, haben über
die glänzende Sonne, die das Leben erleuchtet. Ihnen ist
ie Jenen, welche am hellen Tage aus einer dunklen, nur
Lampenlicht erleuchteten Höhle heraustreten ins Freie. Den
n Menschen durchdringt Wohlgefallen und Wonnegefühl,
siehe der Adler ist noch da, der während des Lebens über
erschlossenen Hülle des Jenseits erbarmend brütet: die Henne,

Der Weg zum Grabe gleichet zuletzt dem Steige über hohe, wolkenbedeckte Gebirgsgipfel. Bei jedem neuen Schritte, der des Weges Ende schien und doch nicht war, verhallt immer mehr das Getön der lebendigen Stimmen aus dem Thale, die freundliche Nähe der mitlebenden Welt verschwindet, statt der Bäume und Gesträuche nur noch niederes Moos und Flechten. Zuletzt ist da der Mensch mit Dem, der ihn richtet, allein.

Ein Steig über diese Gebirge, so sauer und mühsam er ist, gehet nach einem ewigen Osten hin. Es fallen da öfters, und dießseits des Gipfels, Strahlen der ewigen Morgensonne auf den nächtlichen Weg herüber, und ein erquickender Duft steigt von den Lebensbäumen des jenseitigen Thales der Ruhe auf.

Erläuternde Bemerkungen. Wo kein Grund der Auflösung und des Vergehens da ist, welcher mächtiger ist als der des Lebens und Bestehens, da ist auch kein Tod möglich. Darum besteht die Welt ewig. (Philolaus ap. Stob. ecl. I, 418). M. v. dieselbe Lehre bei Plato im Timäus 55, a. — Die Erzeugung ist nach Aristoteles (de respirat. c. 18) eine Zusammengesellung der ernährenden Seele mit der (belebenden) Wärme; der Tod ist ein Auslöschen dieser Wärme. Außer dem Vergehen der Wärme ist aber noch ein anderer Grund des Todes das Vertrocknen der zum Fortleben nothwendigen Feuchtigkeit (Probl. S. XIV, 9). Denn schon die Erscheinungen des hohen Alters gründen sich auf das Ueberhandnehmen der erdigen, trocknen Natur, wie selbst die Verwandtschaft des Wortes γῆρας mit γεηρὸν (Alter mit erdig, das deutsche Graw mit Grab, oder der alte Reim „Greis" und „dürres Reis") bezeuget, nach Aristot. de gen. anim. L. V, 3. Das Austrocknen wird gerade durch das andre zum Fortleben nothwendige Element, durch das Feuer, durch die inwohnende Lebenswärme bewirkt (de respirat. c. 8.), so daß man sagen kann, der Tod entsteht durch Kälte und Uebertreibung (Probl. S. I. c. 17). Nach Diog. Apoll. entsteht der Tod eben so gut durch ein Uebermaß als durch Mangel der dem Leibe inwohnenden Luft (Arist. de respir. c. 3).

„Gesundheit ist es, wenn in einem wohlgestimmten Leibe alle Gegensätze im Einklange stehen: das Feuer mit dem Wasser, die Erde mit der Luft, und so alle mit allen, wobei dennoch jedes scharf in seinen Gränzen bleibt, so daß nicht eins ins andere hinübergreifen kann. Dagegen entsteht Krankheit, wenn jenes Einverständniß aufgehoben wird, wenn die einzelnen Elemente sich unter einander bekämpfen — auf vielfache Weise — bis zur gänzlichen Auflösung im Tode. Denn es gibt nur Eine Gesundheit, aber viele Krankheiten, wie in der Musik nur Eine Harmonie, aber viele Dissonanzen." — „Gesundheit ist es, wenn alle Lebensbewegungen dem gemeinsamen Lebensimpuls so folgen, wie die Ruderer eines Schiffes dem Klange der Pfeife." (Max. Tyr. Diss. XXIII, ed. Davis. p. 234, 236.)

Alles Werden und Bestehen, das Leben und sein Fortdauern kommen schon nach der von den Schriftstellern des Alterthums vielfach nachgesprochenen Lehre des Heraklitos, durch das allvereinende Band und aus der Wechselwirkung der Gegensätze (Diog. Laert. IX, 7, πάντα τε γίνεσθαι καθ' εἱμαρμένην, καὶ διὰ τῆς ἐναντιοτροπῆς ἁρμόσθαι τὰ ὄντα; Stob. ecl. I, 60: Ἡρ. τὸ περιοδικὸν πῦρ ἀΐδιον, εἱμαρμένην δὲ τὸν λόγ-

ziehung des ſelbſtbewußten Geiſtes ins Innre, widerſtre
te des Wahnſinnes und der Thierheit ſpielten. Die ſcheu
Seele blickte noch einmal mit voller Klarheit in ihre Ver
aheit hinein und ſprach ihre Hoffnung oder ihre Furcht
— Wir nehmen die Erinnerung ſo wie die Folgen jeder
jedes Wortes, aus dem Leben unſres Leibes mit uns
in den unſichtbaren, ewigen Kreis des Lebens der Seele.
hülle fällt, und der neue Menſch ſteht da, mit Allem, was
ch das ſterbliche Leben geworden. Auch hierinnen läßt ſich
ſte Verwandlung unſres Weſens mit jener vorübergehenden
r der Seele in ihren innerſten Kreis vergleichen, welche bei
genannten Schlafwachen und Hellſehen ſtatt findet.
Möge jedoch immer das, was der Seele im Tode begegnet,
ler Hinſicht mit dem vergleichbar ſeyn, was ihr, nur auf
kommnere Weiſe, in jenen Zuſtänden widerfährt, es wird
en beiden immer ein tief bedeutender Unterſchied gefunden.
Hellſehenden, wenn ſie, noch am hellen Tage des Lebens,
n innren Kreiſe ihres ewigen Seyns erwachen, haben über
e glänzende Sonne, die das Leben erleuchtet. Ihnen iſt
e Jenen, welche am hellen Tage aus einer dunklen, nur
mpenlicht erleuchteten Höhle heraustreten ins Freie. Den
Menſchen durchdringt Wohlgefallen und Wonnegefühl,
ſiehe der Adler iſt noch da, der während des Lebens über
ſchloſſenen Hülle des Jenſeits erbarmend brütet: die Henne,
die künftige Brut liebend unter dem Fittige erhält, und

Der Weg zum Grabe gleichet zuletzt dem Steige über hohe, öde, wolkenbedeckte Gebirgsgipfel. Bei jedem neuen Absatze, der des Weges Ende schien und doch nicht war, verhallt immer mehr das Getön der lebendigen Stimmen aus dem Thale, die freundliche Nähe der mitlebenden Welt verschwindet, statt der Bäume und Gesträuche nur noch niederes Moos und Flechten. Zuletzt ist da der Mensch mit Dem, der ihn richtet, allein.

Ein Steig über diese Gebirge, so sauer und mühsam er ist, gehet nach einem ewigen Osten hin. Es fallen da öfters, nach dießseits des Gipfels, Strahlen der ewigen Morgensonne auf den nächtlichen Weg herüber, und ein erquickender Duft steigt von den Lebensbäumen des jenseitigen Thales der Ruhe auf.

Erläuternde Bemerkungen. Wo kein Grund der Auflösung und des Vergehens da ist, welcher mächtiger ist als der des Lebens und Bestehens, da ist auch kein Tod möglich. Darum besteht die Welt ewig. (Philolaus ap. Stob. ecl. I, 418). M. v. dieselbe Lehre bei Plato im Timäus 33, a. — Die Erzeugung ist nach Aristoteles (de respirat. c. 18) eine Zusammengesellung der ernährenden Seele mit der (belebenden) Wärme; der Tod ist ein Auslöschen dieser Wärme. Außer dem Vergehen der Wärme ist aber noch ein anderer Grund des Todes das Vertrocknen der zum Fortleben nothwendigen Feuchtigkeit (Probl. S. XIV, 9). Denn schon die Erscheinungen des hohen Alters gründen sich auf das Ueberhandnehmen der erdigen, trocknen Natur, wie selbst die Verwandtschaft des Wortes γῆρας mit γεηρὸν (Alter mit erdig, das deutsche Graw mit Grab, oder der alte Reim „Greis" und „dürres Reis") bezeuget, nach Aristot. de gen. anim. L. V, 5. Das Austrocknen wird gerade durch das andre zum Fortleben nothwendige Element, durch das Feuer, durch die inwohnende Lebenswärme bewirkt (de respirat. c. 8.), so daß man sagen kann, der Tod entsteht durch Kälte und Uebertreibung (Probl. S. I. c. 17). Nach Diog. Apoll. entsteht der Tod eben so gut durch ein Uebermaß als durch Mangel der dem Leibe inwohnenden Luft (Arist. de respir. c. 3).

„Gesundheit ist es, wenn in einem wohlgestimmten Leibe alle Gegensätze im Einklange stehen: das Feuer mit dem Wasser, die Erde mit der Luft, und so alle mit allen, wobei dennoch jedes scharf in seinen Gränzen bleibt, so daß nicht eins ins andere hinübergreifen kann. Dagegen entsteht Krankheit, wenn jenes Einverständniß aufgehoben wird, wenn die einzelnen Elemente sich unter einander bekämpfen — auf vielfache Weise — bis zur gänzlichen Auflösung im Tode. Denn es gibt nur Eine Gesundheit, aber viele Krankheiten, wie in der Musik nur Eine Harmonie, aber viele Dissonanzen." — „Gesundheit ist es, wenn alle Lebensbewegungen dem gemeinsamen Lebensimpuls so folgen, wie die Ruderer eines Schiffes dem Klange der Pfeife." (Max. Tyr. Diss. XXIII, ed. Davis. p. 234, 236.)

Alles Werden und Bestehen, das Leben und sein Fortdauern kommen schon nach der von den Schriftstellern des Alterthums vielfach nachgesprochenen Lehre des Heraklitos, durch das allvereinende Band und aus der Wechselwirkung der Gegensätze (Diog. Laert. IX, 7, πάντα τε γίνεσθαι κατ' εἱμαρμένην, καὶ διὰ τῆς ἐναντιοτροπῆς ἁρμόσθαι τὰ ὄντα; Stob. ecl. I, 60: Ἡρ. τὸ περιοδικὸν πῦρ ἀΐδιον, εἱμαρμένην δὲ ὃν, λόγ-

λόγον, ἐκ τῆς ἐναντιοδρομίας δημιουργὸν τῶν ὄντων; m. v. das oben
§. 292 über das nothwendige Zusammenwirken des Bandes, welches
Heracl. εἱμαρμένη nennt, mit den beiden dem Leben inwohnenden
Gegensätzen, zur Erhaltung des Lebens Gesagte). Von einem Dritten,
durch dessen Vermittlung nur das Göttliche mit dem Menschlichen ver-
bunden seyn kann, redet auch Plato (Conviv. 202, d). So kann man sagen,
daß die Harmonie zwischen dem Entgegengesetzten alle Erscheinungen
zusammenhält, und daß aus entgegengesetzter Spannung wie aus jener
zwischen Leyer und Bogen die Harmonie der Welt sich erzeuge. (Plut.
de Is. et Osir. 45; Aristot. Ethic. Nicomach. VIII, 1; Met. III, 6.)

Dasselbe Unendliche, welches der Grund alles Entstehens ist, das
ist, nach Anaximander, auch (durch seine ewige Bewegung) der Grund
alles Vergehens. (Plut. de plac. ph. I, 3; Euseb. praep. ev. I, 8.)

Jedes Wesen kann nur an einem ihm eignen, nicht an einem
ihm fremden Uebel seinen Untergang finden. (Plat. rep. X, 608, d;
Phaed. 107, c.)

Die Erhaltung und Ernährung der lebendigen Wesen gleicht nach
Aristoteles einem fortgesetzten Zeugungsprozeß. Denn die Ernährung
geschieht durch das Entgegengesetzte. — — Mitursache der Ernährung ist
die Lebenswärme — Hauptursache die Seele; darum geht die Ernährung
nicht ins Unendliche, wie das Wachsen des Feuers, sondern strebt
nach einem gewissen Zweck und Verhältniß (λόγος) der Größe, was
allein der Form und der Gränze zugeschrieben werden kann (de anim.
II, 4) — Der Ernährung folgt zuletzt ein Vergehen des lebenden Kör-
pers. Dazu gehört eine Mitwirkung der umgebenden Natur. Diese,
in Entgegengesetztes des lebenden Körpers, wirkt zu seiner Ernährung
mit, gleichfalls aber auch zu seiner Auflösung, und die letztere tritt
dann ein, wenn die im Körper begränzte oder geformte Materie der
begränzenden Form mächtig wird, was durch Mitwirkung der umge-
benden Natur geschieht. (Aristot. de long. et brev. vit. 3; de juvent.
et sen. 6; Meteor. IV, 1, bei Ritter Gesch. der Philos. 3ter Band.)

Ueber das Alter, welches mit seiner die Leidenschaften stillenden
Nacht (σώματος παρακμὴ κατάστολὴ παθῶν) einem sichern Hafen glei-
chet (ἀκύμαντος λιμὴν πολιά), in welchem endlich die wilden Wogen der
Leiblichkeit sich zur Ruhe geben, vergl. m. Phil. Jud. (in Fragm. ed.
Mang. II, 650). Mit einem sichern Hafen wird indeß der Tod selber
verglichen, bei Plutarch consol. ad Apollon.

Ὦ θάνατε, παιὼν ἰατρὸς μόλοις
Λιμὴν γὰρ ὄντως ἆδος ἐν αἰῶν.

bei welcher Stelle noch mehrere andere, sinnvolle Aussprüche des Alter-
thums über den Tod gefunden werden. — Ennius nennt das Grab
einen Hafen (ap. Cicer. Tusc. I, 44); erinnernd an jenen oft wie-
derholten Vers der Gräber:

inveni portum, Spes et Fortuna valete.

Endlich fügen wir noch hier die Stelle aus Euripides bei (in
Chrysippo ap. Clem. Alex. Strom. VI, 627; Phil. Jud. de mund.
incorrupt. 948, ed. Mang. II, 498):

Χωρεῖ δ' ὀπίσω τὰ μὲν ἐκ γαίας
φύντ' ἐς γαῖαν, τὰ δ' ἀπ' αἰθερίου
βλαστόντα γόνης εἰς οὐράνιον
πόλον ἦλθε πάλιν
θνήσκει δ' οὐδὲν
τῶν γινομένων, διακρινόμενον δ'
ἄλλο πρὸς ἄλλο
μορφὴν ἰδίαν ἀπέδειξε.

M. v. die Stelle im Prud. Salom. 12 V. f.

Das Räderthier (Rotifer), eben von dieſer Eigenſchaft R. redivivus genannt, kann bei — 19° und noch größerer Kälte eingefrieren, kann Jahre lang im Sand eingetrocknet liegen, ohne zu ſterben. Wärme und Feuchtigkeit beleben es immer von Neuem. (M. v. G. H. Schuberts allgem. Naturgeſchichte, S. 665.) Eben ſo ſtirbt das Eſſigälchen (Vibrio anguillula) weder durch Gefrieren noch Jahre langes Vertrocknen des Kleiſters, worinnen es lebte (ebendaſ. S. 661); die in faulichtem Waſſer lebende Rattenſchwanzmade, die Larve der Schlammfliege: Helophilus tenax, kann zwiſchen Papier gehämmert, vom Buchbinder gepreßt werden, ohne dadurch umzukommen (S. 897).

Ueber das Schlangengift als Ferment, das die Verdaulichkeit fördert, ſ. m. a. a. O. S. 1051. Ebendaſelbſt §. 72 Klaſſe V. über das Gift, das ſich beſonders bei den ſogenannten Geſchlechtsloſen (verkümmerten Weibchen) der bienen- und weſpenartigen Thiere (der Pieza-ten) findet, welches aber dem gebärenden Weibchen öfter dazu dient, in den Gegenſtänden, in welche es die Eier legt, jene Gährung, oder, wenn es lebende Weſen ſind, jenen Zudrang der ernährenden Säfte zu erregen, welche der ausſchlüpfenden Brut zum Lebensunterhalt nöthig ſind. Die Entwicklung der Amphibienlarven zum vollkommen geſtalteten Thier ihrer Art ſ. m. ebendaſ. S. 1046 u. f.; die der Stechmückenlarven S. 890 und abgebildet in Swammerdams Bibel der Natur. Ueber die innren Veränderungen, welche bei der Verwandlung der Schmetterlinge im Leibe der Raupe und Puppe vorgehen, ſ. m. S. 878, noch beſſer aber unmittelbar in Herolds Entwicklungsgeſchichte der Schmetterlinge 1815. Ueber den Gang, welchen ſehr allgemeine, verheerende Seuchen durch die Länder und Völker nehmen, vergl. m. Dr. Fr. Schnurrers geographiſche Noſologie 1813. Der Gang der Ausbildung und des innren Auflebens der einzelnen Organe und Syſteme des Menſchenleibes iſt in m. Ahndungen einer allgem. Geſch. des Lebens II, 2 ausführlicher beſchrieben. Ueber das Hellſehen und andre verwandte Zuſtände ſ. m. die ſpätern §§. 26 u. 27; über Gedächtnißſchwäche der Alten die Bemerk. zum §. 36; die Geſchichte des alten Schieferdeckers in meinem Wanderbüchlein eines reiſenden Gelehrten, S. 261.

Vom ſcheinbaren und wirklichen Sterben und von der Verweſung.

§. 23. Es fällt in nächtlicher Stille eine leuchtende Kugel, welche vom Gebirg her über unſer Thal zog, zu Boden. Wir wiſſen nicht woher das Meteor gekommen und aus welchem Quell es ſein Licht gezogen. Das aber, was zu Boden ſank, betrachten wir, ſehen es noch einige Augenblicke leuchten und berühren dann den nicht mehr leuchtenden Kern mit den prüfenden Händen.

Der Menſchenleib, den wir bisher nur in Beziehung auf die ihn belebende Seele und in der ehrenvollen Zuſammengeſellung mit dieſer betrachtet, ſcheint es auch werth, daß wir ihn noch weiter zu ſeiner letzten Verwandlung begleiten und bei ſeinen

n dieses Leibes nicht bewegen; ihr Umsehnen in ihm nicht
hen. In den meisten Fällen jedoch fand sich die Seele
d der Dauer des Scheintodes in einem Zustand der Ent-
g und Versetzung in eine heimathliche Region, für welchen
daß der Zeit und die Scheidewand des trennenden Raumes
diesseitigen Welt nicht mehr vorhanden ist, denn es hatte
innwärts gewendete Geist die Seligkeit, so wie die Furcht
ittern erweckenden Kräfte einer ganzen Ewigkeit gekostet.
behielten nach dieser oberen Stätte eines kurzen Verweilens
einweh, welches durch keine Lust des späteren leiblichen
n gestillt, durch keinen Schmerz der Erde verlöscht wer-
nte.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß selbst der an Wunsch
ht entschlafene Leib, in einigen Fällen, durch künstliche
l am Einschlafen gehindert, oder, bereits scheinbar ent-
n wieder zu einigen Lebensbewegungen genöthigt werden
n. Doch hat die Beobachtung gezeigt, daß ein solcher
ner Versuch nur die Qualen des Sterbens verlängern,
das eigentliche, selbstthätige Leben zurückführen konnte.
ein gewisser, aus der schon eingetretenen Erstarrung ge-
n wiedererweckter Greis, war, statt zum eigentlichen
n nur noch einmal zum letzten Röcheln des Todes und zu
ge nur heftigeren und furchtbareren Zuckungen des Ster-
gezwungen worden.

verwundeten Jüngling, deſſen Wunden (deren ärztliche P
man vielleicht doch zu frühe aufgegeben) bis zur ſiebenten W
nach dem Tode noch bluteten; bei jenem ſeligen Greiſe, d
Leib noch lange nach der Beerdigung nur zu ſchlummern
ſchienen, ſo wie bei Jenen, deren Wunden nach dem Tode
verharſcht waren, ſcheint die bildende und erhaltende Seele
lange Zeit um den ſcheinbar von ihr verlaſſenen Leib bemüht
bei ihm zugegen geweſen zu ſeyn. Etliche, wie der Ab
Brocke in Halle, hatten das Schickſal des Wiedererwachens
ſcheinbaren Tode mehr als Einmal im Leben.

Nicht ohne Bedeutung erſcheint die Unverletzbarkeit
ſolchen ſcheintodten Leibes für den ſonſt zerſtörenden Ei
der äußeren Elemente. Menſchenleibern, welche tief im W
verſenkt geweſen, iſt auf Einmal, ſelbſt noch mehrere Tage
ihrem Hinabſinken, die natürliche Lebenswärme wiedergeb
und mit ihr jene Leichtigkeit, die ſie augenfälliger zur
fläche emporhob, ſammt der Beweglichkeit der Glieder.
Kälte des Winters hatte in einem zarten, ſcheintodten
die letzte, ſchwache Spur des Lebens eben ſo wenig vernic
können, als in den Puppen unſrer Schmetterlinge, welch
rauheſte Zeit des Jahres hindurch frei am Gemäuer häng
Aufmerkſamkeit und Nachdenken erweckend, iſt auch
ganz beſonders heilende, ſchmerzenſtillende Kraft, welche in j
tiefen, todesähnlichen Schlafe liegt. Die aus ſchweren
halen in Scheintod Verfallenen erwachten vollkommen ge
und ſehr geſtärkt, und bei einer an den bösartigen Bla
Cholerakranken hatten die Augen ihre Sehkraft, bei einen
Todt-ſcheinbar Verſtorbenen, der Leib ſo viel Stärke wieder
halten, daß die Neubelebten zu Fuß vom Kirchhof nach der
gehen konnte. Auch ſolche, bei denen die Starrſucht mit
todtenähnlichem Bewußtſeyn verbunden geweſen, erzählten, daß
dem Eintritt der Erſtarrung alle Schmerzen und Beängſtigu
der vorangegangenen Krankheit aufhörten. Es hat im klein
Maße ſchon der gewöhnliche Schlaf, noch mehr die Ohnma
ähnliche ſchmerzſtillende und heilende Kräfte.
Etlichen Jenen Wiedererwachten erſchien der Scheintod
nachdem ſie eben noch geweſen, gleich dem bewußtloſen Zuſt
tiefen Schlafes und der Ohnmacht. Sie hatten kein

ſucht. Endlich geſtaltet ſich dem Auge der helle Schein eines Sommermittages zum trüben Schimmer eines ſpäten Herbſtabends, und das Licht der nahen Kerze erſcheint nur noch wie ein rothglühender Punkt auf dunkelſchwarzem Grunde, unfähig ſelbſt die bleiche Hand zu beleuchten, welche das Licht hält. Noch aber, wenn die Sehkraft des Auges bereits erloſchen, dauert im Ohr das Vermögen zu hören fort, und der Sterbende vernimmt die Stimme der Weinenden um ſein Bette her, deren Geſtalt das Auge nicht mehr ſieht; er verſteht die Worte, zu ihm geſprochen. Mit dem Sinne des Gehörs ſpielen auch zuletzt noch am längſten die Kräfte eines fliehenden oder vielleicht die eines herannahenden Lebens; Sterbende glaubten Muſik und den Triumphgeſang lieblicher Stimmen zu hören, und wenn zuweilen ſelbſt die Umſtehenden dieſe Töne zu vernehmen ſchienen, dann mußte ſolchen lieblichen Phantaſien wenigſtens eine magiſch-anſteckende Kraft, auch auf die Geſunden zugeſtanden werden.

Wenn das Geſicht, und auch dann, wenn ſelbſt das Gehör erloſchen, ſcheint zuweilen die Seele noch durch eine Art von Gemeingefühl mit der Außenwelt verbunden. Dieſes Gemeingefühl verrieth dem allmählich abſterbenden Mädchen, von welchem James Eccles erzählt, annoch die Nähe bekannter Perſonen, als dem Ohr auch der ſtärkſte Laut der Menſchenſtimme unvernehmbar geworden. Was die ältere Zeit von dem Bluten der Wunden bei der Annäherung des Mörders erzählt und geglaubt, das hat ſich auf eine dunkle Kunde von jenem Gemeingefühl gegründet.

Die Zunge ſpricht zuletzt nur ſtammelnde Worte und die Stimme eines ſterbenden Cid, einſt wie „von Eiſen" hat nur noch einige heiſere, kaum vernehmbare Laute. Zuweilen hat noch das ſchon dunkelnde und dem Erſtarren nahe Auge der Sterbenden eine lieblich oder furchtbar ſprechende Kraft, wenn die Zunge nicht mehr zu reden vermag. Dieſe ſprechende Kraft des ſich noch einmal öffnenden Auges wurde ſelbſt an dem Kopf eines Enthaupteten bemerkt, mit deſſen Reizbarkeit und Gefühl die Aerzte unziemliche Verſuche gemacht. Die Muskeln, welche das Auge und die Augenlieder bewegen, ſcheinen auch noch einer Wirkſamkeit fähig, wenn weder die Zunge noch der

[illegible] Einige sich ferner wegen [illegible] Verschiedenheit [illegible] länger als einer Viertelstunde aufgehoben [illegible] nehmen und aus deren kalten Gliedern selbst [illegible] schien, selbst noch aus einigen, innerhalb [illegible] Augen, als die [illegible] auch übertriebener Empfindsamkeit, eines das andere [illegible] zu diesem letzten Dienst ermahnten. [illegible] mit [illegible] nung Zweifel Wirkungen, welche der einsinkende Tod auf [illegible] Gemüth des Menschen hat, gehört auch das plötzliche [illegible] ungleiche der Augen, im letzten, mühevollsten Kampfe des Todes, und das Wanken und Wundern der Geschäftigen. Jungfrauen und Jünglinge, wenn der Tod dem Angesicht die jugendlichen Reize genommen, gleichen im Tode den, verwelkten Blumen während ein Greis, den noch Schmerz und sorgenvollen Blick sonst auszeichnen, im Tode wieder einem Gemälde ähnlich [illegible] mochen, das ihn in seinem fröhlichen Jugendalter darstellte, einem Gemälde, in dessen Zügen Niemand den Greis, wie er in seinen letzten Jahren aussah, erkennen könnte. [illegible] aus einigen Beobachtungen schien hervorzugehen, daß bei Erstickenden die empfindende und vernehmende Seele selbst damit noch in der Region der sogenannten Gangliennerven wirksam und zugegen sey, wenn sie die obere Region des Gehirns und seine Sinnen bereits verlassen. Dieses länger verweilende Leben vermag übrigens nichts mehr über die gewöhnlichen, gesunden Lebensbewegungen der dem Gangliarsystem zugeordneten Organe, denn das Herz hört auf sich zu bewegen, nachdem es von den beiden Eimern, welche es seit dem Beginn des Lebens ohne Aufhören bei Tag und Nacht abwechselnd „am goldenen Born" gefüllt und entleert, den einen noch einmal vollgeschöpft. Die Muskelkraft des Schlundes versagt den in den Mund geschafften Flüssigkeiten das gewöhnliche Geleit nach dem Magen; jene fallen, mit hörbarem Laute, wie durch einen todten Schlauch hinab: das verdauende Gedärm, das jetzt bald selber zur Speise werden soll, verhält sich so leidend zu den Speisen und Arzneien, wie diese vorhin zu ihm, und wird, statt jene aufzulösen und zu zersetzen, vielmehr von ihnen aufgelöst. Die athmende Lunge vermag die sonst so heftig begehrte Luft nicht mehr aufzunehmen und zu behalten: das „Rad am Brunnen" steht still. Einige

Zeit ſchon vorher, ehe das herrſchende Leben die Lungen und das Herz aus ihrem langen Dienſt entlaſſen, erliſcht die Bewegung der Gefäße, welche vornehmlich vom Gangliarſyſtem der Nerven ausgegangen. Der im Blute wohnende Aushauch des Lebens, welcher den Gliedern die natürliche Farbe und dem Zellgewebe der Haut die geſunde Völle gegeben, höret auf, oder erſcheint in veränderter Geſtalt. Mit der Kraft der Bewegung und Empfindung entſchwindet zugleich die Wärme aus den bleichen Gliedern, und das nach der Außenfläche hinausgetriebene Flüſſige, ſtatt noch einmal zum Blute werdend, nach innen zu kehren, tritt als kalter Schweiß aus der Hautfläche hervor. Hierbei glaubt dann das noch wache Bewußtſeyn ein Abſterben des Leibes von unten nach oben, von außen nach innen zu bemerken.

Wenn indeß auch eine Beachtung dieſer Thatſachen weniger geneigt machte, dem Gangliarnervenſyſtem eine längere Andauer des Lebens zuzugeſtehen, als dem Syſtem der Gehirn- und Rückmarksnerven, ſo ſcheinen doch andere Spuren auf dieſen letzten Verlauf des innren Entſchlafens hinzudeuten. Man hat ſelbſt am todten Leichnam die Wirkung der genoſſenen Arzneien noch fortwähren geſehen, und ſchweißtreibende Mittel, ſo wie heftige Purganzen, brachten in den entſprechenden Organen die gewohnte Bewegung hervor. Vornehmlich in dem niedrigſten Syſtem der thieriſchen Lebensthätigkeit, in jenem der Zeugung, werden noch öfters Nachklänge des vorübergegangenen Lebens bemerkt, bei welchen es jedoch ungewiß erſcheint, ob ſie nicht vielmehr ſchon zu dem ſpäter zu betrachtenden Werk der eigentlichen Verweſung gehörten.

Ein ſolches Hinüberflüchten des Lebens, aus dem ſelbſtthätigen, gleichſam angreifenden Kreis des Lebens in den bloß negativen, abwehrenden: aus dem Cerebralſyſtem der Nerven in jenes der Ganglien, würde übrigens auch mit dem übereinſtimmen, was wir zu gleicher Zeit an den Gefäßen und Muskeln beobachten. Das Leben nährende Blut entweicht, beim letzten Kreislauf, aus dem poſitiv, von innen nach außen ſich bewegenden Kreiſe der Pulsadern, in den der negativ aufnehmenden Blutadern, und dieſe wechſeln zuweilen in den letzten Augenblicken mit jenen ihre Rolle: treiben das Blut auswärts, ſtatt es nach innen zu führen. Jenes Dehnen und Strecken, zu welchem die Glieder ſchon durch

[illegible]

der einſchlafenden Seele zuletzt noch vorſchweben. Ein
en großer Gewäſſer: das Bewegen von Strömen, „über
der einſame Weg zur andren Heimath führet,“ erſchreckte
eele einer ſcheinbar ſterbenden heidniſchen Königstochter
exico, ſo wie jene des europäiſchen Chriſten. Es ſcheint
die jenſeitige Welt zu dem Geiſt des Menſchen noch in
großen Bilderſprache zu reden, deren Werk und Ausdruck
nze ſichtbare Natur iſt.

Es ſind dieß alles Züge aus der Geſchichte des letzten
ſes, in welchem ſich der Leib, ſo wie vielleicht ſelbſt die
, zu dem neuen Geſchäft ſtärken und bereiten, durch wel-
er Leib zum fruchtbaren Samenkorn, die Seele aber zu
Licht werden ſollte, deſſen Glanz ferner kein Schmerz trübt,
Tod verlöſchet.

Die Gränze, jenſeits welcher die Geſchichte des Scheintodes
kein Wiedererwachen zum vergangenen Leben für mög-
lten kann, wird durch das Eintreten der Verweſung des
bezeichnet. Der ganze Körper erleidet im Verlauf der
ſung dieſelbe Veränderung, welche bei der Zeugung nur ein-
Beſtandtheile deſſelben erfahren.

Es wird indeß auch dieſes ſicherſte Zeichen eines unweich-
Todes ſcheinbar trügen, wenn ein flüchtiges Beobach-
die Fäulniß, welche bei noch fortdauerndem Leben der
Theile einzelne, abgeſtorbene Glieder, wie Gelenke der
Füße getroffen, mit der wirklichen, allgemeinen Verweſung
leicht verwechſelt. Denn man hat Menſchen vom todtent
vom Schlaf erwachen ſehen, bei denen das faulende Fleiſch
ſchon von Würmern angefreſſen war; in einem andren Falle
e das elende Leben noch fort, als ſchon Würmer die Augen
n Freien liegenden Leibes zerfreſſen, und die Höhlen der
und Ohren erfüllt hatten.

Mit dem erſten Zeichen des beginnenden, beſtimmten Auflöſung
ein Wiederflüſſigwerden des beim Sterben nach innen
zezogenen und gleichſam erſtarrten Blutes. Die geöffne-
vern, aus denen kein Tropfen mehr herausgekommen,
von Neuem; denn die letzte, krampfhafte Erſtarrung
r, welche das Einſtrömen in die kleineren Gefäßzweige ge-
t, hat nun aufgehört. Ein verſtändiger Arzt betrachtete

[illegible] das Hervorträufeln des Blutes aus den geöffneten Ader [illegible] apoplektisch Verstorbenen als einen Beweis für den [illegible] wirklich eingetretenen Tod. Denn daß jetzt die Flüssigkeit der Gefäße eine andre geworden, als sie im lebenden Leibe war; daß nicht das Beweglichwerden der Säfte eine Folge oder Vorbote des zurückkehrenden, lebendigen Kreislaufes sey, lehret die Betrachtung eines solchen faulicht zersetzten Blutes gar bald.

Dieses Flüssigwerden, oder vielmehr diese Auflösung des Blutes, gibt zuweilen, besonders dem Leichnam zarter Kinder und Jungfrauen, eine Röthe auf die erblichenen Wangen zurück, welche wohl von Unerfahrenen für ein Anzeichen des wieder kehrenden Lebens gehalten worden.

Die nothin verfallene Gestalt des Todten wird alsdann von einem schauderhaften Anschein von Lebensfülle aufgetrieben; unter allen Theilen des Leibes schwillt der Unterleib, von den Luftarten, welche die Fäulniß erzeugt, empor, und es verräth sich hier, so wie an andren Theilen der Außenfläche, der innere Tod durch die dunkle, brandartige Färbung und das Losgehen der Oberhaut.

Dieses ist der äußerste Zeitpunkt, bis zu welchem der todte Leib noch unbeerdigt bleiben durfte; die Natur gebeut nun mit unbeugsamem Ernst die Werkstätte ihrer geheimnißvollen Verwandlungen ins Verborgene zu stellen und das Samenkorn der mütterlichen Erde zu geben.

Diese erste Periode der Verwesung tritt, bei einem mittleren Grad der Wärme und Feuchtigkeit, und bei sonst nicht ungünstigen Umständen, am dritten Tage nach dem Tode ein. Doch zerstörten manche Krankheiten, so wie Gifte und der Blitz, die letzten Reste der Lebenskräfte, welche sonst die Verwesung noch aufhalten, schneller, und dieselbe tritt dann fast augenblicklich ein. Auch die Wärme, Gewitter, welche am Himmel stehen, und, wie Einige glaubten, selbst die Zeit des Vollmondes, wirken beschleunigend auf den Vorgang der letzten Auflösung ein. Diese, so wie die Gährung weinartiger Flüssigkeiten, wird übrigens auch da in hohem Grade beschleunigt und in ihren Wirkungen verstärkt, wo mehrere todte Körper beisammen liegen, denn es ist in der Fäulniß eine selbst auf das Lebende, noch mehr auf das Todte wirkende, ansteckende Gewalt.

unter den beſtändigen Eismaſſen des Nordpols jene Rhi-
s und Elephanten ſich noch mit Fleiſch und Haar be-
halten konnten, von deren geſchlechtsverwandten Zeit-
wir in unſeren Klimaten nur noch Gerippe finden.
ten vergangenen Jahrtauſenden der Urwelt, in denen die
nthe lebten, ſind auch die thieriſchen Ueberreſte aus
ſſe der Weichthiere, welche Ramond auf dem Gipfel
ntperdu gefunden, und in denen die Kälte der Schnee-
ren thieriſchen Leimen ſo unzerſtört erhalten hat, daß ihn
ch der Verweſung bei jedem Fußtritte verräth. Selbſt
ten, leicht verweslichen Leib des Menſchen vermag die
ngewöhnlich lang friſch zu erhalten. Dieß zeigte der
n jenes bärtigen Alten, deſſen ungewohnte, alter-
ne Tracht ein früheres Jahrhundert ankündigte, als ihn
äſſer aus dem Eiſe eines Gletſchers der Schweiz nach
Tage führte. Weder die Chroniken, noch die im Munde
kes lebende Kunde, wußten die Zeit anzugeben, wann
te Gebirgsbewohner in eine Spalte des Eiſes hinabge-
und da verunglückt ſey. Für eine ähnliche, wenn auch
lange wirkſam geweſene, aufbewahrende Kraft der Kälte
ach der Leichnam jenes Bergmannes, welcher im Gru-
nr eines tiefen Schachtes zu Ehrenfriedersdorf verun-
nar und an deſſen Sarge ein Prediger die Leichenrede

gin, [illegible] Auflösung aller einzelnig gestreckten Körperung [illegible] [illegible] [illegible]

weſenden Dinge, gezählt werden. Der Kupferkies und viele
re Erze, deren metalliſche Grundlage mit dem brennbaren
wefel verbunden iſt, laufen bei ihrer Verwitterung mit bun-
Farben an, und es deutet das Farbenſpiel und der aus dem
nern kommende, farbige Schimmer, bei dem Opal und
ren Steinen, auf eine angehende Zerſetzung (öfters Zer-
ſtörung) hin. Es verwandelt ſich das einfache Grün der Blät-
im Herbſte, bei ihrem Abſterben, in allerhand bunte Far-
, und der Goldbrachſen des Mittelmeers zeigt im Tode eine
wandlung und Aufeinanderfolge der Farben, welche ſchon an
Tafeln des alten Roms ein Gegenſtand der Beachtung
weſen.

Augenfälliger noch, als das Spiel und die Veränderung der
ben, iſt an faulenden und verweſenden Körpern die Eigen-
aft des Selberleuchtens. Viele Steine zeigen ein phosphe-
hes Licht, wenn ihre Zerſetzung, ſey es auch nur im ſchwäch-
n Grade, durch Brennen im Feuer, durch Einwirkung des
uerlichtes, ja durch bloßes mechaniſches Zerſtücken und Zer-
iben herbeigeführt worden. Es leuchten das faulende Holz,
wie andere verweſende Stoffe aus dem Pflanzenreiche, mit
osphoriſchem Lichte, und an faulenden Fiſchen, ja ſelbſt an
zelnen Schuppen derſelben, gleichet jener Schimmer der an-
enden Verweſung, an Stärke, dem Licht der Johannis-
rmchen. Man hat den feuchten Beſchlag, der ſich, durch-
ungen von faulenden Theilen, an den Wänden der Zerglie-
ungsſäle angeſetzt, eben ſo in phosphoriſchem Lichte ſchim-
rn geſehen, als die Wände der Fleiſchbänke, bei ſchwülicht
chtem Wetter. Einer ſolchen Lichtentwicklung aus faulen-
n thieriſchen Stoffen verdanket ſelbſt das Meer, wenigſtens
den meiſten Fällen, ſein nächtliches, phosphoriſches Scheinen.

Das brennbare Weſen, deſſen Erzeugung das erſte Werk
r Verweſung iſt, entzündet ſich nicht ſelten zur wirklichen,
ſtbrenden Flamme. Ein ſolches Entflammen, durch Annähe-
ng eines brennenden Lichtes, hat man nicht allein öfters in
einkohlengruben, in der Nähe der ſich zerſetzenden Pflanzen-
ffe, oder in Kellern, welche an Todtengrüfte angränzten, beob-
tet, ſondern ſolche Luftarten, die ſich mit Blitzesſchnelle
zündet, ſind auch aus verweſenden Leichen, ja aus dem Leibe

[illegible] Eingeweide bereits Brand und Fäulniß ergriffen, hervorgedrungen; ja in einigen sehr seltenen Fällen der sogenannten Selbstverbrennung hat der scheinbar noch eben gesunde Mensch die Flammen der Verwesung aus seinem Leibe hervorbrechen sehen, welche die Glieder in wenig Augenblicken zur Asche verwandelt. Der unmäßige Genuß geistiger Getränke hatte in den meisten dieser Fälle den innren Scheiterhaufen bereitet, auf welchem der noch lebende Leib verbrannt worden. Auch, wie es scheint, ohne Annäherung von brennenden Lichtern, ist zuweilen aus Todtengrüften eine Flamme hervorgebrochen, als deren Urheber man beim Eröffnen der Decke einen selber brennenden Leichnam erkannte.

In ihrer ersten Periode gleichet demnach die Verwesung einem Verbrennungsproceß, und in Zeiten, so wie bei Völkern, welche diese gewaltsame Beschleunigung der letzten Auflösung, der natürlichen, stillen Verwandlung des Leibes, in der mütterlichen Erde vorgezogen, geschah und geschiehet die letzte Bestattung der Verblichenen durch ein Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. Wo der Verwesungsproceß, auch der Pflanzenwelt, durch ein Bedecken mit Erde in dieser ersten Periode zurückgehalten worden, wie bei unsren Steinkohlenlagern, gleichen seine Wirkungen immer einem unvollkommnen Verbrennen.

Es wird das brennbare und leuchtende Wesen, welches zur letzten Auflösung ein anfängliches Ferment gibt, vornehmlich in jenem Gebiet und in jenen Theilen des Leibes erzeugt, welche während des Lebens zur Region des Gangliarnervensystems gehörten: in den Eingeweiden und Eingeweidehöhlen der Verdauung und Zeugung. Doch haben auch, wie es scheint, das Gehirn und das Rückmark an dem ersten Hervorbrechen des Funkens, aus welchem die den Leib zerstörende Flamme entsteht, einen nicht unbedeutenden Antheil, und hierauf deutet schon das Vorkommen des Phosphorus unter den Bestandtheilen des Nerven hin. Mit Recht wird jenes dampfartige Ferment, das den Leichnamen und den Grüften der Todten entsteigt, unter die furchtbarsten Gifte gezählt, welche die uns bekannte Natur hervorgebracht. Lebende und gesunde Menschen, die sich Leichnamen von Menschen oder Thieren in dem Augenblick genaht, wo die im Innern entstandenen Luftarten ihre Höhle

zer-

zerſprengten, ſanken, wie vom Blitze getroffen, leblos nieder, oder erkrankten gefährlich. Dieſes Geſchoß aus der Rüſtkammer des Todes hat auch bei verheerenden Peſtſeuchen jene Tauſende von Lebendigen gefällt, an denen ſein Zug vorübergegangen. Denn es ſcheint allerdings, in älterer Zeit, das Verſäumen oder die nachläſſigere Weiſe des Begrabens der todten Thiere und Menſchen, wie noch jetzt im Morgenlande, häufig die erſte Urſache der Seuchen geweſen zu ſeyn. Auch die faulichte Flüſſigkeit, welche aus dem verweſenden Körper und einzelnen Theilen deſſelben hervordringt, wirkt auf den lebenden Leib, den ſie berührt, öfters wie ein furchtbares Gift, welches ſelbſt dann, wenn es am ſchwächſten iſt, wenigſtens die Oberhaut zerſtört.

Die Beſtattung unter die Erde benimmt der eben beſchriebenen, erſten Periode der Verweſung ihre ganze, dem lebenden Auge ſchreckhafte Geſtalt, und jede ſchädliche Wirkung auf die Welt der Lebendigen. Die verdauenden Eingeweide, deren Geſchäft den übrigen Leib ernährte und geſtaltete, ſind jetzt ſelber zur Speiſe geworden, deren innre Kraft den ganzen Leib in ihren Verwandlungsproceß hineinzieht. Es wird nun im ruhigen Verlaufe der Verweſung jene zweite Periode der Auflöſung herbeigeführt, welche durch das Erſcheinen der Alkalien und der ätzenden Grundlagen von verwandter Natur bezeichnet iſt. Mithin von Stoffen, welche die fortgeſetzte Zerlegung des Leibes eben ſo befördern, als dieſes, in gewaltſam beſchleunigtem Gange, der ungelöſchte Kalk thut, wenn man thieriſche Leiber mit ihm begräbt und beſchüttet.

Die letzten Erzeugniſſe der Verweſung ſind da, wo dieſe in ihrem Gange gehemmt und zurückgehalten worden, deutlich in die Sinnen fallende, talgartige oder blichte Stoffe. Es wird das Geſtein, ſelbſt von kieslichter Natur, durch eine innre Auflöſung, welche jenem Vorgang der Verweſung gleichet, in eine talk- oder ſpeckſteinartige Maſſe verwandelt, und hieraus wird unter andrem das Vorkommen der ſogenannten Afterkryſtalle im Speckſtein, die von der verſchiedenartigſten Abkunft ſind, erklärlich. Die Dammerde, aus verweſenden Pflanzentheilen entſtanden, iſt von fettigen und blichten Theilen durchdrungen. Das Uebergehen des faulenden Fleiſches, der Menſchen und

Thiere, in einen wallraths- oder talgähnlichen Zuſtand, hat Gaber und nach ihm Fourcroy beobachtet. Dieſer Uebe findet vornehmlich dann ſtatt, wenn die thieriſchen Stoff ihrer Verweſung unter Waſſer, oder in feuchtem Gewölbe, einander gehäuft waren.

In der dritten Periode der Verweſung, welche dem Entſtehung der Oele bezeichnet ſcheint, verlieren ſich dann die furchtbaren und ekelhaften Gerüche der Fäulniß, welch doch ſchon Gaber in einen moſchusartigen Duft verwa lehrte. Der Geruch wird nun erdartig, und in einigen F die an den Verſuch von Gaber erinnern, biſamartig und ſ ſam aromatiſch.

Der eigentliche und ungehinderte Gang der Verweſung nach der Meinung einiger älterer Chemiker, mit dem Ent einer Subſtanz, welche die Alchymiſten prima materia ge und welche nach ihrer Anſicht der Anfang und das Ende ſichtbaren Leiblichkeit unſerer Natur, in der Zeugung wie weſung ſeyn ſollte. Immerhin möge dieſes, der wiſſen lichen Beobachtung nicht ſtandhaltende Weſen, unter die oder minder ſinnvollen Traumbilder der Vergangenheit g werden: hierin hatten die „Träumer“ Recht, daß ſie ſchen dem ganzen Vorgang der Verweſung und jenem de zeugung eine große innre Uebereinſtimmung und Verwandt annahmen.

Bei der Zeugung, wie bei der Verweſung, verräth da ſcheinen der Farben, und in manchen Fällen ſelbſt ein a fälliges Leuchten, das Hervortreten des Phosphors. Der G der bunten Blüthe, ſelbſt dann, wenn er der Naſe am lie ſten däuchtet, der Geſundheit nachtheilig, ja in gewiſſen F tödtlich, iſt durch die flüchtigen Stoffe, an denen er haft wie durch ſeine Wirkung, dem Aushauch der Verweſung wandt. Auch er wird öfters von Gasarten getragen, w die Annäherung der Lichtflamme entzündet. Von dem Z mengeſelltſeyn von Giften, mit den Abſonderungen des gungsproceſſes, ſprachen wir bereits oben. Es endet au Pflanzenreich jener Gang, welchen die Geſchichte der Zeu von der Entfaltung der Blüthe bis zur Bildung der Frucht n

nicht ſelten mit dem Hervorbringen dichter oder talgartiger Subſtanzen.

Es iſt der gleiche Zug der Wolken über das Gebirge nach dem Thal, aus welchem wir auf eine gleiche Richtung des Sturmwindes ſchließen, der das Gewölk bewegt. So iſt es auch die Uebereinſtimmung der einzelnen Erſcheinungen und ihrer Aufeinanderfolge, aus welcher wir in zwei verſchiedenen Fällen die Gleichheit des innren Grundes vermuthen, der die Erſcheinungen hervorrief. Jene allgemeine, ſchaffende Naturkraft, welche bei der Zeugung geſchäftig iſt, und welche dort aus dem Abſterbenden das neue Leben bereitet, verräth ſich uns an ihrem Gange, auch da, wo ihr Schritt durch das Dunkel der Gruft gehet. Ihr Finger wird hier, wo er die Auflöſung des dem Staube vertrauten Samenkornes vollbringt, mit der gleichen Kraft wirken, als da, wo er im Schoß der Blüthe das Samenkorn aus Staub erbaute, und ſein Wirken wird überall zu dem gleichen Ziele gehen: das Leben zu ſchaffen und daſſelbe immer höher zu entfalten.

Ueber dieſem letzten, längſten Schlafe des Leibes ſchwebt allerdings ein tiefer Ernſt; Furcht und Schrecken ſteigen an beiden Seiten von ihm empor. Während des Schlafes ſtößet das Fahrzeug vom Lande; es verläſſet die befreundete, bekannte Küſte, und eilt nach einer andren. Jedoch getroſt! hat ſich nur die Seele den rechten Führern vertraut, ſo gehet die Fahrt nicht nach einem Lande der Schrecken und neuen Todesgefahren, ſondern die vielgewanderte ſieht ſich bei ihrem Erwachen in der längſt erſehnten, beſeligenden Heimath, und um ſie her die bleibenden Güter, welche ſie im Lande der Fremdlingsſchaft errungen und empfangen.

Bemerk. Der Verfaſſer berührte faſt ungern den Gegenſtand der nächſt vorſtehenden Seiten, weil derſelbe ſo oft gemißbraucht worden iſt, um, beſonders in neuerer Zeit, die Kinder des eitlen Tages damit zu ängſtigen und zu erſchrecken. Dennoch dürfen uns weder der Mißbrauch, noch die lächerlichen Uebertreibungen, deren man ſich in dieſer Beziehung zu Schulden kommen laſſen, davon abhalten, die freilich ſehr abnormen und außerordentlich ſeltnen Fälle des Scheintodes zu beachten, weil dieſelben über das Wechſelverhältniß der Seele zum Leibe nicht unbedeutende Aufſchlüſſe geben. Ausführlicher findet man indeß den ganzen Inhalt des vorſtehenden §. behandelt in meinen Ahndungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens, zweiten Theiles erſtem Band von S. 1 bis 145.

Wiederauflebende (παλιμβιοι) aus dem Scheintode nennen uns

ſchon die Schriftſteller des Alterthums mehrere. So Herodot (Melpomene) den Ariſteas; Plato den Heros (Ἥρος) Armenius, den Pamphilier (Plato de republ. X; Macrob. in somn. Scipion. L. I; Plutarch. Symposiac. L. IX, quaest. 5; Valer. Maxim. L. V, c. 8), Plinius (nat. hist. L. VII, c. 52) den Gavienus, Admiral des Cäſar; den Aviola, welcher auf dem Scheiterhaufen erwachte. Der ſchon vor etlichen Tagen geſtorbene Lamia ſchreit, wiedererwacht, noch laut in den Flammen des Scheiterhaufens auf (m. v. Valer. Maxim. memorab. L. I c. 8 u. 12); mehrere andere Fälle erwähnen noch Plinius (L. XXVI, c. 5; L. XXV, c. 2), Lucian (in muscae encomio), Plutarch (de his qui sero a Numine puniuntur 563, ed. Reisk. VIII, 229, welcher daſelbſt die Geſchichte des Theſpeſius-Aridäus erzählt, der, nachdem er an den Folgen eines harten Falles ſcheinbar verſchieden und am 3ten Tage wieder erwacht war, aus dieſem Zuſtande einen ſo tiefen Eindruck ins Gemüth mit ſich genommen hatte, daß er von nun an ſein vorhin ausſchweifendes Leben beſſerte); Varro, welcher drei Fälle von Scheintod erzählt, davon der eine ſich an dem Gemahl ſeiner Tante zutrug (Plin. l. c.); Diogenes Laërt. (in prooem. in Empedocl.); Philoſtrat (de vit. Appollon. L. IV, c. 16); Maximus Tyrius (diss. XXVIII, p. 288 ed. Davis, welcher daſelbſt den Scheintod und die Viſionen eines Prokoneſiſchen Mannes beſchreibt). — Von zwei Wiedererwachten, die an demſelben Tage verſtorben waren, ſchreibt Auguſtinus (de civitat. dei L. XXII, c. 28). Ein gewiſſer Maris lebte 3mal oder gar noch öfter auf (vid. Fulgosum L. I. c. 6; Phleg. Trallian. de mirabil. et longaev).

Wir gehen nun auf die nähere Betrachtung der hierher gehörigen Fälle über.

Auffallender faſt als die Geſchichten, die wir bei älteren Schriftſtellern, z. B. Diemerbroeck, Camerarius, Velſch, Zwinger, Hildan u. A., von dem Wiedererwachen, ſelbſt einzelner Peſtkranker, aus dem Scheintod leſen, iſt die ſpätere, von Köppen (über den Scheintod) erzählte, von dem Bauer zu Rahnenwerder, der (im Jahr 1797) ſcheinbar durch den Blitz getödtet war, und am dritten Tage nachher, durch Klopfen an dem Sarg, erwachte. Das Wiederaufleben von Verwundeten erzählen van Swieten, Borellus C. II. obs. 20. p. 120 u. A. — Greiſe, eben ſowohl als ganz zarte Kinder hat man aus Scheintod wieder aufleben ſehen. Der durch Verblutung ſcheinbar verſtorbene Willis (im Hauſe des Conſuls Baldwin zu Alexandria) war ſchon 70 Jahre, die Spinnerin zu Greenwich, die Frau zu Mainbernheim, davon jene am ſiebenten, dieſe am vierten Tage aus ſcheintodartigem Zuſtand erwachte, waren beide ſchon in ſechszigjährigem Alter. Faſt ans Unglaubliche gränzt der Fall, welchen Köppen dem Olivier de Millemont nacherzählt, von einem neugebornen, für todt gehaltenen und begrabenen Kinde, bei welchem ſich der ſchwache Lebensfunken einige Wochen (gegen vier) erhalten haben ſollte. — Bei einem Vergleich der in neuerer Zeit bekannt gewordenen Fälle von Wiederbelebungen ſcheint ſich zu ergeben: daß der Zuſtand der tiefen, für Tod gehaltenen Ohnmacht, am längſten beim weiblichen Geſchlecht dauern könne; denn die erſt am vierten, ja am ſiebenten Tage nach dem vermeintlichen Sterben wieder Aufgewachten waren faſt immer Frauen. Bei dieſem Geſchlecht, welches die für den Zug einer jenſeitigen, geiſtigeren Region ſehr empfängliche Seele in einem zarten Gefäß trägt, bildet das Vorherrſchendwerden der Kräfte der Seele über die des Leibes: die leichtere Entbindbarkeit der Seele aus der Abhängigkeit vom Leibe, öfters Erſcheinungen, wie ſie bei unſerm Geſchlecht, dem die äußerſten Enden einer geiſtigen und grobkörperlichen Entwicklung viel näher liegen, als die Ent-

e Urſache der Seuchen geweſen zu ſeyn. Auch die fau-
lüſſigkeit, welche aus dem verweſenden Körper und ein-
Theilen deſſelben hervordringt, wirkt auf den lebenden
den ſie berührt, öfters wie ein furchtbares Gift, welches
dann, wenn es am ſchwächſten iſt, wenigſtens die
aut zerſtört.

Die Beſtattung unter die Erde benimmt der eben beſchrie-
erſten Periode der Verweſung ihre ganze, dem lebenden
hreckhafte Geſtalt, und jede ſchädliche Wirkung auf die
r Lebendigen. Die verdauenden Eingeweide, deren Ge-
n übrigen Leib ernährte und geſtaltete, ſind jetzt ſelber
e geworden, deren innre Kraft den ganzen Leib in ihren
ungsproceß hineinzieht. Es wird nun im ruhigen
r Verweſung jene zweite Periode der Auflöſung her-
welche durch das Erſcheinen der Alkalien und der
undlagen von verwandter Natur bezeichnet iſt.
toffen, welche die fortgeſetzte Zerlegung des Leibes
dern, als dieſes, in gewaltſam beſchleunigtem
ngelöſchte Kalk thut, wenn man thieriſche Leiber
t und beſchüttet.

Erzeugniſſe der Verweſung ſind da, wo dieſe in
hemmt und zurückgehalten worden, deutlich in
ende, talgartige oder blichte Stoffe. Es wird
ſt von kieslichter Natur, durch eine innre Auf-

Gemahlin eines heſſiſchen Gelehrten, die Buchhändlersfrau zu Leipzig, der Schloßküſter Wuth zu Hannover, Madame Lacour, der mailändiſche Geiſtliche, der Tiſchlermeiſter zu Paris, ſo wie des Kochs Sohn zu Haag und der oben erwähnte, vom Blitz getroffene Bauer zu Rahnenwerder; wie man dieſe Fälle ſämmtlich in Köppens Schrift über den Scheintod zuſammengeſtellt finden kann. Am dritten Tage erwachte das Knäbchen des Wittenberger Glaſers, das durch Theod. Kirchmayers Diſſertation (de homin. appar. mort. c. 1. §. 6. De vitrario Witembergensi, Augusto Schwenke) bekannt geworden; am dritten Tage die Metzgerstochter, deren mit innerlichen, lieblichen Viſionen verbundenen Scheintod Joh. Ludw. Hannemann beſchrieben. Der dritte Tag war der des Wiederauflebens für den ſcheintodten Fiſcher bei Zacutus Luſitanus, für die Gärtnersfrau in Paris, für den an der Peſt verſtorbenen und zufällig bis zu dieſer Zeit unbeerdigt gebliebenen Mann nach Diemenbroeck, ſo wie für die ebenfalls peſtkrank geweſene Frau zu Köln, ferner für die Bäuerin zu Görlitz (nach Hagedorn histor. med. phys. p. 267), welche nachher, wie die ſcheintodt geweſene Frau zu Auerbach im Voigtlande, ein beſtändiges, ſchwermüthiges Heimweh behalten. Bis zum dritten Tage hatte der todesähnliche Zuſtand der Starrſucht bei der ins Waſſer gefallenen Marg. Larsdotter (nach Tileſius in den Abh. d. röm. kaiſ. Akad. d. Nat. T. VI.) angehalten, eben ſo lange bei der Jungfrau zu Hermannſtadt, welche nach Fincelius (de prodig. p. 1), ſchon auf der Bahre ſtehend, mit Blutſchwitzen erwachte, ſo wie die Jungfrau in Böhmen und der Knabe, von denen Baldin und Valvaſor berichten. Wahrſcheinlich am dritten Tag (am Tage der Beerdigung) erwachte das an den Blattern ſcheinbar verſtorbene Mädchen, von welchem Brühier (a. a. O.) erzählt, als der Sarg zufällig von der Bahre fiel, ſo wie die ſchon begrabene Jungfrau zu Dole, deren Retter die eben am Begräbnißplatze weilenden Soldaten waren, und die zu Bar le Duc. Schon ganz nahe der Gefahr begraben zu werden, erwachte die noch jetzt lebende, ernſte Wohlthäterin und Pflegerin der Armen und Kranken, Fr. v. H...t in St. Zum zweiten Male in ſeinem Leben erwachte aus dem Scheintod (der ihn ſchon einmal in ſeiner Kindheit befallen) am dritten Tage der Hallor Petſch zu Halle; zweimal in ſeinem Leben, einmal als Kind durch bösartige Blattern, das zweite Mal als Jüngling durch das Auftreffen eines Steines auf ſeinen Kopf, war ſcheintodt geweſen und beide Male am dritten Tag wieder aufgewacht der Abläder Brocke aus Quedlinburg (nach Köppen): dreimal ſogar war durch den todtenähnlichen Zuſtand, an, ja in das Grab geführt und jedes Mal daraus gerettet worden der normänniſche Edelmann, von welchem Ziegler in ſeinem Labyrinth der Zeit Nr. 104. S. 816 erzählt. Dieſes öftere Wiederkehren der Erſtarrung muß ſich in ſolchen Fällen auf eine ähnliche Dispoſition des Leibes gegründet haben, wie bei jenem Geiſtlichen, von welchem Caelius Rhodiginus: lection. antiqu. L. 20. c. 16 berichtet, daß er dieſen Zuſtand willkürlich habe hervorrufen können. — Die Fälle von einem Wiedererwachen nach dem dritten Tage ſind ungleich ſeltener, ſey es nun, daß ſie, wie bei der Dame aus dem Hauſe Laſſo, die Gruft und die Verweſung dem Auge verbirgt, oder, was bei Weitem wahrſcheinlicher iſt, weil der dritte Tag der eigentlich kritiſche für dieſen Mittelzuſtand iſt, welcher ſich dann entweder zur Verweſung oder zum Wiederaufleben wendet. Denn auch die eigentliche Verweſung beginnt in der Regel am dritten Tag nach dem Tode, und bei Solchen, welche (ſcheintodt) aus dem Waſſer gezogen wurden, ſah man zuweilen, auch wenn ſie bald nachher wieder belebt wurden, die tiefſte Entkräftung erſt am dritten Tage weichen (ſo in einem Falle, den Moulin beobachtete). Am vierten Tage er-

tet geweſen, daß er kein Glied rühren, kein vernehmliches Wort mehr reden können, fand ſich beim Wiedererwachen vom Scheintod ſo geſtärkt, daß er aufſtund wie ein Geneſener und nicht aufhören wollte, das, was er innerlich erfahren, laut zu erzählen. — In vielen der angeführten Fälle fehlte das Bewußtſeyn, wie bei tiefem Schlummer oder Ohnmacht, gänzlich. Der oben angeführte Gärtner zu Trottningholm, der 16 Stunden unter dem Eis geweſen, erinnerte ſich jedoch, nachdem er aus der Erſtarrung gerettet worden, wie im Traume, daß er unter dem Waſſer die Glocken der benachbarten Stadt gehört habe. Deutlicher noch, denn er war bei vollkommenem Selbſtbewußtſeyn, hörte der Holländer, von welchem Kunkel erzählt: daß er, vermeintlich ertrunken, acht Tage unter dem Waſſer geweſen, in ſeiner Starrſucht das Läuten der Glocken, fühlte (ſchmerzlich) das Aufſchlagen auf der über ihm gelegenen Waſſerfläche und die neben ihm niedergeſtoßenen Stangen, unfähig, dieſe zu ergreifen. Aehnliche Geſchichten von ſcheintodten Menſchen, welche in ihrer Starrſucht alles fühlten und vernahmen, was mit ihrem Leibe und neben demſelben vorging; welche alle die Anſtalten zu ihrem nahen Begräbniſſe bemerkten, ohne im Stande zu ſeyn, ein Zeichen des Lebens von ſich zu geben, erzählt Boerhave de morbis nervor. II. 378, 443 u. a. Hievon iſt jedoch der Zuſtand der innren Entzückung oder Ekſtaſe zu unterſcheiden, welcher, bei gänzlich mangelndem äußerem Gefühl die Seele der Scheintodten zuweilen ergreift. In vielen Fällen, davon einige bereits oben erwähnt worden, war nämlich die äußere, todähnliche Erſtarrung innerlich mit einem Zuſtand der lebendigſten Bewegung der Seele und mit ſo übermächtigen, — lieblichen Gefühlen oder mit Schreckniſſen — zuſammengeſellt geweſen, daß die Wiedererwachten den Eindruck davon nie wieder aus der Seele verloren, und daß Mehrere ſchon die Erinnerung an dieſen Traumzuſtand der höheren, geiſtigen Art ſo beredt machte, wie jenen Pamphylier Eris oder wie den oben erwähnten Hans Engelbrecht. Schon mit tiefen Ohnmachten iſt, wie einige in den mediciniſchen Anekdoten erzählte Fälle bezeugen, öfters ein Gefühl von unbegreiflich ſüßer Ruhe verbunden.

Der hochbejahrte, ganz abgelebte Herr von Abel, an welchem man die oben S. 309 erwähnten Wiederbelebungsverſuche machte und ihm hierdurch die Qualen des Sterbens auf mehrere Tage hinaus verlängerte, hatte dieſe Verſuche ſchon einige Zeit vor ſeinem Tode ſelber anbefohlen und angeordnet. Das Faß mit der zu den warmen Bädern beſtimmten aufregenden Flüſſigkeit, das er, ſo wie alle nöthigen Manipulationen, den Seinen bezeichnet hatte, ſtund ſchon längſt bereit. Der Verfaſſer kennt dieſen Fall, der in ſeiner ganzen, merkwürdigen Ausdehnung nicht hieher gehört, durch eine gemeinſame Freundin, aus der Erzählung der einzigen Tochter des Greiſes ſelber, welcher, wie dieß vielleicht einige Leſer ſchon erriethen, ein Freund des berühmten Mesmer war und in Frankreich lebte. Wenn auch wirklich in mehreren Fällen nach dem letzten Odemzuge und ſelbſt nach dem Erſtarren der Glieder noch ein Mittelzuſtand zwiſchen Ohnmacht und Tod ſtatfindet, in welchem die bisherige Einwirkung der Seele auf den Leib noch nicht unwiderruflich aufgelöſ't iſt, ſo gehet dennoch jener bewußtloſe oder tief träumende Mittelzuſtand bald in das eigentliche Reich des Todes hinüber. Die zum Theil auch oben erwähnten, immerhin außerordentlich ſeltenen Geſchichten eines Wiederauflebens, beſonders am dritten Tage nach dem ſcheinbaren Verſcheiden, ermahnen allerdings zu großer Vorſicht, in Beziehung auf die Zeit der Beerdigung ſolcher Leichen, an denen noch keine ſichren Zeichen der Verweſung ſichtbar ſind; wie ungegründet und übertrieben jedoch die gewöhnliche Furcht vor

)ieſem ganz ähnlichen Falle, welcher in den Abhandlungen der
:n Akademie der Naturforſcher erzählt wird, die Erſtarrung
(gegen acht) Stunden gedauert hatte. Nach mehreren Stun-
überhaupt öfters gewaltſam Erſtickte, ſo wie Solche wieder er-
:lche an einer beſonders ſchmerzhaften, ſchweren Krankheit ge-
:ten, wie das von Johann Schmidt wieder belebte Kind und
nkind in Breslau. Bei dem Gärtner, der in Trottningholm
is gerathen war (Abhandl. der röm. kaiſerl. Akad. der Naturf.
hatte der Zuſtand der Erſtarrung 16, bei dem Proviſor Spal-
Berlin (nach Köppen) 13, bei der erfrornen Magd zu Leuſcha
)en gedauert. Nach 24 Stunden oder überhaupt am zweiten
ıchten der ſcheinbar an den Folgen einer tiefen Verwundung
ıe Bauer, den van Swieten beobachtete, Capitän Noddings,
)aſſer, obgleich man ihn ſogleich herausgezogen, erſtickt ſchien;
ıtodte Taglöhner zu Wiskau am Petersberge, die Schneiders-
Roſtock und das junge Mädchen zu Halle (nachmalige geh. Rä-
:r), welche Fälle Köppen berichtet. Einen Tag hatte die Jung-
, welcher J. G. Hoyer erzählt, in einer todtenähnlichen Starr-
gen, wobei ſie innerlich ſehr wach und hellſehend geweſen; faſt
:e lang die Künſtlersfrau bei Miſſonius; am zweiten Tage
eine ſcheintodte Frau (nach Brinkmann), als das Stroh, auf
ıg, durch ein Licht entzündet war. Nach zwei Tagen lebte
:hiers Bericht (sur l'incertitude des signes de la mort) eine
nsfrau zu Lyon wieder auf, als der jetzt erſt von ſeiner Reiſe
:hrte, geliebte Gemahl den ſchon geſchloſſenen Sarg öffnen und
ltendem Eifer, ſo vergeblich es auch anfangs geſchienen, ärzt-
e (warme Bäder und Schröpfköpfe) anwenden ließ. Auf ähn-
:ſe wurde die treue Liebe jenes Knechtes belohnt, der nach
(Hist. et observ. medic. physic. Cent. III. obs. 58) ſeinen
m dritten Tage nach dem Verſcheiden, durch anhaltendes Ein-
von Luft in die Lunge wieder belebte, und die Freundſchaft
)ren, der auch dem verlaſſenen Leichnam des langjährigen Ge-
ines italiäniſchen Kloſtergeiſtlichen) noch brüderliche Sorgfalt

Von glücklichem Erfolg zeigten ſich die Verſuche an dem
en, im Waſſer ertrunkenen Edelmann (Cent. II, obs. 2), ſo
nen Ertrunkenen, von denen Alexander Benedictus (de cur.

nach Levrets Bericht, aus der sterbenden Herzogin geboren worden, obgleich die Eingeweide schon in Verderbniß übergegangen gewesen, und jenes, das ein Wundarzt nach dem Journal des savans auf 1744 noch aus der todten Mutter rettete. So hat man mehrmalen „noch im Sarge, vor dem Begräbniß der Mutter, das Geschrei der aus dem Tode geborenen Kinder gehört.*) Ein zärtlicher Gatte, welcher den Leichnam der geliebten Beerdigten noch einmal zu sehen verlangte, hat auf diese Weise den glücklichen Augenblick getroffen, und das lebendige und gesunde Kind aus dem Sarge der Todten empfangen" (m. Abhd. ein. allgem. Gesch. d. L. II. 1, S. 41, und die Geschichte des Julius Civilis bei Er. Franziscus und in den medicinischen Anekdoten). Insgemein waren jedoch solche nach dem Tode der unbeerdigten oder auch schon beerdigten Mütter ans Licht getretene Kinder todt und sogar schon in Fäulniß übergegangen, wie in den meisten Fällen, welche angeführt werden bei Harvaeus, de partu p. 545; Salmuth. obs. 36, p. 75; Wolf. obs. chirurg. med. 41, p. 131; Joh. Riolan. L. 6. Anthrop. p. 398; Watson, synops. Philos. Bartholin V, 2, Act. Hafn. obs. 35, p. 92; Heyer, obs. 44, p. 50; D. Cornaro hist. admirab. 15, p. 48. — Ueber die Umkehrung der natürlichen Bewegungen des Blutes in den Venen, so wie über die letzte Wirksamkeit der Muskeln im Sterben, s. m. ebenfalls m. Abhd. II, 1. Bemerkenswerth ist der von Mitlacher (dissert. de part. difficil.) erzählte Fall von einer noch 1½ Stunden nach dem wirklich erfolgten Tode sich zeigenden convulsivischen Bewegung an einigen Fingermuskeln der linken Hand. Ueber große Muskelkräfte, noch in den letzten Augenblicken des Lebens entfaltet, vergl. m. m. Abhd. u. s. S. 35 u. 36.

Das oben S. 314 erwähnte, höhere Aufleben des innren Menschen in der Todesstunde des äußeren, zeigte sich unter andren auch bei dem trefflichen, alten Kirchenlehrer: Johann Arndt. Als dieser, unmittelbar vor dem Beginnen des letzten Kampfes, aus einem kurzen Schlummer erwacht war, sprach er mit nach oben gewendeten Augen, von einer Herrlichkeit, die er gesehen, von einer Herrlichkeit, „als des eingebornen Sohnes vom Vater." Und als die treue Hausfrau ihn fragte, wann er diese Herrlichkeit gesehen, antwortete der Greis: eben jetzt habe er sie gesehen, sie, die kein Auge bemerkt, kein Ohr gehöret, die in keines Menschen Herz gekommen. — Fälle, wo bei Sterbenden, mehr noch, als bei sogenannt magnetisch Hellsehenden, Sprache und singende Stimme sich veredelt und gleichsam verklärt hatte, sind dem Verfasser selber, zum Theil aus eigner Beobachtung bekannt.

Die sehr merkwürdige Uebereinstimmung der Aussagen scheintodt gewesener Menschen, von den verschiedensten Völkern und Religionen, über die Gesichte und innren Gefühle, welche ihnen in jenem Zustand geworden, ist weiter auseinandergesetzt in m. Abhd. e. a. G. d. L. II, 1. S. 14. Die scheintodte (heidnische) Mericanerin, von welcher Clavigero in seiner Gesch. von Merico erzählt, hatte da dasselbe erfahren, was der scheintodte Fleischer in Stuttgart, was Hans Engelbrecht u. A. erzählten.

Fäulniß an einzelnen Theilen kann noch zugleich mit den letzten Regungen des inwohnenden Lebens zusammenbestehen; dieß zeigte die bekannte Geschichte des Sohnes der Madame Godin, so wie die des Bettlers in Paris (m. v. Frorieps Notizen a. d. Gebiete d. Nat. u. Heilk.). Ueber das neue Flüssigwerden des Blutes, die wiederkehrende Röthe oder das Anschwellen des Angesichts, besonders aber das Aufschwellen des Unterleibes — eines der ersten Zeichen der eigentlichen,

*) Ein solches Kind war Franz Arevallos de Suasso.

des Weins erwärmt war, nahm sein Odem einen für die Um-
n unerträglichen Leichengeruch an. Ueber die lange unverwest
nen Leichname v. m. m. Ahnd. II, 1 S. 62, und meine Ansichten
Nachtseite der Natur in der achten Vorlesung. Ein seltsames
l hatte unter andren die in der ersten Auflage jenes Buches
und hieraus in einer damals zu Dresden erschienenen Zeitschrift,
genannt, von mir, dem alten ehrwürdigen Toberville Berg-
nacherzählte Geschichte des Bergmannes zu Fahlun. Einige Zei-
nahmen diese alte Geschichte auf, als sey sie „erst jetzt gesche-
und so lief sie, als Tagesneuigkeit auch in andre als deutsche
, hatte das Glück von dem trefflichen Hebel nacherzählt zu
wurde zuletzt sogar „dramatisch."
i Beispiel von einer außergewöhnlich schnell „verwes'ten", ohne
ir aus dem Sarge verschwundenen Leiche, gab die des ehrwürdigen
ofes Hoyer zu Hamburg (a. a. O. S. 68 und 69, nach Zwin-
e. O.). Ueber das Erscheinen des Phosphors und der dieses
en begleitenden bunten Farben u. s. w. S. 81 u. f. Entwick-
s giftigen, oft plötzlich tödtenden Gases aus Leichnamen S. 65
ie Beispiele von Selbstverbrennung S. 68, phosphorescirenden,
enden Leichnamen, S. 69; Zerbersten des Schädels, besonders
chen, die an der Pest gestorben waren (so bei der in Polen
assirenden heftigen Pest nach W. Rolfink), S. 70; größere
arkeit der weiblichen Leichen vor den männlichen schon den Al-
nnt, S. 71. Wohlriechende Stoffe aus verwesenden thierischen
erhalten S. 90. Das Entstehen der talgartigen Substanzen
105 bis 129; die prima materia der Alten S. 130 bis 145.
stimmung der begleitenden Erscheinungen bei der Verwesung
eugung S. 95 und an vielen andern Stellen des angeführten

vielem in diesem §. Gesagten gibt auch noch weitere erläu-
Belege die höchst sonderbare, gerichtliche Untersuchung, welche
an. 1732 im Dorfe Medwedia des Königreichs Serbien mit
nzahl, zum Theil schon seit etlichen Monaten begrabenen Leich-
vorgenommen worden, weil man diese Leichname für Vampy-
alten. M. v. Mich. Wagners Beiträge zur philosophischen

rührt denſelben auch nicht das Rieſenhafte und Gewaltige, bloß weil es rieſenhaft und maſſig iſt; ſondern das im Dunkel wohnende, oder für das Licht gemachte Auge, wird nur von dem Anblick ſolcher Gegenſtände gerührt, auf welche von oben ein Strahl des Lichts fällt.

Wäre nur das ſinnlich Liebreizende ſchön, ſo würde das arme Auge ſich nie über das Gleichartige und leiblich Verwandte erheben, der häßliche Tartar würde von dem Anblick der harmoniſchen Formen einer edleren Menſchengeſtalt nicht gerührt werden, das Menſchenauge würde nicht mit ſolchem Wohlgefallen vom grünenden Boden hinauf nach dem blauen Himmel und ſeinen Geſtirnen blicken.

Wäre es nur das Maſſige und Gewaltige, was den beachtenden Sinn ſo an ſich zöge und rührte, ſo würden die ſteilen, jähen Klippengebirge Californiens, von deren Höhen täglich die glühende Mittagshitze aus unbewölktem Himmel herabſteigt in das nackte Thal, nicht geringeren Eindruck machen, als die Alpengebirge der Schweiz oder der mächtige Aetna. Wäre es nur eine Erſchütterung unſerer Sehe- und Hörnerven, welche das Bedürfniß nach Aufregung der innern Lebensthätigkeit befriedigte, ſo müßte ein flammend helles Roth oder Gelb, das ſich über eine ganze, weite Fläche ergoſſen, oder der laute Hall einer eintönigen Pfeife, die gleiche Wirkung auf unſre Sinnen machen, als der Anblick oder das Hören mehrerer zuſammengeſellter Farben und Töne; oder es müßte dem vernehmenden Sinne wenigſtens die Art und Weiſe dieſer Zuſammengeſellung gleichgültig ſeyn.

Der Sprache des Geiſtes liegt eine Mathematik der höheren Ordnung zu Grunde, von welcher unſre Mathematik ein ſchwaches, leiſes Schattenbild iſt. Die Schrift, in welcher jene Sprache zu uns redet, und deren Sinn der Geiſt ahndet beſtehet in bedeutungsvollen, harmoniſchen Zahlen und ſymmetriſchen Zeichen. Alle ihre Worte ſind verſchiedene Ausdrücke nur für einen und denſelben Namen, und nur dieſer Name iſt es, von deſſen Zügen und inwohnender magiſcher Kraft das Auge des innren Menſchen, welches nach Dem verlangt, was ſchön iſt, gerührt wird und erfreut.

Es iſt ein allgemeiner Grund alles Seyns und Lebens: eine

solche starke Nackenbänder, welche den Kopf des vierfüßi-
Thieres emporwärts und nach vornen richten, sind dem
Halse des Menschen versagt. Es würde hierbei selbst die
innre Lebensfülle des Blutes diesem vollkommensten unter
Lebendigen zur drückenden Last werden, weil die Anordnung
Verästelung der Gefäße, welche das Blut vom Herzen zum
n führen, bei ihm bloß für die aufrechte Stellung berech-
t, und in den niedren und vorwärts gebognen Kopf würde
rterienblut mit solcher Macht einströmen, daß ein bestän-
Gefühl von Dumpfheit und Ueberfüllung die Thätigkeit
ehirnes beengte. In der That, der Mensch als Vierfü-
wäre, nach dem Ausdruck eines trefflichen Naturforschers,
nglückseligste und lächerlichste von allen Thieren.

So aber sind zu diesem aufrechten Gange die Gestalt der
hligen, nicht wie bei dem Affen zum Zugreifen geschickten
das breite Becken, die nicht mehr kahnförmig zusammen-
kte, sondern nach beiden Seiten hin erweiterte Brust ge-
; jene Muskeln, welche beim Gehen und Stehen das Knie-
geradstrecken und die Last des Leibes tragen und fortbewe-
llen, sind von ausgezeichneter Kraft und Stärke, und mit der
gewählten Stellung fügen sich nun auch alle andern Theile
höchsten Ebenmaß. Die Augen sehen unter der breitgewölb-
tirn nach vornen, und können durch eine leichte Bewegung
[illegible] nach oben gewendet werden; die Hände treten in

gemein waren jedoch ſolche nach dem Tode der unbeerdigten
ſchon beerdigten Mütter ans Licht getretene Kinder todt
ſchon in Fäulniß übergegangen, wie in den meiſten Fällen,
geführt werden bei Harvacus, de partu p. 345; Salmuth
p. 75; Wolf. obs. chirurg. med. 41, p. 131; Joh. Rio
Anthrop. p. 398; Watson, synops. Philos. Bartholin V
Hafn. obs. 35, p. 92; Heyer, obs. 44, p. 50; D. Cornar
mirab. 15, p. 48. — Ueber die Umkehrung der natürlichen
gen des Blutes in den Venen, ſo wie über die letzte Z
der Muskeln im Sterben, ſ. m. ebenfalls m. Ahnd. II, 1.
kenswerth iſt der von Mitlacher (dissert. de part. difficil
Fall von einer noch 1½ Stunden nach dem wirklich erfol
ſich zeigenden convulſiviſchen Bewegung an einigen Fingern
linken Hand. Ueber große Muskelkräfte, noch in den letz
blicken des Lebens entfaltet, vergl. m. m. Ahnd. u. f. S.

Das oben S. 314 erwähnte, höhere Aufleben des in
ſchen in der Todesſtunde des äußeren, zeigte ſich unter a
bei dem trefflichen, alten Kirchenlehrer: Johann Arndt.
unmittelbar vor dem Beginnen des letzten Kampfes, aus
zen Schlummer erwacht war, ſprach er mit nach oben gewe
gen, von einer Herrlichkeit, die er geſehen, von einer Herrli
des eingebornen Sohnes vom Vater." Und als die treue
ihn fragte, wann er dieſe Herrlichkeit geſehen, antwortete
eben jetzt habe er ſie geſehen, ſie, die kein Auge bemerkt, ke
höret, die in keines Menſchen Herz gekommen. — Fälle, wi
denden, mehr noch, als bei ſogenannt magnetiſch Hellſehende
und ſingende Stimme ſich veredelt und gleichſam verklärt
dem Verfaſſer ſelber, zum Theil aus eigner Beobachtung be

Die ſehr merkwürdige Uebereinſtimmung der Ausſagen
geweſener Menſchen, von den verſchiedenſten Völkern und
über die Geſichte und innren Gefühle, welche ihnen in jene
geworden, iſt weiter auseinandergeſetzt in m. Ahnd. e. a. O
1. S. 14. Die ſcheintodte (heidniſche) Mericanerin, von n
nigern in ſeiner Geſch. von Merico erzählt, hatte da daſſelb

eim Riechen beſtimmt, und erſt an dem menſchen-ähnli-
ffen beginnen ſie die Vorübungen zu ihrem neuen Geſchäft
doch jede neue, höhere Richtung in der Natur, ehe ſie
chte ruhige Ebenmaß findet, zuerſt mit dem augenfälli-
Extrem beginnt, ſo erſcheint das Spiel der Geſichtsmuskeln
ine denkende, ordnende Seele, als widerliche Grimaſſe,
dem unwillkürlichen Zucken eines krankhaft angeregten
s. Nur bei dem Menſchen geſtaltet ſich jene Decke der
den zu einem Organ der denkenden Seele, auf welchem
vie die Bewegungen der Luft auf einem klaren See, alle
gen und Leidenſchaften des innren Menſchen abſpiegeln.
Sprache der Mienen am Angeſicht ſeines Herrn verſteht
das Hausthier. Nicht ohne beſondere Bedeutung erſcheint
h, daß nur der Menſch, durch einen eigenthümlich ihm
gegebenen Muskel, zu lachen vermag, welche Bewegung
des Affen nachahmet, während jene des Weinens, wozu
in vollkommnerem Maße auch nur der Menſch befähigt

gehinderte Wechſelwirkung mit der umgebenden Natur gehindert. Auf dieſen Vorzug des Menſchenleibes, vor dem Leibe des übrigens nahe ſtehenden Säugthieres und Vogels, gründet ſich zunächſt unſre Befähigung zu den wundervollen Erſcheinungen, welche wir ſpäter in der Geſchichte des ſogenannten Lebensmagnetismus und des Hellſehens betrachten werden. Es iſt jene Eigenthümlichkeit unſrem Leibe angeboren, nicht etwa erſt künſtlich durch die Gewohnheit der Bekleidung erzwungen worden. Dieß beweiſt uns das Beiſpiel jener halbthieriſchen Bewohner der Tropenländer, welche ſeit vielen Generationen die Haut unbekleidet gelaſſen und ihr hiedurch Zeit und Gelegenheit genug gegeben haben, ſich mit ihrer, vermeintlich urſprünglichen, thieriſchen Decke zu überziehen.

Selbſt ein ſolcher ſcheinbar minder wichtiger Zug in der Geſchichte des äußren Menſchen deutet auf einen Hauptzug in der Geſchichte des innren hin: auf die Beſtimmung unſres Weſens, das Ungenügende der Sinnlichkeit, in welche der ſtrebende Geiſt ſich verſenkte, zu erkennen, und noch in der Zeit des leiblichen Lebens ſich mit einem, den Mangel erſtattenden, geiſtigen Leibe zu überkleiden. Die Kräfte des innren und äußren Lebens gehen leichter und ungehinderter, als bei irgend einer andren leiblichen Form, durch die zarte Hülle aus und ein, und eben der ſcheinbar drückende Mangel gibt Veranlaſſung, daß die Seele, wenn auch nur abbildlich und an einem vergänglichen, äußren Material, jene innren Kräfte offenbare und übe, durch welche ihr ſpäter der neue, ſelbſtſtändigere Leib gebildet wird.

Dieſes wundervolle Kundwerden der Geheimniſſe, der verborgenſten Bedürfniſſe und Beſtrebungen des innern Menſchen, in den ſelbſt erwählten Geſchäften und Werken des äußren, wird uns ſpäter beſchäftigen, wenn wir von der Geſchichte der Kunſt reden. Hier beachten wir nur noch einige äußerſte Anfänge jener Fäden, welche ſich von unſrer leiblichen Natur hinein in das Weſen und Wirken der geiſtigen verweben, und daſelbſt aus ſcheinbar kleinem, vergänglichen Anfange, große und unvergängliche Folgen anſpinnen.

Zu jenen Erſcheinungen, welche zunächſt durch dieſelbe

ewige allwaltende Liebe. Ihr Weſen iſt Harmonie und unwandelbare Ordnung. Ueberall, wo ihr Odem wehet und wohin ihr Fuß tritt, verkündet ſich ihr Naheſeyn durch den Rhythmus der Farben wie der Geſtalten. Dieſe Harmonie des Sinnlichen, welche der Abglanz einer höheren Ordnung iſt, verſtehet, wenn ſie zum Ton wird, nicht allein das Ohr des Menſchen, ſondern die weidende Heerde, wenn ſie nach dem lieblichen Liede der Hirtenflöte hinhorcht, bezeuget durch ihr freudiges Bewegen, daß der Lebenshauch, der im Thiere wohnet, daſſelbe Geſetz über und in ſich vernehme, welches die ganze Sichtbarkeit regieret und geſtaltet. Es iſt dieſe harmoniſche Stufenleiter, auf welcher der betrachtende Sinn vom grünenden Rebenhügel des Thales zu dem Mittelgebirge der Caſtanien, und von dieſem zu der äußerſten, ernſten Felſenwand der Tannenwälder mit dem nackten Felſengipfel emporſteigt, wenn ihn der Anblick der wundervollen Welt zu dem Gefühl eines Oberen und Göttlichen erhebt.

Auf der Menſchengeſtalt ruhet der Abglanz einer Schönheit und Majeſtät, für deren ſtilles Walten ſelbſt das Thier nicht ohne Sinn ſcheinet, wenn der hungernde Löwe des langſameren Menſchen verſchonet, und das Laſtthier im Sprunge fähet, oder wenn auf unbeſuchten Inſeln das niegeſehene Wunder dieſer Geſtalt die Geflügel der Wüſte neugierig umſchwärmen (nach §. 7).

Wir verweilen zuerſt bei einigen Maßverhältniſſen des Menſchenleibes, welche nur demjenigen unwichtig und gering erſcheinen können, welcher es nicht weiß, wie bedeutend in der Sprache des Geiſtes Zahl und Form ſey. Der menſchliche Leib ſtellet, einzig unter allen Leibern der Lebendigen unſerer Sichtbarkeit, in ſeinen Dimenſionsverhältniſſen ein vollkommenes Abbild des Planetenſyſtemes dar, zu welchem ſeine Erde und ſeine Sonne gehören. Wie die Organe und Geſchäfte des Hauptes und Rumpfes, ſo ſind im Planetenſyſtem zwei Ordnungen oder Geſchlechter der Planeten von einander verſchieden: die kleineren, ſonnennäheren, und die größeren, in weiteren Intervallen angeordneten, ſonnenferneren. Am Haupt unterſcheiden wir vier Sinnen: Auge, Naſe, Zunge, Ohr. So ſind der nahe an einander gelegenen ſonnennäheren Planeten, jenen ganz entſpre-

des Geſchmackes — im Vergleich mit allen Thieren, am augenfälligſten und vorherrſchendſten ausgebildet. Denn an dieſes Organ, welches vor allen andren Sinnen zu einem wahrhaften materiellen Aufnehmen und Aſſimiliren dient, iſt zugleich vorzugsweiſe die Möglichkeit der Verleiblichung und Kundmachung der Welt des innren Sinnes geknüpft.

Die andren Sinnorgane des Hauptes ſcheinen, wenn wir bloß das Quantitative der Eindrücke beachten, an Empfindlichkeit und Feinheit weit hinter denen der angränzenden Thiere zurückzuſtehen, und bei dem Geruch dürfen wir auch ohne Widerrede zugeben, daß ſeine äußere Function am Menſchen, durch eine Verwandlung, welche uns ſpäter beſchäftigen ſoll, ins Innre zurücktrete: zu einer innren werde. Beachten wir jedoch am Auge und Ohr des Menſchen das Qualitative der Eindrücke, zu denen ſie gemacht ſind, ſo wird es ſehr zweifelhaft, ob ein einziges Thier, ſey es auch mit der höchſten Schärfe jener Sinnen begabt, hierin zu einem Vergleich mit dem Menſchen geeignet ſey. Denn das Ohr des Auerhahns unterſcheidet bloß zunächſt das Geräuſch, würde es aber, oder würde das Ohr irgend eines andren Vogels jene feinſten Abſtufungen der Laute, beim Ausſprechen der Menſchenworte, und ſelbſt jene zarten Unterſchiede der Töne bemerken, welche der Menſch, auch wenn er ſie zum erſten Male hört, ſo leicht und ſchnell auffaßt und nachahmt? Eben ſo und noch viel mehr iſt es zu bezweifeln, daß irgend ein thieriſches Auge, ſey es auch ſchärfer als das des fern blickenden Falken, vermögend ſeyn könnte, von jenen zarten Unterſchieden der Farben oder des Lichts und der Schatten gerührt zu werden, welche, wie dieß die nachahmende Hand zeigt, das Menſchenauge erkennt. Wiſſen wir doch kaum, wie ſich das Auge der Thiere zu dem Lichte des Fixſternenhimmels verhält, bis zu deſſen fernſten Tiefen der Menſchenblick ſich erhebt.

Das Werkzeug der Stimme, dieſer kleinere Leib im größern, dieſer engere organiſche Kreis, eingeſchloſſen in den umfaſſenderen, weiteren, iſt wohl ohne Vergleich am Menſchen am vollkommenſten ausgebildet. Derſelbe wetteifert nicht allein an Mannichfaltigkeit und Lieblichkeit der Töne mit jedem ſingenden Vogel, ſondern es vermag ſeine Kehle die Töne auch der leb-

barkeit und ihr allmähliches Entfalten und Vervollkommnen
Form zu Form bemerkte, würde, ehe es den Menschen
n lernte, den Schluß machen: die Stimme, welche am
so herrlich ertönte, gehe bei den Säugthieren allmählich
Erlöschen entgegen, und ein Wesen, das noch jenseits dem
stünde, müsse gänzlich lautlos seyn.

Dieß ist aber öfters und fast immer die Weise der oberen
nden Kraft, daß sie die Segnungen und Wunder eines
, höheren Lebens da ausstreut und hervorkeimen lässet, wo
ne Leben verloschen und erstorben schien, und daß sie ihre
Schöpfungen aus dem Todten hervorruft.

Anders ist es bei der Hand, in deren Besitz schon das Alter-
mit Recht einen Hauptvorzug des Menschen vor dem
gesetzt. In der einen Abtheilung der Säugthiere, deren
form der Elephant ist, werden die Enden der Füße großen-
durch Hufe umschlossen und hierdurch zum Fühlen wie
Wolfen unfähig. In der andren, welche die menschenähn-
Formen enthält, wird zuerst (bei den Raubthieren) die
Kraft der Hand in gewaltigem Maß entfaltet, ohne daß
vorzugsweise Organ des Gefühls ist. Die Entwicklung
lenden Finger beginnt abermals mit einem sehr augen-
Extrem, in der Classe der Fledermäuse, bei denen auch
Gefühl in höherem Maß ausgebildet scheint, als sonst

bemerkten. Die Hand iſt vor Allem das Organ, durch welches die bei dem Menſchen leiſer und leichter, als bei irgend einem irdiſchen Weſen, an den Leib gebundne Seele gleichſam hinauszutreten und in der einen ihrer Eigenſchaften, als bildende Seele ſich zu offenbaren vermag. Es iſt die Hand, durch welche der Menſch in den Werken der bildenden Kunſt die Verwandtſchaft des in ihm wirkenden Geiſtes, mit jenem Geiſt kund machet, durch welchen die ganze Sichtbarkeit und alle Herrlichkeit des Himmels und der Erde geſchaffen iſt. Durch die Hand bauet ſich der Menſch ein Paradies mitten in die erſtorbene Oede, und verleihet den Farben oder dem Erdklumpen wenigſtens die leibliche Geſtalt des Thieres, oder ſelbſt die Lehre der Menſchen, denen er, wenn auch nicht den lebendigen, laut ſprechenden Odem, doch die ſtumme Sprache der Mienen und Gebärden einhauchet. Wäre es auch nur noch ein Schatten der alten, urſprünglichen Herrſchergewalt: es erkennen die Macht der durch dieſe künſtliche Hand wirkenden Seele alle Lebendigen und alle Elemente der Erde.

Die Füße ſind, wie wir ſchon oben geſehen, aufs vollkommenſte für die aufrechte Stellung und den Gang gemacht. Hierbei dürfen wir jenes freilich ſehr bekannte Verhältniß, in welchem die gewöhnliche und mittlere Geſchwindigkeit der gehenden Menſchenfüße mit den Bewegungen unſres Planetenſteht, nicht ganz unerwähnt laſſen. Es wußten nämlich ſchon die alten Chaldäer, daß die gewöhnliche mittlere Größe und die hiermit zuſammenhängende, mittlere Geſchwindigkeit des Menſchenleibes in einem ſo merkwürdig abgewognen Verhältniſſe zur Größe und Geſchwindigkeit der Erde ſtehe, daß wenn ein Menſch immer fortgehen könnte, er gerade in ſo viel Zeit um den ganzen Umfang der Erde herumkommen würde, als die Erde nöthig hat, einmal um die Sonne zu laufen, nämlich in 365 Tagen. Es iſt dieß abermals eines von jenen, bereits oben erwähnten Verhältniſſen, welche uns im Menſchenleibe ein genaues — nach Zahl und Maß abgewogenes — Ebenbild der uns umgebenden Welt der Geſtirne erkennen laſſen.

Im Ganzen ſind die Muskelkräfte der Arme und Füße, was das bloß Quantitative betrifft, bei dem Menſchen nicht außerordentlich hervorragend, und im Vergleich mit den Säug-

ß, als beim Menſchen. So will zwar der Herr der Natur
orzug der Muskelkräfte auch nach andren Richtungen hin
hieren der Wildniß ſtreitig machen, denn er fordert,
immend auf die Zacken der Gebirge, ſelbſt die Gemſe
en Steinbock zum Kampfe auf, begibt ſich ſchwimmend
uchend in die Wohnung des Seeotters, erreicht nicht ſel-
as gleich große Säugthier, in der Fähigkeit die aufgelegte
u tragen; er ſieht ſich jedoch, werden die Leiſtungen bloß
Gewicht und Zeitmaß verglichen, bald in dieſem, bald in
andren Gebiet von ſeinen Mitkämpfern übertroffen. Denn
: im Verhältniß der Größen ſelbſt der Affe eine ſtärkere
lkraft als der Menſch.

lbgeſehen jedoch davon, daß die Bewegungen der Seele
eidenſchaften jeder Art, noch mehr aber der Moment einer
Begeiſterung — auch die Muskelkräfte des Menſchen
ber das gewöhnliche und natürliche Maß erheben; ſo iſt
e Region der Muskeln an unſrem Leibe, auf deren Ent-
ng und Bewegung vorzugsweiſe alle Kräfte der bildenden
ewegenden Seele hingewendet ſcheinen: das iſt abermals
egion der Stimm- und Sprachorgane. Hier ſammeln
wie in einem Brennpunkte, alle jene Fähigkeiten, welche
uskel bald hier, bald da im Thierreiche offenbaret; der
h übertrifft mit der Schnelligkeit der ſprechenden Muskeln
chnelligkeit des gleich einem Pfeile fliegenden Magnets an

der Menſchenſprache und Menſchenſtimme alle jene Gaben zuſammengehäuft, welche die ſchaffende Hand einer ewigen Liebe vereinzelt in die andren Lebendigen legte; denn in dieſem magiſchen Kreiſe liegen die bewegenden Fäden, welche von dem Herrſcher und Mittelpunkt der Erdbewohner ausgehen, in das ganze Gebiet der Sichtbarkeit.

In der Bildung der innren Theile finden wir den Menſchenleib nur wenig von dem des Thieres unterſchieden. Es zeichnet ſich das Gehirn des Menſchen in ſeinem äußern Umriß durch eine größere Entwicklung nach den Seiten — Rundung — von dem Gehirn einiger ſonſt ziemlich menſchenähnlicher Säugthiere aus. Uebrigens iſt es faſt nur der räthſelhafte und ſcheinbar unbedeutende Hirnſand, der beim Menſchen als etwas Neues, zu den übrigen ſchon beim Säugthier vorhandnen Theilen hinzukommt. In der Bildung des Auges zeichnet ſich der Herrſcher der Erde, wenigſtens vor den meiſten Säugthieren, durch den oben (S. 218) erwähnten citronengelben Fleck aus, in deſſen Mitte der dunkle Centralpunkt gelegen iſt. Denn nur im Auge der Affen zeigt ſich noch etwas Aehnliches.

Das Herz liegt im Menſchenleibe etwas mehr nach der linken Seite hin, während es im Säugthier ſeine Stellung gemehr in der Mitte der Bruſt hat.

Der Magen und Darmcanal, von mittlerer Größe und Erſtreckung, deuten ſchon durch ihren Bau auf das oben erwähnte Vorrecht des Menſchen hin, ſeine Nahrung aus den verſchiedenſten Reichen und Ordnungen der belebten Dinge zu nehmen. Obgleich der thieriſche Menſch an unmäßiger Eßluſt mit dem gefräßigſten Thier zu wetteifern vermag, weil durch eine nur dem Menſchen mögliche Verſetzung (Metaſtaſe) des Innren aufs Aeußere, die Seele ihren eignen, durch das Leibliche nie zu ſtillenden Trieb nach Sättigung auf den Körper überträgt, ſo erſcheint doch in andren Fällen unſer leibliches Leben und ſeine Kraft ungleich weniger von der Maſſe der Speiſe abhängig, als das der Thiere. Denn während die Kuh zu ihrer vollkommnen Befriedigung an Nahrungsmitteln täglich den achten Theil ihres Geſammtgewichtes verlangt, begnügt ſich der Menſch von geſunder Eßluſt mit dem vierzigſten Theil ſeines Körper-

Es wird mit Recht als ein Vorzug unſrer Natur gerühmt, der Leib des Menſchen in den Aeußerungen und Bedürf- des Geſchlechtstriebes nicht ſo wie das Thier an eine mte Zeit des Jahres gebunden iſt. Obgleich in andrer ht der Lauf der Geſtirne, vornehmlich des Mondes, von ß auf die innre Thätigkeit des Generationsſyſtemes er- ſo iſt doch der Menſch jener unbeugſamen und ehernen mit welcher das Geſtirn dem Thiere der Wüſte das Fortgang anbefiehlt, nicht unterworfen. Auch dieſes äußeres Zeichen jener höheren, innren Herrſchermacht der lenkenden Seele, welche ſelbſt nach dieſer Richtung n Leib und ſein Bedürfniß zu bemeiſtern vermag. Denn rd, ohne Nachtheil der Geſundheit, jener im Thiere über- Trieb, ein ganzes, langes Leben hindurch unbefriedigt wenn nur der Menſch ſeinen Leib an andrem, leichtrer, rwindenden Bedürfniß, den Gehorſam gegen das Geſetz höheren Ordnung: die Unterwürfigkeit unter die Zucht des ß gelehrt.

Die Herrſchermacht des Menſchen, auch über jenen thieri- Theil ſeiner Sinnlichkeit, iſt auf eine Eigenthümlichkeit innren Baues gegründet. Es wird nämlich die zeugende ſtoff zwar im kräftigeren Lebensalter beſtändig, jedoch in verhältnißmäßig ſo geringen Menge abgeſondert, daß die

und Pflege der Eltern begehrt, ſcheint dieſelben zu einem wechſelſeitig treuen, durch kein fremdes Bündniß geſtörten Zuſammenhalten aufzufordern. Es verlangt ſchon die nothwendige leibliche Pflege und Erziehung des hülfloſen Kindes ein ungetheiltes Zuſammenwirken der Liebe beider Eltern. Dann aber, wenn dem erwachten Geiſte die Aufgabe dieſer Pflege nicht mehr eine bloß leibliche iſt, ſondern zu einer geiſtigen wurde, geſchieht dieſes Gebot der ungetheilten Liebe mit dringenderem, unausweichbarerem Ernſte an den Menſchen, und ſchon der bloß ſinnliche und leibliche ahndet, der geiſtige aber weiß es, daß eine göttliche Ordnung dem Manne nur eine Gehülfin zugeſellen wollte, wie der Erde, welche er bewohnt, nur Einen Mond.

Eine Neigung zur Zuſammengeſellung, welche das Entſtehen der Städte und Staaten begründet, ſcheint unſrer Natur allerdings näher zu liegen, als in ſeltnen Fällen eine Neigung zur Vereinzelung und Abſonderung. Es vereinigen ſich übrigens in dieſer Hinſicht in dem innerlich ſo wie äußerlich ſo vielgeſtaltigen und wandelbaren Menſchen die Eigenſchaften des einſam wohnenden Adlers und jene der geſelligen Gazelle.

Es iſt keine Gegend der Erde, welche der Menſch nicht als Heimath lieben lernen könnte, wenn ſie dem Leibe nur den ſpärlichen Bedarf der Nahrung, vor allem aber der Seele die Befriedigung des meiſt vorherrſchenden Bedürfniſſes nach Geſellung mit gleichartigen Weſen gewährt. Unſre beugſame Natur erträgt, vermöge der oben erwähnten Eigenthümlichkeit der nackten Haut, höhere Grade der Hitze und eine mächtigere Kälte, als die jedes andren Säugthieres; athmet und gedeiht eben ſo leicht in der dünnen, leichten Luft der Hochgebirge, als unter der ſchweren, drückenden der tief gelegenen Ebene: und ſelbſt die feuchte Wärme der afrikaniſchen Sümpfe wird von den Eingebornen ertragen. Das Auge hat ſich zuletzt eben ſo an das beſtändige, ſchwache Grubenlicht der unterirdiſchen Wohnungen von Wieliczka, als an den blendend hellen Reflex der weißen Kreidefelſen von England gewöhnt, und das Ohr des Anwohners bemerkt zuletzt kaum mehr den Donner des Niagara-Waſſerfalles oder das beſtändige unterirdiſche Geräuſch des Stromboli.

So ſtehet dem Herrſcher der Erde, ſchon durch die äußere

n halbgeleugnen Beſtreben die Erinnerung an ein Para-
ausſpricht, aus welchem der Menſch entſproſſen, und
er, bei allen ſeinen Irren und Mühefahrten nicht ver-
kann.

Der Leib des Menſchen ſelber erſcheinet als ein wunder-
Verein aller Grundgeſtalten und Kräfte des ſichtbaren
alls. Selbſt in dieſer ſeiner armen, vergänglichen Natur
noch ein Abglanz und Ebenbild: ein in die Geſtalt des
hes geſchriebener Name Deſſen, von welchem alles Seyn
Weſen ſeinen Anfang genommen. Er gleichet einem reich
vielbeſaiteten Inſtrument, in welchem alle Töne ſchlum-
, welche in dem alten und ewig neuen Lied der Schöpfung
t werden. Es gefällt dem Geiſt des Lebens zuweilen
Stimme auf dieſen bewegten Waſſern zu vernehmen und
ngeſicht in ihnen zu ſpiegeln. Alsdann durchdringen ganze
r und Zeiten, ſo wie einzelne, hochbegabte Naturen, die
e einer Begeiſterung, welche überall, wohin ſie trifft, neues
wecket. Wenn jedoch die Saiten dieſer Aeolsharfe auch
r ertönen, ſobald der Fittig des Sturmwindes ſie trifft,
ird doch ſelbſt ihr leiſeres Beben vernommen, ſo oft die
e zum Aufgang ſich erhebt, und vor ihr her ein Hauch
ebendigen Windes. Es war keine Menſchennatur ſo arm
verödet, welche nicht etwa einmal in ihrem Leben dieſes
[illegible] ihres ganzen Weſens mit den Klängen einer höheren

des Geschmackes — im Vergleich mit allen Thieren am [illegible]
fälligsten und vorherrschendsten ausgebildet. Denn an [illegible]
Organ, welches vor allen andren Sinnen zu einem [illegible]
materiellen Aufnehmen und Assimiliren dient, ist zugleich [illegible]
zugsweise die Möglichkeit der Verleiblichung und [illegible]
der Welt des innren Sinnes geknüpft.

Die andren Sinnorgane des Hauptes scheinen, [illegible]
bloß das Quantitative der Eindrücke beachten, an Empfin[illegible]
keit und Feinheit weit hinter denen der angränzenden [illegible]
zurückzustehen, und bei dem Geruch dürfen wir auch ohne [illegible]
rede zugeben, daß seine äußere Function am Menschen, [illegible]
eine Verwandlung, welche uns später beschäftigen soll, ins [illegible]
zurücktrete: zu einer innren werde. Beachten wir jedoch [illegible]
Auge und Ohr des Menschen das Qualitative der Eindr[illegible]
zu denen sie gemacht sind, so wird es sehr zweifelhaft, [illegible]
einziges Thier, sey es auch mit der höchsten Schärfe [illegible]
Sinnen begabt, hierin zu einem Vergleich mit dem Men[illegible]
geeignet sey. Denn das Ohr des Auerhahns unterscheidet [illegible]
zunächst das Geräusch, würde es aber, oder würde das [illegible]
irgend eines andren Vogels jene feinsten Abstufungen der [illegible]
beim Aussprechen der Menschenworte, und selbst jene [illegible]
Unterschiede der Töne bemerken, welche der Mensch, auch [illegible]
er sie zum ersten Male hört, so leicht und schnell auffaßt [illegible]
nachahmt? Eben so und noch viel mehr ist es zu bezwei[illegible]
daß irgend ein thierisches Auge, sey es auch schärfer als [illegible]
des fern blickenden Falken, vermögend seyn könnte, von [illegible]
zarten Unterschieden der Farben oder des Lichts und der [illegible]
ten gerührt zu werden, welche, wie dieß die nachahmende [illegible]
zeigt, das Menschenauge erkennt. Wissen wir doch [illegible]
wie sich das Auge der Thiere zu dem Lichte des Fixsternen[illegible]
mels verhält, bis zu dessen fernsten Tiefen der Menschen[illegible]
sich erhebt.

Das Werkzeug der Stimme, dieser kleinere Leib im größ[illegible]
dieser engere organische Kreis, eingeschlossen in den umfasse[illegible]
ren, weiteren, ist wohl ohne Vergleich am Menschen am voll[illegible]
mensten ausgebildet. Derselbe wetteifert nicht allein an M[illegible]
nichfaltigkeit und Lieblichkeit der Töne mit jedem singen[illegible]
Vogel, so[illegible] es vermag seine Kehle die Töne auch der

(de part. anim. II, c. 1; er iſt nach Herder, Id. z. Ph. d. G. I, als Invalid des Hauptes geboren).

Gedächtniß (μνήμη) kommt zwar vielen Thieren zu; nur der Menſch hat aber das Vermögen der Rückerinnerung (ἀναμιμνήσκεσθαι, anim. I, 1); er träumt am meiſten und lebhafteſten (L. IV, c. 10). Die Gattung der Menſchen iſt in keine verſchiedenen Arten ge- (Arist. hist. anim. I, 6).

Doch im 80ſten Jahre bekamen Männer wie Frauen die letzten ihne mit Schmerzen (ib. II, 4).

Die Siebenzahl an den Theilen und Kräften des Menſchenleibes nachzuweiſen Philo de mund. opif. 27, ed. Mang. I, 28 u. 29. den Alter oder Hauptabſchnitte ſoll Hippokrates (in deſſen auf kommenen Schriften dieſe Ausſage übrigens nicht gefunden wird) den des Menſchen abgetheilt haben; der erſte umfaſſe das Alter indes (παιδίον) und daure bis zum erſten Wechſel der Zähne im Jahre; der andere ſey der des Knaben (παῖς) und daure bis zur ät im 2mal 7ten Jahre; dann komme die Zeit des Jünglings ιον) und daure bis zum Bärtigwerden im 21ſten Jahre, dann e die Zeit des jungen Mannes (γενειάσκος) und daure bis zur dung des ganzen Wachsthums im 4mal 7ten Jahre; Mann heiße der Menſch bis zum 7mal 7ten Jahre, dann bis zum 8 (oder 9) ten ſey er Aelterman oder Senior (πρεσβύτης), dann Greis); im. 9. Phil. Jud. de mund. opif. 24, ed. Mang. I, 26; Jul. Onomast. II, 1; Joh. Damasc. in Parallel. Sac. Titul. περὶ σώματος πλάσεως καὶ κατασκευῆς. — Nach Pirke Avoth c. 5 übrigens von den Juden nur 70jährige Männer mit dem Na- Greiſe oder Grauen beehrt.

Mit der Beſchreibung der einzelnen Lebensalter des Menſchen, ſten bis zum vierten, ſtimmt jene überein, welche in einer, dem ſolon Solon zugeſchriebenen Elegie (Clem. Alex. Strom. IV, . de die natal. c. 14) gegeben wird. Das Menſchenleben daſelbſt von Solon in 10 Jahreswochen getheilt: die Ankunft der [illegible]

bemerkten. Die Hand iſt vor Allem das Organ, durch welches die bei dem Menſchen leiſer und leichter, als bei irgend einem irdiſchen Weſen, an den Leib gebundne Seele gleichſam hinauszutreten und in der einen ihrer Eigenſchaften, als bildende Seele ſich zu offenbaren vermag. Es iſt die Hand, durch welche der Menſch in den Werken der bildenden Kunſt die Verwandtſchaft des in ihm wirkenden Geiſtes, mit jenem Geiſt kund machet, durch welchen die ganze Sichtbarkeit und alle Herrlichkeit des Himmels und der Erde geſchaffen iſt. Durch die Hand bauet ſich der Menſch ein Paradies mitten in die erſtorbene Oede, und verleihet den Farben oder dem Erdklumpen wenigſtens die leibliche Geſtalt des Thieres, oder ſelbſt die hehre der Menſchen, denen er, wenn auch nicht den lebendigen, laut ſprechenden Odem, doch die ſtumme Sprache der Mienen und Gebärden einhauchet. Wäre es auch nur noch ein Schatten der alten, urſprünglichen Herrſchergewalt: es erkennen die Macht der durch dieſe künſtliche Hand wirkenden Seele alle Lebendigen und alle Elemente der Erde.

Die Füße ſind, wie wir ſchon oben geſehen, aufs vollkommenſte für die aufrechte Stellung und den Gang gemacht. Hierbei dürfen wir jenes freilich ſehr bekannte Verhältniß, in welchem die gewöhnliche und mittlere Geſchwindigkeit der gehenden Menſchenfüße mit den Bewegungen unſres Planeten ſteht, nicht ganz unerwähnt laſſen. Es wußten nämlich ſchon die alten Chaldäer, daß die gewöhnliche mittlere Größe und die hiermit zuſammenhängende, mittlere Geſchwindigkeit des Menſchenleibes in einem ſo merkwürdig abgewognen Verhältniſſe zur Größe und Geſchwindigkeit der Erde ſtehe, daß wenn ein Menſch immer fortgehen könnte, er gerade in ſo viel Zeit um den ganzen Umfang der Erde herumkommen würde, als die Erde nöthig hat, einmal um die Sonne zu laufen, nämlich in 365 Tagen. Es iſt dieß abermals eines von jenen, bereits oben erwähnten Verhältniſſen, welche uns im Menſchenleibe ein genaues — nach Zahl und Maß abgewogenes — Ebenbild der uns umgebenden Welt der Geſtirne erkennen laſſen.

Im Ganzen ſind die Muskelkräfte der Arme und was das bloß Dynamiſche betrifft, bei dem Menſchen außerordentlich [illegible] im Vergleich mit den [illegible]

n gehört derſelbe hierin weder zu den vorzugsweiſe begab-
noch zu den verſäumten. Denn obgleich in einzelnen Fällen
lenſch den Wettlauf mit dem ſchnellen Geſpann der Roſſe
nommen, und, wenn der Weg nicht zu kurz war, durch die
auer ſeiner Muskeln das Lob einer gleichen Schnelle er-
n hat, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß die gewöhnliche
windigkeit der Fortbewegung bei vielen Säugthieren grö-
y, als beim Menſchen. So will zwar der Herr der Natur
lorzug der Muskelkräfte auch nach andren Richtungen hin
Thieren der Wildniß ſtreitig machen, denn er fordert,
klimmend auf die Zacken der Gebirge, ſelbſt die Gemſe
en Steinbock zum Kampfe auf, begibt ſich ſchwimmend
auchend in die Wohnung des Seeotters, erreicht nicht ſel-
das gleich große Säugthier, in der Fähigkeit die aufgelegte
u tragen; er ſieht ſich jedoch, werden die Leiſtungen bloß
Gewicht und Zeitmaß verglichen, bald in dieſem, bald in
andren Gebiet von ſeinen Mitkämpfern übertroffen. Denn
t im Verhältniß der Größen ſelbſt der Affe eine ſtärkere
elkraft als der Menſch.

Abgeſehen jedoch davon, daß die Bewegungen der Seele
idenſchaften jeder Art, noch mehr aber der Moment einer
Begeiſterung — auch die Muskelkräfte des Menſchen
über das gewöhnliche und natürliche Maß erheben; ſo iſt
ie Region der Muskeln an unſrem Leibe, auf deren Ent-
ung und Bewegung vorzugsweiſe alle Kräfte der bildenden
bewegenden Seele hingewendet ſcheinen: das iſt abermals
legion der Stimm- und Sprachorgane. Hier ſammeln
wie in einem Brennpunkte, alle jene Fähigkeiten, welche
Muskel bald hier, bald da im Thierreiche offenbaret; der
ch übertrifft mit der Schnelligkeit der ſprechenden Muskeln
chnelligkeit des gleich einem Pfeile fliegenden Vogels; an
auer und Stärke (wenn hierbei die Größe der Muskeln
tet wird), die Muskeln des gehenden und tragenden Ka-
und des kräftigen Löwen. Denn es trauet der nachfor-
e Verſtand kaum ſeinen eignen Berechnungen, wenn er die
gungen der Muskeln unſrer Sprachorgane und ihren Wech-
achtet, wie ſie nur die anhaltende Rede einer Stunde her-
rufen und erfordert hat. Es ſind in dieſem kleinen Kreis

zen mehr Knaben als Mädchen (bei uns ungefähr im Verhältniß von 21 zu 20) geboren. Diese geringe Ueberzahl des männlichen Geschlechts über das weibliche wird indeß im spätern Verlaufe des Lebens, durch die größere Sterblichkeit und die Mühen des Lebens, denen das erstere ausgesetzt ist, wieder unmerklich gemacht und ganz aufgehoben. Wenn dagegen bei einigen Bewohnern der heißeren Länder gewöhnlich eine viermal größere Zahl der Mädchen geboren wird, als der Knaben, so ist dieses unnatürliche Verhältniß, wie dieß aus Niebuhrs Beobachtungen hervorzugehen scheint, nur eine Folge der unnatürlichen und unmenschlichen Sitte der Vielweiberei.

Den tiefsten Grad der Thierheit an menschenähnlichen Wesen, in Beziehung auf Ehe und alle höheren gesellschaftlichen Verhältnisse, schildert Sonnerat in s. Reis. 2r Bd. S. 83 u. 86, 87 an den Bewohnern des Innren von Manilla und Luzon.

Frage nach der Seele und ihrem Seyn.

§. 25. Es fällt ein Sonnenſtrahl in die dunkle Kammer, als lange ſiehet alsbald im Strome des Lichtes Stäublein, ſcheucht vom Odem und Fußtritt des Menſchen; Stäubchen ſteigen empor, ſteigen und durcheinander wirbeln, als bewegte ſie ſelbſtſtändig inwohnendes Leben. Der Strahl entweicht, der bewegte Wirbel iſt verſchwunden. War es vielleicht die hineinſcheinende Sonne, welche das Gebilde von Staub hob vom Boden, da es vorhin bei anderem Staube geruht, gab nur ſie ihm die wirbelnde Bewegung, oder war das ja vorhin ſchon da und in Bewegung, und der Sonnenſtrahl macht es nur ſichtbar, ſo oft und ſo lange er da hinfällt?

Das Leben des Leibes iſt ganz etwas Anderes, Selbſtſtändiges, als das Bewegen der Stäublein von fremdem Hauche; das der Seele zum Leibe und der Verkehr mit dieſem iſt ein Näheres, Innigeres, Lebendigeres, als alles Wirken des Athems auf die todte Maſſe. Und dennoch läſſet für die Fortdauer eines lebensähnlichen Bewegens der Anblick der Sonnenſtrahlen in der Kammer noch mehr Hoffnung, als der Anblick

und Pflege der Eltern begehrt, ſcheint dieſelben zu einem wechſelſeitig treuen, durch kein fremdes Bündniß geſtörten Zuſammenhalten aufzufordern. Es verlangt ſchon die nothwendige leibliche Pflege und Erziehung des hülfloſen Kindes ein ungetheiltes Zuſammenwirken der Liebe beider Eltern. Dann aber, wenn dem erwachten Geiſte die Aufgabe dieſer Pflege nicht mehr eine bloß leibliche iſt, ſondern zu einer geiſtigen wurde, geſchieht dieſes Gebot der ungetheilten Liebe mit dringenderem, unausweichbarerem Ernſte an den Menſchen, und ſchon der bloß ſinnliche und leibliche ahndet, der geiſtige aber weiß es, daß eine göttliche Ordnung dem Manne nur eine Gehülfin zugeſellen wollte, wie der Erde, welche er bewohnt, nur Einen Mond.

Eine Neigung zur Zuſammengeſellung, welche das Entſtehen der Städte und Staaten begründet, ſcheint unſrer Natur allerdings näher zu liegen, als in ſeltnen Fällen eine Neigung zur Vereinzelung und Abſonderung. Es vereinigen ſich übrigens in dieſer Hinſicht in dem innerlich ſo wie äußerlich ſo vielgeſtaltigen und wandelbaren Menſchen die Eigenſchaften des einſam wohnenden Adlers und jene der geſelligen Gazelle.

Es iſt keine Gegend der Erde, welche der Menſch nicht als Heimath lieben lernen könnte, wenn ſie dem Leibe nur den ſpärlichen Bedarf der Nahrung, vor allem aber der Seele die Befriedigung des meiſt vorherrſchenden Bedürfniſſes nach Geſellung mit gleichartigen Weſen gewährt. Unſre beugſame Natur erträgt, vermöge der oben erwähnten Eigenthümlichkeit der nackten Haut, höhere Grade der Hitze und eine mächtigere Kälte, als die jedes andren Säugthieres; athmet und gedeiht eben ſo leicht in der dünnen, leichten Luft der Hochgebirge, als unter der ſchweren, drückenden der tief gelegenen Ebene: und ſelbſt die feuchte Wärme der afrikaniſchen Sümpfe wird von den Eingebornen ertragen. Das Auge hat ſich zuletzt eben ſo an das beſtändige, ſchwache Grubenlicht der unterirdiſchen Wohnungen von Wieliczka, als an den blendend hellen Reflex der weißen Kreidefelſen von England gewöhnt, und das Ohr des Anwohners bemerkt zuletzt kaum mehr den Donner des Niagara-Waſſerfalles oder das beſtändige unterirdiſche Geräuſch des Stromboli.

So ſtehet dem Herrſcher der Erde, ſchon durch die äußere

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder vielmehr dem Gehirn des Menſchen die ganze inwohnende Welt der vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat auf einmal die erſten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, ja die Buchſtaben, und ſelbſt den eignen Namen vergeſſen. Wie die Gicht, wenn ſie zwiſchen den Knochen der Hand die krankhaften erdigen Anſätze erzeugt, dieſer Hand zugleich alle die erworbenen Künſte und Fertigkeiten der Finger nimmt, ſo entzieht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnſchädels dem Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geſchienenen Gaben; es kann nun dieſes ſeine Außenwelt eben ſo wenig faſſen und in ſich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele wird von den Träumen des Wahnſinnes zerriſſen, oder verſinkt in Blödſinn.“

„Wie? ſollte vielleicht alles das, was wir Seele und Kräfte der Seele nennen, nichts Andres ſeyn, als ein feinermaterielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das bloß mit und durch den Leib entſteht, und mit ihm wieder aufhört; oder gleicht die Seele der Stimmung eines beſaiteten Inſtruments, welche nur währet und möglich iſt, ſo lange das Inſtrument vorhanden iſt, an welchem ſie haftete und mit welcher es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?“

„Das Denken und das Empfinden ſind dann etwa auch nur ein ſolches leibliches Bewegen, in den Säften und luftartigen Flüſſigkeiten des Gehirns, als das Geſchäft der Verdauung und Ernährung ein Bewegen der Speiſe und der Speiſeſäfte in den Gedärmen und Gefäßen: die Speiſe und die Säfte werden entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für immer auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und was wir Seele nannten, das iſt nicht mehr. Die Hoffnung und die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und Luſt ſind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück.“

„Oder bin ich es etwa nicht ſelber, dieſer Todte, welcher ſtarr im Sarge liegt, und den man unter dem Geleite ernſter Worte und vielleicht auch der Thränen ins Grab ſenkt? bin ich nicht der Staub, welcher da bei den andren Todten verweſ't? der Staub, mit welchem vor Kurzem noch ein warmer, belebender Lufthauch geſpielt; ein Hauch, der nun zurückgekehrt iſt in

das große Meer der Luft, und von dem Spiele, das er eben noch getrieben, so wenig weiß, von den geäußerten Kräften so wenig zurückbehält, als der Wind, der durch die Flöte drang, von den Tönen, welche er erzeugt, sobald er die Flöte verlassen?" — —

So sprachen und stritten, in den tieferen Stunden der Nacht, denen kein Stern der höheren Zuversicht geschienen, denen noch kein Morgenlicht des Geistes getagt, Fleisch und Blut.

„Blume des Feldes, schöner bekleidet als Salomo in aller seiner Herrlichkeit es gewesen, heute saugend den Thau des Himmels und morgen nicht mehr; ungeborne Frucht der Mutter, unter dem liebenden Herzen entstanden und vergangen noch ehe du etwas Andres, als die wärmende Liebe erfahren, warum ward ich nicht wie du? Was will denn der närrische, denkende Staub in mir, der zum Lachen sagt: du bist toll, und zur Freude: ich bin deiner satt? — Närrischer Staub, willst du lieber den Schmerz, warum drängst du dich denn so unersättlich zur Lust, die deiner nicht begehrt? Eilst du so wie der hinabfallende Stein zu seinem mütterlichen Boden, zu deinem alten Vater, dem Tod, aus dem du genommen worden, was sträubst du dich denn und schauderst, wenn der Vater dich zieht, daß du wieder seyest, was er ist und was du warst? Ich sahe den Reigen, welchen die Freude und des Lebens Lust um einen Schlafenden tanzten. Der Schlafende in der Wiege war der Schädel eines Todten. Die Freude lachte und die Lust erjauchzete laut; der Schlafende aber schwieg und lachte nicht. Da ward nach wenig Tagen die Freude zum Schmerz, die Lust zum Aechzen des Jammers; der Schlafende aber schwieg und weinte noch ächzte nicht. Schlafender, hätte dein Angesicht für den denkenden Staub nur nicht diesen thörichten Schrecken, ich möchte mit dir seyn, da kein Leid noch Geschrei ist, da die Stimme des Drängers nicht mehr gehört wird."

„Dränger, warum stirbst du nicht auch, wie mein denkender Staub, was willst du hier bei der armen, bunten Wasserblase, bei dem fallenden Laube? Wärmte ich mich am heimlichen Herde und wollte entschlafen, da weckte mich deine Stimme: — schaue hinaus zur Sonne, die Sonne ist höher und unvergäng-

licher, als das Feuer des Herdes, und du ſollſt hinaus zur Sonne, ſelber von Sonnennatur! — Erfaßte ich endlich mit beiden Armen die lang geſuchte, die erſehnte Luſt des Lebens und wollte an ihr ruhen, da ſchreckte mich dein Ruf: — ſiehe, das iſt nicht das, was du willſt, was dein Sehnen ſuchte. — Mein Dränger, was will ich denn und was will mein Sehnen, als die kurze Luſt des Hinabfallens aus der Wiege ins Grab; warum hält deine Hand meine Seele in dieſem Laufe auf? Ich bin ein Vogel, der am kalten Winterabend den Weg gefunden hinein zu der Königshalle, erleuchtet und erwärmt vom gewürzhaft duftenden Feuer; ich komme und eile zum andren Thore hinaus, und vergeſſe alsbald, wenn ich hinaus bin in das kalte Dunkel, deines Feuers und deiner glänzenden Halle, warum ſäumeſt und quäleſt du, alter Dränger, die Seele, auf ihrem kurzen Fluge durch die Halle? Siehe, das ſtarre Auge im Sarge, das nicht mehr weinen kann, der letzte Hauch des Sterbenden fragt dich: warum peinigſt du mich?"

Die Seele, ſo nackt, ſo unbewehrt ihren Schmerzen und den Qualen des inwren Rufers hingegeben, ſaß am Morgen: ſie ſaß und ſpann ſich ein Kleid, das die Kälte von außen; ſie ſchmiedete ſich Waffen, welche den Ungeſtüm des alten Drängers abwehren ſollten:

„Der Lebenshauch aber in mir, der ſich in ſeinem kräftigſten, innerſten Bewegen Selbſtbewußtſeyn nennet, ſagt und weiß es gewiß: ich bin Derſelbe, den die Mutter geboren, Derſelbe, der als Kind geſpielt, als Jüngling geſtrebt, als Mann gewirkt. Der Leib, in allen ſeinen Elementen und Säften und Faſern, ſtarb in jedem Augenblick und erzeugte ſich wieder; er iſt, ſeitdem ich weiß, daß ich bin, mehr als ein- und mehr als zehnmal ein ganz neues Gebäu und Gefüge von leiblichen Stoffen geworden; ich aber bin noch, der ich war. Der Verſtümmelte, welchem äußere Verletzung oder die Krankheit ein Glied nach dem andren genommen und faſt keines mehr gelaſſen, als das Haupt und die den Lebensfunken nährende Bruſt, ſagt: dieſe Glieder waren mein und ſind es nun nicht mehr, ich aber bin auch ohne ſie noch der ich war. Ja — denn was ſind alle Glieder gegen das die Seele in ihrer Mitte hegende Gehirn — es ſagt die Beobachtung der glaub-

würdigſten Forſcher, daß zuweilen noch eine ſelbſtbewußte Seele im Menſchen war und durch willkürliches Bewegen und Sprache ſich äußerte, wenn dieſer oder ein andrer Haupttheil des Gehirns, und ſelbſt wenn faſt das ganze Gehirn durch krankhafte Gebilde verdrängt oder zerſtört war. Aeußerte ſich doch ſogar noch am unvernünftigen Vieh die thieriſche Seele in ihrer ganzen, gewöhnlichen Thätigkeit, wenn ſtatt des Gehirns, wie ſich nach dem Schlachten gezeigt, eine todte, kalkige Maſſe von der Schädelhöhle Beſitz genommen."

„Und was hat der Seele das lähmende Alter, was hat ihr das Gewölk des Fiebers und des Wahnſinnes, ja was hat ihr ſelber der Tod an? Bricht doch öfters mitten durch das nachtende Dunkel der Sterbebetten und des kranken Irrwahnes das klare, wache Leben des Geiſtes hindurch, wie die Sonne, die den ganzen Tag am Himmel ſteht, durch die Wetterwolken, welche die Stunden des Tages zur Nacht machten. Die Sonne, immer dieſelbe, gehet unter an ihrem Ort und gehet wieder auf; ſo wird dieſes wache Leben des Geiſtes, auch wenn es nicht mehr ſcheinet, dennoch daſſelbe ſeyn, was es war und was es ewig iſt."

„Wenn aber denn eine Seele iſt, ſelbſtſtändig und geſondert vom Leibe, mit welchem Weſen aus dem Kreiſe meines Erkennens darf ich ſie vergleichen? Wer iſt ſie und woher des Landes? Iſt ſie ein Feuer, wie Einige geſagt, warum verliſcht ſie ſo lange nicht; iſt ſie ein Waſſer, warum verrinnt ſie nicht? iſt ſie, nach einem öfters erwähnten Wort des Alterthums, eine Stimmung des Leibes, gleich der Stimmung, welche etwa die Hand des Künſtlers dem Holz und den Saiten einer Lyra mittheilt, warum iſt jene, auch wenn der Leib derſelbe blieb, heute wie geſtern ſo wandelbar?"

„Wäre ſie ein Feuer, das würde unaufhaltſam brennen, nach inwohnendem Geſetz, ſtärker, wenn die Nahrung in Fülle da wäre und der Luftzug die Flamme triebe, ſchwächer, wenn die Nahrung mangelte und der Luftzug entwiche. Das aber, was wir Seele nennen, das iſt ein Ding, welches durch Kraft ſeines Willens die Flamme der Leidenſchaft beſprechen und ſtillen, oder durch innre Kraft auch in dem ſterbenden Gebein die Gluth des Wollens anfachen kann."

ſo wie die Breite in dieſer Gegend ¹⁄₂, die Höhe der eigentlichen Gehirn enthaltenden Schädelhöhle miſſet beiläufig ²⁄₃, der Geſammt-, die Länge des eigentlichen Geſichts, von dem oberſten Theil der n bis unter das Kinn, ſo wie die Länge der Hand ein Zehntheil. v. über die Proportion, aus Fiorillo's Nachlaß, des Kunſtblatt Dr. L. Schorn 1828. S. 354 u. f.

Wie oben erwähnt, begegnen ſich, vermöge des dritten Keppler. Geſetzes in den Zeit- und Raumverhältniſſen des Planetenſyſtemes ig die Zahlen 7 und 19. Ein Jahr der Ceres und Pallas dauert Mercurjahre; der Abſtand jener Aſteroiden iſt ſiebenmal der und des Mercur. Daſſelbe Verhältniß iſt dann zwiſchen Ve und Jupiter, zwiſchen Juno und Uranus, und es begegnen ſich in den größeren Mondperioden die ſiebenmal ſieben und neunzehn gen Cyklen.

Was das gewöhnliche äußerſte Ziel des Menſchenlebens zu 70 Jah betrifft, ſo wird es allerdings zuweilen ſelbſt unter Europäern um Doppelte überſchritten. Denn der Engländer Effingham (geſt. 175 zweimal 72, der Däne Drackenberg (geſt. 1770), welcher im faſt hundert rigen Alter noch das Elend der türkiſchen Gefangenſchaft erduldet, zweimal 73; Thomas Parre (geſt. 1635) zweimal 75; endlich Jenkins (geſt. 1670) gar zweimal 84½ Jahre alt geworden. Da gen fand James Riley (Schickſale und Reiſen an der Weſtküſte d im Innern von Afrika, 1815, auch als Auszug im Erdmagraph ben Archiv I.) unter den Mauren der heißeſten Wüſte Greiſe, welche t einem Alter von dreimal 70 Jahren (fünf Zillahs, eine zu 40 Jah n), noch ſo rüſtig und kräftig waren, wie der wackere Reitersmann ſtoph III in ſeinem 109ten (m. v. meine Einleitung zu „Marte Schickſalen," Erlangen bei Heyder 1823), oder die eben erwähnten ngelebigen in ihrem faſt anderthalbhundertjährigen Alter. Die mu lederartig zuſammengeſchrumpften Greiſe und Greiſinnen, ohne Haare d Zähne und mit ganz zuſammengefallenen Augen, welche jene Mau ſo ärtlich pflegten und beachteten, daß ſie in Zeiten des Mangels chſt nur die Ahnen und die kleinen hülfloſen Kinder mit Kamelmilch pegten, waren gegen 8 Zillahs, mithin gegen oder über 300 Jahre a., n demnach das gewöhnliche Endziel des Menſchenlebens um 70 80 Jahren um das Vierfache überſchritten. Sie hatten in dieſem Leben nur ſelten etwas Andres genoſſen, als Kamelmilch.

ber die natürliche Befähigung und Einrichtung des Menſchen um aufrechten Gang ſ. m. meine allgem. Naturgeſchichte ... nach die in die Wildniß gerathenen Menſchen, mit Ausnahme Blödſinnigen und hierbei leiblich Verkümmerten, gingen auf

nach Hallers Beobachtung und Berechnung ein Menſch in 1500 Buchſtaben ausſpricht, ſo kommt hierbei auf die mmenziehung des den Buchſtaben bildenden Muskels der die Schwingungen der Griffelzungenmuskeln beim Aus Buchſtabens der 300ſte Theil einer Minute.

o würde das gewöhnliche Quantum der feſten Nahrung erwachſenen Menſchen auf etwa 2½ Pfund angeſchlagen auch in vielen Fällen 9 ja 7 Unzen zur geſunden Erhal und der Kräfte, bei Solchen, deren Lebensweiſe keine der Muskeln forderte.

aiſchen Hauptſtamm der Menſchen werden im Ga er Seele. 2te Aufl. 23

folgend, kehret der Leib zurück zu dem andren Staube, aus dem er genommen war, die Seele aber zu dem oberen Ursprung, aus welchem sie gekommen."

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinchen mehr, das die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele. — — Wie? fließt da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein geistiges Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns, und — Gott Alles in Allem, Ich aber bin nicht mehr? Wie die Flamme, die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Seyns mich und die Andren mit unsren Verirrungen und Befleckungen in sich hinein? Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz am Asbest, wenn die Flamme ihn läutert; da ist ein Tropfen wie der andre Tropfen: der Glaube an ein Gutes, das gut ist und bleibt, und an ein Böses, war ein Wahn des staubgebornen Auges; die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was sie wähnte oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm gegenüber, ist auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen und kehret als derselbe nicht wieder."

„Krümmt sich doch der elende Wurm, wenn der gefiederte, gesangreiche Vogel ihn angreift; schmerzvoll zappelt das Fischlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur es heraufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkommne Fischfleisch in sein eignes, edleres Fleisch verwandle, und ich sollte nicht beben vor dem Gedanken an einen solchen Alles verzehrenden Gott?"

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch die eignen Kinder auf, noch ehe sie ihn und sich selber erkannt, ehe sie erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe und Haß sey; ein solcher zuletzt Alles verschlingender Gott schlachtet aber und ißt die Kinder, die ihn schon bei dem süßen Vaternamen genannt, die ihm vertraut, die sich liebend an sein Herz gelegt."

„Der Mensch, getrieben von mannichfacher Noth, der Mensch voll Irrthum und Schwäche, ihm zittert die Hand, und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das in seinem Hause groß gezogne Lamm schlachten soll, das ihn so oft zutraulich zum Garten begleitet und wiederkäuend sich zu seinen Füßen gelegt. Und doch weiß dieses Lamm nichts vom Tod, es verstehet nichts von des Menschen Schuld, durch welche ihm der Tod

— Jener aber, der Pantheisten Gott, kennet [illegible]
n nicht. Den Menschen, der die Freude am Leben und
[illegible] vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Erde
der Ihn näher erkannte als der Hund den pflegenden
r, verschlingt dieser große Pan, den kein Mangel, keine
zu solcher That treibt; der — das zeigen die Werke —
n Schwächen und Irrungen des Menschen nichts weiß.
cht schnell tödtet der Pan seine Opfer, wie der Schläch-
s Lamm, sondern öfters unter lange dauernden Martern;
Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum
begleiten." —

Doch dieses Nachtgespenst eines allverschlingenden Gat-
ngstet die weiter sinnende Seele nicht lange. Es ver-
nt, sobald die Seele es näher und schärfer betrachten
wie ein wunderliches Traumbild; unstatthafter und lä-
er zusammengedichtet, als jene phantastischen Gestalten,
zum Theil Fisch und Frosch, zum Theil Vogel sind und
en.

Wie? — sollten jener oberen, unsichtbaren Welt, nach
ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigstens
n Rechte, derselbe feste Bestand zukommen, wie die
welche nach der gewöhnlichen Annahme in der sichtba-
elt der wägbaren Stoffe herrschen? Bei dieser niedrern
r, welche doch die Menschensprache die vergängliche, die

wenn es jetzt alle Elemente verbunden mit Licht, oder mit jenem gemischt und mit dem Oxygen vereint, und Metalle, Steine, Gebirge, Luft immer so viel und dasselbe Eisen, Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Quecksilber, Schwefel, Kohle, Stickstoff, Phosphor, Arsenik, Kalk, Kieselerde, Alaunerde, Talkerde, Schwerspath, Flußspath, Natron, Kali, Ammoniak, Wasser, Kohlensäure, Salpeterluft, Salzsäure, Flußsäure, Boraxsäure, Arsenikoxyd, Phosphorsäure, Schwefelsäure, Molybdänsäure, Wolframsäure, Chromsäure, Titanoxyd, Uranoxyd, Tantalsäure, Cerium, Zirkonerde, Yttererde, Beryllerde, Pflanzenstoff, Thierstoff, Harnstoff, Blausäure, Gallussäure, Zuckersäure, Weinsteinsäure, Kleesäure, Bernsteinsäure, Milchsäure, Aepfelsäure, Citronensäure, Benzoesäure, Essigsäure, Weingeist, Aether, Oehle, Harze, Gummi, Zucker, Stärke, Faserstoff, Eiweißstoff, Leim, Gallerte, Pflanzenschleim, Pflanzenextract, Thierschleim, Thierextract, Hornstoff, Gallenstoff, Milchzucker, Muskelfaser, Nervenmark, Blutroth, Blutwasser, Eiter, Speichel, Thränenwasser, Harn, Galle, Milch, Käse, Butter, Fett, Talg, Wachs, Eiter, Schleim, Hautausdünstung, Haare, Federn, Nägel, Knochen, Knorpel, Sehnen, Bänder, Haut, Horn, Elfenbein, Schildpatt, Perlmutter, Korallen, Perlen, Bernstein, Kampher, Wachs, Talg, Fett

„So entreißt auch ein heftiges Fieber der Seele, oder viel: dem Gehirn des Menſchen die ganze inwohnende Welt vermeintlich ewigen Güter; der trefflich gelehrte Mann hat einmal die erſten Anfangsgründe der erlernten Sprachen, e Buchſtaben, und ſelbſt den eignen Namen vergeſſen. Wie Gicht, wenn ſie zwiſchen den Knochen der Hand die krank: n erdigen Anſätze erzeugt, dieſer Hand zugleich alle die rbenen Künſte und Fertigkeiten der Finger nimmt, ſo eht ein Verdichten der Knochenplatten des Hirnſchädels Gehirn mit einmal alle ihm eigenthümlich geſchienenen Ga: es kann nun dieſes ſeine Außenwelt eben ſo wenig faſſen in ſich bewegen, als die kranke Hand; das Leben der Seele von den Träumen des Wahnſinnes zerriſſen, oder verſinkt ldſinn."

„Wie? ſollte vielleicht alles das, was wir Seele und te der Seele nennen, nichts Andres ſeyn, als ein feiner: rielles Bewegen der leiblichen Elemente, ein Bewegen, das mit und durch den Leib entſteht, und mit ihm wieder auf: ; oder gleicht die Seele der Stimmung eines beſaiteten In: nents, welche nur währet und möglich iſt, ſo lange das rument vorhanden iſt, an welchem ſie haftete und mit wel: es ein Ende hat, wenn jenes zertrümmert wird?"

„Das Denken und das Empfinden ſind dann etwa auch in ſolches leibliches Bewegen, in den Säften und luftartigen igkeiten des Gehirns, als das Geſchäft der Verdauung Ernährung ein Bewegen der Speiſe und der Speiſeſäfte den Gedärmen und Gefäßen: die Speiſe und die Säfte den entzogen, und das Verdauen und Ernähren hören für ner auf; der Lebenshauch aus dem Gehirn entweicht, und s wir Seele nannten, das iſt nicht mehr. Die Hoffnung die Furcht, das Sehnen und der Gram, Schmerzen und ſt ſind dahin und kehren zu dem bleichen Staube nie zurück."

„Oder bin *ich es* etwa nicht ſelber, dieſer Todte, welcher ur im Sarge *liegt*, und den man unter dem Geleite ernſter orte und *vielleicht auch* der Thränen ins Grab ſenkt? bin ich cht der Staub, *welcher* da bei den andren Todten verweſ't? r Staub, *mit welchem* vor Kurzem noch ein warmer, belebens Lufthauch *ſich* belt; *ein* Hauch, der nun zurückgekehrt iſt in

eine Wanderung von leiblicher Art eben so wenig gedenken, als das Hinweskommen eines wägbaren Elementes aus einem hermetisch verschlossenem Gefäß oder Sarge.

„Ist denn schon in der untren, materiellen Welt den einfachen Grundstoffen eine solche Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie sollte nicht die Seele, welche ursprünglicher und selbstständiger, einfacher und unveränderlicher ist, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem Untergang, jeder Auflösung trotzen? Ist schon den beiden wägbaren Elementen irgend eines Salzes: der Säure und dem Alkali, eine solche Versetzung von der einen, ganz abgeschiednen Stätte an die andre oder wenigstens ein solches Unmerkbarwerden, (Verschwinden) für die zwischen liegenden Medien möglich, daß wenn hier der säurende, dort der alkalisirende Pol einer Voltaischen Säule in die Mischung tritt, an der einen Seite das Alkali vergehet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur das Gewicht eines Stäubleins an der Mischung fehlte, und ohne für die dazwischen gestellte Lakmus-Auflösung gleichsam sichtbar zu werden, sich die eine hier, das andre dort zusammengehäuft finden; ist hierauf, bei der obenerwähnten Umtauschung der Pole ein solches, nicht auf materiellem Wege erklärliches Wandeln der gesammten Säure, wie des gesammten Alkali's nach der andren Stätte möglich: wie sollte es uns in der höheren Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die Seele wenn sie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz andrer Stufe wieder da seyn und wirksam werden könne?“

„Oder ist denn etwa die ganze Eigenthümlichkeit des Wollens und Denkens, wodurch Ich ich selber und kein Andrer bin, etwas weniger Feststehendes und Unveränderliches, als die Beschaffenheit jener Tröpflein von Säure oder Alkali, welche bestehen, und von neuem an einer andren unvermutheten Stätte werden, wenn sie das Auge hier vergehen sah?“

„Ein weiter forschender Sinn findet in seiner Sichtbarkeit noch mehrere und andre Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer der Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Samenkorn schon das künftige Gewächs mit seinen Samenblättern, ja mit dem Keim der Blüthe findet, so zeigt sich schon in der Larve und Puppe des Insects die Anlage der künftigen Flügel, in der

[illegible] Uebergangsformen des Pflanzen- und Thierreiches
[illegible] und Anlagen, deren das Thier auf seiner jetzigen Stufe
[illegible] nicht bedarf, welche aber in einer nachbarlich an-
[illegible]den, verwandten Thierform in ihrer eigentlichen Bestim-
[illegible] und Wechselbeziehung hervortreten. Es kommt jeder in
[illegible] aufstrebenden Anlage eben so gewiß die Zeit und die
[illegible] ihrer Entwicklung und Vollendung, als dem Bedürfniß
[illegible] Athmen und Nahrungnehmen eine anderswo vor-
[illegible] Luft oder Speise entspricht; selbst die spät blühende
[illegible]zeitlose (Colchicum autumnale), welche, wenn der Win-
[illegible]ht, scheinbar ohne alle Frucht verwelkt, findet eine künf-
[illegible]it des Frühlinges, da der im Verborgnen bereitete Stän-
[illegible] seinem Grabe hervorgeht und seine Früchte trägt.
[illegible] Mensch, das Mittelwesen zwischen zwei Welten: halb
[illegible]überragend in ein Reich des Geistes, halb noch dem
[illegible] gehörig, sollte all dieses hienieden vergeblich nach Er-
[illegible] fragende Sehnen, all diese tausendfältigen Anlagen für
[illegible]yn der Ewigkeit umsonst in sich tragen? Allenthalben
[illegible] sonst die bildende, Künftiges und Fernes bedenkende
[illegible] ihren Versprechungen so treu, und hier, wo sie endlich
[illegible]sten Gipfel ihrer sichtbaren Schöpfungen erstiegen, sollte
[illegible] Treue und Wahrheit auf einmal aufhören, zur Lüge
[illegible]?"

Die Seele weiß es, sie weiß es schon aus den Werken:

Dieß und noch vieles Andre ſpann und webte die ſinnende Seele, um damit die Blöße und geheime Schande ihrer Zweifel zu bedecken; ihrer Zweifel an dem eignen Leben, durch das ſie doch ſpann und dachte, an der ihr eingebornen Macht des Erkennens, welche, wie dieß ſchon die Weisheit des Alterthums gelehrt, von ewigem Geſchlecht iſt; ihrer Zweifel an der alltäglichen Gewißheit, daß der Tag heller ſcheine als die Nacht, und daß auf Morgen der Mittag, auf den Mittag der Abend folge. Da erhub ſich die Sonne, und die Ungewißheit der Zweiflerin war vergangen. Denn es erwachte der Geiſt zu ſeinem Leben in Gott. So gewiß aber als der Leib im Verlauf des Lebens das Fortleben im Schlafe und das Wiedererwachen aus demſelben erfahren, hat es auch der wache Geiſt in und an ſich ſelber erfahren: daß in ihm ein Leben ſey, welches hervorging und erwachte, mitten aus dem Tode; ein Leben, welches die Wandelbarkeit und der Tod des Leibes nicht anrühren, denn es iſt ewig und ohne Wandel, wie Gott, in und aus welchem es iſt. Es iſt hier ein Stillſtehen auf dem felſenfeſten Lande der Heimath, ein Erfaſſen deſſelben mit den eignen Händen, ein Beſchauen deſſelben mit den eignen Augen, ein Vernehmen der heimathlichen Töne, welches keinen Zweifel mehr übrig läſſet. Der Hafen, nach langem Herumtreiben auf dem Meere, iſt gefunden: unſichres Glück und Hoffen, des aus der Ferne das Land begrüßenden Schiffers, fahret hin!

Die Keime und Grundlagen einer ſichtbaren und unſichtbaren Welt, eines dießſeitigen und jenſeitigen Lebens, welche in der Seele liegen, wird uns nun die weitere Betrachtung der Geſchichte der Seele kennen lehren. Von dem Leben der Ewigkeit, das aus Gott iſt, und von den Kräften dieſes Lebens, welche mitten durch die Zeit des Leibes hindurch wirken, vermag die Wiſſenſchaft nur einige unvollkommne Andeutungen zu geben, mit denen ein ſpäterer Abſchnitt dieſes Buches ſich beſchäftigen wird.

Erl. Bem. Auf ſo unſterbliche Weiſe hat der Menſchengeiſt ſonſt nie und nirgends von der Unſterblichkeit der Seele gezeugt, als im Phädon von Plato. Der in dieſem Buche enthaltene Hauptbeweis für die ewige Fortdauer des in uns lebenden, erkennenden Geiſtes, wird uns noch weiter unten begegnen; vorläufig ſollten einige Stellen des vorſtehenden §. nur an einzelne Stellen jenes Buches erinnern, welches nächſt dem griechiſchen das Eigenthum keines andren Volkes ſo ſehr ge-

worden

„Wäre ſie ein Ton, den irgend eine Hand oder ein ſtärkerer, äußerer Ton der Lyra des Leibes entlockt, und wäre ſie ihrem Weſen nach nur eine Stimmung dieſer Lyra, wie käme es dann, daß ſie ſelber, die Meiſterin, durch eigne Kraft dem Ton jetzt ſeine Stimme geben, dann ihn zum Schweigen bringen könnte; wie vermöchte ich doch eine Stimmung, die am Leibe haftet, durch eigne Macht, ohne Mitwirkung eines Leiblichen, von der Mißſtimmung und ſchwachen Spannung der Alltäglichkeit zu dem hehren, mächtigen Einklang mit dem ewigen Loblied der Gottheit zu erheben; wie vermöchte ein Etwas, das nothwendiger an den Leib gekettet wäre als der Schatten an den rollenden Stein, ſtatt ſelber mit dem rollenden bewegt zu werden, dieſen vielmehr, dem Lauf einer Natur entgegen, mit ſich hinauf zu reißen nach der Höhe? Oder wie vermöchte im entgegengeſetzten Falle eine bloße Stimmung der Lyra ſich ſelber zu verderben und an dem Körper, zu welchem ſie nur gehört wie der Glanz zum geſchliffenen Metall, zum freſſenden und zerſtörenden Gifte zu werden? — Wie denn das Laſter durch eigne Schuld der Seele das ſchöne Gebäu des Menſchenkörpers zerſtört und wilde Leidenſchaft, gleich einem unbeſonnenen Reiter das edle Roß zu Tode jagt.“

„Nicht demnach als Etwas, das der Körper, als Urheber, durch die Miſchung und Bewegung ſeiner Elemente erzeugt, ſondern als Etwas, das vor und über dem Körper iſt, erſcheint uns die Seele; denn es wäre kein Fortgang des Lebens und der Bewegung am Leibe, ſo wäre auch kein Anfang des Lebens ohne ſie. Zeigt uns ja ſchon die alltägliche Erſcheinung einer Unterbindung oder Lähmung des Nerven, daß das einzelne Glied, ja der ganze Leib ohne Empfindung und Bewegung, ein todtes Gemiſch von Trocknem und Feuchtem wäre, ohne einen belebenden Anſtoß, der von innen und oben, von der Seele kommt. Nur der Leib demnach, das an ſich Todte, wird ſeiner Natur nach des Todes ſterben, die Seele, deren Natur das Leben iſt, kann eben ſo wenig ſterben, als das Licht als ſolches finſter, die Flamme des brennenden Holzes kalt, der Schnee jemals heiß ſeyn.“

„Wenn dann im Tode die Seele vom Leibe ſich ſcheidet, wird uns dieſer ſich zeigen als das was er iſt: ein an ſich Lebloſes und Todtes; die Seele aber bleibt was ſie immer war: ein ſich ſelber bewegendes Leben. Und jedes dem natürlichen Zuge

§. 25. „Die Frage nach der Seele und ihrem Seyn

und, kehret der Leib zurück zu dem andren Staube, [illegible]
genommen war, die Seele aber zu dem oberen [illegible]
[illegible] sie gekommen.“

„Staub zu andrem Staube, bald kein Gebeinche
[illegible] die Menschengestalt verräth — Seele zu Seele. — —
[illegible] da vielleicht auch der glänzende Tropfen: mein
Ich, hinein in das große Meer eines göttlichen Seyns,
Gott Alles in Allem. Ich aber bin nicht mehr? Wie die
die verzehrt und reinigt, nimmt etwa ein Seyn alles Se
und die Andren mit unsren Verirrungen und Befleckung
hinein? Das scheinbar Fremde vergeht, wie der Schmutz
best, wenn die Flamme ihn läutert; da ist ein Tropfen
andre Tropfen: der Glaube an ein Gutes, das gut ist un
und an ein Böses, war ein Wahn des staubgebornen
die Seele weiß bald auf ewig nicht mehr, daß und was si
oder wußte und that; der Gedanke eben noch Ihm gegen
auf immer ausgedacht, der arme Augenblick vergangen u
als derselbe nicht wieder.“ —

„Krümmt sich doch der elende Wurm, wenn der
nere, gesangreiche Vogel ihn angreift; schmerzvoll zap
Fischlein am Angelhaken, wenn der Herr der Natur
aufzieht aus dem Bache, damit er das unvollkomm
fleisch in sein eignes, edleres Fleisch verwandle, und
nicht beben vor dem Gedanken an einen solchen Al
renden Gott?“

„Jener Kronos der alten Heiden fraß doch
Kinder auf, noch ehe sie ihn und sich selber erkan
erfahren, was Hoffnung und Furcht, was Liebe u
ein solcher zuletzt Alles verschlingender Gott schlach
ißt die Kinder, die ihn schon bei dem süßen Vo
nannt, die ihm vertraut, die sich liebend an sein

„Der Mensch, getrieben von mannichfa
Mensch voll Irrthum und Schwäche, ihm
und Wehmuth ergreift ihn, wenn er das
gezogne Lamm schlachten [illegible] das ihm
Garten [illegible]
Und [illegible]
nichts

kommt. Es läßt ſich willig ergreifen wie ſonſt — ein einziger Stich des Meſſers, ein kurzes Zucken, und es fühlt nicht mehr. Der kaum halb geſättigte Bettler entzieht ſich ſelber den Biſſen, um den treuen Gefährten, ſeinen Hund, vom Hungertod zu retten; wie möchte er, mitten in ſeinem Mangel, den Gedanken ertragen, ſich mit dem Fleiſche des liebenden Thieres zu ſättigen! — Jener aber, der Pantheiſten Gott, kennet dieſes Erbarmen nicht. Den Menſchen, der die Freude am Leben und den Schauder vor dem Vergehen fühlt, wie keine andre Creatur, der Ihn näher erkannte als der Hund den pflegenden Bettler, verſchlingt dieſer große Pan, den kein Mangel, keine Noth zu ſolcher That treibt; der — das zeigen die Werke — von den Schwächen und Irrungen des Menſchen nichts weiß. Und nicht ſchnell tödtet der Pan ſeine Opfer, wie der Schlächter das Lamm, ſondern öfters unter lange dauernden Martern; unter Schmerzen, welche die Elenden von der Wiege bis zum Grabe begleiten.“ —

Doch dieſes Nachtgeſpenſt eines allverſchlingenden Gottes ängſtet die weiter ſinnende Seele nicht lange. Es verſchwindet, ſobald die Seele es näher und ſchärfer betrachten will, wie ein wunderliches Traumbild; unſtatthafter und lächerlicher zuſammengedichtet, als jene phantaſtiſchen Geſtalten, welche zum Theil Fiſch und Froſch, zum Theil Vogel ſind und Jungfrau.

„Wie? — ſollten jener oberen, unſichtbaren Welt, nach welcher ein mächtiger Zug die Seele führt, nicht wenigſtens dieſelben Rechte, derſelbe feſte Beſtand zukommen, wie die ſind, welche nach der gewöhnlichen Annahme in der ſichtbaren Welt der wägbaren Stoffe herrſchen? Bei dieſer niedrern Region, welche doch die Menſchenſprache die vergängliche, die wandelbare nennt, iſt es anerkannt, daß in und aus ihr ſich kein Stoff, kein einzelnes Stäublein ganz verlieren, ganz vernichtet werden könne. Das Waſſer, wenn es auch als Dampf in die Luft ſich erhoben, wenn es durch den Nordwind zum Eis verwandelt worden, oder wenn es beim Feſtwerden des Bergkryſtalls als Beſtandtheil in das Gefüge des Kryſtalls ſich gemiſcht, immer daſſelbe Waſſer: eben ſo viel und ſo wenig als in der andren Geſtalt. Das Eiſen,

wenn es jetzt mit Schwefel verbunden als Kies, oder jenem getrennt und mit dem Oxygen vereint als Rothei gediegen: dennoch immer so viel und dasselbe Eisen, es gewesen. Die Chemie, noch auf ihrem jetzigen Standpun verlachet den alten Wahn, daß aus reinem Wasser Blei Quecksilber oder Spiesglanz Silber werden könne, daß Kupfer durch die Kunst sich in Gold verwandeln Und dennoch kennet unsre Chemie bei weitem nicht alle verschiedenen Erscheinungsformen, unter denen vielleicht ein derselbe Grundstoff auftreten kann. Wenn aber auch in ser Beziehung ein späteres wissenschaftliches Forschen zwischen verschiednen, für einfach gehaltnen Stoffen einen lichen Zusammenhang entdecken sollte, als der zwischen Larve und dem Flügelthier einer und derselben Insectenar ist; so bleibt doch schon auf dem jetzigen Standpunkt der schaft ein Beweis für die Unvergänglichkeit und gleic Unsterblichkeit des wägbaren Stoffes jene allbekannte E rung: daß die Elemente in allen ihren verschiednen Verbin gen und Verwandlungen immer dieselbe Beziehung zu planetarischen Ganzen: dasselbe Gewicht behalten. Denn jetzt die metallische Grundlage des Kalkes und Sauerstoff sammt Kohlensäure und Wasser, oder wenn Sauerstoffgas Kupfer und Kohlensäure in der chemischen Werkstätte zu mengeführt und vereint werden; so erkennt zwar das Auge der in der Kalkerde mehr die alte Natur des Kalkmetalls der säurenden Elemente, noch im Malachit das Kupfer und die Kohlensäure; aber auch in dieser neuen Verbin hat keines der Elemente auch nur ein Stäublein des anf lichen Gewichtes verloren: sie wiegen vereint noch eben so als vorhin das Gesammtgewicht der einzelnen betragen, es kann unsre Kunst die Stoffe alle wieder gesondert darst noch ganz in demselben Maß und Gewicht, das sie v gehabt."

„Die Chemie denn, bedächtigen Sinnes, spottet Wahns, als ob irgend ein wägbar leibliches Element vernichtet, irgend ein für anfänglich und einfach erk Grundstoff vollkommen aufgehoben oder in einen gänzlich u ren verwandelt werden könne, und eine sogenannte Philos

n 4 oder 7 Zehen; denn wir finden wohl erwähnt, daß ein
anger Mann (2 Sam. 21, V. 20) 6 Zehen hatte, nirgends
Behauptung, daß an den Füßen der Königstöchter und des
Volkes nur 5 Zehen gestanden. — Es erzählt wohl selten oder
Bürgern seiner Vaterstadt ein andrer Bürger von den Merk-
ten dieser Stadt, sondern von denen der andren, fernen
die nur er, vor mehrern Andren gesehen. Da erst, wo der
sich zu regen beginnt: nach der Babylonischen Gefangen-
rd unter den Hebräern von einer Fortdauer der Seele nach
, wie von einem streitigen und doch gewissen Satze gespro-
Wie könnte der Mensch, wäre er ein leicht verwehender Staub,
Ebenbild eines ewigen Gottes erschaffen seyn; der Sterbende
ätern versammelt werden; das Leben des Leibes mit einer
Fremdlingslande — mit einer Wallfahrt — verglichen wer-
könnte sich der Seher Bileam (denn Tod ist ja überall Tod)
— seine Zukunft — wünschen, wie die Zukunft des erwähl-
s, wie könnte (5 B. Mos. 13, V. 11) von einem Befragen
n, von einem Hinunterfahren mit Herzeleid zu dem geliebe-
e, von einem Gedenken des ewigen Gottes an die im Scheol
Seele (Hiob 14, V. 13), von einem Erlöser, der siegreich
kend über dem Grabe lebt, von einer Hoffnung Israels auf
rkehr des gen Himmel gefahrnen Elias die Rede seyn? Der
Seelen, sagt das Buch der Weisheit (3, V. 1) sind in
and und keine Qual rührt sie an. Von den Unverständigen
e angesehen, als stürben sie, aber sie sind in Frieden; ihre
ist der Unsterblichkeit voll. — Es ist in jenen alten Schrif-
ings von des Todes und der Finsterniß Thoren, von Ban-
e die scheidende Seele umfangen, von den Bächen des Jen-
che die hinabfahrende Seele umrauschen, von einem traurig
stande (Prediq. Salom. 9, V. 10) der abgeschiednen Seelen
nie aber (als nur dann, wenn dieses Wort den Thoren in
d gelegt wird), von einem Aufhören des Seyns der Seele
Leben des Leibes, vielmehr werden nach Jes. 26, V. 19 die
ben und auferstehen, und es ist die Zeit des Todes (nach
, V. 1—3) die Ruhe eines Schlafenden in seiner Kammer.
de Seelen der Gestorbenen sind es, welche über Babels Fall

eine Wanderung von leiblicher Art eben so wenig gedenkb[illegible] als das Hinauskommen eines wägbaren Elementes aus ein[illegible] hermetisch verschlossenem Gefäß oder Sarge.

„Ist denn schon in der untren, materiellen Welt den [illegible]chen Grundstoffen eine solche Unzerstörbarkeit und Unver[illegible]derlichkeit ihrer Natur zuerkannt, wie sollte nicht die [illegible] welche „ursprünglicher und selbstständiger, einfacher und [illegible]änderlicher" ist, als jedes Element der Leiblichkeit, jedem [illegible]tergang, jeder Auflösung trotzen? Ist schon den beiden [illegible]ren Elementen irgend eines Salzes: der Säure und dem [illegible] eine solche Versetzung von der einen, ganz abgeschiednen [illegible] an die andre oder wenigstens ein solches Unmerkbarwerden (Verschwinden) für die zwischen liegenden Medien möglich, [illegible] wenn hier der säurende, dort der alkalisirende Pol einer Voltaisch[illegible] Säule in die Mischung tritt, an der einen Seite das Alkali [illegible]gehet, an der andren die Säure, beide aber, ohne daß nur [illegible] Gewicht eines Stäubleins an der Mischung fehlte, und ohne [illegible] die dazwischen gestellte Lakmus-Auflösung gleichsam sichtbar [illegible] werden, sich die eine hier, das andre dort zusammengehä[illegible] finden; ist hierauf, bei der obenerwähnten Umtauschung [illegible] Pole ein solches, nicht auf materiellem Wege erklärliches [illegible]deln der gesammten Säure, wie des gesammten Alkali's [illegible] der andren Stätte möglich: wie sollte es uns in der höhe[illegible] Region der Lebensprincipien unmöglich däuchten, daß die [illegible] wenn sie hier aufgehört zu wirken, auf einmal auf ganz [illegible] Stufe wieder da seyn und wirksam werden könne?"

„Oder ist denn etwa die ganze Eigenthümlichkeit des [illegible]lens und Denkens, wodurch Ich ich selber und kein Andrer [illegible] etwas weniger Feststehendes und Unveränderliches, als die [illegible]schaffenheit jener Tröpflein von Säure oder Alkali, welche [illegible] stehen, und von neuem an einer andren unvermutheten Stät[illegible] werden, wenn sie das Auge hier vergehen sah?"

„Ein weiter forschender Sinn findet in seiner Sichtbarkeit [illegible] mehrere und andre Zeugnisse für die jenseitige Fortdauer [illegible] Seele. Wie sich in der Zwiebel oder im Samenkorn schon [illegible] künftige Gewächs mit seinen Samenblättern, ja mit [illegible] Keim der Blüthe findet, so zeigt sich schon in der Larve [illegible] Puppe des Insects die Anlage der künftigen Flügel, in [illegible]

graben. Er thut dies auf Hoffnung eines kommenden Früh-
der endlich aus dem sichren, von der Kälte geschützten Grabe
en wird. Der Zugvogel, selbst die schwerfällige Wachtel, er-
, leicht geflügelt, wenn die Zeit zum Fortwandern gekommen,
in weites Meer, jenseits welchem das Menschenauge kein gast-
er, keine Ruhestätte erblicket. Der Vogel aber, auf Hoffnung,
sich hinüber über das Meer, und findet so das Land, wo ein
ühling, neue Lebensfülle ihn erwarten. Die emsig arbeiten-
isen pflegen, wenn im Herbste von den schöngeflügelten Männ-
d Weibchen nichts mehr zurückgeblieben, als die Staubchen
Eier, diese, so wie die zarten Larven und nachmals die Pup-
f Hoffnung. Sie tragen und wenden die todtscheinende Hülle,
sie zur Sonne und in den Schatten — und ihre Hoffnung
ht zu Schanden, denn aus den bewegungslosen Puppen gehet
Geschlecht hervor. Auf Hoffnung kehret die Schaar der ar-
, ihres Weisels und der Weiselbrut beraubten Bienen eine
che Brutzelle mit der Oeffnung nach unten und versorgt die
it königlicher Speise. Und die Hoffnung wird erfüllt; denn
künstlich veränderten und neu versorgten Zelle gehet der neue
ervor. Und der Mensch, der ein Sehnen in sich trägt, welches
n nie erfüllt worden, sondern welches, je mehr das Niedrige
erische schweigt, je näher die Zeit des Abscheidens herankommt,
fer und unstillbarer wird, der sollte sich auf Hoffnung nieder-
Grab, und sein Hoffen, hierin einzig vor dem Hoffen aller
Creatur, sollte zu Schanden werden?

mehrern Uebergangsformen in der Natur, welche, wie oben
; auf eine nächst höhere Entwicklungsstufe, noch in der sichtba-
ur hindeuten, s. m. Mehreres in m. allgem. Naturgeschichte
n. s. und in m. Ansichten von der Nachts. d. Naturw. die
riefung.

Gewißheit des Geistes im Menschen über sein Fortleben nach
e des Leibes gründet sich auf eine innre Erfahrung, so fest und
ß die äußere: daß die Glieder eines lebendigen Leibes in einem
digen Zusammenhang und innigen Verband mit ihrem Haupte
und daß sie da seyn müssen, um ihr Genüge zu

den vom Leibe, bemerken können, das sind nur einzelne Schlüsse vom Kleinen aufs Große, vom Einzelnen aufs Ganze.

Wenn der belebende Nerv, der nach einem Gliede gehet, hinweggenommen oder unwirksam gemacht worden, erkennen wir, was das Glied ohne den Nerven, oder vielmehr was es ohne die höhere Wirksamkeit der Seele sey, welche das Nervengebilde durchdringt: eine Fleischmasse ohne Gefühl und willkürliche Bewegung. So erkennen wir auch nach dem Hinwegnehmen der Fleisch- und Hautdecke vom Nerven, was dieser abgesondert und allein für sich geloßen wäre: bewegungslos und ohne abwehrende Kraft nach außen, so sehr auch jede Berührung der Außenwelt aufs schmerzhafteste ihn aufregte. Beide Zustände der Abtrennung, wie sie etwa sonst das künstlich zerlegende Messer darstellt, sehen wir in einigen krankhaften Fällen ohne äußre Gewalt, von selber, an den Organen des lebenden Leibes hervortreten, und es erscheint zuweilen an einem Gliede das Leben und die Thätigkeit des empfindenden und bewegenden Nerven so vorherrschend, daß jener Theil des Leibes wie bloßer, nackter Nerv sich verhält, oder auch umgekehrt, es ist die niedre, bildende Thätigkeit in der Fleisch- und Fettmasse so vorherrschend geworden, daß ein solches Glied wie nervenlos erscheint.

Wir können durch unsre Kraft die Seele nie vom Leibe entblößt der Beobachtung darstellen, auch den lebenden Leib keinen Augenblick dem Einfluß der eignen oder einer fremden Seele vollkommen entzogen und allein sehen; wohl aber kennen wir Zustände, in denen die Seele, noch während ihres Lebens im Leibe, so selbstmächtig und ungehemmt, in solcher vorherrschenden Kraft wirkt, daß der Leib gleichsam selber zur Seele geworden scheint, wie bei einem verwandten Vorgang, welcher freilich einer niedren Stufe angehört, selbst der sonst gefühllose Knochen durch eine Entzündungskrankheit so empfindlich werden kann, als ein bloßgelegter Nerve. Es sind dieß Zustände, in denen der Leib so durchwirkt von der Seele und gleichsam so durchscheinend geworden ist, daß die eigenthümlichen Kräfte der innren, unsichtbaren Natur allenthalben hindurchbrechen; wie die eigenthümliche Natur des tief verborgnen Ner-

niedren erlangt. Dem Uebermaß der Ernährung wird Verſetzung in andren Boden, oder ſelbſt durch gewaltſa- Erſchweren des zu häufigen Andranges der Säfte gewehrt, latt der Knoſpen der Blätter oder Zweigſproſſen, erſchei- un Blüthen und Früchte.

So beſteht auch die eine Weiſe, auf welche die Seele, ſey n durch äußre Führung, oder durch den eignen, beſſeren n, vom Leibe freier, enthüllter zu werden vermag, in Räßigen und Beſchränken der etwa vorherrſchenden, nied- tichtung aufs bloß Leibliche und Sinnliche. Es wird die Nüchternheit und Stille der Entfaltung und Entbindung nren Kräfte immer günſtiger gefunden, als üppige Ueber- g, oder das laute Toben der leiblichen Luſt.

Krankheit und äußrer Mangel, Schmerz und Noth, haben ieſe Weiſe das innre Seelenleben öfters ſo hoch geſteigert, Sichtbarwerden ſo begünſtigt, daß ſchon aus der leicht zu den Betrachtung dieſer Zuſtände Vieles für die Erkenntniß eele gewonnen wurde.

Es wirkt aber auch im gewöhnlichen, täglichen Verlauf des s ſchon der Schlaf auf dieſe entbindende Weiſe; auch er in ſeinem Maße den Schleier der Leiblichkeit, und die wird im Traume nicht ſelten in ihrer eigenthümlicheren amkeit geſehen. Dieſe natürliche Art und Weiſe unſres n Menſchen läßt ſich von der des äußren leicht unterſchei-

in illud.: attende tib. ips. ed. Paris. Opp. II, 25) auf Gotte
ſen und Natur ſchließen. Der Leib empfängt ſeine Kraft v
Seele, hinwiederum die Seele vom Leib die Mitgenoſſenſchaft de
bens; der Leib nimmt Leben von der Seele, die Seele Schmerze
dem Leibe.

Wir gehen nun auf einige weitere Erläuterungen des Inhal
vorſtehenden §. über:

Solche Krankheitsfälle, welche als Beweis für eine gänzliche
worfenheit der Seele unter die Veränderungen des Körpers bet
wurden, wie die, auf welche wir oben hindeuteten, ſind ſehr allg
bekannt, und mehrere davon ſollen auch noch in einem ſpätere
Vten) Abſchnitt erwähnt werden. Minder bekannt ſind jene
welche zeigen, daß es der Seele in ihrem Verhältniß zum Leibe
eben ſo ergehe, wie dem Kriegsmann, von deſſen innrer Beharrl
es gar ſehr abhängt, ob er einen vom Feinde angegriffenen
ſchnell verlaſſen oder oftmals das unmöglich Scheinende möglich m
und auf den Trümmern der geweſenen Wohn- und Bergungsſtät
noch vertheidigen und feſthalten will. Bei jenem 64jährigen
von deſſen Tod und Leichenöffnung Thom. Schwenke (rari casus
catio anatomico-medica. Hag. 1733, in Hallers collect. disp.
Vol. VII. Part. I. p. 469) erzählt, war die innre Verletzung d
hirns, die er drei Jahre vor ſeinem Tode durch einen heftige
mit dem Kopf gegen einen Baum erlitt, unfehlbar, dieß zeigt
Folgen ſo bedeutend, daß ſie in den meiſten ähnlichen Fällen ſic
ſich allein einen plötzlichen Tod bewirkt hätten. Dennoch kam der M
ſeinem ziemlich lange dauernden Zuſtand der Bewußtloſigkeit wie
ſich, und ſchien nicht unwohl; bis nach einiger Zeit ein öfteres,
liches Niederfallen zum Boden die noch fortwährenden Wirkung
Hirnverletzung verrieth. Aber auch dieſe Zufälle und der höchſt n
ſtige Einfluß einer von jetzt an zwei Jahre lang fortgeführten, völ
gewohnten, ſitzenden Lebensweiſe, bei reichlicher Nahrung und l
Schlaf, überwand ſeine kräftige Natur. Eben ſo eine ſehr gefährliche K
heit im 63ſten Lebensjahre, die vorzüglich das Gehirn heftig af
Wenn von nun an auch von Zeit zu Zeit Schwindel, Schwere im Kopf
übergehende Schwäche des Geſichtes, Stumpfheit des Gefühles in
oder jenem Theil auf ein Leiden des Gehirnes hindeuteten, ſo
dieſes dennoch den beobachtenden Aerzten nicht beſonders ſtark
nen, denn der Mann erholte ſich gewöhnlich bald wieder, ſprac
benahm ſich wie ſonſt. Als er endlich, nachdem dieſer wechselnd
ſtand ein halbes Jahr gedauert hatte, bei einem heftigeren, mit
verbundenen Anfall jener Art geſtorben war, fanden die Aerzte da
hirn um faſt ⅓ ſeines ſonſtigen Umfanges verkleinert, ganz in
ſaftloſe, ſennige Maſſe verwandelt und mit 10 bis 12 Unzen
umgeben. Wie lange mochte hier der eigentlich hirn- und doch
ſeelen- oder geiſtloſe Zuſtand ſchon angedauert haben, ehe der Tod erfo
Einen ähnlichen Fall erzählt Watſon (Medic. Communicat. Vo
von einem alten Podagriſten, deſſen Hirn bei der Leichenöffnung
und zäh wie Wachs gefunden wurde. — Zuweilen fand ſich ſogar
Gehirn oder der größte Theil deſſelben ganz zerſtört, ohne daß
bei ſchon lange andauernder Zerrüttung dieſes Organs, von we
man die Kraftäußerungen der Seele ſo unmittelbar abhängig gl
eine Abnahme des geiſtigen Vermögens bemerkt hätte. Jener S
dem eine Flintenkugel zwiſchen Schädel und feſte Hirnhaut gedr
und deſſen Gehirn, in Folge dieſer Verletzung, zur Hälfte ver
war [illegible] nach ſeiner Verwundung noch die Fußreiſe aus Italien

dem äußren, als eine körperliche Erſchütterung zum hörbaren Ton geworden.

Im Traume, wenn die Seele, ſey es auch nur im geringen, vorbildlichen Maße, vom Leibe etwas frei geworden, geſchieht es uns öfters, daß wir uns auf einmal bemühen wollen, mit dem gewöhnlichen, leiblichen Auge zu ſehen. Es ſcheint jedoch über dieſem eine ſchwere Decke zu liegen, und tiefe Dämmerung der Blindheit umhüllt es. Oder es dünkt uns im Traume, wir wollten auf gewöhnliche Weiſe Schritt vor Schritt mit den Füßen des Leibes gehen, aber dieſe Füße verſagen den Dienſt, ſie ſind wie von Blei, wir bringen ſie nicht zu der ſo oft im Leben geübten Bewegung. Da entſchließt ſich plötzlich die Seele, jene äußeren und fremden Wege, welche jetzt ungangbar geworden, zu verlaſſen, und die angemeſſeneren Wege ihrer eignen Natur zu gehen: ſie betrachtet die Dinge mit dem ſelbſtſtändigen, innren Sinne, und augenblicklich wird die Welt wieder tageshell und Alles klar; ſtatt zu gehen Schritt vor Schritt, erhebt ſie ſich vom Boden, und ſchwebt ihrer leichten, geiſterhaften Natur gemäß, gleich einem durch eignen Willen bewegten Gewölk von Ort zu Ort, oder noch öfter verſetzt ſie ſich, mit der Schnelle des Gedankens, in eine ferne, fremde Gegend, zu fernen Menſchen, und ſie iſt mit unaufhaltſamem Bewegen alsbald da, wohin ſie will.

So fühlet ſich in allen ähnlichen Fällen, am meiſten in jenen krankhaften, bei welchen das Freiwerden der Seele vom Leibe immer vollkommner ſtatt findet, als im Traume, unſer innrer Menſch beengt und ſchmerzhaft gebunden, ſobald er den gewöhnlichen Weg ſeines Wirkens und Bewegens in der Sichtbarkeit gehen will. Ihm geſchieht dann wie Einem, deſſen Augen plötzlich geblendet oder verbunden worden ſind, und der überall in ſeiner ſonſtigen bekannteſten Umgebung anſtößt, weil er ſie nicht mehr ſieht. Denn die Anziehung der umgebenden, ſchweren Maſſen auf den Leib, ihr Vor- und Hinter- und Nebeneinanderſtehen, wodurch ſie eine die andre gegenſeitig ſich verdecken und unſichtbar machen, wird von dem wach und frei gewordnen innren Sinne nicht bemerkt, ſondern dieſer folgt nun einem andren, eigenthümlichen Zuge, der ihn auf einmal, unaufgehalten durch das für ihn durchſichtig gewordne oder vielmehr gar nicht vorhandne Gemäuer und durch

alle dazwiſchen gelagerten, trennenden Räume nur das ſehen und bemerken läßt, was ſeine Welt iſt. Es fällt unter andrem den Hellſehenden ſchon peinigend ſchwer, wenn ſie den Menſchen nicht zunächſt in ſeiner geiſtigen, ſelbſtſtändigen Erhobenheit über die Schranken der äußren Corporation und des Ranges betrachten und anreden ſollen.

Die Wirkſamkeit und Weiſe der Seele wird demnach, ſobald ſie in mehr oder minderem Grade unabhängig vom Leibe ſich zu äußern vermag, eine ſo ganz eigenthümliche und von der gewöhnlichen verſchiedne, daß wir daraus ſchließen können, was die Seele für ſich allein, in ihrer Beſonderheit vom Leibe ſeyn mbge.

In einigen Fällen, ſo dürfte man ſogar hinzufügen, laſſen uns ſolche Zuſtände die Seele in ihrer Beſonderheit und Verſchiedenheit ſelbſt vom Geiſte erkennen, und es iſt unter andrem auffallend, wie die Sprache der Seele ſo ganz nur in Bildern und Anregungen von Gefühlen, ſtatt der Worte beſteht, während die Sprache des Geiſtes die eigentliche, gedankenvolle Menſchen- und Wortſprache iſt. Wenn dann beim Einſchlafen oder im Irreſeyn des Fiebers der Geiſt in ſeine innren Tiefen zurücktritt, und nun bloß noch die Strahlen der Seelenthätigkeit in das leibliche Leben herabfallen, nur noch die Seele ſpricht; da verwandeln ſich ſogleich die Worte, in denen wir beim Wachen und im geſunden Zuſtand denken, in eine Reihe von Bildern. Wenn dagegen der Geiſt beim Erwachen die ihm gebührende Herrſchaft zurücknimmt, dann gibt er der Sprache wiederum das Gepräge ſeiner Natur: welche urſprünglich in Zeichen, Zahlen und Tönen nicht bloß das Erſcheinen der Dinge für das äußre Auge, ſondern ihre innre Bedeutung für eine höhere Ordnung des Seyns und Lebens erkennt und darſtellt. Doch wir erinnern uns hier nur vorläufig an dieſe Gränzen der Seele nach einer andren, höheren Richtung hin, als die nach dem Leibe iſt, denn dieſe Unterſuchungen werden an ihrem Orte auch jenen ferneren Gränzen ſich zu nähern ſuchen. Einſtweilen begreifen wir noch das ganze innre und ober dem Kreis des Sinnlichen und Leiblichen gelegne Gebiet des Lebens unter dem beide, Seele wie Geiſt zuſammenfaſſenden Namen der Seele.

Es wird, ſo ſahen wir bereits, die Seelenthätigkeit auf

einem zweifachen Wege zu jenem vorherrſchenden Verhältniß gegen ihre Leiblichkeit gebracht, in welchem der Menſch gleichſam ganz Seele, der Leib wie nicht mehr vorhanden iſt. Einmal dadurch, daß die Bewegung des Lebens in der leiblichen Region ſehr gehemmt und geſchwächt, ja wie vernichtet wird, dann aber auch dadurch, daß die geiſtige Thätigkeit bis zu einer Höhe aufgeregt und geſteigert iſt, auf welcher ſie nicht mehr vom Gefäß des Leibes gehalten und erfaßt werden kann, ſondern frei aus dieſem hervortritt oder daſſelbe zerſprengt. Wie denn auch der oben erwähnte vorwaltende Charakter des Nervenlebens einem kranken Glied auf zweifache Weiſe gegeben werden konnte: einmal dadurch, daß eine äußre Verletzung die den Nerven umhüllende Maſſe zerſtörte oder hinwegnahm, dann aber auch, und noch öfter, dadurch, daß die Thätigkeit des Nerven zu krankhaftem Uebermaß geſteigert und aufgeregt wurde.

Wir werden, dem gewöhnlichen Verlauf der Natur nach, erſt im Tode des Leibes in vollkommnem Maße erfahren, wohin das Seelenleben auf dem erſteren Wege, auf jenem des Hinwegnehmens der äußren Hemmung, geführt werde; Nüchternheit und äußre Stille, ſo wie eine durch lange Gewohnheit begründete Unterwürfigkeit des Leiblichen unter das Geiſtige laſſen uns ſchon im geſunden Zuſtand des Lebens erkennen, was die Seele für ſich ſeyn und vermögen werde. Die Höhen, zu denen der andre Weg emporführt, werden uns zuweilen im geſunden Gange der innren Entwicklung, wenn auch nur auf einige ſchnell vorübergehende Augenblicke, durch das Aufflammen einer Begeiſterung von rechter und göttlicher Art beleuchtet, durch welche der innre Menſch wieder in ſeine alten Rechte tritt, und zum Beſitz ſeiner urſprünglichen Kräfte gelangt. Wir wählen jedoch in unſern Betrachtungen wiederum den Weg, den wir öfters im vorhergehenden ſomatiſchen Theil der Unterſuchungen genommen, und wie wir dort zuerſt den Bau und das innre Gefüge der Organe, ſo wie daſſelbe das zergliedernde Meſſer im Tode darlegt, betrachteten, und hernach von den eigenthümlichen Lebenserſcheinungen an dieſen Organen ſprachen, ſo beginnen wir auch hier mit etwas Niedrerem, deutlicher in die Sinne Fallendem: mit Erſcheinungen, welche die zertrennende und den geſunden, innren Zuſammenhang auflöſende Krankheit aufdecket

und hervor ans Licht zieht. Ohnehin bilden dieſe Erſcheinungen den ſchicklichſten Uebergang von der bloß äußeren, ſinnlichen Betrachtung der menſchlichen Natur zu einer andren, tiefer ins Innre gehenden.

Als im letztvergangenen Jahrhundert ein frecher Sinn der Empörung gegen jedes feſt, in einer höheren Ordnung Begründete, der Seele Alles genommen hatte, was ihr theuer und werth, ja was das eigentlich Ihrige iſt: den Glauben an einen Gott und an ſeine des Menſchen ſich erbarmende Vorſorge; den Glauben an eine Kraft des Gebetes, ja an das ſelbſtſtändige Daſeyn und Fortbeſtehen des Geiſtes im Menſchen, da trieb der Schmerz des großen Verluſtes die kranke Seele in ihr Innres zurück. Es wurde ihr hier, denn ungewöhnliche Krankheiten fordern ungewöhnliche Heilmittel, gegen den gewöhnlichen geſunden Gang ihrer Natur, das im Schlafe wieder gegeben, was man ihr im Wachen genommen, und wenn auch das theure Geſchenk häufig, ja bei den Meiſten, ſo vergänglich und ohne tiefer gehende Nachwirkung geblieben, wie ein liebliches Traumbild; ſo hatte es doch zugleich in jener armen Zeit auch die tröſtende, aufrichtende Kraft eines ſchönen, reichen Traumes. Wenn jene Stimmen ſchweigen, denen es zukäme zu ſprechen, da werden die Steine ſchreien; wenn die Wachenden ſich zur Lüge verkehren, da muß wenigſtens der ungeſchminkte Traum die Wahrheit reden, ja die Todten müſſen gegen die Lebenden zeugen.

Welche Wirkung die Entdeckung des ſogenannten animaliſchen Magnetismus und aller mit ihm verbundnen Erſcheinungen in ihrer Zeit gehabt, das werden Die leicht begreifen, welche den verarmten, troſtloſen Zuſtand der Menſchenalter und der Völker kennen, für welche jene Entdeckung gemacht war. Der Materialismus wollte gern das ganze Gebiet dieſer Erſcheinungen wie einen Traum der Nacht verlachen und hinwegweiſen, aber in dem Traum und in der Nacht war eine furchtbar wirkende Kraft, welche ſich nicht hinwegweiſen, nicht verläugnen ließ. Die kranke Zeit, welche ſelbſt den eigentlichen Namen des Lebens vertilgen wollte und ſich hierbei auf das Zeugniß des ſtummen Schlafes und des Todes berief, mußte auf ein-

graben. Er thut dieß auf Hoffnung eines kommenden Früh-
der endlich aus dem sichren, von der Kälte geschützten Grabe
n wird. Der Zugvogel, selbst die schwerfällige Wachtel, er-
leicht geflügelt, wenn die Zeit zum Fortwandern gekommen.
in weites Meer, jenseits welchem das Menschenauge kein gast-
r, keine Ruhestätte erblicket. Der Vogel aber, auf Hoffnung,
sich hinüber über das Meer, und findet so das Land, wo ein
ühling, neue Lebensfülle ihn erwarten. Die emsig arbeiten-
isen pflegen, wenn im Herbste von den schöngeflügelten Männ-
) Weibchen nichts mehr zurückgeblieben, als die Stäubchen
Eier, diese, so wie die zarten Larven und nachmals die Pup-
Hoffnung. Sie tragen und wenden die todtscheinende Hülle,
sie zur Sonne und in den Schatten — und ihre Hoffnung
)t zu Schanden, denn aus den bewegungslosen Puppen gehet
Geschlecht hervor. Auf Hoffnung kehret die Schaar der ar-
, ihres Weisels und der Weiselbrut beraubten Bienen eine
che Brutzelle mit der Oeffnung nach unten und versorgt die
it königlicher Speise. Und die Hoffnung wird erfüllt; denn
künstlich veränderten und neu versorgten Zelle gehet der neue
ervor. Und der Mensch, der ein Sehnen in sich trägt, welches
n nie erfüllt worden, sondern welches, je mehr das Niedrige
rische schweigt, je näher die Zeit des Abscheidens herankommt,
ßer und unstillbarer wird, der sollte sich auf Hoffnung nieder-
Grab, und sein Hoffen, hierin einzig vor dem Hoffen aller
Kreatur, sollte zu Schanden werden?

mehrern Uebergangsformen in der Natur, welche, wie oben
, auf eine nächst höhere Entwicklungsstufe, noch in der sichtba-
ur hindeuten, s. m. Mehreres in m. allgem. Naturgeschichte
u. f. und in m. Ansichten von der Nachtf. d. Naturw. die
klesung.

Gewißheit des Geistes im Menschen über sein Fortleben nach
e des Leibes gründet sich auf eine innre Erfahrung, so fest und
ls die äußere: daß die Glieder eines lebendigen Leibes in einem
bigen Zusammenhang und innigen Verband mit ihrem Haupte

den vom Leibe, bemerken können, das sind nur einzelne Schr
vom Kleinen aufs Große, vom Einzelnen aufs Ganze.

Wenn der belebende Nerv, der nach einem Gliede ge
hinweggenommen oder unwirksam gemacht worden, erlö
wir, was das Glied ohne den Nerven, oder vielmehr was
ohne die höhere Wirksamkeit der Seele sey, welche das L
vengebilde durchdringt: eine Fleischmasse ohne Gefühl und n
kürliche Bewegung. So erkennen wir auch nach dem Hin
nehmen der Fleisch- und Hautdecke vom Nerven, was di
abgesondert und allein für sich gelassen wäre: bewegungs
und ohne abwehrende Kraft nach außen, so sehr auch jede
rührung der Außenwelt aufs schmerzhafteste ihn aufre
Beide Zustände der Abtrennung, wie sie etwa sonst das kü
lich zerlegende Messer darstellt, sehen wir in einigen krank
ten Fällen ohne äußre Gewalt, von selber, an dem Orga
des lebenden Leibes hervortreten, und es erscheint zuweilen
einem Gliede das Leben und die Thätigkeit des empfinden
und bewegenden Nerven so vorherrschend, daß jener Theil
Leibes wie bloßer, nackter Nerv sich verhält, oder auch u
gekehrt, es ist die niedre, bildende Thätigkeit in der Fas
und Fettmasse so vorherrschend geworden, daß ein solches G
wie nervenlos erscheint.

Wir können durch unsre Kraft die Seele nie vom L
entblößt der Beobachtung darstellen, auch den lebenden L
keinen Augenblick dem Einfluß der eignen oder einer frem
Seele vollkommen entzogen und allein sehen; wohl aber ken
wir Zustände, in denen die Seele, noch während ihres Leb
im Leibe, so selbstmächtig und ungehemmt, in solcher vorh
schenden Kraft wirkt, daß der Leib gleichsam selber zur S
geworden scheint, wie bei einem verwandten Vorgang, u
cher freilich einer niedren Stufe angehört, selbst der sonst
fühllose Knochen durch eine Entzündungskrankheit so empfi
lich werden kann, als ein bloßgelegter Nerve. Es sind d
Zustände, in denen der Leib so durchwirkt von der Seele u
gleichsam so durchscheinend geworden ist, daß die eigenthümlich
Kräfte der innren, unsichtbaren Natur allenthalben hindu
brechen; wie die eigenthümliche Natur des tief verborgnen N

eine zweite, höhere Potenz des Schlafes an. Die Kranken reiben sich die Augen, gähnen und geben alle Zeichen der äußersten Schläfrigkeit von sich; zuweilen geht hierbei der Odem so schwer aus und ein, wie bei dem angehenden Röcheln des Todes. Aus einem solchen todtenähnlichen Zustand des Schlafes entwickelt sich aber nun ein Erwachen, welches ebenfalls jenem, das der Seele aus dem Tode widerfahren wird, näher zu stehen scheint, als das gewöhnliche Wachen. Plötzlich bewegt das bleiche Gesicht, dessen Augen fest geschlossen sind, ein innres Leben, welches die Züge des Schmerzens oder der gleichgültigen Ruhe in die des Entzückens und des wachesten Bewußtseyns umwandelt. In der That, es hat öfters ein solches Aussehen jenen Schein, welchen die Augenblicke der höchsten Begeisterung über das Menschenangesicht verbreiten, oder es gleichet der Verklärung, welche zuweilen in den letzten Augenblicken des Lebens über das Antlitz der Sterbenden heraufsteigt.

Der Leib ist jetzt mehr noch als im tiefsten Schlafe, ja zuweilen so sehr als in der Starrsucht und dem Scheintod, nach jener Richtung, in welcher sonst das Gehirn auf die Sinnorgane und Glieder, und diese rückwärts auf das Gehirn wirken, gelähmt und gebunden. Es zeigt schon die Stellung und das Aussehen, der wie bei einem Todten nach oben starrenden Augäpfel, einem Beobachter, welcher die Augenlieder des magnetisch Schlafenden gewaltsam von einander zieht, daß die Versicherung solcher Schlafenden gegründet sey, nach welcher sie, wie bereits oben erwähnt, nicht mit diesem gewöhnlichen Auge zu sehen vermögen. Die völlige Taubheit der Somnambulen gegen alle, auch noch so laute Stimmen, außer jener des Magnetiseurs und andrer mit ihnen magnetisch verbundnen Wesen, beweist auch, daß der gewöhnliche Weg des Hörens bei ihnen nicht statt finde, und so ist es mit der Thätigkeit aller andren Sinne.

Einige Kranke, deren Zustand übrigens offenbar jenem des magnetischen Hellsehens glich, sprachen nicht, und die Umstehenden erfuhren bei diesen eben so wenig, was in ihrem Innren vorgegangen, als wir erfahren, was in der Seele eines Ohnmächtigen oder eines fest Schlafenden geschehe. Ueberhaupt muß den durch die gewöhnliche magnetische Behandlung schlafwachend gewordnen Kranken der Gebrauch ihres eignen Leibes

öfters erst durch den Willen und Befehl einer fremden Seele gegeben werden. Diese unter andrem, vermag auch da die Sprache zu ertheilen, wo dieselbe durch eigne Kraft nicht gefunden werden konnte. Wiewohl es in den meisten Fällen als eine Auszeichnung dieses Zustandes erscheinet, daß, bei sonst verschlossenen, andren Aus- und Eingängen der Kraft des Wollens und Empfindens, der ganze Apparat des Sprechens, der Gebrauch des Wortes, in der Macht der wie durch einen vorbildlichen Tod abgeschiednen Seele bleibt. Es sprechen an solchen Hellsehenden die Züge des Gesichtes mit einem so lebendigen Ausdruck, daß man die Mitwirkung der festverschlossenen Augen kaum vermisset; die Stimme ist lieblicher und wohlklingender, als im Wachen, und in ihrem Wechsel der Töne eines viel geistigeren Ausdruckes fähig; Zunge und Lippen sprechen so geläufig, der Ausdruck der Rede ist so edel, so bezeichnend, und öfters so tief bedeutend, daß nach diesem allen die Seele ganz zum Worte, zur Sprache geworden scheint.

Oder vielmehr, es ist hier vorbildlich das eingetreten, was das jenseitige Leben und den neuen Leib von dem jetzigen unterscheiden wird, und was wir schon jetzt in der leiblichen Natur des Menschen eben so klar angedeutet und vorbereitet sehen, als die Gestalt des künftigen Schmetterlings im Leibe der Raupe oder Puppe. Denn, wie wir oben sahen, mitten im äußeren, größeren Leib des Menschen ist es der kleinere Leib der Stimmorgane, welcher im vollsten Maße alle jene Kraft, Schnelligkeit und Ausdauer der bewegenden Nerven und Muskeln in sich vereint, die wir in den angränzenden Formen des Thierreiches vereinzelt und vertheilt sehen. Diese Kräfte, welche die Natur im Säugthiere entwickelt und dem Auge dargelegt hat, sind da, wo nun der Gipfel der Gestaltungen im Menschen erreicht ist, keinesweges verloren gegangen, sondern sie sind nur ins Innre zurückgetreten, haben sich hier einen andren, mit allen Vollkommenheiten der willkürlichen Bewegung ausgestatteten Leib gebildet. Das Wort, die Rede ist dann das einzige, was den Menschen (den selbst sein deutscher Name als den Denkenden bezeichnet) vor dem Thier unterscheidet; es ist schon in den Zuständen des magnetischen Scheintodes das Einzige, was der wollenden und bewegenden Seele als gehorchender Leib zurückbleibt.

r äußern, als eine körperliche Erschütterung zum hörbaren
r geworden.

Im Traume, wenn die Seele, sey es auch nur im geringen,
bildlichen Maße, vom Leibe etwas frei geworden, geschieht
uns öfters, daß wir uns auf einmal bemühen wollen, mit
n gewöhnlichen, leiblichen Auge zu sehen. Es scheint jedoch
r diesem eine schwere Decke zu liegen, und tiefe Dämmerung
Blindheit umhüllt es. Oder es dünkt uns im Traume,
wollten auf gewöhnliche Weise Schritt vor Schritt mit den
en des Leibes gehen, aber diese Füße versagen den Dienst,
sind wie von Blei, wir bringen sie nicht zu der so oft im Leben
ten Bewegung. Da entschließt sich plötzlich die Seele, jene
ren und fremden Wege, welche jetzt ungangbar geworden,
verlassen, und die angemesseneren Wege ihrer eignen Natur
gehen: sie betrachtet die Dinge mit dem selbstständigen, inn-
Sinne, und augenblicklich wird die Welt wieder tageshell und
klar; statt zu gehen Schritt vor Schritt, erhebt sie sich vom
en, und schwebt ihrer leichten, geisterhaften Natur gemäß,
h einem durch eignen Willen bewegten Gewölk von Ort zu Ort,
noch öfter versetzt sie sich, mit der Schnelle des Gedankens,
ne ferne, fremde Gegend, zu fernen Menschen, und sie ist
unaufhaltsamem Bewegen alsbald da, wohin sie will.

So fühlet sich in allen ähnlichen Fällen, am meisten in
n krankhaften, bei welchen das Freiwerden der Seele vom
e immer vollkommner statt findet, als im Traume, unser
er Mensch beengt und schmerzhaft gebunden, sobald er den
öhnlichen Weg seines Wirkens und Bewegens in der Sicht-
keit gehen will. Ihm geschieht dann wie Einem, dessen
gen plötzlich geblendet oder verbunden worden sind, und der
rall in seiner sonstigen bekanntesten Umgebung anstößt, weil
ie nicht mehr sieht. Denn die Anziehung der umgebenden,
eren Massen auf den Leib, ihr Vor- und Hinter- und
eneinanderstehen, wodurch sie eine die andre gegenseitig
verdecken und unsichtbar machen, wird von dem wach
frei gewordnen innren Sinne nicht bemerkt, sondern
er folgt nun einem andren, eigenthümlichen Zuge, der ihn
einmal, unaufgehalten durch das für ihn durchsichtig ge-
dne oder vielmehr gar nicht vorhandne Gemäuer und durch

Richtung des Lichtſtromes ſtehen, der unſer Auge beleuchtet; ſo ſieht das innerliche Auge der magnetiſch Scheintodten nur ſolche Gegenſtände, welche ſich dem Lebensſtrome nähern, der ſich in ihnen, entweder von ſelber, oder durch die Einwirkung des Magnetiſeurs wieder eröffnet hat, dieſe Gegenſtände mögen nun nahe oder fern, dem äußern Auge erreichbar oder nicht erreichbar ſeyn. Beſonders wird deßhalb der ganze Kreis der Sorgen und Bedenken, des Erkennens und Fühlens des Magnetiſeurs beleuchtet: zwei Weſen ſind in dieſen Zuſtänden, zwar nicht wie in andren Fällen ein Leib, aber eine Seele geworden.

Es wäre vergeblich, hier jene vielfach bekannten Thatſachen, welche aus dem magnetiſchen Hellſehen hervorgingen, ausführlicher aufzuführen. Bei ſolchen Zuſtänden zeigte ſich unter andrem, daß der Seele auch kein einziges Wort, kein Gedanke aus der Erinnrung verloren gehe. Sie ſiehet alles das, was ſie gethan, und was ihr, ſo lange ſie im Leibe war, geſchehen, in klarem Lichte um und neben ſich, ſobald ſie innerlich erwachet. Auch zeigt ſich da der innre Menſch in ſeiner eigentlichen freien, ungehemmten Kraft des Denkens, Fühlens, geiſtigen Auffaſſens und Darſtellens.

Aber dieſe ganze reiche, innre Welt iſt auf Einmal erloſchen, und bis auf die letzte Spur aus der Erinnrung vertilgt, wenn die magnetiſch Scheintodten wieder aus ihrem todesähnlicheren Schlafe in den gewöhnlichen, alltäglichen, und dann aus dieſem in das gewöhnliche Wachen zurückkehren. Denn dieſes iſt insgemein der Ausgang jenes Zuſtandes: daß das innerliche, hellere Wachen in den Mittelzuſtand des Schlafes übergeht, der zwiſchen beiden Arten des Wachens, dem äußeren und innren, die gemeinſame Gränze bildet. Alsdann, in einem Augenblick, der öfters vorher, im Zuſtand des Hellſehens genau vorhergeſagt und beſtimmt war, wacht der Menſch wieder zu ſeinem gewöhnlichen, alltäglichen Thun und Leben auf und weiß kein Wort mehr von allen den Tiefen des innren Anſchauens und Erkennens, welche er noch eben in ſeinen Geſprächen durchwandelt hat.

Es wird hieraus, wie wir dieß bereits im Vorhergehenden andeuteten, klar, daß noch eine andre Welt der innren Wirkſamkeit für die Seele vorhanden ſey, in welche ſie ſich zurückzuziehen vermag, wenn an dem ſchlafenden Leib keine Spur jener

ei einigen Seelen mehr für die Eindrücke, welche
mmen, bei andren mehr für die Bilder des Auges
einanderfolge geeignet und befähigt gefunden.
em ge öhnlichen, wachen Zustand nimmt dann das dem
genen nachspürende Gedächtniß denselben Weg,
ıay oie fühlende und wirkende Seele durch ihre Verbin-
mit dem Leibe gebunden ist; den Gang, in welchem der
) ndlung auf Handlung, Empfindung auf Empfin-
folgten, mit einigen leichten vorübereilenden Blicken
s, s zugleich geschehen, und was unmittelbar daneben
en worden. apt sich dieser Gang mit jenem eines
s vergleichen, welches auf Füßen gehet, und welches auf
n Wege langsam jetzt an diesem, dann an jenem Gegen-
e vorüberkommt. Ein solches Thier wird die Gegenstände,
welche sich zunächst an seinem Steige finden, bemerken; während
ihm andre, oft ziemlich nahe gelegne, ein vorstehender Fels
oder ein dichtes Gesträuch verdecken. Die Gränzen des Ein-
wirkens auf die Außenwelt sind dann, so lange die Seele an den
gewöhnlichen Verlauf des Bewegens und Fühlens, vom Gehirn
aus durch die Nerven nach den Gliedern, von diesen rückwärts
nach dem Hirn gebunden ist, eben so beschränkt, als die des Er-
kennens und der Erinnerung.

Die Seele, sobald sie, mehr oder minder vom Leibe frei ge-
worden, der eigenthümlicheren Weise folgt, hat, so sahen wir be-
reits oben, einen andren Weg des Wahrnehmens und Erkennens,
als den durch die Sinnorgane, einen andren des Wirkens nach
außen, als den durch die Nerven und Muskeln. Wie uns im
Traume die gewöhnliche Art des Gehens, bei welcher ein Fuß
nach dem andren fortgesetzt wird, äußerst schwer, ja unmöglich
fällt, leicht dagegen die des unmittelbaren, schnellen Versetzens
unsres Wesens an einen fernen Ort, oder das freie Schweben
über dem Boden (S. 379); so gleicht auch das eigentliche
**geistige Bewegen der Seele in den Zuständen des Hellsehens
mehr einem Fluge, als einem langsamen Gange; das Wahrneh-
men und Erkennen der Außenwelt geschieht wie von oben, aus
einer höheren Region her, und die betrachtende Seele überblickt,
gleich dem schwebenden Vogel, zugleich und mit einem Male
die ganze Aufeinanderfolge der Empfindungen und Handlungen,**

welche sie im gewöhnlichen, wachen Zustande langsam und allmählich erfährt. Daher wurde in einem von Moritz erzählten Falle, in einem Hellgesicht, welches kurze Zeit vor dem Tode eingetreten, das ganze vergangne Leben, mit allen seinen reichen Erfahrungen und Führungen, mit seinen tausendfältigen Handlungen, in geisterhafter Nebeneinanderstellung und Blitzesschnelle überblickt, und in andren Fällen schien die Geschichte einer ganzen Vergangenheit wie durch eine einzige bedeutungsvolle, nur der Seele verständliche Zahl, oder durch ein einziges Bild ausgedrückt. Wenn dann die Seele im Hellsehen diesen eigenthümlichen Flug genommen, so vermag seinen Spuren der gewöhnliche Gang der Erinnerung eben so wenig zu folgen, als ein vierfüßiges Thier dem Fluge des Vogels. Denn die Aufeinanderfolge und Verkettung des Gesehenen wie des Geschehenen ist hier eine ganz andre, als dort.

Die Seele kann bei dem gewöhnlichen Geschäft der Erinnerung nur das in die leibliche Natur abspiegeln, was sie selber durch den Leib und seine Sinnen erhalten, nicht das, was ihr auf unmittelbarere Weise geworden.

In gewisser Hinsicht darf allerdings der Somnambulismus, in seiner jetzigen Allgemeinheit und besondren Form, als eine moderne Erscheinung betrachtet werden, welche im Gebiet des Psychischen der neueren Zeit eben so eigenthümlich angehört, als, im Gebiet des Leiblichen, manche Krankheiten, welche, vorher nur in unvollkommener Form und in sehr einzelnen Fällen beobachtet, auf einmal, zu ihrer bestimmten Zeit, als allgemeine Seuchen auftraten. In beiden Gebieten haben dergleichen besondre Ereignisse eine gewisse Zeit ihres allgemeinen Ausbruches und des Abnehmens, und es mag wohl auch die Wirksamkeit des animalischen Magnetismus ihren Gipfel bereits überstiegen haben.

Wenn aber auch jene, für die letztvergangenen Menschenalter so höchst bedeutungsvolle Erscheinung nicht als dieselbe den früheren Zeitaltern und den gesammten Völkern der Erde angehören sollte, so gibt es dagegen andre, welche dem Wesen nach unter sich selber und mit ihr nahe verwandt, in der Form jedoch ebenfalls unter einander verschieden sind und welche in

großer Allgemeinheit bei allen Völkern und Zeiten gefunden werden.

Der Leib wird, wie wir oben ſahen, im Ganzen auf zweifache Weiſe für die Seele leicht und durchſichtig gemacht und hierdurch die Seele bis zu einem gewiſſen, noch im Sinnenleben möglichen Grade, von ihrer Hülle entblößt. Bei der einen, negativen Weiſe wird die Entkleidung von außen, durch leiblichen Mangel und Entziehung aller Sinnesaufregungen herbeigeführt, bei der andren, poſitiven von innen, durch ein Uebermächtigwerden der ſelbſtthätigen Kraft der Seele über die Kräfte des Leibes. In gewiſſen Fällen wirken beiderlei Urſachen der Entkleidung der Seele zugleich und gemeinſam, und die Erſcheinungen der pſychiſchen Entbundenheit werden dann deſto augenfälliger.

Zu der letzteren Art mögen unter andrem viele von jenen Geſichten gehören, welche ſich nicht ſelten an Sterbenden oder gefährlich Kranken ereignen. Nicht ſelten war an ſolchen ein Ferngeſicht, wie an magnetiſch Hellſehenden entwickelt und eine ſterbende Mutter, welche noch in ihren letzten Stunden ſehr bekümmert um den weitentfernten Sohn war, hatte auf einmal, durch einen innren Blick die Ueberzeugung von dem Wohlbefinden ihres Sohnes erhalten, ſo feſt und gewiß, als hätte ſie bei ihm ſtehend, ihn mit ihren eigenen Augen geſehen (m. vergl. auch weiter unten den §. 41). Jener gelehrte Engländer, welcher über Phantasmen viel geſchrieben und gedacht hatte, ſah ſich, wie er dieß in Nicholſons Journal (Bd. XV, S. 295) erzählt, ſelber, plötzlich von einer viſionären Welt umringt, als er einſt in großer Gefahr zu ertrinken, alle Kräfte anſtrengte den Wellen durch Schwimmen zu entgehen. Denn ſiehe, mitten im Waſſer erblickte er ſeine Wohnung und andre Gegenſtände ſeiner gewohnten Umgebung vor ſich, ſo lebhaft als ſchaute er ſie genaht, mit leiblichen Augen. Auch Stuart ſah, in ähnlicher Gefahr des Ertrinkens ſeine Familie vor ſich, in ſo täuſchendem Anſchein, als wäre ſie wirklich bei ihm zugegen.

Auf ähnliche Weiſe ſind auch Schmerz und Noth von außen, zuſammen mit der innren heftigen Bewegung des Gemüths nicht ſelten die Erzeuger der Caſſandriſchen Weiſſagungen geweſen, und äußere Enthaltſamkeit hat im Bunde mit einer innren Aufregung von religiöſer Art, die Begeiſterung der

zweite, höhere Potenz des Schlafes an. Die Kranken rei-
ich die Augen, gähnen und geben alle Zeichen der äußerſten
ſtigkeit von ſich; zuweilen geht hierbei der Odem ſo ſchwer
und ein, wie bei dem angehenden Röcheln des Todes. Aus
ſolchen todtenähnlichen Zuſtand des Schlafes entwickelt ſich
nun ein Erwachen, welches ebenfalls jenem, das der Seele
dem Tode widerfahren wird, näher zu ſtehen ſcheint, als
gewöhnliche Wachen. Plötzlich bewegt das bleiche Geſicht,
Augen feſt geſchloſſen ſind, ein innres Leben, welches die
des Schmerzens oder der gleichgültigen Ruhe in die des
ckens und des wacheſten Bewußtſeyns umwandelt. In
hat, es hat öfters ein ſolches Ausſehen jenen Schein, wel-
die Augenblicke der höchſten Begeiſterung über das Men-
angeſicht verbreiten, oder es gleichet der Verklärung, welche
ilen in den letzten Augenblicken des Lebens über das Antlitz
Sterbenden heraufſteigt.

Der Leib iſt jetzt mehr noch als im tiefſten Schlafe, ja zuweilen
ir als in der Starrſucht und dem Scheintod, nach jener Rich-
, in welcher ſonſt das Gehirn auf die Sinnorgane und
er, und dieſe rückwärts auf das Gehirn wirken, gelähmt
ebunden. Es zeigt ſchon die Stellung und das Ausſehen,
ie bei einem Todten nach oben ſtarrenden Augäpfel, einem
achter, welcher die Augenlieder des magnetiſch Schlafenden
ltſam von einander zieht, daß die Verſicherung ſolcher
afenden gegründet ſey, nach welcher ſie, wie bereits oben
ihnt, nicht mit dieſem gewöhnlichen Auge zu ſehen vermö-

Die völlige Taubheit der Somnambulen gegen alle, auch
ſo laute Stimmen, außer jener des Magnetiſeurs und
er mit ihnen magnetiſch verbundnen Weſen, beweiſt auch,
der gewöhnliche Weg des Hörens bei ihnen nicht ſtatt finde,
ſo iſt es mit der Thätigkeit aller andren Sinne.

Einige Kranke, deren Zuſtand übrigens offenbar jenem des
netiſchen Hellſehens glich, ſprachen nicht, und die Umſte-
en erfuhren bei dieſen eben ſo wenig, was in ihrem Innren
gangen, als wir erfahren, was in der Seele eines Ohn-
ügen oder eines feſt Schlafenden geſchehe. Ueberhaupt
den durch die gewöhnliche magnetiſche Behandlung ſchlaf-
d gewordnen Kranken der Gebrauch ihres eignen Leibes

oder dem fernen Geheul des Sturmwindes gleichen, gelangt er in Zustand, welcher eher dem Starrkrampf als der Ohnmacht ähnelt. Nicht selten bricht in diesem oder auch schon in einem vorhergehenden Stadium des Tollganges ein blutiger Schweiß aus der Haut, besonders des Angesichts hervor. Aus solchem Zustand erwacht der Schamane zuweilen von selber, öfter aber wird er von Andren durch das Klirren metallener Geräthe, oder das Gegeneinanderwerfen von Messern erweckt, zu seinen Zaubersprüchen. Wie ganz anders erscheint aber dieses Entsetzen denn jenes, welches wir vorhin beim Sonnenaufgang beschrieben. Das Gesicht glühet, die Augen, als hätte sie ein ungeheures Entsetzen ergriffen, starren wild vor sich hin, die Glieder hat ein unstillbares Zittern, wie in der Nähe eines ernsten Todesrichters befallen. Endlich verrathen die erneuten, wilden Bewegungen der Zaubertrommel, daß es Zeit sey, dem Späher des Verborgenen zu nahen. Die Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen bezeugen es indeß, wie dieß auch aus dem Berichte eines neueren Reisenden hervorgehet, daß nun wirklich in dem Schamanen ein Ferngesicht erwacht sey, dessen nun die Seele, in ihrer (theilweisen) Entbindung vom Leibe fähig ist. Als v. Matjuschkin, welcher den Oberst Wrangel auf seiner Nordpolexpedition begleitete, im Jahr 1820 im Alar Stät, eine Tagereise von Werchojansk, ein unvermutheter und anfangs unwillkommner Zeuge eines solchen Schamanischen Tollganges war, fand er, bei seinem Eintritt in die Jurta den Schamanen bereits mitten in seinem Geschäft der gewaltsamen Selbstbegeisterung begriffen. Dieser Mensch hatte den Fremden nie, noch dieser ihn gesehen; dennoch gab er auf die von Matjuschkin an ihn gerichteten Fragen solche Antworten, welche der spätere Erfolg wirklich als die eines Fernsehers rechtfertigte. Denn, gleich den magnetisch Hellsehenden, gab er eine nachmals richtig befundene Auskunft über die Begegnisse und das jetzige Befinden eines weit entfernten, eben erst aus Wassersnoth erretteten Freundes, so wie über das Befinden Andrer, dem Frager theurer, in der fernen Heimath verweilenden Personen. — Auf dieselbe Weise wie der Zustand einer solchen Entrückung eingetreten, pflegt er sich auch wieder zu enden. Der Schamane stürzt abermals zum Boden, geräth in heftige

uf hindeutend, daß nur das recht und ſeinem
ß gebrauchte Wort es ſey, was den Menſchen
den innren Menſchen, vollenden, und für ein hl
lten könne; ja daß dieſes ihm gegebne und von ihm
nene Wort der neue Leib ſelber ſeyn werde, welch
eben der Ewigkeit gemacht iſt.

Wenn denn, in den Zuſtänden des magnetiſchen S
, die Seelenthätigkeit ſich ganz aus dem Kreiſe des ä
s und Lebens zurückgezogen hat: in den innern der
Rede und in einen innerſten, aus welchem die g m
ſchenſprache hervorgegangen, und in welchen dieſelbe a
r zurückführt, dann ſieht und erkennt die Seele, wie be
hnt, nicht mehr zunächſt nur die äußere, ſinnliche Welt,
Geſtaltungen und Bewegungen der Menſch, in ſeinen
lichen Zuſtand, nur unſichre Schlüſſe auf die innren,
n Urſachen machet; ſondern ſie ſieht unmittelbar dieſe
nnren Anfänge, und erkennt in ihr alles das dem
t, was hernach in der äußern Natur abbildlich Bo
nt. Wie ſich dem äußern, gewöhnlichen Auge das da
die äußere, leibliche Hand thut und bildet, ſo
innre Auge das dem äußern unſichtbare Geſchäft der in-
en, den Leib und alle ſeine Bewegungen ſchaffenden Seele;
das geſunde Gelingen oder das krankhafte Mißlingen jenes
häfts. Von dem Standpunkt aus, von welchem ſie jetzt
Dinge betrachtet, bemerkt ſie denn das ſonſt noch nie mit
leiblichen Auge geſehene, wundervolle Gefüge der Nerven,
Gefäße und andrer innrer Theile; bemerkt den Sitz und ge-
nlichen Ausgangspunkt der leiblichen Schmerzen und krank-
en Bewegungen, überblicket die ganze Reihe der vergange-
und nicht ſelten mit großer Sicherheit auch der künftigen
nderungen.

Was hierbei öfters am meiſten überraſcht hat, iſt das Hin-
icken ſolcher innerlich wach gewordnen Menſchen in den
ja in die Region der Gedanken der andren Menſchen,
e ſich dem pſychiſchen Lichte genähert haben, bei welchem
Schlafwache ſiehet. Denn es verhält ſich hier in dieſem
et eben ſo, wie in dem des äußern Leibes. Wir ſehen da,
dem leiblichen Auge, nur ſolche Gegenſtände, welche in der

der psychischen Entzückung bei den sogenannten Inspirirten gewesen, welche in verschiedenen Formen, bis in die neueste Zeit, in ihren Umgebungen Staunen und mannichfache Verwirrung erregt haben. Auch hiermit war gewöhnlich, und zwar in ausgezeichnetem Maße, ein prophetisches Hell- und Ferngesicht verbunden. Es ist indeß hier schwer das wahrhaft aus der Natur der Seele Gekommene von dem ihr Angekünstelten zu unterscheiden; noch schwerer aber die feine Gränze zu bemerken, wo sich dem noch eben geistig gesund und heil Erscheinenden eine Gefahr nahet, vor welcher es nicht noth ist zu warnen, da dieselbe in ihrem ganzen Maße in der Geschichte der Schwärmereien und religiösen Meutereien unsrer Tage, so wie mancher früherer Zeiten, offenkundig vor Augen liegt. Hier war es, wo sich häufig Lüge und geistige (wie leibliche) Mordlust am unbemerktesten dem unbewachten Menschenherzen nahten, wenn diesem das einfache Brod des Lebens nicht mehr genügte, sondern wenn es nach einer seltsameren Speise lüstern geworden war.

Eine Hauptgefahr gehet bei allen dergleichen Fällen immer aus jener Verirrung des Erkenntnißvermögens hervor, welche eine ungleich niedrere und bloß krankhafte Erscheinung für eine höhere und gesunde hält: das convulsivische Zucken eines krankhaft aufgeregten Gliedes, für ein Bewegtwerden desselben, durch den selbstbewußten Willen. Denn wie die Glieder unsres Leibes zu ihren regelmäßigen Bewegungen der hülfreichen und herrschenden Einwirkung des Willens bedürfen, der sich mittelst des Nerven ihnen mittheilt, sonst aber, wenn dieser herrschende Einfluß fehlt, nur in convulsivische Zuckungen gerathen können; so bedarf die Menschenseele bei jener ächten und göttlichen Begeisterung, welche einst die der Propheten war, unausgesetzt des leitenden und herrschenden Einflusses von oben. Das Treiben aller sogenannt Inspirirten der neueren Zeit, ohne Ausnahme, ist, aufs gelindeste geurtheilt, aus einem gemischten Quell geflossen, wobei menschliches Selbstwirken und Machwerk das etwa noch zu ihm gesellte, bessere Element verunreinigten. Dieses unreine Beigemisch offenbart sich dann auch mehr noch im weiteren Verlauf der Erscheinungen, denn es sind wenig Fälle bekannt, wo das Treiben der Inspirirten nicht in Unsauberkeit, ja in Mordscenen geendigt hätte. — China's

Jongleurs, ſo ſehr ſie ſich deſſen rühmen, können nicht das Wetter machen noch verändern: und wenn bei den vorhin erwähnten Schamanentänzen die Umſtehenden, mitten unter dem Stöhnen des von Krämpfen befallenen Gauklers das Geheul eines fernen Sturmwindes zu vernehmen glauben, ſo beruht dieſes auf einer akuſtiſchen Täuſchung. Der Wind aber des Himmels, ein Bote Gottes, wehet wann und wo er will, und ſeinen Gang bezeichnet ein geſundes Athmen und die innre Bekräftigung des Lebens aller Creaturen.

Wir gehen nun wieder zu minder gefährlichen und harmloſeren Erſcheinungen dieſes pſychiſchen Gebietes über: zu jenen Erſcheinungen der Entbundenheit der Seele vom Leibe, welche auf negative Weiſe, durch äußern Mangel und Entziehung der gewöhnlichen Sinnenreize des wachen Lebens begründet werden.

Das Entbehren von faſt allem Dem, was in ſüdlicheren, reicheren Ländern der Erde, die Seele beſtändig wach erhält und zur Selbſtthätigkeit antreibt, läſſet den Lappländer in ſeiner mitternächtlich ſtillen, öden Natur empfänglich werden für einen pſychiſchen Zuge, welcher dem Zuge zum Schlafe, ja zum völligen Entweichen der Seele im Tode gleichet. Denn obgleich der Zuſtand der mit Willen herbeigeführten Entrückung der Seele, welchen namentlich Olaus Wormius bei den lappländiſchen Jongleurs beobachtete und beſchrieb, einige Aehnlichkeit hatte mit der vorhin beſchriebenen Ekſtaſe der Schamanen, ſo unterſchied er ſich dennoch dadurch weſentlich, daß ihm ſein Ferngeſicht in einer Art von tiefen Ohnmacht kam, welche dem Scheintod glich. Dieſe todtenähnliche Erſtarrung dauerte gewöhnlich gegen 24 Stunden, und die Freunde der Schamanen mußten, wie Schäffer verſichert, ſorgfältig jede Berührung des ſtarren Leibes, jedes laute Getös, vor allem das Aufrufen des Schlafenden bei ſeinem Namen zu verhüten ſuchen, weil ein gewaltſames Erwecken deſſelben Zufälle öfters zu erregen pflegte, welche plötzlich den Tod herbeiführten.

Auch die jetzigen Lappländer ſind nach Höchſtröms Beſchreibung noch von einer ähnlichen pſychiſchen Dispoſition Ein plötzlich und unvermuthet entſtehender Schall, ja das laute Abſpringen eines Funkens vom brennenden Holze, vermag ihnen Zuckungen und Ohnmachten zu erregen; die ſtark und heftig

laufende Stimme eines Weibes versetzt sie außer sich, schüttert unwillkürlich ahmet sie die auffallenden Bewegungen und Mienen eines vor ihnen stehenden Fremden nach.

Wenn sich auch, wie wir dieß später (im §. 66) betrachten wollen, ein und dasselbe innere, psychische Geschäft bei dem selben allerdings ganz eigenthümlich gestimmten mongolischen Menschenstamme äußerlich anders gestaltet als bei dem Negern eines andern Stammes; so gehet dennoch das in neuerer Zeit wieder viel besprochene Doppelgesicht der Bewohner der schottländischen und Hebriden-Inseln aus dem gleichen Grunde der äußerlichen Entblößung und Verarmung hervor, als der nämliche Zustand der Lappländer. Jene Eilande, welche wenigstens sonst selber als ein vorzüglicher Wohnsitz oder eine Bildungsstätte der Geister erschienen, werden den größten Theil des Jahres von der übrigen Erde durch ein stürmisches, mit Klippen und Untiefen besetztes Meer, und selbst von den Lichtern des Himmels durch ein nur selten zerreißendes Gewölk und dicke Nebel geschieden. Die einförmige Stille, selbst des Sommers, wird nur durch das Anschlagen der Brandung und das Geschrei der Seevögel unterbrochen; der ganze Winter gleichet dem Grauen der Nacht. Der Besuch und die Nähe eines Fremden wirket (so sagt man) auf einigen dieser Inseln als ein solcher außerordentlicher Reiz ein, daß sich alsbald, mit ansteckender Gewalt, eine Neigung zum Husten der Eingebornen bemächtigt. In ein solches Ereigniß werde öfters Mehreren, wenn das Schiff mit den Fremden noch fern im Meere ist, durch ein Vorausgesicht angekündigt, welches dem Seher aufs genaueste die Zahl und Gestalt der neuen Ankömmlinge erblicken lasse. Doch sey dieses nicht der einzige Gegenstand der Voraussicht, sondern diese gehe viel öfter das Schicksal der Befreundeten oder Bekannten an. So sey nicht selten, wie dieß das Zeugniß vieler Menschen, ja ganzer Gemeinden bekräftigte, von einem solchen Seher ein ganz unvermuthetes Ereigniß, welches irgend eine fern abwesende oder auch in der Nähe verweilende Person betraf, mehrere Stunden, ja mehrere Tage vorher verkündigt worden, oder das Doppelgesicht habe Begebenheiten geschaut, welche sich eben jetzt, in einer durch Meer und Klippen geschiedenen, abgelegenen Gegend zutrugen. Der Wille vermöge nichts über die

lche sie im gewöhnlichen, wachen Zustande langsam und all-
ählich erfährt. Daher wurde in einem von Moritz erzählten
lle, in einem Hellgesicht, welches kurze Zeit vor dem Tode ein-
treten, das ganze vergangne Leben, mit allen seinen reichen
rfahrungen und Führungen, mit seinen tausendfältigen Hand-
ungen, in geisterhafter Nebeneinanderstellung und Blitzesschnelle
erblickt, und in andren Fällen schien die Geschichte einer
nzen Vergangenheit wie durch eine einzige bedeutungsvolle,
r der Seele verständliche Zahl, oder durch ein einziges Bild
sgedrückt. Wenn dann die Seele im Hellsehen diesen eigen-
ümlichen Flug genommen, so vermag seinen Spuren der gewöhn-
he Gang der Erinnerung eben so wenig zu folgen, als ein
rfüßiges Thier dem Fluge des Vogels. Denn die Aufeinan-
rfolge und Verkettung des Gesehenen wie des Geschehenen
hier eine ganz andre, als dort.

Die Seele kann bei dem gewöhnlichen Geschäft der Er-
nerung nur das in die leibliche Natur abspiegeln, was sie selber
rch den Leib und seine Sinnen erhalten, nicht das, was ihr auf
mittelbarere Weise geworden.

In gewisser Hinsicht darf allerdings der Somnambulismus,
seiner jetzigen Allgemeinheit und besondren Form, als eine
oderne Erscheinung betrachtet werden, welche im Gebiet des
sychischen der neueren Zeit eben so eigenthümlich angehört,
s, im Gebiet des Leiblichen, manche Krankheiten, welche,
rher nur in unvollkommener Form und in sehr einzelnen
llen beobachtet, auf einmal, zu ihrer bestimmten Zeit, als all-
meine Seuchen auftraten. In beiden Gebieten haben der-
eichen besondre Ereignisse eine gewisse Zeit ihres allgemeinen
sbruches und des Abnehmens, und es mag wohl auch die
irksamkeit des animalischen Magnetismus ihren Gipfel be-
s überstiegen haben.

Wenn aber auch jene, für die letztvergangenen Menschen-
er so höchst bedeutungsvolle Erscheinung nicht als dieselbe
n früheren Zeitaltern und den gesammten Völkern der Erde
gehören sollte, so gibt es dagegen andre, welche dem Wesen
h unter sich selber und mit ihr nahe verwandt, in der Form
ebenfalls unter einander verschieden sind und welche in

eigenthümliche Kräfte mit, läßt die genoſſenen Speiſen und Getränke anders auf ihren Leib wirken, nimmt der Winterkälte ihre lähmende Macht, verwandelt ſich, wie im Traume, das nächtliche Dunkel in hellen Tag. Sehr bedeutungsvoll iſt dabei die Kraft, welche das Rufen beim Namen auf viele Nachtwandler hat, wenn dieſe dadurch augenblicklich in das gewöhnliche Wechſelverhältniß des wachen Leibes zu ſeiner Körperwelt zurückgezogen werden.

Bei dem Starrkrampfe mit innrem, geiſtigen Hellſeyn, wie in einem Falle, der in Hufelands Journal erzählt iſt, verräth ſich, wie im magnetiſchen Hellſehen, ein neues, die Erkenntniß der Außenwelt vermittlendes Organ in der Gegend der Herzgrube: ein Organ, welches die Stelle der Sinnen des Hauptes vertritt. Von dieſer metaſtatiſchen Auswanderung der empfindenden Seele in eine ganz andre Region des Leibes iſt ſchon oben die Rede geweſen und wird es noch ſpäter ſeyn.

Viele der hier im §. erwähnten Erſcheinungen wiederholen ſich in den Zuſtänden des träumenden Irreſeyns der Seele und des Wahnſinnes, zu deren Betrachtung wir einen eignen §. beſtimmen.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorſtehenden §., ſo wie der des nachfolgenden, wird zum Theil durch den ſpätern Verlauf dieſer Unterſuchungen noch weiter aufgehellt werden; auch vergl. man die Bem. zum §. 27.

Die Seele kann, nach Philo (quod a Deo mitt. somn. 571 — 572 ed. Mang. I, 627), die Behauſung des Körpers verlaſſen — — — ſie erlangt dann das nur durch den Geiſt Erfaßbare (τὰ νοήσει μόνον καταληπτὰ ἔλαχε), während ſie durch den Leib nur das Sinnliche empfindet. — M. vergl. Porphyr. vit. Plotin. c. 23. Andre hiemit verwandte Stellen älterer Schriftſteller werden wir bei ſpätern §§. finden.

Anton Friedr. Meſmer, der wiſſenſchaftliche Begründer der ſogenannten magnetiſchen Heilart (geb. 1734, geſt. zu Mörsburg am Bodenſee 1815), weckte, beſonders in Frankreich, wo er mehrere Jahre lebte und wirkte, bis die Stürme der Revolution ſeine dortige Thätigkeit unterbrachen, in vielen Seelen, welche allen Glauben an etwas Geiſtiges verloren hatten, dieſen wieder auf. Ueber die oben angedeuteten Erſcheinungen des Hellſehens vergl. m. unter den älteren Schriften: Kluge's Verſuch einer Darſtellung des animal. Magnetismus, Berlin 1811; Gmelin, über den thier. Magnetism. 1788, und deſſelben Materialien für die Anthropologie; Wienholts Heilkraft des thier. Magnetism. 1802, und deſſelben Beitrag zu den Erfahrungen des thier. Magnetism. 1787; Heineckens Ideen und Betracht., den thier. Magn. betreffend, 1800; Wolfarts Darſtell. einer lebensmagnetiſchen Cur, 1812; die Zeitſchriften, dieſen Gegenſtand betreffend, von Eſchenmeyer, Kieſer und Naſſe. Höchſt bedeutungsvoll und wichtig ſind zwei Schrif-

thia gewirkt. Zur Verstärkung des innern, aufregenden Momentes haben, scheint es, die zu solchem Geschäft Bestimmten, allerdings auch Einflüsse leiblicher Art, wie etwa, nach unserer Aussage des Alterthumes, Dämpfe, der Erde entsteigend, benutzt, doch sind jene leiblichen Einflüsse nie von der Natur so gröber berauschenden Mittel oder der narkotischen Gifte gewesen, wie die es sind, durch welche die Schamanen des nördlichen Asiens den nach ihnen benannten Zustand der psychischen Auflösung erzwingen, welcher vielmehr dem getrübten Hellsehen als Wahnsinne als dem Somnambulismus verwandt ist. Ein hagerer Leib, ein bleiches, aufgedunsenes Gesicht, Augen welche nie von innerer Gluth und äußerlichem Weh zugleich entzündet sind, pflegen den, zum Schamanischen Wahnsinn Geneigten, dem Blick eines erfahrnen Beobachters leicht zu verrathen. Die Mittel, deren sich der Schamane bedient, um seine verwandte Seele aus der krankhaften Dumpfheit des elenden Leibes herauszureißen und sie in die Entzückung des Wahnsinnes zu versetzen, sind nicht bloß die ungeheuren Anstrengungen des Körpers, dessen Glieder zu den übernatürlichsten Bewegungen gemißbraucht werden; sondern zugleich solche Aufregungen, welche der gesunde Mensch als Gifte verabscheut. Denn während in dem Verlauf des immer wilder tobenden Tanzes der Kopf so schnell hin und her bewegt wird, daß er einer an einem Bande geschwungenen Kugel gleicht; während das wilde Zucken der Glieder, die im Kreise wirbelnde Bewegung des Leibes, in einem, des Anblickes ungewohnten Zuschauer Schwindel erregen, wird auch immer, in den Zwischenaugenblicken des Ausruhens, von dem Tolltänzer ein betäubendes, aus Fliegenschwamm bereitetes Getränk, oder doch starker Branntwein verschluckt, wobei derselbe zugleich Dampf von starkem Tabak in sich haucht. So tritt auch die Schamanische Entrückung nicht mit jenen stilleren, lieblicheren Erscheinungen ein, welche dem innern Wachwerden des Somnambulismus vorauszugehen pflegen; sondern ihre Ankunft wird durch jene furchtbareren Symptome angekündigt, welche die Epilepsie oder die Anfälle des Schlagflusses begleiten. Der Tolltänzer fällt bewußtlos zu Boden; hierauf folgen heftige Zuckungen; ein furchtbares Stöhnen, aus der wie zum Tode gebrochnen Brust, dazwischen Töne welche thierischen Stimmen

oder das Gegeneinanderwogen von Waſſern erweckt,
Zauberſprüchen. Wie ganz anders erſcheint aber die
chen denn jenes, welches wir vorhin beim Somma
beſchrieben. Das Geſicht glühet, die Augen, als ha
ungeheures Entſetzen ergriffen, ſtarren wild vor ſich
Glieder, hat ein unſtillbares Zittern, wie in der S
ernſten Todesrichters befallen. Endlich verrathen die
wilden Bewegungen der Zaubertrommel, daß es Zei
Sprecher des Verborgenen zu nahen. Die Antwort
an ihn gerichteten Fragen bezeugen es indeß, wie die
dem Berichte eines neueren Reiſenden hervorgehet, daß
lich in dem Schamanen ein Fernegeſicht erwacht ſey,
die Seele, in ihrer (theilweiſen) Entbindung vom L
iſt. Als v. Matjuſchkin, welcher den Oberſt Wrang
ner Nordpolexpedition begleitete, im Jahr 1820 im A
eine Tagereiſe von Werchojansk, ein unvermuthete
fangs unwillkommener Zeuge eines ſolchen Schamani
tanzes war, fand er, bei ſeinem Eintritt in die
Schamanen bereits mitten in ſeinem Geſchäft der ge
Selbſtbegeiſterung begriffen. Dieſer Menſch hatte
den nie, noch dieſer ihn geſehen; dennoch gab er a
Matjuſchkin an ihn gerichteten Fragen ſolche Antwort

uns erſt ſpäter durch die Lehre vom Selbſtbewußtſeyn deutlicher werden kann.

In einigen Krankheiten, von welchen zum Theil oben ſchon die Rede geweſen, ſpielet gleichſam ein fremdes Leben mit unſerem Leibe; erzeugt und bildet ſich mitten in dieſem ſeinen eignen, neuen Leib. Es dienet der Entwicklung dieſes krankhaften Afterorganismus ein Theil der bildenden Kräfte und Säfte des Leibes; ſelbſt die Thätigkeit der Nerven nimmt nach den neuen Gebilden der Beulen und wuchernden Auswüchſe eine vorwaltende Richtung, und es iſt in jenen eine eigenthümliche Kraft der Fortpflanzung und Weiterzeugung der Art, wie in den Geſchlechtern der Pflanzen und Thiere.

Wie in dieſen Krankheiten der bildenden Seele eine andre, fremde Leiblichkeit, ſtatt der eignen, aufgedrängt wird, in der Tollwuth ſelbſt die Natur des Hundes; ſo geſchieht dieß beim geiſtigen Irreſeyn und beim Wahnſinn ſelbſt der empfindenden und denkenden Kraft der Seele.

Wenn es uns zuweilen im Traume begegnet, daß die Seele vom eignen Leibe frei geworden, mit einer ganz fremden, äußeren Perſönlichkeit ſich überkleidet, — wenn jener Jüngling, von welchem ein Pſycholog erzählt, im Zuſtand der leiblichen Trunkenheit plötzlich ſo ganz in das Weſen eines gegenwärtigen Freundes ſich verſetzte, daß er den Verluſt, den dieſer erlitten, für ſeinen eignen hielt und als ſolchen beweinte; ſo ſind dieſes nur Verſuche der aus ihrem Leibe entrückten Seele, ſich mit einer neuen Leiblichkeit zu verſorgen: Verſuche, deren Einfluß auf die fremde, begehrte Perſönlichkeit wir freilich nicht ganz kennen, welche jedoch für den weiteren Verlauf des innren Lebens ohne augenfälligen Erfolg bleiben. So iſt es nicht im Wahnſinn. Die fremde und falſche Perſönlichkeit, mit welcher hier die Seele ſich überkleidet, iſt ſo bleibend und feſt ſtehend, als die eigentliche und eigne.

Fälle, wie jene, welche Darwin, Gmelin und Abel erzählen, wo die fremde Perſönlichkeit noch abwechſelnd mit der eignen angezogen und wieder abgelegt wurde, bilden den Uebergang aus dem gewöhnlichen wachen Leben in das Scheinleben des Wahnſinnes. Das Mädchen bei Gmelin war abwechſelnd an jedem andren Tage in ein Wahnleben entrückt, in welchem

ſie ihre eigne Umgebung, ihr ganzes früheres Seyn und Leben nicht mehr kannte, oder ſich fremd dagegen fühlte. Sie war in dieſem Wahnleben eine unglückliche, ausgewanderte Franzöſin, auf deren Herzen die Erinnerung einer ganzen, langen Leidensgeſchichte laſtete, ſprach dann geläufiger, als jemals ſonſt im Wachen, Franzöſiſch, und gebrochen Deutſch. Ihre Eltern und Freunde waren wohlthätige, gute Menſchen, die ſich hier im fremden Lande ihrer angenommen hatten, ſonſt aber ihr völlig fremd. Bis dann jederzeit am darauf folgenden Tage die wahre, von der innren Wahngeſtalt verdrängt geweſene Perſönlichkeit wieder aufwachte, welche von Alle dem, was jene geſtern gethan und geſprochen, nichts mehr wußte, ſondern mit klarer Erinnerung wieder in die Reihe des gewöhnlichen, geſunden Verlaufs des Lebens, von Kindheit an bis jetzt, eintrat, während die innre Wahngeſtalt, wenn ſie am dritten Tag erwachte, ihre Erinnerungen da wieder anknüpfte, wo ſie vorgeſtern abgebrochen war.

Hier, ſo wie bei dem nervenkranken Mädchen, welches Heinecken beobachtete, als daſſelbe den Schieferdecker des benachbarten Thurmes in ſeiner gefahrvollen Stellung geſehen, war es Mitleid, welches die leicht bewegliche Seele in die fremde Perſönlichkeit hineingezogen hatte.

Es reihen ſich hieran ſolche Fälle der Verſetzung und Entrückung der Seele, wie die ſind, welche neuerlich Juſtinus Kerner in ſeiner Seherin von Prevorſt mittheilte. Die Kranke wurde durch Berührung mit einem fremden, kranken Körper ſo ganz in die Natur deſſelben verbildet, daß ſie im hohen Maße alle Leiden, alle Schmerzen deſſelben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen andern Umſtehenden ſichtbar, alle die krankhaften Erſcheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittel- oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen andren Fällen hat die Verbildung der Seele in eine oft mit Rührung betrachtete Geſtalt, an der äußren Hautfläche, ſtatt der fremden Wunden, blutende Stellen hervortreten laſſen, und in den eignen Körper die Schmerzen des andern übergetragen.

Wenn auch in krankhafter Ausartung, zeigt uns doch der Wahnſinn im hohen Grade jene merkwürdige Kraft unſrer Seele

in ein fremdes Bild ſich zu verwandeln, und dieſes ſtatt des eignen Leibes an ſich zu tragen. Was die Seele beim Entſtehen ihres Irrganges der eignen, äußren Perſönlichkeit entfremdet, iſt zum Theil ein leiblicher, öfter jedoch ein geiſtiger Grund. Bei dem letzteren verweilen wir zuerſt.

Es iſt in einigen Fällen jene „Traurigkeit" geweſen, von welcher ein heiliges Buch ſagt, daß ſie „den Tod wirke," welche die Seele, der man Alles genommen, was ihr lieb und theuer geweſen, zur Auswanderung aus ihrer eignen, verarmten Perſönlichkeit, in eine fremde angetrieben. Da hat ſich dann die verlaſſene und gequälte einen neuen Wahnleib und eine Welt des Traumes geſchaffen, in welche ſie die dunklen Erinnrungen ihrer empfundenen Luſt und Schmerzen hineingetragen, oder nach eignem Gefallen das ſich wiedergegeben, was ihr im gewöhnlichen Leben genommen worden. Jene Eſther L** hatte auf dieſe Weiſe all ihr früheres Unglück, von welchem ſie gar keine Erinnrung mehr zu haben ſchien, mit einem fremden, erträumten vertauſcht, welches gegen das vorhergegangene, wirkliche, noch immer ein ſehr erträgliches war. Denn jetzt, in dieſem Wahnleben, hatte man ſie doch nicht des geliebten Gatten und Kindes, ſo wie der Freiheit beraubt, ſondern bloß des vermeintlichen, väterlichen Erbgutes, das Kind aber (eine Puppe von Holz, welche die Unglückliche mit Zärtlichkeit beachtete und pflegte) lebte doch noch. Bei der Betrachtung ſolcher Seelenkranken freut ſich der theilnehmende Geiſt der Hoffnung, daß dieſen Armen der Wahnleib mit allen ſeinen Qualen im Tode werde abgenommen, und ſtatt ſeiner ein wahrer in ein höheres Bild verklärbarer ſolle wieder gegeben werden.

In andren Fällen trug die Traurigkeit jenen Charakter, in welchem ſie den Tod wirkt, noch ungleich furchtbarer an ſich. Ein ungerechter Mißmuth über das Mißlingen der eignen Wege, ein unerſättlicher Hochmuth und Ehrgeiz, welcher in dem Bereich des gewöhnlichen Lebens keine Befriedigung finden konnte, führte hier jenen innren, dem Selbſtmord ähnlichen Act herbei, deſſen unmittelbare Folge der Wahnſinn iſt. Denn gleich dem Selbſtmörder, der das eigne Fleiſch auf unnatürliche Weiſe haſſet und umbringt, ſtoßen jene Unglücklichen Alles, was ihrer innren Perſönlichkeit angehört: jeden

Gedanken des Troſtes, der Freude, der Luſt am täglichen Geſchäft von ſich. Wie jener Kaſſenamtmann, welcher Tag wie Nacht nichts Anderes mehr hören und ſehen wollte, als ſeine durch einen unbegreiflichen Fehler im Addiren verunglückte Rechnung, ſein Ohr und Herz der liebenden Stimme der Gattin und Kinder und jedem höheren Troſt verſchloß: ſo ziehen ſich die aus Mißmuth oder Hochmuth an der Seele Verunglückenden ſelber und freiwillig in den dumpfen Kerker ihres irrenden Sehnens zurück. Alles was ihre war, das wollen ſie nicht, das haſſen ſie; ſie wollen ein Fremdes, das nicht für ſie gehört. So wird zuletzt, zwar auf andre Weiſe als durch das tödtende Meſſer und den Strick, durch dieſes Abſtoßen und harte Verläugnen der eignen Perſönlichkeit, die Seele entleibt wie im Selbſtmorde.

Der des eignen Leibes ledigen wird nun der neue, erſehnte: ein Wahnleib gegeben. Der Geiſteskranke iſt jetzt zu einem Fürſten oder König, ja zu einem Gott geworden. Es iſt ein geiſterhaftes Dunkel, in welches uns der weitere Verlauf des Wahnſinnes blicken läßt. Zuweilen ungewöhnliche Fähigkeiten und Kräfte der Seele, im Erkennen wie im Wirken; ein Vorausgeſicht der Zukunft, ein Hineinblicken in fremde Seelen und Leiber, eine ungemeine Fertigkeit im Ausdruck, ſelbſt in gebundner Rede, ein Witz und Scharfſinn, welcher ſich öfters in den treffendſten, ſchlagendſten Antworten verräth.

Auch dem Leibe theilt der Wahnſinn jene ungewöhnlichen Kräfte mit, in denen alsbald das Vorwalten der eigenthümlichen Natur der Seele erkannt wird, wie am krankhaften Zahn, wenn ſelbſt der Knochen Empfindlichkeit empfängt, die vorherrſchende Weiſe des Nerven. Selbſt die kräftigſten Arzneimittel, wenn ſie der Wahn des Seelenkranken in Wein oder ein andres Getränk ſich umgeſtaltet, verlieren ihre gewöhnliche Wirkſamkeit; Kälte und anhaltendes Faſten, in einem Grade, worin ſie andre Male tödtlich ſeyn würden, ſchaden dem innerlich verwandelten Leibe nicht mehr. Die Glieder haben dieſelbe Beweglichkeit und Beugſamkeit, wie bei Nachtwandlern und Hellſehenden: die Nacht wird durch ein von innen kommendes Licht erhellt.

Eine gewiſſe Eigenthümlichkeit des Wahnſinnes erinnert an

aſrer Tage, auf deren Inhalt wir noch öfters zurückkommen wer-
die Seherin von Prevorſt von Juſtinus Kerner 1829, und die
nehmungen einer Seherin von F. v. Meier, Hamburg 1827 u. f.
u mehreren der im §. beſchriebenen Erſcheinungen, welche durch
theilweiſe) Entbindung der Seele vom Leibe bewirkt werden, vergl.
Olaus Wormius, Mus. L. IV, c. 12 p. 385; Ol. Magn. Epitom.
. septentr.; Joh. Schaeffer. descript. Lappon.; Meiners Reli-
geſchichte; derſelbe üb. ſymp. Reizb. aſ. Völk. im Götting. Hiſt.
. II, St. 1 S. 40 u. f. Georgi's ruſſiſche Völkerſch. S. 329;
Miſſionsgeſch. v. Grönl. S. 268; Pallas Reiſen Th. III S. 62
3, 84, 305 u. f.; Pleſſings Memnonium. — Die ſchetländiſchen
ärder Inſeln waren ſchon in alter Zeit als eine Heimath ſeltſam
cher und dämoniſcher Erſcheinungen bekannt, m. vergl. Euseb.
ar. ev. L. V, c. 9; Beda venerab. h. e. IV, c. 28. In neuerer
aben ſich Dan. Martin und Hippert in ſ. Andeut. zur Phil. d.
rgeſch., ſo wie Horſt in ſ. Deuteroſkopie mit dem ſogen. zweiten
t der Schottländer ausführlicher beſchäftigt. Dieſe pſychiſche Er-
ung ſcheint wenigſtens nach MacCulloch Beſchr. der weſtl. Ei-
II, S. 32 ſehr im Abnehmen, wo nicht gar am Verſchwinden.
b die ſeltſamen Berichte über das ſich ſelber Sehen, über das
lt- oder an verſchiedenen Orten zugleich Erſcheinen, welches, nach
usſage des Alterthums, ſchon an Pythagoras beobachtet worden
rgl. über dieſe und andre ähnliche Ausſagen über jenen wundervol-
eiſen: Porphyr. vit. Pythagor.; Jamblich. de vit. Pyth.; Ael.
ist. II, 26; Diog. Laërt. VIII, 1 — 50), überhaupt, oder ob ge-
ier bei dieſem §. erwähnt werden ſollten? laſſen wir unentſchie-
Wollen wir übrigens auch auf dieſe merkwürdigen bis in die
Zeit ſich fortſetzenden Erſcheinungen hier einen Blick werfen, ſo
ſie ſich nur von zweifacher Art zeigen. Die einen könnte man
lge einer faſt vollkommnen Scheidung der noch mit dem ſichtbaren
bekleideten Seele aus ihrer gewöhnlichen Behauſung betrachten,
dern erinnern an die alte Lehre von den Schutzengeln (nach §. 4),
e ſcheinen ſelbſt in einigen Fällen im Gebiet des Pſychiſchen jenen
aſten Verdopplungen ähnlich, welche zuweilen am leiblichen Men-
beobachtet werden, wenn der eine mit der ſichtbaren Außenwelt in
rung ſtehende vollkommen ausgebildete Leib in ſeinem Innern
einen andern mit ihm zugleich erzeugten verborgenen Leib trägt
rührt (m. vergl. oben beim §. 21 die S 270). Mehrere Fälle
Doppelerſcheinungen eines und deſſelben Menſchen erzählt Horſt
O., darunter einen von ihm ſelber beobachteten II, 140.
Das Nachtwandeln oder der Zuſtand der Mondſucht iſt näher
er Traum mit dem eben erwähnten magnetiſchen Hellſehen ver-
t. Es iſt ein Traum, mit der Befähigung zur willkürlichen, ge-
en Bewegung, und zur ſinnlich wahrnehmbaren Mittheilung nach
t. Es ſind auch hierbei die Kräfte des Leibes in einem vergeiſtig-
ungewöhnlichen Zuſtand; jene der Seele auf ganz eigenthümliche
entbunden und erhöht. So kletterte der adelige Jüngling, von
em Greg. Horſt erzählt, als Nachtwandler an einem Seil empor, auf
Giebel des Daches, um da ein Neſt junger Vögel auszunehmen,
r im Wachen bemerkt hatte. Ein Andrer bewegte im Zuſtand des
wandelns eine, ſonſt für ſeine Kräfte zu ſchwer ſcheinende Leiter,
letterte dann noch, auf eine den Wachenden unbegreiflich ſchei-
Weiſe, jenſeits dem Ende der Leiter gegen zwei Mannshöhen
an der Wand eines Thurmes bis zu einem Fenſter empor, an
m er am Tage ein Neſt der Mauerſchwalben geſehen. Bei dem
n Mädchen, von welchem Unzer in ſeinem Arzt, 74ſtes Stück S.

eindringenden Reden in Staunen. Es war hier mehr, als jene oft bewunderte Fertigkeit im Ausdruck, welche man an gewöhnlichen Hellſehenden bemerkt; es waren die Worte einer Seele, welche mitten im tiefſten, innren Leid und Schmerz geläutert und in ein höheres göttliches Bild verklärt worden war, weil ſie ſich in jenem innerſten Kreiſe, den kein äußres Auge durchſchaut, feſt auf einen Grund geſtützt, welcher das Leben aufrecht hält und ernährt, weil er ſelber das Leben iſt.

In dieſem, wie in einigen ähnlichen Fällen, hatte der Wahnſinn eine materielle Urſache gehabt, welche den gewöhnlichen Wechſelverkehr der Seele mit dem Leibe hemmte. Zuweilen, wie bei den ſogenannten Verſetzungen der Milch- und andrer Abſonderungen der unteren Region des Leibes nach dem Gehirn, ſcheint allerdings die geſunde, vom Gehirn auswärts und abwärts durch die Nerven gehende Richtung der Seelenthätigkeit durch einen gröber körperlichen Stoff gehemmt, welcher dieſelbe auf ſich ablenkt; es ſind aber hierbei immer ganz vorzüglich jene feineren, unwägbaren Principien geſchäftig, welche das Mittelglied zwiſchen der Seele und dem Leibe bilden, und welche wir im nächſten §. betrachten wollen. Dieſe, an irgend einem krankhaft erregten Punkt des Leibes ſich übermächtig verſtärkend, bewirken eigentlich die erwähnte Hemmung. Sie ſind gleichſam ein äußrer Leib der Seele, durch welchen ſie auf ihren Körper wirkt, wie an dieſem ſelber die Nerven durch die Muskeln und Knochen der Glieder hinauswirken auf die äußre Umgebung. Wie ſelbſt in dieſer innren Region ein Uebermächtigwerden des untergeordneten Materials die Herrſchaft des oberen, waltenden Princips beengen und beeinträchtigen könne, wird uns im Verlauf dieſer Unterſuchungen deutlicher werden. Wenn die Alten die wirkſame Seele zum Theil mit einem Hauch verglichen, ſo könnte man, dieſem Bilde weiter folgend, ſagen, daß in ſolchen Zuſtänden der tönende Hauch nur darum nicht mehr hörbar ſey, weil er einen Ausgang nach einer andren Richtung hin gefunden, als jene nach dem äußren Leibe iſt. Die Seele, wenn ſich zu ihrem Wirkungskreis jene vermittelnden Principien übermächtig hinzudrängen, welche ihr näher verwandt ſind, als der wägbare Leib, findet in jenen einen geheimen Ausweg ihres Verkehres mit der Welt, auf wel-

chem sie selber, und das was sie thut, dem gewöhnlichen Auge unverständlich und unbemerkbar ist.

Wie aus den Zuständen des gewöhnlichen Hellsehens, wenn auch alles das, was die Hellsehende sprach und that, beim Erwachen ganz aus der Erinnerung verschwunden ist, zuweilen ein Vorsatz, und die Thatkraft zu seiner Ausführung mit hinüber genommen wird ins wache Leben, so kann auch aus dem der Beobachtung unzugänglichen, innren Bewegen, der ohne ihre Schuld entleibten Seele, in solchen Fällen, wie der vorhin erwähnte war, der Gewinn, welchen der still erduldete Schmerz im Verborgenen getragen, und das Resultat, welches die ohne Aufhören thätige Seele in ihrem fortwährenden Bilden und Gestalten errungen, übergetragen werden auf das wiedererwachte gewöhnliche Leben der Leiblichkeit.

Auf den Leib eines Schlafenden setzen sich, ungescheut, die Fliegen unsrer Zimmer, die der Wiedererwachte ohne Mühe verscheucht; auf einen verwesenden Leichnam setzt sich jenes ekelhafte Geschmeiß, welches sich selber und seine noch künftige Brut aus der Fäulniß ernährt. So walten auch mit dem, beim Wahnsinn entseelten Leibe fremde Kräfte, wie eben zufällig erschallende Töne der Luft in einem besaiteten Instrument nachhallen. Es sind jedoch diese fremden Kräfte, in den Wahnsinnigen der verschiednen Art, selber von verschiedner Macht und Art: einige minder ekelhaft und furchtbar, andre sind dieses mehr, und diese zeigen sich offenbar in gewissen Zuständen dieser Art einheimischer und bleibender, als in andren.

Verwandt mit den Irrfahrten der Seele im Wahnsinn, ist in mannichfaltiger Hinsicht der Traum. Man hat deßhalb mit vielem Anschein von Recht den Wahnsinn eine Umkehrung des gewöhnlichen Wechselverhältnisses des Wachens und Schlafens genannt: der Wahnsinnige schlafe, träume und rede im Traum mit offnen Augen, und mit dem Anschein eines Schlafenden. Gewiß ist, daß die gewöhnlicheren und häufigeren Träume jener Classe, welche der wachen Erinnrung zugänglich ist, dem Irregehen des Wahnsinnes sehr ähnlich sehen. Es ist in ihnen eine Verkettung der Vorstellungen, welcher die gewöhnliche Ordnung des wachen Denkens eben so fremd ist, als jener des Wahnsinnes; ein blitzschnelles Hinüberspringen

von Zeiten auf Zeiten, von Räumen auf Räume, welche in unſrer ſogenannten Wirklichkeit durch faſt unermeßliche Klüfte geſchieden ſind. Auch im Traume waltet zuweilen ein Etwas, wie ein fremder Wille mit unſrem Weſen: ein Wille, welcher dieſem im Wachen fremd iſt. Oder er verſucht es wenigſtens mit uns auf ſeine Weiſe zu walten, andeutend, durch den mehr oder minder gelingenden Verſuch, daß ſeinem Einfluß auf unſer Innres noch Zugänge offen ſtehen, welche der wache Wille nicht verwahrt, vielleicht nicht einmal bemerkt hatte. In dieſer Hinſicht wird der ſcherzhaft gaukelnde Traum ſelbſt dem tiefer wohnenden Ernſt zum Lehrer und Warner.

Es ſind auch im Traume, wie ſchon öfter erwähnt, die höheren Kräfte des innren Menſchen vorherrſchend: der Witz und die Schnelligkeit beim Aneinanderreihen der Vorſtellungen, die Macht und Tiefe des Ausdruckes, das Ferngeſicht, welches das längſt vergeſſen geſchienene Vergangene eben ſo hell beleuchtet, als das noch Künftige. Denn daß im Traume zuweilen prophetiſche Kraft ſey, erkannte ſchon das Alterthum mit Recht an, und es hat die neuere Zeit die häufig wiederkehrenden Thatſachen, welche jenes Ferngeſicht beſtätigen, nicht hinwegläugnen können.

Dieſes Ferngeſicht des Traumes gehet zuweilen, gleich den Warnungen und Vorausſagungen des Sokratiſchen Dämons, die näher oder ferner liegenden wichtigeren Schickſale des Träumers oder der ihm nahe verbundnen Perſonen an. Träume dieſer Art, welche vor einer nahen Gefahr des innren Menſchen warnten; Träume welche mit voller Sicherheit und Klarheit den Tod eines damals noch geſunden, innig geliebten Menſchen voraus verkündigten, oder welche unter ſtets ſich gleich bleibenden ſymboliſchen Bildern eine eigne, nahe Krankheit andeuteten, kenne ich aus eigner Erfahrung, und kann ihr wirkliches Vorkommen bezeugen. Dergleichen Fälle finden ſich aus älterer wie aus neuerer Zeit eine große Zahl aufgezeichnet. Ein bedeutungsvoller Traum des Vaters war es, der dem Galen endlich zu ſeinem eigentlichen Berufe: der ausübenden Arzneikunde, den Weg bahnte. — Um nur aus neuerer Zeit ein hieher gehöriges Beiſpiel anzuführen: es wurde dem Profeſſor der Theologie und erſten Director des Collegii Fri-

dericiani zu Königsberg, Doctor Lyſius, in dem troſtreichen Ferngeſicht eines Traumes, die Stätte ſeiner künftigen Wirkſamkeit als Theolog gezeigt, zu einer Zeit, wo der durch mannichfache Noth gebeugte Mann nahe daran war den Beruf ſeines Lebens ganz aufzugeben. Ueberhaupt ſah dieſer Doctor Lyſius, deſſen innre und äußre Erfahrungen Reichardt in ſeinen Beiträgen (B. I.) auf eine vielen Seelen erfreuliche Weiſe bekannt gemacht hat, im Traume und traumverwandten Geſichten, mehrmalen Ereigniſſe mit Beſtimmtheit voraus, an deren Eintreffen damals noch nicht zu denken war, obgleich die genaue Erfüllung, wodurch ſich die Wahrheit jener Fernblicke bewährte, ihn niemals in ſeiner philoſophiſchen Zweifelſucht an der Bedeutung der Träume ſtörte, oder den ſeltſamen, natürlichen Widerwillen, welchen der nüchterne Mann gegen alle Erſcheinungen dieſer Art hatte, zu heben vermochte. Denn es wird nicht ſelten beobachtet, daß gerade ſolche Menſchen, welche eine ganz beſondere Anlage zu dergleichen pſychiſchen Zuſtänden haben, mit allen Kräften ihres wachen und verſtändigen Zuſtandes dagegen kämpfen, wie die Pythia öfters dazu gezwungen werden mußte, daß ſie dem innern Zug zum Weiſſagen ſich hingäbe. — Dem Philologen Erneſti, damals kaum dem Knabenalter entwachſen, wurde im Traum mit größter Genauigkeit das Zimmer, das Behältniß und der Ort in dieſem angezeigt, wo ſich ein Actenſtück aufbewahrt fand, durch deſſen Ermanglung ſeine Familie, nach dem Tode des Vaters, in eine ſehr peinliche Verlegenheit verſetzt worden war.

Wenn in allen dieſen Fällen das Vorausgeſicht des Traumes einen etwas ernſteren, pythiſchen Charakter an ſich trug; ſo hat es dagegen in andern ganz jenes leichtere Alltagsgewand getragen, welches bei dem magnetiſchen Hellſehen gefunden wird, wenn ſich dieſes auf ganz unbedeutend ſcheinende, künftige Ereigniſſe bezieht. Hievon erzählt uns Gaſſendus aus dem Leben des berühmten Peirescius ein Beiſpiel. Dieſer gelehrte Mann, welcher ein leidenſchaftlicher Sammler von Alterthümern war, befand ſich einſt (im Jahre 1610) in Geſellſchaft des Jacob Raynerius auf einer Reiſe nach Nimes. Als in der Nacht vor ihrer Ankunft in Nimes beide ſchliefen, da wird Raynerius durch

ein unverſtändliches, lautes Sprechen des Peirescius aufgeweckt und bemerkt, daß dieſer wie im ſchweren Traume redet. Er ruft ihm und fragt ihn zugleich, was ihm denn Neues im Traume vorkomme? — Da antwortet Peirescius: „ei welch' angenehmen Traumes haſt Du mich beraubt. Ich war, ſo däuchte mich, eben in Nimes, wo mir ein Goldſchmidt die goldene Münze des Julius Cäſar zum Auswechſeln anbot.“ — Am Morgen wird denn die Reiſe nach Nimes fortgeſetzt. Dort angelangt, beſchließt Peirescius vor dem Mittageſſen noch ein wenig in der Stadt umherzugehen. Siehe, da trifft er auf den ſelben Goldſchmidt, der ihm im Traume vorgekommen war, fragt dieſen, ob er etwa ſeltene Münzen beſitze, und erhält die Antwort: ja, er habe die goldene Münze des Julius Cäſar. Dieſe kauft denn Peirescius, fröhlich über den ſeltnen Fund, ſo wie über den Traum, der ihn erſt zu jenem Goldſchmidt hingewieſen hatte.

Einer beſondern Bemerkung ſcheinen noch jene Träume werth welche mehreren Menſchen zugleich und faſt ganz in derſelben Form kamen. Auf dieſe Weiſe träumte dem Dr. K. W. Juſti und ſeiner Gemahlin in derſelben Nacht ein und derſelbe Traum welcher den Tod eines geliebten Kindes vorausbedeutete. Das Auffallendſte hiebei war, daß dieſes Nachtgeſicht nicht mit klaren Worten den Trauerfall anſagte, ſondern ihn in einem Bilde vorausbedeutete, welches ſich beiden Eltern als daſſelbe zeigte. Denn einem wie dem andern war das Kind auf einer grünen Aue aus den Händen und Augen verſchwunden; im Traum Beider, erſchien der Ort, wohin der Entflohene aufgenommen ward, als ein Palaſt.

Obgleich daher ſchon Ariſtoteles vor einem zu hoch Erheben und Ueberſchätzen auch der richtig vorbedeutenden Traumgeſichte warnt, aus dem einfachen Grunde, weil ſie dem Ruchloſen eben ſo häufig widerfahren als dem Frommen, darf dennoch dieſe alltägliche Gabe der Seele in ihrem Werthe, vielleicht ſelbſt als Bildungsmoment des innern Menſchen, auch nicht zu tief herabgeſetzt werden.

Wir fügen noch einige andere Bemerkungen über den Traum bei.

Die meiſten Träume der Nacht finden zu der wachen Erinnerung eben ſo wenig Zugang, als die Geſichte und Reden des

len auch jener Zuſammenhang beleuchtet zu werden, in welchem die Schlafzuſtände eben ſo unter einander ſtehen, wie jene des Somnambulismus. Wir erinnern uns im Traume dieſe Empfindung, jenen innren Sinneneindruck ſchon ſehr oft gehabt, in dieſen oder jenen Verhältniſſen des Wahnlebens uns ſchon ſehr oft befunden zu haben, und doch war beides niemals im Wachen der Fall geweſen, der Traum konnte ſeine Erinnrungen nur an ſeine eignen, vorhergehenden Nachtgebilde geknüpft und angeſponnen haben. So gehet eine ganze innre, dem äußren Sinn verborgne Geſchichte der Entwicklung unſres Weſens, neben der des wachen Lebens her, und mitten durch daſſelbe hindurch. Ihre äußerſten Fäden knüpfen ſich nach beiden Seiten hin an eine Ewigkeit, welche war, noch ehe das leibliche Leben ſeinen Anfang genommen, und welches ſeyn wird, wenn dieſes endet. Dennoch, obgleich der Fels, aus dem die Baumeiſterin ihr Haus errichtet, ſo alt iſt als die Erde, und auch bleiben wird, wenn der Bau längſt vollendet iſt, bleibt der Seele von dieſem ewigen Felſen nur das als ewiges Eigenthum, was ſie aus ihm hienieden, in der Arbeit des Lebens, ſich erbaute: ein Tempel zur Ehre oder ein Haus zur Unehre. Nicht das, was wir im Traume empfunden oder vernommen, ſondern das, was wir im wachen Leben gewirkt und erworben, gehört der Seele ſelber an. Wir blicken allerdings in ſolchen Zuſtänden zuweilen, wie ein Auge das durchs Fernrohr in ein fernes, ſchönes Gebirge und ſeine reichen Auen ſchaut, in eine höhere, geiſtigere Region. Aber die Früchte, welche auf jenem Gebirge wachſen, werden nur dann unſer, wenn wir uns, nicht ohne Anſtrengung, zu demſelben hinbewegen und es erſteigen.

Wir nehmen übrigens auch aus dem Traume nicht ſelten einen Nachklang der innren Anregungen mit uns in die Thatkraft des wachen Lebens hinüber, ohne deutlich zu wiſſen, woher er uns kam: Heiterkeit oder Trauer aus unerklärlichem Grunde; ein plötzliches, deutlicheres Verſtehen von Gegenſtänden und Aufgaben des innren Nachdenkens, mit welchen wir uns vorher lange und vergeblich abgemüht.

So erzählt ein Mann, der ſich als ein treuer Zeuge der Wahrheit erwieſen hat, die ſich zu ſeinem geſegneten Wirken

bekennt wie er ſich zu ihr bekannt hat, der geh. Kirchenrath Schwarz in Heidelberg, daß er als 18jähriger Jüngling, wo er die mathematiſchen Vorleſungen des trefflichen Böhm beſuchte, im Traum ſchwierige Aufgaben gelöſ't, ja einſtmals, aus einem ſolchen Traum erwacht, ſich an den Tiſch geſetzt und einen ſchwierigen Lehrſatz der Dioptrik hingezeichnet und bewieſen habe. Hierauf legte er ſich wieder nieder, und ſchlief von neuem ein. Als er zum zweiten Male erwachte betrachtete er die nächtliche Arbeit, vermochte aber den vorher ſo mit Leichtigkeit geführten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen.

Eine Mittheilung von derſelben ehrwürdigen Hand, über einen mehrfach merkwürdigen Traum der Kindheit, ſoll als theure Gabe der Liebe hier wörtlich aufgenommen werden und ſo den Beſchluß dieſes §. bilden.

„Es mochte etwa in meinem 9ten Lebensjahre ſeyn, als ich anfing Griechiſch zu lernen. In der lateiniſchen Schule des Städtchens Gr. war damals ein wackrer Rector, der für jene Zeit ſich darin auszeichnete, daß er dieſe Sprache einführte. Sie zog mich an, unerachtet der Unterricht ſehr dürftig war. Wir kleinen Knaben mußten ſogleich an dem Evangelium Johannis uns verſuchen, nachdem wir nur in das Decliniren und Conjugiren ſo einigermaßen hereingekommen waren. Indeſſen lernten wir täglich in unſerm griechiſchen Wörterbuch ſo gut als in unſerm lateiniſchen Cellarius. Dieſe Freude dauerte nicht lange für mich. Denn ich kam in die lateiniſche Schule des Städtchens M., wo an das Griechiſche nicht gedacht wurde. Doch entfremdete ich mich nicht von meiner Halliſchen Grammatik. Nach einigen Jahren war ich ſo glücklich anderswohin in einen beſſern Unterricht zu kommen, nach A. wo ich ein Privatinſtitut eines jungen tüchtigen Schulmanns beſuchen durfte. Die griechiſche Grammatik, verſteht ſich nach damaliger Weiſe, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Accente, wurde tüchtig auswendig gelernt, und ich war ſogar ſo glücklich zuhören zu dürfen, wenn die größern Schüler in Geßners Chreſtomathie überſetzten, und das Buch ſelbſt zu beſitzen. Um dieſe Zeit, ich war 12 — 13 Jahr alt, hatte ich einen Traum, worin mir meine Großmutter (eine fromme Frau, auf die ich ſehr viel hielt) mein Lebensſchickſal auf einer Per-

gamentrolle in griechiſcher Sprache vorlegte. Ich verſtand alles, als wäre es in deutſcher Sprache, war aber nicht mit allem zufrieden, und wollte dieſes und jenes anders wünſchen. Hierauf aber erwiederte meine Großmutter folgendes, das ich unten geſchrieben las:

ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι.

Hierauf erwachte ich; alles war vergeſſen, Worte und Inhalt, ich mochte mich beſinnen, ſo viel ich wollte, denn der Traum hatte mich ſehr bewegt. Nur dieſe letzten Worte ſtanden noch ganz vor meinen Augen mit allen griechiſchen Sprachzeichen, wie ſie da oben ſtehen, und ſo ſchrieb ich ſie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griech. Chreſtomathie wo ſie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen ſind. Aber ich verſtand ſie nicht, denn ich mußte das Wort χρησμῳδέω erſt im Lexikon aufſuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war."

„Man wird die Genauigkeit bemerken, ſogar im nicht accentuirten enclitiſchen σοι, und im Feminin des Partic. aor. I. pass., da es eine Frau war, welche das von ſich ſagte. Daher darf man wohl zurückſchließen, daß ich auch das andere Griechiſche ganz richtig im Traume vor mir hatte. Wie war nun die Seele im Stande ſo etwas zu produciren, das ſie im wachen Bewußtſeyn nicht verſtand, und welches ſie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu ſchreiben fähig geworden? Bewußtlos mochte ſie allerdings die Worte wie jenes χρησμῳδεῖν gehört haben, aber zur Erklärung der Sache gehört doch da noch mehr."

Erläuternde Bemerkungen. Sehr bezeichnend ſagt Baſilius der Große über ſolche Seelenzuſtände, welche der vorſtehende §., ſo wie auch §. 25 beſchrieben: „Wenn die herrſchende, das Gute klar beſchauende Thätigkeit der Seele nachläßt, dann erheben ſich die Affekten des Leibes gleich böſen und frechen Hunden und bellen die Seele an, ja ſie zertheilen (zerreißen) die lebendige Kraft derſelben unter ſich (τὴν ζωτικὴν αὐτῆς δύναμιν πρὸς ἑαυτὸ μεριζόμενον. Basil. Caesar. constitut. Monastic. c. II ed. Par. T. II p. 541).

Wir fügen zuerſt Einiges über den Traum bei:

Ueber Weiſſagungen im Traum meiſt nach Ariſtoteles vergl. m. Sext. Empir. contradict. L. IX, 21, ed. Fabr. 553. — Viele Stellen der Alten zuſammengeſtellt von Jul. Caes. Scaliger ad Hippocrat. de insomniis; Petr. Petit lib. de Sybilla; Meric. Casaubon. de enthusiasmo c. 2. — „Es träumen (nach Ariſtoteles) die Pferde, Hunde, Ochſen, Schafe und Ziegen und alle lebendig gebärenden Vierfüßer, bei den eierlegenden iſt es ungewiß. — Der Menſch träumt am meiſten unter

ein unverſtändliches, lautes Sprechen des Peirescius a
und bemerkt, daß dieſer wie im ſchweren Traume rel
ruft ihm und fragt ihn zugleich, was ihm denn J
Traume vorkomme? — Da antwortet Peirescius: „
angenehmen Traumes haſt Du mich beraubt. Ich
däuchte mich, eben in Nimes, wo mir ein Goldſchmid
dene Münze des Julius Cäſar zum Auswechſeln anbot.“
Morgen wird denn die Reiſe nach Nimes fortgeſetzt.
gelangt, beſchließt Peirescius vor dem Mittageſſen no
nig in der Stadt umherzugehen. Siehe, da trifft e
ſelben Goldſchmidt, der ihm im Traume vorgekomm
fragt dieſen, ob er etwa ſeltene Münzen beſitze, und
Antwort: ja, er habe die goldene Münze des Juli
Dieſe kauft denn Peirescius, frohlich über den ſeltnen
wie über den Traum, der ihn erſt zu jenem Goldſchmi
wieſen hatte.

Einer beſondern Bemerkung ſcheinen noch jene Träu
welche mehreren Menſchen zugleich und faſt ganz in
Form kamen. Auf dieſe Weiſe träumte dem Dr. K.
und ſeiner Gemahlin in derſelben Nacht ein und derſell
welcher den Tod eines geliebten Kindes vorausbedeute
Auffallendſte hiebei war, daß dieſes Nachtgeſicht nicht
ren Worten den Trauerfall anſagte, ſondern ihn in ein
vorausbedeutete, welches ſich beiden Eltern als daſſel
Denn einem wie dem andern war das Kind auf eine
Aue aus den Händen und Augen verſchwunden; in
Beider, erſchien der Ort, wohin der Entflohene aufg
ward, als ein Palaſt.

Obgleich daher ſchon Ariſtoteles vor einem zu
heben und Ueberſchätzen auch der richtig vorbedeutende
geſichte warnt, aus dem einfachen Grunde, weil ſie d
loſen eben ſo häufig widerfahren als dem Frommen,
noch dieſe alltägliche Gabe der Seele in ihrem Werthe,
ſelbſt als Bildungsmoment des innern Menſchen, auch
tief herabgeſetzt werden.

Wir fügen [illegible] dere Bemerkungen über den T
Die meiſt[illegible] Nacht finden zu der wac
nerung eben ſo [illegible] die Geſichte und

len auch jener Zuſammenhang beleuchtet zu werden, in
chem die Schlafzuſtände eben ſo unter einander ſtehen,
jene des Somnambulismus. Wir erinnern uns im Tr
dieſe Empfindung, jenen innren Sinneneindruck ſchon seh
gehabt, in dieſen oder jenen Verhältniſſen des Wahnl
uns ſchon ſehr oft befunden zu haben, und doch war
niemals im Wachen der Fall geweſen, der Traum konnte
Erinnrungen nur an ſeine eignen, vorhergehenden Nachtg
geknüpft und angeſponnen haben. So gehet eine ganze
dem äußren Sinn verborgne Geſchichte der Entwicklung
Weſens, neben der des wachen Lebens her, und mitten
daſſelbe hindurch. Ihre äußerſten Fäden knüpfen ſich
beiden Seiten hin an eine Ewigkeit, welche war, noch
das leibliche Leben ſeinen Anfang genommen, und w
ſeyn wird, wenn dieſes endet. Dennoch, obgleich der
aus dem die Baumeiſterin ihr Haus errichtet, ſo alt i
die Erde, und auch bleiben wird, wenn der Bau längſt
endet iſt, bleibt der Seele von dieſem ewigen Felſen nur
als ewiges Eigenthum, was ſie aus ihm hienieden, in
Arbeit des Lebens, ſich erbaute: ein Tempel zur Ehre
ein Haus zur Unehre. Nicht das, was wir im Traume
pfunden oder vernommen, ſondern das, was wir im wa
Leben gewirkt und erworben, gehört der Seele ſelber an.
blicken allerdings in ſolchen Zuſtänden zuweilen, wie ein
das durchs Fernrohr in ein fernes, ſchönes Gebirge und
reichen Auen ſchaut, in eine höhere, geiſtigere Region.
die Früchte, welche auf jenem Gebirge wachſen, werden
dann unſer, wenn wir uns, nicht ohne Anſtrengung, zu d
ſelben hinbewegen und es erſteigen.

Wir nehmen übrigens auch aus dem Traume nicht ſ
einen Nachklang der innren Anregungen mit uns in die
kraft des wachen Lebens hinüber, ohne deutlich zu wiſſen,
her er uns kam: Heiterkeit oder Trauer aus unerklärl
Grunde; ein plötzliches, deutlicheres Verſtehen von Gege
den und Aufgaben des innren Nachdenkens, mit welchen
uns vorher lange und vergeblich abgemüht.

So erzählt ein Mann, der ſich als ein treuer Zeuge
Wahrheit erwieſen hat, die ſich zu ſeinem geſegneten W

kennt wie er ſich zu ihr bekannt hat, der geh
chwarz in Heidelberg, daß er als 18jähriger J
die mathematiſchen Vorleſungen des trefflichen B
Traum ſchwierige Aufgaben gelöſ't, ja einſtmal
chen Traum erwacht, ſich an den Tiſch geſet
wierigen Lehrſatz der Dioptrik hingezeichnet
be. Hierauf legte er ſich wieder nieder, un ſchlief von
uem ein. Als er zum zweiten Male erwachte betrachtete er die
chtliche Arbeit, vermochte aber den vorher ſo mit Leichtigkeit
führten Beweis nur nach neuem Durchdenken zu begreifen.

Eine Mittheilung von de n Hand, über
nen mehrfach merkwürdigen heit, ſoll als
eure Gabe der Liebe hier wö ommen werden und
den Beſchluß dieſes §. bilden.

„Es mochte etwa in meinem 9ten Lebensjahre ſeyn, als
anfing Griechiſch zu lernen. In der lateiniſchen Schule des
tädtchens Gr. war damals ein wackrer Rector, der für jene
it ſich darin auszeichnete, daß er dieſe Sprache einführte.
ie zog mich an, unerachtet der Unterricht ſehr dürftig war.
ir kleinen Knaben mußten ſogleich an dem Evangelium Jo-
nnis uns verſuchen, nachdem wir nur in das Decliniren
d Conjugiren ſo einigermaßen hereingekommen waren. In-
ſen lernten wir täglich in unſerm griechiſchen Wörterbuch ſo
t als in unſerm lateiniſchen Cellarius. Dieſe Freude dauerte
ht lange für mich. Denn ich kam in die lateiniſche Schule
s Städtchens M., wo an das Griechiſche nicht gedacht wurde.
ch entfremdete ich mich nicht von meiner Halliſchen Gram-
tik. Nach einigen Jahren war ich ſo glücklich anderswohin
einen beſſern Unterricht zu kommen, nach A. wo ich ein
ivatinſtitut eines jungen tüchtigen Schulmanns beſuchen
rfte. Die griechiſche Grammatik, verſteht ſich nach damali-
r Weiſe, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Accente,
rde tüchtig auswendig gelernt, und ich war ſogar ſo glück-
zuhören zu dürfen, wenn die größern Schüler in Geßners
reſtomathie überſetzten, und das Buch ſelbſt zu beſitzen.
n dieſe Zeit, ich war 12 — 13 Jahr alt, hatte ich einen
aum, worin mir meine Großmutter (eine fromme Frau,
f die ich ſehr viel hielt) mein Lebensſchickſal auf einer Per-

gamentrolle in griechiſcher Sprache vorlegte. J
alles, als wäre es in deutſcher Sprache, war abe
allem zufrieden, und wollte dieſes und jenes anderd
Hierauf aber erwiederte meine Großmutter folgend
unten geſchrieben las:

ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι.

Hierauf erwachte ich; alles war vergeſſen,
Inhalt, ich mochte mich beſinnen, ſo viel ich wollt
Traum hatte mich ſehr bewegt. Nur dieſe letzten
den noch ganz vor meinen Augen mit allen griechiſch
zeichen, wie ſie da oben ſtehen, und ſo ſchrieb ich
blicklich auf die Papierdecke meiner griech. Chreſtom
mir noch im männlichen Alter unter die Augen
ſind. Aber ich verſtand ſie nicht, denn ich mußte
χρησμῳδέω erſt im Lexikon aufſuchen, weil es m
noch ganz fremd war."

„Man wird die Genauigkeit bemerken, ſogar im
tuirten enclitiſchen *σοι*, und im Feminin des Partic. a
da es eine Frau war, welche das von ſich ſagt
darf man wohl zurückſchließen, daß ich auch das a
chiſche ganz richtig im Traume vor mir hatte. Wi
die Seele im Stande ſo etwas zu produciren, das
chen Bewußtſeyn nicht verſtand, und welches ſie viel
nach allen Schuljahren zu ſchreiben fähig geworden
los mochte ſie allerdings die Worte wie jenes *χρῆσ*
hört haben, aber zur Erklärung der Sache gehö
noch mehr."

Erläuternde Bemerkungen. Sehr bezeichnend
lius der Große über ſolche Seelenzuſtände, welche der vorſt
wie auch §. 25 beſchrieben: „Wenn die herrſchende, das Gu
ſchauende Thätigkeit der Seele nachläßt, dann erheben ſich
des Leibes gleich böſen und frechen Hunden und bellen die
ſie zertheilen (zerreißen) die lebendige Kraft derſelben un
ζωτικὴν αὐτῆς δύναμιν πρὸς ἑαυτὸ μεριζόμενον. Basil. Caesa
Monastic. c. II ed. Par. T. II p. 541).

Wir fügen zuerſt Einiges über den Traum bei:

Ueber Weiſſagungen im Traum meiſt nach Ariſtoteles ve
Empir. contradict. L. IX, 21, ed. Fabr. 553. — Viele
Alten zuſammengeſtellt von Jul. Caes. Scaliger ad Hippoc
somniis; Petr. Petit lib. de Sybilla; Meric. Casaub
thusiasmo c. 2. — „Es träumen (nach Ariſtoteles) die Pfe
Ochſen, Schafe und Ziegen und alle lebendig gebärenden Vi
den eierlegenden iſt es ungewiß. — Der Menſch träumt

Thieren — ganz kleine Kinder weniger; das Träumen fängt
eisten erst im 4ten, 5ten Jahre an! (Aristot. hist. anim.
10.) Oder nach einer andern Stelle (L. VII, c. 10), träumen
die kleinen Kinder, sie können sich aber erst später daran er-

Spätere Schriftsteller über den Traum, wie Synesius,
en 5 Arten von Traum-Erscheinungen: 1) die Träumerei
besteht in einem Andrang der Sorgen und Geschäftigkeiten des
das Traumbild (φάντασμα), ein buntes Gemisch von rie-
der sonst seltsamen Gestalten und Erscheinungen, wie sie uns
Einschlafen vorkommen; 3) die Warnstimme, der Orakel-
χρηματισμός), wobei der Träumende etwa durch die Gestalt
oder einer andern Ehrfurcht gebietenden Person vor naher
arnt wird u. s.; 4) das Gesicht (ὅραμα), wobei der Seele
ftiges Ereigniß deutlich vorgestellt wird; 5) der symbolische
ine Traum (ὄνειρος), wobei sich der Seele das Vergangne
tige unter allerhand räthselhaften, schwer zu deutenden Bil-
(Niceph. Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. p. 407).
he Bilder erscheinen in der Seele wie die undeutlichen Bilder
n einem getrübten Wasser (ib. 578).

den erwähnten, für das Schicksal seines Lebens so bedeuten-
t seines Vaters erwähnt Galen selber (de praecognitione
osthumum c. 2). Der merkwürdige, im §. angeführte Dop-
am dem Superintendenten Justi und seiner Gemahlin im
Jahres 1812. Ein Mann, welchen Unzer wohl kannte, er-
r Kindern, welche ihm starben, deren Tod durch ein deutliches
ht voraus (m. vergl. Unzers Wochenschrift: der Arzt Th. III,
Die rührend schöne Geschichte der innern und äußern Lebens-
s des sel. Consistorialraths Dr. Lysius, von welchem oben nur
erwähnt wurde, findet sich aus Reichardts Beiträgen (wo
ir im Auszug aus einem Manuscript steht) abgedruckt in
iteroscopie B. 1, aus welchem Buche die Erzählung des Ju-
nums und mehreres Andre entlehnt ist.

derhäuft vielen Erfahrungen über Träume von vorbedeuten-
erhaupt merkwürdiger Art sollte man auch jene fleißiger
tellen, welche Locke und in älterer Zeit schon Aristoteles (hist.
V, c. 10, so wie de insomn.) und Plutarch (vom Cleo aus
ifführen: die Fälle von solchen Menschen, bei denen die in-
ide des Schlafens und Wachens so gänzlich von einander ab-
waren, daß sie sich nie erinnerten, einen Traum gehabt zu

eele scheint im Traume nicht bloß von dem Verbande mit
freier und entbundner zu seyn, als im Wachen, sondern ihr
der Einfluß des waltenden Geistes bis zu einem gewissen
gen, so daß sie, nur der Leitung ihrer niedreren Sinnen über-
im nächtlichen Dunkel herumtappt. Vielleicht sind gerade
ide bestimmt zur feineren Ausbildung jener niedreren Sinnes-
Seele, von denen wir in der Folge reden werden, mitzu-
ch demselben Gesetz, nach welchem sich an Blinden und Tau-
brigen, niedrigeren Sinnen in höherer Vollkommenheit ent-
§. 18). Auch das psychische Herumirren im Dunkeln, das
das Fallen dabei, dem die Seele in ihren (wachen oder schlaf-
Zuständen überlassen ist, hätte dann seinen Nutzen:
Bildung und Erziehung des innern Menschen. Auch
lichen Entwicklung, in denen irgend ein neues
Function des schon vorhandenen Organs eintre-
öfters als etwas Krankhaftes; die oberen

So wirkt auch die Wärme, ſo wirkt das Licht öfters eben ſo und auf dieſelbe Weiſe aufregend auf den Leib als etwa die Freude; Kälte wirkt gleich der Traurigkeit der Seele. Ueberhaupt zeigen ſich Wärme, Elektricität und Licht auch darinnen dem Lebensprincip der Seele verwandt, daß ſie eben ſo wie dieſes das Gedeihen des Leibes fördern, oder doch die Seele bei dieſem Werk der beſtändigen Erzeugung des Leiblichen aufs kräftigſte unterſtützen. Denn wenn auch weder Wärme, noch Elektricität und Licht, für ſich allein die Kräuter oder die Geſchlechter der Thiere nach ihrer Art erzeugen und geſtalten können, ſondern dieſes überall, durch die, jedem von ihnen anerzeugte, bildende Seele geſchieht; ſo würde dennoch dieſe inwohnende Seele ihr Wirken auf den Leib bald aufgeben müſſen, wenn nicht Wärme und Licht und Elektricität jenem Wirken zu Hülfe kämen. Wie dieſe auch demſelben öfters von ihrem Charakter ein ſehr merkliches Moment einprägen, wenn ſie den eigenthümlichen, klimatiſchen Unterſchied der Abarten, und zum Theil ſelbſt der Arten, begründen.

Aber eben ſo wie jene unwägbaren Principien auf das fortdauernde Leben gleich der Seele einzuwirken vermögen, ſo können ſie auch, gleich der Macht der Seele ſelber, das Ende des Lebens herbeiführen. Der Blitz oder ein ſtarker elektriſcher Schlag tödtet eben ſo plötzlich als ein Uebermaß von Freude, oder des Schreckens, der Furcht, des Zornes. Alle dieſe Uebereinſtimmungen machen es nöthig noch etwas genauer die Wirkungen eines durch alle Einzelnen gehenden, lebendigen Bandes der Sichtbarkeit zu betrachten, und zu forſchen: wodurch ſich jene von dem unterſcheiden, was von der (ſelbſtſtändigen) Wirklichkeit der Seele ſelber ausgehet. Zu dieſem Zwecke knüpfen wir zuerſt den Faden an einige Punkte der vorhergegangenen Unterſuchungen an.

Ueberall da, wo zwei verſchiedene Regionen des Seyns und Lebens ſich berühren und in Wechſelwirkung treten; wo der höhere, belebende Gegenſatz dem niederen, belebungsfähigen ſich naht, um mit ihm ſich zu vermiſchen, zeigt ſich vor der neuern, höheren Geſtaltung ein Zwiſchenzuſtand der Auflöſung und ſcheinbaren Vernichtung der niederen Form. Die belebende Einwirkung des bewegenden Nerven auf den Muskel hat (nach S. 149) die Ausſcheidung und Entſtehung eines ſchein-

aumzuſtande vollends zu Ende; Mathematiker, z. B.
ſogar im Traume ſchwierige Aufgaben; der berühmte
rinus fuhr im Traum mit ſeinen Correcturarbeiten
dieß ſelbſt von Haller bekannt iſt, und von jenen bei-
Blancard und Heinrich ab Herr) berichten, machten
ndeß die dem Traume öfters zukommende Gabe des
usgeſichtes nicht immer auf dieſe Weiſe gleichſam erar-
dern der Seele auf dem oben erwähnten, näher liegen-
e, zeigen jene Träume, welche Begebenheiten andeu-
dings aus der Vergangenheit oder aus der Gegenwart
waren, wie die Art der Verwundung des Gemahles,
der Gemahlin Heinrichs des Zweiten angedeutet hatte,
ähnte Traum des berühmten Philologen Erneſti in
in Fr. von Meiers Blättern für höhere Wahrheit)
eſchäft des Ueberſetzens des am Tage über Erfahrnen
in ihre eigenthümliche Sprache, übt die Seele im
häft, das beſondere Beachtung verdiente. Es iſt, als
Bücher gebildet, in welche alles ſcheinbar längſt Ver-
r feſtſtehend eingetragen wird, und aus denen in jenem
in ſeinem Magazin für Erfahrungsſeelenk., IV. St. 1.
einmal das ganze vergangne Leben wie ein großes Bild
Es geſchieht da jenes Ueberſetzen in eine, dem wachen
ſerliche Hieroglyphenſprache der Zahlen und Zeichen,
magnetiſch Hellſehende ſprach (m. vergl. J. Kerners
vorſt B. I. S. 230, erſte Aufl.). Ueber die gewöhnliche
mes ſ. m. meine Symbolik des Traumes.
wechslung der eignen Perſönlichkeit im ſtarken Rauſche
'auchards Repertorium I, 108 u. III, 71.
pelten Perſönlichkeit, welche oftmals in den Zuſtän-
und des wachen Lebens parallel neben einander gehet
e bei magnetiſch Hellſehenden die unter einander zu-
n Zuſtände der ſogenannten Kriſen und die des ge-
s, erzählt u. a. Abel in ſ. Samml. merkw. Erſch. aus
, Th. 2. Ein junger Menſch, der im Dienſt eines
, erſchien ſich ſelber jede Nacht in ſeinem Traum als
her, reicher Kaufmann. Die Begebenheiten und inn-
des Traumes knüpften ſich, im vollkommen deutlichen
an die fortgeſezte Traumgeſchichte der nächſten Nacht
: der Lehrling in einem Buchladen, der am Tage von
geſcholten worden, in ſeinem hierauf folgenden Starr-
raumparorysmen ein Mann von Jahren, welcher für
u ſorgen hatte. Im wachen Zuſtande war er wieder
wöhnlichen Stellung zum äußren Leben: Lehrling; in
rysmus war es dagegen, als erwache er jezt aus dem
n wie aus einem Traum, und ginge wieder an ſein
äft als Familienvater. Beide Zuſtände gingen ſo völ-
on einander ihren Gang fort, daß er ſich im Traume
achte, ins Wachen dagegen nichts von dem Allen auf-
ben noch in ſeinem geiſtigen Irreſeyn bekümmert und
Miſchte ſich in ſeine Parorysmen irgend ein Anklang
den, wachen Perſönlichkeit, ſo hielt er dieß für ein
gen erinnerte er ſich an Alles ganz klar, was er in
Parorysmen gethan und geſprochen hatte. Dieß er-
in beiden Fällen ſchon als ein angehender Grad
welcher jedoch äußerlich noch von einer ſchlafähnlichen
hüllt war. Uebrigens deuten auch ſchon jene Erinne-

So wirkt auch die Wärme, ſo wirkt das Licht öfters ebe
nd auf dieſelbe Weiſe aufregend auf den Leib als etwa die Kre
Kälte wirkt gleich der Traurigkeit der Seele. Ueberhaupt
gen ſich Wärme, Elektricität und Licht auch darinnen dem Leb
princip der Seele verwandt, daß ſie eben ſo wie dieſes das
beihen des Leibes fördern, oder doch die Seele bei dieſem
ht beſtändigen Erzeugung des Leiblichen aufs kräftigſte
terſtützen. Denn wenn auch weder Wärme, noch Elektri
und Licht, für ſich allein die Kräuter oder die Geſchlechter
Thiere nach ihrer Art erzeugen und geſtalten können, ſondern
ſes überall, durch die, jedem von ihnen anerzeugte, bild
Seele geſchieht; ſo würde dennoch dieſe inwohnende Seele
Wirken auf den Leib bald aufgeben müſſen, wenn nicht W
und Licht und Elektricität jenem Wirken zu Hülfe kämen.
dieſe auch demſelben öfters von ihrem Charakter ein ſehr
liches Moment einprägen, wenn ſie den eigenthümlichen, e
tiſchen Unterſchied der Abarten, und zum Theil ſelbſt der
begründen.

Aber eben ſo wie jene unwägbaren Principien auf das
dauernde Leben gleich der Seele einzuwirken vermögen, ſo
ſie auch, gleich der Macht der Seele ſelber, das Ende des
herbeiführen. Der Blitz oder ein ſtarker elektriſcher Schlag
eben ſo plötzlich als ein Uebermaß von Freude, oder des Schre
der Furcht, des Zornes. Alle dieſe Uebereinſtimmungen
es nöthig noch etwas genauer die Wirkungen eines dun
Einzelnen gehenden, lebendigen Bandes der Sichtbarkeit
trachten, und zu forſchen: wodurch ſich jene von dem und
den, was von der (ſelbſtſtändigen) Wirklichkeit der Seel
ausgehet. Zu dieſem Zwecke knüpfen wir zuerſt den
einige Punkte der vorhergegangenen Unterſuchungen a

Ueberall da, wo zwei verſchiedene Regionen de
und Lebens ſich berühren und in Wechſelwirkung trete
höhere, belebende Gegenſatz dem niederen, belebungs
naht, um mit ihm ſich zu vermiſchen, zeigt ſich vo
höheren Geſtaltung ein Zwiſchenzuſtand der
ſcheinbaren Vernichtung der niederen Form
wirkun bewegenden

rld des Menschen ist das Ebenbild eines höhern Urbildes; auch
eele kann und soll — übrigens mit einer eben so abgeschiednen,
ädigen Individualität, als der Leib — das Abbild eines höheren
des werden. Der Wahnsinn deutet auf die Möglichkeit dazu,
uf eine ähnliche, krankhaft unvollkommnere Weise hin, als die
Gestaltung eines Pseudorganismus am Leibe, auf die innre Be-
rheit des eigentlichen gesunden Organismus,

ie Behauptung von Rush, daß die nordamerikanischen Wilden
ahnsinnig würden, die südamerikanischen sehr selten, ist durch
Burrows Commentaries on the causes etc. of the Insanity,
durch eine in Turnbulls Reise und eine andre in Froriep's No-
VIII, S. 109 erzählte Thatsache widerlegt. Die ihres Kindes
te Wahnsinnige wurde nach Turnbull durch die Indianer bald
t.

ie die falsche Persönlichkeit zuweilen so plötzlich durch ein zufäl-
ufres Begegniß hervorgerufen und gebildet werden könne, zeigt
andrem jener Fall, den P. Sl. Knight in seinen Observat. on
ases, symptoms and treatment of derangement of the mind
b. Journ. of the med. scienc. N. VI. 1827) erzählt. Ein
n beobachteter Wahnsinniger, William Faulkner, der sich immer
harmloser, stiller, melancholischer Narr gezeigt hatte, wurde
plötzlich von einem andren Narren, dem William Y., für die
Person des Königs" gehalten, als solche ehrfurchtsvoll und be-
f den Y angeredet und als mächtiger Monarch um Verwendung
Einstehens zur Befreiung Y's aus seiner ungerechten Gefangen-
gehalten. Faulkner betrachtete den Bittenden einige Augenblicke
schweigend, erhob darauf allmählich sein gesenktes Haupt, antwortete
r angenommenen Würde eines mächtigen Königs, und von nun
an der Stolz von seiner Seele Besitz; er blieb in seinem Wahne,
m Tage seines Todes, ein König.

ls eine tröstliche Bemerkung über den Wahnsinn erscheint auch
niger Beobachter, daß in den meisten Fällen der Wahnsinn jen-
des 70sten Lebensjahres die Leidenden, welche diese Zeit noch
ben, verlasse, obwohl man auch Beispiele bei Creding, Cox u. A.
einem noch bejahrteren Wahnsinn findet. Die Beispiele, welche
ng in seinen medicinischen Schriften I. Th. S. 280 und Perfect
nen Annales of Insanity (Nr. 62) von dem Wahnsinn bei Kin-
anführen, sind immerhin sehr merkwürdig, wenn auch der Zu-
des rasend toll gebornen Kindes, das am vierten Lebenstage
rte Frauen kaum zu handhaben vermochten, einer andren Erklä-
fähig seyn sollte. Corvisarts Beobachtung (bei Burrow, a. a. O.)
zeigt, daß auch dreijährige Kinder einer so heftigen und gefährli-
Seelenaffection fähig sind, als Erwachsene: z. B. der Eifersucht
e Liebe der Mutter oder der Kränkung über anscheinende Ver-
ssung. Auch die Wuth der Hunde, die Tobsucht der Pferde
einige andre ähnliche Krankheiten der Thiere (besonders der zah-
sind in psychischer Hinsicht verwandt mit der menschlichen Ver-
heit. — Manches Andre, zur weiteren Erläuterung des vorste-
n §. Gehörige findet sich ausführlicher in m. Symbolik des
nsch.

Leib und das was dieſen berührt, ein Bewegungsfähiges für die wirkende Seele. So ſcheint auch die hölzerne oder ſteinerne Tafel für die magnetiſche Wirkſamkeit wie gar nicht zugegen, wenn durch ſie hindurch ein ſtarker Magnet auf ein Stücklein Eiſen wirkt; die Elektricität dringt ungehemmt durch das feſte Metall, und offenbaret, in weiter Ferne, ihre Kraft an dem elektriſirbaren Körper: dem Nichtleiter.

Bei der oben im §. 25 erwähnten Wanderung oder Verſetzung der Säure oder der alkaliſchen Baſis, von der einen Entladungsſtätte der Voltaiſchen Säule an die andre, zeigt die galvaniſche Wirkſamkeit daſſelbe den Leib bildende Vermögen, welches die Seele verräth, wenn ſie in einigen krankhaften Zuſtänden, ſtatt der Milch abſondernden Bruſt, in welcher die eigenthümliche Lebensthätigkeit durch eine äußre Veranlaſſung unterdrückt und erſtorben war, anderswo im Leibe ein neues, abſonderndes Organ ſich ſchaffet, und ſo der Thätigkeit, welche ihres eigentlichen, angemeſſenen Mediums beraubt worden, einen neuen Leib gibt. Dieſelbe bildende Kraft, womit die Seele ſich in ihren krankhaften Irren den Wahnleib ſchaffet, aber durch welche ſie auch im geſunden Gange ihrer Entwicklung, den ewigen Leib des Jenſeits empfängt.

Selbſt die Schnelligkeit der Bewegung durch den Raum hat bei jenen unwägbaren Potenzen unſrer Sichtbarkeit etwas faſt Geiſterartiges. Das Licht durchmiſſet den Raum zwiſchen Sonne und Erde, den die mittlere Geſchwindigkeit eines gehenden Menſchen erſt in Tauſenden von Jahren zurücklegen könnte, in wenigen Minuten und von der anziehenden Kraft der Weltkörper gegen einander (von der Schwere) iſt es erwieſen, daß wenn ihre Wirkſamkeit überhaupt irgend einer Zeit unterworfen iſt, dieſe Zeit wenigſtens um zehn Millionen Male kürzer ſeyn müſſe, als jene, welche der Lichtſtrahl zu ſeinem Durchgang durch den Raum gebraucht; die Schwere mithin um eben ſo viele Male ſchneller, als das Licht.

Wie in der leiblichen Region des Gehirnes und der Nerven, waltet in der Region der unwägbaren Principien ein unſichtbarer Anfang, deſſen Bewegen und Wirken für den vorausbedeutenden Verſtand eben ſo ſchwer zu erfaſſen ſind, als die noch künftigen Handlungen und Worte eines denkenden Menſchen.

willen bestehet dieselbe. Sie, die Haltung, ist nicht der
lber, sondern seine Gabe, sie ist eine Kraft, welche von
sgehet.

d hier ist der Gränzpunkt, von welchem aus in beide Re-
in die eigenthümliche der Seele und in die des Leibes im
Sinne, zugleich hinübergeblickt werden und die Frage
rtet werden kann, ob die erstere ihrem Wesen nach selber
er Leiblichkeit Verwandtes sey, oder ob dieselbe bei ihrer
ung auf den Leib sich etwa jener Zwischenmedien be-
welche als Elektricität, Licht, Magnetismus unter dem
men Namen der unwägbaren Agentien begriffen werden.
ne Behauptung des Demokritus, daß die Seele selber
nd Wärme, oder des Diogenes von Apollonia, daß sie
Luft ähnliches Element und selber Luft sey, ist zwar
on Aristoteles gründlich widerlegt worden; das große
es menschlichen Wähnens und Vermuthens hat aber bis
re Tage nicht aufgehört ähnliche Seifenblasen der Vor-
n aufzuwerfen, deren scheinbar tragender Grund hier be-
werden muß.

den oben (S. 194) erwähnten, Schauder erregenden
en von Ure erschien es, als könne der Galvanismus, gleich
benden Seele dem todten Leibe nicht bloß die Bewegung
der, sondern auch die Kraft des Ein- und Ausathmens,
r die Macht der Mienen- und Gebärdensprache geben.
reren Fällen erregte der Galvanismus eben so den Zu-

ren Principien von einer eignen, wollenden Seele belebt und bewegt, oder wie Thales lehrte, von vielen Seelen.

Dennoch iſt das, womit wir es hier zu thun haben, nichts Anderes als jene „Haltung" (m. v. §. 5), welche auch als planetariſche Schwere den Stein der durch irgend eine äußere bewegende Urſache vom Boden erhoben worden, mit zerſchmetternder Gewalt wieder zu dieſem hinabreißt. Wie überhaupt dieſe Haltung in der Geſchichte des leiblichen Werdens dem Hinausſtreben des einzelnen Seyns und Weſens nach der Vernichtung ſich widerſetzt, den leiblich-werdenden (ſterbenden) Stoff mit hemmender Uebermacht ergreift, und ihn in den Bund für Alle und mit Allen hineinzieht; ſo thut ſie dieſes immer ſich ſelber gleich bleibend auch in den oben erwähnten Erſcheinungen der unorganiſchen Natur, ſo wie in den mit ihnen verwandten Vorgängen des organiſchen Lebens. Daher eben die Uebereinſtimmung und Verwandtſchaft dieſer einen Haltung, da wo ſie in der unorganiſchen Welt im Gefolge der Elektricität, der Wärme u. ſ. und wo ſie in der organiſchen als Princip der Ernährung, der Bewegung auftritt. Die Einwirkung der Seele, wenn ſie durch den Nerven zum Muskel geht, würde eben ſo bloß auflöſend auf dieſen wirken, wie der elektriſche Funke, welcher in der äußern Natur durch Auflöſung des Bandes erzeugt worden, das die Einzelnen in ihrem ruhenden Zuſammenbeſtehen erhielt, oder durch das Streben nach einer neuern Art der Verleiblichung. Da tritt der Auflöſung die zuſammenhaltende Kraft entgegen und gibt dem noch lebenden, reizbaren Muskel ſeine Zuſammenziehung.

So iſt das, was jenes allgemeine Band in Wirkſamkeit ſetzte zwar in beiden Fällen etwas Verſchiedenes, die Wirkſamkeit ſelber aber bleibt dieſelbe. In dem einen Fall iſt es die Wirklichkeit der Seele, welche, wie der mit Willen bewegte Finger eines Künſtlers, die Springfeder drückt und in Bewegung ſetzt, in dem andern eine zufällig bewegende Einwirkung der lebloſen Natur. Eben ſo wenig aber, als daraus, daß ein auf die Saite fallender Stein dieſe klingen machet, wie der mit Willen ſie anſchlagende Finger, gefolgert werden kann, daß der Stein und der Finger von gleicher Art und von demſelben Willen bewegt ſeyen; ſo wenig iſt der Schluß erlaubt, daß das

r Todten, mitten im Lebenden, zur Folge; wo der Speisesaft
h den Blutgefäßen, das nährende Blut sich dem Gehirn naht,
i der die Empfindung leitende Nerv ans Rückmark tritt, da
den sich überall die früher erwähnten Erscheinungen von Ver-
lingungen der Nerven- oder Gefäßenden, und von Knoten, in
ien das niedre Organ seine eigenthümliche Richtung ganz
fgibt (S. 168 und 182), damit es hierdurch fähig werde, in
n Kreis einer höheren Lebensbewegung einzutreten. Es gehen
n Sommer die Stürme und Ungewitter des Frühlinges, jeder
nen Periode der Gebirgsbildung die Zwischenzeiten der Zer-
ümmerung und Zerstörung voraus, deren Spuren in allen Ge-
nden der festen Erdoberfläche gefunden werden.

Zwischen der Welt eines oberen, unsichtbaren Lebens und
ten Bewegungen, und zwischen den Dingen der gröberen Kör-
rwelt liegt eine Region von chaotischer Natur (§. 22),
der leiblich, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, noch auch
stig: die Welt der sogenannten unwägbaren Principien. Sie
scheinet, wenn Ungewitter und zerschmetternde Blitze, wenn Or-
ie und verheerende Seuchen aus ihr hervorbrechen, öfters als
e Region des Zornes und des Todes, in welcher ein oberes,
bermächtiges Leben das niedere seine Uebermacht nur auf zer-
rende Weise fühlen lässet.

Jene Welt der unwägbaren Agentien hat schon in der Art
d Weise ihre Wirksamkeit auf die unorganische Körperwelt
was Verwandtes mit der Wirksamkeit und Weise der Seele;
ese Agentien erscheinen selber von einer fast geisterartigen
atur. Wie für die Seele in einigen Zuständen der Entbin-
ung vom Leibe, welche denen des magnetischen Hellsehens glei-
en, nur das vorhanden und sichtbar ist, was mit ihr in lebendi-
r Beziehung (Rapport) getreten, dieses aber, auf eine mit
m Gesetz des gewöhnlichen Sehens unvereinbare Weise sicht-
r ist, auch wenn undurchsichtige Mauern oder weite Räume
n gesehenen Gegenstand von dem Leibe des Hellsehenden tren-
n; so dringt das Licht ungehemmt durch den durchsichtigen,
sten Krystall, als wäre dieser gar nicht vorhanden. Der be-
uchtende Strahl gehet von Weltkörper zu Weltkörper durch
n lichtlosen Aether, als wäre nur der feste, dunkle Plane-
nkörper für ihn da und ein Sependes, wie nur der eigne

Die drei Elementarrichtungen der Wirksamkeit der Seele, abgebildet in den drei Reichen der planetarischen Natur.

§. 29. Wir betrachteten im §. 11, am Eingang der Untersuchungen über den Leib des Menschen, die elementaren Formen der Zelle, der Faser und der Kugel, in welche das zergliedernde Messer die Gebilde der organischen Körper zuletzt zu zerlegen scheint. An der Seele sind es drei Grundrichtungen der innren Thätigkeit, wodurch sich dieselbe in der Leiblichkeit kund machet: die Kraft des Bildens und Gestaltens, jene des Empfindens, und die des Bewegens.

Bis hinauf in die oberste, unserm Erkennen noch zugängliche Region des Seelenlebens, bis zu seiner höchsten Verklärung im Menschen, sind diese drei Grundrichtungen erkennbar: bis dahin, wo die leiblich gestaltende Kraft zur selber schaffenden Einbildungskraft, das thierische Empfinden zum geistigen Erkennen, das Bewegen zum freien Willen wird. Sie sind es auch, welche im leiblichen Abbild dem Steine seine Verschiedenheit von der Pflanze, dieser die ihrige vom Thiere geben.

Bei der ersten der drei genannten Richtungen verweilen wir zuerst. Auf diese: das Geschäft der Bildung, hat weder der bewegende Wille einen Einfluß, noch steht dieselbe in dem gewöhnlichen Bereich der Empfindung. Dieser Leib, öfters so gebrechlich, so unscheinbar und verkümmert, er wird dem kräftigsten Geiste, wir bemerken nicht durch welches Gesetz? zugeordnet und gegeben, und es ist etwa nur noch das seelenvolle Auge oder der Reiz der Sprache, durch welchen die Schönheit und Herrlichkeit des eigentlichen: des innren Menschen hervorblickt. In der That, unser Leib wird uns „zugerichtet" ohne unser Zuthun, durch eine obere und äußere Naturmacht, welcher dieser Theil der Seelenthätigkeit von der Zeugung an und von der Geburt des Leibes anheimfällt. Eine freilich nur dem Menschenverstand so erscheinende, blinde Gewalt scherzet mit uns von unsrem ersten Tage an, und sie ist es, welche öfters dem innerlich und wahrhaft Lieblichsten eine äußere Erscheinungsform anfüget, welche für die Sinnen sehr unlieblich und unerwünscht

merken wohl, daß bei den Veränderungen der Witterung
tricität geschäftig sey. Das Gesetz aber, nach welchem
, mitten im Winter, ein warmer Wind aus Süden
ebt und den vorhin heitern Himmel mit Wolken über-
as Gesetz, nach welchem aus stiller Luft unversehens
rmwind hervorbricht, oder nach dem Sturm die an-
n Stille zurückkehrt, kennen wir nicht. Wir wissen
was das Auflodern des Nordlichtes jetzt häufiger, dann
hre hindurch seltner werden lässet, denn seine Erschei-
offenbar eben so wenig an bestimmte Zeiten gebunden,
Wechsel der Witterung. Auf diesen letztern ist zwar
s im Allgemeinen der Stand der Sonne, öfters auch
s Mondes und selbst der andren Planeten von Einfluß;
aber mitten durch die anscheinende Regel eine zahllose
der fast täglichen Ausnahmen hindurch, und das Be-
der elektrischen Kräfte in unsrer Atmosphäre scheint wie
wegen des Thieres zuletzt nur von einer Willkür abzu-
deren Grund in einer unsichtbar waltenden Seele ge-
. Wie der Vogel, wenn es ihm beliebt, vom Boden
chem er saß, sich aufmacht und an einen andren Ort
o zieht plötzlich ein Theil der Luftmasse von unsrem
inweg, und erregt hier jene Ebbe, welche das Baro-
nken macht, und in dem luftförmigen Gewässer den Zug
n Boden und nach der Zusammenfügung zur tropfbaren
berhandnehmen lässet. Dagegen kommt plötzlich, aus
nter Stätte, eine neue Wogenmasse der Luft, erregt
Fluth der Anschwellung, welche das Barometer stei-
het und dem Gewässer die Luftform von Neuem ver-
Wie Boten aus einer unsichtbaren, oberen Welt gehen
rmwinde und die Feuerflammen des Gewitters ihren
rch unsre Atmosphäre, wann und wo dieß der ver-
Grund will, welcher sie sandte; ihren Weg, den der
nicht vorher gewußt, eben so wenig, als die Zeit,
e Ungewitter der Tiefe: die Erdbeben und vulcanischen
he sich erheben, oder von Neuem zur Ruhe legen

läßt es sich allerdings so ansehen, wie schon das Al-
den Schein erfaßte: als sey die Welt der unwägba-

geſundem wie in krankem Zuſtande, ſey es daß die bildende Kraft des Lebens einen höheren, heilſamen Aufſchwung nimmt, oder wie bei verheerenden Seuchen zur Vernichtung fortgeriſſen wird, zeigt ſich die große Macht, welche ein fremdes Leben über den zunächſt doch unſerer Seele anvertrauten Leib hat.

Es fragt ſich nun, hat die Seele auf das Entſtehen und die Geſtaltung des Leibes einen unmittelbaren und vollſtändigen, oder einen nur mittelbaren und theilweiſen Einfluß?

Das Entſtehen des Leibes überhaupt und ſeine Geſtaltung müſſen hier als zwei verſchiedene Momente betrachtet werden. Das was die Seele zum Entſtehen und was die ganze mitwerdende und mitſeyende Welt der Sichtbarkeit zur Geſtaltung des Leibes wirkt, dieſes Beides verhält ſich nach §. 11 wie das Licht der Sonne, welches aus blauem Himmel herunterſtrahlt zum Boden, zu dem erquickenden Schatten oder zu den bunten Farben, den die irdiſche Körperwelt dem Lichte zugeſellt. Es würde kein Schatten ſich zeigen, keine einzige Farbe würde ſichtbar werden, wäre das erhellende Licht nicht da. Dieſes aber, das Licht, von der Sonne ausſtrahlend, würde ſpurlos in den unermeſſenen Räumen des lichtloſen Aethers vergehen, wenn ihm nicht die dunklen Maſſen der planetariſchen Körper entgegenträten, an welchen ſich das Wirken der Sonne erſt zum ſichtbaren Lichte fixirt.

Nach der weiter oben, im 11ten §. gegebenen Erläuterung könnte es erſcheinen, als wenn das, was die Seele zum Entſtehen gerade dieſes beſtimmten und beſonderen zu ihr gehörigen Körpers beitrüge, auf einem bloß quantitativen Verhältniß der allgemeinen, ihr wie allen andern Seelen inwohnenden, Kraft des Werdens beruhe. Wie etwa der Schatten deſto dunkler, die Farben deſto deutlicher werden, je heller das ſie hervorrufende Licht iſt; wie das Sonnenlicht ſie alle klärer ſcheidet und darſtellt als das Mondlicht.

Die Macht der Seele wirkt jedoch, bei der Geſtaltung des Leibes nicht bloß auf quantitative, ſondern auf qualitative Weiſe. Wie das Sonnenlicht nicht bloß die Farben der Blumen und Blätter ſichtbar machet, ſondern dieſelben auch erzeugt; wie die Wärme, welche der Sonnenſtrahl in der niedern Luftſchicht wecket,

wecket, den kühlen Aushauch aus der schattigen Gebirgskluft an ich ziehet.

Der klimatische Einfluß, der zunächst von dem höhern oder niedern Stand der Sonne ausgehet, bewirkt auch, nicht bloß das Bekräftigen oder Verkümmern einer und derselben Pflanzen- oder Thierform, sondern mit wahrhaft verwandelnder Kraft bildet er aus der anfänglichen Form eine ganz andere neue Art des Seyns. So bewirket die Seele bei der Gestaltung des Leibes, daß der Einfluß jenes Andern, unter dessen Walten der Leib sich bildet (nach §. 11), selber auch für diesen Leib und um seinetwillen etwas werde und in dieser bestimmten Form sich zeige, nicht aber nur daß der Leib für ein Andres werde.

Und hierinnen beruhet ein Hauptunterschied zwischen den unbeseelten, weder mit Empfindung noch mit eigenthümlicher Bewegung begabten Dingen, von deren Geschlecht mitten im lebenden Leibe der starre Knochen zu seyn scheint. Die Bewegung des Werdens ist beim Steine in demselben Augenblick geendet, in welchem er aufhörte die Gestaltung zu empfangen. Diese aber, die Gestaltung, wird ihm lediglich von außen, durch die Einwirkung jenes allgemeinen Bandes, welches alle Einzelnen zu einem vollendeten Ganzen vereint, gegeben; das in ihm liegende Princip der Verleiblichung verhält sich hierbei ganz passiv, während dasselbe bei den beseelten Wesen durch selbstständig inwohnende Kraft sein eignes Wirken mit dem Wirken jenes Bandes vereint und nicht bloß sich selber (sein eignes Wesen) nach dem Einfluß von außen gestalten läßt, sondern diesen nach sich gestaltet. Doch begegnen wir hier abermals einer doppelten Richtung: jener einen, welche die aus den Banden der bloßen Haltung freigewordene, aufwärts steigende (nach S. 181) der Empfindung, und der andern, welche die von oben nach unten wirkende Macht des Bewegens umfasset.

Die eine der beiden Grundbewegungen in der Natur (nach §. 2), die von unten nach oben gekehrte, ist die des Sehnens nach dem oberen, allbelebenden Einfluß, und sie erscheint an den lebenden Wesen überhaupt als Empfänglichkeit, Fähigkeit zum Aufnehmen. Hiermit, mit der fortwährenden Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß und für die mannichfachen bewegenden Reizungen von außen, beginnt und erhält

Die drei Elementarrichtungen der Wirksamkeit der Seele, abgebildet in den drei Reichen der planetarischen Natur.

§. 29. Wir betrachteten im §. 11) am Eingang der Untersuchungen über den Leib des Menschen, die elementarischen Formen der Zelle, der Faser und der Kugel, in welche das zerstörende Messer die Gebilde der organischen Körper zu zerlegen scheint. An der Seele sind es drei Grundrichtungen der innren Thätigkeit, wodurch sich dieselbe in der Leiblichkeit kund machet: die Kraft des Bildens und Gestaltens, jene des Empfindens, und die des Bewegens.

Bis hinauf in die oberste, unserm Erkennen noch zugängliche Region des Seelenlebens, bis zu seiner höchsten Verklärung im Menschen, sind diese drei Grundrichtungen erhalten: bis dahin, wo die leiblich gestaltende Kraft zur schaffenden Einbildungskraft, das thierische Empfinden zum künftigen Erkennen, das Bewegen zum freien Willen wird. Sind es auch, welche im leiblichen Abbild dem Steine Verschiedenheit von der Pflanze, dieser die ihrige vom Thier geben.

Bei der ersten der drei genannten Richtungen verweilen wir zuerst. Auf diese: das Geschäft der Bildung, hat weder der bewegende Wille einen Einfluß, noch steht dieselbe in dem gewöhnlichen Bereich der Empfindung. Dieser Leib, öfters gebrechlich, so unscheinbar und verkümmert, er wird dem kräftigsten Geiste, wir bemerken nicht durch welches Gesetz? geordnet und gegeben, und es ist etwa nur noch das seelenvolle Auge oder der Reiz der Sprache, durch welchen die Schönheit und Herrlichkeit des eigentlichen: des innren Menschen herausblickt. In der That, unser Leib wird uns „zugerichtet" ohne unser Zuthun, durch eine obere und äußere Naturmacht, welcher dieser Theil der Seelenthätigkeit von der Zeugung an und der Geburt des Leibes anheimfällt. Eine freilich nur dem Menschenverstand so erscheinende, blinde Gewalt scherzet mit [illegible] von unsrem ersten Tage an, und sie ist es, welche öfters [illegible] innerlich und wahrhaft Lieblichsten eine äußere Erscheinungsf[illegible] anfüget, welche [illegible] die Sinnen sehr unlieblich und unerwün[illegible]

heint es doch hierbei öfters, als träfe einige Seelen,
: der Leiblichkeit sich zugesellen, dasselbe Loos, das ihnen
ern im nachmaligen Verlaufe des Lebens begegnet: daß
lich Reichesten ein elendes äußres Gewand umhüllt, den
as Schlechteste auf ihren Theil zufällt. Als hätten
nders hier eine Art von Wahl war) die Seelen, deren
tatur die Sinnlichkeit ferne lag, schon damals, wie öf-
ach, bei der Zusammengesellung am leichtesten fehl ge-
Ja, es kann das Sehnen des innren Menschen seiner
leiblichen Gestalt eben so wenig eine Elle zur Größe zu-
ls dieselbe vor jenen Einflüssen schützen, welche jetzt auf
ann auf andre Organe des Leibes bildend und mißbil-
rken. Denn nicht nur das Klima und der Boden prä-
: Menschengestalt eine bestimmte, eigenthümliche Form
ndern es kommen zuweilen, wie mit epidemischer Ge-
erunstaltende Einflüsse über ganze Völker und Zeitalter.
ibe Nahrung und Getränk geben oder versagen, das
r Wille, aber ob diese Nahrung zum innren Gedeihen
, ob sie die gesunde Kraft des Leibes stärken, oder
nicht vielmehr einen schon im Organismus liegenden
er Krankheit und des Todes anfachen und vermehren
das kann kein Wille bestimmen. Dieser kann dem
en Leibe keinen Schlummer geben, noch den Schlaf
den Tod, wenn ihre Stunde kommt, vom Leibe
n. Eine andre Macht, wie sie der Seele den Leib
e und ihr denselben nach ihrem eigenen, nicht nach
le Wohlgefallen bilden half, nimmt ihr auch densel-
der.

ir werden es noch in einem späteren Abschnitt dieses Bu-
elcher von der Herrschaft der Seele über den Leib han-
enauer erkennen, daß auf die Art der Gestaltung des
nleibes die (fremde) Seele der Mutter einen größeren,
eren Einfluß habe, als nachmals im ganzen Verlauf
igen Lebens die eigne Seele. Wenn diese, auch in Fäl-
r leichtern Verunstaltung, mit heilender Kraft auf den
wirken soll, bedarf sie gewöhnlich noch der Mitwirkung
nden lebenden Seele, oder der Berührung und Wechsel-
g mit gewissen Körpern der unorganischen Natur. In

gesundem wie in krankem Zustande, sey es daß die bilde
Kraft des Lebens einen höheren, heilsamen Aufschwung nim
oder wie bei verheerenden Seuchen zur Vernichtung fortgeri
wird, zeigt sich die große Macht, welche ein fremdes Le
über den zunächst doch unserer Seele anvertrauten Leib hat.

Es fragt sich nun, hat die Seele auf das Entstehen und
Gestaltung des Leibes einen unmittelbaren und vollständig
oder einen nur mittelbaren und theilweisen Einfluß?

Das Entstehen des Leibes überhaupt und seine Gestalt
müssen hier als zwei verschiedene Momente betrachtet wer
Das was die Seele zum Entstehen und was die ganze umf
bende und mitsetzende Welt der Sichtbarkeit zur Gestaltung
Leibes wirkt, dieses Beides verhält sich nach §. 11
das Licht der Sonne, welches aus blauem Himmel heru
strahlt zum Boden, zu dem erquickenden Schatten und
den bunten Farben, den die irdische Körperwelt dem
zugesellt. Es würde kein Schatten sich zeigen, keine ein
Farbe würde sichtbar werden, wäre das erhellende
nicht da. Dieses aber, das Licht, von der Sonne
strahlend, würde spurlos in den unermessenen Räumen
lichtlosen Aethers vergehen, wenn ihm nicht die dunklen Ma
der planetarischen Körper entgegenträten, an welchen sich
Wirken der Sonne erst zum sichtbaren Lichte fixirt.

Nach der weiter oben, im 11ten §. gegebenen Erläute
könnte es erscheinen, als wenn das, was die Seele zum Ent
hen gerade dieses bestimmten und besonderen zu ihr gehör
Körpers beitrüge, auf einem bloß quantitativen Verhältniß
allgemeinen, ihr wie allen andern Seelen inwohnenden, Kr
des Werdens beruhe. Wie etwa der Schatten desto dunkler,
Farben desto deutlicher werden, je heller das sie hervorrufe
Licht ist; wie das Sonnenlicht sie alle klärer scheidet und da
stellt als das Mondlicht.

Die Macht der Seele wirkt jedoch, bei der Gestaltung d
Leibes nicht bloß auf quantitative, sondern auf qualitative We
Wie das Sonnenlicht nicht bloß die Farben der Blumen u
Blätter sichtbar machet, sondern dieselben auch erzeugt; w
die Wärme, welche der Sonnenstrahl in der niedern Luftschic
wecke

ket, den kühlen Anhauch aus der schattigen Gebirgsklust an
ziehet.

Der klimatische Einfluß, der zunächst von dem höhern oder
dern Stand der Sonne ausgehet, bewirkt auch, nicht bloß
Bekräftigen oder Verkümmern einer und derselben Pflanzen-
Thierform, sondern mit wahrhaft verwandelnder Kraft bil-
er aus der anfänglichen Form eine ganz andere neue Art des
ns. So bewirket die Seele bei der Gestaltung des Leibes, daß
Einfluß jenes Andern, unter dessen Walten der Leib sich bildet
ch §. 11), selber auch für diesen Leib und um seinetwillen
as werde und in dieser bestimmten Form sich zeige, nicht aber
daß der Leib für ein Andres werde.

Und hierinnen beruhet ein Hauptunterschied zwischen den
beseelten, weder mit Empfindung noch mit eigenthümlicher
wegung begabten Dingen, von deren Geschlecht mitten im
nden Leibe der starre Knochen zu seyn scheint. Die Bewegung
Werdens ist beim Steine in demselben Augenblick geendet,
welchem er aufhörte die Gestaltung zu empfangen. Diese
, die Gestaltung, wird ihm lediglich von außen, durch die
wirkung jenes allgemeinen Bandes, welches alle Einzelnen
einem vollendeten Ganzen vereint, gegeben; das in ihm
gende Princip der Verleiblichung verhält sich hierbei ganz pas-
, während dasselbe bei den beseelten Wesen durch selbstständ-
g inwohnende Kraft sein eignes Wirken mit dem Wirken je-
Bandes vereint und nicht bloß sich selber (sein eignes We-
) nach dem Einfluß von außen gestalten läßt, sondern
sen nach sich gestaltet. Doch begegnen wir hier abermals
er doppelten Richtung: jener einen, welche die aus den
nden der bloßen Haltung freigewordene, aufwärts steigende
ch S. 181) der Empfindung, und der andern, welche die
oben nach unten wirkende Macht des Bewegens umfasset.

Die eine der beiden Grundbewegungen in der Natur (nach
2), die von unten nach oben gekehrte, ist die des Sehnens
ch dem oberen, allbelebenden Einfluß, und sie erscheint an
lebenden Wesen überhaupt als Empfänglichkeit, Fähig-
zum Aufnehmen. Hiermit, mit der fortwährenden Em-
nglichkeit für den belebenden Einfluß und für die mannich-
bewegenden Reizungen von außen, beginnt und erhält

bloß lieben; das Thier kann lieben und kann auch haſſen. Auf einer höheren Stufe nur wiederholt ſich hier daſſelbe, was das Belebte zum Belebten machet. Denn das Unbelebte, ſo ſahen wir (ſchon bei §. 1), kann den chemiſch verwandten Stoff nur anziehen, nicht aber durch eigne Kraft ihn wieder abſtoßen; das Belebte kann anziehen und abſtoßen, aufnehmen und wieder ausſcheiden, durch eigne, inwohnende Kraft.

In dem Thiere wohnt ein Vermögen, welches dem Bewegen des allgemeinen Mitwerdens zu folgen oder ihm auch entgegen zu ſtreben vermag; ein Vermögen, welches ſelber von gleicher Art mit der Urſache iſt, durch welche jenes allgemeine durch die Sichtbarkeit gehende Bewegen entſtehet. Wie in der Pflanze das nach dem oberen, belebenden Einfluß gerichtete Sehnen als weibliche Empfänglichkeit inwohnend geworden iſt, ſo hat ſich dem Thier die männlich ſchaffende, von dem Höheren zum Niedern gekehrte Kraft eingeſenkt und in ihm verleiblicht.

Die Pflanze hat, wenn das Wort von höherer, weiterer Bedeutung, abbildlich für etwas Niedreres, Beengteres gebraucht werden darf, nur einen Sinn für das, was ihr befreundet und begehrenswerth iſt, nicht für das Feindliche und Verabſcheuungswürdige. Wie bei einer, die Bande des pflanzenartigen Lebens der Ernährung und des Wachsthums des Leibes am ſicherſten auflöſenden Krankheit, welcher auch der Menſchenleib nicht ſelten erliegt: bei der Abzehrung, kein Gefühl von Leid und Schmerz, kein Gefühl für das iſt, was die innern Theile des Leibes allmählich zerſtört, ſo iſt in der Pflanze kein Sinn für das da, was das Leben auflöſt und zerſtört: das Thier allein fühlet das feindliche Element, fühlet den Tod kommen.

So verhält ſich das Weſen der thieriſchen Seele, dieſer ſeiner Eigenthümlichkeit nach, zu dem der Pflanze inwohnenden Lebensprincip, wie ſich das Vermögen der Seele zu unterſcheiden Gutes und Böſes, überhaupt aber Urtheilskraft und Verſtand zum Empfinden verhalten.

Deutet doch auf dieſen innern Unterſchied ſelbſt jener äußere hin, welcher am Leibe des Thieres den deutlichen Gegenſatz zwiſchen einem Rechts und Links, Oben und Unten, Vor und Nach

das Gesetz, das als „Haltung" die Wesen der unorgani-
Natur umschlingt, ist keiner Irrung, keinem Abweichen
n unfehlbaren Bahn unterworfen, denn es ist in einer all-
en, höheren Ursache des Seyns aller Einzelnen begründet.
Mitwirken des einzelnen und besondern Lebens ist der Ir-
und Unordnung unterworfen, weil es ein besondres und
ges ist. So entstehet durch dieses Mitwirken der Man-
mit dem Mangel zugleich aber das Sehnen nach Dem, was
Mangel ausfüllt. Das Hervortreten des Werdens aus
Kreise der bloßen Haltung wird hiemit der Grund des Ent-
s der von unten nach oben gehenden Richtung der Empfäng-
t, womit das Leben beginnt.

Die Einseitigkeit des besondern Wirkens gestaltet sich (durch
ückwirkung des Bandes, welche alle Viele zu Einem vollen-
ach §. 21) zum Unterschied des Geschlechts; das Streben nach
was den Mangel ausfüllt, wird zum niedersten und anfänglich-
Urbilde dessen, was später sich zur Liebe verklärt; schon das
zenreich hat mit dem Thierreiche jenes Vorrecht und Kenn-
gemein, wodurch sich das irdisch Lebende vom Leblosen
heidet: das Vermögen fruchtbaren Samen in sich zu
en, woraus ein Wesen der gleichen Art entstehet.

So ist als Seele (nach §. 6) in dem Wesen der Pflanze ein
wacht, welcher, vom Mangel herrührend, zunächst nach
Quell aller Ergänzung und Erfüllung hingehet; nach jenem
benden Strom, welcher von oben und innen kommend, der
gewordenen Empfänglichkeit überall begegnet (nach §. 2).
Leben, das nur auf dieser Stufe des pflanzenartigen We-
ehet, erscheint als ein Versenktseyn in den Strom jenes
einen Mitwerdens, welches, nach einer Lehre des Alter-
, als Physis in der Pflanze dasselbe ist, was die Seele
iere.

Die Glieder eines Leibes, welche unter dem Walten einer
samen Seele entstehen und wachsen, zugleich mit einan-
sund oder krank, fröhlich oder schmerzhaft leidend sind,
n dieses ihres gegenseitigen Mitgefühles dadurch fähig,
dem von ihnen ein Theil von allen ist. Nicht bloß die
des aus einem und demselben Herzen kommenden Sy-
die Blutgefäße durchdringen jedes von ihnen; sondern

veredelt hat, kommen und entfliehen die Gefühle, gleich flüchtigen Vögeln, ohne daß die Seele über das Kommen oder Gehen dieſer Gäſte und Fremdlinge einen mehr als mittelbaren Einfluß hat.

Anders dagegen verhält ſich dieſes bei der dritten Hauptrichtung der Wirkſamkeit der Seele. Die Blume kann ſich nicht ſchließen, wenn die Sonne auf ſie ſcheint und die Stunde zum Oeffnen ihrer Blätter kam; das Thier kann aus eigner Macht ruhen, wenn die wärmende Sonne die meiſten Weſen auch ſeiner Art zur Thätigkeit und Bewegung aufreget. So kann auch in der Menſchenſeele der Wille noch wirkſam ſeyn und in einer ſich gleich bleibenden Weiſe bemerkbar werden, wenn die Macht zur Bildung und Geſtaltung des Leibes oder die Stärke der Empfindungen ſehr vermindert, ja der innren Auflöſung nahe gekommen iſt.

Dieſes Verhältniß werden wir auch in der allgemeinen Geſchichte der menſchlichen Seelenthätigkeit wieder erkennen: die ſelbſtthätig-ſchaffende Einbildungskraft, zu welcher ſich im Menſchen das leiblich geſtaltende, bildende Vermögen der niedern Weſen verklärte, hat zu gewiſſen Zeiten, als Schöpferin der Künſte, die Fülle ihrer Gaben über Schaaren von Seelen ergoſſen, oder es hat ſich ein übermächtiges Gefühl ganzer Zeiten und Völker bemächtigt. Andre Male war die Macht jenes ſelbſtſtändigen, geiſtigen Bildens ganzen Zeiten entriſſen, das lebendig aufwallende Gefühl, welches vorhin Tauſende bewegt hatte, war erloſchen. Oder beide, die ſelbſtthätig bildende Kraft der Seele, wie die Macht der Gefühle, war und iſt, wie gewöhnlich, nur einzelnen Seelen verliehen; die, mit der dritten Richtung der Seelenthätigkeit verwandte Kraft des Unterſcheidens und Urtheilens aber, welche die Wiſſenſchaft begründet, blieb noch als unzerreißbarer Faden zurück. Die Wiſſenſchaft in gewiſſem Maße iſt vielen Seelen, das künſtleriſche Schaffen, ſo wie das tiefe warme Gefühl nur Wenigeren zugänglich, darum iſt die erſtere, wie dieß ſchon ein oben (bei §. 20) angeführter Ausſpruch des Heraklit andeutet, das Sichrere, einer ewigen Wahrheit unmittelbarer ſich Annahende. Uebrigens gibt es auch in ihrem Gebiet ein zwar Wenigen, aber dieſen Wenigen für Viele verliehenes Selberſchaffen, welches vom bloßen Aufnehmen ſehr

Körpers in sich enthält, ist es vermögend diesen Stoff halben aus der ergriffenen Speise sich zuzueignen; nur weil be in allen seinen Theilen von der Lebensluft durchdrungen ermag es Lebensluft einzuathmen und sie dem Getränk zu hmen.

Wir müssen hierbei in dem Geschäft der Ernährung das eines beständigen Austausches anerkennen. Neuer Stoff gewissen Art, wird zu dem gleichen, schon im Leibe vor- nen Stoffe aufgenommen und dagegen ein Theil des schon Leibe gewordnen aufgelös't und ausgestoßen; es stirbt das Gewordne ab, damit das zum Werden Fähige, zum Seyn Wesen komme. Dieses Absterben ist, wie uns der nächste ren wird, auf Sättigung, auf Ausfüllung des Mangels das gesuchte und nun gefundene Ergänzende gegründet.

Jener magnetische Strom, welcher durch die sichtbare Natur d, die Speise zu dem Esser, den Hunger zur Sättigung (nach §. 4 und §. 13), und Alles, wo hindurch er seinen nimmt, mit Leben und Wohlgefallen erfüllet, gehet auch das Reich der Seelen und vereint hier das Empfindende em Empfindbaren, das Erkennen mit dem Erkennbaren. Magnet würde das Eisen nicht anziehen, wäre in ihm selber die Art des Eisens; das Erkennende würde seine egebene Welt nicht erkennen, läge diese Welt nicht schon ganzen Wesen nach in ihm.

So wird das Empfinden, wie wir dieß auch später noch hten wollen, nach dem Gesetz jenes Mitwerdens vorberei- welches der Pflanze ihr eigenthümliches Leben: das Vermö- er Ernährung und des Wachsthums, vor allem aber das rzeugung verleihet.

Dieses ist die zweite unter den drei Hauptrichtungen der ei- ämlichen Wirksamkeit der Seele; der erhaltende und tragende m für die beiden andren, ohne welchen die Fortdauer des s und des Wechselverkehrs zwischen jenen andern beiden so wenig bestehen könnte, als der Wechselverkehr zwischen Wurzel und der Krone eines Baumes ohne den zwischen bei- legenden Stamm, betrachten wir nun auch noch die dritte: he von jenem.

Pflanze kann bloß das Ergänzende begehren, sie kann

[illegible] lieben; das Thier kann lieben und kann auch hassen. [illegible] einer höheren Stufe nur wiederholt sich hier dasselbe, [illegible] Belebte zum Belebten machet. Denn das Unbelebte, [illegible] hen wir (schon bei §. 1), kann den chemisch verwandten [illegible] nur anziehen, nicht aber durch eigne Kraft ihn wieder [illegible] sen; das Belebte kann anziehen und abstoßen, aufnehmen [illegible] wieder ausscheiden, durch eigne, inwohnende Kraft.

In dem Thiere wohnt ein Vermögen, welches dem [illegible] gen des allgemeinen Mitwerdens zu folgen oder ihm auch [illegible] gegen zu streben vermag; ein Vermögen, welches selbst [illegible] gleicher Art mit der Ursache ist, durch welche jenes allgem[illegible] durch die Sichtbarkeit gehende Bewegen entstehet. Wie [illegible] Pflanze das nach dem oberen, belebenden Einfluß gerich[illegible] Sehnen als weibliche Empfänglichkeit inwohnend gewe[illegible] ist, so hat sich dem Thier die männlich schaffende, von [illegible] höheren zum Niederen gekehrte Kraft eingesenkt und in [illegible] verleiblicht.

Die Pflanze hat, wenn das Wort von höherer, [illegible] Bedeutung, abbildlich für etwas Niederes, Beengteres [illegible] brauchet werden darf, nur einen Sinn für das, was ihr [illegible] det und begehrenswerth ist, nicht für das Feindliche und [illegible] scheuungswürdige. Wie bei einer, die Bande des pflanz[illegible] tigen Lebens der Ernährung und des Wachsthums [illegible] bes am sichersten auflösenden Krankheit, welcher auch [illegible] Menschenleib nicht selten erliegt: bei der Abzehrung, [illegible] Gefühl von Leid und Schmerz, kein Gefühl für das ist, [illegible] die innern Theile des Leibes allmählich zerstört, so ist in [illegible] Pflanze kein Sinn für das da, was das Leben auflöst und [illegible] stört: das Thier allein fühlet das feindliche Element, [illegible] den Tod kommen.

So verhält sich das Wesen der thierischen Seele, [illegible] seiner Eigenthümlichkeit nach, zu dem der Pflanze inwo[illegible] den Lebensprincip, wie sich das Vermögen der Seele zu [illegible] terscheiden Gutes und Böses, überhaupt aber Urtheils [illegible] und Verstand zum Empfinden verhalten.

Deutet doch auf diesen innern Unterschied selbst jener [illegible] hin, welcher am Leibe des Thieres den deutlichen Gegensatz [illegible] schen einem Rechts und Links, Oben und Unten, Vor und [illegible]

ihrer Art lässet. Ein Scheiden in zwei immer ähnlichere und gleichartigere Pole, welches, wie wir im §. 20 sahen, auch mit dem Zustande des Schlafes im Zusammenhange gefunden wird; des Schlafes, welcher, je vollkommner das Thier ist, desto nothwendiger für die Wiedererneuung seines Lebens erscheint.

Im Thieren verräth sich die dritte Hauptrichtung der eigenthümlichen Thätigkeit der Seele als willkürliche Bewegung; erst im Menschen wird sie wahrhaft zum freien Willen.

Betrachten wir nun noch an allen diesen drei Richtungen die nähere oder fernere, unmittelbarere oder mittelbarere Abhängigkeit, in welcher sie von dem selbstständigen, individuellen Leben der einzelnen Seele, und zwar der Seele von vollkommenster Art: der menschlichen stehen.

Was die Seele zur Bildung und Gestaltung des Leibes beitrage und wie dieser Beitrag wichtig zwar von der einen, für sehr beschränkt von der andern Seite sey, haben wir oben gesehen. Auch das Empfinden, begründet durch das allgemeine Gesetz eines Zusammenwerdens der für den obern Einfluß, welcher das Werden schaffet, empfänglich gewordenen Theile, hängt nur, in seinem Maße, eben so weit von dem unmittelbaren Einfluß der besondern Seele ab, als das Ernähren von dem im Thiere oder in der Pflanze wohnenden Lebensprincip. Daß durch die aufgenommene Speise der Leib ernährt und wiedererstattet werde, das bewirkt freilich zunächst die Kraft des Lebens, das im Leibe ist; aber diese Lebenskraft ist nicht zugleich selber die Nahrung, sie bedarf vielmehr der letztern eben so wie der beim Geschäft der Ernährung dienenden Organe, damit sie selber als das erscheinen könne, was sie ist. Eben so trägt denn zu dem Werk der Empfindung die beide Seele nur das eine nothwendige Element bei: den Mangel, oder das Bedürfniß nach dem, welches die eigne Einseitigkeit ergänzet, das Sehnen nach dem äußeren Lebensfluß; das andere Element, welches nothwendig ist, damit Empfindung zu Stande komme, liegt außer dem Wesen der Seele. Denn dieß ist eben das, was sie selber nicht hat, das sie, als nothwendig integrirender Bestandtheil gebrende Andre. Selbst im Wesen der Menschenseele, in deren höherer Region das, was beim Thier Empfindung ist, sich zum Gefühl

wandelt hat, kommen und entfliehen die Gefühle gleich [illegible] zigen Vögeln, ohne daß die Seele über das Kommen [illegible] hen dieser Gäste und Fremdlinge einen mehr als [illegible] finß hat.

Anders dagegen verhält sich dieses bei der dritten [illegible] richtung der Wirksamkeit der Seele. Die Blume kann sich [illegible] schließen, wenn die Sonne auf sie scheint und die Stunde [illegible] Oeffnen ihrer Blätter kam; das Thier kann auch eigen [illegible] ruhen, wenn die wärmende Sonne die meisten Wesen auch [illegible] ner Art zur Thätigkeit und Bewegung aufreget. So kann [illegible] in der Menschenseele der Wille noch wirksam seyn und in [illegible] sich gleich bleibenden Weise bemerkbar werden, wenn die Kraft zur Bildung und Gestaltung des Leibes oder die Stärke der Empfindungen sehr vermindert, ja der innern Auflösung nahe gekommen ist.

Dieses Verhältniß werden wir auch in der allgemeinen Geschichte der menschlichen Seelenthätigkeit wieder erkennen. Die selbstthätig-schaffende Einbildungskraft, zu welcher sich im Menschen das leiblich gestaltende, bildende Vermögen der niedern Wesen verklärte, hat zu gewissen Zeiten, als Schöpferin der Künste, die Fülle ihrer Gaben über Schaaren von Seelen ausgegossen, oder es hat sich ein übermächtiges Gefühl ganzer Zeiten und Völker bemächtigt. Andre Male war die Macht jenes selbstständigen, geistigen Bildens ganzen Zeiten entrissen, das lebendig aufwallende Gefühl, welches vorhin Tausende bewegt hatte, war erloschen. Oder beide, die selbstthätig bildende Kraft der Seele, wie die Macht der Gefühle, war und ist, wie gewöhnlich, nur einzelnen Seelen verliehen; die, mit der dritten Richtung der Seelenthätigkeit verwandte Kraft des Unterscheidens und Urtheilens aber, welche die Wissenschaft begründet, blieb noch als unzerreißbarer Faden zurück. Die Wissenschaft in gewissem Maße ist vielen Seelen, das künstlerische Schaffen so wie das tiefe warme Gefühl nur Wenigeren zugänglich, darum ist die erstere, wie dieß schon ein oben (bei §. 20) angeführter Ausspruch des Heraklit andeutet, das Sichrere, einer ewigen Wahrheit unmittelbarer sich Annahende. Uebrigens gibt es auch in ihrem Gebiet ein zwar Wenigen, aber diesen Wenigen für Viele verliehenes Selberschaffen, welches vom bloßen Aufnehmen sich

erſcheiden iſt (m. v. d. §. 60). Das Werk der Entfal- und höheren Ausbildung der Seele, nach den dritten Rich- im, liegt auch der Menſchenſeele vor allem als Berufs- t ihres Lebens ob, und dieſer Zweig unſers Weſens (nicht r Stamm oder die Wurzel) iſt es, welcher allein den Sa- r ein künftiges Seyn, Früchte der Ewigkeit trägt. Denn ie bildende Macht, welche die Seele am Leibe geübt, nach das ſie empfunden, ſondern der, das Gute oder das Böſe de Wille iſt es, deſſen Werk ſtehen bleibt, wenn das es vergehet.

ene drei Grundrichtungen der Seelenthätigkeit gleichen koß abbildlich, ſondern verhalten ſich ſelber, wie Leib, und Geiſt, welche drei das eine Weſen des Menſchen chen. Nothwendig die eine bei und mit der andern, e drei Gemengtheile des älteſten Körpers der Erdober, des Granites beiſammen ſind, oder wie die drei Reiche ntur: Thier- und Pflanzen- und Elementenreich, eines in ung aufs andre da ſind.

Die aber am menſchlichen Leibe das zergliedernde Meſſer alle Theile zwar in die drei Grundformen der Kugel, des jens und der Faſer aufzulöſen vermag, die Gebilde aber, aus jenen dreien zuſammengeſetzt ſind, unter ſich ſelber von ſehr verſchiedener Art und Eigenſchaft erſcheinen: ſo auch aus den drei Grundrichtungen des Seelenlebens rſchiedene Kräfte unſers innern Weſens hervor. Der n iſt etwas Anderes als der Muskel; der Nerv etwas s als die Blutgefäße und dieſe letztern ſelber wieder von ter Art und Beſtimmung; vom Organ und der Thätig- s Sehens ſind die des Hörens, des Riechens u. ſ. zu heiden. So iſt auch der Verſtand etwas Anderes als edächtniß; die Einbildungskraft verſchieden von der Ver- der Wille vom Gefühl.

ie genaue Unterſcheidung der verſchiedenen Kräfte der und das Erkennen ihrer eigenthümlichen Wirkſamkeit dem menſchlichen Geiſt nicht weniger ſchwer geworden s als den Zergliederern der Vorzeit das Unterſcheiden nzelnen Hauptgebilde des Leibes und ihrer Functionen §. 149 und 186). Demnoch hat die Uebereinſtimmung

Tertullian. c. 14 de anima ſagt, alle dieſe Lehren zuſammenfaſſend: dividitur autem in partes, nunc in duas à Platone, nunc in tres à Zenone, nunc in quinque et in sex à Panaetio, in septem à Soranо, etiam in octo penes Chrysippum, in novam penes Allophanum; sed et in decem apud quosdam Stoicorum; et in duas amplius apud Posidonium, qui a duobus exorsus titulis, principali, quod aiunt ἡγεμονικόν, et à rationali, quod aiunt λογικόν, in duodecim exinde prosecuit.

In der Seele iſt ein unwillkürliches Vermögen, das den Leib belebt, und eine ſelbſtbewußte, erkennende Kraft. Basil. Caes. constit. Monast. c. 2; ed. Par. II, 541 seqq.

Von einem Vorgang in der Geſchichte der Seele, welcher jenem des Athmens und des Kreislaufes der Säfte im Leibe ähnlich iſt und entſpricht.

§. 30. Der Inhalt dieſes §. ſoll großentheils nur zu einer weiteren Beleuchtung des Gegenſtandes dienen, deſſen wir bereits oben im 4ten §. dieſes Buches erwähnten. Vielleicht daß die hier gebrauchten Beiſpiele vermögend ſind, die Abhängigkeit, in welcher alles ſichtbare Seyn von einem unſichtbaren, belebenden Einfluß ſtehet, auch noch von einer andren Seite anſchaulich zu machen.

Das Leben des Einzelnen könnte nicht beſtehen, würde es nicht in jedem Augenblick durch einen allgemeinen Quell des Lebens immer wieder von neuem gegeben und geſchaffen. Damit die lebende Seele dieſen Einfluß von oben aufnehmen könne, bedarf ſie der Empfänglichkeit für ihn; die aufnehmende Empfänglichkeit kommt aus dem, was wir oben (im §. 4) den (ſcheinbaren) Mangel oder nach einem Ausdruck des Ariſtoteles die Entleerung nannten; der Mangel aber kommt durch die Verleiblichung.

Wir bemerken bei dem geſunden und ungeſtörten Verlaufe des Kreislaufes, kaum daß wir athmen, noch weniger aber daß unſer Blut in den Adern ſich bewege. Fünfmal gehet das Blut aus der rechten Herzkammer hinüber, nach der auch nach dem Ausathmen noch mit vieler Luft erfüllten Lunge, um hier ſeine aus dem Abſterben des Leibes entſtandene Kohlenſäure gegen die beim einmaligen Einathmen hineingekommene Lebensluft auszutauſchen; ein einmaliges Ausathmen führt den ſterbenden Stoff hinweg, den das Blut des Herzens auf fünf ſeiner Gänge mit ſich gebracht, und von all dieſen Hin- und Hergängen bemerken

wir nichts; nichts von dem wohlthätigen Werk des Blutes, den immer wiederkehrenden Tod aus den Gliedern hinwegzunehmen und ihnen sein eignes belebendes Wesen dagegen zu geben. Selbst im Schlafe und in den gefühllosen Zuständen der Ohnmacht behält dieses wohlthätigste und nothwendigste Geschäft des Lebens seinen ununterbrochenen Verlauf; daß es so sey, zeigt seine Folge: denn siehe wir leben noch.

So zeigt sich auch im Leben der Seele das, was dem Athmen des Leibes entspricht zunächst zwar durch seine Folge, durch die Fortdauer dieses Lebens, und das Aus- und Eingehen des schaffenden Lebensodems, der von oben kommt, der Kreislauf seines innren Bewegens ist dem Gefühl wie dem Selbstbewußtseyn nur wenig bemerkbar; dennoch gibt es sich auch für diese beiden durch einige Zeichen kund.

Selbst am ruhig schlafenden Menschen erkennen wir das Athmen daran, daß die eben noch gesenkte Brust sich hebt; an allen lebenden Seelen wird das Athmen des belebenden Einflusses durch etwas erkannt, was wir lieber Erhebung als Spannung (τόνος) nennen möchten. Diese Erhebung ist es, welche die an dunklem Orte wachsende Pflanze mit geradem Zuge hinausführt, aus einer Spalte ihres Kerkers nach dem Licht; welche der singenden Lerche den Aufflug nach oben lehrt; welche die Menschenseele beständig zu dem Fragen und Sehnen nach einem Göttlichen aufwecket. Merken wir auf den (pausenweise oder gleichsam wie in Pulsen nach §. 31) gehenden Verlauf unserer Gefühle und unsers Denkens, so werden wir immer auf den Moment eines Nachlassens oder Zerstreuens einen neuen Moment des Zusammenfassens und der erneuten innren Spannung folgen sehen. Dieses sind die Athemzüge und Pulsschläge des innren Lebens, welche da am fühlbarsten werden, wo dieses Leben seinen höchsten und besten Aufschwung nimmt.

Der künstliche Magnet athmet, damit sein innres, lebendiges Wirken fortbestehe, einen unsichtbaren, durch alles Irdische gehenden magnetischen Strom ein; die Kraft, welche die lebende Seele athmend in sich aufnimmt, damit sie fortlebe, das ist die Mitwirkung jenes Bandes (S. 17), welches der Geist um alles Wesen des Sichtbaren und Unsichtbaren geschlungen hat; die Kraft, womit Er alle Dinge, die sichtbaren wie die unsichtbaren,

hält und trägt. Dieſe Kraft iſt nicht die Wirklichkeit (nach §. 3) jenes Geiſtes ſelber, aber ſie iſt und beſtehet in jedem Augenblick durch und aus jener Wirklichkeit.

Wie die von ätheriſchen Kräften erfüllte Luft des Himmels Alles umfaßt, ſo umfaſſet das Band des Geiſtes alle Weſen, und wie die Luft überall eindringt, wo ſich ihr unter den ſchweren, dichteren Maſſen ein leerer Raum eröffnet, ſo zeigt ſich auch die mitwirkende Kraft jenes Bandes überall bereit Leben zu ergießen und Kraft, wo eine Empfänglichkeit für dieſes Leben wach wird.

Wir knüpfen nun den weiteren und eigentlichen Inhalt des §. an einige früher ſchon gegebene Grundzüge dieſer Betrachtungen an.

Abermals begegnen wir hier zuerſt dem alten, ſchon öfters betrachteten Räthſel: wie ſich überall in der Welt des Seyns ein Leben der höheren Ordnung zum Tode der niedereren Form, die Fülle zum Mangel geſelle. Der alten Frage: warum ein oberes, belebendes Vermögen das an ſich Lebloſe und Unvermögende begehre, ein Kräftiges das hülflos Schwache? Denn ein mächtiger Drang, gleich jenem des Bräutigams zur Braut, ziehet überall die Lebensfülle zum Mangel, die Hülfe zur Noth und eine durch die ganze Natur gehende, heilende, die Mangelhaftigkeit des Einzelnen ergänzende Kraft, eifert mit dem mächtigſten Eifer grade um die Erhaltung des Verlaſſenſten, mühet ſich am heißeſten um die Pflege des Gebrechlichſten und Elendeſten. Wie denn kein andrer, eben dem Neſt entflogener, hungernder Vogel, von allem Geflügel des Waldes ſo eifrig verſorgt, mit ſolchem freudigen Zudrange gepflegt wird, als der junge Kukuk, wenn jetzt die bisherigen Pflege-Eltern durch das häufige Zutragen des Futters ſo geſchwächt und ermattet ſind, daß ſie allein dem Geſchäft nicht mehr zu genügen vermöchten; oder wie im Frühling ein wetteiferndes Bewegen die ganze Schaar der Arbeitsbienen durchdringet, wenn jetzt die hülfsbedürftige Brut der Königin dem Ei entſchlüpfet, nach Speiſe und ſorgfältiger Wartung verlanget.

Ein Weiſer des Alterthums — einer der tiefſinnigſten von allen, Herakleitos — redet von einer εἱμαρμένη: von einer Weltordnung, welche ſelber unwandelbar und ewig, durch das Reich des Wandelbaren und Vergänglichen hindurchgehet, und

die

die Einzelnen und Getrennten wie Dissonanzen zu einem melodischen Einklange verwebet. Wie der belebende Odem, welcher in der Brust auch des Schlafenden aus- und eingehet, wenn die Glieder ruhen, und die Pforten der Sinnen verschlossen sind, so waltet jener Zug, der die Einzelnen beständig zu einem harmonischen Ganzen verwebt, auch in den bewußtlos Schlafenden. Denn das Geschäft jener εἱμαρμένη an den Seelen gleichet dem Geschäft der Lebensluft am athmenden Leibe: es wirket ohne Aufhören, ungefühlt und ungewußt, ein herabwärts von der oberen Einheit zu dem Einzelnen und Getrennten gehender Zug, und ein andrer Zug, welcher von dem Einzelnen aufwärts gehet, zur Einheit. Dieser wechselseitige, sich begegnende Drang ist der Lebensodem, welcher der Seele das Entstehen und Bestehen ihrer Wirksamkeit an dem sichtbaren Wesen gab und erhält.

Wir müssen uns über dieses Geschäft eines gleichsam Athmens der Seele etwas weiter erklären.

An den vollkommneren Gebilden unsrer Sichtbarkeit sehen wir, wie schon oben erwähnt, ohne Ausnahme, nach allen Richtungen und Wechselbeziehungen hin, eine Paarung und Verdoppelung hervortreten, vermöge welcher ein Oberes sich zu einem Unteren, ein Rechtes zu einem fast vollkommen gleichgestalteten Linken gesellt. Das eine vermag nur zu seyn und zu wirken in Beziehung auf das andre und in Gemeinschaft mit ihm; die rechte Seite vermöchte sich nicht zu bewegen ohne die linke, aus deren Hirnmasse, wie es scheint, ein großer Theil des sie belebenden Nervenäthers entspringt; das linke Auge würde nicht sehen, wäre nicht eine rechte Seite da, welche ihm den sehenden Nerven gibt. So reicht immer der eine der Gegensätze dem andern ein nothwendiges Element seiner Wirksamkeit, ja seiner Wesenheit dar; der eine hat gerade das, was dem andern fehlt, der eine verhält sich zum andren als ergänzendes, den Mangel ausfüllendes Complement (nach §. 4).

Das Complement jedoch, von welchem wir hier reden, welches bestimmt ist die Mangelhaftigkeit des Einzelnen zu ersetzen und auszufüllen, ist nicht allein von sichtbar leiblicher, sondern mehr noch von geistiger Natur. Die Hand wird zum Dienst des Hauptes durch die unsichtbar über beiden waltende

Seele bewegt, und dieſe Bewegung iſt dort am äußren, vom Lebensmittelpunkt abgelegenen Organ augenfälliger und merklicher, als an den mehr innerlich gelegenen Blutgefäßen und Eingeweiden. Gerade an jenem äußerlicheren, zum Fortbeſtehen des Lebens minder nothwendigen Organe, wirket die Seele die vollkommenſte willkürliche Bewegung und das feinſte Gefühl für die äußere Körperwelt.

Dem Vogel, im Vergleich mit dem vollkommneren Säugthier, mangelt im Innern ſeines Leibes jene Bergungsſtätte, in welcher die Frucht des Leibes bis zur Geburt getragen und ausgebildet wird; es mangeln ihm die Milch abſondernden Brüſte, welche dem neugebornen Jungen die erſte Nahrung reichen. Aber dieſen Mangel erſtattet ein oberer, mit dem unvollkommnen Einzelnen waltender Wille: eben jenes unſichtbare Complement, das der für ſich allein gebrechlichen Einſeitigkeit zu Hülfe kommt. Dieſes tritt hier als Inſtinct auf, welcher den Vogel zum kunſtreichen Bau des Neſtes antreibt und ihn über Berg und Thal zu dem Futter führt, das den nackten, zarten Jungen ihr erſtes Gedeihen gibt. Wie in den weit entfernteren Muskeln der Hand die Bewegungen der wirkenden Seele augenfälliger ſind und mächtiger, als an den Muskeln des Schädels, in deren nächſter Nähe das Gehirn thront; ſo waltet das unſichtbare Ergänzungselement des ſichtbaren thieriſchen Lebens am merklichſten und kräftigſten über die ſcheinbar unvollkommenſten Weſen. An dieſen, wie die Geſchichte der Inſecten lehrt, zeigen ſich die meiſten und wundervolleſten Bewegungen des Inſtincts, zeigt ſich am häufigſten der von innen kommende Zug, welcher, gleich einem prophetiſchen Vorausgeſicht, dem noch Verborgenen, Künftigen und Fernen begegnet. Wie die Mutter ſich mit der wärmſten, thätigſten Liebe zu dem hülfloſeſten und zarteſten der Kinder gezogen fühlt, ſo wird ein über alle Einzelnen waltendes Bewegen in der ganzen Natur am geſchäftigſten und beſorgteſten um das Verlaſſenſte und ſcheinbar Verſäumteſte gefunden, wie dieß ſchon die Geſchichte des jungen Kukuks bezeuget, gegen welchen ſich das kleine Geflügel des Waldes mit beſondrer Zärtlichkeit bewegt fühlt.

So iſt denn das Complement, das den Mangel des Einzelnen erfüllet, zugleich ein unſichtbares und ein ſichtbares.

Auf beiderlei Weise wird es, wenn auch nur als unvollkommnes Abbild, in jenen Krystallen, wie etwa des Zinnsteines, erkannt, an denen von der Säule oder irgend einer andern regelmäßigen Gestalt nur einige Flächen verwirklicht und sichtbar geworden, die andren aber, durch den messenden Verstand, ergänzt und errathen werden müssen. Dieser Mangel wird öfters noch auf andre, sichtbare Weise ausgefüllt. Denn abgegränzt etwa durch den einspringenden Winkel, schließt sich an den nur zur Hälfte verwirklichten Krystall ein andrer an, an welchem die jenem mangelnde andre Hälfte verwirklicht worden, so daß nun beide Unvollendete zusammen ein Vollendetes werden.

Der sichtbar ergänzende Gegensatz ist für das hülflose Kind die Nahrung gebende Mutter; für das innerlich, von der denkenden Seele bewegte Gehirn, sind es die äußerlich dem Willen und der Empfindung dienenden Glieder und Sinnen: für das eine der beiden Geschlechter ist es das andre. Eine durch alles Leben waltende Liebe hat sich dort in die Gestalt der Mutter, hier in die Form des begehrten Gegensatzes verkleidet, um durch den Zug des einen Getrennten zum andren, den Drang nach der eigenthümlichen Wirksamkeit zu erfüllen, wie sich, am thierischen Leibe, der eigenthümliche Drang nach Bewegung den Muskel erzeugt, und in ihm sich verleiblicht. Es ist die Mutter selber, welche sich den Gegenstand ihrer zärtlichsten Beachtung geboren hat.

Das was die Gegensätze des Geschlechts, welche in der Stunde des Blühens ein allgewaltiger Drang zusammenführt, zuerst weckte und begründete, das war freilich, wie wir oben gesehen, die Einseitigkeit und Mangelhaftigkeit des eignen, inwohnenden, lebendigen Wirkens der Dinge. Daß aber diese einseitige Richtung eine solche Gestalt annahm; daß sie sich zu solchen harmonischen Einklängen vollendete, das war (nach §. 21) das Werk jener εἱμαρμένη, welche als höhere, unsichtbare Form über der Sichtbarkeit schwebet, der sie als bewirkende Ursach und Vorbild vorangeht. Denn nicht in Beziehung auf einen künftigen, leiblichen Gegensatz, welcher, als noch nicht vorhanden oder fern, seiner leiblichen Natur nach ohne Wirksamkeit seyn muß, kann sich der eine oder der andre Pol des leiblichen Seyns gestalten; sondern, wie der Nordpol des

Magnets, durch den unsichtbaren Strom einer Süd-Polarität, durch eine dem Entstehen und Werden unmittelbar gegenwärtige, hülfreiche, bewegende Kraft.

Diese — das geistige Band der Sichtbarkeit — ist es auch, welche denn der Vereinigung des Getrennten die Kraft ertheilt, in dem sterbenden Stoff ein neues Leben der gleichen Art zu wecken. Sie ist die Feder, deren lebendiges Bewegen die Trennung der Gegensätze jetzt zur Vollendung, dann die getrennten wieder zur Vereinigung führt.

Wir nannten dieses Bewegen, wenn es von einem Mittelpunkt aller Lebensregung ausgehend, durch das Vereinzelte und Niedrere hindurchwirkt, ein fortwährendes Athmen dieses vereinzelten Lebens. Nur das, was athmet, lebt und erhält sich am Leben. Wie aber gerade die Abgetrenntheit und Geschiedenheit der metallischen Grundlage der Erden am leichtesten und schnellsten die Vermischung mit der Lebensluft herbeiführt, so begünstigt die Entgegensetzung und Vereinseitigung der Ordnungen der organischen Wesen jenes Leben und Bestehen gebunde, Athmen der Seele, von welchem wir vorhin sprachen.

Dieses ist denn (wie wir auch noch an einem andern Ort sehen werden) der Grund des „Vergehens und Bestehens der Gattungen und Arten in der organischen Natur.“ Wenn wir einen genauer beachtenden Blick auf jene Geschlechter von Thieren und Pflanzen richten, welche einst in großer Menge — dieß bezeugen die in unsren Gebirgslagen bewahrten Reste — die Erdfläche bewohnten und nun, bis auf wenige unsichre Spuren, aus den Reihen der noch fortbestehenden Gestaltungen verschwunden sind; so erkennen wir, daß diese nun ausgestorbenen Familien und Gattungen meist zu jenen Wesen von zweideutiger Art gehörten, welche an Form und Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herrschenden Hauptformen standen: in der Mitte zwischen den nach beiden Seiten auslaufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der gestaltenden Natur. Das Thier, welches die einst überaus zahlreichen, in vielfachen Gattungen und hundertfältigen Arten vorhandnen vielkammerigen Schneckengehäuse bildete und bewohnte, das Thier der Ammoniten, Orthoceratiten, Belemniten u. s. gehörte, dieß zeigt sich an dem noch jetzt in heißeren Meeren le-

Einzelnen und Getrennten wie Dissonanzen zu einem melo-
n Einklange verwebet. Wie der belebende Odem, wel-
in der Brust auch des Schlafenden aus- und eingehet,
die Glieder ruhen, und die Pforten der Sinnen ver-
sen sind, so waltet jener Zug, der die Einzelnen beständig
nem harmonischen Ganzen verwebt, auch in den bewußt-
Schlafenden. Denn das Geschäft jener εἱμαρμένη an den
en gleichet dem Geschäft der Lebensluft am athmenden
: es wirket ohne Aufhören, ungefühlt und ungewußt, ein
wärts von der oberen Einheit zu dem Einzelnen und Ge-
ten gehender Zug, und ein andrer Zug, welcher von dem
lnen aufwärts gehet, zur Einheit. Dieser wechselseitige,
begegnende Drang ist der Lebensodem, welcher der Seele
Entstehen und Bestehen ihrer Wirksamkeit an dem sicht-
Wesen gab und erhält.

Wir müssen uns über dieses Geschäft eines gleichsam Athmens der Seele etwas weiter erklären.

An den vollkommneren Gebilden unsrer Sichtbarkeit sehen wir, schon oben erwähnt, ohne Ausnahme, nach allen Dingen und Wechselbeziehungen hin, eine Paarung und Doppelung hervortreten, vermöge welcher ein Oberes sich einem Unteren, ein Rechtes zu einem fast vollkommen gleichgeformten Linken gesellt. Das eine vermag nur zu seyn und wirken in Beziehung auf das andre und in Gemeinschaft mit ihm; die rechte Seite vermöchte sich nicht zu bewegen ohne die linke, aus deren Hirnmasse, wie es scheint, ein großer Theil des sie belebenden Nervenäthers entspringt; das linke Auge würde nicht sehen, wäre nicht eine rechte Seite da, welche ihm den sehenden Nerven gibt. So reicht immer der eine von Gegensätze dem andern ein nothwendiges Element seiner Wirksamkeit, ja seiner Wesenheit dar; der eine hat gerade das, was dem andern fehlt, der eine verhält sich zum andren als ergänzendes, den Mangel ausfüllendes Complement (nach §. 4). Das Complement jedoch, von welchem wir hier reden, dessen bestimmt ist die Mangelhaftigkeit des Einzelnen zu ergänzen und auszufüllen, ist nicht allein von sichtbar leiblicher, sondern mehr noch von geistiger Natur. Die Hand wird zum Haupte durch die unsichtbar über beiden waltende

Geſchlechtern der eigentlichen Planeten von entſchieden planetariſcher Natur: den vier ſonnennäheren und den drei ſonnenferneren, finden ſich die Mittelweſen zwiſchen Planeten und Kometen, ja, ſo könnte man wenigſtens von Veſta ſagen, zwiſchen Sonne und Planet, für welche man den eigenthümlichen Namen der Aſteroiden gewählt hat. Sie ſind ſo zwergartig klein, daß man ſie für die Trümmer eines Weltkörpers gehalten, welcher, gleich den vorhin erwähnten Uebergangsformen der vormaligen organiſchen Schöpfung, durch einen in ihm ſelber gelegenen Grund zerſtört und aufgelöſ't worden ſey. Kometenartig erſcheint bei einigen dieſer Mittelweſen die Atmoſphäre und die Geſtalt der durch einander geſchlungenen Bahnen; ein eigentlicher Kern iſt von der mächtigen Dunſthülle kaum zu unterſcheiden.

Da, wo in unſrem Steinreiche die Claſſe der Metalle den Uebergang zu der Ordnung der brennbaren Körper macht, erſcheinen Mittelweſen von ſehr leicht zerſtörbarer Natur: ſpröde und leicht zerſprengbar, der Verbindung mit dem Oxygen der Luft und mit Säuren ſchnell unterliegend, ſehr flüchtig im Feuer. Dieſe Mittelweſen tragen den Charakter der Zerſtörung und Auflöſung, der in ihnen ſelber liegt, auch auf andere Dinge über, zu denen ſie ſich geſellen: ſie gehören, wie dieß vorzüglich, an ihrer Spitze ſtehend, der Arſenik zeigt, zu den ſtärkſten Giften der Natur.

Auch in unſrer organiſchen Welt tragen die Uebergangsformen, welche noch jetzt, wenn auch nur ſehr vereinzelt, zwiſchen den beſtehenden Hauptrichtungen gefunden werden, faſt durchgängig den Charakter der Kränklichkeit oder des innren Zwieſpaltes an ſich, und in einem großen Theil von ihnen liegt ein heftiges Gift verborgen. Dieſe Mittelformen können nur unter ſehr engbeſchränkten, ganz beſonders begünſtigenden äußren Verhältniſſen leben und gedeihen; eine geringe Veränderung der äußren Temperatur, ſo wie der Mangel an Feuchtigkeit, verſetzt ſie in einen Zuſtand der tiefen Ohnmacht oder Erſtarrung; eben ſo das bei den meiſten ſehr mühſam erſchwerte Geſchäft der Verdauung.

Nur auf einen einzigen Punkt der Erde, auf einen kleinen Theil von Neuholland beſchränkt, erſcheint das Schnabelthier, die Uebergangsform zwiſchen Vogel und Säugthier, welches zugleich das einzige giftige Thier iſt, das in dieſen beiden Claſſen

gefunden wird. An den Amphibien, dieſen Mittelweſen zwiſchen den Claſſen der Fiſche und der vollkommneren Wirbelthiere, ſehen wir die vorhin erwähnte Empfindlichkeit gegen Kälte und Trockenheit, ſo wie gegen die Einwirkung der von außen aufgenommenen Nahrung auf den verdauenden Leib am augenfälligſten hervortreten. Das Geſchlecht der Schlangen erſtarret großentheils bei der jährlich wiederkehrenden Abnahme der Wärme, und viele ſeiner Arten müſſen jede vollkommne Sättigung mit dem Zuſtand einer Ohnmacht büßen, während welcher ſie der Empfindung wie der Kraft der freien Bewegung faſt ganz beraubt erſcheinen. Der innre Zwieſpalt der Eigenſchaften und die Selbſtauflöſung theilt ſich von ſolchen krankhaften Weſen leicht auch andren Lebendigen mit: jenes Geſchlecht der Thiere entſpricht durch ſeine öfters ſehr giftige Natur, dem Arſenik der unorganiſchen Körperwelt: in beiden kommt die verderbliche, allzerſtörende Kraft, aus einer und derſelben Urſache her.

Das vorhin häufigere Vorkommen und beſſere Gedeihen der zweideutigen Uebergangsformen hatte allerdings auch einen äußerlichen Grund in dem Zuſtand der damaligen Erdoberfläche. Das Geſchlecht der Schlangen, wie faſt die ganze Claſſe der Amphibien, gedeiht noch jetzt am beſten da, wo eine mittäglich ſchwüle Luft über einem Gewäſſer brütet, in welchem die aufgelöſ'ten Elemente organiſcher Körper durch einander gähren. Unter ähnlichen Verhältniſſen lebt und gedeiht auch das vorhin erwähnte, zweideutige Schnabelthier. Solche begünſtigende, äußre Bedingungen des Beſtehens und Gedeihens der Mittelformen, mußten ſich in jener Vorzeit, da eine Luftwärme der Tropenländer das feuchte, von Lebenskeimen durchdrungne Land und Gewäſſer bewegte, allerdings in vorzüglichem Maße finden. Es geſchah im Großen und Ganzen, was dem Menſchen noch jetzt im Kleinen geſchieht, wenn er ein noch niemals von der Cultur berührtes Land zuerſt mit Hacke und Pflug aufreißet und für eine neue Welt der Keime zugänglich macht. Da zeigt ſich, nach Lichtenſteins Bemerkung, ſelbſt in Südafrika, alsbald ein Gewächs, das auf ſeltſame Weiſe Eigenſchaften der Brodfruchtbäume, und namentlich des Feigenbaums, ſammt jenen des Arons und Pfeffers mit einer dem Hanfe verwandten Form vereint: die Neſſel, mit brennendem

Gifte. — So wie dann die äußerlichen, das Gedeihen begünſtigenden Verhältniſſe ſich veränderten, mußten auch die erwähnten Uebergangsformen vergehen; wie die Rieſenſchlange und Brillenſchlange des heißen Erdgürtels auf den Felſenhöhen, ſelbſt unſrer gemäßigten Zone, bald ausſterben würden.

Aber, wie ſchon oben erwähnt, es war ein tiefer gelegner, allgemeinerer Grund, der jene Mittelweſen abſterben machte, den wir uns hier noch an einem andern, allbekannten Beiſpiel aus der uns zunächſt umgebenden Natur deutlich machen wollen:

Bei unſren Hausthieren, ſo wie bei den Blumen der Gärten, wird zuweilen, durch die Kunſt des Menſchen, eine Brut von Miſchlingen erzeugt, welche, wenn ſie etwa aus dem Vereine des Pferdes und Eſels entſproſſen war, Eigenſchaften der beiden verſchiedenartigen Eltern vereint. Die Geſtalt, für ſich ſelber, iſt dauerhaft und kräftig; an ihr zeigt ſich die edlere Form und der Muth des Roſſes, wie die Feſtigkeit des Ganges, und die andern Gaben des gebirgsbewohnenden Eſels. Aber dieſer Form, ſo lebenskräftig und muthig ſie auch erſcheint, gehet faſt gänzlich die Kraft ab, nach dem gewöhnlichen Verlauf der Natur ſich wieder zu erzeugen und beſtehend zu erhalten. Jene Kraft, welche die beiden Geſchlechter ſcheidet und den gegenſeitigen Zug des einen zum andern begründet, konnte ſolchen künſtlichen Miſchungen bloß das Entſtehen und die Geſtaltung geben, nicht aber den vollkommnen, zeugungsfähigen Gegenſatz der Geſchlechter. Der Magnet weckt im reinen Eiſen oder Stahl bald die Trennung in die beiden Pole, und die Kraft der magnetiſchen Anziehung; nicht aber in dem Eiſen, das jetzt die Abgeſchiedenheit ſeiner Art verlaſſen, und, mit dem Oxygen der Luft vermiſcht, den Eiſenkalk gebildet hat.

So verſchwanden und erloſchen die Formen, in denen ſich die Eigenſchaften und die einzelnen Züge des äußren und innren Baues der noch jetzt beſtehenden Hauptrichtungen vermiſcht und verbunden fanden, deßhalb ſo leicht, weil ihnen der oben erwähnte, innre Lebensodem ausging, deſſen Bewegen eben durch die ſcharfe Trennung und Scheidung der Geſchlechter und Ordnungen der Weſen, durch eine ſcheinbare Einſeitigkeit in den Dingen der Natur erhalten wird.

Wie? iſt es denn aber bloß die Einſeitigkeit, als ſolche, welche in der Natur das Leben begründet und erhält, beſteht der Wechſelverkehr der lebenden Organe des Leibes: der Nerven und Muskeln bloß dadurch, daß etwa in jenen der Kohlenſtoff, in dieſen der Stickſtoff ein wenig vorwaltet; der Verkehr zwiſchen dem Blut und der feſten Fiber, bloß durch den Gegenſatz des Flüſſigen und Starren? Dieſe Entgegenſetzung der Organe iſt noch dieſelbe in dem vom Blitz getödteten Thiere als im Lebenden, und doch liegt jenes ſtarr da und verweſ't, während dieſes ſich vielſeitig regt und bewegt. Das Glied lebt und bewegt ſich nicht vermöge ſeiner Entgegenſetzung mit einem andern Gliede, ſondern durch den beide ergänzenden, über beide waltenden Einfluß der Seele. So iſt es auch in der geſammten, organiſchen Welt nicht die Entgegenſetzung und Vereinſeitigung der Formen und einzelnen Lebensrichtungen, welche an ſich dieſen ihr Fortbeſtehen und kräftiges Gedeihen ſichert, ſondern die Wechſelbeziehung, in welche die einzelnen Weſen, eben durch ihre ſcheinbare Mangelhaftigkeit, mit einem allgemeinen, oberen, den Mangel ergänzenden Lebensprincip treten. Das geſunde Glied, in ſeiner polariſchen Einſeitigkeit, iſt der belebenden Einwirkung der Seele leicht zugänglich und dienend, während der Afterorganismus, der in irgend einem kranken Theile ſich bildet, und welcher ſein eignes ſchlagendes Herz, ſeinen eignen, empfindenden Nervenmittelpunkt hat, jenem Einfluß widerſtrebt, und deßhalb durch die geſunde Rückwirkung der andren Syſteme des Leibes aufgelöſ't und entfernt wird.

Auch der belebenden Seele kommt dann in ihrem Kreiſe ein Athmen zu, wie dem Leibe, den ſie bewegt, und das Fortbeſtehen ihrer belebenden Kraft hängt ſo unmittelbar und nothwendig von dem Fortgange jenes innren, pſychiſchen Athmens ab, wie der Kreislauf des Leibes von dem Athmen der Lebensluft. Ein übermächtig aufregendes, pſychiſches Moment, wie heftiger Schreck, Zorn, Freude, hemmt aus demſelben Grunde ſo blitzesſchnell den Lebenskreislauf der Seele, aus welchem das Einathmen von phosphorhaltiger, brennbarer Luft den Kreislauf des Leibes hemmt und auflöſ't. Dem athmenden Organ geſchieht in beiden Fällen etwas Aehnliches,

Geschlechtern der eigentlichen Planeten von entschieden planetarischer Natur: den vier sonnennäheren und den drei sonnenferneren, finden sich die Mittelwesen zwischen Planeten und Kometen, ja, so könnte man wenigstens von Vesta sagen, zwischen Sonne und Planet, für welche man den eigenthümlichen Namen der Asteroiden gewählt hat. Sie sind so zwergartig klein, daß man sie für die Trümmer eines Weltkörpers gehalten, welcher, gleich den vorhin erwähnten Uebergangsformen der vormaligen organischen Schöpfung, durch einen in ihm selber gelegenen Grund zerstört und aufgelöst worden sey. Kometenartig erscheint bei einigen dieser Mittelwesen die Atmosphäre und die Gestalt der durch einander geschlungenen Bahnen; ein eigentlicher Kern ist von der mächtigen Dunsthülle kaum zu unterscheiden.

Da, wo in unsrem Steinreiche die Classe der Metalle den Uebergang zu der Ordnung der brennbaren Körper macht, erscheinen Mittelwesen von sehr leicht zerstörbarer Natur: spröde und leicht zersprengbar, der Verbindung mit dem Oxygen der Luft und mit Säuren schnell unterliegend, sehr flüchtig im Feuer. Diese Mittelwesen tragen den Charakter der Zerstörung und Auflösung, der in ihnen selber liegt, auch auf andere Dinge über, zu denen sie sich gesellen: sie gehören, wie dieß vorzüglich, an ihrer Spitze stehend, der Arsenik zeigt, zu den stärksten Giften der Natur.

Auch in unsrer organischen Welt tragen die Uebergangsformen, welche noch jetzt, wenn auch nur sehr vereinzelt, zwischen den bestehenden Hauptrichtungen gefunden werden, fast durchgängig den Charakter der Kränklichkeit oder des innren Zwiespaltes an sich, und in einem großen Theil von ihnen liegt ein heftiges Gift verborgen. Diese Mittelformen können nur unter sehr engbeschränkten, ganz besonders begünstigenden äußren Verhältnissen leben und gedeihen; eine geringe Veränderung der äußren Temperatur, so wie der Mangel an Feuchtigkeit, versetzt sie in einen Zustand der tiefen Ohnmacht oder Erstarrung; eben so das bei den meisten sehr mühsam erschwerte Geschäft der Verdauung.

Nur auf einen einzigen Punkt der Erde, auf einen kleinen Theil von Neuholland beschränkt, erscheint das Schnabelthier, die Uebergangsform zwischen Vogel und Säugthier, welches zugleich das [illegible]stige Thier ist, das in diesen beiden Classen

gefunden wird. An den Amphibien, diesen Mittelwesen zwischen den Classen der Fische und der vollkommneren Wirbelthiere, sehen wir die vorhin erwähnte Empfindlichkeit gegen Kälte und Trockenheit, so wie gegen die Einwirkung der von außen aufgenommenen Nahrung auf den verdauenden Leib am augenfälligsten hervortreten. Das Geschlecht der Schlangen erstarret großentheils bei der jährlich wiederkehrenden Abnahme der Wärme, und viele seiner Arten müssen jede vollkommne Sättigung mit dem Zustand einer Ohnmacht büßen, während welcher sie der Empfindung wie der Kraft der freien Bewegung fast ganz beraubt erscheinen. Der innre Zwiespalt der Eigenschaften und die Selbstauflösung theilt sich von solchen krankhaften Wesen leicht auch andren Lebendigen mit: jenes Geschlecht der Thiere entspricht durch seine öfters sehr giftige Natur, dem Arsenik der unorganischen Körperwelt: in beiden kommt die verderbliche, allzerstörende Kraft, aus einer und derselben Ursache her.

Das vorhin häufigere Vorkommen und bessere Gedeihen der zweideutigen Uebergangsformen hatte allerdings auch einen äußerlichen Grund in dem Zustand der damaligen Erdoberfläche. Das Geschlecht der Schlangen, wie fast die ganze Classe der Amphibien, gedeiht noch jetzt am besten da, wo eine mittäglich schwüle Luft über einem Gewässer brütet, in welchem die aufgelöst'en Elemente organischer Körper durch einander gähren. Unter ähnlichen Verhältnissen lebt und gedeiht auch das vorhin erwähnte, zweideutige Schnabelthier. Solche begünstigende, äußre Bedingungen des Bestehens und Gedeihens der Mittelformen, mußten sich in jener Vorzeit, da eine Luftwärme der Tropenländer das feuchte, von Lebenskeimen durchdrungne Land und Gewässer bewegte, allerdings in vorzüglichem Maße finden. Es geschah im Großen und Ganzen, was dem Menschen noch jetzt im Kleinen geschieht, wenn er ein noch niemals von der Cultur berührtes Land zuerst mit Hacke und Pflug aufreißet und für eine neue Welt der Keime zugänglich macht. Da zeigt sich, nach Lichtensteins Bemerkung, selbst in Südafrika, alsbald ein Gewächs, das auf seltsame Weise Eigenschaften der Brodfruchtbäume, und namentlich des Feigenbaums, sammt jenen des Arons und Pfeffers mit einer dem Hanfe verwandten Form vereint: die Nessel, mit brennendem

verſchiedenartig ſcheinenden Bewegungen gemeinſam ausgehen. Denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß hier nur von einem Athmen und Kreislauf des Lebens in der Seele des Menſchenleibes, welche dieſer mit dem Thiere gemein hat, die Rede ſey, nicht von dem Lebensathmen des Geiſtes. Dieſer, der Geiſt aus Gott, ſobald er im Menſchen zu ſeinem eigentlichen, geſunden Leben erwacht, athmet auch: ſein Athmen iſt das Gebet zu Gott. Die thieriſch menſchliche Seele aber erfaſſet das Göttliche, gleichwie die Glieder des Leibes für ſich allein, ohne das Auge, das Licht, nicht unmittelbar, ſondern nur mittelbar in ſeinen Wirkungen. Wir dürfen uns daher wohl bei dem Geſchäft des Athmens der Seele noch von einer andren Seite an das leibliche Athmen erinnern.

Die Atmoſphäre, durch deren Athmen der Leib lebt, wurde oben, im Verhältniß zu der feſten Körpermaſſe des Planeten mit dem Gehirn und den Nerven, im Verhältniß zum übrigen Leibe verglichen. Gleich dieſen iſt der Luftkreis ein noch in uranfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebenes Element, durch welches die oberen, kosmiſchen Einflüſſe ungehemmt, wie lebende Vögel, ihren Lauf nehmen und in die dunklen, ſtarren Maſſen hinabwirken. Die Luft, alle Höhen und Tiefen der Planetenoberfläche umhüllend und erfüllend, erſcheint allerdings der Zuſammenfügung der feſten Maſſen, durch Schwere und Cohärenz, gegenüber, als ein Complement, welches abbildlich an das vorhin erwähnte pſychiſche Ergänzungselement erinnert. Ueberall da, wo der Zuſammenhang der feſten Maſſen ſich auflöſt, überall wo der geſchloſſene Kreis ſich öffnet, dringt augenblicklich das ergänzende Element der Luft ein und erfüllt den leeren Raum. Selbſt im lebenden organiſchen Leibe iſt es dieſe, das Zellgewebe und alle flüſſigen wie feſteren Theile durchdringende Luft, welche von innen her dem äußren Druck der Luftſäule das Gegengewicht hält, und dem letzteren hierdurch ſeine vernichtende Gewalt nimmt.

Noch mehr zeigt ſich das Oxygengas der Atmoſphäre in ſeiner Function, als ergänzendes, das Bedürfniß erfüllendes Complement bei der chemiſchen Wechſelwirkung mit den feſten Maſſen. Wo dieſe, durchs Feuer oder durch Elektricität von dem Band des gewöhnlichen Zuſammenhaltes befreit ſich zerſetzen

als dem einzelnen Magnet geſchieht, deſſen Nordpol gewe
ſam mit dem gleichnamigen Nordpol eines ungleich ſtärk
Magnetes in Berührung geſetzt wird: die bisherige Polari
und magneriſche Kraft des ſchwächeren wird vernichtet. Di
wird uns deutlicher werden, wenn wir das Athmen und d
damit verbundnen Lebenskreislauf unſrer pſychiſchen Na
noch etwas näher betrachten.

Ein magiſcher Zug wechſelſeitiger Zuneigung führt d
Kranken, welche ein und derſelbe Arzt magnetiſch behandel
zu einander, und verbindet ſie innig. Es iſt derſelbe Zu
welchen die magnetiſch Erweckten auch gegen ſolche Perſon
fühlen, mit denen der Magnetiſeur leiblich nahe verwandt i
und ſelbſt gegen die lebloſen Dinge, welche mit ihm in Ber
rung waren. Dieſe Neigung, welche keineswegs den Pe
ſonen oder Dingen an ſich ſelber, ſondern nur der an ihn
haftenden Kraft des Magnetiſeurs gilt, erſcheint am mächti
ſten, wenn der Magnetiſeur entfernt iſt, und wird in ſein
unmittelbaren Nähe mehr nach ihm ſelber hingeleitet, als n
den nur mittelbar wirkenden Trägern ſeiner Kraft.

Ein ähnliches ſtellvertretendes Verhältniß der einzel
Körper zu einander finden wir in der Geſchichte des gewö
lichen Erdmagnetismus. Es iſt hier nicht das Eiſen, welch
als ſolches, von allem magnetiſch gewordnen Eiſen begeh
und angezogen wird, ſondern der Wechſelverkehr mit ein
Strom der Lebenskräfte, welcher durch die ganze planetariſ
Natur gehet, und welcher alle für ihn empfänglichen Kör
in Bewegung ſetzet. Das magnetiſche Eiſen begehrt andr
Eiſen oder den entgegengeſetzten Pol eines andren Magnet
damit es an dieſe Medien das inwohnende Lebensprincip hi
überſtrömen und mittheilen könne; denn es iſt ein durch a
Regionen des Seyns gehendes, unabänderliches Geſetz des L
bens: daß nur Dem ein Leben von oben gegeben werden kön
welches ſelber an andre empfängliche Weſen Leben mittheil
daß nur das empfangen könne, welches gibt.

Der animaliſche Magnetismus, ſo ſahen wir oben, l
wirkt mittelſt der ihm eigenthümlichen anziehenden Kräfte ei
Wiedererneuerung und Verſtärkung des Hindurchſtrömens l
Lebensprincipien durch den kranken Organismus, und w

urch zum wohlthätig ſtärkenden Heilmittel (nach
der geſunde Organismus gleichet einer im magneti-
dian aufgeſtellten Magnetnadel, durch welche der
allgemeinen, magnetiſchen Fluidums ungehindert
eingeht. Wie der Zug der magnetiſchen Kraft bald
ernen Erdpol, bald nach den näheren Eiſenmaſſen
wird; ſo gehet der Zug des thieriſchen Inſtinctes
dem ferngelegnen Ziel der Wanderung und dem noch
Bedürfniß der ungebornen Brut, bald nach dem nä-
r oder Geſchlechtsgegenſatz hin. Dieſer Zug einer
lich zuſammenfügenden εἱμαρμένη iſt es, welcher
es Goldkäfers (Cetonia) zu der ſonſt Alles zerſtö-
eiſe führt und beide ſo friedlich harmoniſch vereint,
ſchiedenartigſten Somnambulen eines und deſſelben
rs. In jedem Augenblick, wir mögen ſchlafen oder
irkt der Zug der planetariſchen Schwere in gleichem
unſern Leib; ſo wirkt der Zug der befreundeten Le-
der umgebenden Natur in jedem Augenblick auf die
ende Seele ein, und erzeugt in ihr jenes Hinneigen
mit ihr in Beziehung ſtehenden Gegenſatz, welches
ſchlafenden Mutter der Zug nach dem Säugling) im-
ne Aufhören fortwirkt, auch wenn es ſich durch kein
Bewegen verräth. Wir dürfen dieſes Hinneigen
den Kraft nach ihrem Zielpunkt mit einem beſtändi-
iſchen Ausſtrömen vergleichen, welches eben ſo noth-
unaufhörlich ein Wiedereinſtrömen der allgemeinen
Kraft zur Folge hat.

emerkung, daß jene Bewegungen, welche der In-
entlich bei wandernden Thieren, hervorbringt, öf-
Richtung des magnetiſchen Meridians geſchehen, hat
die Frage erregt: ob nicht vielleicht der „pſychiſche
von welchem wir hier ſprachen, abhängig ſey von
riſch magnetiſchen. Eine ſolche Anſicht erſcheint
näherer Prüfung, eben ſo unzureichend und wenig
ld, als etwa die ſeyn würde, daß die Richtung der
netnadel nach Nord und Süd von den öfters herr-
rdwinden herrühre. Wohl aber mag in beiden Fäl-
deres, Drittes anzuerkennen ſeyn, von welchem jene

verſchiedenartig ſcheinenden Bewegungen gemeinſam ausg
Denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß hier nur von einem
men und Kreislauf des Lebens in der Seele des Men
leibes, welche dieſer mit dem Thiere gemein hat, die Re
nicht von dem Lebensathmen des Geiſtes. Dieſer, de
aus Gott, ſobald er im Menſchen zu ſeinem eigentlichen,
den Leben erwacht, athmet auch: ſein Athmen iſt da
zu Gott. Die thieriſch menſchliche Seele aber erfaſſet da
liche, gleichwie die Glieder des Leibes für ſich allein
das Auge, das Licht, nicht unmittelbar, ſondern nur m
in ſeinen Wirkungen. Wir dürfen uns daher wohl bei d
ſchäft des Athmens der Seele noch von einer andren Se
das leibliche Athmen erinnern.

Die Atmoſphäre, durch deren Athmen der Leib lebt,
oben, im Verhältniß zu der feſten Körpermaſſe des
mit dem Gehirn und den Nerven, im Verhältniß zum
Leibe verglichen. Gleich dieſen iſt der Luftkreis ein noch
anfänglicher Reinheit und Freiheit zurückgebliebenes
durch welches die oberen, kosmiſchen Einflüſſe ung
lebende Vögel, ihren Lauf nehmen und in die
Maſſen hinabwirken. Die Luft, alle Höhen
Planetenoberfläche umhüllend und erfüllend, erſch
der Zuſammenfügung der feſten Maſſen, durch Schwere
Cohärenz, gegenüber, als ein Complement, welches abb
an das vorhin erwähnte pſychiſche Ergänzungselement erin
Ueberall da, wo der Zuſammenhang der feſten Maſſen ſich
löſt, überall wo der geſchloſſene Kreis ſich öffnet, dringt a
blicklich das ergänzende Element der Luft ein und erfüllt
leeren Raum. Selbſt im lebenden organiſchen Leibe iſt es
das Zellgewebe und alle flüſſigen wie feſteren Theile durch
gende Luft, welche von innen her dem äußren Druck der
ſäule das Gegengewicht hält, und dem letzteren hierdurch
vernichtende Gewalt nimmt.

Noch mehr zeigt ſich das Oxygengas der Atmoſphä
ſeiner Function, als ergänzendes, das Bedürfniß erfül
Complement bei der chemiſchen Wechſelwirkung mit den
Maſſen. Wo dieſe, durchs Feuer oder durch Elektricit
dem Band des gewöhnlichen Zuſammenhaltes befreit ſich ze

haltlos verflüchtigen wollen, begegnet dem aufwärts ge-
Drange der von oben kommende, gestaltende Zug. Denn
allem zeigt sich die Säure als Grund der festen Ge-
. Dem Blut des lebenden Leibes, wenn dieses beim
uf, zur Verflüchtigung und innren Auflösung geneigt,
gen erreicht hat, begegnet hier, beim Einathmen, das
toffgas, welches mit seinem nach unten, zur Leiblichkeit
den Zuge, das Hinwegstrebende ergreift, und so das Blut
ht, zu dem alten Wechselverkehr mit dem Leibe zu-
ut.

hr die eigenthümliche Schwere der Körper diese stets hin-
führt zum Verein mit der Gesammtmasse des Plane-
führt das eigenthümliche Leben der Seele diese stätig
aufwärts nach einer oberen Einheit des Lebens. Um
chtiger, je vollkommner die Absonderung und Entge-
ung gewesen (nach S. 452). Diesem aufwärts streben-
Drange begegnet aber der von oben nach unten, zur
keit gehende Zug (§. 18): das Alles ergänzende, obere
ment. Wir werden dieses Complement in seinem Verhält-
einem Göttlichen, welches nur der Geist erfasset und er-
noch an einem andern Orte etwas näher betrachten.

ie einzelnen Lebendigen stehen zu dem allgemeinen psychi-
princip, welches Alle durchweht, wie der lebendige Odem
leder des Leibes, in einem Verhältniß, welches auch
iedern ihr hohes Recht in Beziehung auf den bewegenden
oder das Blut sichert, durch und aus dem sie sich bil-
Das Licht, so hehr und gewaltig, was wollte es ohne
gen, welche dasselbe sehen; was könnte es beleuchten,
eine planetarische Welt da, die seinen Strahlen erst Wirk-
und Wesen und das Gewand der Farben verliehe. Die
de Seele, sey es die im einzelnen Lebendigen wohnende,
e allgemeine, welche alles Besondre umfasset, kann nur
halten und erneuern, was der anfänglich schaffende Geist
rufen und gegeben.

ach dem gewöhnlichen, naturgemäßen Verlaufe des leib-
lebens, bewegt und bildet dieses in den Eingeweiden,
zu empfinden; es bewegt und empfindet in den Glie-
e es zu wissen und zu bedenken: es bedenkt aber und

ſehr geringem Maße das bei ſich, was wir Gefühl der Seele nennen, dagegen hat man öfters mitten in den Flammen der leiblichen Martern in der Seele des Gepeinigten ein Gefühl von Freudigkeit und Wonne erwachen ſehen, welches den Leib ſelber und Alles was ihm geſchah unbemerkbar machte. So begegnet es uns auch täglich, daß eine und dieſelbe leibliche Empfindung das eine Mal ein Gefühl von freudiger, andre Male von mißbehaglicher Art erregt, noch andre Male uns ohne alles Gefühl läſſet; es geſchieht uns, daß ſolche Eindrücke, welche an ſich ſelber dem Leibe von wohlgefälliger Art ſind, ein Mißfallen der Seele nach ſich ziehen, oder umgekehrt.

Ein gewiſſer Menſch, in welchem ein Hang iſt zur Beſchauung der ſichtbaren Natur und zur Beachtung der Wirkſamkeit der Seele, litt an einem entkräftenden Heimweh, welches freilich eben ſo ſehr von leiblicher als von geiſtiger Art war. Da blickte er einſt, in einer beſonders traurigen Stimmung, am Boden ſitzend in das Innre einer kleinen Blume des Feldes. Weder dachte er in dieſem Augenblick mit irgend einer Deutlichkeit an die Symmetrie und Schönheit des kleinen Tempels, welchen er hier vor Augen hatte, noch war er ſich irgend einer bedeutenden Empfindung des äußern Sinnes bewußt, dennoch erwachte bei dem Anblick dieſer kleinen organiſchen Welt ein Gefühl von innrer Ruhe und Freudigkeit, welches lange andauerte. Ein andres Mal haben in einem Jüngling, welcher zur Schwermuth geneigt war, die Töne einer ſingenden Menſchenſtimme, in deren Worten für ihn kein Sinn lag, und welche er, nahe vorübergehend, nur auf einige Augenblicke gehört hatte, ein viele Stunden lang anhaltendes Gefühl von Traurigkeit erregt. Mag es ſeyn, daß wir dieſe beiden Fälle als von krankhafter Art betrachten dürfen: wird nicht aber auch der Geſunde, der geiſtig Kräftige und Starke öfters durch eine höchſt unbedeutend ſcheinende äußere Veranlaſſung in Gefühle verſenkt, deren Macht und Dauer in gar keinem Verhältniß ſtehen mit dem äußern Eindruck, welcher ſcheinbar zu ihnen die Veranlaſſung gegeben? So vermag ein einziges Wort, ja die freundliche oder gleichgültige Miene eines geliebten und verehrten Menſchen unſer Herz freudig emporzuſchwellen oder niederzubeugen; ein kleiner Vortheil oder ein unbedeutendes, andre Male uns gar nicht auffallendes Hinder-

Form des früheren Alters, mit scharf geschiedenem Ge-
Ergänzung fügen wir zur weitern Erläuterung dessen, was
das Aussterben einiger vormaligen Geschlechter organischer
gt worden, hier noch einige Stellen aus der erwähnten
rift bei:
hier der Ammonitengehäuse war, wie alle Sepien, eine
form zwischen Fischen und Schnecken. Selbst die Benen-
enfisch, welche unsre Sprache für jenes Mittelwesen wählte,
Zweideutigkeit der Form andeuten zu wollen. Wie ein
der edleren Art auf unvollkommnerem Stamme, sitzet, durch
gesondert, auf dem unförmlichen Leibe ein Kopf, mit horn-
nabelförmigen Kinnladen, gleich jenen einiger Knorpelfische;
e großen Augen nicht bloß den äußren Anschein, sondern
nren Bau mit jenen der Fische gemein, und diese Uebereinn-
mit dem innren Bau des Fisches zeigt sich am Gehirn wie
anen des Gehörs. Ein Knorpel, welcher ringförmig das
schließt, erinnert an den Schädel der vollkommneren Thiere;
halengehäuse, mit dem räthselhaften, durch die einzelnen
ührenden Siphon, scheint die bauende Natur den ersten
einem System der Rückenwirbel zu machen. Einen Ent-
er hier vorerst an einem äußeren, unwesentlicheren Theil
vor Augen gelegt wird, bald hernach aber, in der nächst
n Classe der Wirbelthiere, in das Innre des Leibes, als
Element der Gestaltung eingeführt erscheint. So ist das
lecht der vielkammrigen Schalenthiere ein Durchgangs-
formen, an welchem die weiterstrebende Natur die bisherige
ufe, als eine ihr nicht mehr genügende, verläßt, ohne sich
ommen zu der nächst höheren erheben zu können. Ein
punkt, an welchem das früher Bestandene in seiner Auf-
ssen, das Nachkommende aber noch nicht zur festen Ge-
angt ist. Was hier nur von einer Familie der vormaligen
esagt worden, das gilt, fast ohne Ausnahme, von allen de-
, obwohl sie in der frühreren Weltperiode an Zahl der Ar-
dividuen sehr bedeutend gewesen, nun gänzlich ausgestorben,
uf wenige Gattungen, aus der jetzt lebenden Natur ver-
ind. Sie waren Wesen von zweideutiger Art, welche an
Eigenschaften gerade in der Mitte zwischen den jetzt herr-
uptformen stunden; in der Mitte zwischen den nach beiden
laufenden, einander entgegengesetzten Richtungen der ge-
Natur. — In großer Menge, dieß bezeugen die verschütte-
bedeckten das alte Festland die Gruppen und Waldungen
sen, deren Bau auf gleiche Weise an die eine wie an die
tordnung der phanerogamischen Pflanzen erinnert. Denn
, wie dieß Link (in s. Urwelt S. 46 u. a.) bewiesen, in
n Zahl der nun ausgestorbenen Gewächsformen eine Anord-
esäße, welche in der Mitte zwischen der steht, die bei den
honen gefunden wird, und zwischen jener der Dikotyledonen.
tformen von Bäumen theilen sich jetzt in die kältere und
len der Erdfläche: die Ebenen und Gebirge der nördlichen
ten die Waldungen der Nadelhölzer, die heiße Zone erzeugt
nur der palmenartigen Gewächse. In den vormaligen Wal-
r, von der Küste des Eismeers bis zu der Palmenzone von
fanden sehr häufig jene Geschlechter von Bäumen vor,
er Palme noch Nadelholz, Eigenschaften von beiden an sich
ie ihnen zugleich gediehen da solche Bäume von gegliedertem
Stamme und Zweige, welche, am nächsten den Casuarinen

von Neuholland verwandt, als Mittelformen zwischen den Equi
und den Dikotyledonen erscheinen; zugleich, in mächtigen Massen
Uebergangsformen der Filicineen zur Palme: die baumartigen
renkräuter.

Damals erfüllten das Meer die merkwürdigen Mittelwesen
schen Blume und Thierform, von denen nur noch wenige Sp
unter den jetzt lebenden Geschlechtern gefunden werden; auf
gem, gegliedertem Stängel ein lilienartiges Gebilde, statt der
ter und andrer Blüthentheile jedoch ein Gewimmel von unzäh
kleinen Thierlein, welche, unter sich verwachsen, den gemeinsa
größeren Thierleib bildeten. (Die Gattung Encrinus um
allein 16 von Parkinson beschriebene Arten. Link a. a. O. S.
Andre Mittelwesen zwischen Korallenthieren und zweischaligen
scheln, wie die Hippuriten, oder zwischen Krebsen und Käferschn
wie die Familie der Trilobiten, lebten, in vielfältigen Geschlec
und Arten, auf dem tieferen Seegrunde und an der felsigen K
während der jetzigen Thierwelt diese Formen fast gänzlich abg
Die Eigenthümlichkeit des Baues der Säugthiere, des Vogels
der Eidechsen, scheinen, auf den ersten Blick, in dem Pterodact
der Vorwelt so verschmolzen, daß einige unsrer größten Naturfo
in Zweifel gewesen, ob dieses nun gänzlich untergegangene Thi
schlecht als fliegende Eidechse oder als Fledermaus die Höhlen
Klüfte der Felsen bewohnt, oder schwimmend, mit den flügelartig
längerten Flossen, auf dem Wasser gelebt habe. Salamanderar
Thiere, Uebergangsformen zwischen Eidechsen und Fröschen, erz
und hegte das Landgewässer der Vorzeit in riesenhafter Größe,
ihnen die mannichfaltigsten Arten der andren eierlegenden Vierfü

Die meisten der untergegangenen Säugthierarten des ehemal
Festlandes gehörten zu den anjetzt sehr vereinzelt stehenden
telformen zwischen den beiden Hauptreihen ihrer Classe: es
ren elephanten- oder flußpferdartige Thiere. An einigen dieser au
storbenen Geschlechter werden Züge von dem Bau des Kamels mit
vom Bau des Fischotters und der noch jetzt lebenden Dickhäuter
eint gefunden. (So beim Anoplotherium commune.) Andre
den zwischen Tapir und Pferd (so die Paläotherien nach Cuvier),
rend noch andre (z. B. die Megatherien) im Bau des Skelettes
die Faulthiere, diese Mittelthiere zwischen Affen und grasfressen
Thieren, erinnern.

Das vormalige Meer und Festland ernährten aber in jener fr
hern Periode nicht bloß Wesen aus allen Ordnungen und Classen
Thiere und Pflanzen: Fische wie Mollusken, Säugthiere wie Vög
sondern es wuchsen auch, unter den oben erwähnten, ausgestorben
Uebergangsformen des Gewächsreiches, in großer Menge Palmen, wel
nur sehr wenig von den jetzt gedeihenden Arten verschieden waren
Bäume, nahe verwandt mit den noch bei uns wachsenden Eichen u
Wallnüssen, Schwarzpappeln und Weiden. (M. v. Ebels Anleitu
die Schweiz zu bereisen, 3te Aufl. 4ter Th. S. 526, und Schlothei
Petrefactenkunde, S. 390.) Eben so gab es neben den ausgestorben
Familien der Säugethiere auch Arten aus dem Geschlechte der Ka
und Hunde; gleichzeitig mit der capischen Hyäne die Arten der Na
thiere, und selbst der Wiederkäuer, welche in der jetzigen Natur n
fast gänzlich als dieselben wiedergefunden werden.

Von plötzlichen, na[illegible] durch heftige Gemüthsbewegung
ten Todesfällen erzählt [illegible] M. Wagner in seinen Beit
phil. Anthrop. mehrere [illegible] in Ungarn eine
Tod ihres zweijähr[illegible] etrübte Mutter

genblick, wo man ihr erlaubte, den Leichnam noch einmal zu sehen. an erzählte, „es sey ihr das Herz zerborsten.“ — Man denke an Geschichte der Frau des Hassan Aga bei Goethe. — Eine reiche au in A., die ein Kästchen mit Pretiosen verloren hatte und dar- r fast untröstlich war, starb plötzlich an Entzücken, als man ihr Kästchen wiederbrachte.

Die Gefühle.

§. 31. Jener alten Lehre folgend, daß die Sichtbarkeit Dolmetscher und Ausleger des unsichtbaren Wesens sey, und die einzelnen Richtungen der Seelenthätigkeit den verschied- Theilen und Verrichtungen des Leibes entsprechen, betrach- wir hier, in der Geschichte der Gefühle einen Vorgang der ärkung und Bekräftigung der Seele, welcher vollkommen in nem Kreise dem Ernährungsproceß des Leibes entspricht.

Was dem lebenden Leibe Speise und Trank, das sind der ele die Gefühle. Ehe wir jedoch dieses an der That des See- lebens selber zeigen, müssen wir zuerst untersuchen, was Ge- hl heiße?

Der Doppelsinn des Wortes, welcher (nach §. 18) zugleich ch ein Geschäft der leiblichen Sinnen umfasset, konnte zu der einung verleiten, daß unsre Gefühle eins seyen mit den Em- findungen des Leiblichen, und daß etwa die Ernährung der ele durch das Wohlbehagen oder die Lust des Leibes geschehe. ese Meinung wird sich jedoch, bei genauerer Betrachtung als haltbar zeigen.

Das was wir an der Seele Gefühl nennen, wird freilich er mit einer leiblichen Empfindung zusammengesellt und in er Art von Beziehung auf diese gefunden, doch hängt weder Macht und Gewalt des Gefühles von der Stärke der leib- en Empfindung ab, zu welcher sich jenes etwa gesellt, noch die Art und Beschaffenheit des Gefühles an die Art und Be- affenheit der zugehörigen leiblichen Empfindung gebunden. Ein chtiges Gefühl von Freudigkeit und innrem Frieden wird nicht en durch eine andre Male kaum bemerkbare äußere Empfin- hervorgerufen; die stärksten Erschütterungen der Sinne Seele öfters, wie ein Donner der Kanonen, ohne ei- Gefühl: die Wollust des Leibes hat nur selten und in

zur Ernährung: zum Geſchäft des Werdens des Leibes verwendet, ſo nimmt die Seele ihrerſeits die Principien und unſichtbaren Anfänge des leiblichen Gewordenſeyns zu ihrer Nahrung auf. Man könnte, vorläufig bei der niederen Region der Gefühle verweilend, wohl ſagen, daß die Seele jederzeit, als Herr des Hauſes, zuerſt ihr Mahl hält, ehe dem Leib, dem Diener vergönnt wird auch ſeiner Sättigung zu gedenken, oder auch umgekehrt, daß ſie zur ſpäteren Stunde als der arbeitende Leib, faſt niemals aber mit dieſem zugleich und an demſelben Tiſche ſpeiſe. Denn unſre Gefühle, auch in dieſer Region, ſind ein Vorgenuß des Hoffens, oder ein Nachgenuß der Rückerinnerung von einem wirklich leiblich werdenden oder ehemals gewordnen Genuß, welcher, wenn er da iſt, oder als er da war, öfters unſerer Seele wie kein Genuß erſchien.

Die Wirkung der Gefühle erſcheinet uns gewöhnlich als eine kürzer oder länger andauernde Spannung oder Bekräftigung (auch Schwächung) der Seelenthätigkeit. Wie wir oben geſehen iſt es nicht ein leibliches, ſondern ein pſychiſches Element in dem Empfindbaren, was den Grund unſerer Gefühle bildet. Dieſes pſychiſche Element bewirkt die innre Bekräftigung und Spannung der Seelenthätigkeit vielleicht auf eine ähnliche Weiſe, als dieſelbe durch den Umgang und die geiſtige Mittheilung eines Freundes oder einer andren mitlebenden Seele in uns bewirkt werden kann. Ein Seyn und Werden, welches mit jenem der Seele von gleichem Geſchlecht iſt, wird von derſelben hereingezogen in den Vorgang des Gefühles, und theilet, wie der geiſtig genahete Freund oder Feind, dem Weſen der Seele den anregenden Einfluß ſeiner eignen, pſychiſchen Wirkſamkeit mit; einer Wirkſamkeit, von deren Geſchlecht ſchon die einer niedreren, leiblichen Ordnung iſt, welche zu dem Entſtehen der regelmäßigen Kryſtallgeſtalt des Steines den erſten Anſtoß gab, und dieſen noch immer, wie das Licht das durchſichtige Glas, durchdringet.

Und daſſelbe allvereinende Band, welches (nach §. 13) bei der Ernährung des Leibes den magnetiſchen Zug der Speiſe zu dem Eſſer wirkt; jenes mütterliche Walten einer Liebe, welche ſchon die Sättigung zu bereiten anfängt, ehe der Hunger noch geboren worden, iſt auch bei dem Vorgang der Ernährung der Seele auf eine ſehr augenfällige Weiſe geſchäftig. Sein Werk

allein ist es, daß der bedürfenden Seele aus dem Boden der Empfindungen die Fülle der Gefühle hervorquillt, welche jene zu ihrer Ernährung bedarf. Durch seine magnetische Gewalt, welche den Strom der psychischen Kräfte jetzt hier-, dann dorthin leitet, geschieht es, daß sich, nach dem vorhin erwähnten Beispiel, in dem kleinen Kelch einer Blume des Feldes eine Erquickung ergieße, nach welcher die in der Irre gehende Seele schmachtete. Denn es ist auch hier jenes Ohr für die Stimme des innern Gehörs geöffnet, welches in der äußern, sichtbaren Welt das Schreien der jungen Raben höret.

Es ist mithin, wie wir dieß auch schon im §. 29 gesehen, nicht die eigne Kraft der Seele, welche die Fülle oder den Mangel, die Stärke oder Stumpfheit der Gefühle begründet. Eben so, wie es im Leiblichen nicht die Muskelkraft des hungernden Thieres ist, welche die Früchte des Sommers und Herbstes, oder die Schaaren des nährenden Gewürmes aus dem Boden hervorlockt; sondern eine andre, höhere Kraft, welche nach ihrem eignen Gesetz jetzt Fruchtbarkeit, andre Male Dürre und Mangel über die Auen ausstreuet und nach ihrem Wohlgefallen Alles sättiget, was da lebet. Wie übrigens der Magnet nicht die Luft, sondern nur das schwere Eisen an sich ziehet; so kann jenes wechselseitige Anziehen des Psychischen, worauf sich das Gefühl und der Vorgang der Ernährung der Seele gründen, zuletzt nur durch ein wirklich für uns und mit uns Werdendes gewirkt werden.

Ein solches Mitwerdendes, welchem der Zustand des leiblichen Geworden-seyns noch ferne stund, scheint es auch gewesen zu seyn, was den Stoff des Leib und Seele neubelebenden und bekräftigenden Gefühles bildete, dessen heilbringende Gewalt Sir Humphrey Davy an sich selber erfahren.

Dieser tiefgründende Forscher der innern Natur des Menschen, so wie der ihn umgebenden äußern Natur, erzählt in einem Werke, das er kurz vor seinem Tode geschrieben *), von einer innern Erscheinung, die ihm einst auf wundervolle Weise die verlornen Kräfte wieder gegeben und am Leben erhalten. Er war, mitten in seinen kräftigsten Jugendjahren, vom gel-

*) Consolations in Travels, or the last days of a Philosopher, by Sir Humphry Davy 1830. p. 69 — 73. — Deutsch übersetzt durch v. Martius, Nürnberg bei L. Schrag 1833.

denn die Bewegung wird durch eine von innen nach auß Empfindung durch eine von außen nach innen gerichtete keit hervorgebracht. Wie ſich unter den ſichtbaren Din wöhnlich bei und neben dem männlichen Einzelweſen a weibliche findet, und von wechſelſeitiger Anziehung g das eine dem andern folget; ſo folgen abwechſelnd auf e jetzt nach dem Moment der ſelbſtſtändig gebenden Be jene der paſſiv aufnehmenden Empfindung, oder beid der gleichzeitigen, zuſammentreffenden Wirkſamkeit nach und dennoch dem Weſen nach verſchieden neben einander.

Daſſelbe Verhältniß denn, was zwiſchen der leiblich pfindung und Bewegung, beſtehet auch zwiſchen dem und dem Begehren der Seele. Daß eine heftige Begier Leidenſchaft die Seele, wie hier der gemeine Ausdruck i lem Rechte ſagt, gefühllos mache, lehret uns jede all Erfahrung. Die Bewegung des Begehrens wecket al öfters ein Gefühl auf, oder es wird umgekehrt von dies Begehren aufgeregt, aber das was aufregt ſtehet hierbei in einem ſo abweichenden Verhältniß der Stärke oder zu dem was aufgeregt wird, daß ſchon hieraus die inn ſchiedenheit beider zur Genüge erhellet. Nur im niedern reich, nicht im Menſchen, erſcheinen beide ſich noch chender.

Das Begehren beſtehet in einem Bewegen, das Em gehet von einem leiblichen Gewordenſeyn aus; das Erkennen ein Seyn der höheren Ordnung: auf ein Mit- und Zuſamm des Erkennenden mit dem Erkannten, das Gefühl a Werden gegründet.

Dem Gefühl der Menſchenſeele verwandt iſt ſcho innre Werden eines künftigen noch unausgebornen Leibe die Larve des Schmetterlinges oder eines andren Inſects wenn dieſelbe, in der aus dem Gefühl erzeugten Beweg Gewand ſpinnt oder ein Gehäuſe baut, welches nicht f Wurmgeſtalt, wohl aber genau für den ganz andersartig riß der noch nicht vorhandenen Puppe, oder des geflügel ſectes paßt. Ein Gefühl, verwandt dem freudig erh der Menſchenſeele iſt es, was die jungen Vögel noch in zum Bewegen der kaum halbbefiederten Schwingen treibt

geben und ſie wieder in die faſt ſchon verlaſſene Leiblichkeit zurückführen.

Möge man dieſe Erzählung des trefflichen Davy hier nehmen für was man wolle; uns erſcheint dieſelbe zur Erläuterung der Lehre von den Gefühlen nicht unbedeutend. Zuerſt ſpricht ſie, ſelbſt in ihrem ſcheinbar das Gegentheil bezeugenden Falle, für die Realität des pſychiſchen Stoffes, wodurch alle unſre Gefühle erſt ihre eigenthümliche, Leib und Seele ernährende Kraft empfangen. Außer dieſem läßt uns jene Erzählung des merkwürdigen, wahrheitliebenden Mannes das eigenthümliche Weſen des Gefühles, welches auf ein Werden, auf ein erſt künftiges Gewordenſeyn gerichtet iſt, auf eine augenfällige Weiſe erkennen; endlich gibt uns dieſelbe einen Aufſchluß über die Macht und den Weg der Wirkſamkeit der Gefühle, zuerſt an der Seele und durch dieſe an dem Leibe.

Was demnach für den Leib und ſeine Erhaltung Speiſe und Getränke; das iſt für die Seele die Region der Gefühle. Gefühle ſind es, welche in dem innren, pſychiſchen Leben die erſte Kraft zum Wirken erwecken, und welche nachmals dieſe Kraft nähren, wachſen machen und vollenden. Ein einziger Augenblick voll lebendiger Gefühle, und die matte, zum Wirken unfähige Seele, empfängt neue Kraft und neuen Muth; die ſtrauchelnden Tritte werden feſter, die innren Augen wieder wacker zum Sehen, wie es die äußeren Augen jenes müden Kriegers wurden, als er ſeinen Stab in den fließenden Honig getunkt und dieſen gekoſtet. Die innren Lebenskräfte des ſchon erſterbenden Davy kehren wieder, ſobald die liebliche Erſcheinung eine Fülle von tröſtenden, nährenden Gefühlen über ſeine Seele ergießt; Joſeph Haydn empfängt, wenn die Arbeit ſeiner Kunſtſchöpfungen ihn niedergebeugt und ermüdet, neue Kraft und Fülle der Gedanken, ſobald er die matte Seele durch die Gefühle der Andacht genährt. Und dieſe Erfahrung, von der ſeelenſtärkenden Kraft der Gefühle, hat gewiß jeder ſelbſtthätige Geiſt öfter in ſeinem Leben gemacht, wenn er im Drang des äußeren Wirkens, oder der innren, geiſtigen Thätigkeit ſich ermattet und gänzlich verarmt fühlte.

Hierbei machen wir noch etwas näher auf jene Weiſe

aufmerksam, auf welche sich die Gefühle an den Kreislauf des Gesammtlebens unsrer Natur anschließen.

Wie nach §. 13 die Organe und der Vorgang der Verdauung an unserm Leibe der in die Tiefe versenkten Wurzel gleichen, aus welcher sich der Stamm und die Zweige mit all ihren Blättern und Blüthen erheben: wie der Stoff der dem Kreislauf des Blutes und der Erhaltung des Leibes zu Grunde liegt, immerhin zuerst in den Eingeweiden der Verdauung bereitet werden muß; so wird in den Gefühlen ein Quell der Wiedererneuung und der Erhaltung unsers Wesens gefunden, dessen Strahlen von innen nach außen, bis zu den niedersten Enden unsrer Leiblichkeit geführt werden. Darum gehet die Wirkung jenes Nahrungsquelles eben so wenig bloß auf die Seele, als die Wirkung der Nahrung sich bloß auf die verdauenden Eingeweide erstreckt, sondern sie verbreitet sich über das ganze Geschäft, auch des äußeren Lebens.

Dürfen wir doch nie vergessen, daß die Seele zuletzt es sey, welche dem Leibe die Kraft des Nahrungnehmens und der Verdauung, die Bewegung der Glieder, die Empfindung der Sinnen gebe; denn sobald die herrschende Gewalt der Seele aufhört, ihre Strahlen jetzt auf die eine, dann auf die andre Region der Leiblichkeit fallen zu lassen, entschwindet zugleich den Sinnen (wie uns dieß schon der Schlaf oder krankhafte Seelenzustände lehren) die Macht zu sehen und zu hören; die Glieder ruhen bewegungslos, das Geschäft der Verdauung wird gehemmt.

Wie deßhalb ein freudiges Gefühl der Hoffnung, oder der Erwartung der neuen Dinge, die da kommen sollten, nicht selten (auf ähnliche Weise als in dem von Davy erzählten Falle) seine stärkende Kraft über die Seele hinaus auch auf den Leib ergossen, und die zur Ermattung des Todes herabgesunkenen Glieder neu belebt habe, das werden uns noch viele, im §. 57 zu erwähnende Beispiele lehren. Die vom belagernden Feinde eng umschlossene Besatzung von Breda war der lähmenden Krankheit (dem Scharbock) fast ganz erlegen, als die Hoffnung, welche ein Brief des geliebten Heerführers auf baldigen Entsatz gab, kräftiger als alle leibliche Nahrung oder Arznei, dem Uebel Einhalt that, und die hinsterbenden

ist also das der bedürfenden Seele aus dem Boden der niedern die Fülle der Gefühle hervorquillt, welche sie zu ihrer Erhaltung bedarf. Durch solche magnetische Gewalt, welche vom der physischen Kräfte jetzt hier, dann dorthin leitet, ist es, daß sich nach dem vorhin erwähnten Beispiel in einem Reich einer Mimose des Feldes eine Erquickung findet, nach welcher die in Noth gerathene Seele schmachtete: so findet auch hier jenes Oehr für die Stimme des innern Gefühles, welches in der äußern, sichtbaren Welt das um der jungen Raben bittet.

Dieß möchten, wie wir dieß auch schon im §. 29. gesehen, die eigne Kraft der Seele, welche die Fülle oder den Mangel, die Stärke oder Stumpfheit der Gefühle begründen. Eben so wie im Leiblichen nicht die Muskelkraft des hungernden Esels, welche die Früchte des Sommers und Herbstes, oder während des nährenden Gewitters aus dem Boden hervorsaugen, sondern eine andre, höhere Kraft, welche nach ihrem eingesetzten Fruchtbarkeit, andre Mahl Dürre und Mangel in Einem ausstreuet und nach ihrem Wohlgefallen Alles fällt und ändert. Wie übrigens der Magnet nicht die Luft, sondern nur das schwere Eisen an sich ziehet; so kann jenes wunderbare Anziehen des Psychischen, worauf sich das Gefühl und Ergreifen der Ernährung der Seele gründen, zuletzt nur durch solches für uns und mit uns Werdendes gewirkt werden.

Ein solches Mitwerdendes, welchem der Zustand des leiblichen Gewordenseyns noch ferne stund, scheint es auch gewesen zu seyn, was den Stoff des Leib und Seele neubelebenden und kräftigenden Gefühles bildete, dessen heilbringende Gewalt Sir Humphrey Davy an sich selber erfahren.

Dieser tiefgründende Forscher der innern Natur des Menschen wie der ihn umgebenden äußern Natur, erzählt in einem Werke, das er kurz vor seinem Tode geschrieben *), von innern Erscheinung, die ihm einst auf wundervolle Weise neuen Kräfte wieder gegeben und am Leben erhalten. Er, mitten in seinen kräftigsten Jugendjahren, vom gel-

*) Consolations in Travels, or the last days of a Philosopher, by Sir Humphry Davy 1830. p. 69 — 72. — Deutsch übersetzt bei C. Martins, Nürnberg bei L. Schrag 1833.

den Fieber befallen, und [illegible]
die Hoffnung zu seiner Wiedergenesung aufgeben. [illegible]
ihm, in dem Zustand des Hinscheidens, eine lieblich jug
liche Gestalt, die er später immer seinen guten Engel na
Fünf und zwanzig Jahre vergingen, seitdem er jene Erschei
hatte, und noch waren ihm die Umrisse des schönen, j
fräulichen Wesens so gegenwärtig, als hätte er es erst
gesehen: lebendig gegenwärtig das von frischem Jugendrot
färbte Angesicht, das mild blickende, lasurblaue Auge.
ser weibliche Schutzgeist denn kommt, wie ein pflegender
Schmerzen stillender Besuch, zu der Seele des scheinbar Sterbe
schon seine Gegenwart, noch mehr seine tröstenden Gespräche,
geistig hohen Inhaltes, erregen Gefühle, welche der Seele die
zum Leben und Wirken wiedergeben; der Kranke genes
ger durch leibliche Heilmittel, als durch diese psychischen,
der sonderbare, innre Krankenbesuch ihm darreicht, der
während der größten Gefahr, fast nie verläßt, und erst
der Genesung verschwindet. Ein Besuch wie aus einer
künftigen Welt; denn in der ihm umgebenden Gegen
kannte Dante keine ähnliche Gestalt. Seine Neigungen
damals eben auf ein wirklich lebendes, weibliches Wesen
richtet, das auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit der
ren, heilenden Erscheinung hatte, vielmehr in Manchem
Gegentheil von dieser war. Zehn Jahre hernach auf
Reise an den Küsten des adriatischen Meeres, begegnet
zum ersten Male die Gestalt seines „guten Engels" als
lich lebendes Mädchen. Doch nur auf einige schnell
gehende Blicke, gleichsam als wollte sie ihn nur an ihre
malige Bedeutung in seinem Leben erinnern, und auf ihre
künftige Bestimmung ihn vorbereiten. Denn abermals
Jahre hernach, zwanzig Jahre nach der ersten Lebensrett
als ihn wieder eine schwere Krankheit dem Tode nahe ge
da nimmt sich seiner, pflegend und tröstend, ein wirk
bendes, weibliches Wesen an, das so ganz [illegible]
rettenden Erscheinung glich, daß es schwer [illegible]
wesen, ob es das Urbild oder das leiblich [illegible]
genannt werden sollte. Es erwachen von [illegible]
welche der Seele die [illegible]

und sie wieder in die fast schon verlassene Leiblichkeit führen.

Mag man diese Erzählung des trefflichen Davy hier n
er was man wolle; uns erscheint dieselbe zur Erläuterun
hre von den Gefühlen nicht unbedeutend. Zuerst spric
ßt in ihrem scheinbar das Gegentheil bezeugenden Fall
Realität des psychischen Stoffes, wodurch alle unsi
e erst ihre eigenthümliche, Leib und Seele ernährend
mpfangen. Außer diesem lässt uns jene Erzählung des
rigen, wahrheitliebenden Mannes das eigenthümliche
des Gefühles, welches auf ein Werden, auf ein erst
zu Gebärdenseyn gerichtet ist, auf eine augenfällige Weise
n; endlich gibt uns dieselbe einen Aufschluß über die
und den Weg der Wirksamkeit der Gefühle, zuerst in
ele und durch diese in dem Leibe.

as demnach für den Leib und seine Erhaltung Speise
etränke: das ist für die Seele die Region der Gefühle.
e sind es, welche in dem innren, psychischen Leben die
raft zum Wirken erwecken, und welche nachmals diese
nähren, wachsen machen und vollenden. Ein einziger
ick voll lebendiger Gefühle, und die matte, zum Wir-
hige Seele, empfängt neue Kraft und neuen Muth;
chelnden Tritte werden fester, die innren Augen wieder
m Sehen, wie es die äußeren Augen jenes müden
wurden, als er seinen Stab in den fließenden Honig
d diesen gekostet. Die innren Lebenskräfte des schon
n Davy kehren wieder, sobald die liebliche Erschei-
Fülle von tröstenden, nährenden Gefühlen über seine
t; Joseph Haydn empfängt, wenn die Arbeit sei-
opfungen ihn niedergebeugt und ermüdet, neue
ülle der Gedanken, sobald er die matte Seele
hle der Andacht genährt. Und diese Erfahrung,
tärkenden Kraft der Gefühle, hat gewiß jeder
ist öfter in seinem Leben gemacht, wenn er im
eren Wirkens, oder der innren, geistigen Thä-
tet und gänzlich verarmt fühlte.

chen wir noch etwas näher auf jene Weise

lichen Menſchen, immer etwas Neues zu ſehen und zu empfinden, ein Verlangen der Seele nach Nahrung, welches ſeine Stillung ſo lange in dem Wechſelverkehr mit der Welt der Sinnen ſuchet, bis es den Zugang zu einer andren, innren Welt gefunden, deren Tiefe und Umfang ſo unermeßlich iſt, daß jeder Moment des Betrachtens einen noch nie empfundenen Eindruck bringet.

Wie der leiblichen Nahrung in der früheren, empfänglicheren Zeit der Kindheit ein ganz beſondrer Einfluß auf die eigenthümliche Entwicklung der leiblichen Organe zukömmt; ſo hat die erſte pſychiſche Nahrung eine ganz entſchiedene Einwirkung auf die nachmals vorherrſchende Richtung der Seele.

Ein dürftiger Vater legt ſeinem Kinde, wenn dieſes zuweilen, vielleicht der erſehnten Wartung entbehrend, lange in der Wiege weilen muß, Blumen zur Ergötzung und zum Spiel der zarten Augen und Hände hin. Das Kind freut ſich der bunten, duftenden Gebilde. Aber das dunkle Gefühl der träumenden Seele übt auf dieſe eine geſtaltende Kraft aus, deren Wirkung in die ſpätere Zeit des erwachten Bewußtſeyns hinüberreicht: aus dem mit Blumen ſpielenden Säuglinge wird der große Carl v. Linné. — Das Gefühl, welches der Geſang eines melodiſch lautenden Sterbeliedes am Sarge des Vaters in der Seele eines fünfjährigen Kindes aufgeregt hatte, wird zur erſten und bald zur Lieblingsnahrung dieſer Seele, welche dadurch zur Meiſterſchaft in der Kunſt der Töne erwächſet. Eine tauſendfache äußre Noth und Armuth kann die Kraft und Wirkung der erſten Seelenſpeiſe der Kindheit nicht mehr zerſtören, aus dem, ernſte Geſänge liebenden Kinde wird der treffliche J. A. Hiller. Eben ſo war die erſte Nahrung und von da an die gewöhnliche, für die Seele des berühmten Joſeph Haydn jenes Gefühl, das der Geſang der beiden Eltern, beſonders die liebliche Stimme der Mutter in dem kaum lallenden Kinde geweckt hatte. — Es waren die Gefühle der theilnehmenden Freude an hoher Heldenkraft, die das Leſen der alten und einiger neueren Werke über die Thaten des Krieges in der Seele eines ſchwächlich ſcheinenden, dem geiſtlichen Stande beſtimmten Knaben hervorgerufen, welche in dieſes zarte Gefäß ſo ungewöhnliche Kräfte ergoſſen, daß der

[illegible] von neuem auf ihre Füße und den Angriffen des Feind[illegible] entgegenstellte. Jener alte Held erhub sich, wie in jugend[illegible] Frische, von dem Siechbette, an welches ihn Krankheit [illegible] die Entkräftung des Alters schon lange gefesselt hielten, [illegible] ihm die Nachricht kam, daß ihm der König die Führung [illegible] Flotte gegen den Feind übertragen habe; eine alte Mutter [illegible] von ihrer Wassersucht durch das Gefühl von Freude, [illegible] der ihr neugeschenkte Anblick der Söhne ihr gewährte. [illegible] Nicht minder als auf die Kräfte der niederen Ordnung [illegible] die Gefühle ihren verstärkenden, erhöhenden Einfluß, [illegible] auf die Kräfte der höheren Art. Es sind Gefühle, welche [illegible] Empfindungen, so wie die Wahrnehmungen der Sinne [illegible] und bekräftigen; denn sie allein sind es, welche in die [illegible] erst das hineinlegen, was die sehnende Seele in [illegible] sucht und begehrt. Darum erscheint einem Sinne, in [illegible] ein Gefühl der Freude seine Kräfte ergossen, das Grün [illegible] doppelt so lieblich und schön als sonst, ja die ganze [illegible] der Sinnen dünkt ihm herrlicher und veredelter. [illegible] es, welche (wie schon oben erwähnt) unserm Thun [illegible] Stärke verliehen und Ausdauer. Endlich so gibt [illegible] jenes Gefühl, welches wir einstweilen als das [illegible] Staunens vor dem Neuen bezeichnen wollen, nicht bloß [illegible] äußren Sinn eine verstärkte Kraft, sondern es erhöht eben [illegible] sehr das Auffassungs- und Erkenntnißvermögen des innren [illegible]nschen.

Diese Macht, welche in dem Neuen, eben erst für die [illegible]eele Werdenden, eben so wie in dem noch fern Künftigen [illegible] der Geschichte der Gefühle liegt, erinnert ganz besonders [illegible] einige Hauptmomente aus der oben (im §. 13) betrach[illegible] Geschichte der leiblichen Verdauung und Ernährung. Das [illegible] aus dem Ei hervorgehende Küchlein trägt die Nahrung [illegible] ersten Tage an dem noch unverzehrten Dotter in sich; [illegible] kann sagen, der ganze Leib des neugebornen Thieres oder [illegible]enschen ist selber von der Natur und Art der Speise, wel[illegible] im weiteren Verlauf zur Nahrung dienen soll. Es [illegible] (nach §. 29) derselbe Stickstoff und Kohlenstoff, es [illegible] alle Elemente der täglichen Speise, schon zu Fleisch und [illegible] andern Gewebe des Leibes verbunden. Würde aber nicht

in die Seele des Kindes eingehen, ſolche Eindrücke, die auf das Auge, das Ohr, den Geruch wirken, und auch in der tieferen Region des Gemüthes wird das Kind am leichteſten durch Gefühle aufgeregt, welche von oberer, göttlicher Herkunft ſind; denn dieſe Eindrücke, gleich guten Engeln, geſellen ſich am liebſten zu den noch nüchternen Seelen und nehmen am leichteſten in ihnen Wohnung.

Auch in der Jünglingsſeele ſind, bei einem geſunden Verlauf der innren Entwicklung, die Gefühle, welche da vorherrſchend walten, noch von einer leichter beweglichen, geiſtigeren Natur, als ſpäter in der Seele des Mannes. Das jugendliche Leben geſtaltet ſich den Morgentraum der Liebe, des Thatendranges und der Ehre noch ſo luftig, leicht und lieblich! was dagegen den Mann zum Wirken ſtärkt und innerlich nährt, das laſtet ſchwerer, ſtehet feſter, und der Verlauf ſeines bewegenden Einfluſſes iſt langſamer. Es wächſet indeß das nährende Element, während es an Leichtigkeit ſeines Einwirkens verliert, deſto mehr an andauernder, geſund oder giftig aufregender Kraft. Denn wie die Eiche, je älter ſie wird, deſto tiefer mit ihrer Wurzel hinabdringt in eine Gegend des Bodens, in welcher die nährende Feuchtigkeit niemals ganz verſiegt; ſo dringt das Sehnen der Seele, nach einem umgekehrten Geſetz des Falles, immer mehr durch die äußre Leiblichkeit hindurch, in eine Region, welche der Natur jenes ſehnenden Weſens näher verwandt iſt, und die Richtung des geſunden Geiſtes gehet immer höher, nach einem göttlichen Mittelpunkt, deſſen anziehende Kräfte bei der Annäherung immer wachſen.

Es ſind die Gefühle ihrer Natur und Wirkung nach unter ſich ſo verſchieden, als die Speiſen und Getränke, welche der Leib aufnimmt; einige von geſund nährender und ſtärkender, andre von bloß aufreizender Kraft. Wäre hier ein ſpielender Vergleich erlaubt, ſo könnte man ſagen, jene Gefühle, welche aus einer Bewegung in der Region der oben erwähnten inſenſiblen Nerven (der Sinnes- und Bewegungsorgane) ihren Urſprung nehmen, oder auf eine ſolche ſich beziehen, entſprechen in ihrer Ordnung den leiblichen Getränken, die aber, welche in der Sphäre der ſogenannten ſenſiblen Nerven wurzeln, gleichen den Speiſen. In jene erſtere Reihe gehören dann die Gefühle, welche ſich bei

dem

an anderen wohlthätigen Erfolg erwartet, als die Befähigung Lesen- und Schreiben-Lernens, des Garten, an welchem so lange als Blinder sich gefreut, dessen Gänge und fruchtende Bäume er auch ohne den Gesichtssinn zu finden gewußt, ihn, so meinte er, durch das Geschenk des Lichtes keinen neuen Reiz erhalten. Als ihm jedoch nun auf einmal das Gesehen geworden war, da zog ihn die neue Welt der Eindrücke so mächtig an, daß sie Alles, was die andren Sinnen bisher der Welt gegeben, ins Dunkle stellte. Es zeigte sich in diesem Falle, daß unsrer Seele ursprünglich kein einziger Sinneneindruck gleichgültig sey, sondern daß jeder Gegenstand, der sich ihrer Wahrnehmung nahet, entweder Zuneigung weket oder Widerwillen, wollende Kraft entweder auf sich hinlenkt oder von sich abwendet. Der Sehendgewordne konnte eben so wenig seinen Abscheu gegen die schwarze, als die seltsame Zuneigung gegen die Rothfarbe unterdrücken; eben so wenig die Freude an glatten, das Mißfallen an höckerigen und rauhen Flächen. Dinge, deren langgewohnter Anblick uns völlig gleichgültig ist, und welche, wie es uns scheint, auch vorhin niemals anders als gleichgültig für uns seyn konnten, entlockten diesem Glückseligen die ersten Aeußerungen der Theilnahme und Freude oder des Ungemachs. Noch ein Jahr nach dem Empfang des neuen Sinnes hatte eine erweiterte Aussicht an der Küste des Meeres eine solche Aufregung der Gefühle hervor, und diese innren Bewegungen, welche sich an das Sehen der neuen Welt der Dinge knüpften, waren so übermächtig und leicht zu erregen, daß selbst der bloße Anblick des Mannes, durch dessen Hand das Gesicht geschenkt war, sie aufs lebhafteste hervorrief, und die überseligen Augen mit Freudenthränen erfüllte.

Auf ähnliche Weise bewirkt jeder neue Eindruck seiner Art ein Gefühl des Wohlgefallens oder Mißbehagens, aber es fällt in die meisten Sinneseindrücke der erste Moment, welcher von so lebhaften Gefühlen begleitet war, in jene früheste Zeit der Kindheit, die unsrer Erinnrung unzugänglich ist. Der erste Eindruck ist es, welcher auch noch später so fest mit dem Wesen der Seele verwächst. Es ist überhaupt nur das Gefühlte, was dieses Wesen wahrhaft eingeht: Eigenthum desselben Daseyn ist, wie bereits erwähnt, die Begierde des natür-

Aſſimilationsprozeß geſchäftig, welcher jedoch nur pſychiſcher, nicht geiſtiger Art iſt. Die innre Natur des Menſchen vermag ſelbſt die ſinnlichen Gefühle in geiſtige zu verwandeln, oder jenen etwas von ihren eigenthümlichen, höheren Kräften mitzutheilen.

Wir bemerken im Verlauf unſrer Gefühle einen Vorgang, welcher ſehr an jenen der Ausſcheidung und Abſtoßung erinnert, wovon das Geſchäft der Verdauung ſtets begleitet iſt. Auf jenes Kraftgefühl, welches mit den willkürlichen Bewegungen verbunden iſt, zu denen ein innres Bedürfniß uns getrieben, folget bald das ganz entgegengeſetzte der Ermüdung; das Auge, wenn es einige Zeit hindurch den Eindruck eines rothen Farbenbildes aufgenommen, erzeugt ſich durch eine ſelbſtſtändig rückwirkende Kraft das Grün, ſo wie auf das Weiß, das es lange geſehen, das Schwarze; die Zunge, wenn ſie von einer ſehr ſtarken Säure berührt worden, bildet ſich, durch eine ähnliche, ſelbſtſtändige Kraft, ſelbſt aus jenem Eindruck, den das reine Waſſer auf ſie macht, den Geſchmack des Süßen. So zeigt ſich, vorzüglich bei dem Geſchäft aller jener Nerven, welche zu der poſitiven Reihe des Magendie gehören, mithin bei denen der oberen Sinnorgane und der willkürlich beweglichen Theile, ein ſolcher Wechſel zwiſchen zwei entgegengeſetzten Richtungen unſres Fühlens. Bei den Nerven der andren Reihe gehet jene rückwirkende Bewegung großentheils in ein wirkliches leibliches Bilden und Ausſcheiden aus, welches auf jede ſtarke Aufregung eben ſo beſtändig erfolgt, wie auf die Aufregung des Auges (des allvereinigenden Trägers aller unſrer Gefühle) die Bildung der Thränen. Dennoch wird auch hierbei, an einigen der empfindlichſten Gebilde des Leibes, die rückwirkende Bewegung der Nerventhätigkeit unmittelbar, als Gefühl der Ermattung, nach großer Erhebung des Gefühls empfunden.

Es zeigt ſich dieſelbe Aufeinanderfolge der beiden entgegengeſetzten Richtungen des Fühlens ſelbſt in der innren, geiſtigeren Region unſres Weſens. Ein Uebermaß der Freude läſſet, beſonders in jüngern Jahren, öfters, als Nachklang, das Gefühl einer tiefen, unerklärlichen Schwermuth zurück. Und zwar geſchieht dieſes auch dann, wenn die aufregende Ur-

haten verlangende Geist durch alle äußeren Schwierigkeiten
durchbrach und in Prinz Eugen der Retter von Europa
wurde. Diese ersten Gefühle, welche der Anblick und der Ge-
ist der Gegend aufregt, in welcher wir geboren worden, sind auf
s innre Wachsthum und Gedeihen der Seele von einem gleich
schiedenen Einfluß, als die erste Nahrung auf die Gestaltung
s Leibes, und der eigenthümliche Schwung, den nachmals
ige Seelen in ihrem Schaffen und Wirken genommen, scheint
etwas durch die Natur des Geburtsortes bestimmt worden zu
n; durch den Anblick eines erhabenen und zugleich milden
rndieses, wie Urbino und Siena, oder durch die hohre Stille
es einsamen Gebirgsthales und das Anwohnen am felsigen
eresstrand. Es erkrankt der Leib, wenn ihm die Nahrung,
welche er von Jugend an gewöhnt ist, entzogen wird; so er-
nkt die Seele am Heimweh, wenn ihr die gewohnten Ein-
ücke der umgebenden Sichtbarkeit genommen sind.

Die Speise und der Trank stärken am Leibe vor allem die
regenden Organe, geben, im rechten Maße genossen, den Mus-
n reichliche Kräfte. Sie sind es aber dann auch, welche die
öftersten wiederkehrenden Bewegungen der Glieder bewirken
d diesen ihre Richtungen geben; denn das Erwerben und Ge-
ssen der Nahrung ist im Thierreich der gewöhnliche Endzweck
s Bewegens. So gehen auch in der Seele die ersten Bewe-
ngen des wollenden Vermögens von anregenden Gefühlen aus,
d sind auch am öftersten wieder nach diesen Gefühlen hinge-
tet; wie die jungen Raben, wenn sie die Morgenröthe zum
ten Fluge aus dem Neste geweckt, zuerst auch nach dieser we-
nden Morgenröthe hin den Schlag der Flügel bewegen.

Wie die Luft, welche der Leib athmet, gröber ist, als das
ht und der Schall, welche die Sinnorgane vernehmen, die
hrung aber wieder ungleich gröber als die Luft: so sind jene
flüsse, die in uns die Gefühle wecken, von einer Natur, wel-
der Leiblichkeit näher verwandt ist, als jene innren Ele-
nte, welche bei den Aeußerungen des Wollens und beim Er-
nen wirken. Es wird indeß hier, wie bei den leiblichen Spei-
nach den Lebensaltern, so nach den verschiedenen Entwicklungs-
en der Seele ein Unterschied bemerkt: denn es sind jene Ge-
le, welche mit vorherrschender und eigenthümlicher Gewalt

in die Seele des Kindes eingehen, ſolche Eindrücke, das Auge, das Ohr, den Geruch wirken, und auch i ferен Region des Gemüthes wird das Kind am durch Gefühle aufgeregt, welche von oberer, göttli kunft ſind; denn dieſe Eindrücke, gleich guten Engel len ſich am liebſten zu den noch nüchternen Seelen men am leichteſten in ihnen Wohnung.

Auch in der Jünglingsſeele ſind, bei einem geſu lauf der innren Entwicklung, die Gefühle, welche d ſchend walten, noch von einer leichter beweglichen, Natur, als ſpäter in der Seele des Mannes. Da liche Leben geſtaltet ſich den Morgentraum der L Thatendranges und der Ehre noch ſo luftig, leicht un was dagegen den Mann zum Wirken ſtärkt und innerl das laſtet ſchwerer, ſtehet feſter, und der Verlauf wegenden Einfluſſes iſt langſamer. Es wächſet indeß rende Element, während es an Leichtigkeit ſeines E verliert, deſto mehr an andauernder, geſund oder g iegender Kraft. Denn wie die Eiche, je älter ſie wi tiefer mit ihrer Wurzel hinabdringt in eine Gegend dens, in welcher die nährende Feuchtigkeit niemals ſiegt; ſo dringt das Sehnen der Seele, nach einem ten Geſetz des Falles, immer mehr durch die äußre keit hindurch, in eine Region, welche der Natur jen den Weſens näher verwandt iſt, und die Richtung des Geiſtes gehet immer höher, nach einem göttlichen Mi deſſen anziehende Kräfte bei der Annäherung immer w

Es ſind die Gefühle ihrer Natur und Wirkung n ſich ſo verſchieden, als die Speiſen und Getränke, w Leib aufnimmt; einige von geſund nährender und ſtärk dre von bloß aufreizender Kraft. Wäre hier ein ſpiele gleich erlaubt, ſo könnte man ſagen, jene Gefühle, w einer Bewegung in der Region der oben erwähnten i Nerven (der Sinnes- und Bewegungsorgane) ihren nehmen, oder auf eine ſolche ſich beziehen, entſprechen Ordnung den leiblichen Getränken, die aber, welche in d der ſogenannten ſenſiblen Nerven wurzeln, gleichen den In jene erſtere Reihe gehören dann die Gefühle, welch

auf die bloß aus Thätigkeitsdrang und Wanderluſt
den willkürlichen Bewegungen ſeiner Glieder und auf
mkeit der oberen Sinnen beziehen, bei dem Menſchen
leich auf das Streben nach geiſtiger Freiheit und nach
. In der andern Reihe der (ſpeiſenartigen) Gefühle
welche auf die Luſt und Schmerzen, Begierden und Ge-
niedren Region des Leibes, ſo wie die hinzugehörigen
n gerichtet ſind. Obgleich beim Menſchen (nach §. 32)
dre Region die Verirrungen des Geizes, der Herrſch-
Zerſtörungsluſt fallen, ſo wurzeln zugleich auch in ihr
ringen ſie jene von oben kommenden Kräfte, welche
gnen Willen, ſondern den Willen und das Werk eines
un.

Gefühle aller dieſer verſchiedenen Arten werden dann,
geſagt, für unſre Seele eine deſto ſtärker und geſün-
e Kraft haben, je mehr ſie ſelber von ſeelenartiger
t auf ein Vergängliches, Gewordenes, ſondern auf ein
Werdendes gegründet ſind. Doch dürfen nicht unbe-
Gefühle, welche wir geiſtig zu nennen gewohnt ſind,
ſolche von geſunder Art gehalten werden. Von dieſer
efühlen wollen wir hier nur einige Worte ſagen:

allen Lebendigen unſrer Sichtbarkeit iſt der Menſch
, welches ſeine Speiſen und Getränke einer künſtli-
reitung unterwirft und mithin Nahrung einer andren
enießt. Es iſt ſeine Vernunft, welche ihm dieſes
or andren Lebendigen gewährt; ſie allein veranlaßt
rt die künſtliche Verwandlung, man könnte daher die
zubereiteten Speiſen und Getränke Nahrungsmittel
en Potenz nennen. Der Menſch allein auch iſt durch
des in ihm wohnenden Geiſtes für Gefühle einer hö-
nz oder innerlicheren Art empfänglich. Dieß ſind
cht ſogenannten geiſtigen Gefühle, welche die Seelen-
mein als intellectuelle, äſthetiſche, moraliſche und reli-
nander ſondert. Die thieriſche Natur kennt bloß Ge-
he ſich auf ein ſinnliches Werden beziehen, und hat
tigen nur jene vorahnenden Spuren, welche allen-
auch bei dem Menſchen zu der Sphäre der ſinnlichen
ſollten. Allerdings iſt auch hierbei ein immer-

nert, wovon das Geſchäft der Verdauung ſtets
Auf jenes Kraftgefühl, welches mit den willkür
gungen verbunden iſt, zu denen ein inneres Bedür
trieben, folget bald das ganz entgegengeſetzte der
das Auge, wenn es einige Zeit hindurch den Ei
rothen Farbenbildes aufgenommen, erzeugt ſich dur
ſtändig rückwirkende Kraft das Grün, ſo wie au
das es lange geſehen, das Schwarze; die Zung
von einer ſehr ſtarken Säure berührt worden, bild
eine ähnliche, ſelbſtſtändige Kraft, ſelbſt aus jene
dem das reine Waſſer auf ſie macht, den Geſchmac
So zeigt ſich, vorzüglich bei dem Geſchäft aller j
welche zu der poſitiven Reihe des Magendie gehö
bei denen der oberen Sinnorgane und der willk
lichen Theile, ein ſolcher Wechſel zwiſchen zwei e
ten Richtungen unſres Fühlens. Bei den Nerve
Reihe gehet jene rückwirkende Bewegung großen
wirkliches leibliches Bilden und Ausſcheiden aus,
jede ſtarke Anfregung eben ſo beſtändig erfolgt,
Aufregung des Auges (des allvereinigenden Träge
ſrer Gefühle) die Bildung der Thränen. Dennoc
hierbei, an einigen der empfindlichſten Gebilde de
rückwirkende Bewegung der Momentthätigkeit unm

eben ſo dunkel und wenig, als wir uns auf das beſinnen, was mit uns vorgegangen, ehe wir deutlich ſprechen lernten. Wir ſahen vorher unzählige Male dieſelben Blumen oder Gräſer der Wieſen, ohne ſie von einander zu unterſcheiden, ja ohne ſie faſt nur zu bemerken. Da gab ihnen das Studium der Pflanzenkunde für unſre Seele einen Namen, und nun erhielt daſſelbe Gewächs, dem unſer Auge vorhin ſo oft begegnet war, ohne ſich deſſen zu erinnern, nicht bloß für unſer Gedächtniß eine bleibende Geſtalt, ſondern es zieht, wenn wir vorübergehen, unſern Blick und unſre Aufmerkſamkeit an ſich.

Es iſt aber nicht die Sprache allein, ſondern überhaupt die ſelbſtſtändig bewegende Kraft der Seele, welche dieſer die Gefühle aneignet und zum nährenden Elemente macht. Selbſt für die thieriſche Seele geſchieht dieſes bei allen Gefühlen, welche eine entſchiedene Bewegung des Leibes zur Folge hatten, ſey es daß ſie dieſen zu dem Gegenſtand, der den Eindruck gab, hinzogen, oder daß ſie ihn von demſelben zurückſchreckten.

Selbſt unſre höchſten, geiſtigſten Gefühle werden erſt dadurch für unſern innren Menſchen zur heilſamen, ſtärkenden Nahrung, daß ihnen das erleuchtende, klar machende Wort von innen, noch mehr aber die That des Willens, welcher bei dem Empfang der Gabe nicht ſelbſtgefällig ruht, ſondern von dem Empfangenen alsbald Gebrauch machet, entgegenkommt und ſie erfaſſet. Hierdurch verſchwinden jene Gefahren, die mit dem Mißbrauch des Herrlichſten und Beſten, das dem Menſchen hienieden gegeben werden kann, unvermeidlich verbunden ſind; jene Gefahren, welche nicht dem äußren, ſondern dem innren Leben den Untergang drohen.

Schon aus dem bisher Geſagten ergeben ſich denn Lehren der Diätetik der Seele, welche für das Leben und die Geſundheit des innren Menſchen noch wichtiger ſind, als die Lehren der äußerlichen Diätetik für das Leben des Leibes. Es erfordert der pſychiſche Nahrungsſtoff der Gefühle, wenn er dem innren Leben gedeihlich werden ſoll, nicht bloß die Beihülfe und Mitwirkung der ſelbſtthätigen Kraft, ſondern wie der wohlgenährte Leib die Bewegung der Muskeln, ſo bedarf die Seele, geſtärkt durch die Kraft der Gefühle, ein Ver-

arbeiten dieſer Kraft in die lebendige That. Ein beſtändiges thatenloſes Schwelgen in Gefühlen, ſeyen es auch Gefühle der geiſtigeren Art, führt das innre Leben zu einer ähnlichen Erſchlaffung und Lähmung, als das beſtändige Ueberfüllen des müßig ruhenden Leibes mit Speiſe und Trank den Leib zerſtört und lähmt. Daß die Gefühle nicht allein dem äußerlichen (pſychiſchen) Stoff ihre eigenthümliche ſtärkende Kraft verdanken, ſondern der Mitwirkung eines innren, aſſimilirenden Vermögens, zeigt ſich deutlich in ſolchen Fällen, in denen der Menſch ſich von allem Gefühl verlaſſen, innerlich trocken und verödet erſcheint, obgleich der äußre Stoff noch in derſelben Fülle da iſt.

Wie bei dem Nahrungsnehmen des Leibes, ſcheint auch bei jenem der Seele, eine gewiſſe Ordnung in der Zeit und ſo weit dieſes in der Kraft des Willens ſteht, ein gewiſſes Maß des Genuſſes heilſam und nothwendig. Ein Uebermaß der Speiſen und Getränke führt im Leiblichen einen Zuſtand der Betäubung oder Berauſchung herbei, in welchem zuletzt der Leib ſeiner ſelber nicht mächtig iſt, weil nicht er die Kraft der genoſſenen Nahrung, ſondern dieſe ihn beherrſcht. So führt ein Uebermaß des (pſychiſchen) Gefühles die Affecten herbei, deren Wirkung auf die Seele bald betäubend, bald berauſchend erſcheint. Es gehört auch hier zuweilen ein aufmerkſames Auge dazu, um einen ſolchen Zuſtand ſelbſt der niederen Affecten — ähnlich jenem leiblichen, da der Menſch „voll ſüßen Weines iſt“ — von dem reinen, hehren einer göttlichen Begeiſterung zu unterſcheiden, zu deren näheren Betrachtung wir uns in einem ſpäteren Abſchnitte rüſten wollen. Die Früchte von jenen ſind Luftgebilde einer eitlen Schwärmerei, die Früchte aber der ächten Begeiſterung ſind Leben und göttliche That und Wahrheit.

Erläuternde Bemerkungen. Zu dieſem §. vergl. man vorzüglich Plato's Philebos. Der Empfindung der thieriſchen Luſt wird dort (Phileb. 46) der ihr gebührende Rang, als einer bloßen Abwehr und Folge der Unluſt angewieſen; das Weſen deſſen, was wir oben im §. Gefühl nannten, iſt daſelbſt (40) auf ähnliche Weiſe, als der eigentliche, der Seele zukommende Genuß bezeichnet, als dieß im §. geſchehen. Es wird auch hier als eine nicht aus Unluſt entſtehende, ungemiſchte und reine Luſt beſchrieben (ib. 50).

Die Empfindung kann ſich nur auf das Gegenwärtige beziehen (Plat. Theatet. 181). — Die Meinung iſt ein Werden und in der

ment nicht bloß den gleichlautenden Ton, sondern auch
tav und Terze und Quinte zum Mittönen aufregt, so
auch die äußeren Eindrücke nicht nur das ihnen zunächst
chende Gefühl, sondern auch die verwandten oder öfter
nen zusammengesellt gewesenen auf. Wichtiger indeß als
Gesetz der Zusammengesellung der Gefühle ist jenes
welches der von außen geweckten Empfindung bestän-
e ganz entgegengesetzte, innre Bewegung aufüget. Dem
ch, den die rothe Farbe aufs Auge macht, begegnet, in
selber, das im Innern erzeugte Bild des Grünen; das
Einwirken der Sonnenstrahlen weckt in einem, der Kälte
ausgesetzt gewesenen, lebenden Körper die Bewegungen
schauders auf, welche vorher noch nicht ausgebrochen

So geschieht es auch in einer höheren Region unsrer
le, daß zuerst, wenn der Augenblick der Freude kommt,
wa bei dem Wiedererblicken eines lange geschieden gewe-
geliebten Menschen, die Erinnrung der seitdem erdul-
Schmerzen erwachet und die Thräne der Freude, in eine
ehmuth verwandelt. Während umgekehrt zuweilen auch
uthlosesten durch solche Ereignisse, deren eigentliche Na-
scheint, den Muth zu lähmen, zu Aeußerungen eines
hnlichen Heldensinnes bewegt werden. Hier gleicht die
Bewegung jener wohlthätig widerstrebenden, ausgleichen-
durch welche die aussondernden Organe des leiblichen
nungsganges, die schädliche Wirkung eines von außen
ommenen Stoffes aufheben, indem sie dem sauren das
e Element entgegenstellen, dem Salzigen das Wässerige.
Wenn in dem eben erwähnten Falle der erste, erwärmende
l der Sonne die Aeußerungen des Gefühles der Kälte,
der erste Eindruck der Freude den alten, schon vergan-
Schmerzen weckt, so ist es eben jene Kälte, eben die-
hmerzen, der jetzt aus dem Kreis des innren Lebens
ieden und ausgestoßen werden soll. Statt der Kälte
die Wärme, statt der Schmerzen, welche Penelope
elemach an der Brust des wiedergekehrten Gatten und
ausweinen, kommt die nun bleibende, beständige
; der Schmerz ist abgethan und vergessen.

s erscheinet wie das Werk einer innren, widerstrebenden

die Affektionen (παθήματα) in unfreiwillige, in freiwillige und mit Bedacht erwählte.

Philo, der Lehre der Stoiker folgend, nimmt 4 Affektionen der Seele an, vergleichbar den 4 Füßen des Thieres (L. All. III, 86, ed. Mang. I, 114). — Er nennt sie Wollust, Begier, Furcht und Schmerz. Zwei von ihnen beziehen sich auf das gegenwärtige oder künftige Gute, zwei auf das gegenwärtige oder künftige Böse (de Abraham. 382, Tom. II, p. 34; de praem. et poen. 921, T. II, 419 ed. Mang.)

Die Empfindungen werden von Philo (SS. Leg. Alleg. I, 44, 45. ed. Mang. I, 48) mit dem ernährenden, aufs Erdreich niederfallenden Regen verglichen. — αἰσθησις könne an εἰσθησις erinnern, denn der Sinn führe die Empfindungen hinein in den Verstand (Phil. Jud. quod Deus immutabil. 298, ed. Mang. I, 278). — Die Seele wird ernährt durch das Aufnehmen des Schönen und durch Rechthandeln (SS. Leg. Alleg I, 58. ed. Mang. I, 63). — Die Seele, aus dem Aether gebildet, wird durch ätherische, durch Himmelsspeise ernährt, durch Erkenntnisse — durch die Worte Gottes (ib. III, 90, und 91, Opp. I, p. 119 u. 122). — Milchartige Kinderspeise der Seele sind die freien Künste und ihre Beschauung; die Nahrung des vollendeten Mannes sind die Tugenden (Phil. Jud. de cong. quaer. erudit. grat. 426, ed. Mang. I, 522); Nahrung des Geistes die Gesetze und Worte Gottes (de dec. oracul. 745, ed. M. II, 182; de praem. et poen. 929, II, 428). Wie neue Gefäße den Geruch und Geschmack des zuerst in sie Geschütteten, behalten die Seelen der Kinder unverlöschlich die ersten Eindrücke aufs Gemüth (Phil. Jud. quisq. virt. stud. II, 447).

Die Speise des Geistes ist nach Origenes (de princip. II, 7, ed. Par. I. 107) das Anschauen und Erkennen Gottes, das Anschauen der Ursachen der Dinge. — Die Schrift enthält Seelenspeise für alle Alter und Individualitäten, wie der Erdboden leibliche Speise für alle verschiedenen Thiere trägt (id. in Numer Hom. XXVII, Opp. II, 374). — Speise sind für die Seele die Handlungen, Trank die Erkenntnisse (Orig. Comment. in Matth. XVI, 7. ed. Paris. I, 720. — Die Speise Christi ist es, den Willen Gottes thun, denn hierdurch wird sein Wille mit Gottes Willen, er selber mit Gott Eins (id. in Johann. XIII, 36, ed. Par. T. IV, 215)

Der alte Vergleich des Affektes (πάθημα ἐκστατικόν) wie z. B. des Zornes, der Furcht, der Traurigkeit mit der Trunkenheit (μέθη) z. B. durch Wein wird auch von Basilius Magnus durchgeführt. Der Zornige ist in seinem Benehmen einem schwer Betrunkenen gleich (St. Basil. Caesar. de jejunio Homil. I, ed. Par. II, 9).

Das obenerwähnte psychische Stärkungsmittel, dessen sich der treffliche Jos. Haydn bei seinen Arbeiten bekanntlich sehr fleißig bediente, erschien bei einer gewissen Gelegenheit durch den Contrast mit den Stärkungsmitteln, deren sich andere Künstler in solchen Fällen bedienen, noch bedeutungsvoller. Haydn war einst in einer Gesellschaft, in der sich zu gleicher Zeit noch mehrere namhafte Tonkünstler befanden. Es wurde die Frage aufgeworfen: was wohl die innre Kraft, wenn sie in der anhaltenden Arbeit ermattet und sonst unterlegen sey, am schnellsten und besten wieder beleben und stärken könne? Einer von den anwesenden Tonkünstlern sagte: in solchem Falle helfe er sich mit einer Bouteille Champagner Wein; ein andrer äußerte: er suche sich, wenn er sich abgespannt vom Arbeiten fühle, wieder aufzumuntern in der Gesellschaft. Haydn, den man jetzt auch befragte, welches Stärkungsmittels denn er sich bei seinen vielen Arbeiten bediene, antwortete bescheiden: er habe in seiner Wohnung eine kleine Hauskapelle;

dunkel und wenig, als wir uns auf das beſinnen, was
vorgegangen, ehe wir deutlich ſprechen lernten. Wir
rher unzählige Male dieſelben Blumen oder Gräſer der
ohne ſie von einander zu unterſcheiden, ja ohne ſie faſt
emerken. Da gab ihnen das Studium der Pflanzen-
unſre Seele einen Namen, und nun erhielt daſſelbe Ge-
dem unſer Auge vorhin ſo oft begegnet war, ohne ſich
erinnern, nicht bloß für unſer Gedächtniß eine blei-
ſtalt, ſondern es zieht, wenn wir vorübergehen, unſern
d unſre Aufmerkſamkeit an ſich.

iſt aber nicht die Sprache allein, ſondern überhaupt
ſtändig bewegende Kraft der Seele, welche dieſer
hle aneignet und zum nährenden Elemente macht.
ir die thieriſche Seele geſchieht dieſes bei allen Gefüh-
che eine entſchiedene Bewegung des Leibes zur Folge
ſey es daß ſie dieſen zu dem Gegenſtand, der den
gab, hinzogen, oder daß ſie ihn von demſelben zu-
ten.

ſt unſre höchſten, geiſtigſten Gefühle werden erſt da-
unſern innren Menſchen zur heilſamen, ſtärkenden
, daß ihnen das erleuchtende, klar machende Wort
t, noch mehr aber die That des Willens, welcher bei
fang der Gabe nicht ſelbſtgefällig ruht, ſondern von
fangenen alsbald Gebrauch machet, entgegenkommt
faſſet. Hierdurch verſchwinden jene Gefahren, die mit
brauch des Herrlichſten und Beſten, das dem Menſchen
gegeben werden kann, unvermeidlich verbunden ſind;
hren, welche nicht dem äußren, ſondern dem innren
Untergang drohen.

n aus dem bisher Geſagten ergeben ſich denn Lehren
tik der Seele, welche für das Leben und die Geſund-
innren Menſchen noch wichtiger ſind, als die Lehren
lichen Diätetik für das Leben des Leibes. Es erfor-
pſychiſche Nahrungsſtoff der Gefühle, wenn er dem
ben gedeihlich werden ſoll, nicht bloß die Verhülfe
kung der ſelbſtthätigen Kraft, ſondern wie der
Leib die Bewegung der Muskeln, ſo bedarf die
t durch die Kraft der Gefühle, ein Ver-

der Seele von mehr oder minder nährender, von gesunder und ungesunder Art. Beispiele der letzteren Art geben öfters die den berauschenden Getränken entsprechenden Affecte. Die Seele verliert dabei die Kräfte ihres eigenthümlicheren, innren Wirkungskreises, und zugleich auch den belebenden Einfluß auf den Körper, so daß dieser dabei ganz abzehrt. So in dem Falle, den M. Wagner a. a. O. S. 292 erzählt, von einem Bedienten, der seinen Herrn an heftigen Convulsionen sterben sah und von dem Eindruck so ergriffen wurde, daß er ihn gar nicht wieder loswerden konnte. Hier half zuletzt eine ärztliche Behandlung, welche, von der körperlichen Region herein, den Gefühlen ihre Kraft nahm. — Eifersucht, deren gefahrdrohender Ausbruch gewaltsam verhindert worden, erregte zuerst Verrückung (mit Haß gegen das ganze weibliche Geschlecht), und zog bald nachher den Tod nach sich. Bei der Leicheneröffnung fanden sich die Häute des Gehirns entzündet, und dieses selber zum Theil vereitert (a. a. O. S. 316). Muthlosigkeit und fortwährende Unzufriedenheit mit der äußeren Lage, eine Stimmung, welche auf die Seele unmittelbar so wirkt wie das Verschmähen aller Nahrungsmittel auf den Leib, zeigt auch an diesem die zerstörenden Folgen, führt zuletzt Abzehrung und durch sie den Tod herbei. Merkwürdig ist es, daß solche sich gleichsam freiwillig aushungernde Seelen, die kein nährendes (freudiges) Gefühl in sich einlassen, dabei eine Reizbarkeit gegen alle Eindrücke empfangen, wie leiblich Ausgehungerte (a. a. O. S. 319). Bedeutend erscheint es hierbei ebenfalls, daß der krankhafte Vorgang des psychischen Ernährungsprocesses, zunächst eine Krankheit des ihm entsprechenden leiblichen Geschäftes hervorruft. Verdruß und Mißmuth, wie alle psychisch ungesunden Gefühle wirken zunächst auf die Leber. — Eine tiefe Muthlosigkeit und Furchtsamkeit, welche die Folge eines heftigen Erschreckens beim Einschlagen des Blitzes gewesen war, zog auch die gänzliche Entkräftung der Seele und des Leibes nach sich, woran der Kranke nach einigen Jahren starb (a. a. O. II, 256). Aehnliche Wirkung, bei dem Einen mit Blindheit verbunden, hatte ein langanhaltender Gram auf 13 Japaneser, welche nach Verlust des Steuerruders 8 Monate lang im Meer herumgetrieben waren (S. 268). — Eine Aufregung, auch der sonst nährenden Gefühle, im Uebermaß, kann eben so ungesund wirken, wie das Ueberladen eines kranken Magens mit Speisen auf den Leib wirkt. So bei jenem alten, psychisch und geistig entkräfteten Freunde der Musik, der einst bei einem Concert, das seine Freunde zur Erquickung des Kranken gaben, selber ein Instrument mitspielte und an den Folgen dieser psychischen Aufregung starb (a. a. O. I, 264). — Nicht selten sind die krankhaften Bewegungen solcher Art zunächst durch psychische Heilmittel, z. B. religiöse Eindrücke gehoben worden (a. a. O. I, S. 291).

Von den Temperamenten oder Naturarten und von dem Charakter.

§. 32. Wir lassen die alte Lehre von den vier Temperamenten oder Naturarten hier unmittelbar nach der Lehre von den Gefühlen und vor der Betrachtung der höheren Seelenvermögen folgen, weil sich wie das Gefühlsvermögen mit der nährenden Wurzel, eben so, und in mehrfacher Hinsicht die Naturart mit dem festen Stamme vergleichen läßt: welcher

die Blüthen und Früchte des Begehrens und Erkennens trägt. Oder um einen näher liegenden Vergleich zu brauchen: so wie es der Knochen ist, welcher dem ganzen Leibe seinen eigenthümlichen Umriß und selbst dem Menschenangesicht seine bestimmte Form gibt; so ist es die Naturart des Menschen, welche den Aeußerungen seines Begehrens und der Wirksamkeit seines Erkenntnißvermögens, ihr eigenthümliches Maß und ihre Form verleihet.

Schon das Alterthum unterschied vier Temperamente, und in der That, wenn wir die verschiedenen Naturarten des Menschen genauer beachten, finden wir bald, daß die Theilung in vier eben so wohl und fest begründet sey, als die Theilung der Sinnen des Hauptes in die Vierheit des Gesichtes, Gehöres, Geruches und Geschmackes. Es ist ein und derselbe Grund, welcher hier wie dort diese doppelte Zwiespaltung bewirkt, und welcher überhaupt in der ganzen Sichtbarkeit jene Vierheit entstehen lässet, der sich nicht selten als Gegengewicht und als Fünftes die chaotisch ungeschiednere Masse einer niedreren Region (wie das Gefühl der Haut den vier eigentlichen Sinnen) entgegenstellt.

Auch für den weiteren Gang dieser Untersuchungen wird uns die Erkenntniß jenes Grundes von Wichtigkeit seyn; wir betrachten ihn deßhalb hier zuerst.

Zwei Pole oder Angeln sind es, wie uns dieß schon der Inhalt des 3ten und 4ten §. lehrte, welche als die Grundfesten alles besondren Seyns erkannt werden: der eine Pol ist die Beziehung des Einzelwesens auf den allgemeinen Grund, durch den es ist (nach §. 3); der andre ist die Beziehung desselben auf die Welt der Dinge, für welche und zu welcher es ist (nach §. 4). Das Einzelwesen empfängt bei seinem Entstehen und in jedem Augenblick seines Fortbestehens seine selbstthätige Kraft aus dem Quell alles Seyns und Lebens; diese fortwährende neue Schöpfung und Belebung wird aber nur dadurch möglich, daß in dem Einzelwesen ein den obern Einfluß aufnehmendes Vermögen: Empfänglichkeit für denselben da ist. Es werden mithin an dem Verhältniß des besondern Seyns zu dem allgemeinen Grund alles Seyns, zwei Richtungen unterschieden: eine von unten nach oben gehende, der aufnehmenden Empfänglichkeit oder des Sehnens, und eine

der Seele von mehr oder minder nährender, von gesunder und ungesunder Art. Beispiele der letzteren Art geben öfters die den berauschenden Getränken entsprechenden Affecte. Die Seele verliert dabei die Kräfte ihres eigenthümlicheren, innren Wirkungskreises, und zugleich auch den belebenden Einfluß auf den Körper, so daß dieser dabei ganz abzehrt. So in dem Falle, den M. Wagner a. a. O. S. 292 erzählt, von einem Bedienten, der seinen Herrn an heftigen Convulsionen sterben sah und von dem Eindrucke so ergriffen wurde, daß er ihn gar nicht wieder loswerden konnte. Hier half zuletzt eine ärztliche Behandlung, welche, von der körperlichen Region herein, den Gefühlen ihre Kraft nahm. — Eifersucht, deren gefahrdrohender Ausbruch gewaltsam verhindert worden, erregte zuerst Verrückung (mit Haß gegen das ganze weibliche Geschlecht), und zog bald nachher den Tod nach sich. Bei der Leichenöffnung fanden sich die Häute des Gehirns entzündet, und dieses selber zum Theil vereitert (a. a. O. S. 316). Muthlosigkeit und fortwährende Unzufriedenheit mit der äußeren Lage, eine Stimmung, welche auf die Seele unmittelbar so wirkt wie das Verschmähen aller Nahrungsmittel auf den Leib, zeigt auch an diesem die zerstörenden Folgen, führt zuletzt Abzehrung und durch sie den Tod herbei. Merkwürdig ist es, daß solche sich gleichsam freiwillig aushungernde Seelen, die kein nährendes (freudiges) Gefühl in sich einlassen, dabei eine Reizbarkeit gegen alle Eindrücke empfangen, wie leiblich Ausgehungerte (a. a. O. S. 319). Bedeutend erscheint es hierbei ebenfalls, daß der krankhafte Vorgang des psychischen Ernährungsprocesses, zunächst eine Krankheit des ihm entsprechenden leiblichen Geschäftes hervorruft. Verdruß und Mißmuth, wie alle psychisch ungesunden Gefühle wirken zunächst auf die Leber. — Eine tiefe Muthlosigkeit und Furchtsamkeit, welche die Folge eines heftigen Erschreckens beim Einschlagen des Blitzes gewesen war, zog auch die gänzliche Entkräftung der Seele und des Leibes nach sich, woran der Kranke nach einigen Jahren starb (a. a. O. II, 256). Aehnliche Wirkung, bei dem Einen mit Blindheit verbunden, hatte ein langanhaltender Gram auf 13 Japaneser, welche nach Verlust des Steuerruders 8 Monate lang im Meer herumgetrieben waren (S. 268). — Eine Aufregung, auch der sonst nährenden Gefühle, im Uebermaß, kann eben so ungesund wirken, wie das Ueberladen eines kranken Magens mit Speisen auf den Leib wirkt. So bei jenem alten, psychisch und geistig entkräfteten Freunde der Musik, der einst bei einem Concert, das seine Freunde zur Erquickung des Kranken gaben, selber ein Instrument mitspielte und an den Folgen dieser psychischen Aufregung starb (a. a. O. I, 264). — Nicht selten sind die krankhaften Bewegungen solcher Art zunächst durch psychische Heilmittel, z. B. religiöse Eindrücke gehoben worden (a. a. O. I, S. 291).

Von den Temperamenten oder Naturarten und von dem Charakter.

§. 32. Wir lassen die alte Lehre von den vier Temperamenten oder Naturarten hier unmittelbar nach der Lehre von den Gefühlen und vor der Betrachtung der höheren Seelenvermögen folgen, weil sich wie das Gefühlsvermögen mit der nährenden Wurzel, eben so, und in mehrfacher Hinsicht die Naturart mit dem festen Stamme vergleichen läßt: welcher

die Blüthen und Früchte des Begehrens und Erkennens trägt. Oder um einen näher liegenden Vergleich zu brauchen: so wie es der Knochen ist, welcher dem ganzen Leibe seinen eigenthümlichen Umriß und selbst dem Menschenangesicht seine bestimmte Form gibt; so ist es die Naturart des Menschen, welche den Aeußerungen seines Begehrens und der Wirksamkeit seines Erkenntnißvermögens, ihr eigenthümliches Maß und ihre Form verleihet.

Schon das Alterthum unterschied vier Temperamente, und in der That, wenn wir die verschiedenen Naturarten des Menschen genauer beachten, finden wir bald, daß die Theilung in vier eben so wohl und fest begründet sey, als die Theilung der Sinnen des Hauptes in die Vierheit des Gesichtes, Gehöres, Geruches und Geschmackes. Es ist ein und derselbe Grund, welcher hier wie dort diese doppelte Zwiespaltung bewirkt, und welcher überhaupt in der ganzen Sichtbarkeit jene Vierheit entstehen läßet, der sich nicht selten als Gegengewicht und als Fünftes die chaotisch ungeschiednere Masse einer niedreren Region (wie das Gefühl der Haut den vier eigentlichen Sinnen) entgegenstellt.

Auch für den weiteren Gang dieser Untersuchungen wird uns die Erkenntniß jenes Grundes von Wichtigkeit seyn; wir betrachten ihn deßhalb hier zuerst.

Zwei Pole oder Angeln sind es, wie uns dieß schon der Inhalt des 3ten und 4ten §. lehrte, welche als die Grundfesten alles besondren Seyns erkannt werden: der eine Pol ist die Beziehung des Einzelwesens auf den allgemeinen Grund, durch den es ist (nach §. 3); der andre ist die Beziehung desselben auf die Welt der Dinge, für welche und zu welcher es ist (nach §. 4). Das Einzelwesen empfängt bei seinem Entstehen und in jedem Augenblick seines Fortbestehens seine selbstthätige Kraft aus dem Quell alles Seyns und Lebens; diese fortwährende neue Schöpfung und Belebung wird aber nur dadurch möglich, daß in dem Einzelwesen ein den obern Einfluß aufnehmendes Vermögen: Empfänglichkeit für denselben da ist. Es werden mithin an dem Verhältniß des besondern Seyns zu dem allgemeinen Grund alles Seyns, zwei Richtungen unterschieden: eine von unten nach oben gehende, der aufnehmenden Empfänglichkeit oder des Sehnens, und eine

von oben nach unten, von innen nach außen gehende der Selbstthätigkeit, die durch den oberen, belebenden Einfluß erzeugt ist.

Aber auch in dem Verhältniß des Einzellebens zu der Gesammtheit der Dinge außer ihm: zu der Welt, für welche und zu welcher es geschaffen ist, lassen sich zwei ähnliche Grundrichtungen, eine passive und eine active unterscheiden. Das Einzelwesen ist selber ein organisches Glied, für welches und in Beziehung auf welches die andern Dinge da sind, und als solches wirkt es selbstthätig auf die Welt des Mannichfaltigen ein und genießt derselben. Auf der andern Seite aber ist das Einzelwesen ein Etwas für Andre, ein ergänzendes Glied für die Gesammtheit der andern Wesen; hingegeben zum Dienst und Genuß der andren.

In der uns näher bekannten Sichtbarkeit entsprechen den beiden Richtungen, welche sich auf das Wechselverhältniß des Lebens zu seinem allgemeinen Grund beziehen, die Polaritäten des Magnetismus; am thierischen Leibe der Gegensatz zwischen oben und unten, zwischen Haupt und Rumpf, so wie der Gegensatz zwischen Gesicht und Gehör. Jenen andren beiden Richtungen aber, die sich auf das Verhältniß des einzelnen Geschöpfes zu der gesammten Schöpfung beziehen, entsprechen die beiden elektrischen (und chemischen) Polaritäten, am thierischen Leibe aber die Gegensätze der beiden Seitenhälften (der rechten und linken) und der Gegensatz zwischen Geruch und Geschmack.

Die vier Naturarten wurden seit älterer Zeit Temperamente genannt (m. v. die nachstehenden erl. Bem.), und man unterschied dieselben in das choleriſche und melancholiſche, das sanguiniſche und phlegmatiſche. Es wird nachher noch gezeigt werden, daß die beiden erstern zunächst aus dem Verhältniß der Seele zu dem oberen göttlichen Einfluß, die beiden andern aus dem Verhältniß derselben zur Welt sich entwickeln. Hier aber wollen wir zuerst jene vier Temperamente auf die ergebräuchliche Weise beschreiben, damit es uns deutlich werde, in wie weit schon die ältere, unbefangene Ansicht, den innern Grund der erwähnten Viertheilung vor Augen gehabt habe. Wir wollen hierbei zugleich jene Behauptung der neueren Seelenlehre nicht unberücksichtigt lassen, daß die vier Temperamente etwas Gemeinschaftliches hätten

en und Früchte des Begehrens und Erkennens trägt.
einen näher liegenden Vergleich zu brauchen: ſo wie
wochen iſt, welcher dem ganzen Leibe ſeinen eigenthüm-
riß und ſelbſt dem Menſchenangeſicht ſeine beſtimmte
t; ſo iſt es die Naturart des Menſchen, welche den
gen ſeines Begehrens und der Wirkſamkeit ſeines
ßvermögens, ihr eigenthümliches Maß und ihre Form

n das Alterthum unterſchied vier Temperamente, und
at, wenn wir die verſchiedenen Naturarten des Men-
nner beachten, finden wir bald, daß die Theilung in
ſo wohl und feſt begründet ſey, als die Theilung der
es Hauptes in die Vierheit des Geſichtes, Gehöres,
und Geſchmackes. Es iſt ein und derſelbe Grund,
er wie dort dieſe doppelte Zwieſpaltung bewirkt, und
erhaupt in der ganzen Sichtbarkeit jene Vierheit entſtehen
ſich nicht ſelten als Gegengewicht und als Fünftes die
ungeſchiednere Maſſe einer niedreren Region (wie das
r Haut den vier eigentlichen Sinnen) entgegenſtellt.
für den weiteren Gang dieſer Unterſuchungen wird
rkenntniß jenes Grundes von Wichtigkeit ſeyn; wir
ihn deßhalb hier zuerſt.

Pole oder Angeln ſind es, wie uns dieß ſchon der
s 3ten und 4ten §. lehrte, welche als die Grund-
s beſondren Seyns erkannt werden: der eine Pol iſt
ung des Einzelweſens auf den allgemeinen Grund,
es iſt (nach §. 3); der andre iſt die Beziehung
auf die Welt der Dinge, für welche und zu wel-
(nach §. 4). Das Einzelweſen empfängt bei ſeinem
und in jedem Augenblick ſeines Fortbeſtehens ſeine
ge Kraft aus dem Quell alles Seyns und Lebens;
währende neue Schöpfung und Belebung wird aber
ch möglich, daß in dem Einzelweſen ein den obern
ufnehmendes Vermögen: Empfänglichkeit für denſel-
. Es werden mithin an dem Verhältniß des beſon-
n zu dem allgemeinen Grund alles Seyns, zwei
verſchieden: eine von unten nach oben gehende,
e Empfänglichkeit oder des Sehnens, und eine

riſche Sinn vorgeherrſcht, im ſpäteren Alter häufiger zur Melancholie ſich neigen als andre.

Das Waſſer, mit welchem die Alten das Phlegma unſres innern Menſchen verglichen, iſt für ſich allein unter den übrigen Elementen des Leibes weder zur Empfindung noch zum ſelbſtſtändigen Bewegen geſchickt. Ueberall, wo im Leibe das eine der beiden flüchtigern Elemente vorherrſchend wird und hier Entzündung, dort Afterbildung erregt, drängt ſich ſeiner eigenthümlichen, wohlthätig ausgleichenden Natur gemäß das Waſſer hinzu und hemmt dort die Wirkung des feurigen, hier des luftartigen Princips, ſo wie es anderwärts die Stockungen auflöſt, welche ein Ueberhandnehmen des Feſten herbeizuführen drohte. So iſt auch jener Wechſel der innren Bewegungen, nach welchem auf übertriebene Anſpannung die Abſpannung eintritt, in ſeiner natürlichen Gränze gehalten, wohlthätig, wie der Schlaf des Leibes.

Wo ſich das Phlegma während der ſonſt kräftigeren Zeit des Lebens zur bleibenden, vorherrſchenden Form der Seele erhebt, läßt es dieſe Form als die niedrigſte, ärmſte, unter allen den andren erſcheinen. Unempfindlicher als dieſe alle gegen den äußren Eindruck, gefühlloſer und dumpfer, hierbei ohne Kraft und Nachdruck der Bewegungen, wird das phlegmatiſche Temperament nur dann, gleich einem nothwendigen Leiden, minder widerwärtig und erträglicher gefunden, wenn es, wie etwa im höchſten Alter, als ein Ermatten nach vielfältiger Mühe und Arbeit und zugleich als ein nothwendiges Ausruhen auf den neuen, höheren Anlauf eines künftigen Lebens erſcheint. Dem phlegmatiſchen Temperament lacht weder die Freude des Fühlens noch des ſelbſtthätigen Wirkens in recht vollem Maße, doch findet auch da der eigentliche, tiefſte Schmerz keinen Eingang; Liebe und Haß ſind in ihrer höchſten Feuerkraft dieſem Zuſtand der Seele fremd. Ein beſtändig trüber, nordiſcher Himmel ſchützet zwar vor dem Ausbruch der verheerenden Gewitter, und läſſet die Strahlen der Sonne in ihrer ſengend heißen Kraft nicht einwirken; zugleich aber mit der ſengenden Hitze nimmt er auch dem waltenden Geſtirn den wohlthätigen Einfluß der Beleuchtung und lieblichen Erwärmung. Es iſt eine Stille wie auf dem Grund des Meeres, wo das Gewäſſer ſtets bis zur

Nähe

dem vier Lebensaltern des Menſchen und deßhalb mit der Beſchreibung jenes Temperamentes beginnen, welches dem kindlichen Alter entſprechen ſollte: mit der des ſanguiniſchen.

Dieſes Temperament voll lebendiger Beweglichkeit; gleich zarter, thieriſcher Faſer, nachgiebig und bildſam, empfindend und reizbar, zum Aufnehmen geſchickt, doch ohne feſte Kraft des Widerſtrebens und der Selbſtthätigkeit; gehört nothwendig zu dem Zuſtande eines beſtändigen Werdens und im Entſtehens. Wie der Leib in ſeinem erſten Wachsthum der feinſten Nahrung bedarf, dieſe ſelber aber von leichter Art ſeyn muß, ſo bewegt ſich in dem reizbaren ſanguiniſchen Weſen ein beſtändiger Strom der wechſelnden Gefühle, ſie ſind jedoch weder von bedeutender Tiefe, noch von Dauer, denn es verlöſcht der Zudrang der neuen Welle den Eindruck der vorhergehende empfing. Leichtbeweglich erſcheint ſeine Form, gleich dem flüſſigen Element, denn das Schwere, Feſte übt an ihm noch nicht ſeinen hinabwärts gehenden Zug aus, gibt ihm aber auch noch nicht jenen Nachdruck und jenes Gewicht, wodurch jede Bewegung erſt nach außen recht bedeutend und wirkſam wird. Es ſind daher bei dem ſanguiniſchen Sinne die Bewegungen des Willens und Begehrens gleich ſchneller zu erregen, und wechſeln viel öfter, aber ſie ſind von geringerer Kraft, und werden ſelten oder niemals zur Leidenſchaft. Oefters theilt auch dieſe Sinnesart dem ſpäteren Lebensalter ihre Beweglichkeit und die heitre, leichte Art mit, eben ſo wie bei den einzelnen Menſchen, ja bei ganzen Völkern eine vorherrſchend weichere Beſchaffenheit des Knochenbaus gefunden wird.

Es ſtehet, als andres Extrem, dem ſanguiniſchen das phlegmatiſche Temperament gegenüber, welches öfters die herrſchende Sinnesart des höheren Alters zu ſeyn pfleget. Denn, obgleich ein ganzer, langer Lauf des Lebens dieſe beiden Arten zu trennen ſcheint, liegt die eine der andren ſo nahe, daß wir ohne Aufhören die ſanguiniſche Beweglichkeit, wenn ſie ihre Gränze erreichte, in ein phlegmatiſches Erſtarren, das choleriſche Hinausſtreben in die Zurückziehung und Kälte der Melancholie übergehen ſehen. Wie denn ſolche Naturen, in denen während des Lebens der chole-

Das melancholiſche Temperament gleichet dem choleriſchen an Tiefe und Stärke des Empfindens, ja es übertrifft daſſelbe vielleicht noch hierinnen; dagegen ſteht es der choleriſchen Form an abwehrender und zurückwirkender Kraft der Seele nach. Es iſt, da wo es bis zu ſeinem fernſten Extrem ſich geſtaltet, einem Auge ähnlich, welches zwar vom Gehirn aus einen ſtarken Nerven empfangen, von derſelben Natur und Art wie die zu dem kräftigen Kinnbacken gehenden, aber die Wirkſamkeit jenes Nerven iſt eine tief verborgne, innre, welche ſich der äußren Beobachtung öfters nur als ſtille Thräne kund machet. Eine Stimme des Klagens, wie um etwas Verlorenes, gehet durch die ganze Natur, und der Geſang der Vögel wie die natürliche Weiſe der ſingenden Menſchenſtimme lautet wie Töne des Traurens. Der Geiſt, der im Menſchen waltet, wo er zum Selbſtbewußtſeyn reifte, fühlet gleich bei ſeinem Erwachen ein Sehnen nach einem höheren Etwas, das der Leib und die Seele, das der ſichtbare Himmel und die Erde ihm nicht gewähren; ein Sehnen, welches, in die verſchiedenſten Formen verkleidet, ſeiner, über die Gränze der Leiblichkeit hinausgehenden Richtung nach, immer daſſelbe bleibt.

Der Weiſe und natürlichen Aeußerung jenes Sehnens unſrer geiſtigen Natur iſt denn die Form der Seele, welche wir die melancholiſche nennen, am nächſten befreundet. Denn dieſe Form, wo ſie ihre höchſte Entwicklung findet, hat, ſich gegenüber, eine Welt der Empfindungen, ſo tief und weit wie Welt der Lichter und Farben, welche das Auge ſieht, oder die der Töne, welche das Ohr hört. Während der choleriſchen Seele das, was ſie empfindet, ſo deutlich, nahe, ſo erreichbar erſcheint, als die Gegenſtände, welche die fühlende Hand berührt, und deßhalb die Kraft der Rückwirkung auf dieſe nahe liegende Welt alsbald ſich zu äußern weiß, erſcheint der melancholiſchen das, was ſie empfindet, öfters ſo fern und groß, wie die weit abgelegenen Gebirge, oder die Geſtirne, welche das Auge erblickt. Die Kraft der Rückwirkung fühlt ſich gegen eine ſolche Welt wie gebunden und gelähmt; wenn ſie ſich aber endlich aufmachet, da erſcheint ſie rieſenhafter, ausdaurender, tiefer greifend, als ſelbſt die rückwirkende Kraft des Choleriſchen. Die Sonnenſtrahlen, wo ſie auf die ihrem Ausgehen näher gelegenen Gebirgshöhen wirken,

zeigen hier eine milder einbringende Wärme, als da, wo sie durch die dichtere Luft in die Tiefe des Thales hinabfallen, obgleich da öfters ihren Gang der Schatten von Fels und Wald hemmt, welcher der frei gelegenen Höhe niemals ihr Licht raubt.

Die melancholische Seelenform, reich an tiefgefühlten Freuden, wie an selbstgeschaffnen innren Qualen, ein nach außen verschlossener Garten, zu dessen Innerem die Stämme der wechselnden Launen und mächtig wogenden Gefühle dennoch den Zugang finden, ist, ungeachtet ihrer Mangelhaftigkeit, schon von den Alten als jene erkannt worden, durch welche ein nach der ewigen Heimath unsres Geistes gerichtetes Streben am öftersten und wirksamsten sich kund mache. Es ist die herrschende Seelenform der meisten und erhabensten Dichter und Künstler, der tiefsten Denker, der reichsten und größten Erfinder, der Gesetzgeber, vor allen aber jener Geister gewesen, welche ihrer Zeit und ihrem Volk den Zugang zu einer obren, seligen Welt des Göttlichen eröffneten, nach welcher sie selber ein innrer Zug des unstillbaren Heimwehes emporgetragen.

Doch auch diese Seelenform des vorherrschenden und tiefen Empfindens, an sich weder gut noch böse, empfängt das Höhere und Bessere, das in ihr wohnet, nur durch den belebenden Geist. Sie wechselt vielfältig, an einem und demselben Menschen, mit den andren Formen ab, und der melancholische Tiefsinn wird, wie wir oben sahen, öfters durch den Anschein der sanguinischen Munterkeit und Fröhlichkeit verdrängt, welche jedoch alsdann seine Qualen meist nur auf die innre Welt der Gefühle und die Arbeiten des Geistes wirft, ungleich seiner zur äußren That wird.

An diesen, ihrem Hauptinhalte nach ziemlich alten Beschreibungen der vier Temperamente wird leicht erkannt, daß die beiden höheren: das cholerische und das melancholische, die beiden polarischen Richtungen der erstenannten Ordnung, das sanguinische und phlegmatische dagegen die psychischen Polarität der zweiten Ordnung in ihrer Geschiedenheit darstellen sollen. Wählen wir lieber statt der alten, aus der Schule der Aerzte beibehaltenen Benennungen jene passenderen, welche ein gründlicher Forscher im Gebiet der Erziehungskunde, ein tiefer Kenner der Menschennatur, Fr. Ph. Ehr. Schwarz, statt jener zu brauchen sich. Dasselbe wählte sind des Wortes Tem-

perament, welches urſprünglich eine krankhafte Miſchung der Säfte des Menſchenleibes bezeichnen ſollte, den bereits oben von uns aufgenommenen Ausdruck Naturart. Schon an Kindern unterſcheidet man entweder eine vorherrſchend ſelbſtthätige (herauswirkende) oder mehr empfängliche Naturart. Jene an ſolchen Kindern, welche leicht bewegt, unternehmend und geſchäftig ſind, und welche gegen das Einwirken einer fremden Kraft ſich ſträuben; dieſe an ruhigen, ſtill aufmerkſamen. Bei genauerer Beachtung dieſer mehr poſitiven oder negativen Naturformen bemerkt man jedoch leicht, daß jede von beiden Arten wieder ſich in zwei ſcheiden läſſet. Die ſelbſtthätige Naturart iſt entweder eine feſte oder eine lebhafte. Die feſte erkennt man wohl ſchon bei Kindern an der Beſtimmtheit und Ausdauer der Entſchlüſſe und ihrer Ausführung, die lebhafte an dem ſchnellen Aufflammen und wieder Verlöſchen der innren Bewegungen, dem unſtäten Ueberſpringen von einem Spiel, von einem Geſchäft zum andern, dem voreiligen Weſen und ſchnellen Wechſel der Gemüthsſtimmungen. Die empfänglichen Naturarten laſſen ſich in die weichen (ſanften) und die innigen oder tiefen unterſcheiden. „Ruhiges Hinſehen, Hinhören, Aufmerken, Gehorchen, Hingeben, vielleicht bereitwillige Thränen im Auge, mit bald erlöſchendem Eindrucke, bezeichnen mehr die erſte, dagegen Feſthalten des Eindruckes, ſtilles Nachſinnen, Anſchein von Kälte, Verſchloſſenheit, zurückgezognes Weſen mehr die zweite Gattung.“

In dieſer gründlichen Bezeichnung der Naturarten gehet offenbar die innige und tiefe mit dem oben beſchriebenen melancholiſchen Temperament, die ſelbſtthätige feſte Naturart mit dem choleriſchen Temperament parallel. Eben ſo die lebhafte ſelbſtthätige und die weiche (hingebende) Naturart mit dem ſanguiniſchen und phlegmatiſchen Temperament.

Von dem Sokrates behauptet Ariſtoteles, daß er von melancholiſchem Temperament geweſen ſey. Nach dem vorhin gewählten bezeichnenderen Ausdruck war mithin die Naturart jenes frömmſten unter allen Weiſen des Alterthums die innige, tiefe. Und fürwahr, wenn Sokrates, nach jener Erzählung, welche Plato dem Alcibiades in den Mund legt, mitten im Geräuſch des Feldlagens von einem ſo tiefen, innigen Nach-

ſinnen ergriffen worden, daß er unbeweglich, von einem Morgen zum andren an einem Orte geſtanden, bis ihn die wieder aufgehende Sonne zum Gebet erweckte; wenn derſelbe ein andres Mal, in daſſelbe Nachdenken verſunken, auf dem Weg zum frohlichen Gaſtmahle ſtehen blieb, bis die Gäſte das halbe Mahl verzehrt hatten: ſo konnte der Gegenſtand, der ein ſolches tiefes Staunen erregte, kein andrer ſeyn, als jenes Göttliche, welchem der fromme Denker bis zu ſeinem letzten Hauche innig angehangen und gedient hatte. An dieſem Sokrates würde, da er noch Kind war, ein Kenner der Menſchennatur die innige Stille, den Hang zum Nachſinnen, die Verſchloſſenheit, aus welcher zuweilen Blitze der tieferen Gedanken hervorbrechen, bemerkt haben, welche die Anlage zur Innigkeit und das mächtige angeborne Sehnen nach einem Göttlichen bezeichnen.

Denn dieſes iſt immer der Richtpunkt, wornach das eigenthümliche Streben und Sehnen der geſund gebliebenen, innigen und tiefen Naturart gehet: das Aufnehmen und Empfangen des Einen, Ewigen, Göttlichen. Man kann daher dieſe Naturart die glücklichſte von allen nennen, wenn ſie weiß, was ſie ſoll und dem innren Zuge treulich folget. Zugleich aber auch die unglücklichſte von allen, wenn ſie, irre geleitet, jenen Zug mißkennt und verläugnet.

Eine ſelbſtthätig feſte Naturart hatte Gott jenem Manne geſchenkt, von welchem bezeugt wird, daß er treu geweſen ſey in ſeinem ganzen Hauſe: dem Moſes. Eben darum erſcheint das Streben und Wirken einer ſolchen Naturart als ein ſo feſtes, ſichres, weil es nicht auf das Viele und Mannichfaltige, ſondern auf nur Eines gerichtet iſt; weil es da, wo ſich dieſe Naturart in ihrer höchſten Reinheit und Vollkommenheit entfaltet, nur von dem ewig Einen, ſich unwandelbar Gleichen ausgehet und ein irdiſcher Abglanz jener einen, ewigen Wirkſamkeit iſt. Das Weſen und Wirken der ſelbſtthätig feſten Naturart erſcheint deßhalb nicht ſelten als einſeitig und eintönig.

Dagegen gehet der Zug der beiden andren Naturarten auf ein Vieles und Mannichfaltiges: auf die Welt der Dinge. Daher vermag ſich die lebhafte Naturart von ihrer erſten Entfaltung an weniger leicht in Eins zuſammenzuhalten: es iſt die ihr von Gott verliehene Beſtimmung, daß ſie ihre Wirkſamkeit nach vie-

len, nach allen Seiten entfaltenden läßt. Ein Mensch, dessen gesegnetes, vielseitiges Wirken von seinen Zeitgenossen angestaunt war und noch jetzt von den Nachlebenden freudig benutzt wird: Johann Friedrich Oberlin, der gefeierte Pfarrer im Steinthal, schildert in einer kleinen Schrift sein Temperament sehr treffend und genau als das sanguinische. Und in der That wer lernen will, was die lebhafte Naturart in gesundem Zustand sey und zu wollen und wirken vermöge, der betrachte das an diesem merkwürdigen, seine Umgebung mit allen Mitteln gen Him beseligenden und erfreuenden Manne. Von den wahrhaft lebhaften Naturen sind viele groß und vielgepriesene Geschlechter männer; unter den Schriftstellern des Alterthums Plinius und der vielschäftige Plinius (der Aeltere) und Cicero gewesen.

Die weiche, hingebende Mutterart, oder das phlegmatische Temperament wird gegen dieselbe Vielheit und Mannichfaltigkeit der Dinge leidend und nachgebend gefunden, welcher sich die erwähnte lebhafte, selbstthätig verändernd und schaffend entgegensetzt. Auch diese Naturart vermag in ihrer besseren Entwicklung nicht bloß die stillen, treuen Arbeiter der Stätdbildung, sondern selbst einer andern, höheren Ordnung zu erzeugen, welche sich selber dahin gebend und verläugnend, ihr Glück nur darinnen finden, daß sie zu „Nutz und Dienst des Nächsten" sind und wirken. Die fleißigen Erbauer und Vollender manches allgemein nützlichen und bewunderten Menschenwerkes sind von dieser Naturart gewesen. Sie war es, welche den in seiner Art bewundernswerthen Paul Rembrandt van Rhyn zu dieser seiner eigenthümlichen, kleinlich fleißigen Nachbildung der Natur führte. Doch hatte sich in diesem Manne die angeborne Naturart nicht auf edlere Weise entfaltet, sondern er hatte selbst jenen Hang zum Gemeinen und das Streben nach Besitz (den Geiz), wozu allerdings die phlegmatische Naturart eine größere Disposition hat als die andren, nicht zu besiegen vermocht.

Außer den vier erwähnten, eigentlichen Naturarten unterscheiden Einige, als ein fünftes, der Gesammtheit jener vier gegenüberstehendes Element der Seele, die Sinnesart oder Gemüthsart. Diese pflegt der gewöhnliche Ausdruck öfters mit dem selbstständigen, ewigen Centrum unsres Wesens, mit dem Charakter zu

längst uns ursprünglich Einige

gene der Gemüthsart nicht von unſrem Wollen ab, ſondern nur das Beherrſchen und Beſchränken derſelben. Sie erſcheint wie angeboren oder wie etwas von außen Gekommenes, gleich jenen eigenthümlichen Geſtaltungen oder Mißbildungen der Knochen, wozu die Anlage von den Eltern ererbt wurde, oder durch einen übermächtigen Einfluß von außen kam. Der Knochen, den wir ſchon oben als ein leibliches Abbild des feſtſtehenden Grundtypus der Seele (der Naturart und des Charakters) betrachteten, kann an zwei verſchiedenen Menſchen ſeiner innren Kraft und Stärke nach derſelbe ſeyn, aber es hat der eine, von der Geburt an, die Anlage zu einem regelmäßigeren, ſchöneren Umriß des Geſichts und der Glieder mit ſich gebracht, als der andre, oder es ergreift die Glieder des einen, ohne menſchliches Verſchulden, in früher Kindheit ein Leiden, welches das Rückgrat verbeugt und den Knochen der Glieder eine veränderte Richtung gibt.

Die natürliche und angeborne Verſchiedenheit der Sinnesart wird nicht bloß bei verſchiedenen Menſchen, ſondern auch bei verſchiedenen Thieren einer und derſelben Art gefunden. Es gibt unter den Tauben, welche mit andren Paaren von denſelben Eltern entſproſſen und mit jenen in einem und demſelben Sommer aus dem Ei gekommen ſind, einzelne, deren Gemüthsart von ganz beſondrer, abgearteter Richtung erſcheint. Es wird an dieſen weder die Treue der Gatten gegen einander, noch die Zärtlichkeit gegen die Brut gefunden, welche ſonſt ein Vorzug dieſes Thiergeſchlechts ſind, während dagegen wieder andre, auch unter den Thieren dieſer Art, ſich durch ganz beſondre Ausdauer und Innigkeit der Anhänglichkeit und verpflegenden Liebe gegen Gatten und Junge auszeichnen. Auch unter Waldvögeln einer und derſelben Art baut das eine Paar ſein Neſt mit größrer Sorgfalt als das andre, und es finden ſich unter ihnen ſolche, denen ein Zug der Nachläſſigkeit und der Unordnung wie angeboren ſcheint. Dieſen ausgearteten Müttern vertraut ſelbſt der Kukuk vergebens den ſonſt übermächtigen Drang des Inſtinctes und das verwaiſ'te Ei an; ſie verſäumen die übernommene Pflicht ſo bald, daß entweder das fremde Junge noch im Ei, oder bald nach der Geburt umkommt. Hunde einer und derſelben Art werden von Jugend an, dieſe von tückiſch biſſigerer, andre von gutartigerer Natur gefunden, und dieſe eigenthümliche Richtung, ſo wie ſelbſt das

Geſchick und die Neigung zu gewiſſen Geſchäften, erbt ſich von den Alten auf die Jungen fort.

Verſchieden von der Naturart oder dem Temperament, in welches und mit welchem die Gemüthsart auf die mannichfachſte Weiſe ſich vermiſcht und verſchlingt, erſcheint dieſe am Menſchen vielfältig von der Beſchaffenheit des Leibes abhängig und durch eine Rückwirkung des Leiblichen auf Seele und Geiſt entſtanden. Es iſt dieſes ein Gebiet, in welchem das Menſchenurtheil öfters irre gehet, wenn es das, was mehr nur mit dem Leibe ererbt und vergänglich iſt, wie dieſer, mit dem ſelbſtthätig erworbenen, ewig bleibenden Eigenthum des Geiſtes verwechſelt. Denn es hänget nicht ſelten das, was wir ein gutes Naturell und harmlos freundliche Gemüthsart nennen, ſo genau mit einer geſunden Kraft der Verdauung und mit dem leichten Fortgang des Blutumlaufes in der Leber zuſammen, daß wir alsbald die ganz entgegengeſetzte Stimmung hervortreten ſehen, wenn dem Leibe irgend ein äußrer Einfluß jene Leichtigkeit der Verdauung und Ernährung hinwegnimmt. Eben ſo wie an dem ſorgſamen Hausbahn die ſonſtige Zärtlichkeit gegen die Hühner in Haß und biſſigen Nahrungsneid ſich umwandelt, wenn eine Krankheit jenen natürlichen Trieb hemmt oder vernichtet, von welchem der Anſchein der aufopfernden Großmuth ausgegangen.

Die öfters wiederholten und kräftigen Bewegungen der Muskeln ſind es, welche den Gliedern ihren eigenthümlichen Umriß und ihre Stärke verleihen. Selbſt noch am Knochen, von welchem die Verweſung ſeit langen Jahren die einſt ſo kräftigen oder die ſchlaffen Muskeln hinweggenommen, wird erkannt, ob er vormals einem vielthätigen, arbeitſamen Leibe angehört, oder ob er bloß beſtimmt geweſen, die Laſt einer ſtets trägen Fleiſchmaſſe zu ſtützen.

So iſt auch der Charakter jene Geſtalt der wirkenden und erkennenden Seele, welche durch ein öfters andauerndes Bewegen des innren Wollens nach einer gewiſſen Richtung hin begründet und ausgebildet wird. Dieſe Geſtalt wird ſich um ſo menſchlich edler und vollkommner zeigen, je mehr die Kraft des Wollens und Wirkens auf etwas Geiſtiges, Innerliches ausgehet, um ſo

niedriger und unvollkommner, je mehr dieſelbe auf ſinnlich niedrigen Vorwurf gerichtet iſt.

Auf den Charakter oder die Denkart hat allerdings das Temperament, ſo wie die von außen empfangene Sinnesart einen rückwirkenden Einfluß, jener aber iſt keineswegs von dieſen beiden abhängig, ſondern ſelber vom waltenden, freien Geiſt ausgehend, iſt ſein Weſen eine geiſtig ſchaffende und verwandelnde Kraft, welche das gegebene Material der Seelenformen nach ihrem Willen veredelt und ausbildet.

Nur der Menſch hat einen Geiſt, welcher aus freiem Willen dieſe oder eine andre Richtung des Wirkens wählen, das von ſeiner ſinnlichen Natur heftig Begehrte, dieſer entweder gewähren, oder aus höherer Rückſicht verſagen kann; nur der Menſch hat deßhalb auch einen Charakter. Mit den anderen Lebendigen unſrer Sichtbarkeit ſpielen die Wellen und Stürme der ſinnlichen Neigungen und Begierden, wie mit einem Fahrzeug, in welchem kein ſteuernder und ruderuder Schiffer iſt, bis das Gebäu am Felſengeſtade zerſchellet; im Weſen des Menſchen aber waltet ein umblickender, ſelbſtkräftiger Geiſt, welcher das Schifflein weithin durch das Meer zum ſichren Hafen zu führen vermag. Wohl erfährt dieſer Steuermann, bei ſeiner Fahrt durchs Leben, jetzt die wohlthätig fördernde und beſchleunigende, andre Male die hemmende Kraft der Stürme und Wogen ſeines Meeres. Es iſt deßhalb nöthig, ehe wir das Tagewerk der Heimfahrt näher betrachten, zuerſt die bewegenden Kräfte kennen zu lernen, welche bei jenem ſo entſchieden mitwirken.

Erläuternde Bemerkungen. Die Temperamente (κράσεις) wurden von den Alten zum Behufe der Eintheilung der Krankheiten aufgeſtellt. Denn es beſteht zwar der Leib weder aus Erde, noch aus irgend einem andern der vier Elemente allein, ſondern aus allen vieren zugleich (Max. Tyr. diss. XVII, ed. Davis. 180); dieß hindert aber nicht, daß nicht eines der vier Elemente, oder daß nicht das eine der ihnen zu Grunde liegenden Principien: das Trockene oder Feuchte, Kalte oder Warme (ξηρόν, ὑγρόν, ψυχρόν, θερμόν; m. v. die erl. Bem. zum §. 10, ſo wie Phil. Jud. quis rer. div. haeres 502, ed. Mang. I, 494), auf Koſten der andren vorherrſchen könnte. Es kommen dann, ſchon nach Plato (Tim. 498) von einem Uebermaß des Feuers die anhaltenden, vom Uebermaß der Luft die täglichen, des Waſſers die dreitägigen, der Erde die viertägigen Fieber her. Derſelbe Weiſe nennt auch die ſchwarze Galle und das Phlegma als Erregungsurſachen mancher ſchweren Krankheiten (ib. 497 und 498). — Nach der Theorie der Hippokratiker ſollten es vier Hauptſäfte des Leibes ſeyn: die Galle, die in der

Leber, das Blut, das im Herzen, das Wasser, das in der Milz, der Schleim, welcher im Kopfe erzeugt wird, aus deren Mischung im Gleichgewicht oder außer demselben Krankheiten und Gesundheit entstehen (Pseud. Hippocr. de morb. IV, 498). — Selbst noch bei Galen sind die Temperamente nur krankhafte Zustände; er nimmt daher in seiner Schrift über die Temperamente außer den vier einfachen, die als Hervortreten des Heißen oder Kalten, Trockenen oder Feuchten, und den vier zusammengesetzten, die als Vorstechen des Trocken-Heißen, so wie des Feucht-Warmen, des Trocken-Kalten, so wie des Feucht-Kalten bezeichnet werden, noch ein neuntes an, bei welchem alle jene Gegensätze in gesundem Gleichgewichte stehen (de temperam. L. I, c. 8, ed. Kühn. Vol. I, p. 559).

Schon als Naturart in unserm Sinn nimmt Aristoteles das Temperament an, wenn er (Problem. Sect. XXX, quaest. 1) die Behauptung aufstellt, daß alle die Männer, die sich in der Philosophie, Politik, Poesie und Kunst ganz besonders hervorthaten, Melancholiker gewesen seyen, und wenn er als Beispiele den Empedokles, Sokrates, Plato, unter den Heroën den Herkules und Ajax anführt.

Geneigt die nachmals herrschende Sinnesart, ja Denkart den ersten, in der frühesten Jugend empfangenen Eindrücken auf das Gemüth zuzuschreiben, scheint Philo (Lib. quisqu. virt. stud. 867, ed. Mang. II, 447).

Auf eine tief eindringende, dem Menschenkenner und Erzieher durch ihre Klarheit und leichte Anwendbarkeit sich empfehlende Weise, hat sich in neuerer Zeit Fr. H. Chr. Schwarz, in seiner Erziehungslehre, besonders im zweiten Band (Vorbegr. II, §. 7, 8, 18, 25; III, §. 23—29, noch mehr aber in demselben Bande, S. 231 bis 238, dann 321 u. f.) mit der Betrachtung und genauen Beschreibung der Naturarten beschäftigt. Wir schlossen hieran die im §. versuchte Begründung der vier Naturarten an; der Erzieher möge aber vor Allem das treffliche Werk selber kennen lernen, aus dessen Reichthum jene Tropfen geschöpft sind.

Eine genauere Beschreibung der Naturart des Meisters Rembrandt van Rhyn (geb. 1606, gest. 1674) s. m. in meiner Reise durch das südl. Frankreich und durch Italien, B. II, S. 243.

Das was wir oben Charakter oder Denkart nannten, ist, in seiner besseren Art der Entstehung, die Mannhaftigkeit (*ἀνδρία*) der Alten. Plato beschreibt sie deßhalb, nach Diogenes Laërtius Zeugniß, als *δεινῶν καὶ θαῤῥαλέων ἐπιστήμην*; Zenon (D. L. in Zen. segm. 93) als *ἐπιστήμην ἢ ἕξιν ὧν ἐμμενετέον καὶ μὴ, καὶ οὐδετέρων*. — M. v. Clem. Alex. Strom II, 470. — Aul. Gell. L. 12 c. 5: sed ea vera et proba fortitudo est, quam majores nostri dixerunt esse scientiam rerum tolerandarum et non tolerandarum. — Jamblich. in vit. Pythagor.: *τὴν γὰρ ἀνδρείαν ἠδὴ φευκτέων τε καὶ ὑπομενητέων ἐπιστήμην*.

Auf Temperament und auf Gestaltung der Sinnesart haben allerdings Klima, Beschaffenheit des Bodens und selbst Nahrungsmittel Einfluß, nicht aber auf den Charakter oder die Denkart. Diese, vom Geist ausgehend, ist bei ihrer Entwicklung nur Elementen von geistiger Art zugänglich; Erziehung und Verfassung des Staates, noch mehr aber Religion wirken auf das Vorherrschendwerden der einen oder andren Richtung ein, bestimmen dieselbe aber keinesweges unabänderlich und nothwendig. Der eigentlich bestimmende Grund geht hierbei ganz von dem freien Willen des Geistes aus (m. v. IV.). Auf Temperament und Sinnesart sind zum Theil Muth und Ausdauer, so wie Feigheit und Flatterhaftigkeit, Hang zur Geschäftigkeit oder zur Ruhe gegründet; vom Charakter hängt dagegen das Streben für oder

egen das, was geistig vollkommen, wahr und gut ist, ab, und dieser, er Charakter, kann auch dem zur Muthlosigkeit und Trägheit hinneigenden Naturell tapferen Muth und ausdauernden Fleiß verleihen. — Das Himmelsstrich und andre äußre Umstände an Temperament und ebensweise der Völker zu bewirken vermögen, findet sich zusammengestellt in W. Falconers Bemerkungen über den Einfluß des Himmelsstriches, der Lage, natürlichen Beschaffenheit u. s. eines Landes, auf Temperament, Sitten u. s. w. der Menschen. Aus dem Engl. übers. 782. Es ist indeß in jenem Gemälde noch eine Seite des Gegenstandes unbeachtet geblieben, welche nur durch die Lehre vom Geist beleuchtet werden kann. — Ueber Charakteristik des Geschlechts, der Alter, der Temperamente, der Nationen, so wie über Charakter vergl. m. Carus Psychologie II, 1 bis 162. Ueber das vom verschiednen Naturell der Vögel, einer und derselben Art Gesagte, vergl. m. Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands II, 1139 u. a.

Das Wesen und die Aeußerungen des Begehrungsvermögens der Seele, entsprechend den Muskeln und ihren Bewegungen am Leibe des Menschen.

§. 33. Wie etwa ein denkender Mann, stehend neben dem spielenden Kinde, in den Sand am Boden regelmäßige Figuren und Worte zeichnet, welche ein innres Streben verrathen, das weit über das Geschäft des Spielens hinausgehet; so prägt der Geist im Menschen in das Spiel der Neigungen und Begierden seines Leibes Züge und Kräfte seiner eignen, höhern Natur hinein, welche weit über das hinausliegen, was der Leib zu seiner Ernährung und Entwicklung bedarf und die in ihm lebende Seele erstrebt. Die Farbenpracht und der Glanz, mit welchen sich die Blume schmücket, wenn die Zeit der Vermählung naht, verbinden sich zu derselben Zeit im lebhaftthätig bewegteren Thiere mit dem ausdrucksvollen Gesang und mit jener aus ihrem gewöhnlichen Ufer tretenden Fülle von Muskelkräften, welche zu den Wettkämpfen der Männchen unter einander aufreizt. Die bildende Kraft des Gewächses bereitet schon im voraus für den Keim, der im Samen liegt, die nöthige Nahrung, und fügt dem Embryo den Eiweißbehälter hinzu; das Thier häufet für die Zeit des Mangels im Winter Vorräthe von Honig oder Früchten an. Der Geist des Menschen, dessen Begehren nur durch das gesättigt werden kann, was gleich ihm nicht mit dem Augenblick vergeht, sondern von ewiger Dauer ist, verklärt zwar, sobald er seiner Bestimmung gemäß frei und herrschend geworden, diese Rich-

tungen der Seele in etwas unendlich Höheres (nach Abſch. IV.), dagegen verwandelt er auch in ſeinem gebundenen, kranken Zuſtand das Streben der Seele, dem künftigen Mangel zu begegnen, in Geiz, welcher auf das vergängliche Gut den Schein der Unvergänglichkeit und Unermeßlichkeit übertragen möchte; er verwandelt den bewußtlos hervortretenden Liebreiz, welcher bei der Blume und dem bunten Schmetterling nur auf den Wechſelverkehr der Geſchlechter gerichtet iſt, in Gefallſucht und Eitelkeit, welche ſelbſt noch dem verwelkten Leibe die Gebärde der Jugend aufdringen, und die eiferſüchtige Kampfluſt des Thieres in Stolz und unerſättliche Herrſchbegier, das Streben des Thieres nach ſelbſtſtändiger Fortbewegung in Freiheitsſinn, welcher freilich erſt durch ſeine Ausartung zum Ordnungshaſſe, den an ſich ſelber edleren Charakter verliert.

Dieſe drei Naturen: der Leib, die Seele und der Geiſt, welche im Menſchen verbunden ſind, gleichen in ihrem wechſelſeitigen Verhältniß drei concentriſchen Kreiſen, an denen alle Punkte des Umfanges nach Graden, Minuten und Secunden ſich entſprechen; aber das innre Weſen dieſer Kreiſe und ihr wechſelſeitiger Abſtand iſt noch unermeßlicher verſchieden, als der Umkreis des Erdkörpers, über Feſtes und tropfbar Flüſſiges hingehend, von der Bahn der Sonne und von dem unergründbar fernen Umfang des Fixſternenhimmels, welcher über Sonnenbahn und Erdfläche ſich hinzieht. Der Strahl der Sonne beſucht im Verlauf des Tages jeden einzelnen Punkt des Planetenumfanges, jede Region des Thierkreiſes findet ſich einmal im Jahre bei der Sonne; ſo nimmt auch das eigenthümliche Bewegen der Seele und des Geiſtes eine Richtung, welche jener des leiblichen Bedürfniſſes entſpricht und in dieſes ihre Strahlen ſenkt. Was am Leibe ein bewußtloſes Anziehen und Geſtalten iſt, das wird in der bewegenden Seele zur Neigung und Begierde, durch das kranke Hineinwirken des Geiſtes zur Leidenſchaft.

Aber eben dieſer Geiſt, wie ſchon erwähnt, iſt es auch, welcher durch die ſelbſtſtändige Kraft des freien Willens die vielſtimmigen Neigungen unſres äußren Menſchen zu einem höheren Einklang verbindet, und welcher die Banden, womit Leidenſchaften uns gefeſſelt, ſiegreich wieder löſ't. Von dieſem eigenthümlichen Geſchäft des Geiſtes werden wir weiter hernach reden;

hier betrachten wir zuerſt die Neigungen und Leidenſchaften unſeres Weſens, während ſeiner Befangenheit in den Gränzen des bloßen Seelenlebens.

Die Aeußerungen des Triebes und des Begehrens gehen, wie das Bewegen der Muskeln, von innen nach außen, während unſre Gefühle, gleich der Empfindung des Nerven, von außen nach innen kommen, auch dann, wenn der Wille des Geiſtes die Reihe der vorübergegangenen Gefühle noch einmal in den urſprünglich empfindenden Organen der Seele hervorruft. Denn er vernimmt dieſe dann auf dieſelbe Weiſe, wie der Menſch die Töne eines Liedes, welches er mit kunſtvoller Hand auf einem bezeichneten Inſtrument ſich wiederholt. Im niedren Thierreich fällt das Begehren ſo ganz mit dem Bewegen zuſammen, daß beides gleich einer magnetiſchen Anziehung erſcheint, welche die frei ſchwebende Nadel nach dem Eiſen hinführt.

So verſchieden wie die Arten der Bewegung am thieriſch-menſchlichen Leibe und vollkommen parallel mit dieſen in ihren Richtungen, ſind die Neigungen und Leidenſchaften unſrer Seele. Die Muskeln des Hauptes und ſeiner Organe, vornehmlich des Auges und der Zunge, dienen meiſt dem Wechſelverkehr mit einer höhern Ordnung der natürlichen Dinge: den Bewegungen nach dem Licht und nach der allumfangenden Luft hin, den Bewegungen der Mienen und Tonſprache. Jene Richtungen der wollenden Seele, welche dem erſteren leiblichen Geſchäft entſprechen, erſcheinen in ihrer vergeiſtigten Form als Wißbegier, und zum Theil als Sucht nach Sinnen-Vergnügen und Zerſtreuung; die innre Richtung, welche der Bewegung des Sprechens parallel ſteht, iſt das Streben nach Mittheilung, welches wir nachher in der Geſchichte des Gemeingefühls noch etwas näher betrachten werden.

Schon in den Gliedern des Ungebornen im Mutterleibe regt ſich der Trieb, welcher das Thier von der Pflanze unterſcheidet: der Trieb nach ſelbſtſtändiger, freier Bewegung. Es iſt noch nicht der Zug des Hungers oder Durſtes, welcher das im Verborgnen keimende Leben nach der begehrten Nahrung hinbewegt, denn die Nahrung kommt demſelben, ohne ſein Zuthun, aus dem Herzen der Mutter; es iſt nicht das Bedürfniß des Athmens, ſondern in ſeiner ganzen Einfachheit und Reinheit das Streben

nach Bewegung. Dieſes regt nachmals die zarten Glieder d
neugebornen Kindes und die Füße und Hände des Knaben zu
rer beſtändigen Geſchäftigkeit auf, und wird im Jüngling
Trieb nach freiem Bewegen, von Ort zu Ort, durch fern
weite Räume.

Einem ſolchen leiblichen Bewegen entſpricht an der Se
das inwohnende Sehnen nach Thätigkeit und Geſchäftigkeit, n
ungehemmter Wirkſamkeit. Wie das Thier von der Pflanze dur
freie Bewegung, ſo unterſcheidet ſich der Geiſt im Menſchen v
der thieriſch beſeelenden Kraft durch die ſelbſtſtändige Beweglic
keit des freien Willens. Das Sehnen nach einer ungehemmt
Aeußerung des Willens wird ſelber von guter und göttlicher N
tur ſeyn, wenn der Gegenſtand, auf welchen jener Wille ſich g
richtet, ein göttlicher iſt; denn ein ſolches Sehnen will nur je
Freiheit des Geiſtes, welche das höchſte und rechtmäßige Eige
thum von dieſem iſt: die Befreiung von dem anhaftenden Ve
derben und innren Elend. Iſt jedoch die Richtung des Wille
von verkehrter Art, ſo wird auch jenes Sehnen, nach ungebun
ner Bewegung des Willens, von gleicher Art ſeyn, und nich
Andres begehren, als die Auflöſung und Vernichtung jener h
heren, göttlichen Ordnung, welche die Aeußerungen eines b
ſen Willens verhindert. Jenes iſt der wahre, geiſtige Freiheit
ſinn, dieſes der falſche. Die Beſtrebungen der Seele, na
dieſer Richtung hin, ſo lange ſie in jener Gränze bleiben, welc
ihnen das gleichzeitige Bewegen der andren Neigungen anweiſ
erſcheinen zwar dem beobachtenden Auge minder auffallend, ſi
gern ſich auch durch übermächtige Kraft des Geiſtes ſeltner z
Leidenſchaft, als die nachher zu erwähnenden Neigungen; f
liegen jedoch deſto tiefer an der Wurzel des innren Lebens.

Der Bewegung nach der Nahrung hin und dem Geſchä
des Zermalmens derſelben dienen am Menſchenleibe viele un
ſtarke Muskeln. Dieſer Zug des Bewegens iſt mächtiger, al
jener, welcher die bloße Ortsveränderung will, und wirkt häuf
beſtimmend und ihn ſich unterordnend auf dieſen letztern ei
Er erſcheint ſchon im Thiere öfters als ein Zug, welcher na
der Speiſe an ſich gehet, auch wenn der Leib derſelben nicht me
zu ſeiner Sättigung begehrt, und das Thier der Heerde ſuc
ſich, wenn es ſatt iſt, durch dieſen Trieb der äußeren Zuſam

ngeſellung bewogen, mitten unter der Fülle des Futters die
ätte der Ruhe oder der ſpielenden Bewegung auf. Dieſe Nei-
ng denn nach dem Futter, auch wenn der Leib von ſeiner
lle geſättigt iſt, treibt das muntre Nagethier zum Sammeln
r Vorräthe an, wie die Seele des Menſchen zum Zuſammen-
ufen der Gegenſtände, aus deren Wechſelverkehr ſie ihre Nah-
ng — die Lieblingsgefühle empfängt. Denn parallel mit den
ewegungen des Leibes, die dem Ergreifen und Aufnehmen der
peiſe dienen, ſind die Neigungen der Seele nach äußrem Ei-
nthum und Beſitz; Neigungen, welche im geſunden Verlauf
s innren Lebens harmloſer und ſtiller Natur ſind, dann aber,
nn der Geiſt ſeinen krankhaften Willen, ſtatt auf den innren
d ihm angemeſſenen Beſitz, auf den äußeren, leiblichen wendet,
r Habſucht und zum verheerenden Geiz werden. Wie in ei-
gen mährchenhaften Sagen von Geſpenſtern, der Seele die
raft angedichtet wird, den Steinen oder dem Holz den äußeren
ſchein von edlem Metall zu geben; ſo gibt der Geiſt des Men-
en wirklich, in ſeiner Verirrung zum Geize, dem Metall oder
end einem andren vergänglichen Dinge die anſcheinende Geſtalt
er ewigen Güter, nach denen eigentlich das innre Streben
richtet iſt, weil es durch ſie allein geſtillt zu werden vermag.
ne Selbſttäuſchung, welche auf das Leben des innren Men-
en eben ſo zerſtörend einwirkt, als auf das Leben des Leibes
Täuſchung des Nahrungstriebes durch aufreizende Gifte.

Jener Trieb, welcher die Geſchlechter zuſammengeſellt, er-
einet, wenn er zu ſeiner Zeit im Thier erwachet, als der
rmächtigſte, furchtbareſt waltende von allen. Denn er reißet
dann alle andren Bewegungen des Leibes in den Strom der
nigen hinein, und wenn er ſich aufmachet, ſchweigen auf eini-
Zeit die andren Triebe und Neigungen des Leibes alle; das
hier vergißt ſogar der Nahrung und der ſonſt nie verſäumten
uhe. So ſind auch die Bewegungen der Seele und des Gei-
s, welche dieſer leiblichen Richtung entſprechen, mächtiger
d tiefer gründend, als die vorhin betrachteten.

Es iſt, wie wir oben ſahen, das mächtige Bewegen, wel-
s die Lebendigen zur Zeit der Liebe und Vereinigung der Ge-
lechter ergreifet, auf ein Entbundenwerden der Seele von
m Leibe gegründet, welches nicht ſelten ähnliche Erſcheinun-

gen begleiten, als jene sind, die wir beim magnetischen seyn bemerken (m. v. §. 21, 26 u. 27). Die Seele, bis nem gewissen Grade der Abhängigkeit von dem eignen Leib ledigt, wirkt nicht mehr allein in der Richtung und m Kräften, welche ihr der Leib darbeut, sondern mit den genthümlichen Kräften einer höheren Ordnung, durch dem Leibe Bewegungen mittheilt, deren derselbe im gem chen Gange des Lebens nicht fähig wäre; eben so weni die Raupe vor der Zeit der Geschlechtsreife des Fli Kräfte, durch welche sie zugleich die Kunde des Kün und Verborgenen erhält. So empfängt dann das vorh stumme Thier in der Zeit der Begattung die Stimme, melodischen Gesang, das träge und furchtsame, Kräfte gewöhnlichen Wanderungen und Muth zu blutigen Kä das gefräßige eine Enthaltsamkeit, welche Speise und verschmäht. Wenn auch die Flügel, welche alsdann die der leiblichen Kraft leihet, nicht als äußerlich sichtbare G wie bei den Ameisen, wenn sie zum Schwärmen empo ins Auge fallen; so verräth sich der Zug nach einer h Region des Seyns und Wirkens, in den vielfältigen Aeu gen des Kunsttriebes und Instinctes, welche nicht selte so vorübergehend und nur allein für diesen Moment g sind, als die Flügel, die der weiblichen Ameise bald na Vermählung wieder entfallen.

An dem mächtigen Bewegen des Lebens zur Zeit de kehrs der Geschlechter unterscheiden wir deutlich zwei Mo von denen der andre den ersten, vorbereitenden, noth voraussetzt. In dem ersten erhebt sich die strebende Seel den eignen Leib, macht sich aus der Abhängigkeit von selben los, in dem andren senkt sich dieselbe hinabwärt eine fremde, neue, sichtbare Form. Jene erstere Richtu innren Bewegens, welche das Wechselverhältniß der Seel Leibe bis zu einem gewissen Grade aufhebt, erscheint, Natur nach, wie eine zerstörende, ja wie ein Haß gege Leibliche, welches das Freiwerden und Emporstreben ode Ueberkleiden der frei gewordnen Lebenskraft mit der Form erschwert und hindert; die andere Richtung dagegen sich, jener ganz entgegengesetzt, als in Streben nach der

n, als ein Drang diese Leiblichkeit zu schaffen und zu
ks tritt deßhalb am Thiere, in der Zeit des Verkehrs
lechter, Haß und Liebe in gleichem Maße hervor.
eine wie die andre Richtung kündigt sich öfters, in die
n Region, durch das Hervorkommen und eigenthüm-
en besondrer Organe an. Das Absetzen und Entste-
nochensubstanz stehet, wie wir oben (S. 135) sahen,
nothwendigen, innren Zusammenhang mit der höheren
ung des empfindenden und bewegenden Nerven: mit
und Entbundenwerden der selbstständigen, eigenthüm-
raft des Nerven, von dem Geschäft des bloßen leibli-
ens. Eben so scheint auch bei einigen Thieren das
en der innren Lebenskraft vom eignen Körper durch das
n einer Knochensubstanz bedingt zu werden, die sich
gewöhnlichen Gränzen des Leibes wie ein fremdes
chengerüst darstellt. Der männliche Hirsch setzt als-
n sich die Lebenskraft im Innren zu ihrer Ausdrucks-
§. 256) in eine neue, leibliche Form zurüstet, das
, welches in seiner Vollendung, zur Zeit der Begat-
so frei aus dem Verkehr mit den bildenden Gefäßen
n, so wie mit den unmittelbar bewegenden Muskeln
, als im Innren die centrale Lebenskraft aus den
iehungen frei geworden ist. Beides, das Entstehen
hes und des Zeugungsvermögens, sind hier so noth-
rbunden, daß ein Hirsch, welcher am eben hervor-
Geweih verletzt, oder sonst an der Ausbildung dessel-
ert worden, für dasselbe Jahr unfähig ist zum Zeu-
umgekehrt, einer, welchen eine Verstümmlung von
unvermögend zum Zeugen gemacht, hinfort das alte
eder abzuwerfen noch ein neues auszubilden vermag.
s scheint das Entstehen jenes Mediums, welches die
ermittelt, in Beziehung auf andre, gleichzeitige Aus-
n, zum Theil von giftiger Natur, wie bei vielen weib-
ten.

Geweih des Hirsches, so wie ähnliche äußere Kno-
welche zur Zeit der Begattung aus dem thierischen
treten, sind jedoch nicht nur eine äußere Folge des
innren Lebenskraft, aus ihrem eignen, leiblichen

Verband ſich loszumachen, ſondern ſie ſind zugleich zerſt
Waffen, deren ſich das Thier zunächſt und am meiſten be
Kämpfen der Eiferſucht bedienet, die auf Vernichtung,
der eignen, ſondern einer fremden, geſchlechtsverwandte
lichkeit ausgehen, welche die auswanderungsluſtige Seel
der Richtung ihres Zuges verdrängen, an dieſer hinder
(nach S. 256). So nimmt die Kraft zum Haſſen mit
zum ſinnlichen Lieben, jene zum neuen Schaffen und
mit der zum Zerſtören aus einer und derſelben Wurzel
Anfang, und wir ſehen in dieſer niederen Region die
ſtets neben dem Haß, und mit ihm zugleich hervork
das Leben neben dem Tode.

Folgen wir den Fingerzeigen, welche uns die unm
Natur in dem Geſchäft ihres ſtummen Bildens über di
Verwandtſchaft unſrer Neigungen gibt, noch nach andre
tungen hin.

Daſſelbe innre Bewegen, was bei einigen Thieren
das Entſtehen der feſten, knöchernen Vertheidigungswaf
ausdrückt, iſt bei andren durch das Hervorbrechen eines
ſchmuckes oder einer andren Verzierung der äußern Ha
angedeutet. Die aus ihren bisherigen Schranken hin
bende Seele verläſſet das Geſchäft des ſtillen, innren
und Geſtaltens, und tritt in die äußeren Vorhöfe ihres
chen Daſeyns, hier eine neue weitere Region des Wirke
chend. Denn es genügt dem innren Zuge, welcher die fic
Elemente um ſich verſammlet, um aus ihnen den emp
den und bewegten Leib zu bilden, dieſer eigne Leib nicht
die anziehende Kraft, in ihrem Kreiſe ungeſättiget, erh
über dieſen und wird zu einer Anziehung der höheren (z
Potenz.

In den Meeren der wärmeren Zone lebt ein Schal
deſſen bildender Trieb bei dem Geſchäft der Geſtaltung
gentlichen, den weichen Leib umſchließenden Schale nicht
bleibt, ſondern an die Oberfläche derſelben noch Stei
Schalenſtücke von andren Mollusken anfüget. So gleich
der Liebreiz, welcher in der Zeit der Vermählung dem
thieriſchen Leibe eine anziehende Kraft, nicht gegen ein ei
Element, ſondern gegen einen ganzen lebenden Organismu

pegen, welches Eisen an andrem Eisen wirkt, wenn
s sonst innre Cohäsion der einzelnen Theile gewesen,
netismus äußerlich hervorgetreten.
wandt mit jenem Hinaustreten des thierischen Bedürf-
s seiner eigentlichen, natürlichen Gränze, bei welchem
t zur Habsucht wird, die selbst den Nahrungsstoff, des-
esättigte Leib nicht bedarf, begierig anzieht und fest-
gert sich alsbald die Anziehung des Geschlechts zu je-
hein von Herrschsucht, welcher uns öfters bei den ge-
Verhältnissen der Thiere begegnet. Unter dem Ge-
er Hühner wie unter jenem der Seelöwen, suchet ein
en der vielen sich zu bemächtigen, über deren Wesen
ken er eine ähnliche Herrschaft auszuüben strebet, als
Glieder des eignen Leibes. Schützend und ernährend
nden, angefügten Glieder, wie das eigne Fleisch, wa-
eich eine solche inwohnende Seele der zweiten Potenz
ig gegen jedes Hereindrängen einer fremden, wirken-
, in das Gefüge des neugebildeten Lebenskreises, und
s Hereindrängen ist für sie von ähnlichen Schmerzen
als das Eindringen eines Splitters oder eines and-
en Körpers in das Muskelfleisch, welches Zuckungen
ukhaftes Erschüttern wirkt, an denen der eigentliche
e Nerv keinen Theil hat.
anziehende Macht der zweiten, höheren Ordnung, wenn
heliche und elterliche Liebe in ihrer natürlichen Gränze
, erscheint bei dem Menschen, wo Seele und Geist in
htung ihren verklärenden Strahl geben, in einer lieb-
Gestalt, als bei allen andren Wesen unsrer Sichtbarkeit.
tet sich hier auch der Liebreiz, welcher bei dem Thier
eiblicher, schnell vergänglicher gewesen, zu einem gei-
ewig dauernden. Die Seele wirbet, in dem Zug
dschaft und der höheren Liebe, um eine andre Seele,
e neugewonnene das eigene geistige Bewegen und Em-
die innre Seligkeit wie den Schmerz mitzutheilen.
dem natürlichen Geschäft der Geschlechter ist der innre
ht auf die Ernährung und Bildung des eignen Leibes
; er stehet nicht mehr vorherrschend im Dienst des
Lebens und der bloßen Selbsterhaltung, sondern un-

ter dem Walten eines allgemeineren, höheren Lebens, welches für das Entſtehen eines neuen, künftigen Geſchlechts und für die Pflege der hülfloſen Brut ſorget. Wenn zuweilen, durch krankhafte Verirrung des natürlichen Triebes, dieſer dem Walten des allgemeinen Lebens widerſtrebt und ſtatt der Sorge für ein andres und neues Leben nur die für das eigene, alte wirken läſſet, ſehen wir jene Entartungen hervorgehen, bei denen die höhere Sorge zu einer niedreren für die eigne leibliche Luſt, ja ſogar die Mutterliebe zur gefräßigen Wuth wird, welche die Alte anreizt, die eignen Jungen zu verzehren, ſtatt ſie an Brüſten zu nähren und zu wärmen. Dieſe Verirrung der innren Richtung aus dem ihr angewieſenen weiteren Kreis in den engeren, befangneren, bemerken wir öfters am Geſchlechte der Katzen und an dem unreinſten Thiere unſrer Höfe; ja die Nähe und Pflege des Menſchen ſcheint dieſe Krankheit ſelbſt auf einige ſeiner zahmen Vögel übertragen zu können, denn wir ſehen nicht ſelten den mütterlichen Canarienvogel die noch nackten oder halbbefiederten Jungen verſtümmeln, ſtatt ſie zu füttern und zu wärmen. Selbſt der Geſchlechtstrieb im engeren Sinn zeigt zuweilen eine ähnliche Verirrung, und jener männliche Bär, der gezähmt in einem Thiergarten gehalten worden, zerfleiſchte die geliebte Bärin und fraß ſie begierig auf, wie denn umgekehrt das Weibchen der Spinnen und Fangheuſchrecken das Männlein zerfleiſcht und verzehrt.

So ſtehet auch die Liebe und der Zug der Freundſchaft beim Menſchen, im geſunden Zuſtand ſeines Innren, unter dem Walten eines allgemeinen, höheren Lebens, deſſen Wohlgefallen es iſt, daß Leben an Leben, Geiſt an Geiſt ſich ſtärke und erfreue. In ſeinem Dienſte wird ſelbſt das Streben, ſich gegenſeitig zu gefallen, zu einem gutartigen, und das Streben des Geiſtes, nach dem was ehrbar iſt, zur Tugend. Wie jedoch ſchon unſer äußrer Menſch öfterem Erkranken ausgeſetzt iſt, als der Leib des Thieres, ſo noch mehr der innre, auf deſſen freien Willen ohne Aufhören der Zug zweier entgegengeſetzter Welten wirket. Es entſpricht hier jener leiblichen Lüſternheit, welche im Vogel das Verſäumen der eben gelegten Eier herbeiführt, die eitle Gefallſucht, welche nur zum Vergnügen der eignen Selbſtſucht andre Seelen zu reizen und

...ziehen strebet, ohne das Leben dieser Seelen zu wollen
... zu lieben. Wenn die Verirrung aus dem weiteren Kreise
...r oberen, allgemeinen Lebensbewegung in den eignen, engen,
...n höheren Grad erstiegen und hartnäckiger geworden, dann
...altet sich die Eitelkeit zum Hochmuth und zum Alles verach-
...den Stolze. Die Seele will und suchet alsdann nicht andre
...elen, um in ihnen das Werk des Lebens zu wirken, sondern
das Leben in ihnen zu zerstören, und dasselbe dem eignen,
...en Selbst auf ähnliche Weise zuzueignen, wie der Tiger
Fleisch der eignen, hülflosen Jungen verschlingt. Da schlie-
sich dann an den Stolz die Herrschsucht an: die Verder-
...n der Menschen und Völker.

Die Macht der Neigungen und Begierden, die Gewalt
Leidenschaften wächset, nach einem Gesetz, welches dem
Beschleunigung beim Fall der Körper gleichet, je ausschlie-
der der Antrieb aus den zuletzt erwähnten (niederen) Re-
...en hervorgeht. Es ist die Neigung zum Sehen, zum Hö-
beim Thiere schwächer, als der Drang zur freien Bewegung;
...er als dieser Drang ist der Zug nach der Nahrung; mäch-
...r als diese Neigungen alle ist die wilde Brunst des Geschlechts,
...n sie, seltner und auf kürzere Zeit, das Thier der Erhaltung
eignen Leibes vergessen machet. Eben so ist auch in der
...rechenden geistigen Region der Menschennatur die Wißbe-
...e zwar hehr, und wirket, so lange die Regungen der niederen
...nen schweigen, mächtig genug; aber jener hehre Zug wird öf-
und leicht, wie das Licht der fernen Gestirne durch Nebel
...ewölke der Erdfläche, verdunkelt, wenn der Geist sich einer
...n, abwärts gehenden Richtung hingibt. Die stillere, leib-
Geschäftigkeit des forschenden, nach Erkenntniß strebenden
... wird verscheucht und übertäubt, wenn der Drang nach
...ng von fremdem Joch die Völker ergreift; stärker als
...ng nach Freiheit und Selbstständigkeit wirkt in den
Seelen die Anhänglichkeit an dem Eigenthum und
... Väter, an der geliebten heimathlichen Scholle; wenn
...eiz und Herrschsucht in ihrer ganzen Macht erwachen,
...ißt der Mensch der alten, natürlichen Anhänglichkeit
... der mächtigeren Neigung die minder mächtigen alle,
...en selber.

Dieſer Beſchleunigung des Falles nach unten, im Gebiete des Seelenlebens, wirket jedoch ein andrer, aufwärts gehender Zug, im Leben des Geiſtes entgegen, ein Zug, welcher in ſeinen mächtigeren, allumfaſſenden Strom die einzelnen Bewegungen der begehrenden Seele eben ſo aufnimmt und verklärt, als die Anziehung der Sonne, wenn ſie den Planeten um ſich kreiſen machet, zugleich mit ihm alle die einzelnen Steine und lebendigen Weſen, welche auf ihm laſten und wohnen, in der Bahn herumführt, und ſo die einzelnen, untergeordneten Bewegungen aller in der der allgemeinen höheren vereint. Aber zu einer ſolchen Verklärung des niedren, unvollkommneren Bewegens in das vollkommnere hätte weder die Menge der einzelnen Körper der Planetenoberfläche noch der Planet ſelber, für ſich allein die Kraft, wäre nicht eben jene allgewaltige Sonne da, welche dieſes wirkt.

Erläuternde Bemerkungen. Wir bezeichneten oben (S. 168) das Begehren als ein Bewegen, welches ſelber, ſeiner Natur nach, auf etwas Bewegtes hingerichtet iſt. — Der Begehrungstrieb (ὁρμή) wird von Philo die erſte Bewegung der Seele genannt (quod Deus sit immutabil. 299, ed. Mang. I, 279); dieſes Weſens, das immer bewegt (ἀειχίνητος) iſt (Phil. Jud. SS. Leg. Alleg. III, 104, ed. Mang. I, 134). — Einige Gewürmer unſrer Gewäſſer, welche der Augen beraubt ſind, wie die Arten des Egels (Hirudo), erfaſſen, auch wenn ſie ihnen unmittelbar an den Mund gebracht wird, ihre Beute nicht eher, als bis ſie ſich bewegt. Auch in vielen Raubthieren der vollkommneren Thierclaſſen wird die Begierde auf ihre lebendige Beute loszuſtürzen und ſie zu erhaſchen, erſt durch die lebhaften Bewegungen dieſer Beute geweckt oder ſtärker aufgeregt; ja ſelbſt in der menſchlichen Seele entzündet oder verſtärkt ſich die Bewegung des Begehrens erſt recht an der Bewegung eines fremden Begehrens, und ſelbſt der Geizige trachtet nur nach dem Beſitz ſeiner Schätze, weil dieſe, von Vielen begehrt, der Gegenſtand eines allgemeinen Bewegens ſind.

Die Region des ſinnlichen Begehrens kommt nach Plato dem ſterblichen Theil der Seele zu. Dieſer, als das Begehrliche (ἐπιθυμητικόν), beſteht nur durch ein beſtändig ihm zuſtrömendes Neues: in einem Bewegen von einer Empfindung zur andern. Ein Begehren von höherer göttlicher Art wohnt dagegen im Gemüth (θυμός), welches zwar auch im vernunftloſen Thiere und ganz unverſtändigen Kindern gefunden wird, dennoch aber im Menſchen öfters als mannhafter Muth, im Bunde mit der höchſten Macht der Seele: dem Erkennen, die thieriſche Begierlichkeit bekämpft und beherrſcht. Freilich wird auch andre Male der θυμός vom Niederen fortgeriſſen, und dieſe drei im Menſchen wohnenden Mächte ſind nicht ſelten eine mit der andern im Kampfe (Plat. de rep. IV, 436—441; Tim. 69, c. d u. f.; m. vergl. die erl. Bem. zum §. 35). — Nach der ſchönen Darſtellung im Philebos folgen die Gegenſtände des Begehrens der Seele in folgender Ordnung auf einander: 1) als niedrigſte Stufe, jene ſinnliche Luſt, welche aus der Unluſt entſteht, mit dieſer gemiſcht iſt; 2) die nicht mit Unluſt verbundenen, harmloſen Beluſtigungen der wahrnehmenden Sinne; 3) die Schöpfungen der Kunſt; 4) das geiſtige Erkennen: die Philoſophie;

5) das geistige Schöne; 6) die ewige Ursache des Guten selber (Plat. Phileb. 20, c; 62, a; 66 a u. f.).

Den Begehrungstrieb (ὁρμή) in seiner einfachen Form, als bloßen Bildungstrieb, betrachtet Aristoteles (de animal. mot. II.). — Das Begehren (ὄρεξις, ἐπιθυμία) wird durch ein Begehrungs- oder Verabscheuungswürdiges erregt (ib. 6; 8; de anim. III, 10). Ein Vorgefühl oder eine Vorempfindung von diesem muß schon früher in der Seele vorhanden seyn. Willkürliche Bewegung setzt immer Empfindung voraus: nur die empfindenden Thiere können jene haben. Denn wo Empfindung ist, da ist auch Lust und Unlust, denen nothwendig immer die Begierde (ἐπιθυμία) folgt (de anim. II, 2, 5) — Lust ist das Ziel des Begehrens (Ethic. Nic. X, 4); das Begehren kann aber von dem Verstand, gegen welchen es sich immer als ein Untergeordnetes verhält, beherrscht werden (Pol. I, 5).

Das Zunehmen und Wachsen der Begierde durch die Ausübung des Begehrens selber wurde schon in der Lehre der Stoiker mit der Bewegung eines vom Berge hinab rollenden Steines verglichen (Gell. VI, 2; Cic. de fato 18). — Jakob Ampot, der gewesene Lehrer von Carl IX und von diesem mit Wohlthaten überhäuft, bezeugte Anfangs gar kein Verlangen nach den ihm so freigebig zuertheilten Glücksgütern, erschien ganz uneigennützig. Je mehr er aber bekam, desto mehr fing er an sich zum Geiz zu neigen. Da er einst wieder Carl IX um eine ansehnliche Zulage bat, sagte dieser: „Mein Freund! ihr sprachet ja sonst davon, wie zufrieden ihr seyn würdet, wenn ihr 1000 Thlr. Einkünfte hättet, und ich meyne ja, daß ihr bereits viel mehr habt als dieses." „Sire, erwiderte Ampot, der Hunger kommt beim Essen."

Ein Hinwegbewegen aus dem ruhig beharrenden Seyn durch das Wachsen der Leidenschaft (Arist. Topic. VI, 3: πᾶν γὰρ πάθος μᾶλλον γινόμενον, ἐξίστησε τῆς οὐσίας). — Leidenschaft und Affecten werden, wie schon erwähnt, von Aristoteles zusammengefaßt, m. v. Analyt. prior. II, 28 und de anim. I, 1, z. B. Zorn, Furcht, Liebe, Haß u. s. — Neigungen oder Gemüthsdispositionen, Affecten oder Leidenschaften und feststehende Gesinnungen (ἕξεις), von tugendhafter oder lasterhafter Art, werden unterschieden (Ethic. Nic. II, 4). Als Affecten werden dort genannt: Begierde, Zorn, Furcht, Muth, Neid, Freude, Liebe, Haß, Verlangen, Nacheifer, Mitleid, ja Alles, auf welches Lust oder Schmerz folgt. Unter die ἕξεις scheinen schon die Leidenschaften zu gehören. — Der Unterschied zwischen Zorn und Haß wird Rhetor. II, 4 auch darinnen gesucht, daß dieser gegen ganze Geschlechter, jener nur gegen Einzelne gerichtet; jener vergänglich, dieser fast unheilbar ist.

Wir verglichen im §. 32 die Affecten mit dem Zustand der Betäuschung oder Betäubung, in welche ein ordnungswidriger Genuß der Nahrungsmittel den Leib versetzt. Ein fremdes Element waltet dann mit den Elementen des Leibes mächtiger als die bildende Seele. Eben so waltet, bei Convulsionen und Krämpfen, in den bewegenden Organen des Leibes eine fremde, vom Willen unabhängige Macht, welche den Muskel zu furchtbaren Zuckungen hinreißet. Es wirkt, in einigen dieser krankhaften Fälle, jede Aufregung des Leibes oder der Seele, durch Anstrengung, Schrecken, Kummer, ein lautes, convulsivisches Lachen oder Singen. Die Seele, innerlich gepreßt vom Schmerz, vermag diesem Schmerz keine Thräne zu geben, vermag dem furchtbar fremden, widersinnigen Bewegen zum Lachen oder Singen nicht zu widerstehen. Was denn am Leibe jene convulsivischen Bewegungen, das sind an der Seele die Leidenschaften. Auch in diesen spielt auf übernatürliche Weise eine geisterartige Gewalt mit den Kräften der Seele; ein irre geleiteter Geist, welcher seine gesunde Richtung, bei

der eine göttliche Mitwirkung von oben ihm beiſtehet und ſtärkt, verlaſſen, und eine jener entgegengeſetzte Richtung eingeſchlagen hat, in welcher Kräfte einer andern Schwere ihn begleiten. — In einigen Fällen ſchien es, als wenn das leidenſchaftliche Bewegen der Seele mit ſeinem leiblichen Abbild, den Convulſionen der Muskeln, in einem abwechſelnden, ſtellvertretenden Verhältniß ſtünde. So in jenem des kranken Soldaten, den Gall in Berlin beobachtete. Den, jeden Monat wiederkehrenden, heftigen Convulſionen ging ein ſo heftiger Trieb zu morden voraus, daß der Kranke, der dabei ſich ſeiner bewußt war, bat, ihn in Ketten zu ſchließen. Den Leidenſchaften ſtehen allerdings, in gewiſſer Hinſicht, die verwandten Affecten zur Seite; dieſe können jene aufregen oder verſtärken, wie der Genuß der berauſchenden Getränke oder andrer widernatürlich aufregender Dinge die ſchon vorhandne Anlage zu convulſiviſchen Zuckungen. Der Unterſchied zwiſchen Affecten und Leidenſchaften (z. B. Zorn und Haß) fällt übrigens leicht in die Augen. Der Affect, gleich den Bewegungen eines leiblich Trunkenen, kann ſich nicht verbergen, er vergehet ſchnell wie ein Rauſch, wird meiſt durch öftere Wiederkehr unkräftiger, endet mit Abſpannung. Die Leidenſchaft, welche ihren Urſprung nicht in einem äußeren Medio, ſondern tief im geiſtigen Centro hat, wirkt da verborgen ihr Gewebe, wächſ't durch jede Nahrung immer mehr und kräftiger an, wird ſogar öfters durch die Befriedigung nur noch unerſättlicher, wirket großentheils mit Bewußtſeyn und kalter Ueberlegung, ſo daß die Kräfte des Verſtandes und der äußren und innren Sinnen durch Leidenſchaften ſogar geſchärft erſcheinen können. Immerhin aber iſt bei denſelben die freie Thätigkeit des Geiſtes krankhaft entſtellt oder gelähmt. Einige Leidenſchaften haben allerdings in Ausdauer und äußrer Form der Wirkſamkeit Aehnlichkeit mit den Trieben der Thiere; dieſe aber, durch eine obere, allgemeine Naturkraft geleitet, fördern das geſunde Leben der thieriſchen Seele, die Leidenſchaften das Verderben der menſchlichen.

Der Wißbegier und dem Streben der Seele nach freier Bewegung entſpricht im Thiere der Trieb zum Reiſen und Wandern. Dieſer iſt nicht von den Alten den Jungen angelernt, ſondern angeboren. Gall ſetzte in ſeinen Garten junge Kukuke, die von den andern Vögeln gefüttert wurden. So lange die andern Kukuke im Lande blieben, verließen auch die Jungen den Garten nicht, thaten jedoch dieſes ſogleich, als die Alten fortzogen, obgleich ſie mit dieſen gar keine Berührung hatten. Auch bei der beſten Bewirthung und dem reichlichſten Futter werden die aus dem Neſt aufgezognen Nachtigallen, zur Zeit der gewöhnlichen Wanderung, ſehr unruhig, und fliegen dann im Käfig hin und her, beſonders bei Mondſchein, bei welchem die Nachtigallen am liebſten wandern. Beiſpiele von einem leidenſchaftlichen Hang zum Reiſen und ungebundnen Herumſtreifen von Ort zu Ort erzählen Falk, M. Wagner a. a. O. I, 267 u. A.

Anhänglichkeit an Eigenthum und den zum Leben nöthigen Beſitz zeigt ſich bei Thieren wie bei unſchuldigen Kindern. Doch ſchon hier bei Verſchiedenen in verſchiedenem Grade. Einige Vögel, wie der Grünling, laſſen im Gebäuer keinen andern Vogel zum Futter kommen, welches ſie ſtets neidiſch bewachen: der Specht verjagt alle andren Vögel der gleichen Art aus ſeinem Revier; der Hamſter erſcheint unter den Vorräthe ſammelnden Thieren als Bild des Geizes. — An den Geizigen wird unter Andrem ein auffallendes Feſthalten am Leben, ein Unwille und Abſcheu gegen alle Gedanken des Todes bemerkt. Sie können, auch in den bedenklichſten Krankheiten, gar nicht zu dem Gedanken gebracht werden, daß ſie ſterben würden. M. v. Wagners Bei-

ph. Anthrop. I, S. 270. — Bei dem leidenschaftlichen Hang
ſtahl, wie bei andern menſchlichen Leidenſchaften, ſetzt Gall
laſſenden Grund in ein beſondres Organ des Gehirns (davon
n fünften Hauptabſchnitt dieſes Buches). Geſetzt, daß auch
n vielen Fällen eine leibliche Dispoſition mit einer andren
t in naher Beziehung ſtünde und die Entwicklung der letzteren
te, ſo müßte doch ſchon das von Gall ſelber angeführte Bei-
beiden, vorhin ehrbaren Bürger zu Wien, deren Diebſinn
ei vernünftigem Zuſtand, ſondern nur beim geiſtigen Irreſeyn
unte, zum Beweis für die Möglichkeit eines Beherrſchens,
er Dispoſitionen, durch den Geiſt zeugen. Als Beiſpiele
hen, welche jenem Hang unterlagen, ſind bei Gall angeführt:
madeus I von Sardinien, der überall Dinge von geringem
ahm; die Gräfinnen M. in Weſel und J. in Frankfurt, ſo
rau des berühmten und reichen Arztes Gaubius; der Arzt,
em Lavater in ſeiner Phyſiognomik erzählt, daß er ſtets bei
eſuchen geſtohlen, ſpäter aber nicht mehr an das Geſtohlene
be, ſo daß ſeine Frau, von ihm unbemerkt, wenn ſie am Abend
hen durchſuchte, die geſtohlenen Schlüſſel, Scheeren, Finger-
ſſer, Löffeln an die Eigenthümer zurückſenden konnte. Jener
ſtliche Dieb, von dem Moritz in ſeinem Magazin erzählt, ſtahl
eichvater ſogar noch unmittelbar vor der Hinrichtung die Doſe.
ziner, der zuerſt, um ſich von ſeinem unglücklichen Hang zum Steh-
zu laſſen, Soldat, dann, der Todesſtrafe für ſeine Diebereien
angen, Mönch geworden war, trug noch im Kloſter, mit die-
t, Putzſcheeren, Leuchter, Taſſen hinweg und verbarg ſie in
le. Ein Beamteter in Wien ſtahl Hausgeräthe, die er in
zu gemiethete Kammern trug, ohne ſie je zu verkaufen. Jener
ger bei einem preußiſchen Küraſſierregiment gab jederzeit, was
ürlich entwendet hatte, ſehr gern an den Eigenthümer zurück.
mte Saurin in Genf klagte bitterlich über ſeinen eignen Trieb
len. — Oefters iſt Krankheit des Leibes und der Seele auch
Hange. Der von Acrel trepanirte Kranke zeigte den Hang
len erſt nach der Operation; einige Frauen verriethen ihn
er Schwangerſchaft.

keit und Empfindlichkeit für Lob, das ihnen der Menſch er-
det ſich öfters bei Hausthieren, z. B. Hunden, Vögeln, Maul-
man in Südfrankreich durch Anſpannen hinter den Wagen
Abnehmen des ihnen an die Seite gehängten Blumenſtrau-
re Trägheit ſtraft), am auffallendſten aber und zugleich wi-
bei Affen. — Bei vielen Thieren führt außer der Zeit der
ein eigenthümlicher geſellſchaftlicher Trieb die Männchen, ſo
ungen vom vorigen Jahre zuſammen, andre leben mehr in
— Das furchtbarſte Beiſpiel von eitler Gefallſucht, verbun-
lutdürſtiger Grauſamkeit, findet ſich, den Hiſtorikern Thuroß,
u. A. nacherzählt, in Wagners Beiträgen zur philoſophiſchen
ogie B. II, S. 268, in der Geſchichte eines weiblichen Unge-
ner ungariſchen Dame von hohem Adel. Anfangs hatte ſich
Menſchenblutes als eines Verſchönerungsmittels der Haut be-
an aber, bloßes Werkzeug der in ihr herrſchenden Mordluſt,
n mehreren Jahren gegen 650 junge Mädchen, welche unter
wand einer vortheilhaften Bedienſtung in das Schloß von
ſcheitz) gelockt waren, umbringen laſſen. Die Ermordung ge-
n den ausgeſuchteſten Martern, zu denen das Ungeheuer ſelbſt
gte, und an denen ſie ihre Augen mit Wohlgefallen weidete.
Beiſpiel der furchtbarſten Vermiſchung von Wolluſt und Grau-

samkeit, so furchtbar als nur die Zeit der französischen Revolut
zelne hervorgerufen, gab auch (nach Lacretelle's Geschichte von
reich) der Bruder des Herzogs von Bourbon-Condé, der Graf v
rolais. Die Opfer seiner Wollust brachte dieser Wüthrich m
oder martete sie aufs furchtbarste. Eines seiner Vergnügungen
auf Dachdecker zu schießen, nur um sie zerschmettert herunter
zu sehen. — Jener Holländer, der bei den wilden Freudengel
Volkes die Violine gespielt, ward von einer Lust am Morden
besessen, daß er nach und nach vier und dreißig Mordthaten, w
Rachsucht, noch um zu stehlen, sondern bloß deßhalb beging, ,
ein außerordentliches Vergnügen dabei empfand." (Nach Se
bei Gall.) — Die Mailänderin, von welcher Prochaska (Op
T. II, p. 98 bei Gall) berichtet, hatte zugleich das Fleisch der
gemordeten Kinder zu ihrer täglichen Kost gewählt. — Bei
Mordlustigen ist wenigstens noch im Anfang etwas im Innern
der That widerstrebt. Dieses Widerstrebende ist auch bei geistig
chen und Kranken ursprünglich so stark, daß ein Melancholis
dessen zerrüttetem Wesen durch den Anblick einer Hinrichtung
tiger Drang zu Morden entstanden war, sich selber die Händ
und seine Freunde bat, ihn zurückzuhalten. Einen ähnlichen
zählt Pinel von einem Wahnsinnigen und Gall von einem M
Haina. — Ist ein solcher Kranker mit wachem Willen, schon
gend eine andre Weise dem nach abwärts gehenden Zug ergebe
vermag er gleich anfangs, trotz der innren, entgegenredenden S
der Lust am Morden und Zerstören nicht zu widerstehen. So
16 Aug. 1802 zu Schwabmünchen enthauptete Maria Frank,
schon vorher, ehe in ihr durch den Anblick einer Feuersbrunst d
zum Brandstiften entstanden war, dem Branntweintrinken erg
wesen. — Hat der Mensch erst mehrmalen mit Willen der
Stimme widerstrebt, dann schweigt sie zuletzt ganz, oder er
fest an seinen convulsivisch-psychischen Hang gebunden, daß es
geht wie jener geistig Kranken in B., die in Gegenwart ihres S
und eines berühmten Arztes, wie sie bei ihrer Wiedergenesung
zum unendlichen Schmerz ihres ursprünglichen Bewußtseyns
seren Willens, Worte des Wahnsinnes sprechen mußte, die ih
sam ein fremder, mit ihr waltender Geist aufdrang. Sie
dabei nicht bloß Alles, was der Arzt mit dem bekümmerten
sprach, sondern erkannte auch ganz das Betrübende, was für
in ihren Worten lag, und doch war sie unvermögend, dieses
bessere Gefühl auch nur durch die mindesten Zeichen zu erken
geben.

Das Stimmorgan der Seele: Gemeingefühl Gewissen.

§. 34. Wir kommen nun zu der Betrachtung eines bedeutungsvollen Organes unsres innren Wesens; eines nes, an welchem zweier Welten Bewegung, wie an D Harfe, sich kund machet. Denn diese ertönet, wenn d flammenden Eiche Ossians Finger die Saiten anfreget, d die Thaten der vormals geschlagenen Schlachten besinge

n Geistern der gefallenen Helden ihr Lob verkünde, und sie
ünet, ruhend in Fingals Halle, wenn die Geister der hin-
schiedenen Helden sie berühren, damit sie den Lebenden das
ch verborgene und künftige Ende der Kämpfe verkünden.
wird die aufmerkende Seele im Gemeingefühl das Bewe-
n des eigenen, innren, wie jenes eines fremden, äußeren
bens gewahr, denn dieses Gefühl ist der — beiden gemein-
me — Punkt des Begegnens; wie in der athmenden Lunge,
en Hauch der leiblichen Stimme ihre Kraft gibt, das äu-
re, lebenskräftige Meer der Luft und die innre Woge des
enen Blutes sich begegnen.

Wenn der Winter aus Feld und Wald entwichen und ein
scher Lebenshauch der Luft über die neugeöffneten Blumen
t, da fühlt das athmende Thier mit dem eignen, erhöhten
en das erhöhte Leben der Natur, und, sitzend auf dem vom
rgenlicht bestrahlten Wipfel der Tanne, athmet die Sing-
ssel das Mitgefühl mit dem neuen Leben im Wald und Flur
ch die tiefen Töne des Gesanges aus. Wenn, aus dem Ei
schlüpft, die zarte Brut der Henne das junge Grün, und in ihm
s erste Futter suchet, da läßt sich das Gefühl der Mutter für das
dürfniß der Jungen in den lockenden und warnenden Tönen der
timme vernehmen. Es ist dieses gemeinsame Gefühl des eignen
d des fremden, befreundeten Lebens der Jungen, welches die
kende Mutter voran, nach dem Gewürm der Wiesen, oder
den Körnern des Grases führt, dieses Gefühl, welches ge-
n die rauher wehende Luft die Küchlein unter das wärmend
rbreitete Gefieder ruft, oder mit lauterem Tone den näher
hwebenden Raubvogel verkündet.

Diese Stimme eines Gefühles, das nicht mehr dem Ein-
lwesen allein gehört, sondern mit ihm gemeinsam den Bewe-
ungen einer andren, äußeren Welt der Lebendigen, verstehen
nn alsbald diese Lebendigen alle, und es eilt nicht nur das
m ersten Male dem Stalle entschlüpfte Küchlein auf den lo-
nden Ruf der Alten zum Futter herbei; sondern den warnen-
n Laut der brütenden Grasmücke verstehen der Heher wie die
chstelze; es beachtet ihn alsbald das ganze Geflügel des Wal-
s. Und wenn am Morgen aus dem benachbarten Kornfeld
Lerche singend sich erhebt, da erwacht von Neuem der Ge-

sang der kaum entschlafnen Nachtigall, und mit schmettern
Tone stimmen der Grünling und Finke ein. · Denn dieses ist
Stimme einer Lust, welche nicht die der Lerche oder der N
tigall allein ist, sondern eine allgemeine alles Lebens, und
am singenden Vogel alle Muskeln der Brust zugleich beim Se
erbeben, so hallet jene Stimme der Lust, wo sie erwachte,
bald in allen gesund fühlenden Lebendigen nach.

So lernen wir das merkwürdige Sprachorgan der Seele z
in jener nächsten und eigenthümlichsten seiner Eigenschaften ken
in welcher es am Thiere den allverständlichen Naturlaut,
Menschen aber die Sprache der Begeisterung erzeugt. Wenn
Mund die Worte eines Gefühles spricht, das nicht dein al
sondern mein wie dein, das Aller ist, dann entbrennet in
nem Innren das gleiche Gefühl; die Seele, den Banden i
eigenen, engen, armen Selbst enthoben, folget ohne Widers
dem übermächtigen Zuge, der dich bewegt. Dieß ist die Spra
nicht des Mundes und der Kehle allein, die am leiblichen
verhallet, sondern die Sprache der Seele, die zur Seele dr
und diese bewegt. Ich dachte nichts als mein eignes, an
Selbst, seine eitlen Wünsche, seine Sorgen, sein Elend.
kam aus deinem Wort ein Leben, dessen Sehnen und de
Kraft, dessen Lust und Schmerzen mächtiger waren, als
Sehnen und der Schmerz in meiner Brust. Das beengte
gene war vergessen; ich gedachte Dessen, das nicht mehr n
allein ist, sondern dein und Aller, und ewig auch mein.

Im gastlichen Saale der Phäaken, als beim Mahle
Gesang ertönet, da entbrennt, vor Wehmuth und Lust,
Seele des Helden, und er verbirgt das thränende Auge
Gewand. Denn die Muse, welche Alles weiß, was fern
im Verborgenen geschehen, hat dem blinden Sänger gele
was im zehnjährigen Kampfe die Helden bei Troja erlit
und durch der Wahrheit Kraft, welche im Gesange liegt,
in Odysseus Seele das alte Leid und die ganze Macht
vergangenen Sorgen von neuem auf. — Jene Sänger,
Gott begeistert, sahen und erkannten, wenn der Geist des
sanges über sie kam, das, was einst geschah und was na
mals geschehen wird; mitten im Dunkel der Gegenwart das z
Künftige, in dem eitlen Wandel der Zeit, das was ewig besteh

hat die alte Zeit der Heiden und Völker es ſchon ge-
id erfahren, daß die Sprache der rechten Begeiſterung
die Sprache einer Wahrheit ſey, in deren Lichte das
e wie das noch Werdende frei und offenkundig da lie-
Dieſes führt uns zur Betrachtung einer andren Eigen-
s Gemeingefühles, in welcher dieſes als Ahndungs-
gen erkannt wird.

ies Gefühl, das in Spallanzani's Verſuchen die Fle-
, denen man die Augen genommen und Naſen wie
erſchloſſen, ſo mit ihrer Umgebung vereint, daß ſie,
ie vormals, mit den noch ſehenden Augen, den Schlupf-
n Gemäuer finden und im Fluge die im Zimmer aus-
en Fäden vermeiden; jenes Gefühl, das, mit ver-
n Augen, den Nachtwandler ſicher auf ſeinem gefah-
n Gange geleitet, nennen die Phyſiologen das Ge-
hl. „Dieſes ſey es, wodurch das öfter erwähnte,
nes Eccles beobachtete Mädchen in einem Zuſtande,
dem des angehenden Todes glich, von den Perſonen,
ihm genähert, noch Kunde empfangen, obgleich weder
enſtarre Auge jene geſehen, noch das erſtorbene Ohr
mme vernommen. Das Gemeingefühl ſey es, wo-
in den Zuſtänden des magnetiſchen Hellſehens, die
ibule mit dem Magnetiſeur und andren magnetiſch ge-
Menſchen in eine ſolche innige Gemeinſchaft trete,
die noch nicht zum Wort oder zur That gewordenen
n und innren Sorgen derſelben erkenne. Das Gemein-
auf einer höheren Stufe ſeiner Wirkſamkeit, als in
n erwähnten Falle bei der verſtümmelten Fledermaus,
welches die magnetiſch Hellſehenden über das belehre,
n der dazwiſchen ſtehenden Wand verdeckt, im Neben-
oder ſelbſt am weiter entfernten Ort geſchehe; denn
e ſich das Gemeingefühl auf das Daſeyn und die
eziehung einer bald mehr bald minder ausgedehnten
von unſichtbar ätheriſcher Natur, welche den lebendi-
gen umgebe und von ihm ausgehe.“

Kehren jedoch lieber zu dem gleich anfänglich zur Be-
s wundervollen Seelenorganes gewählten Ausdruck,
derſelbe unmittelbarer und näher zur Erkennt-

niß der einzelnen Eigenſchaften und ihres innren Zuſammenh
ges zu führen ſcheint: Das Gemeingefühl iſt das Medium, t
durch Seele zu Seele ſpricht, Seele der Seele ſich vernehm
machet.

Die Seele iſt es, in deren innrem Rath und Willen die v
borgenen Anfänge der noch künftigen Handlungen und Worte
gen. Wenn das erhöhte Gemeingefühl der Spinne und an
Inſecten: jenes Gemeingefühl, das dem Einzelleben zugl
mit dem Geſammtleben der äußren Natur zukommt, den k
tigen Witterungswechſel und andre Naturereigniſſe voraus bem
wenn die magnetiſch Hellſehende den nachfolgenden Ausgang
innren, krankhaften Bewegungen, in einer, mit ihr in Be
hung geſetzten Perſon, ja die Annäherung einer zufällig erſc
nenden, äußeren Gefahr vorherſieht; ſo geſchieht dieſes dadur
daß Seele in Seele lieſ't, daß der eine verborgene Anfang ei
noch künftigen, äußeren Werdens, den andren verborgnen A
fang des Werdens verſtehet.

Machen ſich doch ſchon durch die Wirkſamkeit des äußern
leiblichen Sprachorganes Menſchen einander bemerkbar und v
ſtehen ſich, welche von undurchſichtigen Scheidewänden getren
ſich nicht ſehen können; es hört oft und verſtehet der im Zimm
Verſchloſſene, bei ſtiller Nacht, gerade die Worte dieſer oder
ner andren beſtimmten Perſon, auf welche der Zug der Aufmer
ſamkeit ihn lenket. Hier, wie in der höheren Region der innr
Seelenſprache, erſcheint jener Zug, der die Aufmerkſamkeit je
dahin, dann dorthin lenket, nicht ſelten wie etwas unerklärli
Zufälliges. Es ſieht jener Engländer, deſſen zwecklos ſcheinen
des Ferngeſicht neulich in öffentlichen Blättern erwähnt worden,
durch die Seele der dort Gegenwärtigen und Sehenden, den ga
zen Verlauf eines Meuchelmordes, der noch an demſelben Tag
zu London in der Vorhalle des Hauſes der Gemeinen an dem
Lord Schatzmeiſter verübt wird; er ſieht Alles ſo klar und deu
lich, als ſey er ſelber leiblich zugegen. Nicht ein überlegte
Wille, ſondern ein andres, äußerliches Geſetz der Anziehung i
es, welches das krankhaft reizbare Ohr eines auf dem Siechbett
liegenden, jetzt gerade mehr für dieſes, als für ein andres, eb
ſo lautes Geräuſch öffnet.

Das Gemeingefühl iſt indeß, ſelbſt in ſeiner Aeußerung al

id Ferngefühl, nicht hörendes Ohr, ſondern viel-
re, ſprechende Stimme. Wiewohl es ſich auch in
t des Seelenlebens ſo verhält, wie in dem ihm ent-
eiblichen: es iſt daſſelbe vermittelnde Element (hier
t), deſſen Erſchütterung und Bewegung die Lunge
das Ohr vernimmt. Ueberhaupt iſt es die eigen-
aft und Beſtimmung der Sprache: gleich einer inn-
den von ihr beleuchteten Dingen erſt deutlichen Um-
ind zu geben, denn es wird die ganze Welt der uns
Sichtbarkeit erſt dadurch zu etwas Bleibendem und
ſcheidbarem für den innren Sinn, daß die Sprache
ibt und Worte. So wird auch die Welt der verborg-
, welche das Gemeingefühl bemerkt, durch einen
efühles, welcher dem Namengeben und dem Aus-
gegebenen Namens gleicht, erſt aus dem ſie verhül-
geſchieden und ſelbſtſtändig beleuchtet, und es tritt
twa die magnetiſch Hellſehende die noch künftigen
pſychiſchen Wirkſamkeit ihres Magnetiſeurs beſſer
dieſer ſelber, ein ähnliches Verhältniß ein, als
nd Geſehenwerden. Denn ich ſelber ſehe nicht das
iner Mienen, wohl aber ein Andrer, der mich be-

m Islands nackte Felſen der Rabe unruhiger und
s gewöhnlich heraufkreiſet, wenn er mit ſeinem ei-
kollernden Geſchrei, welches das Aufmerken des
ndigen Fiſchers erregt, die Schreckniſſe eines nahen
ndet, während der Himmel noch ganz unbewölkt
iſt es, als verſtände das ſinnige Thier den Blick
, über Alle geöffneten Auges der Natur beſſer, als
ſich verſteht. Wie etwa der Hund, ruhend zu den
Herrn, die Blicke deſſelben beachtet und den innren
ndlichkeit oder des Unwillens ſelbſt ſchon in den
Mienen zu bemerken ſcheint. — Das Regen jener
aus welcher Schreckniſſe und Furcht hinab in die
ar ſtrömen, bemerket überhaupt das Gemeingefühl,
e der Menſchen, öfter und deutlicher, als das An-
gungen und der milderen Sonnenblicke des Lebens.
dieſes Stimmorganes der Seele nahet, wie der

Hauch der Rede, der aus Merlins Grab oder aus dem G
bild zu Endor kommt, dem gewöhnlichen, leiblich wachen
faſt immer nur im Gefolge der Schauder und der Schr
Dieſes führt uns zu der Beachtung einer andren Eigenſcha
vielkräftigſten Organes der Seele, wodurch daſſelbe zu Dem
was die Sprache Gewiſſen nennt.

Schon in dem Doppelſinn des deutſchen Wortes: dungsvermögen deutet ſich dieſe höchſte Beſtimmun
Gemeingefühles und ihr Zuſammenhang mit der eben er
ten, als Vorgefühl an. Denn es bezeichnet dieſer Nam
gleich den innren Rächer der krankhaften Verirrungen der
und das prophetiſche Vorausbemerken der Folgen, welch
dieſen, dem Menſchenauge oft verborgnen Abweichungen
ſtehen.

Wenn ſich ſchon beim Thiere, wie etwa bei unſrem H
hund oder beim gezähmten Elephanten, das Analogon eines
wiſſens zeigt, welches noch vor der empfangenen Strafe der
gehorſam oder den wilden Ausbruch der nur künſtlich geb
nen, thieriſchen Natur ahndet; ſo iſt dieſes gleichſamige
wiſſen nur auf das Verhältniß des zahmen Thieres zum
ſchen gegründet. Im ungezähmten Zuſtand beißt und zer
der Hund Alles, was ſeinen wilden Trieb aufreizte, und
ſich der zerreißenden Kraft; eben ſo tödtet der wilde Elep
den zu kühn ihm nahenden Menſchen und erfreut ſich ſeines
ges. Wenn aber der Menſch das eigenthümliche Bedürfen
Begehren jener Thiere in die Gemeinſchaft ſeines eignen Woll
aufgenommen; wenn er ihre Natur dem Geſetz ſeines denken
Geiſtes unterworfen hat: dann geſtaltet ſich in der Seele
Thieres ein gemeinſames Gefühl für die Richtung und Be
gungen des fremden, höheren, und des eignen, untergeord
ten Willens. Auf eine bemerkenswerthe Weiſe ſehen wir
einigen unſrer Hausthiere aus dieſem pſychiſchen Wechſelverk
mit dem Menſchen eine eigenthümliche Sprache, man könnte
gen eine Sprache des thieriſchen Gewiſſens entſtehen. Es de
der fröhlich ſchmeichelnde Hund die Freude über das Wohlge
gen einer Handlung, welche der Menſch ihm geboten, eben
wie die Reue über ein Beſtrafung erwartendes Vergehen, du
Gebärden und Töne aus, welche er ſonſt niemals im Ver

andren Thieren oder ſelbſt mit den ihm fremden Perſonen
humon läſſet.

Wenn denn im Spiegel des menſchlichen Willens das ge-
ıte Thier ſeinen eignen Willen und die abweichende Richtung
ben bemerkt und ahndet, da ſcheint allerdings noch vom
: des Menſchen aus ein andrer, mächtigerer Schrecken durch
Seele der ihrer ſelber nur unvollkommen bewußten Creatur zu
ı, als der Schrecken oder die Furcht vor der bloß leiblichen
tigung. Selbſt der mächtige Elephant, welcher die Furcht
körperlicher Züchtigung von Menſchenhand kaum kennet,
ı er in einem Aufwallen der alten Wildheit den Treiber ge-
t, der ihn etwa zur Unzeit gereizt oder übermäßig angeſtrengt,
t zitternd und die Schuld erkennend da, und iſt dann insge-
ſo nachgiebig und lenkſam, daß ein ſchwaches Kind über
zebieten darf.

In der Seele des Menſchen wird das Gemeingefühl durch
ı Strahl des Geiſtigen und Göttlichen zum Gewiſſen und
Sprache des Gewiſſens verklärt. Dieſes iſt ein gemeinſames
hl des unwandelbar guten, göttlichen Willens und des ei-
ı, ſo oft abirrenden Menſchenwillens. So nothwendig wie
Geiſt das, was er erfahren und ſich vorſtellet, in den Wor-
ſeiner Menſchenſprache bedenkt; ſo nothwendig ſpricht mein
üth über ſein vormals und eben jetzt vollführtes Handeln
en Worten einer Sprache, welche nicht die gewöhnliche des
ſchen, ſondern die eines göttlichen Geſetzes iſt. Die That,
e, ehe ich ſie geübt, der begehrenden Seele ſo wenig be-
ich, ſo menſchlich, ſo lieblich erſchienen, wollte ſich die
e auch nachmals, als der langgehegte Wunſch zur Erfüllung
ımen, unter der erſten, harmloſen Geſtalt darſtellen. Da
reckte mich eine Stimme aus dem Innren, wie die Stimme
ı Donners vom Berge, und aus dem Donner Blitze, welche
Handeln, ſey dieſes dem eignen oder fremden Menſchen-
il auch noch ſo harmlos erſchienen, mit einem Lichte be-
teten, das mich erkennen laſſen, was mein Thun in Gottes
n geweſen. Thräne des tiefeſten Schmerzens, den meine
e kennt, Thräne, nur zu oft vom Leichtſinn ſchnell getrock-
dich hat mir nicht Furcht vor Menſchenſtrafe, nicht Furcht
Menſchenauge und Menſchenurtheil, oder ein dem Herzen

des Kindes angeprägter Wahn ausgepreßt, ſondern, ſo w
ein Gott iſt, mächtiger als ich bin, es war ein Schrecken
Gott, es waren Schauder einer Ewigkeit, die ſich in das
bende Herz ergoſſen, als ich gethan, was kein Menſch, ſon
was nur das Geſetz in meinem Innren mir verbieten. Du G
gel von Erz, in welchem mein Weſen ſich ſelber ſiehet, wil
in Gottes Lichte iſt, obwohl es ſo oft wieder dahin gehet
vergiſſet, wie es geſtaltet war; Spiegel von unwandelba
Erz, wie oft hat die Luſt, wenn ſie vom Geſetz gereizet
deinen Strahl zu verdecken geſucht! Aber es iſt die Kraft e
verzehrenden Feuers in dieſen Strahlen; die Hülle, ſo künſ
ſie auch die lüſterne Seele gewebt, verſtob alsbald in Aſche.

Aber, warum hat denn der Menſch, den eine ſogenan
Philoſophie des Tages den Menſchen der Natur nennet, je
Spiegel eines göttlichen Willens, worinnen der geiſtig w
ſein eignes Thun erkennt, ſo gar nicht, oder doch ſo höchſt
vollkommen und getrübt in ſich? Ohne die Spur eines in
Widerſtrebens mordet der Indianer den vermeintlichen Feind
verzehrt ſein Fleiſch, ja er mordet, wenn die Sitte ſeines
kes ihm dieß erlaubt, die alten Eltern und den eignen hil
ſen Säugling, oder gibt ſeinen eignen armſeligen Leib ver
benden Gräueln hin. Scheint doch öfters ſelbſt den Menſch
die gleiches Gewand der äußern Bildung mit uns deckt,
welche bei der Göttin Vernunft ihre Eide ſchwören, zur
nennung ihres eignen Thuns das rechte, bezeichnende Wort
nerlich ganz zu fehlen. Denn wie Fieberkranke oder ſchl
flüſſig Gelähmte, welche die Benennungen für die Gegenſtä
ihres Erkennens und Begehrens verwechſeln, nennen jene gei
Lahmen das Verderben ihren Vater, den Fluch liebe Mutt
ſie taumeln lachend um das Auge des Löwen, das zornſp
kelnd auf ſie blicket, und winden mit ſpielender Hand Blum
um die giftrunkene Natter. Wo wäre da eine Stimme
Sprache im Innren, welche das Wort „Gott“ nennete,
wäre da eine Sprache des Gewiſſens?

Vergeſſen wir jedoch nicht, daß dieſes nicht der urſpr
liche, ſondern der krankhaft entartete Zuſtand unſrer Na
ſey. Schon in jenen früheſten Menſchenzeiten, welche die
ſchichte mit Recht als die Kindheit unſres Geſchlechtes bena

ehmen wir aus der Brust des Schuldigen die Stimme
chters und Rächers, welcher mit dem vergänglichen
on einer Ewigkeit spricht, die nur der unvergängliche
Innren kennet; schon in jener Zeit der Kindheit ist
nur die Nähe eines Göttlichen, in welcher und durch
r Mörder das Rachegeschrei des unschuldig vergosse-
es vernimmt. Die Gabe des Gesetzes in die Men-
: des Gesetzes, welches unser Thun und Lassen richtet,
als die Gabe der Sprache, und ist selber nahe mit
rwandt. Ein Entfernen von dem Quell beider hat
er wie dort, eine Verwirrung herbeigeführt, welche
eine neue, geistige Schöpfung gelös't werden konnte.
mer ist es nur ein Auge, das Alles sieht, in welchem
des Menschen seine eigne, innre Gestalt erkennt, wie
mte Thier (nach S. 529) sein Fehlen in dem höheren
des menschlichen Wesens gewahr wird. Unsre innre
rliert mit ihrer eigentlichen, lebendigen Sprache, zu-
ch das Verständniß für die Stimme, die von oben
Es geschieht dieses, nur in einem höheren Maßstabe,
selben Gesetz, nach welchem der Mensch, der lange
f einem wüsten Eilande, außer allem Umgang mit
n Wesen, oder in einem fernen Lande unter anders
Menschen lebte, seine eigne Muttersprache verlernt.
s doch bleibt auch noch, bei einem solchen Verlernen
essen, der Menschenseele das Organ, das zum Verneh-
Stimme vom Berge und zum Antworten auf ihre Rede
war. Es ist dasselbe nur übertäubt von dem Drange
erden und der Bewegungen der niedren Sinnlichkeit.
re Getös schweigt, und die Stimme, welche ohne Auf-
nt, wird vernommen. Ein Mensch, welcher des gött-
setzes in seinem Innren durch tausendfältiges Uebertre-
tet hatte — ihm schien diese alte Schrift im Herzen
stört; — ein Mensch, lebendig begraben in Lüsten,
itten auf dem Wege des Lasters, bei Nacht in eine
lche, nach der Sitte des Landes, Haufen von Leich-
n. Da ist der lebende Leib mitten unter Todten,
iedem Odemzug den Aushauch der Verwesung
rei aus der Tiefe, an so abgelegenem Orte,

hört kein Menſch; kein Laut, der Hülfe verſpräche, kommt von außen zu dem ängſtlich horchenden Ohre. Aber dem lange trunkenen Geweſenen wird, in dieſen Stunden der furchtbaren Nacht, das innre Ohr wieder geöffnet für die Stimme des Geſetzes, das er verachtet, und es erwacht in ihm die Kraft eines andren, inneren Geſchreies. Aus dem vom doppelten Tode Geretteten wurde nun ein Mann, der in viele Seelen das neue, innre Leben ausgoß und nährte, das ſeit jenen Stunden der Nacht in ihm begonnen: Benedetto Marcello, den die Geſchichte der höheren, ernſteren Tonkunſt unter ihren Meiſtern nennt. Nicht immer iſt jedoch zum Wiedererwecken des ſcheintodten und gelähmten Organes ein ſo augenfälliger Anſtoß nöthig geweſen, und es ſind hierbei, wie wir dieß noch an einem andern Orte (im Abſchn. VII.) ſehen werden, die Heilmittel nach der Natur der Seelen und dem Grade der Krankheit verſchieden.

Taubſtumme, wenn ſie das geſprochne Wort auch nicht mit dem Ohre vernehmen, verſtehen doch die Sprache der äußeren Gebärden und Mienen, und vermögen durch dieſe ſich ſelber verſtändlich zu machen. Es bedienen ſich deßhalb die Erzieher mit Erfolg dieſes Weges der Mittheilung, um ſolchen Verarmten und Verlaſſenen das geiſtige Erbtheil unſres Geſchlechts mitzutheilen. So redet auch mit der Seele des Menſchen, wenn in ihr das eigentliche Organ zum Aufnehmen und Mittheilen der Sprache des göttlichen Geſetzes gelähmt oder zerſtört worden, dieſes Geſetz eine äußerliche Zeichen- und Gebärdenſprache, welche ſelbſt der Schwerhörende noch verſtehet. Oefters ſind es die Schreckniſſe der Natur, die auf ihn wie ein Angeſicht mit drohender Miene blicken; ein Sturm auf offnem Meere, der den ſonſt furchtloſen Seefahrer auf einem leicht ſchwankenden, ausgehöhlten Baume findet, oder ein Ungewitter in finſtrer Nacht. — Die Väter und Helden der Inſel ſind verſammelt, um (nach menſchlichem Wähnen) ſich zu berathen, ob noch forthin Odin und die andre Macht der alten Aſengötter Island beherrſchen, oder ob ſich dieſes der hehren, Alles neu ſchaffenden Gewalt des Chriſtenglaubens beugen ſolle, da kömmt Nachricht, daß zu Olves, nahe am Abhange des Gebirges der Roßweiden, Feuer aus der Erde gebrochen ſey. Und der Donner des Vulcanes ſpricht dieſelben Worte wie die donnernde Stimme vom Berge, im Innren der ver-

n Väter: Island wird von nun an der Predigt des
hums geöffnet.

se Zeichensprache der Natur, so leise wirkend und so be-
voll, verstehet öfters der Mensch mit gesundem Gehör
chorgan nicht, wohl aber der psychisch Taube, zu dem
et ist. So schreckt einen, auf dem Wege des Ehebru-
iffnen der Ruf der Wachtel im Kornfelde, einen Mör-
Geschrei und Herabschweben einiger Krähen des Waldes,
m jener eben das Blut des Bruders vergossen, denn
t es, diese Stimme der gegen ihn fliegenden Vögel will
fen und gegen ihn zeugen. Ein Andrer erkennt an ei-
ückten Thier von giftigem Geschlecht das Vorbild des
s, das seinen Leib erwartet; so oft zu Thaten gemiß-
furchtbarer und abscheulicher als der Biß der Natter,
ich erwacht in ihm das innre Verständniß für das
s Gott. — Ein Geschrei, das bei stiller Nacht ins
gt, ähnlich scheinend dem Angstgeschrei, das der Ge-
n seinem letzten Kampfe ausgestoßen; der Anblick des
selbst nur von einem geschlachteten Thiere, oder der
er Stätte, wo der Mord geschah, so wie der öfter
rende Schrecken eines nächtlichen Traumes, haben
n die entartete Menschennatur so mächtig und tief-
d bewegt, daß sie den leiblichen Tod viel weniger
, als die im Innren wach gewordne Angst. Wo
nt und waltet, da macht sie selbst der leise Flug der
des Ibicus äußerlich kund und sichtbar.

zeigt es sich öfters, daß das Organ der natürlichen
der Seele nicht, wie dieß geschienen, vernichtet, son-
gebunden oder von einem irrenden Wahnsinne, „wel-
Zunge falsche Namen und Worte, statt der rechten
,“ gemißbraucht war. Wie zuweilen, nahe an der
des Todes, die Gebundenheit des Verstandes durch
oder Dumpfheit verschwindet und das gesunde Selbst-
m wiederkehrt; so wird auch, wenn sich der Seele der
er Schrecken:“ der Tod nahet, die Zunge des innren
nes wieder gelöst, und dieselbe spricht Worte, de-
d Wahrheit durch Mark und Bein dringet. Ja,
im Tode alles andre Bewegen, alle Kräfte der

Seele ſchweigen, da bleibt und ſpricht noch dieſe Stimme mit dem Geiſte allein.

Wir betrachten nun noch in wenig Zügen die Stellung und Wechſelbeziehung des innren Sprachorganes zu den andren Organen der Seele und ihren Verrichtungen.

Die Organe der leiblichen Stimme und Sprache liegen bei dem Menſchen mitten zwiſchen der oberen Region des Hauptes und ſeiner erkennenden Sinnen, und zwiſchen den Gliedern und Eingeweiden des Rumpfes. Und dennoch ſind ſie ſo ſcharf von beiden Seiten geſchieden. Denn im Indifferenzpunkt des Leibes gelegen, ſtellen dieſelben, wie wir oben im §. 16 ſahen, einen kleinen, für ſich beſtehenden Organismus, eingeſchloſſen im größeren, dar. — Die Luftröhre, mit ihrer Stimmritze, iſt zugleich zum Aufnehmen der belebenden Himmelsluft und zum Aushauchen des Tones; die ſprechende Zunge zugleich zum Schmecken der Nahrungsmittel beſtimmt, und Speiſeröhre und Luftröhre geſellen ſich an ihrem Anfange wie in ihrem Verlaufe nachbarlich zuſammen. Dennoch iſt die Luftröhre durchaus nur zur Aufnahme des luftförmigen Stoffes geſchickt, gegen alles Andre empfindlicher ſchmerzhaft als jedes andre nach außen geöffnete Organ. Endlich ſo erkannten wir an dem leiblichen Abbild des Seelenorganes, welches wir hier betrachten, daß der hörbare Ton nichts Andres ſey, als das eigenthümliche Erbeben der Muskelfibern, bei der gewöhnlichen Bewegung des Muskels, welches hier, in dem kleineren, ſelbſtſtändigen Organismus der Stimmorgane ungehemmt und frei hervortritt, während es anderwärts an dem überall von Fleiſch und dem Gewebe der Gefäße und Häute umgebnen Knochen der Glieder eben ſo wenig zum Ton werden kann, als der Anſtoß, der an eine, allenthalben von Sand und Schlamm umhüllte Saite geſchiehet.

In der Seele, ſo ſahen wir bereits und werden es noch weiter ſehen, entſprechen die Gefühle den Nahrungsmitteln, und das innre pſychiſche Fühlen dem Nahrungsnehmen. Den Muskeln und ihrem Bewegen gehet das Begehrungsvermögen der Seele parallel; dem leiblichen Syſtem des Hauptes ſtehet die Region des Selbſtbewußtſeyns ſammt Verſtand und innren Sinnen gegenüber.

So wird dann in dem Weſen und den Eigenſchaften des Gemeingefühles ein Angränzen beides an die Natur des eigenen Erkenntniß- wie des Begehrungsvermögens gefunden, ſo wie ein nachbarliches Zuſammengeſellen und Verwandtſeyn mit den Gefühlen im eigentlichen engeren Sinne. Und demnach iſt zugleich jenes innre Organ ein von allen übrigen Seelenvermögen ſo ſcharf abgetrenntes, ſelbſtſtändiges Ganzes, daß eben das natürliche Anſehen, welches wir dem Urtheil unſres Erkennens beilegen, noch die Kraft der Gefühle das hinwegdemonſtriren und verlöſchen kann, was die wundervoll beharrliche Stimme des Gemeingefühles ſpricht! — Allgewaltig, wie dem Thiere der Inſtinct, gebietet dieſe Stimme ſelbſt dem Menſchen. Die Vernunft empört ſich, das Gefühl widerſtreht, aber die Stimme gebietet fort, bis der Hörer gehorcht.

Wie das gemeinſame Organ des Athmens und der Stimme im Menſchenleibe, ſo dient auch das Gemeingefühl der Seele im Verkehr mit einem oberen, allgemeinen Element des Lebens, durch welches und in welchem allein das Einzelleben beſtändig ſich erneut und erhält. Wie endlich die bewegende Kraft des Athmen durch den Muskel hindurch am freier geſtellten Stimmorgan zum hörbaren Ton wird, und wie das ausgeſprochne und vernommene Menſchenwort dem ſinnlich Erkannten und Erfahrnen erſt ſein Verbleiben und ſeinen feſten Beſtand für die innre Region des Geiſtigen gibt; ſo wird jedes Bewegen und jede That unſres Begehrungsvermögens an und in dem Sprachorgan der Seele: dem Gewiſſen, zu einem innren Wort und Thun, welcher, ſo ſehr dieß auch der ſchnell vorübereilende Leichtſinn verkennen mag, unſrem, ſcheinbar oft ſo bald vergeſſenen Handeln, ein unvergängliches, ewiges Seyn und Bleiben gibt. Hier hallet alles das, wobei der Menſch mit ſeinem einzelnen Selbſt ſich allein glaubte, auch einer oberen, unſichtbaren Region des Geiſtigen vernehmbar nach; denn das Gewiſſen iſt die Stimme eines Wechſelgeſpräches der Menſchenſeele, nicht ein mit ſichtbar lebenden Weſen ihrer Art, ſondern mit einer Welt des verborgenen Lebens in Gott.

Allerdings iſt es erſt der Geiſt, der das Gemeingefühl der Seele im Menſchen zu dieſer ſeiner höchſten Beſtimmung erhebt. Wie auch beim gewöhnlichen Sprechen der Leib den hörbaren

Laut, die Seele den Ton und melodiſchen Geſang der Stimme, der Geiſt aber zu dem Laut und dem Ton das tief bedeutungsvolle Wort gibt. Aber daß jenes Organ zunächſt der Seele, nicht dem Geiſt angehöre, zeigt ſich darinnen, daß wir es, wenn auch minder hoch entfaltet, eben ſo beim Thiere und Menſchen zugleich finden, als das leibliche Stimmorgan.

In ſeiner Stellung zu den andren Organen und Kräften der Seele, und in ſeiner ſcharfen Abgeſchiedenheit von denſelben, gleichet das Gemeingefühl — und zwar am meiſten da, wo es im Menſchen zum Gewiſſen wird — einem verſchloſſenen Garten, zu deſſen Innrem der Herr des Hauſes allein den Schlüſſel in ſeiner Hand führet. Sein Odem webet da, unter den Bäumen des Lebens, und wecket in der Bruſt des Vogels den melodiſchen Geſang auf, geſtaltet die Menſchentöne der Harfe zum Lied der Begeiſterung, verklärt die innre Rede des Menſchengeiſtes zum Gebet.

Erläuternde Bemerkungen. Obgleich das Gemeingefühl (κοινὴ αἴσθησις), von Nicephorus (Schol. in Synes. de insomn. ed. Paris. cm. not. Dion. Petav. p. 377) nur als das gemeinſame Centrum der Empfindungen der fünf Sinnen beſchrieben wird, ſo ſoll es dennoch, als ein göttlicherer Sinn (αἰσθησις θειοτέρη), welcher, ſelber zwar von niederer Art, dennoch zugleich in unmittelbarer Beziehung ſteht auf die erkennende Seele (τῇ νοερᾷ ψυχῇ), etwas Aehnliches bezeichnen, als oben im §. mit dem Worte Gemeingefühl angedeutet wurde. —

Sowohl das griechiſche als auch das lateiniſche Wort, welches Gewiſſen bezeichnet (συνείδησις und conscientia), deutet in ſeinem Doppelſinn die Natur des im §. beſchriebenen merkwürdigen Seelenorganes an; denn das Gewiſſen iſt ein Mitwiſſen der Seele mit dem allgegenwärtigen, allwiſſenden Gott. — Eben deßhalb, weil das Gewiſſen zugleich an der Kraft des Göttlichen Theil hat, iſt es, wie ſein deutſcher Mann ſagt, ein „Gewiſſes.“ — Es erſcheint, nach Philo, in der Seele wie die noch geſunde und friſche Farbe (an einem ſonſt ausſätzigen Körper), neben welcher dann das Kranke und Todte erſt als das, was es iſt, erkannt wird (Phil. Jud. quod Deus sit immutab. 311, ed. Mang. I, 291 — das Gewiſſen heißt da, wie an mehrern andern Stellen ἔλεγχος, für welches Wort Origen. Hom. VIII in Levitic. λόγος las). — Das Gewiſſen iſt ein Menſch im Menſchen; der innre Menſch in der Seele des Menſchen, und es zeigt ſich hier bald als Herrſcher und König, bald als Richter und Vergelter (id. i. L. deter. potior. insidiat. 159, ed. Mang. 195, 196). Es iſt ein innrer, dem Menſchen eingeborner Richter (id. de dec. Oracul. 756, ed. Mang. II, 195).

Das Gewiſſen iſt der Geiſt, der im Menſchen wohnt, 1 Cor. 2 V. 11; Röm. 8 V. 16; der unvergängliche Geiſt (Origen. Comment. in ep. ad Roman. L. II, 9 seqq. ed. Par. IV, 486, 487). Es iſt die Stimme der Wahrheit in uns, die Wahrheit aber iſt Gott (St. August. Serm. XII, de loc. Job. I, 6; Matth. V, 8, ed. Par. T. V, p. 73).

Das Seelenorgan, welches der Weiſſagung und der Begeiſterung ähig iſt, das iſt zugleich auch das, wodurch das Göttliche erkannt wird; denn die Idee des Guten kann nach Plato (Phileb. 63, e) nur urch Weiſſagung erfaßt werden; die ächte Philoſophie iſt ein Werk er Begeiſterung.

In ihrem wundervollen Vermögen des Gemeingefühles erſcheint ie Seele allerdings, wie Philo (quod Deus sit immutabil. 297, ed. Mang. I, 277) ſagt, als das vollkommenſte muſikaliſche Inſtrument.

Während Sokrates die Mantik als Ergänzung für unſre Unwiſenheit über zukünftige und ungewiſſe Dinge anempfiehlt (Xen. mem. I, n. 6 vergl. mit Anab. III, 1), erſcheint die Gabe zu weiſſagen ſchon em Origenes (contr. Cels. III, 25, ed. Par. Vol. I, p. 461) bloß ls etwas in der Mitte Schwebendes (μέσον) oder Indifferentes, was den ſo gut dem Böſen als dem Guten zukommen kann.

Jener innre Richter und Rächer: das Gewiſſen hat eine lautere Stimme als die Liebe zum Leben. Das Wort des ewigen Richters elber: „wer Menſchenblut vergeußt, deß Blut ſoll wieder vergoſſen erden," iſt ſo mächtig tief in das Herz (im Hebräiſchen hat das Gewiſſen den Namen Herz לֵב) des Menſchen eingegraben, daß Mörer, in denen das Herz wach und geſund geworden war, ſelber drinend darum baten, man ſolle auch ſie am Leben beſtrafen. Denn, nach Plato, „beſſert die Strafe, und der iſt weniger elend, welcher, wenn er Böſes that, die Strafe erleidet, als jener, welcher ungeſtraft ahin geht" (Plat. de republ. II, 380, a; IV, 439; Gorg. 479, c).

Das Gemeingefühl: ein Gefühl, das ſchon über den beſchränkten Kreis des bloßen Wahrnehmens und Fühlens deſſen, was das Einzelweſen angeht und berührt, hinausliegt, über dieſen Kreis frei erhoben iſt (m. v. §. 16), gleicht einer frei ausgeſpannten Saite, oder vielmehr er frei ſchwebenden, leicht beweglichen Luft, welche, ſobald ein lauter Ton erſchallet, denſelben nachtönt. Das eigenthümliche Verhältniß des Gemeingefühles, zu einer höheren Welt der unſichtbaren, geiſtigen Anfänge (Principien) und die Kraft der letzteren, zu gleicher Zeit und auf gleiche Weiſe, ganze Zeitalter und Völker — wie zu einem gemeinſamen, harmoniſch tönenden Liede — aufzuwecken, zeigte ſich beſonders in ſolchen großen Momenten der Geſchichte unſres Geſchlechts, wie der war, welcher der Ankunft und Verbreitung des Chriſtenthums unter den Völkern voranging (m. v. m. Ahnd. ein. allg. Geſch. d. Leb. 2ten Theiles 2ten Band). Das gemeinſame, einſtimmige Lautwerden des Ahndungsvermögens, bei den verſchiedenſten Völkern und in den verſchiedenſten Ländern, in dem erhabenſten und größten Augenblick der Menſchengeſchichte, in der Zeit der Erfüllung alles Hoffens, glich dem tauſendſtimmigen Geſange aller Vögel eines waldreichen Landes, der einmal in allen Thälern und auf allen Hügeln umher ertönet, wenn der Frühlingsmorgen über das Land aufgeht. Der Inhalt des damaligen großen Liedes der Völker erſcheint überhaupt als das Hauptelement aller Bewegung und Aufregung des Gemeingefühles im Menſchen. Er iſt der Anfang aller von oben herniederwärts, in die Sichtbarkeit gehenden Lebensbewegung (§. 18), und für dieſes Bewegen iſt das Gemeingefühl eben ſo ein leitendes Medium, wie der Metalldrath für die Elektricität, wie das Eiſen für den Magnetismus. Das Eiſen iſt ſeiner innren Natur und Entſtehung nach nicht bloß verwandt mit dem Magnet, ſondern mit dem magnetiſchen Princip ſelber; es dankt ſein eigenthümliches Weſen der in ihm freier gebliebenen, im ungebundenen Zuſtand wirkſamen, magnetiſchen Kraft. Eben ſo iſt auch das merkwürdige Seelenorgan des Gemeingefühles ſeinem innren Weſen und Urſprunge nach mit dem eben erwähnten Element verwandt, für deſſen

aufregende Einwirkung es zunächſt vorhanden und gemacht iſt. — Es ſteht indeß auch hier die Empfänglichkeit für den natürlichen und geſunden aufregenden Einfluß, eben ſo wie z. B. jedes lebende Organ des Leibes, auch für einen entgegengeſetzten, feindſeligen Einfluß offen: jenes Seelenorgan kann im kranken Zuſtande zu furchtbaren Bewegungen eines fanatiſchen Wahnſinnes aufgeregt werden, wie wir dieſes an einem andren Orte noch weiter betrachten wollen.

Ueber das oben S. 521 gebrauchte Bild vergleiche man Oſſians Fingal, 5ter Geſang von 487 bis 490 und anderwärts. — Bemerkenswerth iſt das Eigenthümliche und Ausgezeichnete, das an der Sprache und Stimme des erwachten und eigenkräftig gewordnen Gemeingefühles im Vergleich mit der alltäglichen und gewöhnlichen Stimme und Sprache des beſchränkten, eigenen und leiblichen Bedürfniſſes gefunden wird. Die Stimme, welche die Brut-Henne von dem erſten Augenblick des belebenden Brütens an, bis dahin, wo die ſchon kräftiger gewordnen Küchlein der mütterlichen Pflege entwachſen ſind, von ſich hören läſſet, iſt eine ganz andre, als die gewöhnliche, eben ſo die Stimme des Vogels, der ſeine Lieder des Frühlinges und der Liebe ſingt. — Eine Kraft der Mitaufregung des Gemeingefühles, bei Andren, liegt nicht bloß in der Sprache der geſunden und ächten, ſondern auch in der Sprache der falſchen, fiebertrunkenen Begeiſterung. — Ueber andre oben erwähnte, dem Gemeingefühl zugeſchriebene Erſcheinungen ſ. m. die §§. 26 und 27. Die oben S. 526 erwähnte Geſchichte des geiſtig fernſehenden Engländers ſtund im Jahrgang 1829 der Times vom 16 Auguſt, mit der Bemerkung, daß alle Zeugen noch am Leben ſeyen; ſie iſt kürzlich folgende: In der Nacht vom 11 Mai träumt Mr. Williams zu Scorrierhouſe bei Redruth in Cornwallis, er ſey in der Vorhalle des Hauſes der Gemeinen zu London und ſähe da einen Mann, der mit einem Piſtol einen eben hereintretenden Herrn niederſchöſſe, einen Herrn, von welchem man ſagte, er ſey der Kanzler. Der Traum erſchüttert ihn ſo heftig, daß er darüber aufwacht und auch ſeine Frau aufweckt, um ihr den Traum zu erzählen. Dieſe ermahnt ihn, ſich das grundloſe Nachtgeſicht aus dem Sinne zu ſchlagen und wieder einzuſchlafen. Er ſchläft auch wirklich bald wieder ein, fährt aber kurz hernach wieder auf und erzählt, daß ihm ganz derſelbe Traum noch einmal geträumt habe. Auch jetzt zwingt er ſich jedoch zur Ruhe und ſchläft wieder ein. Da ihn aber nun daſſelbe Traumbild zum dritten Mal erſchreckt, ſteht er zwiſchen 1 und 2 auf und kleidet ſich an. Beim Frühſtück iſt von nichts die Rede, als von jenen Träumen, und Williams Seele iſt davon ſo voll, daß er am Vormittag zu Falmouth, wohin er eben einen Weg gemacht, jedem Bekannten, der ihm begegnet, ſein Traumgeſicht mit allen ſeinen Nebenumſtänden erzählt. Am andern Tag beſucht ihn ſein Schwiegerſohn, H. Tucker, von Trematon-Caſtle. Auch dieſem erzählt Williams, ohne ſich durch das Lachen der Seinen hindern zu laſſen, ſogleich ſeinen Traum. H. Tucker erwiedert: für ein bloßes Phantaſieſpiel der Nacht ſchicke es ſich zwar wohl, daß der Kanzler in die Vorhalle des Hauſes der Gemeinen komme, in der Wirklichkeit geſchehe dieſes jedoch niemals. Da indeß Williams im weiteren Geſpräch das Ausſehen des Ermordeten genau und umſtändlich beſchreibt, erkennt H. Tucker darin mit voller Uebereinſtimmung den Herrn Perceval, den Kanzler der Schatzkammer (Schatzmeiſter), ſo daß er verwundert ſeinen Schwiegervater fragt, ob derſelbe wohl Herrn Perceval perſönlich kenne? Williams hatte jedoch weder den Schatzmeiſter noch die Vorhalle des Hauſes der Gemeinen jemals in ſeinem Leben geſehen, auch hatte er jenen niemals beſchreiben hören. Der ſonderbare Träumer wird jedoch bald darauf noch viel mehr in der Meinung über die

entung seines (übrigens ganz zwecklos erscheinenden) Ferngesichts
irkt; denn es kommt noch während der Anwesenheit des Herrn Tu-
die Nachricht, daß wirklich am Abend des 11 Mai's Hr. Perceval
einem gewissen Bellingham (auch diesen hatte der Träumer ganz
n beschrieben) in der Vorhalle der Gemeinen erschossen worden sey.
h einiger Zeit reis't Williams in Geschäften nach London, besucht
das Haus der Gemeinen und sagt schon beim Anblick: dieser Ort
mir so genau durch meinen Traum bekannt, wie irgend ein Zimmer
meinem Hause, bezeichnet hierauf beim Eintreten, ganz mit dem
lichen Ereigniß übereinstimmend, den Ort und jeden einzelnen be-
denden Umstand der Mordthat. — Von der ansteckenden Gewalt
Visionen s. m. ein merkwürdiges Beispiel in Beckers bezauberter
it, herausgegeben v. Semler III, 245, von einer Schiffsmann-
t, welche ihre Vision sogar durchs Fernrohr fortdauernd bemerkte.
Aehnlich dem oben erzählten Ferngesicht des Hrn. Williams war das
Buchanans hist. Scot. L. XVIII erzählte Ferngesicht des im Ster-
liegenden Jac. Lodin, welcher die Ermordung Jacobs V sah. M.
uch ebendas. L. XIII. — Von der Kraft des Benennens der Ge-
stände, von der Kraft der psychischen Zueignung, welche die Seele
h den Gebrauch des Wortes empfängt, wird noch später (schon im
5 und 36) die Rede seyn. — Auch der geistig verirrte Mensch er-
t, vermittelst des Gemeingefühles, zuweilen im Auge eines
en, geistig Wachen und Gesunden sein eignes Abweichen und Ver-
n wie in einem Spiegel. Als Beispiel diene hier eine Geschichte,
deren Glaubwürdigkeit mehrere noch jetzt lebende, treffliche Männer
en. Zu Berg bei Stuttgart lebte ein alter ehemaliger Müller-
ster: Johann Georg Boley, der vom Schlagfluß gelähmt und ganz
rüftet das Bett hüten mußte, während aus den feurigen, durch-
genden Blicken und aus seinen Worten ein kräftiger, gesunder
t sprach. Eines Tages war er allein im Zimmer. Da tritt ein
des Bauernweib herein, mit einem Fäßchen, und bietet ihm Brannt-
n zum Kauf an. Er bedarf keinen; er weis't das Anerbieten ver-
end von sich. Sie fragt noch einmal, er antwortet dasselbe. Die
käuferin wird immer zudringlicher und unbescheidner mit ihrem
rbieten, will nicht von der Stelle gehen. Boley schaut sie auf seine
e, durchdringende Weise an. Das Weib, nachdem es mit frechem
e eine Zeit lang diesen durchdringenden Blicken entgegengeschaut,
d auf einmal stumm und zugleich unruhig. Mit immer steigender
t bricht sie zuletzt das Schweigen und fragt: Was sieht Er mich
s so an? — Boley antwortete ihr nichts. — Sie wiederholt meh-
Male ihre Frage, Boley schweigt noch immer. — Da ruft sie,
außer sich: „Er braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts
es gethan." — Boley schweigt. — „Ich habe gewiß nichts Böses
an! seh' Er doch einmal weg, man meint ja, Er wolle einen er-
en." — Boley blickt sie noch immer ernst und schweigend an. —
h lieber Gott, lasse Er mich doch gehen! — Was will Er denn von
? Ach Gott, ich sehe schon, Er weiß es! Ich will's Ihm ja gerne
hen! Eins habe ich gehabt." — Boley, noch immer sie ernsthaft an-
end, sagt: „So? so? Eines? ich habe Sie nicht gefragt." — „Ja,
uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr." — Boley
t mit immer ernsterem Blicke: „So? nur Eines?" — „Woher
er denn Alles? Ja freilich hab' ich Zwei gehabt. Aber sag' Er's
Gotteswillen Niemand. Ich hab' ihnen gewiß nichts zu leid ge-
l gewiß nichts!" — „So," fragt Boley, nichts zu leid gethan?"
„Ach Gott im Himmel! nein, ich hab' Eins davon erstochen! was
as für ein Mann, Gott behüt' einen vor diesem Manne!" — Mit

dieſen Worten läuft ſie ſchreiend zum Hauſe hinaus und iſt ihm
aus den Augen, ehe er ſich nur beſinnen kann, was zu thun ſ
Möge man ſolche unwillkürliche Bewegungen und Aeußerungen d
wiſſens mit dem Wahnſinn vergleichen, mit welchem ſie in ein
wiſſen Beziehung verwandt ſind; ſie bleiben deßhalb dennoch in
ganzen, ernſten Bedeutung beſtehen. Die Geſchichte der Cri
Unterſuchungen iſt voll von Fällen, welche die Uebermacht des
ſens über den Willen und über alle Vernunft und Ueberlegu
Menſchen beweiſen. Oefters erwachen die unwillkürlichen innre
wegungen durch irgend ein andres, lebhaftes Gefühl. In de
ſchichte der furchtbaren Giftmiſcherin und Heuchlerin Anna Mar
Zwanziger, die am 11 September 1811 zu Culmbach enthaupte
den, iſt es zuletzt die ruhige Erzählung des beſonnenen Richter
man den Leichnam der (vergifteten) Juſtizamtmännin Glaſer
ausgegraben habe, und der feſte Blick des Richters auf dieſe Mi
terin, was alle heuchleriſche Verſtellungskunſt der Letzteren über
und ſie zum erſten Geſtändniß bringt (man vergleiche Feuerba
tenmäßige Darſtellung merkwürdiger Verbrechen I, S. 1 — 53. –
den, mitten durch die Bewegungen des eignen Willens gehenden,
öfters widerſprechenden Gang des Gewiſſens erinnern auch eini
merkenswerthe Züge in der Geſchichte des Thierreiches. Hier ge
es öfters, daß vermittelſt des innren Organes des Gemeingefüh
Thier die Regung ſeines Inſtinctes, der es nicht für ſich allein G
zu leiſten vermag. auf ein andres überträgt oder auf dieſes fortp
Dieſes Letztere führt dann, ſelbſt gegen ſein eignes natürliches
eſſe, ja ſcheinbar zum größten Nachtheil und Untergang deſſelbe
ihm übertragene, fremdartige Werk fort; wie die Grasmücke di
übertragene Pflege für das Ei und das Junge des Kukuks. S
ſiehet auch eine fremde Ameiſe für ein äußerlich verkümmerte
hülfloſes Geſchlecht von verwandter Natur den Dienſt des Bauen
Verpflegung der fremden, jungen Brut und ſelbſt der ſchon erwac
Bewohner des Baues (m. v. m. allgem. Naturgeſch. S. 867)
Weibchen des Goldkäfers erbt im Augenblick des Sterbens die B
ſichtigung der zarten, jetzt mutterloſen Brut auf die Bewohne
Ameiſenbaues fort, bei denen dieſe Berückſichtigung ganz geg
eigenthümliche Natur und Weiſe zu ſeyn ſcheint. Dieſe Art eine
chiſchen Fortpflanzung durch und auf das Gemeingefühl erinnert
lich zuweilen an die gewaltſame Fortpflanzung der Hundenatur a
andres, ſonſt gar nicht zum Beißen geeignetes Thier, beim Biß
tollen Hundes. — Auch beim Menſchen treibt das Gemeingefüh
ſeiner Function als Ahndungsvermögen, die Seele zuweilen zu
lungen an, welche dem Verſtand ganz zwecklos und ſelbſt widerſinn
ſcheinen, ſo daß er ſich der Ausführung zu widerſetzen ſtrebt. Me
jedoch vergeblich; denn die ſonderbare, innre Stimme, wenn
einem vielbekannten Falle einem beſonnenen Manne (dem Pro
Mathematik, Böhm in Marburg) gebot, das Bette, in welchem
ruhen pflegte, von ſeiner gewöhnlichen Stelle hinweg, an eine
andre zu rücken, läßt nicht nach aufzufordern und anzutreiben, b
Verſtand nachgegeben, und erſt das Herabſtürzen des Deckengem
in der nächſten Nacht, auf die Stelle, wo vorhin das Bette geſt
rechtfertigt die Zudringlichkeit der innren, prophetiſchen Stimme.
ſo rechtfertigte ſich das Vorausgeſicht einer Taubſtummen, von
Madame Beaumont erzählt (m. v. den 8ten Band des Magaz. d. A
Kunſt). Aehnliche Fälle des Vorausgeſichts jenes des Dr. Kna
Moritz's Magazin u. a. m.

Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand.

§. 35. Jene Kräfte und Wirksamkeiten der Seele, zu deren Betrachtung der Inhalt des hier beginnenden so wie einiger nachfolgenden §§. bestimmt ist, werden unter dem allgemeinen Namen des Erkenntnißvermögens und des Erkennens befaßt. Wie wir oben, im somatischen Theil dieser Untersuchungen (§. 17) das Gehirn vor den Sinnorganen beschrieben; so betrachten wir auch hier zuerst den innersten Grund und Anfang des Erkennens betrachten, ehe wir die Geschäfte desselben mit der Sinnenwelt erläutern.

Wie die Empfindung und das Gefühl auf ein Gewordenes und Werden, das Begehren auf ein Bewegen gegründet ist, so beruhet das Erkennen auf einem lauteren Seyn. In ihm ist der ruhende Mittelpunkt des Lebens der Seele gefunden, der selber unbewegt, dennoch der anregende Grund und Leiter aller Bewegungen; das Bildungsgesetz und die feststehende Form alles Werdens ist.

Wir erkannten vorhin (§. 18) in dem Licht den in aller Sichtbarkeit liegenden Zug nach der Sichtbarkeit Quell und Ausgang. „Wie der Gedanke, welcher des Geliebten gedenkt, das Bild dieses Geliebten in sich trägt, so trägt auch das Sehnen der sichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit ihres Ursprunges, ein Bild dieses Ursprunges in sich, und dieses Bild heißt uns als Licht.“ Noch vielmehr, inniger, tiefer, mächtiger als in der sichtbargewordnen Leiblichkeit wohnet in der Seele des Menschen ein Mitgenosse und Abglanz des ewigen, reinen, vollkommenen Seyns, und dieser Abglanz ist der erkennende Geist in uns.

Die Kraft der innren Sinne: Einbildung und Erinnerung, besitzt auch das Thier. Dieses kennt die Bilder und die Rührungen des Traumes eben so wie der Mensch, nur fehlt jenem leider die Sprache des Geistes, welche sie im Menschen ermächtigen. Auch der Zauber der Verwandlungen, durch welche Phantasie einen äußern Gegenstand innerlich in einen andren, heftig begehrten sich umschaffet, ist dem einsam lebenden Thiere nicht fremd, wie dieß Bechstein vornehmlich an männlichen Stubenvögeln beobachtete. Nicht abzusprechen ist dem

Thiere ſelbſt jenes Vermögen, welches, mit gewiſſer Vorliebe, jetzt mehr nach der einen, dann nach der andren Bewegung oder Geſtaltung des innren Sinnes ſich hinrichtet und dieſelbe feſthält, ſo wie die Kraft an die vorkommenden äußren Erſcheinungen innerlich andre, jene öfters begleitende anzuknüpfen: an die Urſache das Bild der Folgen und Wirkungen. Der Fiſch eilet, wenn das Glöckchen ertönet, das ihn öfters zum Futter gerufen, ans Ufer; Thiere der verſchiedenſten Art und Entwicklungsſtufe erwecken, bei gewiſſen äußeren Eindrücken, durch ſelbſtſtändige Rückwirkung der Seele, die verwandte Welt ihrer innren Sinnen. Der überlegende Elephant, wenn er das Hinderniß, das ſeinem Geſchäft des Ziehens oder Tragens einer aufgebürdeten Laſt entgegenſtehet, nicht bloß bemerkt, ſondern demſelben auszuweichen oder zu begegnen weiß, thut jedoch noch mehr, und ſo finden ſich auch bei andren Thieren Spuren von einer Art von Urtheilskraft.

Dem Thiere überhaupt wohnt demnach jenes mütterlich bildende und ernährende Vermögen der Seele innen, welches den pſychiſchen Keim, nachdem ihn der äußere Eindruck befruchtet hat, ſelbſtſtändig geſtaltet und erhält: das Vermögen der Einbildung. Es beſitzt ferner die Kraft, bei äußerer Veranlaſſung ganze Reihen und Regionen der innerlich fortlebenden Welt der Eindrücke aufzuregen und gegen einander zu bewegen: die Kraft der Erinnrung und der ſelbſtſtändigen Aneinanderreihung der Ideen. Wenn dann jener Homeriſche Hund, der den Herrn nach zwanzigjähriger Abweſenheit wieder erkennt, mit der geliebten Geſtalt und der Stimme des alten Pflegers zugleich der vormals genoſſenen Wohlthaten und Beachtung ſich erinnert; ſo dämmert hierbei in der Seele des Thieres eine Spur von Selbſtbewußtſeyn. Eines Selbſtbewußtſeyns, das, mitten in dem Loos der jetzigen Verachtung und Entkräftung, der Jugend gedenkt, da eben dieſer nun veraltete Leib und ſeine Kraft die Freude des Herrn war, zu deſſen Füßen er jetzt ſtirbt.

Aber dieſer Schein von Selbſtbewußtſeyn kommt dem Thier nicht an ſich ſelber und in Beziehung auf den „unruhigen Fluß“ ſeines Werdens zu, ſondern daſſelbe empfängt ihn nur durch ſein Anhalten an das feſtſtehende Weſen des Menſchen, wie das Gehäufe der Blätter und Zweige, das ein Strom mit ſich dahin-

ſt, einen Halt an dem Felſen findet, welcher mitten in den
llen aufrecht und feſt ſtehet. Anders dagegen und ſelbſtſtän-
r, nur auf ein göttliches Seyn, nicht auf irgend eine Kraft
Creaturen gegründet, erſcheinet das Selbſtbewußtſeyn in der
ele des Menſchen. Hier iſt ein Seyn, vergleichbar dem gött-
en, welches ſich überall im Strom des Vergänglichen als ein
g daſſelbe Bleibendes erkennet und ſich bei ſeinem Namen: „ich
es" nennet.

Wie an der ſichtbaren Geſtaltung des äußeren Menſchen,
welcher wir ſchon bisher das Weſen und die Kräfte des innren
nſchen öfters und gern verglichen, das Gehirn als die unbe-
te Mitte, als der Anfang und das Ende erſcheinet, von wel-
m alle Bewegungen ausgehen, und zu welchem alle Empfin-
gen zurückkehren, ſo erſcheint das Selbſtbewußtſeyn im Men-
n als der Anfang und das Ende aller der Geſchäfte des Erken-
s und der Wechſelwirkungen der Seele mit der ſie umfaſſen-
Welt. Darum ward auch (nach Plato) dem ſelbſtbewußten
iſte ſein Herrſcherſitz in der Akropolis unſers ſichtbaren We-
s — im Haupte — angewieſen. — Wie aber nun verhält ſich die-
inwohnende Herrſcher zu dem Beherrſchten, wie das Erkennen
ins zu m Erkannten? Was kommt der Seele beim Erkennen
ſtändig, und als etwas ihr Eingebornes zu? Gleicht die
le wirklich nur bei der Geburt jener mit Sand geſcheuerten
fel, bei welcher ein Blindgeborner, der keine Hand hat, ange-
t iſt: die vernunftloſe Empfindung, wie Plato den Eindruck
Außenwelt nennet; ein Blinder und Handloſer angeſtellt,
it er auf das dunkle Leer die Erkenntniſſe und das Erkennen
ſchreibe, und, er ſelber vernunft- und bewußtlos, der Seele
nunft und Bewußtſeyn einhauche?

Das äußere Auge ſiehet niemals daſſelbe wieder, was es
e geſehen, das Ohr höret das einmal Gehörte nimmer wie-
denn das, was heute in dieſer Welt des Vergänglichen iſt,
d morgen nicht mehr, oder ein Andres ſeyn; die Elemente
ſehenden Auges ſelber waren geſtern andre, als ſie heute
; dieſer Augenblick, mit dem vergänglichen Schein, welcher
begleitet, vergehet und kehret ewig nicht mehr zurück. Wenn
r der Leib ſtirbt, bleibet die Seele unvergänglich und unver-
erlich; eben ſo bleibet durch die Kraft des Selbſtbewußtſeyns

in der Welt der innren Sinnen, wie in einem Reich der abgeſchiedenen Seelen, die Kraft des einmal empfangenen Eindruckes, und ſie lebet hier noch, wenn ſchon längſt die äußere Erſcheinung, welche den Eindruck machte, vergangen und zerronnen iſt. Der wärmende Strahl der Sonne kann die Pflanzen nicht ſchaffen, ſondern wenn der Frühling wiederkehrt, wecket er bloß im entlaubten Baume den neuen Trieb, im Samenkorn, das von außenher in den Boden kam, die Keimkraft auf, anderwärts aber beſcheinet er fruchtlos den unfruchtbaren Boden. Kann vielleicht auf ähnliche Weiſe auch die in uns wohnende Kraft des Geiſtes, obgleich ſie in viel höherem Maße ein innres Abbild der Schöpferkraft iſt, als die Sonne ein äußeres, dem innren Sinne ſeine Welt nicht urſprünglich geben, ſondern empfängt dieſer etwa die Samen und Keime dazu von außen, und der Geiſt theilt denſelben nur die Fülle ſeiner eigenthümlichen, unvergänglichen Natur mit, gibt ihnen das fortwährende Leben, das in ihm ſelber iſt? Und wie die Hand des Menſchen die Bäume und Kräuter, die er nicht ſelber ſchaffen, ſondern nur pflegen konnte, zuſammenpflanzt und verſetzt wie er will; waltet, etwa nur ſo zuſammenordnend und trennend, der ſelbſtthätige Geiſt mit jenen innren Gebilden? — Wenn wir die Welt der innren Sinne mit einem Reich der abgeſchiednen Seelen verglichen, ſo erſchienen dann jene innren Gebilde als Seelen, die vorhin in einem Leibe wohnten, der nach dem Geſetz ſeiner elementaren Region ſich geſtaltete und bewegte, ſo wie jene nun nach einem andren, höheren Geſetz bewegt werden.

Hören wir hier zuerſt über dieſen Gegenſtand den Ausſpruch eines Weiſen, der uns ſchon mehrmalen auf dem Wege dieſer Unterſuchungen bedeutungsvolle Winke gegeben, den Ausſpruch des Heraklit. Es erkennt dieſer (nach S. 248) einen allgemeinen, göttlichen Verſtand (λόγος) an, durch deſſen Theilhaben allein wir ſelber verſtändig werden, und er nennt dieſen Verſtand das Allumfaſſende (Alles Bedenkende). Sodann weiter ſchließend ſagt er: „Wenn aber das Allumfaſſende der Verſtand (λόγος) iſt, ſo ſind die Menſchen nicht verſtändig, ehe ſie hören, und wenn ſie zuerſt hören. Denn ſie ſind, da dieſe aus dem (All-)Verſtand kommen, der Worte und Werke unkundig, welche ihnen kund werden; nach meiner Erklärung,

ein Jedes der Natur gemäß auseinandersetzt und aus-
was sich so verhält. Andern Menschen aber ist unbe-
was sie wachend gethan; wie dieselben das vergessen,
Schlafe geschehen. Deßhalb (weil wir nur durch das
hen an dem gemeinsamen, göttlichen Verstand handeln
einen) müssen wir dem Gemeinsamen folgen. — Ob-
nun ein gemeinsamer Verstand ist, leben dennoch Viele,
sie eine eigne Einsicht hätten. Diese jedoch ist nichts
denn eine Auslegung (Exegese) der (Offenbarungs-)
iner allwaltenden Einsicht. Deßhalb, so weit wir des
nen Verstandes eingedenk, an ihm Theil haben, sind
hrhaftig, was wir aber Eigenthümliches für uns haben,
Lüge."

eser Ausspruch, so hart er zu lauten scheinet, gibt der
chen Natur eben so viel als er derselben nimmt. Er
ein Theilhaben an dem göttlichen Logos selber, er
ie zu einem Ausleger der verborgenen Wege einer all-
en Weisheit in der Welt des Sichtbaren; zu einem
der ewigen Wahrheit.

cht wie vorhin, obwohl nur fragweise der Vergleich
worden, gleichet die Kraft des in uns wohnenden
der Sonne, welche die Samen der Erkenntnisse im
der Seele belebt und aufkeimen machet, diese Samen
ber kommen von außen her; sondern die zur Belebung,
altung, zum Gedeihen der mütterlichen Keime nöthige
ist eine allwaltendes, göttliches Erkennen, die Keime
ser Erkenntnisse sind dem Grund der Seele eingeboren.
wäre der Seele des Menschen die Harmonie nicht ein-
läge nicht im Menschen selber das Gewebe, wel-
ufreich einen Ton an den harmonisch zustimmenden
knüpft; wie hätte derselbe von den Küsten des Nord-
an bis zu den Inseln der Südsee, auch in solchen Ge-
wo kein singender Vogel wohnt, diese Volksgesänge
assen können, und diese Töne der Saiten, in denen
Nachklang eines ewigen Wohllautes vernommen wird.
würde der Geist des Menschen, wäre ihm nicht der
der ganzen Welt des Gedenkbaren eingeboren, nie,
nach dem allgemein anerkannten Gesetz des richtigen

Denkens, das augenfällig ſchöne Gebäu der Gedanken, auch nur über das Sichtbare und Menſchliche ſich haben erbauen können, welches ein eben ſo nothwendiges Werk ſeiner Seele ſcheint, als das Hüttenbauen ein Werk des Leibes. Wie nach einem allgemeinen Vorbild, das ihm auf dem Berge gezeigt worden (Exod. 25 V. 40) errichtet der Geiſt des Menſchen jenes hehre Gebäu (m. v. d. §. 37).

Der Vogel, den eine fremde Mutter ausgebrütet, und welcher hernach, in der Gefangenſchaft des Käfigs erzogen, noch niemals ſein eignes Bild noch ſeines Gleichen geſehen, geſellt ſich, von unwiderſtehlichem Trieb bewogen, ſobald er dem Käfig entkommen, zu ſeines Gleichen. Er wird zu den Lebendigen ſeiner Art gezogen, weil er ſelber in ſeinem Aeußren und Innren die Geſtalt dieſer Art an ſich trägt. So wird auch durch einen ihr tief eingepflanzten Trieb, die Seele des Menſchen, ſobald ſie dem Käfig entkommen iſt, in welchen ſie gerathen, zu der Gemeinſchaft des ewig Schönen, des Wahren, des Guten hingezogen, weil ſie ſelber die Form dieſer hehren Gewalten in und an ſich trägt. Das unvollkommnere Abbild erkennet ſich ſelber in dem vollkommneren Urbild, und hierinnen iſt der Zug der Liebe und des gegenſeitigen Sehnens gegründet (nach §. 21).

Aber das Bewegen des Sehnens, des Suchens wie des Fliehens, kommt der geſchaffnen Seele zunächſt nur in Beziehung auf das Geſchöpf zu; im Erkennen iſt, wie wir ſchon oben geſehen, kein Bewegen noch Suchen, ſondern ein Ruhen und Befriedigtſeyn. Das Erkennen iſt ein Theilhaben an einem ewigen Seyn; ein Mitſeyn des menſchlichen Weſens mit Gott. Wie demnach Heraklit nur mit andren Worten es geſagt: das Erkennen des Menſchengeiſtes iſt nicht ein Seyn deſſelben für ſich, ſondern ein Mitſeyn deſſelben mit einem Allumfaſſenden, allerkennenden Göttlichen.

Es iſt der Mittelpunkt nur ein unbewegbar Ruhendes, weil er ſelber Alles trägt, nicht von einem Andren getragen wird; weil nach ihm alles Einzelne, er ſelber aber nicht von dem Einzelnen gezogen wird. Gott iſt die ruhende Mitte alles Weſens der ſichtbaren und unſichtbaren Welt. In Ihm und

hm ist Alles, was gemacht ist: die ganze Fülle des Er-
aren.

Auch das Feststehende im Geist des Menschen: Selbstbe-
seyn und Selbsterkennen genannt, empfängt sein Ruhen
Stillstehen nur dadurch, daß es der tragende, über alle
ube Mittelpunkt ist, jener ganzen Welt des Begehrens-
en, des Empfind- und Erkennbaren, welche sich im ganzen
uf des Lebens um diesen Mittelpunkt her offenbaren und
machen soll. Wie schon an dem organischen Leibe die
orenen Glieder und Theile in unmittelbarer Beziehung
auf alle einzelnen Regionen und Elemente der umgeben-
ußenwelt, und mit diesen von gleichartiger innrer Stim-
sind; so ruhen noch vielmehr in der Seele die Bezie-
n und Uebereinstimmungen mit der ganzen Welt der un-
aren Anfänge (nach §. 4). Sie könnte nicht Theil haben
m allumfassenden, göttlichen Seyn, wenn ihr nicht selber,
Möglichkeit nach, ein solches allbegreifendes Seyn, eine
das Viele umfassende Einsicht innenwohnte, welche frei-
nt durch das Mitwirken des göttlichen, allgemeinen Er-
ns zu einer Wirklichkeit wird.

So ist denn in dem Innern der Seele, der Möglichkeit
dem mütterlichen Keime nach, eine ganze Welt des Er-
aren; aber sie bedarf einer Sonne von oben, damit sie
ar werde. Es walten auch in dieser innren Welt, wie
r großen Welt Gottes, jene beiden Bewegungen, welche
Leben des Einzelnen schaffen und erhalten: die von oben
unten, von innen nach außen wirkende, selbstthätig an-
de, und die von unten nach oben, von außen nach innen
tete, passiv aufnehmende und empfangende. Diese beiden
te der Seele, welche zunächst von dem feststehenden Mit-
nkt des Selbstbewußtseyns aus und nach ihm hingehen,
n Verstand und Vernunft.

Selbst der Seele des Thieres kommt in ihrem Kreise ein
gon von dem zu, was wir Verstand und Vernunft nennen.
ierbei aber scheiden zu können, was schon im Thier vor-
n und was eigenthümliche Gabe des nur im Menschen in-
enden Geistes sey, bedarf es einer näheren Betrachtung
beiden Seelenkräfte.

Wenn wir zuerſt den Unterſchied beider in ſeiner größeſten Allgemeinheit bezeichnen wollen, ſo nennen wir den Verſtand das meſſende, erkennende Vermögen der Seele für jenen Zug, welcher die Einzelnen und Beſondren mit einem Allgemeinen und Höheren vereint, und ihnen hierdurch ihr bleibendes Weſen und Beſtehen gibt; zugleich mithin das meſſende Vermögen für die Kraft, mit welcher ſich die Dinge der Außenwelt unſrem eignen, bewegenden Willen entgegenſtellen. Dagegen iſt dann die Vernunft das meſſende Vermögen für jene Kraft des eignen Weſens ſelber, welche von innen heraus auf die Dinge der Außenwelt gerichtet iſt: das erkennende Vermögen für das inwohnende, unſichtbare Princip der ſichtbaren Bewegung. Sie iſt mithin der bemerkende Sinn für den Zug, der von innen nach außen, von oben herniederwärts nach dem Unteren, von dem Urſprung alles Seyns zu den einzelnen Weſen gehet.

In der untergeordneten Region der uns umgebenden Sinnenwelt lernten wir (nach §. 18) den von unten, von dem Mannichfaltigen und Vielen nach einem Höheren, Allgemeinen gerichteten Zug als Licht, den von oben nach unten, von innen nach außen gehenden als Elektricität und Schall kennen. Für das Bemerken des Lichtes iſt das Auge da, welchem, wie dieß der nächſtfolgende §. weiter auseinanderſetzen wird, als innrer Sinn die Einbildungskraft entſpricht, ſo wie den leiblichen Sinnen für Elektricität und Schall das Gedächtniß. Dagegen ließe ſich die Function des Verſtandes eher mit jener der innerlich, im Schädel gelegenen Organe des Sehens, namentlich der Sehehügel vergleichen, die Function der Vernunft mit jener der Gehirntheile, aus denen die Nerven des Gehörs hervorgehen.

Die Kraft des Sehens reichet über unermeſſene Räume, weit über die Gränze des planetariſchen Bodens und der ihn umwölbenden Atmoſphäre hinaus. Sie umfaſſet die Welt des nachbarlichen Mondes und des Sonnengebietes mit allen ſeinen Planeten und Kometen. Aber ihr Gang eilet weiter, bis in die Mitte, ja bis zur Gränze der anfänglichen Welt des Geſtirnes, welche, wie eine Mutter das Ungeborne, das planetariſche Seyn umfaſſet und in ſich heget; es iſt dieſer Gang ſo unaufhaltſam und unumſchränkt wie das Walten des Verſtandes, wenn er das in den einzelnen Weſen erkannte All-

[illegible] zum allgemeinsten, ja zum allgültigen Gesetz alles [illegible]

Auf denjenigen Blick scheint es, die Kraft des Hörens, [illegible] als leibliches Abbild der Vernunft, stehe weit [illegible] des Sehens nach; die Bedeutung des kleinen Gehirns sey [illegible] geringer, als die des großen. Das Ohr vernimmt [illegible] die Bewegungen, welche in die Gränzen der gröber [illegible] räumlichen, planetarischen Welt hereindringen und dieser angehören. Durch das Ohr würden wir nichts erfahren von dem [illegible] der allerleuchtenden Sonne, welche das Gefühl erwärmt, [illegible] Auge erkennt; jene Millionen der Lichtwelten, höher und [illegible] als Sonne und als der sie begleitende Planet, blieben [illegible] bemerkt. Der lauteste Schall, welcher in den jetzigen Kreis [illegible] menschlichen Hörens fällt, der Donner der ostindischen [illegible] Kanone, wird nicht mehr jenseits der Weite von einigen hundert Meilen vernommen, und was nicht die feste Planetenkruste oder ihre Atmosphäre zusammt uns trägen und umfasset, [illegible] vermag auf keine Weise dem Ohr sich hörbar zu machen.

Dennoch, so sahen wir oben, ist der vernehmbare Ton [illegible] Offenbarwerden jener höheren, allbelebenden und bewegenden Kraft, welche von oben nach unten, von innen nach außen gehend, der Anfang alles Wesens und Lebens ist. Es nimt diese von oben kommende Kraft, wenn sie der unteren, leiblichen Region sich nahet, die Natur dieser Region an sich: [illegible] verleiblicht sich selber, und das Unvergängliche und Unbegränzte erscheinet in der Art des vergänglichen, engbegränzten Wesens. Während dagegen das sichtbare Licht: ein Zug, der Creaturen zum Quell alles Seyns führt, eine Verklärung [illegible] Leiblichkeit in die Form des höheren, geistigeren Wesens (nach §. 18).

Eng und beschränkt; wie die Welt der hörbaren Töne [illegible] der Stimme, der Form ihres Erscheinens nach: es ist, [illegible] sie deßhalb dennoch erst dem Sehnen, das nach oben [illegible] seine Erfüllung, wie die männlich weckende Kraft dem [illegible] der Frucht sein Leben gibt. Alles Verlangen der Seele [illegible] dem Obern, was wäre es ohne das belebende, sich mitteilende Wort, das von oben kommt? Das schärfste Auge [illegible] taub und hiermit stumm geboren, erlebt nimmermehr

das, was die Sprache dem hörenden Menſchen gibt. Der Nerv erſcheint wohl dem betrachtenden Auge klein und gering, im Vergleich zu der Fleiſchmaſſe und den Knochen des Gliedes, welchem er angehört; das Gehirn iſt nur von wenigem Umfang, gegen den geſammten Leib: dennoch iſt es der kleine Nerv, der das große Glied bewegt, und die Lebenskräfte des Leibes gehen vom Gehirn aus. So iſt auch die Stimme (das Wort), welche das Ohr vernimmt, der eigentlich bewegende Anfang alles Seyns und Lebens in dem unermeßbaren Reiche der Sichtbarkeit. Was das Auge ſieht, das iſt ein Gewordenes und Geweſenes, welches von hinnen eilt und vergeht; das Ohr iſt der Sinn für das Bewegen einer Kraft, die ohne Aufhören und unverändert dieſelbe, zum Werden gehet: der Sinn für jene dem Auge unſichtbaren Anfänge (Principien), aus denen alle Sichtbarkeit entſtehet. Sobald das Auge die einzelnen Schwingungen der Saite bemerkt, hören dieſe auf, dem Ohre hörbar zu ſeyn; jenes Bewegen, das den Ton begründet, entziehet ſich ſelbſt dem ſchärfſten Blicke.

So, wechſelſeitig ſich ablöſend, verhalten ſich auch in ihrer geiſtigen Region Verſtand und Vernunft: das eine Geſchäft ſchließet aus ſeinen Gränzen das andre aus, und ſein Kreis beginnt da, wo jener des andren endet, obgleich beide Thätigkeiten ſo neben einander beſtehen können, wie am Leibe Sehen und Hören, oder wie Fühlen und Bewegen. Der Verſtand iſt zuletzt der innre Sinn für ein allgemeines Geſetz der Unterordnung aller Einzelnen unter ein höheres Ganzes, er iſt der Sinn für jenen von unten nach oben gehenden Zug, welcher die Weſen nach dem Urſprung ihres Seyns hinführet, und welcher hierbei dem Mannichfaltigen und Verſchiedenen die Weiſe jenes höheren Urſprunges einprägt (nach S. 195). Wie ſich aber die Freiheit zum Geſetz, wie ſich willkürliche Bewegung zur Empfindung verhält, ſo die Wirkungsſphäre der Vernunft zu jener des Verſtandes. Die Vernunft iſt — ſelber von gleicher Natur mit jener Freiheit, und deßhalb Gleiches dem Gleichen gegenüber — die meſſende Kraft für das von oben nach unten, von dem allgemeinen Urſprung alles Seyns auf das Beſondere und Einzelne gerichtete Walten der Freiheit.

Der Verſtand iſt das Vermögen zu einem geometriſchen

faſſen und Ermeſſen der Dinge. Er erkennt das Allgemeine
r Form, mitten unter den Verſchiedenheiten der Beſtandtheile der
bildeten Maſſe, ja er ergänzt dieſe einmal anerkannte Form, auch
nn ihm nur ein Theil derſelben offenbar wird, wie der Kryſtall-
ndige, auch wenn ſich ihm nur eine oder etliche Flächen eines
rigens verſtümmelten oder verwachſenen Kryſtalles zeigen, aus
ſen Flächen die zu ihnen gehörenden, ſie ergänzenden übrigen
ſtimmt. Galilei hatte für alle Körper der Erde jenes allge-
ingültige Geſetz der Schwere und des Zuges gegen den ge-
inſamen Mittelpunkt erkannt, nach welchem die Kraft dieſes
ges bei fallenden Körpern in quadratiſchem Verhältniß der
iten wächſet. Nachdem hernach Newton daſſelbe Geſetz der
hwere, welches nicht bloß für die Zeiten des Falles, ſon-
n auch für die Abſtände der ſich wechſelſeitig anziehenden
rper anwendbar iſt, in der Bewegung des Mondes um die
de nachgewieſen, dehnte der ergänzende Verſtand den ein-
nen Punkt, welchen er geſehen, alsbald zu einem Kreiſe aus,
: das ganze Weltgebäude umfaſſet. Es wurde erkannt, daß
es Geſetz eben ſo für alle Planeten, Monde und Kometen
ſres Sonnenſyſtemes, wie für alle wägbaren Körper der
de gelte.

Das eigenthümliche Vermögen des Verſtandes: an den
zelnen Dingen von ähnlicher Art, oder von verwandter Region
i allgemeinen Zug anzuerkennen, wodurch ſich dieſelben glei-
n, und die obenerwähnte, ergänzende, ausführende Kraft
er Seelenthätigkeit, begründet und entwickelt ſich durch fort-
fortgeſetzte Erfahrung, eben ſo wie das Entſcheidungsvermö-
i des Auges über die Abſtände und Umriſſe der geſehenen
rper (das Augenmaß) ſich im Kinde allmählich durch das
taſten der Gegenſtände mit den Gefühlsorganen ausbildet.
wird der eigenthümliche Glanz und die Farbe etwa für ein
erkmal des Metalles genommen. Wenn aber auf dieſen Zug
er oberflächlicheren Aehnlichkeit hin der Glimmer zum Silber
als Körper gleicher Art — geſtellt wird, der Schwefelkies
n Gold, dann bedarf es eines tieferen Ergründens der we-
ticheren und bleibenderen Merkmale des Metalles, durch
iter eindringende Beobachtung, um den anfänglichen Man-
der äußeren Beachtung zu ergänzen.

Jenem Geſchäft des Verſtandes zur Seite gehend, übt denn die Vernunft ein andres, das allerdings ungleich ſchwieriger, und leichterem Irren ausgeſetzt erſcheint, als das Geſchäft des Verſtandes. Wenn zum Beiſpiel dieſer es anerkannt, daß alle Vögel Eier legen und dieſe, mit mehr oder minderer Sorgfalt, bebrüten, ſo wie die Jungen verſorgen, und wenn hierauf die Erfahrung in der Geſchichte des Kukuks eine augenfällige Ausnahme nachgewieſen, da wird allerdings der Verſtand den Grund dieſer Ausnahme bald (wenn auch zum Theil fälſchlich) in der andersartigen Lage des Magens, bald im eigenthümlichen Futter des Kukuks, oder in den langen Zwiſchenräumen zwiſchen dem Legen des einen und andren Eies aufſuchen. Dagegen vermag nur die Vernunft das eigentliche Geheimniß jener bewundernswürdigen Anhänglichkeit, mit welcher die fremden Pflege-Eltern das anvertraute Junge verſorgen: das Geheimniß eines um alle Einzelnen geſchlungenen Bandes der allverſorgenden, Alle bedenkenden Liebe (S. 448) zu ergründen. Der Verſtand verſtehet allerdings die erhabenen Geſetze der Bewegung der Weltkörper um den gemeinſamen Centralkörper, und erfreut ſich der hehren Ordnung; die Vernunft dagegen vernimmt die Bewegungen eines Willens, deren Geſetz der Verſtand nicht ergründet, welche aber, auch wo ſie ſcheinbar widerſprechend durch die beſtehende Ordnung des Sichtbaren hindurchgehen, zu einem harmoniſchen Einklang ſich vereinen. Die Wirkungsſphäre des Verſtandes iſt hierbei das Beſtehende, das offenbar Gewordene; die Sphäre der Vernunft das Werden ſelber; die feſte Baſis, an welcher ſich das Verſtändliche abſpiegelt, iſt der gewordene Leib und ſeine offenkundige Geſchichte; die Baſis der Vernunft die innre, an ſich ſelber dunkle Welt des Wollens und Strebens.

Wir wiederholen das eben Geſagte noch einmal mit Worten und Ausdrücken, welche ſchon anderwärts zur Bezeichnung des Unterſchiedes zwiſchen Vernunft und Verſtand gebraucht worden: Mit Recht hat man die Vernunft das Vermögen der Principien genannt. Sie iſt nicht bloß ein paſſiv aufnehmender, bemerkender Sinn für jene unſichtbaren Anfänge, aus denen alles ſichtbare Seyn und Bewegen in der Natur her-

vorgeht (nach §. 4 u. a. O.), sondern eine Kraft, welche selbstständig diese Anfänge in sich trägt und bewegt. Verklärt im Menschen, durch das Walten des Geistes, erschaffet die Vernunft über und in der Welt der tausendfältig verschiedenen, erscheinenden Formen, auf dem Grunde der Seele selber, eine Welt des Idealen, und weiß diese innre Welt zur äußeren That zu machen. Wie immer das Gleiche nur vom Gleichen erkannt wird, so erkennet die Vernunft die innren, letzten Anfänge (Principien) aller sichtbaren Lebensbewegungen, weil sie selber von der Natur dieser Anfänge ist. Sie erfasset die Urbilder jener Bilder, welche die Einbildungskraft von außen empfängt, erkennet die obere Welt selber, deren umhüllende Lichtsphäre der Verstand nur siehet. Dieser erhebt sich zum Verstehen des Gesetzes, nach welchem die Sichtbarkeit gestaltet und regiert wird; die Vernunft aber zum Erkennen jener allwaltenden Kraft, welche dieses Gesetz gab und nach ihm regiert. Der Verstand betrachtet das höhere Allgemeine nur im Spiegel des Besondren; die Vernunft erfasset dieses Besondre, noch ehe es zu dem geworden was es ist, noch ehe es die sichtbare Gestalt nahm, in jenem höheren Allgemeinen, in jener mütterlichen Weisheit, aus welcher alles erscheinende Daseyn hervorgehet, selber.

Verständlich und erfaßbar ist dem Auge, wie in seinem höheren Kreise dem betrachtenden Verstand, das Abbild jenes Höheren und Allgemeinen, das sich in der vergänglichen Form spiegelt. Denn hehr und gewaltig wie auch dieses Abbild von Millionen der Lichtwelten widerstrahlt, ist es dennoch, als Eigenthum des vergänglichen Wesens, selber von vergänglicher Natur gleich dem betrachtenden Auge; es ist zu einem äußerlich Bestehenden geworden. Unermeßbar groß ist denn die Welt, welche das Auge wie der betrachtende Verstand überblicken; so groß als der Abstand der einzelnen Dinge von dem Ursprung alles Seyns, so hocherhaben als der Schöpfer über dem vergänglichen Geschöpf stehet. Wenn nun dagegen die Vernunft diese Schöpferkraft nicht nur mittelbar, im Abbilde, sondern unmittelbar, in ihrem Wesen selber erfasset, ihr Bewegen vernimmt, so gründet sie hierinnen zwar tiefer als der Verstand, stehet aber zugleich diesem an äußrem Umfang des

Erfaſſens nach. Denn dieſer Umfang iſt klein, wie die Kraft, welche im endlichen Weſen wohnet, im Verhältniß zu der unendlichen Kraft des Schöpfers ſelber.

Im höheren Thierreich wird bemerkt, daß die Vollkommenheit und Feinheit des Gehörs in gleichem Maße mit der Ausbildung der Stimmorgane zunehmen, ſo wie umgekehrt ein ſtumpfes Gehör mit übeltönender oder ſchwacher Stimme verbunden iſt. Statt der Stimme zeigt ſich, bei einigen Claſſen, bald mehr bald minder merklich, die elektriſche Natur der bewegenden Kraft (nach S. 182). So entfaltet ſich auch in der Seele die Vernunft in dem Maße, in welchem das vorhin (§. 34) erwähnte, innre Sprachorgan, und überhaupt die bewegende Kraft des Willens wächſet, und erſt wenn im Menſchen der Wille zu göttlicher Kraft und Freiheit gelanget, erkennt der denkende Geiſt den eigentlichen Anfang des Bewegens, das die Vernunft vernimmt, unmittelbar in Gott an.

Wenn aber auch Verſtand und Vernunft ihre höchſte Entfaltung erſt durch den Geiſt empfangen, der ſelber von göttlicher Natur, unmittelbarer das Göttliche erfaſſet, ſo laſſen ſich dennoch dieſe beiden Richtungen der erkennenden Seele ſchon in ihrer einſeitigeren Richtung aufs Irdiſche beim Thiere nachweiſen. Wenn der oft geſcheuchte Vogel mitten aus den beſondren, eigenthümlichen Kennzeichen der einzelnen Perſon, den allgemeinen Charakter der Menſchennatur, ja irgend eines ihm freundlichen oder feindlichen einzelnen Standes der Menſchen herausfindet und anerkennt, ſo iſt dieſes eine, wenn auch unvollkommene Aeußerung des Verſtandes. Dieſe Richtung der wirkenden Seele regt ſich ſchon, wenn auch verſenkt in ein bewußtlos leibliches Bilden, in den bauenden Termiten und in den Bienen, wenn jene die Körnlein des Sandes oder des Thones, dieſe die Scheiblein des Bienenharzes (propolis) oder des Wachſes, ſtets das Gleiche zum Gleichen, und hiermit jedes an ſeinen angemeſſenen Ort fügen. Dagegen iſt dann jenes innre Aufmerken, womit der Steinbock der Alpen die eigne Kraft zum Sprunge, gegenüber der Kluft, über welche ſein Weg ihn führte, abmiſſet; jenes Aufmerken, durch welches das gezähmte Thier, dem beherrſchenden Menſchen gegenüber, die eigne Unmacht und die Uebermacht der Menſchennatur beachtet und hiernach das eigne Handeln und

das Seelenorgan, welches der Weissagung und der Begeisterung ist, das ist zugleich auch das, wodurch das Göttliche erkannt denn die Idee des Guten kann nach Plato (Phileb. 65, e) nur Weissagung erfaßt werden; die ächte Philosophie ist ein Werk begeisterung.

in ihrem wundervollen Vermögen des Gemeingefühles erscheint erle allerdings, wie Philo (quod Deus sit immutabil. 297, ed. I, 277) sagt, als das vollkommenste musikalische Instrument. Während Sokrates die Mantik als Ergänzung für unsre Unwiss t über zukünftige und ungewisse Dinge anempfiehlt (Xen. mem. I, 3 vergl. mit Anab. III, 1), erscheint die Gabe zu weissagen schon Origenes (contr. Cels. III, 25, ed. Par. Vol. I, p. 461) bloß was in der Mitte Schwebendes (μέσον) oder Indifferentes, was so gut dem Bösen als dem Guten zukommen kann.

euer innre Richter und Rächer: das Gewissen hat eine lautere ine als die Liebe zum Leben. Das Wort des ewigen Richters : „wer Menschenblut vergeußt, deß Blut soll wieder vergossen n," ist so mächtig tief in das Herz (im Hebräischen hat das sen den Namen Herz לֵב) des Menschen eingegraben, daß Mörn denen das Herz wach und gesund geworden war, selber drinarum baten, man solle auch sie am Leben bestrafen. Denn, Plato, „bessert die Strafe, und der ist weniger elend, welcher, er Böses that, die Strafe erleidet, als jener, welcher ungestraft geht" (Plat. de republ. II, 380, a; IV, 439; Gorg. 479, e). as Gemeingefühl: ein Gefühl, das schon über den beschränkten des bloßen Wahrnehmens und Fühlens dessen, was das Einzelangeht und berührt, hinausliegt, über diesen Kreis frei erhoben . v. §. 16), gleicht einer frei ausgespannten Saite, oder vielmehr ei schwebenden, leicht beweglichen Luft, welche, sobald ein lauter rschallet, denselben nachtönt. Das eigenthümliche Verhältniß emeingefühles, zu einer höheren Welt der unsichtbaren, geistigen ge (Principien) und die Kraft der letzteren, zu gleicher Zeit und eiche Weise, ganze Zeitalter und Völker — wie zu einem gemeinn, harmonisch tönenden Liede — aufzuwecken, zeigte sich besonders hen großen Momenten der Geschichte unsres Geschlechts, wie der velcher der Ankunft und Verbreitung des Christenthums unter ölkern voranging (m. v. m. Ahnd. ein. allg. Gesch. d. Leb. 2ten s 2ten Band). Das gemeinsame, einstimmige Lautwerden des ingsvermögens, bei den verschiedensten Völkern und in den vernsten Ländern, in dem erhabensten und größten Augenblick der hengeschichte, in der Zeit der Erfüllung alles Hoffens, glich dem bstimmigen Gesange aller Vögel eines waldreichen Landes, der in allen Thälern und auf allen Hügeln umher ertönet, wenn der ngsmorgen über das Land aufgeht. Der Inhalt des damaligen Liedes der Völker erscheint überhaupt als das Hauptelement Bewegung und Aufregung des Gemeingefühles im Menschen. Er Anfang aller von oben herniederwärts, in die Sichtbarkeit ge Lebensbewegung (§. 18), und für dieses Bewegen ist das Gefühl eben so ein leitendes Medium, wie der Metalldraht für die leität, wie das Eisen für den Magnetismus. Das Eisen ist seiner Natur und Entstehung nach nicht bloß verwandt mit dem Magndern mit dem magnetischen Princip selber; es dankt sein eimliches Wesen der in ihm freier gebliebenen, im ungebundenen d wirksamen, magnetischen Kraft. Eben so ist auch das merkge Seelenorgan des Gemeingefühles seinem innren Wesen und nge nach mit dem eben erwähnten Element verwandt, für dessen

ſtandes betrachteten, beziehet ſich im Thier, eben ſo wie die von außen nach innen, von unten nach oben gekehrte, vernunftartige, bloß auf den Wechſelverkehr mit der ſichtbaren Außenwelt. Dagegen kommt in dem Doppelſtern der Menſchenſeele noch ein zweites Centrum, das wahre Selbſtbewußtſeyn; noch eine zweite höhere Potenz des Verſtandes und der Vernunft hinzu, welche für das Erkennen einer unſichtbaren Welt des Geiſtigen und Göttlichen gemacht iſt. Das Thier hat nur die eine, niedere oder irdiſche Art der Vernunft und des Verſtandes; der Menſch hat hierbei zugleich auch die andre, göttliche Art, obgleich er viel häufiger nur von der irdiſchen Art Gebrauch machet als von der höheren.

Noch erwähnen wir, daß die Vernunft in vielen ihr zukommenden Funktionen auch als Urtheilskraft, der Verſtand in verſchiednen ſeiner Aeußerungen als Scharfſinn bezeichnet wird, welche letztere Richtung in ihrer niedreren, aufs bloß ſichtbare Weſen begründeten Erſcheinungsform Witz genannt iſt. Ueberhaupt iſt auch bei allen dieſen abgeleiteten Funktionen der beiden erkennenden Grundkräfte überall eine niedrere (thieriſch-menſchliche) und eine höhere (göttlich-menſchliche) Art zu unterſcheiden. Die thieriſch-menſchliche Vernunft erſcheinet in allen ihren Geſchäften eigennützig und ſelbſtſüchtig; durch ſie beachtet die menſchliche Natur das, was das Ihre iſt, durch die höhere Art der Vernunft aber das, was Gottes iſt. Der thieriſch-menſchliche Verſtand erkennet, was die Dinge in Beziehung auf einander und auf die Geſammtheit der ſichtbaren Welt ſind; der höhere Verſtand weiß, was ſie in Beziehung auf Gott oder auf ein höheres, göttliches Geſetz ſind, welches der erleuchtete Verſtand eines Keppler und Newton inmitten der Schöpfungen Gottes anſchauten.

So iſt es dann der Geiſt, nicht die eigene Kraft der Seele, welcher zuletzt im Menſchen den meſſenden Verſtand an die Gränze eines Unermeßlichen führt, das hoch und hehr, wie der Himmel mit allen ſeinen Sternen, über dem kleinen Erdball, um und in und über der Sichtbarkeit ſtehet: ein Ewiges und Göttliches über dem Wandelbaren und leiblich Gewordenen. So iſt es auch nicht die eigne Kraft der Seele, ſondern der Geiſt, welcher die abwägende und berechnende Vernunft fähig machet, über

tung seines (übrigens ganz zwecklos erscheinenden) Ferngesichts
t; denn es kommt noch während der Anwesenheit des Herrn Tu-
ir Nachricht, daß wirklich am Abend des 11 Mai's Hr. Perceval
inem gewissen Bellingham (auch diesen hatte der Träumer ganz
beschrieben) in der Vorhalle der Gemeinen erschossen worden sey.
einiger Zeit reis't Williams in Geschäften nach London, besucht
as Haus der Gemeinen und sagt schon beim Anblick: dieser Ort
r so genau durch meinen Traum bekannt; wie irgend ein Zimmer
inem Hause, bezeichnet hierauf beim Eintreten, ganz mit dem
chen Ereigniß übereinstimmend, den Ort und jeden einzelnen be-
nden Umstand der Mordthat. — Von der ansteckenden Gewalt
isionen s. m. ein merkwürdiges Beispiel in Beckers bezauberter
, herausgegeben v. Semler III, 245, von einer Schiffsmann-
welche ihre Vision sogar durchs Fernrohr fortdauernd bemerkte.
thnlich dem oben erzählten Ferngesicht des Hrn. Williams war das
thanaus hist. Scot. L. XVIII erzählte Ferngesicht des im Ster-
egenden Jac. Lodin, welcher die Ermordung Jacobs V sah. M.
h ebendas. L. XIII. — Von der Kraft des Benennens der Ge-
nde, von der Kraft der psychischen Zueignung, welche die Seele
den Gebrauch des Wortes empfängt, wird noch später (schon im
und 36) die Rede seyn. — Auch der geistig verirrte Mensch er-
, vermittelst des Gemeingefühles, zuweilen im Auge eines
, geistig Wachen und Gesunden sein eignes Abweichen und Ver-
wie in einem Spiegel. Als Beispiel diene hier eine Geschichte,
ren Glaubwürdigkeit mehrere noch jetzt lebende, treffliche Männer
n. Zu Berg bei Stuttgart lebte ein alter ehemaliger Müller-
r: Johann Georg Boley, der vom Schlagfluß gelähmt und ganz
ßtet das Bett hüten mußte, während aus den feurigen, durch-
nden Blicken und aus seinen Worten ein kräftiger, gesunder
sprach. Eines Tages war er allein im Zimmer. Da tritt ein
es Bauernweib herein, mit einem Fäßchen, und bietet ihm Brannt-
zum Kauf an. Er bedarf keinen; er weis't das Anerbieten ver-
id von sich. Sie fragt noch einmal, er antwortet dasselbe. Die
uferin wird immer zudringlicher und unbescheidner mit ihrem
ieten, will nicht von der Stelle gehen. Boley schaut sie auf seine
durchdringende Weise an. Das Weib, nachdem es mit frechem
eine Zeit lang diesen durchdringenden Blicken entgegengeschaut,
auf einmal stumm und zugleich unruhig. Mit immer steigender
bricht sie zuletzt das Schweigen und fragt: Was sieht Er mich
so an? — Boley antwortete ihr nichts. — Sie wiederholt meh-
Male ihre Frage, Boley schweigt noch immer. — Da ruft sie,
ßer sich: „Er braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts
gethan.“ — Boley schweigt. — „Ich habe gewiß nichts Böses
! seh' Er doch einmal weg, man meint ja, Er wolle einen er-
.“ — Boley blickt sie noch immer ernst und schweigend an. —
lieber Gott, lasse Er mich doch gehen! — Was will Er denn von
Ach Gott, ich sehe schon, Er weiß es! Ich will's Ihm ja gerne
n! Eins habe ich gebabt.“ — Boley, noch immer sie ernsthaft an-
d, sagt: „So? so? Eines? ich habe Sie nicht gefragt.“ — „Ja,
eheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr.“ — Boley
mit immer ernsterem Blicke: „So? nur Eines?“ — „Woher
er denn Alles? Ja freilich hab' ich Zwei gehabt. Aber sag' Er's
ottes willen Niemand. Ich hab' ihnen gewiß nichts zu leid ge-
gewiß nichts!“ — „So,“ fragt Boley, nichts zu leid gethan?“
ich Gott im Himmel! nein, ich hab' Eins davon erstochen! was
s für ein Mann, Gott behüt' einen vor diesem Manne!“ — Mit

die Sonne nicht ſelber das Geſicht und das (irdiſch) Geſehene iſt, ſondern über dieſen ſtehet, ſo iſt auch das Gute nicht die Wiſſenſchaft und das Weſen, ſondern es iſt über beiden, und beide ſind nicht das Gute (an ſich), ſondern nur gutartig (rep. VI, 506, e).

Empfindung und Wahrnehmung iſt noch nicht Wiſſen. Denn wenn Empfindung Wiſſen wäre, ſo müßte der, welcher eine fremde, ihm noch unbekannte Sprache hört, ſie beim Hören auch verſtehen; der, welchem die Buchſtaben unbekannt ſind, würde dieſelben, ſobald er ſie ſähe, auch kennen (Theaet. 163).

Das Denken iſt ein Reden der Seele mit ſich ſelber (Theaet. 189, e; Sophist. 263, d), das Reden aber die Verknüpfung des einen Wortes mit einem andren (Soph. 259), oder vermöge der innigen Beziehung der Worte auf das Gedachte, die Verknüpfung eines in ſich ſelber feſtſtehenden Begriffes (Ib. 252, d) mit einem andren. Das Höchſte und Schönſte kann, weil es unkörperlich iſt, nur durch den Verſtand erfaßt und durch verſtändige Rede dargeſtellt werden (Politic. 285). Eben dieſes durch die Rede Darſtellbare: das Schöne und Gute und alles Das, welchem wir ein wahres Seyn beilegen, ſteht zwar in einer Beziehung zu den ſinnlichen Dingen; dieſe aber ſind weit entfernt, jenem vollkommen zu gleichen, ſondern die Empfindung jener ſinnlichen Dinge bewirkt in uns nur die Erinnerung an das wahrhaft Seyende, welches wir ſchon früher erblickt haben. Denn alle ſinnlichen Empfindungen ſind uns nur Erinnerungen an die ewigen Ideen, deren Aehnlichkeit ſie an ſich tragen und deren Nachbilder ſie ſind (Phaed. 74, 75, 76). All unſer Erforſchen und Lernen iſt nichts Anderes als Erinnerung an ein früher Gewußtes (Menon. 80, d; 82, a; Theaet. 191, c, 197; Phaed. 73, a). Dieſes angeborne Wiſſen iſt die der Seele eingepflanzte göttliche Vernunft, welche ſich uns in der Welt des Sinnlichen und Werdenden und in ihrer Verbindung mit dem Leibe als eine werdende Vernunft darſtellt (Tim. 54 u. a.)

Es wohnet mithin ſchon nach dieſer Lehre des Alterthumes ein göttlich Erkennendes im Menſchen. Aber dieſes Erkennende, aus Gott Geborene, bedarf auch zugleich in jedem Augenblick einer neu belebenden Anregung und Ernährung durch den göttlichen Lebenseinfluß, welcher als das allein Seyende ein mit uns Seyendes, ja in der Welt des Leiblichen ein mit uns Werdendes, ein Mitbewegendes wird. — Die Seele des Menſchen, ein ausgewanderter Theil des allgemeinen Feuers oder der allumfaſſenden, allwaltenden Vernunft, wird nach Heraklit auch nur durch das immer wieder herzuſtrömende Feuer erhalten (Plut. de Is. et Osir. 76; Sext. Emp. contrad. VII, 129). Ueberhaupt ſcheint die er ernſte Denker ſehr gründlich erkannt zu haben, was „unſer Wiſſen und Verſtand" mit Finſterniß umhüllet, in dem jetzigen Zuſtand unſrer Natur ſey. Nach ſeiner Lehre hat die „menſchliche Art" keine Erkenntniſſe das Göttliche aber hat dieſe. — Der unmündige Menſch empfängt durch die Stimme des Dämons, was das Kind vom Manne. Orig. contr. Cels. VI, 698: ἦθος γὰρ ἀνθρώπειον μὲν οὐκ ἔχει γνώμας, θεῖον δὲ ἔχει — ἀνὴρ νήπιος ἤκουσε πρὸς δαίμονος, ὅκωσπερ παὶς πρὸς ἀνδρός. — Die oben, S. 514 angeführte Aeußerung des Heraklit, deren Anfang wir ſchon beim §. 29 gegeben haben, ſ. m. bei Sext. Emp. contrad. L. VII, 132, 133, ed. Fabric. p. 398 u. 399: „λόγου τοῦδε (scil. τοῦ περιέχοντος) ἐόντος, ἀξύνετοι γίνονται ἄνθρωποι, καὶ πρόσθεν ἢ ἀκοῦσαι, καὶ ἀκούσαντες τὸ πρῶτον. γινομένων γὰρ κατὰ τὸν λόγον τόνδε, ἀπείροι ἔοικασι πειρώμενοι ἐπέων καὶ ἔργων τοιούτων, ὁκοίων ἐγὼ διηγεύμαι, κατὰ φύσιν διαιρέων ἕκαστον, καὶ φράζων ὁκως ἔχει. τοὺς δὲ ἄλλους ἀνθρώπους λανθάνει ὁκόσα ἐγρηγορότες ποιοῦσιν, ὁκωσπερ ὁκόσα εὕδοντες ἐπιλανθά-

Selbstbewußtseyn, Vernunft und Verstand.

§. 35. Jene Kräfte und Wirksamkeiten der Seele, zu
n Betrachtung der Inhalt des hier beginnenden so wie eini-
er nachfolgenden §§. bestimmt ist, werden unter dem allge-
en Namen des Erkenntnißvermögens und des Erkennens be-
en. Wie wir oben, im somatischen Theil dieser Untersuchun-
(§. 17) das Gehirn vor den Sinnorganen beschrieben; so
en wir auch hier zuerst den innersten Grund und Anfang des
nnens betrachten, ehe wir die Geschäfte desselben mit der
enwelt erläutern.

Wie die Empfindung und das Gefühl auf ein Geworden-
und Werden, das Begehren auf ein Bewegen gegründet
so beruhet das Erkennen auf einem lauteren Seyn. In ihm
der ruhende Mittelpunkt des Lebens der Seele gefunden,
er selber unbewegt, dennoch der anregende Grund und Len-
ller Bewegungen; das Bildungsgesetz und die feststehende
n alles Werdens ist.

Wir erkannten vorhin (§. 18) in dem Licht den in aller Sicht-
it liegenden Zug nach der Sichtbarkeit Quell und Ausgang
„Wie der Gedanke, welcher des Geliebten gedenkt, das
dieses Geliebten in sich trägt, so trägt auch das Sehnen
sichtbaren Creatur, wenn es ausgehet nach der Sichtbarkeit
ung, ein Bild dieses Ursprunges in sich, und dieses Bild
ut uns als Licht.“ Noch vielmehr, inniger, tiefer, mäch-
als in der sichtbargewordnen Leiblichkeit wohnet in der
des Menschen ein Mitgenosse und Abglanz des ewigen,
n, vollkommenen Seyns, und dieser Abglanz ist der erken-
Geist in uns.

Die Kraft der innren Sinne: Einbildung und Erinnrung,
art auch das Thier. Dieses kennt die Bilder und die Rüh-
des Traumes eben so wie der Mensch, nur fehlt jenen
die Sprache des Geistes, welche sie im Menschen em-
Auch der Zauber der Verwandlungen, durch welche
ntasie einen äußern Gegenstand innerlich in einen andren,
begehrten sich umschaffet, ist dem einsam lebenden
nd, wie dieß Bechstein vornehmlich an männ-
vögeln beobachtete. Nicht abzusprechen ist dem

Denken (Urtheilen) nur wenigen Lebendigen eigen. Aber auch das Erkennen deſſen, was recht (ὀρθῶς) und nicht recht iſt: die Beurtheilung, das Verſtändniß und die Meinung von dem, was richtig iſt, ſind verſchieden vom Empfinden. Denn die Empfindung des Beſondern iſt immer wahr, das Urtheilen (διανοεῖσθαι) kann auch ein falſches ſeyn. — — Auch Einbildungskraft und Wahrnehmung (φαντασία καὶ ὑπόληψις) ſind verſchieden. Denn die Wahrnehmung hängt nicht von unſrer Willkür ab, wohl aber das Geſchäft der Einbildungskraft. Das Denken, als das Höhere Umfaſſende, ſtehet über der Einbildungskraft und der Wahrnehmung (Aristot. de anim. III, c. 3).

Die Vernunft und der Verſtand (hier λόγος und νοῦς) ſind der Endzweck; die Vollendung unſrer Natur (Ar. Politic. VII, c. 15). — Der Verſtand (νοῦς) wird mit dem Auge verglichen, welcher die Proportionen der Dinge unterſcheidet (Arist. Ethic. Nic. I, 4). — Das Organon des νοῦς iſt die Wiſſenſchaft (Probl. XXX, 5). — Ariſtoteles erwähnt auch einer ſinnlichen Wiſſenſchaft (Ethic. Nic. VII, 5; Ethic. Eud. VI, 3) und nennt anderwärts die Unterſcheidung ein Werk der Empfindung oder vielmehr des Gefühls (Met. I, 1; de anim. III, 2). Denn was er αἰσθησις des Guten und Böſen, des Gerechten und Ungerechten nennt (Pol. I, 2; Eth. Nic. IV, 11), haben wir oben (§. 31) als Gefühl bezeichnet, während anderwärts unter jenem gemeinſamen Namen des Gefühls und der Empfindung auch jenes Seelenvermögen begriffen ſcheint, das wir im nächſten §. als den „Geſchmack" der Seele werden kennen lernen (ſo vielleicht ſelbſt Ethic. Eud. V, 11; Eth. Nic. VI, 12).

Die größere Sicherheit der Geſchäfte des Verſtandes iſt nachgewieſen und das Geſchäft des Verſtandes ſelber beſchrieben: Met. IX, 10, de anim. III, 6; m. v. Anal. post. II, 7, 10, 14; Met. VI, 1; IX, 10; XI, 7. Das ſelbſtthätig bewegende Erkennen oder die Vernunft in uns iſt von der Art des ſelbſtthätig bewegten Göttlichen, des unbewegten Bewegers (Phys. VII, 2; VIII, 5). Die Vernunft (übrigens hier auch νοῦς genannt) verhält ſich auf ähnliche Weiſe zum ſinnlichen Begehren als die Vorſtellung zur Empfindung. Ihr Geſchäft iſt es, uns das Gute darzuſtellen und daſſelbe auf die beſondern Verhältniſſe des Handelnden zu beziehen, ſo daß daraus der Schluß hervorgeht, dieſes oder jenes ſey zu thun oder ſey nicht zu thun (de anim. III, 10).

Ariſtoteles, hierin übereinſtimmend mit der Lehre der Pythagoräer (m. v. Plut. d. plac. philos. V, 20) mit Archelaos (Diog. Laërt. II, 17), Anaxagoras u. A. behauptet, daß auch in den Thieren eine Art oder Analogon von Vernunft ſey (m. v. Origenes Philosophumena c. 9, Opp. I, p. 890, und die übereinſtimmenden Behauptungen mehrerer Weiſen des Alterthums hierüber geſammelt in Bayle's diction. III, 2350 und 2601, ſo wie in Joh. Schmids dissert. de brutis, hominum doctoribus etc. Vitemb. 1688).

Das Selbſtbewußtſeyn oder das Ich wird von Chryſippos als die allbeherrſchende Kraft in der Seele, als das ἡγεμονικὸν bezeichnet (Galen de Hippocr. et Plat. plac. L. II, c. 2, ed. Kühn. Vol. V, p. 213).

Nach Philo ragt der Verſtand oder ſelbſtbewußte Geiſt (νοῦς) in 3 Zeiten hinüber; er denkt über das Gegenwärtige, erinnert ſich des Vergangenen, erwartet und hofft das Künftige, während der wahrnehmende Sinn nur vom Gegenwärtigen gerührt und bewegt wird. — Das Gefühl oder Empfindungsvermögen iſt von zweifacher Art: ein paſſives, welches nur der Fähigkeit nach, und ein ſelbſtthätiges, welches der Wirkſamkeit nach iſt. Das erſtere iſt dem νοῦς anerſchaffen, das andere wird erſt aus ihm, wie Eva aus Adam (Phil. Jud. SS. Leg. Alleg.

Alleg. L. II, 1095, ed. Mang I, 74). — In unsrem Wesen wohnen nicht bloß die Grundkräfte der drei Naturreiche, nämlich die der Haltung, des Mitwerbens und der thierisch bewegenden Seele, sondern überdieß der verständige Geist (νοῦς). — — Ein Eigenthum dieses verständigen Geistes, welches er mit den göttlichen Naturen gemeinsam besitzet, ist die Urtheilskraft (δύναμις διανοητική) und die Kraft des Schließens (δ. λογική). In der letztern wird eine doppelte Richtung der Wirksamkeit unterschieden: eine innerliche, des Denkens und die äußerliche des Sprechens. Es findet sich aber, als Schwester von jenen, noch eine andre Kraft in der Seele: das Gefühl, mit welcher die Sprache in unmittelbarer Beziehung steht. Denn diese beschreibt nichts Anderes als die Erzeugungen des selbstthätigen Gefühles. — Wie eine Gehülfin und Gefährtin wurde die Kraft des selbstthätigen Gefühles nach dem νοῦς und zu demselben erschaffen, damit sie die Objecte aufnehme, und damit so die Seele zu einem Ganzen sich vollende (Phil. Jud. SS. Leg. Alleg. 1091, ed. Mang. I, 71).

Der Sinn (αἴσθησις und εἰσθέσις) führt die Erscheinungen hinein in den νοῦς. In diesen, gleichwie in eine mächtige Schatzkammer, legen die Sinnen (Augen, Ohren) alle ihre Wahrnehmungen nieder. Die Einbildungskraft übt dann in Beziehung auf diese gesammelten Schätze das Amt eines Münzmeisters aus. Denn alle dem, was die Sinne überbringen, dem drückt dieselbe ihr Gepräge auf. Der νοῦς aber gleichet dem Wachse, welches die Eindrücke behält, bis die Vergessenheit dieselben verwischt. — Die empfangenen Eindrücke afficiren die Seele; hieraus wird das Begehren. — So viel die Thiere höher stehen als die Pflanzen, eben so viel steht auch der Mensch über das Thier erhaben. Er ist im Besitz des höchsten Gutes: der Vernunft (διάνοια), wodurch er alle Naturen der Körper und Wesen umfasset. Wie denn an unsrem Leibe das Auge der Herrscher ist, in der Außenwelt aber das Licht, so ist in unsrem Innern das Höchste der selbsterkennende Geist (νοῦς). Dieser ist das Auge der Seele, erhellt durch eignen Glanz. Er ist von derselben Wesenheit, aus welcher die göttlichen Naturen sind. Daher ist auch nur die erkennende und unterscheidende Kraft in uns unsterblich zu achten. Sie allein ward nach dem Gebot des Vaters frei, entnommen den Banden der Nothwendigkeit, begabt mit dem Geschenk des eignen, selbstständigen Wählens. — — Darum unterliegt auch nur der Mensch bei seinem freien Handeln dem Tadel, oder verdient Lob. — — Die selbstbewußte Seele des Menschen allein, aus den Banden der Nothwendigkeit befreit, verdient angeklagt zu werden, wenn sie ihren Befreier nicht ehrt (Phil. Jud. quod Deus sit immutabil. 299, 300; ed. Mang. 278, 280).

An der Wirksamkeit der Seele unterscheiden wir das Bemerken (νόησις), Begreifen oder Erfassen (κατάληψις), das sichre Erkennen oder Treffen (εὐστοχία), das in sich Hegen und Pflegen (μελέτη), nebst den Erinnerungen (μνῆμαι), daraus Charakter (ἕξις) und Disposition (διάθεσις) — — die mannichfachen Künste, die sichern Wissenschaften, der Inbegriff aller Tugenden (id. de plant. Noä 218, ed. Mang. I, 334). — Gott schuf den Menschen nicht als sein Bildniß, sondern nach seinem Bildniß schuf er ihn (οὐκ εἰκόνα κἀκὰ κατ' εἰκόνα). Unser νοῦς ist mithin das dritte Gleichniß Gottes (Phil. Jud. quis rer. div. haeres. 513, ed. M. 505).

Maximus Tyrius (diss. XL, p. 418, ed. Davis.) nennt das Göttliche und Unsterbliche in der Menschenseele den Verstand (φρόνησις) oder den selbstherrschenden Geist (νοῦς). — Nur dieser gibt Gewißheit.

Der νοῦς, nach dem Ebenbild Gottes geschaffen, vermag Gott zu erkennen (Orig. contr. Cels. L. VII, 33, ed. Paris. Vol. I, p. 717;

ib. 37, p. 720). Derſelbe (der νοῦς) muß unkörperlich ſeyn, weil er Geiſtiges zu erfaſſen und zu erkennen vermag (de princip. L. I, 7, ed. Par. I, 52).

Ein natürliches Kriterion (κριτήριον φυσικόν) wohnt in dem Menſchen, zur Unterſcheidung des Guten und Böſen: eine natürliche Urtheilskraft (S. Basil. Caesar. Homil. in princ. proverb. ed. Paris. II, 106). Die Vernunft (hier λόγος) nimmt als Richter in uns den höchſten Rang ein, um über Alles zu entſcheiden und zu prüfen, ob es zu wählen ſey oder nicht? und ob den Entwürfen und Begierden der Seele Raum zu geſtatten ſey oder nicht? (St. Basil. Caes. Serm. XXI de prospera et advers. fortun. ed. Par. T. III, p. 579).

Der ſelbſterkennende Geiſt (νοῦς) hat Gemeinſchaft mit der denkenden Seele durch den Verſtand (λόγος), die denkende Seele mit der fühlenden durch den phantaſtiſchen Geiſt, die Seele ſelber iſt ein Bild des νοῦς, nach Nicephorus Schol. in Synes. de insomn. ed. Par. cm. not. Dion. Petav. p. 372. — Der Ausgang des νοῦς, da derſelbe von Gedanken zu Gedanken ſich ergeht, iſt die Wiſſenſchaft — νοῦς und λόγος innig nahe verwandt, Synes. de Dion. ex Phil. ed. Petav. p. 47. — Zwiſchen dem νοῦς und der ψυχή ſteht die Vernunft (διάνοια), zwiſchen der Seele und der Phantaſie ſteht die Meinung, zwiſchen der Phantaſie und dem Leibe die Empfindung (Nicephor. l. c. p. 394).

Der νοῦς enthält die Formen deſſen in ſich, was iſt (τῶν ὄντων), die Seele die Formen deſſen, was wird (τῶν γινομένων) Synes. de insomn. p. 134.

In der heiligen Schrift u. A. iſt z. B. 2. Cor. 10 V. 5 νόημα für Vernunft gebraucht, und dieſelbe Kraft der Seele ſcheint Eph. 4 V. 18 durch διάνοια angedeutet. Verſtand im Allgemeinen iſt (z. B. Luc. 2 V. 47; 1 Cor. 1 V. 16; 2 Tim. 2 V. 7) durch das Wort σύνεσις bezeichnet, in einem beſondern Sinne, in welchem dieſe Kraft ſelbſt Gott und ſeinem Geſalbten zugeſchrieben wird (Röm. 11 v. 34; 1 Cor. 2 V. 16) wird derſelbe νοῦς genannt (Luc. 24 V. 45; Apok. 13 V. 18). Auch Oetinger in ſ. bibliſchen und emblematiſchen Wörterbuch S. v. Vernunft nimmt an, daß Vernunft im Griechiſchen διάνοια, dagegen Verſtand νοῦς und λόγος genannt ſey. Uebrigens ſind beide Kräfte der Seele, wenn ſie vom Sinnlichen, in welchem ſie von Natur befangen waren, hinweg, auf's Göttliche ſich gerichtet haben, unter νοῦς zu verſtehen; es könnte aber die durch den Geiſt von oben bewegte, ſelbſtthätige Kraft des Erkennens, welche auf einer niedrigern Stufe διάνοια war, dann als λόγος; die andere, welche in ihrer menſchlichen Gränze σύνεσις war, als νοῦς unterſchieden werden. — Schon bei Nemeſios (de natur. homin. c. 14, ed. Matth. 208) iſt das innre Sprechen des Geiſtes, oder das Denken in Worten, zu welchen der Verſtand zwar gegen die Vorſtellung, die ſelbſtthätige Vernunft aber das bezeichnende Wort erzeuget, als der λόγος im Menſchen beſchrieben.

Bei den lateiniſchen Kirchenvätern ſcheint insgemein Vernunft durch ratio, Verſtand durch intellectus, der ſich ſelber erkennende Geiſt durch mens bezeichnet, welches Wort indeß eben ſo wie νοῦς zuweilen noch den Verſtand in höherem Sinne andeutet. — Mens wird als Selbſtbewußtſeyn, von welchem als einem höheren umfaſſenden Mittelpunkte, alle Kräfte der erkennenden Seele ausgehen (Erinnerung, Einſicht, Wollen, Denken, Urtheilen) als ein Spiegel, worin der Menſch ſein eignes Selbſt erkennt, beſchrieben von Auguſtinus de Trinitat. L. X, c. 12 u. c. 14, ed. Par. T. VIII, p. 896 seqq. — Es iſt dieſer ſelbſtbewußte Geiſt in ſeinen drei Hauptkräften: des Erinnerns, Erkennens, Wollens, ein Bild der Dreieinigkeit ib. L. X, c. 19, ed. Par. VIII, 899 — 900. — Nur durch ſich ſelber kann der verſtändige Geiſt

e ein Jedes der Natur gemäß auseinanderſetzt und aus-
was ſich ſo verhält. Andern Menſchen aber iſt unbe-
was ſie wachend gethan; wie dieſelben das vergeſſen,
im Schlafe geſchehen. Deßhalb (weil wir nur durch das
haben an dem gemeinſamen, göttlichen Verſtand handeln
rkennen) müſſen wir dem Gemeinſamen folgen. — Ob-
nun ein gemeinſamer Verſtand iſt, leben dennoch Viele,
b ſie eine eigne Einſicht hätten. Dieſe jedoch iſt nichts
s, denn eine Auslegung (Exegeſe) der (Offenbarungs-)
einer allwaltenden Einſicht. Deßhalb, ſo weit wir des
neinen Verſtandes eingedenk, an ihm Theil haben, ſind
ahrhaftig, was wir aber Eigenthümliches für uns haben,
ſt Lüge."

Dieſer Ausſpruch, ſo hart er zu lauten ſcheinet, gibt der
hlichen Natur eben ſo viel als er derſelben nimmt. Er
hr ein Theilhaben an dem göttlichen Logos ſelber, er
ſie zu einem Ausleger der verborgenen Wege einer all-
nden Weisheit in der Welt des Sichtbaren; zu einem
nz der ewigen Wahrheit.

Nicht wie vorhin, obwohl nur fragweiſe der Vergleich
n worden, gleichet die Kraft des in uns wohnenden
s der Sonne, welche die Samen der Erkenntniſſe im
der Seele belebt und aufkeimen machet, dieſe Samen
aber kommen von außen her; ſondern die zur Belebung,
rhaltung, zum Gedeihen der mütterlichen Keime nöthige
t iſt eine allwaltendes, göttliches Erkennen, die Keime
unſrer Erkenntniſſe ſind dem Grund der Seele eingeboren.
, wäre der Seele des Menſchen die Harmonie nicht ein-
n, läge nicht im Menſchen ſelber das Gewebe, wel-
kunſtreich einen Ton an den harmoniſch zuſtimmenden
knüpft; wie hätte derſelbe von den Küſten des Nord-
bis zu den Inſeln der Südſee, auch in ſolchen Ge-
, wo kein ſingender Vogel wohnt, dieſe Volksgeſänge
ſchaffen können, und dieſe Töne der Saiten, in denen
der Nachklang eines ewigen Wohllautes vernommen wird.
— würde der Geiſt des Menſchen, wäre ihm nicht der
riß der ganzen Welt des Gedenkbaren eingeboren, nie-
nach dem allgemein anerkannten Geſetz des richtigen

Denkens, das augenfällig ſchöne Gebäu der Gedanken, au
nur über das Sichtbare und Menſchliche ſich haben erbau
können, welches ein eben ſo nothwendiges Werk ſeiner Se
ſcheint, als das Häuerbauen ein Werk des Leibes. Wie n
einem allgemeinen Vorbild, das ihm auf dem Berge geze
worden (Exod. 25 V. 40) errichtet der Geiſt des Menſchen jen
hehre Gebäu (m. v. d. §. 37).

Der Vogel, den eine fremde Mutter ausgebrütet, u
welcher hernach, in der Gefangenſchaft des Käfigs erzoge
noch niemals ſein eignes Bild noch ſeines Gleichen geſeh
geſellt ſich, von unwiderſtehlichem Trieb bewogen, ſobald
dem Käfig entkommen, zu ſeines Gleichen. Er wird zu d
Lebendigen ſeiner Art gezogen, weil er ſelber in ſeinem Aeuß
und Innren die Geſtalt dieſer Art an ſich trägt. So w
auch durch einen ihr tief eingepflanzten Trieb, die Seele d
Menſchen, ſobald ſie dem Käfig entkommen iſt, in welch
ſie gerathen, zu der Gemeinſchaft des ewig Schönen, des Wa
ren, des Guten hingezogen, weil ſie ſelber die Form die
hehren Gewalten in und an ſich trägt. Das unvollkommne
Abbild erkennet ſich ſelber in dem vollkommneren Urbild, u
hierinnen iſt der Zug der Liebe und des gegenſeitigen Sehne
gegründet (nach §. 21).

Aber das Bewegen des Sehnens, des Suchens wie d
Fliehens, kommt der geſchaffnen Seele zunächſt nur in Be
hung auf das Geſchöpf zu; im Erkennen iſt, wie wir ſch
oben geſehen, kein Bewegen noch Suchen, ſondern ein Ruh
und Befriedigtſeyn. Das Erkennen iſt ein Theilhaben an ein
ewigen Seyn; ein Mitſeyn des menſchlichen Weſens mit Go
Wie demnach Heraklit nur mit andren Worten es geſagt: d
Erkennen des Menſchengeiſtes iſt nicht ein Seyn deſſelben f
ſich, ſondern ein Mitſeyn deſſelben mit einem Allumfaſſend
allerkennenden Göttlichen.

Es iſt der Mittelpunkt nur ein unbewegbar Ruhend
weil er ſelber Alles trägt, nicht von einem Andren getra
wird; weil nach ihm alles Einzelne, er ſelber aber nicht n
dem Einzelnen gezogen wird. Gott iſt die ruhende Mitte
Weſens der ſichtbaren und unſichtbaren Welt. In Ihm

Ihm iſt Alles, was gemacht iſt: die ganze Fülle des Erſchaffenbaren.

Auch das Feſtſtehende im Geiſt des Menſchen: Selbſtbewußtſeyn und Selbſterkennen genannt, empfängt ſein Ruhen und Stillſtehen nur dadurch, daß es der tragende, über alle Bewegende Mittelpunkt iſt, jener ganzen Welt des Begehrens, Erkennen, des Empfind- und Erkennbaren, welche ſich im ganzen Verlauf des Lebens um dieſen Mittelpunkt her offenbaren und darſtellen ſoll. Wie ſchon an dem organiſchen Leibe die geſonderten Glieder und Theile in unmittelbarer Beziehung ſtehen auf alle einzelnen Regionen und Elemente der umgebenden Außenwelt, und mit dieſen von gleichartiger innrer Stimmung ſind; ſo ruhen noch vielmehr in der Seele die Beziehungen und Uebereinſtimmungen mit der ganzen Welt der unerſchaffenbaren Anfänge (nach §. 4). Sie könnte nicht Theil haben an dem allumfaſſenden, göttlichen Seyn, wenn ihr nicht ſelber, der Möglichkeit nach, ein ſolches allbegreifendes Seyn, eine Idee das Viele umfaſſende Einſicht innenwohnte, welche freilich nur durch das Mitwirken des göttlichen, allgemeinen Erkennens zu einer Wirklichkeit wird.

So iſt denn in dem Innern der Seele, der Möglichkeit nach dem männlichen Keime nach, eine ganze Welt des Erſchaffenbaren; aber ſie bedarf einer Sonne von oben, damit ſie erſchaffbar werde. Es walten auch in dieſer innren Welt, wie in der großen Welt Gottes, jene beiden Bewegungen, welche das Leben des Einzelnen ſchaffen und erhalten: die von oben nach unten, von innen nach außen wirkende, ſelbſtthätig anfangende, und die von unten nach oben, von außen nach innen kehrende, paſſiv aufnehmende und empfangende. Dieſe beiden Richtungen der Seele, welche zunächſt von dem feſtſtehenden Mittelpunkt des Selbſtbewußtſeyns aus und nach ihm hingehen, nennen Verſtand und Vernunft.

Selbſt der Seele des Thieres kommt in ihrem Kreiſe ein Analogon von dem zu, was wir Verſtand und Vernunft nennen. Hierbei aber ſcheiden zu können, was ſchon im Thier vorhanden und was eigenthümliche Gabe des nur im Menſchen inwohnenden Geiſtes ſey, bedarf es einer näheren Betrachtung der Seelenkräfte.

menden Töne, für das Auge und Ohr eines in schnellem Schiffe dahin Fahrenden. Denn in den Zuständen des gewöhnlichen Wachens, wenn die Seele in der eignen Kraft des Selbstbewußtseyns — gleichsam in der Kraft der eignen, innren Glieder — durch jene Welt der selbstgeschaffenen Gestalten und Töne wandelt, steht es in ihrer Macht, jetzt diese, dann eine andre Region der Gebilde zu besuchen und dieselbe nach Gefallen, jetzt kürzer, dann länger zu betrachten.

Die innerlich bildende Kraft erscheint, nicht beim Menschen allein, sondern bei allen vollkommneren Thieren, als eine den äußeren Mangel erfüllende und ergänzende. Es bildet in den sandigen Ebenen der heißen Länder, auf den zusammengerollten Kiesen des Crawfeldes an der Mündung der Rhone, der in den Morgenstunden aufsteigende Nebel so täuschend die Gestalt der Teiche oder andrer stehenden Gewässer nach, daß nicht der Mensch allein, sondern selbst das schärfer bemerkende Thier, durch den Schein getäuscht, der abbildlichen Welle sich nahet, bis die höher steigende Sonne, oder der Anblick aus unmittelbarer Nähe den Trug zerstört, und die wasserleeren, dürren Gruben und Schlachten, in ihrer armen Nacktheit wiedererkennen läßet. So füllt auch die innerlich bildende Kraft der Seele die Lücken und Blößen der äußren Umgebung täuschend aus, und der in Durst und Hunger schmachtende Mensch träumet, im Schlafe wie im Wachen, beständig nur von den wasserreichen Bächen der fernen Heimath oder von den sonst genossenen Speisen, wie denn eine solche, den äußeren Mangel ersetzende, bildende Kraft der Seele, auch am Thier bemerkt wird.

Die innre, selbstgeschaffene Welt der Seele erscheint uns hierbei in einem merkwürdigen, stellvertretenden Verhältniß mit der äußeren Sinnenwelt. Wie die leichtere Luft in ein Gefäß dringt, das vom Wasser entleert worden, so drängt sich sogleich die innre Sinnenwelt der betrachtenden und begehrenden Seele auf, wenn die äußere hinweggenommen worden. Die Luft würde sich in dem entleerten Gefäße nicht an die Stelle des Wassers setzen, das Wasser nicht an die Stelle der Luft in dem

[1] Raum emporsteigen können, wenn nicht beide, Wasser von der gemeinsamen Natur der wägbaren Körper, der gemeinsamen, hinabwärtsgehenden Richtung der

[illegible] zum Allgemeinsten, ja zum allgültigen Gesetz alles [illegible]

Auf den ersten Blick scheint es, die Kraft des Hörens, [illegible]sprechend als leibliches Abbild der Vernunft, stehe weit je[illegible] des Sehens nach; die Bedeutung des kleinen Gehirns sey [illegible] minder hohe, als die des großen. Das Ohr vernimmt [illegible] Bewegungen, welche in die Gränzen der gröber kör[illegible]lichen, planetarischen Welt hereindringen und dieser ange[illegible]. Durch das Ohr würden wir nichts erfahren von dem [illegible] der allerleuchtenden Sonne, welche das Gefühl erräth, [illegible] Auge erkennt; jene Millionen der Lichtwelten, höher und [illegible] als Sonne und als der sie begleitende Planet, blieben [illegible]merkt. Der lauteste Schall, welcher in den jetzigen Kreis [illegible] menschlichen Hörens fällt, der Donner der ostindischen [illegible]lcane, wird nicht mehr jenseits der Weite von einigen hun[illegible] Meilen vernommen, und was nicht die feste Planeten[illegible] oder ihre Atmosphäre zusammt uns träget und umfasset, [illegible] vermag auf keine Weise dem Ohr sich hörbar zu machen.

Dennoch, so sahen wir oben, ist der vernehmbare Ton [illegible] Offenbarwerden jener höheren, allbelebenden und bewegen[illegible] Kraft, welche von oben nach unten, von innen nach an[illegible] gehend, der Anfang alles Wesens und Lebens ist. Es [illegible]mmt diese von oben kommende Kraft, wenn sie der unteren, [illegible]lichen Region sich nahet, die Natur dieser Region an sich: [illegible] verleiblicht sich selber, und das Unvergängliche und Unbe[illegible]nzte erscheinet in der Art des vergänglichen, engbegränzten [illegible]sens. Während dagegen das sichtbare Licht: ein Zug, der [illegible] Creaturen zum Quell alles Seyns führt, eine Verklärung [illegible] Leiblichkeit in die Form des höheren, geistigeren Wesens (nach §. 18).

Eng und beschränkt; wie die Welt der hörbaren Töne [illegible] der Stimme, der Form ihres Erscheinens nach es ist, [illegible] sie deßhalb dennoch erst dem Sehnen, das nach oben [illegible], seine Erfüllung, wie die männlich weckende Kraft dem [illegible] der Frucht sein Leben gibt. Alles Verlangen der Seele [illegible] dem Oberen, was wäre es ohne das belebende, sich mit[illegible] Wort, das von oben kommt. Das schärfste Auge [illegible] und hiermit stumm Gebornen ersetzt nimmermehr

menden Töne, für das Auge und Ohr eines in ſchnellem Schiffe dahin Fahrenden. Denn in den Zuſtänden des gewöhnlichen Wachens, wenn die Seele in der eignen Kraft des Selbſtbewußtſeyns — gleichſam in der Kraft der eignen, innren Glieder — durch jene Welt der ſelbſtgeſchaffenen Geſtalten und Töne wandelt, ſteht es in ihrer Macht, jetzt dieſe, dann eine andre Region der Gebilde zu beſuchen und dieſelbe nach Gefallen, jetzt kürzer, dann länger zu betrachten.

Die innerlich bildende Kraft erſcheint, nicht beim Menſchen allein, ſondern bei allen vollkommneren Thieren, als eine den äußeren Mangel erfüllende und ergänzende. Es bildet in den ſandigen Ebenen der heißen Länder, auf den zuſammengerollten Kieſen des Crauſeldes an der Mündung der Rhone, der in den Morgenſtunden aufſteigende Nebel ſo täuſchend die Geſtalt der Teiche oder andrer ſtehenden Gewäſſer nach, daß nicht der Menſch allein, ſondern ſelbſt das ſchärfer bemerkende Thier, durch den Schein getäuſcht, der abbildlichen Welle ſich nahet, bis die höher ſteigende Sonne, oder der Anblick aus unmittelbarer Nähe den Trug zerſtört, und die waſſerleeren, dürren Gruben und Schluchten, in ihrer armen Nacktheit wiedererkennen läſſet. So füllt auch die innerlich bildende Kraft der Seele die Lücken und Blößen der äußren Umgebung täuſchend aus, und der in Durſt und Hunger ſchmachtende Menſch träumet, im Schlafe wie im Wachen, beſtändig nur von den waſſerreichen Bächen der fernen Heimath oder von den ſonſt genoſſenen Speiſen, wie denn eine ſolche, den äußeren Mangel erſetzende, bildende Kraft der Seele, auch am Thier bemerkt wird.

Die innre, ſelbſtgeſchaffene Welt der Seele erſcheint uns hierbei in einem merkwürdigen, ſtellvertretenden Verhältniß mit der äußeren Sinnenwelt. Wie die leichtere Luft in ein Gefäß dringt, das vom Waſſer entleert worden, ſo drängt ſich ſogleich die innre Sinnenwelt der betrachtenden und begehrenden Seele auf, wenn die äußere hinweggenommen worden. Die Luft würde ſich in dem entleerten Gefäße nicht an die Stelle des Waſſers ſetzen, das Waſſer nicht an die Stelle der Luft in dem luftleeren Raum emporſteigen können, wenn nicht beide, Waſſer und Luft, von der gemeinſamen Natur der wägbaren Körper, beide von der gemeinſamen, hinabwärtsgehenden Richtung der

Sichtbaren wären. Es könnte auch die innre Sinnenwelt sich nicht in die Stelle der äußeren setzen, wären nicht beide von einerlei Ursprung und Richtung. Denn es ist dieselbe Schöpferkraft, welche in ihrem Kreise die innren Bilder und Vorstellungen der Seele erzeugt, und welche die sichtbaren Gebilde der äußeren Sinnenwelt hervorgerufen hat. Jener Act der Musterständigkeit auf eine äußerliche Erscheinung, welcher der Seele die Kraft gibt, diese Erscheinung unter die Wesen ihrer innren Welt aufzunehmen und ihr hier ein fortwährendes Leben zu verleihen, ist schon ein Act der Verleiblichung, gleich jenem, durch welchen die allgemeine, bildende Seele der Natur in den Dingen der Sichtbarkeit sich verleiblichet, und es liegt in jenem innren, bildenden Vermögen unsres geistigen Wesens ein stärkrer Beweis für die eigne Unsterblichkeit und ewige Fortdauer dieses Wesens, als gewöhnlich erkannt worden. Doch diesen Gegenstand wird uns noch an einem andren Ort beschäftigen.

Wir unterscheiden an der Thätigkeit des innren Sinnes, eben so wie im äußeren Geschäft der Sinne, eine zweifältige Richtung, welche gewöhnlich als Einbildungskraft und Gedächtniß beschrieben und benannt wird. Jene, in einer an ihr bemerkbaren Doppelform, entspricht den äußeren Sinnen des Gesichts und Geschmackes, das Gedächtniß aber dem Geruch und Gehör.

Das nächste und erste Geschäft der Einbildungskraft ist von palingenetischer Natur. Jenen Gestalten und Bildern, welche vermöge eines Vorganges, ähnlich dem der Zeugung, durch den Eindruck von außen und durch das Aufmerken der Seele auf diesen Eindruck innerlich entstanden sind, theilet die Einbildungskraft die beständige, bleibende Natur der Seele mit; während eine andre Kraft, welche nur in einer ihrer Aeußerungen Gedächtniß im engeren Sinn des Wortes ist, den innren Gestalten den lebendigen Odem und die selbstständige Bewegung gibt. Die bloß reproducirende Einbildungskraft stellet unverändert alle treu die vom äußeren Auge erfaßten Bilder innerlich dar, so oft auf diese Region der innren Welt die beleuchtende Sonne des Willens oder Begehrens strahlet, oder (wie im Traume) ein nach andrem Gesetz vorübergehendes, gleichsam mondscheinartiges Licht sie erhellet. Die Einbildungskraft des Thieres

ſcheint bloß von wiederholender, reproducirender, nicht von ſelber erfindender Art. Dagegen empfängt im Menſchen, durch das Geſchäft des Geiſtes, die Einbildungskraft nicht bloß das Vermögen, innerhalb der Gränzen der von außen offenbarten und gegebenen Geſchlechter (genera) der Geſtalten, neue Arten (species) zu erſchaffen, ſondern auch durch einen Weg der Metempſychoſe, welcher an die Lehre des Alterthums von der Wanderung der Seelen erinnert, den in die innre Welt der Vorſtellungen aufgenommenen Eindruck in eine höhere oder niedrere Form einzukleiden.

Wenn die geiſtig hohe, erfindende Kraft, welche in der bildenden Kunſt des Menſchen waltet, aus den Formen der in der Außenwelt geſehenen Berge und Ströme und Waldungen eine neue Gegend ſchaffet, welche in dieſer Art der Zuſammenfügung nirgends vielleicht auf der Erde vorhanden iſt; wenn ein noch höherer Aufſchwung der Kunſt die edle Menſchengeſtalt mit den Zügen einer Schönheit oder geiſtigen Würde bekleidet, die in ſolcher Art dem äußren Auge nie erſchienen: ſo hat (ſcheint es) die Einbildungskraft in dieſen Fällen daſſelbe Werk gethan, welches die verändernde Gewalt des Klima's und Bodens bewirkt, oder ſelbſt die künſtliche Pflege des Menſchen, wenn die erſtere im Geſchlecht der Lilie hier die rothe oder braune, dort die edle, weiße, im Geſchlecht des Enzians hier die niedre Art der ſubalpiniſchen Wieſen, dort die hohe, vielblumige der Alpengehänge hervorruft, und wenn die menſchliche Kultur an den Geranien und manchen andren Gartenblumen faſt zahllos die Spielarten mit der Beſtändigkeit der wirklichen Arten erzeugt. Und dennoch iſt das Werk, das ſchon hier die Seele übte, ein ungleich höheres, als der Einfluß des Klima's. Denn obgleich in ihrer Beziehung auf das bloß Irdiſche und leiblich Gewordene die Einbildungskraft, auch die kühnſte und gewaltigſte, nicht das Vermögen hat, eigentliche, neue Genera zu erzeugen, und obgleich das, was man zuweilen als ſolche betrachtet, nur Mißgeburten ſind, deren wunderlich gemengten Elementen die innre Kraft des geiſtigen Fortbeſtehens und der Wahrheit mangelt, ſo entquellen dagegen der höheren, dem göttlichen Erkennen verwandten Art der Einbildungskraft (nach §. 58 und 59) Bilder von prophetiſcher Natur, welche in der gewöhnlichen Region

des Seelenlebens als Jugendlinge, jedoch von tief vorbedeutendem Blut erscheinen. Denn es kann die Seele auf geistigem Wege, wie dieß schon die Schöpfungen der höheren Kunst bezeugen, das Vermögen empfangen, ihre innere Gebilde auf ganz neue Stufen (Potenzen) des Seyns und Gestaltens zu erheben und, wie die Raupe das Gespinnst für den noch ungeborenen künftigen Leib, einen Tempel erbauen, dessen Herrlichkeit nicht für den jetzigen, sondern für den Menschen des Jenseits bestimmt ist.

Die Gebilde und Wesen der innren Welt, welche der Boden der Einbildungskraft erzeugt und heget, stehen der benennenden Seele, eben so wie die Körper der Sichtbarkeit dem Leibe, bald näher, bald ferner. Es fährt zu einigen von ihnen, welche Gegenständen der Außenwelt entsprechen, denen eine besondre Kraft innenwohnet angenehme Gefühle aufzuregen, ein Zug der Zuneigung, den die Sprache mit dem Worte Geschmack bezeichnet, und derselbe innre Sinn ist es, der auch andre Bilder und Vorstellungen der innren Region als gleichgültig, oder sogar widerwärtig vermeidet oder verabscheut. Etwas Allgemeines der Richtung wird zwar hierbei in allen Menschenseelen gefunden, zugleich verräth jedoch auch jede von ihnen in eingelnen Zügen ihren besondren Geschmack. Beachten wir dieses Allgemeine und Besondere in der Anziehungskraft der Seele, wodurch diese einen Theil ihrer Innenwelt so beständig und oft sich zurückruft und so nahe sich aneignet, als gehöre er zu ihrem Wesen selber, dann werden wir an das erinnert, was oben von den Nahrungsmitteln der Seele (im §. 30) erwähnt worden. Es ist der Zug der öfteren und innigeren Aneignung nach solchen Bildern und Vorstellungen der innren, selbstgeschaffnen Welt gerichtet, die am meisten zur eigenthümlichen Gestaltung und Entwicklung der Seele gewirkt haben und noch wirken, und derselbe Zug lehret solche Bilder und Vorstellungen vermeiden, welche jener eigenthümlichen Gestaltung hinderlich erscheinen, oder ihr doch nicht förderlich sind.

Im Thierreich wird der scharfblickende Fischadler, wenn er im Spätherbst oder Winter den gewohnten Aufenthalt verläßt, unwiderstehlich von dem Glanz des Gewässers angezogen, und der zur Nahrung bestimmte Fisch aus weiter Ferne von ihm erkannt.

ſcheint bloß von wiederholender, reproducirender, nicht von ſelber erfindender Art. Dagegen empfängt im Menſchen, durch das Geſchäft des Geiſtes, die Einbildungskraft nicht bloß das Vermögen, innerhalb der Gränzen der von außen offenbarten und gegebenen Geſchlechter (genera) der Geſtalten, neue Arten (species) zu erſchaffen, ſondern auch durch einen Weg der Metempſychoſe, welcher an die Lehre des Alterthums von der Wanderung der Seelen erinnert, den in die innre Welt der Vorſtellungen aufgenommenen Eindruck in eine höhere oder niedrere Form einzukleiden.

Wenn die geiſtig hohe, erfindende Kraft, welche in der bildenden Kunſt des Menſchen waltet, aus den Formen der in der Außenwelt geſehenen Berge und Ströme und Waldungen eine neue Gegend ſchaffet, welche in dieſer Art der Zuſammenfügung nirgends vielleicht auf der Erde vorhanden iſt; wenn ein noch höherer Aufſchwung der Kunſt die edle Menſchengeſtalt mit den Zügen einer Schönheit oder geiſtigen Würde bekleidet, die in ſolcher Art dem äußren Auge nie erſchienen: ſo hat (ſcheint es) die Einbildungskraft in dieſen Fällen daſſelbe Werk gethan, welches die verändernde Gewalt des Klima's und Bodens bewirkt, oder ſelbſt die künſtliche Pflege des Menſchen, wenn die erſtere im Geſchlecht der Lilie hier die rothe oder braune, dort die edle, weiße, im Geſchlecht des Enzians hier die niedre Art der ſubalpiniſchen Wieſen, dort die hohe, vielblumige der Alpengehänge hervorruft, und wenn die menſchliche Kultur an den Geranien und manchen andren Gartenblumen faſt zahllos die Spielarten mit der Beſtändigkeit der wirklichen Arten erzeugt. Und dennoch iſt das Werk, das ſchon hier die Seele übte, ein ungleich höheres, als der Einfluß des Klima's. Denn obgleich in ihrer Beziehung auf das bloß Irdiſche und leiblich Gewordene die Einbildungskraft, auch die kühnſte und gewaltigſte, nicht das Vermögen hat, eigentliche, neue Genera zu erzeugen, und obgleich das, was man zuweilen als ſolche betrachtet, nur Mißgeburten ſind, deren wunderlich gemengten Elementen die innre Kraft des geiſtigen Fortbeſtehens und der Wahrheit mangelt, ſo entquellen dagegen der höheren, dem göttlichen Erkennen verwandten Art der Einbildungskraft (nach §. 58 und 59) Bilder von prophetiſcher Natur, welche in der gewöhnlichen Region

des Seelenlebens als Fremdlinge, jedoch von tief vorbedeutender Art erſcheinen. Denn es kann die Seele auf geiſtigem Wege, wie dieß ſchon die Schöpfungen der höheren Kunſt bezeugen, das Vermögen empfangen, ihre innren Gebilde auf ganz neue Stufen (Potenzen) des Seyns und Geſtaltens zu erheben und wie die Raupe das Geſpinnſt für den noch ungeborenen, flugfähigen Leib, einen Tempel erbauen, deſſen Herrlichkeit nicht für den jetzigen, ſondern für den Menſchen des Jenſeits beſtimmt iſt.

Die Gebilde und Weſen der innren Welt, welche der Boden der Einbildungskraft erzeugt und heget, ſtehen der benennenden Seele, eben ſo wie die Körper der Sichtbarkeit, dem Leibe, bald näher, bald ferner. Es führt zu einigen von ihnen, welche Gegenſtänden der Außenwelt entſprechen, denen eine beſondre Kraft innewohnet angenehme Gefühle aufzuregen, ein Zug der Zuneigung, den die Sprache mit dem Worte Geſchmack bezeichnet, und derſelbe innre Sinn iſt es, der auch andre Bilder und Vorſtellungen der innren Region als gleichgültig oder ſogar widerwärtig vermeidet oder verabſcheut. Etwas Allgemeines der Richtung wird zwar hierbei in allen Menſchenſeelen gefunden, zugleich verräth jedoch auch jede von ihnen in einzelnen Zügen ihren beſondren Geſchmack. Beachten wir dieſes Allgemeine und Beſondere in der Anziehungskraft der Seele, wodurch dieſe einen Theil ihrer Innenwelt ſo beſtändig und oft ſich zurückruft und ſo nahe ſich aneignet, als gehöre er zu ihrem Weſen ſelber, dann werden wir an das erinnert, was oben von den Nahrungsmitteln der Seele (im §. 30) erwähnt worden. Es iſt der Zug der öfteren und innigeren Aneignung nach ſolchen Bildern und Vorſtellungen der innren, ſelbſtgeſchaffnen Welt gerichtet, die am meiſten zur eigenthümlichen Geſtaltung und Entwicklung der Seele gewirkt haben und noch wirken, und derſelbe Zug lehret ſolche Bilder und Vorſtellungen vermeiden, welche jener eigenthümlichen Geſtaltung hinderlich erſcheinen, oder ihr doch nicht förderlich ſind.

Im Thierreich wird der ſcharfblickende Fiſchadler, wenn er im Spätherbſt oder Winter den gewohnten Aufenthalt verläßt, unwiderſtehlich von dem Glanz des Gewäſſers angezogen, und der zur Nahrung beſtimmte Fiſch aus weiter Ferne von ihm erkannt.

Ein natürlicher Zug iſt es, der den Vogel zur gewohnten Beute hinabführt, welche, alsbald ergriffen, nicht allein zur Ergötzung des nach fremdem Fleiſche begierigen Geſchmackes, ſondern zur Ernährung und Bekräftigung des eignen Fleiſches dienet. Zu gleicher Zeit, wenn ihn der Zug nach dem Gewäſſer und der in dieſem wohnenden Beute, über Berg und Thal führt, bemerkt der ſcharfſichtige Vogel kaum die reichen Traubengelände, oder andere Früchte des Herbſtes, welche die ſingende Droſſel aus weiter Ferne hieher zogen.

So fühlt ſich die Seele des jugendlichen Helden nach allem mächtig hingeneigt, was den innren Drang nach der erſehnten That ernährt und ſtärkt. Es weckt und erhält die Aufmerkſamkeit der Ruf der fremden Heldenthaten, während das Treiben eines andersartigen, bürgerlich-erwerbluſtigen Geſchäftes kaum bemerkt wird. Bilder und Vorſtellungen aus jenem der Seele angewieſenen Kreiſe kehren beſtändig wieder und ſind immer beliebt, die andren nicht. So iſt in der Seele eine Kraft, ohne Unterſchied alle Eindrücke der Außenwelt innerlich zu verklären und zu beſeelen: die Kraft der Innen- oder Einbildung, und dieſe entſpricht in ihrem Kreiſe der Kraft des Geſichts, welche ohne Unterſchied alles Leuchtende und Beleuchtbare umfaſſet. Es iſt aber ein andres Vermögen, das aus dem geſammten Reich des Innengebildeten das Beliebte und Verwandte ſich herauswählt und nähert, das Andre zur Seite läſſet oder entfernt. Dieſes iſt der Geſchmack der Seele, in der That entſprechend jenem Sinn des Leibes, welcher an der redenden Zunge haftet und den die Sprache mit dem gleichen Namen: Geſchmack nennet.

Den ſcharfſpürenden Hund leitet der Geruch nach der begehrten Beute hin. Dieſer Sinn bemerkt aber, wie wir ſchon oben (im §. 18) geſehen, alle Einwirkungen der bewegenden Kraft des Lebens auf ſeine Außenwelt, und dieſe Bewegungen, nur in andrer Form, ſind auch der Gegenſtand des Aufmerkens und Wahrnehmens für das Ohr. Dieſen beiden Sinnen des Leibes: dem Geruch und Gehör, entſpricht in ſeinen verſchiedenen Richtungen und Thätigkeiten das Gedächtniß.

An das zuerſt erwähnte Geſchäft des Geruches: die Spuren der begehrten Beute überall aufzufinden und zu bemerken,

erinnert jene Fertigkeit des Gedächtnisses, die Gegenstände, welche stärker auf den innern Geschmack wirken, am leichtesten und öftersten zurückzurufen. Der Freund der Geschichte wie jener der Naturforschung wird am leichtesten des Angeschauten und Vernommenen aus diesem seinem naturgemäßen Kreise sich erinnern, während er das außer diesen Gränzen Gelegene unmühsam und mit Anstrengung zurückrufen kann.

Es wird die, zunächst zweiseitige Richtung des Gedächtnisses unter den verschiedenen Namen des Orts- und Sach-, so wie des Ton- und Namengedächtnisses bezeichnet. In allen diesen Functionen bemerkt jener innre Sinn, welcher in einem weiteren Verstande des Wortes: Gedächtniß ist, zunächst nicht das Gewordenseyn, sondern das Werden, nicht das ruhende Bestehen und Beharren, sondern das selbstthätige Bewegen oder das Bewegtwerden der Dinge der innren Welt. Denn auf einer solchen selbstthätigen Bewegung der Seele nach einem Gegenstand der Außenwelt hin beruhet das Wort, mit welchem die Sprache den Gegenstand bezeichnet, und welches das Gedächtniß im engeren Sinne auffasset.

Wie das Hören des leiblichen Ohres in der Physiologie öfters als ein Mittönen der Gehörnerven mit dem äußeren Ton betrachtet worden, oder als ein der Muskelbewegung nahe verwandtes, innres Bewegen, das durch ein äußres erregt wird; so ist auch jener Act, in welchem die Seele des Menschen, durch die alsdann eine höhere, selbstthätige Kraft des Geistes wirkt, den Dingen der Außen- und Innenwelt ihren eigenthümlichen Namen gibt, eine innre, der Thätigkeit des Wollens und Begehrens nahe verwandte Regung, welche durch eine äußere, dem benannten Gegenstand zukommende, geweckt wird.

Nach der, übrigens nicht ganz statthaften, Vorstellung einiger früher Jahrzehente, sollte der gegebene Name öfters eine bloße Nachbildung der eigenthümlichen Laute oder der Stimme seyn, welche der benannte Gegenstand für sich selber oder bei einem äußeren Anstoß von sich gibt. Allerdings läßt sich auch hin und wieder in den Menschensprachen dieses Entstehen der Namen für Thiere und manche andre Wesen der Sichtbarkeit erkennen. Die Einwirkung der äußeren Dinge auf

jenes Organ der Seele, das den Namen gibt, iſt indeß öfters eine andre, feinere, als die des Tönens oder der Erſchütterung der Muskeln; ſie ſcheint vielmehr vergleichbar mit der Einwirkung der oben (im §. 18) erwähnten Principien des thieriſchen Bewegens auf das Geruchsorgan. Dieſelben Metalle, welche in freier Luft an einander geſchlagen den hörbaren Ton erwecken, erregen unter andren Umſtänden durch ihr Aneinanderbewegen ein Zucken der Muskeln oder den eigenthümlichen, galvaniſchen Geſchmack und Geruch, auf der Zunge und in der Naſe, und es zeigt nicht bloß die Geſchichte jener Menſchen und Thiere, welche Metalle und Waſſer aus ziemlicher Ferne fühlen, oder die einiger Nervenkranken, ſondern mehr noch die Beobachtung, welche an magnetiſch Erweckten (nach §. 25) gemacht worden, daß alle Gegenſtände der äußeren Natur im Leibe, und durch ihn in der Seele eine Bewegung wecken, der entſprechend, durch welche jene Gegenſtände entſtunden. Wie der Kryſtall noch Jahrhunderte nach ſeinem Entſtehen mit derſelben bildenden Kraft, durch welche er ſelber geſtaltet worden, auf andere Kryſtalle, ſelbſt von ganz verſchiedener chemiſcher Beſchaffenheit, wirkt, welche neuerdings aus einer umgebenden Flüſſigkeit ſich auf ihn niederſchlagen.

Die Namen, welche der Menſch den Gegenſtänden der Natur ſo wie den Gebilden ſeiner innren Welt gibt, ſtehen in einer näheren, weſentlicheren Beziehung mit den Dingen, als man gewöhnlich zugeben wollte. Sie ſind, gerade für dieſe Dinge, ſo nothwendig und unabänderlich, als die Reſonanz oder das Mittönen eines klingenden Körpers jetzt in dieſem, dann in andrem Tone, je nachdem dieſer oder jener Laut von außen erſchallte. Anders zwar macht ſich alsdann dieſes Mitbewegen in dem Waſſer, oder dem Staub des Kolophoniums, anders in dem feingeſpaltnen Holz des Reſonanzbodens, anders in der Saite bemerkbar, wie denn eine ſolche verſchiedne Natur des innren, nennenden Organes auch in der Verſchiedenheit der Menſchenſprachen erkannt wird.

Die magnetiſche Kraft des Wortes, an welche das Alterthum glaubte, beſtehet unter andrem auch in einem Aufregen der innren Bewegung der Seele, welche der Bewegung

." (διὰ τούτων, ſo fügt Sextus Empiricus hinzu, γὰρ ἐγγὺς πάσας ὅτι κατὰ μετοχὴν τοῦ θείου λόγου πάντα πράττομέν τε καὶ ν, ὀλίγα προσιεὶς ὧν, ἐπιφέρει·) „διὸ δεῖ ἕπεσθαι τῷ κοινῷ" — λόγου δὲ ὄντος ξυνοῦ, ζώουσιν οἱ πολλοὶ ὡς ἰδίαν ἔχοντες φρό- ἡ δ' ἐστὶν οὐκ ἄλλο τι ἀλλ' ἐξήγησις τοῦ τρόπου τῆς τοῦ παντὸς σεως. διὸ καθ' ὅ, τι ἂν αὐτοῦ τῆς μνήμης κοινωνήσωμεν, ἀλη- ν· ὃ δ' ἂν ἐπιλάσωμεν, ψευδόμεθα." — Die Aeußerung des Heraklit, elche oben S. 543 angeſpielt war, und welche die Verwandelbarkeit empfindenden Weſens, welches in jedem Augenblick ein neues mit den immer ſich erneuernden Wellen eines Stroms vergleicht, ſich in Schleiermachers Fragm Nr. 20; Plut. de Ei ap. Delph. 18; lid. Alleg. Hom. 443.

Wie ſich übrigens das Männliche zum Weiblichen, wie ſich das rgänzende Complement oder die Fülle zu dem einſeitig Man- en verhält, ſo verhält ſich der Gedanke zu dem ſinnlich wahr- aren Stoff. Denn nach Parmenides (v. 150) iſt der Gedanke Fülle ſelber: τὸ γὰρ πλέον ἐστὶ νόημα.

lach Ariſtoteles iſt der Theil der Seele, vermittelſt deſſen ſie er- und denkt, der Verſtand (νοῦς de anim. III, c. 4). Nur das Verſtande Gedenkbare iſt das Seyende und der Gegenſtand der ſchaft das Seyende an ſich; während das Sinnliche nicht an ndern nur in Beziehung auf die empfindende Seele iſt (magn. I, 34; Met. III, 4; IV, 6; Topic. I, 14; de anim. III, 4; 8). Verſtand verhält ſich übrigens zu dem Denkbaren, wie der Sinn Sinnlichen. Damit er über Alles herrſche, Alles erkenne, muß ch Anaxagoras) ein Unvermiſchtes, Einfaches ſeyn (ἀμιγῆ). Sein iſt die Möglichkeit (τὸ δυνατόν), nicht die Wirklichkeit (ἐνεργεία). mpfindende Seele iſt dann das Behältniß der Formen (τόπος εἰδῶν). nd ein zu ſtarkes Licht die Fähigkeit zum Sehen gleichſam lähmt uge blendet), iſt der Verſtand, wenn er etwas ſehr Tiefes ge- bar, ſogar noch beſſer befähigt, etwas Leichteres zu denken." — — Verſtand iſt eine unbeſchriebene Tafel (γραμματεῖον, ᾧ μηδὲν ἐν ἐντελεχείᾳ γεγραμμένον). — Der Verſtand ſelber iſt ein Denk- (de anim. III, 4). — Die Worte νοῦς und διάνοια (Verſtand Vernunft) werden hier wie anderwärts von Ariſtoteles nicht unterſchieden, ſondern öfters das eine ſtatt des andren gebraucht, n ſtehen ſich (de anim. L. III, c. 3) νοῦς und φρόνησις, νοεῖν ρονεῖν (m. v. Probl. XXX, 2), ungefähr auf dieſelbe Weiſe ent- und zugleich parallel, wie Verſtand und Vernunft. — (Gleichſam) Seelen, eine denkende und eine empfindende. Für die denkende ſind die Vorſtellungen (φαντάσματα) daſſelbe, was für die empfin- die Empfindungen (αἰσθήματα) ſind (c. 7). — Mit der empfin- a (die äußeren Eindrücke aufnehmenden) Seele ſcheint das nahe ndt und verbunden, was bei Ariſt. (c. 5) der paſſive Verſtand τικὸς νοῦς) heißt, welcher Alles werden kann. Das was wir je- ben (S. 555) als Eigenthum der menſchlichen Seele bezeichneten, ihm der ſelbſtthätige, leidenloſe (ἀπαθὲς) Verſtand, welcher Alles kann. Sein Weſen iſt die Selbſtthätigkeit oder Wirklichkeit ρεία). Er allein iſt was er iſt (ἐστὶ μόνον τοῦθ' ὅπερ ἐστί), ünſterblich und ewig, während der paſſive Verſtand ſterblich iſt. Die bloß ſinnliche Einbildungskraft (αἰσθητικὸν φαντασία) findet ſich bei andern Lebendigen, dagegen die (ſelbſtthätig) beſchließende Kraft t den vernünftigen (ἡ δὲ βουλευτικὴ ἐν τοῖς λογιστικοῖς, de anim. c. 11).

Empfinden und Denken ſind verſchieden. Das Denken (Urtheilen) Täuſchung (ἀπάτη) ausgeſetzt. Das Empfinden iſt allen, das

jedoch nicht vergeſſen werden darf, daß der Menſch nicht allein die eigne Kehle, ſondern auch die tönenden Körper der ihn umgebenden Sichtbarkeit zu Stimmorganen umzuſchaffen vermöge.

Das eigenthümliche Vorrecht der Menſchennatur vor der thieriſchen: die vieltönige Stimme und Sprache (nach §. 24) begründet auch in unſrer Seele einen Umfang und ein Vermögen des Ton- und Wortgedächtniſſes, wie wir dieſes bei keinem andren Weſen unſrer Sichtbarkeit wiederfinden. So vermochte der Engländer Morton eine ganze, von ihm angehörte Rede aus dem Gedächtniß wieder herzuſagen; Hortenſius, von welchem Seneca erzählt, merkte ſich den Verlauf einer öffentlichen Verſteigerung, bei welcher er zugegen geweſen, ſo treu, daß er nicht bloß die einzelnen Gegenſtände, ſondern zugleich auch die Preiſe, um welche ſie verkauft worden, angeben konnte. Claudius Menetrier konnte dreihundert ſinnlos zuſammengeſetzte Wörter, nachdem man ſie ihm nur ein einziges Mal vorgeſagt, in jeder beliebigen Aufeinanderfolge wieder herſagen, während ein Schüler Schenkels (des Erfinders einer Art von Gedächtnißkunſt) eine gleiche Zahl von Wörtern und zugleich zweihundert und vierzig Sentenzen in der nämlichen Ordnung wiederholte, in welcher er ſie gehört hatte. Zweitauſend Namen merkte der berühmte Picus Mirandola nach nur einmaligem Anhören, und jene Kraft des Gedächtniſſes, durch welche nach Seneca's Bericht, Cyneas, Pyrrhus Geſandter, ſo wie ein Andrer, der ein angehörtes, fremdes Gedicht mit wörtlicher Treue wieder herſagte, ihre Zeitgenoſſen in Erſtaunen ſetzten, wurde, wie es ſcheint, noch weit von jenem Vermögen der Wiedererinnrung übertroffen, das den Florentiner Antonius Magliabecchi zu einem Wunder ſeiner Zeit machte. Dieſer behielt nicht bloß den Inhalt eines nur einmal geleſenen Buches mit wörtlicher Treue, ſondern zugleich die Zahl der Seite, auf welcher irgend eine Stelle geſtanden, in der Erinnrung und beſaß hierbei auch ein bewundernswürdiges Ortsgedächtniß für Localitäten, welche er nur ein einziges Mal und vor mehreren Jahren geſehen und beſucht hatte. Joſeph Scaliger hatte in ein und zwanzig Tagen die Geſänge des Homer, hierauf in vier Monaten die Werke aller griechiſchen Dichter auswendig gelernt, und durch ein für Namen ſo wie für Sachen gleich empfängliches und treues Ge-

bedeutend haben sich, unter den Alten, namentlich Themistokles, unter den Neuern aber der tiefdenkende Pascal so wie Leibnitz und Euler ausgezeichnet. Ueberraschender noch als die Wirkung des Wortgedächtnisses erscheint öfters die Wirkung des Figuren- und Zahlengedächtnisses, und es gränzt fast ans Unglaubliche, was wir von jenem Manne lesen, welcher nicht bloß die Namen der Soldaten eines ganzen Bataillons nach einmaligem Anhören im Gedächtniß behielt, sondern dreißig geometrische Figuren, mit denen er alle beliebigen geometrischen Operationen in derselben Sicherheit und Klarheit vorgenommen, als wenn dieselben, auf eine Tafel gezeichnet, ihm vor Augen ständen. Johann Wallis berechnete sogar, im Finstern, aus drei und fünfzig ihm aufgegebenen Zahlen die Quadratwurzel.

Es wirkt in den meisten dieser Fälle, wenn auch nicht so unverkennbar als bei Heidegger, der nach einmaligem Durchwandern eines Dorfes, dessen Länge eine halbe Meile betrug, alle einzelnen Gegenstände in der Aufeinanderfolge gemerkt hatte, in welcher er an ihnen vorübergekommen, außer jenem innren Sinne, welchen wir mit dem äußren Ohre verglichen, noch ein andrer mit, der, wie oben erwähnt, dem Geruche entspricht. Allerdings haben auch die innren Sinne ihren bestimmten Kreis und ihre wechselseitige Abgränzung, und es kann der eine in vorzüglicher Stärke vorhanden seyn, während der andre fast ganz zu fehlen scheint. Nicht ohne Beziehung hierauf erscheinen dann solche Fälle wie der von Hamberger beobachtete, wo das Tongedächtniß bei einer völligen Lähmung und Hemmung des Wortgedächtnisses noch wirksam geblieben, oder jene öfter vorkommenden, in denen gewisse äußere Einflüsse (z. B. geistige Getränke), welche die Einbildungskraft aufregen, zugleich das Gedächtniß schwächen oder doch auf einige Zeit in seiner Wirksamkeit beschränken. Weßhalb solche Menschen, die sich durch ein außerordentliches Gedächtniß hervorthaten, meist eben so ausgezeichnet durch ihre Mäßigkeit im Essen und hierbei Wassertrinker gewesen. Dennoch wird, ungeachtet jener Verschiedenheit und Abgränzung der innren Sinnen, ein öfteres Zusammenwirken des einen mit dem andren bemerkt, wobei die beiden verwandten Thätigkeiten zu einer gemeinsamen verschmelzen. So vornehmlich die Wirksamkeit des innren (gleich-

ib. 37, p. 720). Derſelbe (der νοῦς) muß unkörperlich ſeyn, w
Geiſtiges zu erfaſſen und zu erkennen vermag (de princip. L. I,
Par. I, 52).

Ein natürliches Kriterion (κριτήριον φυσικὸν) wohnt in
Menſchen, zur Unterſcheidung des Guten und Böſen: eine natü
Urtheilskraft (S. Basil. Caesar. Homil. in princ. proverb. ed.
II, 106). Die Vernunft (hier λόγος) nimmt als Richter in u
höchſten Rang ein, um über Alles zu entſcheiden und zu prüfen,
zu wählen ſey oder nicht? und ob den Entwürfen und Begierde
Seele Raum zu geſtatten ſey oder nicht? (St. Basil. Caes. Serm
de prospera et advers. fortun. ed. Par. T. III, p. 579).

Der ſelbſterkennende Geiſt (νοῦς) hat Gemeinſchaft mit der d
den Seele durch den Verſtand (λόγος), die denkende Seele mit d
lenden durch den phantaſtiſchen Geiſt, die Seele ſelber iſt ein Bi
νοῦς, nach Nicephorus Schol. in Synes. de insomn. ed. Par
not. Dion. Petav. p. 372. — Der Ausgang des νοῦς, da derſelb
Gedanken zu Gedanken ſich ergeht, iſt die Wiſſenſchaft — νοῦ
λόγος innig nahe verwandt, Synes. de Dion. ex Phil. ed.
p. 47. — Zwiſchen dem νοῦς und der ψυχή ſteht die Vernunft
νοερὰ), zwiſchen der Seele und der Phantaſie ſteht die Meinung, z
der Phantaſie und dem Leibe die Empfindung (Nicephor. l. c. p.

Der νοῦς enthält die Formen deſſen in ſich, was iſt (τῶν ὄ
die Seele die Formen deſſen, was wird (τῶν γινομένων) Syne
insomn. p. 134.

In der heiligen Schrift n. B. iſt z. B. 2. Cor. 10 V. 5 νόημ
Vernunft gebraucht, und dieſelbe Kraft der Seele ſcheint Eph. 4
durch διάνοια angedeutet. Verſtand im Allgemeinen iſt (z. B.
V. 47; 1 Cor. 1 V. 16; 2 Tim. 2 V. 7) durch das Wort σύνεσις be
net, in einem beſondern Sinne, in welchem dieſe Kraft ſelbſt Gott
ſeinem Geſalbten zugeſchrieben wird (Röm. 11 v. 34; 1 Cor. 2 V.
wird derſelbe νοῦς genannt (Luc. 24 V. 45; Apok. 13 V. 18).
Oetinger in ſ. bibliſchen und emblematiſchen Wörterbuch S. v.
nunft nimmt an, daß Vernunft im Griechiſchen διάνοια, dagegen
ſtand νοῦς und λόγος genannt ſey. Uebrigens ſind beide Kräfte
Seele, wenn ſie vom Sinnlichen, in welchem ſie von Natur befa
waren, hinweg, auf's Göttliche ſich gerichtet haben, unter νοῦς zu
ſtehen; es könnte aber die durch den Geiſt von oben bewegte, je
thätige Kraft des Erkennens, welche auf einer niedrigern Stufe
νοερὰ war, dann als λόγος; die andere, welche in ihrer menſchli
Gränze σύνεσις war, als νοῦς unterſchieden werden. — Schon be
meſios (de natur. homin. c. 14, ed. Matth. 208) iſt das innre S
chen des Geiſtes, oder das Denken in Worten, zu welchen der Ver
zwar gegen die Vorſtellung, die ſelbſtthätige Vernunft aber das be
nende Wort erzeuget, als der λόγος im Menſchen beſchrieben.

Bei den lateiniſchen Kirchenvätern ſcheint insgemein Vern
durch ratio, Verſtand durch intellectus, der ſich ſelber erkennende
durch mens bezeichnet, welches Wort indeß eben ſo wie νοῦς zuw
noch den Verſtand in höherem Sinne andeutet. — Mens wird
Selbſtbewußtſeyn, von welchem als einem höheren umfaſſenden Mi
punkte, alle Kräfte der erkennenden Seele ausgehen (Erinnerung,
ſicht, Wollen, Denken, Urtheilen) als ein Spiegel, worin der Me
ſein eignes Selbſt erkennt, beſchrieben von Auguſtinus de Trin
L. X, c. 12 u. c. 14, ed. Par. T. VIII, p. 896 seqq. — Es iſt d
ſelbſtbewußte Geiſt in ſeinen drei Hauptkräften: des Erinnern
kennens, Wollens, ein Bild der Dreieinigkeit ib. L. X, c. 19, ed.
VIII, 899 — 900. — Nur durch ſich ſelber kann der verſtändige

ens) ſich erkennen, kann dann lieben, was er erkannte (ib. IX, 4, 880). — Auch das Thier hat Empfindung, Erinnerung, Begehren; Freiheit aber, über die Erinnerung nach Willkür zu walten, das rmögen aus Principien zu urtheilen, hat nur der Menſch (ib. XII, p. 913). Das Unwandelbare im Menſchen, welches dieſer vor dem ier voraus hat, iſt das vernünftige Weſen des verſtändigen Geiſtes ens). Dieſes iſt ein doppeltes, gleichſam ein Männliches und ein Weib- es, eine erkennende und handelnde, rathende und ausführende, ver- nftig überlegende und vernünftig begehrende Kraft, und dieſe zwei d wie ein Fleiſch (ib. c. 5, p. 914). — Der verſtändige Geiſt (mens) ſo weit er Göttliches erkennt, iſt ein Ebenbild Gottes; er iſt es auch ſeinem Handeln, ſo weit dieſes Göttliches angeht, nicht aber wenn de ſich aufs Niedere wenden (ib. c. 10 p. 918). — Der Theil deſſel- , der nach oben, nach dem Unſichtbaren gerichtet iſt, iſt der Mann, nach dem Sichtbaren gerichtete iſt der weibliche Theil deſſelben; auf Verhältniß gilt 1. Cor. 11 v. 7 (ib. c. 21 p. 923). — Die Kräfte, che im mens enthalten ſind, werden jedoch ohne eigentliche Unter- idung als ratio, intelligentia: anima rationalis, intellectualis be- hnet, ib. L. XV. c. 1, p. 966, 967. Uebereinſtimmend mit de nes. ad litter. III, 30 (c. XX) ed. Par. III, 156 und de civitat. i L. XIV, c. 19, ed. Par. VII, 370. Die Erneuerung des Men- n nach Gottes Ebenbild müſſe geſchehen im Geiſte des Gemüthes r des Verſtändniſſes (spiritu mentis (τῷ πνεύματι τοῦ νοὸς nach h. 4 V. 23). Aller mens ſey Geiſt, nicht aber aller Geiſt ſey mens, n Gott ſey ein Geiſt, bei welchem nicht von einer Wiedererneuerung Rede ſeyn könne. — Anderwärts nennt Auguſtin das Vorrecht des enſchen vor dem Thier die Vernunft (ratio), welche eher da ſey als Erkenntniß (intellectus). — Erſt durch die Vernunft wird das Er- ntniß möglich (Serm. XLIII de verb. Isai. c. 7, 5, ed. Par. V, 2). — Der Gegenſatz zwiſchen dem ſelbſterkennenden Geiſt (mens) d dem Fleiſche wird, hindeutend auf die Worte des Vater unſers: ein Wille geſchehe auf Erden wie im Himmel," mit dem Gegenſatz ſchen Himmel und Erde verglichen (Serm. LVI in Matth. 6, de nt. Dom., ed. Par. V, 325). — Der verſtändige Geiſt (mens) rſicht über das Fleiſch, wenn er ſich ſelbſt von Gott beherrſchen läßt erm. CLV, de verb. Apost. Rom. 8, 2, ed. Par. Vol. V, 742). Der Verſtand (mens), dem die Augen geöffnet ſind, iſt innerlich Schüler der Wahrheit, äußerlich ein Richter der Rede (Aug. Lib. Magistr. 11, s. c. XIII, ed. Par. I, 562).

Ratio, mens und spiritus, Vernunft, Selbſterkenntniß oder Ver- nd Geiſt als gleichbedeutend geſetzt de liber. arbitr. I, 18, ed. r. I, p. 577. — Ratio für das Vermögen zu unterſcheiden und zu rfen (mithin für die Functionen des Verſtandes) gebraucht de ordin. 9, ed. Par. I, 343. — Anderwärts wird mens rationalis ſeiner tur nach als ein Sehnen nach Gott beſchrieben (August. enarr. in CXLV, 5, ed. Par. IV, p. 1627). Ueberhaupt mens als das Höhere, m Geiſte die Vernunft (ratio) ſey (contr. Jul. Pelag. II, 10, ed. r. X, 533). — Es kann einer bös ſeyn und ein vortreffliches Ge- tniß beſitzen; niemand aber iſt böſe, in welchem ein guter, ſelbſt- nender Geiſt (bona mens) wohnt (de civ. Dei L. VII, c. 3, ed. VII, 184). — Das Licht des Verſtändniſſes (mens), bei welchem erkannt wird, iſt Gott ſelber, durch welchen Alles gemacht iſt (ib. II, c. 7, p. 197). Das Erkennen (als ratio benannt) iſt eine ändige, vom Körper unabhängige Anſchauung des Wahren, ja e iſt ſelber das Wahre, welches angeſchaut wird, oder iſt mit der r des Wahren nahe verwandt, — Eben hierin, daß unſer Vermö-

gen das Wahre zu erkennen von der Natur dieses (ewig) Wahren ist, liegt der stärkste Beweis für die Unsterblichkeit unsrer erkenn Seele (August. Lib. de immortal. anim. c. VI, 10 et 11, p. 39

Vernünftig, rationabiliter, ist gleichbedeutend mit zweckbi So z. B. bei der Anwendung eines starken Geruches, zur Vertr der Schlangen (Aug. de ordin. II, 32, Opp. Vol. I, 545).

Selbstbewußtseyn und Selbsterinnerung de liber arbitr. III, c. 52, ed. Par. I, 607; der Geist im Menschen, welcher weiß, was i selber ist (nach 1. Cor. 2 V. 11), welcher jedoch nicht ein Theil, so ein Geschöpf Gottes ist de Genes. contr. Manich. II, 11, ed. Par. I

Der Verstand erkennt und misset das Untergeordnetseyn alle zelnen und Besondern und so auch des menschlichen Seyns und A unter ein allgemeines, allbeherrschendes Gesetz. Durch den Ve erkennen wir das Aehnliche und Unähnliche zwischen uns und Stein (uns wie ihn verbindet ein gemeinsamer Zug der Schwer dem Alle tragenden planetarischen Ganzen), so wie zwischen un der Pflanze, dem Thier im Allgemeinen und dem Säugthier im S dern. Ueberhaupt sind die innerlich verwandten Dinge sich ähn dem Zuge, welcher von unten nach oben, von dem Einzelnen a Alle verbindendes Ganzes gerichtet ist, und der Verstand ist das nende Vermögen der Seele für diesen nach oben gehenden Zug u nähere oder fernere Uebereinstimmung der in ihm zusammentreff verschiedenen Richtungen. Der Verstand erkennt in allen Beso ein Allgemeines an; vermag zuletzt auf das Daseyn eines höhern allgemeinen Grundes alles besondern Seyns zu schließen.

Die Vernunft des Menschen erkennt und misset jene Kraft, n selber Gesetz zu geben und Gesetz zu werden vermag: das eigne, f selbstständige Wirken. — Durch sie bemerkt die Seele das Maß Verhältniß der in ihr wohnenden, selbstthätig von innen nach a wirkenden Kraft, zur Außenwelt.

Durch die Vernunft hat der Mensch seine Kleidung und alle Werkzeuge der Nothdurft des täglichen Lebens erfunden; der Vers lehrte ihn, sobald er z. B. die nährende Kraft einer einzigen Getre art und ihre Benutzbarkeit zum Ackerbau erkannt hatte, den Acker auch auf andere Gras- oder Getreidearten ausdehnen, eben so wie Gemüsebau auf mehrere Pflanzenarten der 15ten Linneischen Kl Treviranus (Gesetze und Ersch. d. org. L. S. 9) vergleicht selbst Kunsttrieb im Thierreich mit der Vernunft.

Im gemeinen Leben heißen wir das unvernünftig, wenn e seinem Lastthier zu viel aufbürdet, einem zarten Kinde etwas Schweres zumuthet; die Kräfte seines Leibes mißbraucht. Unver dig heißen wir es, wenn jemand etwas thut zur unschicklichen oder am unschicklichen Orte.

Ein Beispiel für jene Art, in welcher die Vernunft leicht falsche Schlüsse geräth, gibt Plato's schöne Darstellung der beiden schiedenen Bewegungen der Gestirne. Der äußere Kreis sollte (vollkommene) Bewegung des Selbigen, von der Linken zur Rech der innre die Bewegung des Andern, von der Rechten zur Linken ben (Tim. 36). Als der Verstand durch Copernicus Entdeckung Regeln der Sinnenwelt von außen her, von einem allgemeinen, ren, durch seine Schlüsse aufgefundenen Princip aus beleuchtete, sich, daß der Schluß der Vernunft, der von innen heraus, von Kenntniß der eigenen bewegenden Kraft seinen Maßstab entl hatte, ein irriger sey.

n inuren Sinnen, namentlich von der Einbildungskraft und dem Gedächtniß.

36. Wenn ſich am Abend, beim Einſchlummern, die Sinnen ſchließen und hiermit die ganze Welt der Sicht- mit allen ihren Geſtalten und Tönen, des betrachtene entzogen wird, da tritt aus der innren Dämmrung e Welt der Formen und Bewegungen hervor, ſo mannd reich als die der äußren Sinnen. Es wird dieſe lt beſtändig von einem eigenthümlichen Lichte beſchies, hes mild und lieblich, entkleidet von dem blendenden d der ſengenden Hitze der oberirdiſchen Sonne, Berg und rauſchendes Gewäſſer erhellet, und dieſen innren fehlet faſt nie das friſche Grün des Frühlinges und , oder die Fülle des Herbſtes. Was die Menſchenſtliches erſchaffet, alle Pracht, welche das Auge entird da gefunden, jedoch neben dem Lieblichen auch das e, neben dem Begehrten das Gefürchtete. Dieſe Ge denn ſind nicht ohne Stimme und Sprache; Töne te, wie aus allen verſchiedenen Richtungen kommend, ch und unverſtändlich, begegnen und verdrängen ſich tig, und ſo ſcheinet jener innren Natur, im Vergleich äußeren, nichts abzugehen, als die Stätigkeit und elche dieſe hat. Denn ſolche innre Gebilde, wie aus Gewölk geſchaffen, kommen und zerrinnen; es ſchützet das Hochgebirge ſeine Größe oder den Baum die Kraft eln vor der ſchnellen Hinbewegung, und wo in demgenblick noch Fels und Wald geweſen, da erſcheinet er ein von Wänden umſchloſſenes Zimmer, wie etwa , durchs Fernrohr auf ein fernes Geſtirn blickend, kle und Helle in beſtändigem Wechſel und ohne Aufrüber ſchwirren ſieht, wenn keine Hand da iſt, welche lich gewonnene Geſichtsfeld der rotirenden Bewegung nachbewegt.

leicht daß auch das eilende Wandeln der innren Welt r und Töne nur von einer eignen Bewegung der Seele und ſcheinbar iſt wie das Bewegen der am Ufer ſtehinge und der beſtändige Wechſel der von daher kom-

menden Töne, für das Auge und Ohr eines in schnellen
dahin Fahrenden. Denn in den Zuständen des gew
Wachens, wenn die Seele in der eignen Kraft des
wußtseyns — gleichsam in der Kraft der eignen, inn
der — durch jene Welt der selbstgeschaffenen Gesta
Töne wandelt, steht es in ihrer Macht, jetzt diese,
andre Region der Gebilde zu besuchen und dieselbe
fallen, jetzt kürzer, dann länger zu betrachten.

Die innerlich bildende Kraft erscheint, nicht bei
schen allein, sondern bei allen vollkommneren Thieren,
den äußeren Mangel erfüllende und ergänzende. Es
den sandigen Ebenen der heißen Länder, auf den zu
gerollten Riesen des Crawfeldes an der Mündung der
der in den Morgenstunden aufsteigende Nebel so täus
Gestalt der Teiche oder andrer stehenden Gewässer u
nicht der Mensch allein, sondern selbst das schärfer
Thier, durch den Schein getäuscht, der abbildlichen
nahet, bis die höher steigende Sonne, oder der Au
unmittelbarer Nähe den Trug zerstört, und die wa
dürren Gruben und Schluchten, in ihrer armen Nack
dererkennen lässet. So füllt auch die innerlich bilden
der Seele die Lücken und Blößen der äußren Umgeb
schend aus, und der in Durst und Hunger schmachtend
träumet, im Schlafe wie im Wachen, beständig nur
wasserreichen Bächen der fernen Heimath oder von
genossenen Speisen, wie denn eine solche, den äußeren
ersetzende, bildende Kraft der Seele, auch am Thier bem

Die innre, selbstgeschaffene Welt der Seele ersch
hierbei in einem merkwürdigen, stellvertretenden Verhä
der äußeren Sinnenwelt. Wie die leichtere Luft in e
dringt, das vom Wasser entleert worden, so drängt sic
die innre Sinnenwelt der betrachtenden und begehrend
au[illegible]n die äußere hinweggenommen worden.
[illegible] in dem entleerten Gefäße nicht an die St
[illegible]en, das Wasser nicht an die Stelle der Luft
[illegible]um emporsteigen können, wenn nicht beide,
[illegible]n der gemeinsamen Natur der wägbaren
[illegible]emeinsamen, hinabwärtsgehenden Richt

beziehen; er nur merket Raum- und Ortsverhältniſſe, welche nicht das Auge, ſondern der berechnende Verſtand gefunden und gemeſſen hat, nur er erinnert ſich ſeiner Gedanken. Das Thier hat mithin auch von den innren Sinnen nur die irdiſche Art: ein bloßes Abbild der höheren.

Wie im thieriſch leiblichen Leben ein Princip iſt, von gleicher Art und Mächtigkeit mit dem in der atmoſphäriſchen Luft herrſchenden, und deßhalb fähig, dieſe an ſich zu ziehen und leiblich zu geſtalten (nach §. 7); ſo iſt in der Seele des Menſchen vorzugsweiſe ein Princip wirkſam, das nicht bloß den fernen Nachhall der Gedanken eines göttlich ſchaffenden Geiſtes, welcher in der äußren Sichtbarkeit vernommen wird, nachtönet, ohne ihn zu verſtehen, ſondern das ſelber ſtimmfähig, die Bedeutung der Sprache verſteht und mit Verſtand ſie redet. Die Werke, welche die ſelber ſchaffende Phantaſie des Menſchen hervorbringt, kommen aus einem geiſtig ſelbſtthätigen und eigenmächtigen Anfange, welcher, in all ſeiner jetzigen Beſchränktheit, dennoch von gleichem Geſchlecht erſcheint mit jenem, aus welchem die ganze, hehre Ordnung des Weltgebäudes hervorgegangen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Vorſtellung des Demokritos, nach welcher die Empfindung ſo entſtehen ſollte, daß von dem empfindbaren Körper ein Ausfluß oder ein Bildchen (ἀπορροὴ ἢ εἴδωλον) abginge, welches, ſelber mit einem Lebenstrieb erfüllt, durch die Oeffnungen der Sinnorgane hineindränge, und in die Seele ſich ergöſſe (m. v. Plut. de plac. phil. IV, 8, 19; Arist. de sensu c. 2, 4), war in ihrer Entſtehung und innren Ausbildung ganz der modernen Lehre von den Samenthierchen und ihrer Function bei der Zeugung verwandt (m. v. ob. S. 278). Wie nach der letzteren Lehre das ſchon geſtaltete Thier in den mütterlichen Körper nur verpflanzt werden und hier nur weiter ausgebildet und vergrößert werden ſollte, ſo ließ auch Demokrit die Vorſtellungen und Bilder unſrer Seele, ſchon ganz als ſolche geſtaltet, in die Seele einwandern, hier feſtwachſen und gedeihen, oder auch wie manche Pflanzenkeime wieder abſterben. Es wurde aber in der einen wie in der andern Lehre ein Hauptmoment der neuen Zeugung überſehen. Nicht nur liegt ſchon in der mütterlich empfangenden Natur der Seele ein ergänzend zugehöriges Element für den von außen kommenden Stoff der Empfindung (m. v. Plat. Theaetet. 153 u. 166); ein Ergänzendes, was dem äußerlichen Material, wie die Mutter dem Leib des Ungebornen ſeinen eigenthümlichen Umriß (Taille) gibt, ſondern das, was zuletzt die neue Zeugung begründet, iſt ein Drittes, Höheres, welches als allgemeiner Strom der Belebung, als vereinendes Band alle Einzelnen umſchlinget (m. v. den Inhalt des §. 31). Kämen die Eindrücke und Vorſtellungen der Sinnenwelt nur von außen und allein durch die Sinnen in uns, würde, nach Stratons Lehre (Simplic. Phys. fol. 225, a), der an ſich unbewegte Verſtand erſt durch die Empfindung, dieſe aber erſt durch die Sinnen bewegt, ſo wären alle die vielfach beobachteten

ſcheint bloß von wiederholender, reproducirender, nicht von ſelber erfindender Art. Dagegen empfängt im Menſchen, durch das Geſchäft des Geiſtes, die Einbildungskraft nicht bloß das Vermögen, innerhalb der Gränzen der von außen offenbarten und gegebenen Geſchlechter (genera) der Geſtalten, neue Arten (species) zu erſchaffen, ſondern auch durch einen Weg der Metempſychoſe, welcher an die Lehre des Alterthums von der Wanderung der Seelen erinnert, den in die innre Welt der Vorſtellungen aufgenommenen Eindruck in eine höhere oder niedrere Form einzukleiden.

Wenn die geiſtig hohe, erfindende Kraft, welche in der bildenden Kunſt des Menſchen waltet, aus den Formen der in der Außenwelt geſehenen Berge und Ströme und Waldungen eine neue Gegend ſchaffet, welche in dieſer Art der Zuſammenfügung nirgends vielleicht auf der Erde vorhanden iſt; wenn ein noch höherer Aufſchwung der Kunſt die edle Menſchengeſtalt mit den Zügen einer Schönheit oder geiſtigen Würde bekleidet, die in ſolcher Art dem äußren Auge nie erſchienen: ſo hat (ſcheint es) die Einbildungskraft in dieſen Fällen daſſelbe Werk gethan, welches die verändernde Gewalt des Klima's und Bodens bewirkt, oder ſelbſt die künſtliche Pflege des Menſchen, wenn die erſtere im Geſchlecht der Lilie hier die rothe oder braune, dort die edle, weiße, im Geſchlecht des Enzians hier die niedre Art der ſubalpiniſchen Wieſen, dort die hohe, vielblumige der Alpengehänge hervorruft, und wenn die menſchliche Kultur an den Geranien und manchen andren Gartenblumen faſt zahllos die Spielarten mit der Beſtändigkeit der wirklichen Arten erzeugt. Und dennoch iſt das Werk, das ſchon hier die Seele übte, ein ungleich höheres, als der Einfluß des Klima's. Denn obgleich in ihrer Beziehung auf das bloß Irdiſche und leiblich Gewordene die Einbildungskraft, auch die kühnſte und gewaltigſte, nicht das Vermögen hat, eigentliche, neue Genera zu erzeugen, und obgleich das, was man zuweilen als ſolche betrachtet, nur Mißgeburten ſind, deren wunderlich gemengten Elementen die innre Kraft des geiſtigen Fortbeſtehens und der Wahrheit mangelt, ſo entquellen dagegen der höheren, dem göttlichen Erkennen verwandten Art der Einbildungskraft (nach §. 58 und 59) Bilder von prophetiſcher Natur, welche in der gewöhnlichen Region

Seelenlebens als Fremdlinge, jedoch von tief vorbedeuten-
Art erſcheinen. Denn es kann die Seele auf geiſtigem
ge, wie dieß ſchon die Schöpfungen der höheren Kunſt be-
gen, das Vermögen empfangen, ihre innren Gebilde auf ganz
e Stufen (Potenzen) des Seyns und Geſtaltens zu erheben
wie die Raupe das Geſpinnſt für den noch ungebornen,
ftigen Leib, einen Tempel erbauen, deſſen Herrlichkeit
t für den jetzigen, ſondern für den Menſchen des Jenſeits
timmt iſt.

Die Gebilde und Weſen der innren Welt, welche der Bo-
der Einbildungskraft erzeugt und heget, ſtehen der bemer-
den Seele, eben ſo wie die Körper der Sichtbarkeit dem
e, bald näher, bald ferner. Es führt zu einigen von
en, welche Gegenſtänden der Außenwelt entſprechen, denen
beſondre Kraft innenwohnet angenehme Gefühle aufzuregen,
Zug der Zuneigung, den die Sprache mit dem Worte Ge-
nack bezeichnet, und derſelbe innre Sinn iſt es, der auch
re Bilder und Vorſtellungen der innren Region als gleichgül-
oder ſogar widerwärtig vermeidet oder verabſcheut. Etwas
gemeines der Richtung wird zwar hierbei in allen Menſchen,
en gefunden, zugleich verräth jedoch auch jede von ihnen in
elnen Zügen ihren beſondren Geſchmack. Beachten wir die-
Allgemeine und Beſondere in der Anziehungskraft der Seele,
urch dieſe einen Theil ihrer Innenwelt ſo beſtändig und
ſich zurückruft und ſo nahe ſich aneignet, als gehöre er zu
m Weſen ſelber, dann werden wir an das erinnert, was
n von den Nahrungsmitteln der Seele (im §. 30) erwähnt
den. Es iſt der Zug der öfteren und innigeren Aneignung
h ſolchen Bildern und Vorſtellungen der innren, ſelbſtgeſchaf-
Welt gerichtet, die am meiſten zur eigenthümlichen Geſtal-
g und Entwicklung der Seele gewirkt haben und noch wir-
, und derſelbe Zug lehret ſolche Bilder und Vorſtellungen
meiden, welche jener eigenthümlichen Geſtaltung hinderlich
ſcheinen, oder ihr doch nicht förderlich ſind.

Im Thierreich wird der ſcharfblickende Fiſchadler, wenn er
vätherbſt oder Winter den gewohnten Aufenthalt verläßt,
rſtehlich von dem Glanz des Gewäſſers angezogen, und der
hrung beſtimmte Fiſch aus weiter Ferne von ihm erkannt.

Anton Magliabecchi (geb. zu Florenz 1633, geſt. 1714) hatte in ſeiner Jugend nicht einmal leſen und ſchreiben gelernt, und befand ſich ſchon bei einem Grützhändler in der Lehre, als ein Antiquar, bei welchem Magliabecchi öfters Maculatur für ſeinen Herrn kaufte, die ganz beſondre Ehrfurcht des Knaben vor allen geſchriebenen und gedruckten Büchern und ſeine Liebe und Luſt daran bemerkte, und des eigenthümlichen Talentes ſich annahm. Magliabecchi lernte jetzt mit bewundernswürdiger Schnelle leſen, und las Alles mit ſolcher mächtiger Aneignung, daß er, was er nur einmal geleſen, auch auswendig behielt, und dadurch ſelbſt die Verfaſſer, welche ihre Schrift nicht ſo auswendig wußten wie er, der dieſelbe nur ein einziges Mal durchblickt hatte, in Verlegenheit ſetzte. Ein Gelehrter, welcher ihm eine zum Druck fertige Abhandlung zum Durchleſen geliehen hatte, und ſich, um das Gedächtniß des Magliabecchi zu prüfen dann ſtellte, als ſey ihm das Manuſcript verloren gegangen, fand zu ſeinem Erſtaunen, daß jener die Schrift ganz auswendig behalten habe. Als ſich ſein mächtiges Talent auch über andre Sprachen verbreitet hatte, zeigte er hier dieſelbe Kraft des Feſthaltens. Er wurde, durch ſeine Eigenthümlichkeit befähigt, auch in ſeinem Amt als Bibliothekar des Großherzogs, einer der merkwürdigſten Männer, der nicht bloß ſeine eigne ihm anvertraute Bibliothek ihrem ganzen Umfange nach im Sinne trug, ſondern auch alle Koſtbarkeiten der andren europäiſchen Bibliotheken im Gedächtniß hatte. Jahre lang nachher wußte er das Zimmer und die Stelle des Behältniſſes zu bezeichnen, an welcher er in Conſtantinopel, in der dortigen Bibliothek, ein gewiſſes, ſeltnes Manuſcript geſehen hatte. Er lebte ſehr mäßig. Drei hart geſottene Eier und ein Trunk Waſſer waren ſein gewöhnliches Mahl. — Eine ähnliche Mäßigung, beſonders im Trinken aller Getränke außer dem Waſſer, wurde bei den meiſten Menſchen bemerkt, die ſich durch beſondre Kraft des Gedächtniſſes auszeichneten. Geiſtige Getränke regen die Kraft des Begehrens (ein innres Bewegen) auf, wodurch das innre Gehör (das Gedächtniß) eben ſo betäubt wird, als das äußre Hören durch das ſtarke Bewegen der Glieder. Ueberhaupt kann die eine Richtung der Seelenthätigkeit in voller Kraft ſich zeigen, während die andre wie aufgehoben oder gelähmt iſt. Merkwürdig ſind hierbei beſonders jene Fälle, wie der, welchen M. Wagner in ſ. Beitr. zur phil. Anthrop. I, S. 325 von der Gräfin B. erzählt, welche durch heftige Anfälle von Krämpfen das Gedächtniß jedesmal ſo verlor, daß ihr die Worte und Namen, zur Bezeichnung der äußren Gegenſtände und ihrer eignen Gefühle beim Sprechen niemals einfielen. Sobald ſie jedoch ſchrieb, drückte ſie ihre Gedanken durchaus richtig und im beſten Zuſammenhange aus; eben ſo las ſie auch Bücher ohne allen Anſtoß und vollkommen verſtändig. — Dieſe Lähmung und Verwirrung des Gedächtniſſes begegnete einem Liefländer, von welchem ebendaſ. erzählt wird, bei fortdauerndem, klarem Selbſtbewußtſeyn; das Leiden erſchien bei ihm wie eine völlige Verwirrung der Sprachen. Eben ſo bei jenem Kranken (S. 327), welcher von ſeiner Gliederlähmung durch den Gebrauch des Karlsbades wieder hergeſtellt, dagegen aber nun von dieſem innren Leiden befallen worden war. Auch bei H. v. K..... fand dieſe innre Verirrung ſtatt, und ſchon das Einfallen eines ſtarken Lichtſtrahles ins Auge verwiſchte die eben gehabten Vorſtellungen aus dem Gedächtniß. — Der Frau von Baſchak (S. 321) war kein andres Wort mehr zur Bezeichnung aller äußren Gegenſtände übergeblieben, als der Name ihres Gemahls. — Jener Greis (S. 325), deſſen Gedächtniß, ſelbſt für die Namen ſeiner Frau und Kinder, immer nur auf einen Tag ausreichte, ſo daß er jeden Morgen wieder fragen mußte, wie dieſelben

erinnert jene Fertigkeit des Gedächtnisses, die Gegenstände, welche ſtärker auf den innren Geſchmack wirken, am leichteſten und öfterſten zurückzurufen. Der Freund der Geſchichte wie jener der Naturforſchung wird am leichteſten des Angeſchauten und Vernommenen aus dieſem ſeinem naturgemäßen Kreiſe ſich erinnern, während er das außer dieſen Gränzen Gelegene nur mühſam und mit Anſtrengung zurückrufen kann.

Es wird die, zunächſt zweifeitige Richtung des Gedächtniſſes unter den verſchiedenen Namen des Orts- und Sach-, wie des Ton- und Namengedächtniſſes bezeichnet. In allen dieſen Functionen bemerkt jener innre Sinn, welcher in einem weiteren Verſtande des Wortes: Gedächtniß iſt, zunächſt nicht das Gewordenſeyn, ſondern das Werden, nicht das ruhende Beſtehen und Beharren, ſondern das ſelbſtthätige Bewegen oder das Bewegtwerden der Dinge der innren Welt. Denn auf einer ſolchen ſelbſtthätigen Bewegung der Seele nach einem Gegenſtand der Außenwelt hin beruhet das Wort, mit welchem die Sprache den Gegenſtand bezeichnet, und welches das Gedächtniß im engeren Sinne auffaſſet.

Wie das Hören des leiblichen Ohres in der Phyſiologie öfters als ein Mittönen der Gehörnerven mit dem äußeren Ton betrachtet worden, oder als ein der Muskelbewegung nahe verwandtes, innres Bewegen, das durch ein äußres erregt wird; ſo iſt auch jener Act, in welchem die Seele des Menſchen, durch die alsdann eine höhere, ſelbſtthätige Kraft des Geiſtes wirkt, den Dingen der Außen- und Innenwelt ihren eigenthümlichen Namen gibt, eine innre, der Thätigkeit des Wollens und Begehrens nahe verwandte Regung, welche durch eine äußere, dem benannten Gegenſtand zukommende, erweckt wird.

Nach der, übrigens nicht ganz ſtatthaften, Vorſtellung einiger früher Jahrzehente, ſollte der gegebene Name öfters eine bloße Nachbildung der eigenthümlichen Laute oder der Stimme ſeyn, welche der benannte Gegenſtand für ſich ſelber oder bei einem äußeren Anſtoß von ſich gibt. Allerdings läßt ſich hin und wieder in den Menſchenſprachen dieſes Entſtehen der Namen für Thiere und manche andre Weſen der Natur deutlich erkennen. Die Einwirkung der äußeren Dinge auf

äußren, welcher jene allerdings in allen ihren Bildungen entſpricht, zeigt ſich dann am mächtigſten, wenn die äußere Welt den Sinnen ſich entzogen hat, oder ſie tritt auch mit eigenthümlich hellerem Glanze, mitten in dieſe äußere Natur hinein und ſtrahlet aus den von außen empfangenen Eindrücken hervor, wie ein vom hellen Kerzenlicht beleuchtetes Gebilde der Menſchenhand über die vom Mondenlicht beſtrahlte Landſchaft.

Es erſcheint hierbei öfters ungewiß, ob das was die innre Welt der Menſchenſeele vor den Augen des betrachtenden Geiſtes entfaltet, das Nachbild der äußeren Sichtbarkeit, oder ob ſie nicht vielmehr das Ur- und Vorbild aller der Geſtalten und Bewegungen und Töne ſey, welche, gegen einen ſolchen innren Glanz gehalten, die äußerlichen Sinnen nur wie Schattengeſtalten umgaukeln. Iſt die äußere, leibliche Erſcheinung ein Traum der innren, ſeeliſchen, iſt dieſe das wahre und wache Seyn, oder iſt die innre ein leibliches Traumbild und ein Nachklang der äußeren, und dieſe das wahre Urbild; ich weiß dieſes nicht zu ſagen, bis mir eine Sonne aufgegangen, welche mir das Walten des Geiſtes eben ſo helle macht, als das Wirken der Seele und des Leibes.

Allerdings bildet ſich die Seele ihre innre Welt, aus und nach der äußeren, welche ſie durch die leiblichen Sinnen erfaſſet, eben ſo wie der Leib in allen ſeinen Theilen durch die Nahrung ſich bildet, welche er von außen aufnimmt. Dieſe Nahrung, auch nach ihrer Verwandlung in Blut, würde nimmermehr gerade zu dieſem Glied, zu dieſem eigenthümlich geſtalteten Fleiſch und Gebein werden, wäre das Glied nicht ſchon vor der Nahrung da. Die ernährende, Fleiſch und Gebein erneuernde Kraft, iſt von derſelben Natur, wie die bildende Kraft, welche das Kraut oder das Thier geſtaltete, von denen der ernährende Stoff genommen worden; ja ſie iſt von höherer Art und Richtung als dieſe.

Das was die äußeren Sinnen den innren und dieſe der denkenden und wollenden Seele geben, iſt nur das Material, woran und worinnen die innre, ſelbſtſtändig vorhandne Wirkſamkeit ſich äußern kann, wie die Erde, oder überhaupt der planetariſche Körper, das iſt, woran der Sonnenſtrahl, der ohne ſichtbare Wirkſamkeit durch den lichtloſen Aether ging, ſich offenbar macht.

rwandt iſt, die in dem zum Wort verklärten und verwan-
lten Gegenſtand inwohnet, und hierauf gründet ſich unter
drem das merkwürdige Verſtehen des Sinnes auch einer frem-
n, ſonſt unbekannten Sprache, das in gewiſſen Fällen wahr-
nommen worden. Das Alterthum traute dem Menſchenworte
ie Kraft zu, die innre Bewegung der eignen Seele, die das
ort erzeugt, ſelbſt in thieriſche Seelen fortzupflanzen oder
erzutragen, und auf dieſes Vertrauen gründet ſich noch jetzt
einigen Völkern das Geſchäft der ſogenannten Schlangenbe-
wörer.

Mit dem obenerwähnten, unmittelbaren Uebergehen eines
ßerlich vernommenen Tones in das Wort, das dieſen Laut
hbildet, und ſo das brüllende oder ſchreiende Thier als Name
eichnet, iſt jenes Gedächtniß für Töne und Worte verwandt,
ches unverändert und treu den gehörten Schall auf die nach-
benden Organe der Stimme überträgt. Dieſer innre Sinn ent-
icht dem äußerlichen des Gehörs. Wir finden ihn im Thier-
h, beſonders an den ſingenden und Worte nachſprechenden
geln, und zwar auch hier bei verſchiedenen Vögeln von einer
derſelben Art in ſehr verſchiednem Maße. Denn es wird
ers unter zwölf Staaren von demſelben Alter und derſelben
ßeren Beſchaffenheit nur einer gefunden, an welchem die
Alle gleichmäßig gewendete Mühe und Belehrung nicht ver-
n iſt, und der vielleicht in wenig Tagen die vorgeſagten
rte beſſer und vernehmlicher nachſprechen lernt, als ein and-
in mehreren Monaten. So lernt auch unter mehreren Gim-
n aus demſelben Neſte der eine leichter und richtiger die ge-
ten Melodien nachpfeifen, als die andren.

**Dieſe Aeußerungen des ſogenannten Ton- ſo wie des Wort-
ächtniſſes im beſchränkten Sinne gehen beide von einem
demſelben innren Organe aus, ſo wie es nur ein äußrer
n, wie es immer daſſelbe Ohr iſt, das beides: die Töne
Melodien wie die Worte vernimmt. Die Fähigkeit des
imm- und Sprachorganes zur leichteren Nachbildung, mehr
Melodien oder mehr der Worte, ſcheint auf die Entwicklung
innren Gehörſinnes, mehr nach der einen oder nach der
chtung, einen bedeutenden Einfluß zu haben, wobei**

um ſo mannichfacher und reicher, wenn von der äußeren Welt nur noch einzelne Eindrücke in die leiblichen Sinnen fallen. Ein zu lauter und übermächtiger Andrang, ein zu mannichfacher und häufiger Wechſel der äußeren Anregungen zerſtreut und ſchwächet, ja vernichtet ſogar die Wirkſamkeit des innren Sinnes.

Es erſcheint allerdings gleich vom erſten Anbeginn der innren Wirkſamkeit der Seele der äußere Eindruck als ein ergänzender Theil, als ein nothwendig Zugehörendes zu dem Weſen des innren Sinnes, und jener wird deßhalb begieriger aufgeſucht, als die Nahrung des Leibes oder als im Thierreich das Verlangen der Geſchlechter. Der eben erwähnte, taub und blind zugleich geborne James Mitchel ergriff von Kindheit an alle Mittel, die Dinge der ihm verſchloſſenen Außenwelt durch Gefühl, Geruch und Geſchmack zu erkennen. Feſte Gegenſtände, beſonders Metalle, brachte er immer in Berührung mit den Vorderzähnen, nach Gordons Meinung, um ihre Härte zu prüfen; ſtundenlang ſaß er an dem Ufer eines Baches, um die fühlenden Finger durch das Betaſten der glatten und runden Geſchiebe zu ergötzen; wenn ihm der außerordentlich geſchärfte Geruch die Ankunft eines Fremden im elterlichen Zimmer verrieth, ging er nach jenem hin, fühlte ob derſelbe Stiefeln anhabe, und wenn dieſe ihm den Reiter zu erkennen gaben, ging er in das Vorhaus, ſuchte die Reitgerte und befühlte ſie mit Wohlgefallen, ging dann in den Stall und betaſtete mit ähnlicher Luſt das fremde Pferd oder prüfte an dem neu angekommenen Wagen, den er überall befühlte und beroch, unzählige Male mit der Hand die Elaſticität der Federn. Täglich war er bemüht, den engen Kreis ſeines Erkennens weiter auszudehnen, und die Gegend um das Haus ſeines Vater hatte er bis auf einen Umkreis von mehreren hundert Ellen ſo genau mit dem Gefühl durchforſcht, daß er da überall ohne Anſtoß und ohne Furcht umhergehen konnte. Bemerkenswerth war ganz beſonders die Begierde, mit welcher er den, wie ſchon der äußerlich ſichtbare Zuſtand der Augen verrieth, ganz überaus ſchwachen Schimmer von Licht oder Farben aufſuchte, der noch zu ſeinem Sehorgan gelangen konnte. Zwar hatten dieſe Augen ſchon am Säugling eine ſolche Unempfindlichkeit auch gegen die ſtärkſten Eindrücke des Lichtes, auch gegen den auffallendſten Wechſel von Finſterniß und Helle gezeigt, daß die Mutter hieraus die Blind-

heit noch eher erkannte als die zugleich angeborne, ganz complete Taubheit; als aber mit dem selbstthätigen Willen zugleich das Sehnen nach dem äußeren Sinneseindruck mächtiger erwachte, da bemerkte der Knabe auch jenen leisen Eindruck des Lichtes auf die mißgebildeten Augen, der nach Stewards Beobachtung wohl viel näher dem Gefühl für Wärme verwandt, als ein eigentliches Sehen seyn mochte. Schon durch die Weise, wie er diesem Eindruck nachging, zeigte er sich ganz in seiner vernünftig menschlichen Natur. Er suchte in einem Nebengebäude, oder in einem verdunkelten Zimmer, die kleinen Oeffnungen auf, durch welche die Sonnenstrahlen ins Dunkel hereinfielen, deren Licht er dann begierig ins Auge faßte. Nachdem er erst den selbstständigen Gebrauch der Glieder gelernt, verschaffte er sich dieses besondre Vergnügen oft selber, indem er, wo es ihm erlaubt war, Thüren und Läden schloß und dann die Spalten oder Löcher aufsuchte, durch welche noch Licht hereinkam. Eben so war es ihm ein besonderes Vergnügen, zwischen sein Auge und die Sonne oder einen andern leuchtenden Körper allerhand durchsichtige oder spiegelnde Gegenstände zu halten, welche das einfallende Licht concentrirten und verstärkten. Nicht selten gab er den Stücklein Glas, womit er dieses Spiel trieb, durch Abbeißen mit den Zähnen die Gestalt, welche ihm zu seiner Absicht die bequemste schien. Oefters zündete er sich in den langen Winterabenden ein Licht an, mit welchem er sich in einen dunklen Winkel zurückzog und dann am Schein sich ergötzte. Selbst die Mienen und Stellungen des Knaben verriethen in solchen Fällen die menschliche Wißbegier, mit welcher er in die ihm unbekannte und ferne Welt der oberen Sinnen einzudringen suchte, und das Staunen, das ihn bei jeder fernen Spur dieser Welt ergriff.

In der That, um das eigenthümliche Geschäft der denkenden Seele und ihrer innren Sinnen, so wie die Priorität und Ueberlegenheit ihrer wirkenden Kraft, vor und über die Macht des äußeren Eindruckes recht augenfällig kennen zu lernen, kann uns nichts lehrreicher und günstiger seyn, als die Entwicklungsgeschichte des eben erwähnten James Mitchel.

Es zeigt sich uns da zuvörderst, daß nicht der äußere Sinneseindruck es sey, der durch sein „Hineinfallen" in den innren Sinn, hier nach mechanischem Gesetz — wie der Hauch

ſt in der Memnonsſäule den Ton — die geiſtige
erſt erzeuge oder wecke, ſondern der innre Sinn iſt
reſt aus ſelbſtthätiger Regung den ihm zugehörigen
der Außenwelt aufſucht und dieſem nachgeht, wie
is d[illegible]he Thier der feſtſtehenden oder vor ihm fliehenden
[illegible]n. oder wie das männlich begehrende Lebendige dem

[illegible] ſich an James Mitchel ferner, daß die ſelbſt-
rende und wiedererneuernde Kraft des Gedächt-
meiſt von der Thätigkeit der beiden ſogenannten
[illegible]ne des [illegible] — Auge und Ohr — abhängig ſey,
ie [illegible]r war das Gedächtniß jenes taub und blind gebornen
haben ſchärfer als bei vielen ſehenden und hörenden Men-
n. Er kannte alle ihm zugehörigen Kleider und andre Ge-
uſtände, und unterſchied ſie aufs ſorgfältigſte von ſonſt
wöhnlichem fremden Eigenthum. Die einmal mit dem Gefühl
d Geruch genau durchforſchten Räume waren ihm, in der
ſtändigen Nacht, die ihn umgab, eben ſo bekannt und ver-
raut, als ſie dieß gewöhnlichen Menſchen durch Hülfe des
Lichtes nur einen Theil des Tages ſind.

Bei einigen Aeußerungen dieſer innren Anſchauung des Vergangenen zeigte ſich denn auch ſchon mehr als eine bloß (mechaniſch) reproducirende Kraft des Gedächtniſſes; es zeigten ſich menſchlicher Verſtand, Vernunft und moraliſches Gefühl. Laſſen wir es uns nicht verdrießen, den vermeintlichen pſychiſchen Block: dieſe Memnonsſtatue, zu welcher jedem Lufthauch der Zugang abgeſchnitten ſchien, noch weiter in ſeinen Aeußerungen zu begleiten. Eine ſtarke Verwundung an einem ſeiner Füße hatte James genöthigt, einige Zeit das Zimmer zu hüten. Er ſaß während der Zeit dieſes Leidens in der Nähe des Feuerherdes und hatte dabei den kranken Fuß auf einen kleinen Schemel aufgeſtellt. Länger als ein Jahr nachher betraf einen Knaben, der in Mitchels elterlichem Hauſe diente und mit welchem der Taubblinde öfters zu ſpielen pflegte, ein ähnliches Unglück. James, als er bemerkte, daß ſein Gefährte ſo ungewöhnlich lange an einem Ort ſitzen blieb, befühlte ihn mit den Händen und entdeckte ſo gar bald die Binden an dem kranken Fuß. Augenblicklich begab er ſich die

Taſtens wirkt überhaupt dann am ſchärfſten und ſtärkſten, wenn die andren Sinnen, vorzüglich das Geſicht, den Eindrücken der Außenwelt verſchloſſen oder außer Wechſelverkehr mit ihr ſind. Daſſelbe bemerken wir denn auch bei dem innren Urbild des Taſtſinnes. Denn wenn jener Nachtwandler, den der Knall eines nahe bei ſeinem Ohre abgeſchoſſenen Piſtoles nicht erwecken konnte, augenblicklich munter wurde, ſobald der treue Haushund zu bellen anfing, wenn Andre bei dem Ausrufen ihres Namens aufwachten; wenn ſelbſt im gewöhnlichen Schlafe, den ein zehnfach ſtärkeres Geräuſch von andrer Art nicht zu unterbrechen vermochte, eine zärtliche Mutter die leiſen Laute des eben erwachenden Kindes vernimmt, ſo zeigt ſich dabei jener innre Sinn geſchäftig, welcher das eigne Wollen und Erfaſſen der Außenwelt beachtet und ſeiner ſelbſtthätigen Bewegungen ſich erinnert. Auch unter den äußeren Sinnen ſchläft, in den meiſten Fällen, der des Gefühles leiſer als die andren, und einen feſt ſchlafenden Menſchen, den weder ein heller Lichtglanz noch das laute Sprechen in ſeiner Ruhe ſtörte, erweckt öfters eine leiſe Berührung mit der Hand. Wir gehen, im gewöhnlichen, wachen Zuſtande, an mannichfachen Gegenſtänden vorüber und hören vielfältige Stimmen und Laute, aber zugleich iſt die Seele durch Leidenſchaften oder Gedanken über das eigne künftige Wollen und Wirken bewegt. Wir ſind dann am Ende des Weges, und Alles was während deſſelben ins Auge gefallen oder vom Ohr vernommen worden, iſt vergeſſen oder vielmehr die Erinnerung daran zurückgedrängt, durch die vorherrſchend mächtige Erinnerung an das ſelbſtthätige Walten des eignen Wollens und Denkens, welche den innren Taſt- oder Gefühlsſinn erfüllt. Nur ein ſpäterer Anlaß macht zuweilen zufällig jene zurückgedrängten und unbemerkbar geweſenen Spuren der äußeren Eindrücke wieder ſichtbar, welche damals zugleich die andren innren Sinne aufregten, und welche allerdings auch nicht aufhören im Stillen geſchäftig zu ſeyn. Denn Alles was den Leib und ſeine Sinnen berührt, das kommt hierdurch in einen Rapport mit der Seele und in einen Beſitz derſelben, welchen keine Zeit wieder auflöſen vernichten kann (m. v. den §. 26).

Die Betrachtung des innren Taſtſinnes führt uns übrigens zu einer andren Bemerkung, welche auch über den Zuſam-

menhang des Geſchäfts der andren innren Sinnen mit dem ſelbſtthätigen Wirken und Wollen der Seele einiges Licht verbreitet. Schon von der niederen und abbildlichen Region her ſind die Eindrücke, welche auf das leibliche Gefühl geſchahen, der Erinnrung weniger und ſchwerer zugänglich, als die höheren Sinneseindrücke. Es iſt der heftigſte Schmerz, einige Stunden oder Tage nachdem er aufgehört, zwar nicht vergeſſen, aber die Erinnerung kann ihn nicht deutlich vorſtellen, während das Bild der ſchneidenden oder brennenden Inſtrumente, welche den Schmerz erregten, die Geſtalt der Umſtehenden und öfters ſelbſt jedes bei der Operation geſprochne Wort der Seele ganz klar und gegenwärtig blieben. In einem gewiſſen Falle hatte ein krank Geweſener alle von ihm erlittenen Schmerzen bei der Geneſung gänzlich vergeſſen, obgleich er ſich alle andren Umſtände und Begegniſſe ſeines Krankſeyns erinnerte. Ein ſolches Verſchwinden aus der Erinnerung wird vorzüglich bei ſolchen Schmerzen bemerkt, welche in Organen ſtatt fanden, deren Nerven aus der dem Willen verſchloſſenen Region der Gangliargeflechte entſpringen. Wir würden auch der leiblichen Wohlgefühle eben ſo vergeſſen und ihrer innren Wiedervorſtellung eben ſo wenig fähig ſeyn, als jener der Schmerzgefühle, wenn nicht das wiedererwachende Bedürfniß und Streben nach der genoſſenen Speiſe zugleich die Erinnerung an ihren Wohlgeſchmack hervorriefe. Es ſteht deßhalb die Rückerinnrung an das empfundene Gefühl mit dem Vermögen, und zum Theil ſelbſt dem Streben des Willens, daſſelbe zu erneuern, in Zuſammenhang, und iſt von ihm abhängig. Ja in gewiſſen Fällen ſcheinet, bei einer theilweiſen Verdunklung des Gedächtniſſes und Erinnerungsvermögens, nur jene Partie des vergangenen Lebens noch beleuchtet, zu welcher die Seele ein Zug der Neigungen hinführet, welcher auf eine höhere Verwandtſchaft hindeutet. Die noch hellgebliebene Partie iſt zuletzt öfter nur die der unſchuldigen Kindheit.

Die Marcheſe Solari zu Venedig, deren Mutter eine Franzöſin geweſen, und die daher in ihrer Kindheit franzöſiſch geſprochen, dieſes jedoch ſpäter verlernt hatte, vergaß auf einmal während des Fiebers all ihr Italieniſch, und ſprach nur geläufig franzöſiſch. Nach der Geneſung kehrte ihr die ge-

wöhnliche Fertigkeit im Italieniſchen wieder, und ſie verlernte wieder das Franzöſiſche. In ihrem hohen Alter konnte ſie jedoch abermals kein Italieniſch mehr ſprechen, ſondern nur noch die Sprache ihrer Kindheit: Franzöſiſch.

Dennoch iſt bei mehreren Fällen dieſer Art der Grund des Vergeſſens in der Gebundenheit der ſelbſtthätig wirkenden Kraft des reiferen Alters zu ſuchen. Denn auch nach den Zuſtänden des magnetiſchen Hellſehens iſt, wie oben erwähnt, die Erinnerung an alles während denſelben Empfundene, an das geſprochene Wort ſo wie an die vollbrachten Handlungen, völlig aus der Erinnerung verſchwunden. Es hat hierbei eine bewegende Kraft gewirkt, welche die Seele im Zuſtand des gewöhnlichen Wachens nicht ſelber in und aus ſich zu erzeugen vermag, deßhalb iſt ihr auch die Wiedererinnerung des ungewöhnlich Gewirkten nicht möglich.

Auch dieſes eben erwähnte Verhältniß des innren Taſtſinnes zu den andren Sinnen erinnert an das oben erwähnte Verhältniß der Nerven, welche zu den Sinnesorganen ſo wie zu den willkürlich beweglichen Theilen gehen, zu den ſogenannten ſenſiblen, welche den Organen ihr Gefühl geben, und es erſcheinen hierbei die vier andren innren Sinnen mit dem fünften in einem Gegenſatz, der uns noch an einem andren Orte beſchäftigen wird.

Wie bereits erwähnt, finden ſich alle innren Sinne der Seele, eben ſo wie die äußerlichen des Leibes, nicht allein bei dem Menſchen, ſondern auch am Thiere. Dieſes hat mit uns das Träume bildende und die Furcht erregende Vermögen der Einbildungskraft gemein; es verräth der gelehrige Sangvogel das Gedächtniß für Töne, ja für Worte; das Daſeyn des innren Sinnes, welcher dem äußren Geruch entſpricht, zeigt ſich an den Aeußerungen eines Orts- und Perſonengedächtniſſes, welches am Hunde von bewundernswürdigerer Stärke erſcheint als am Menſchen; der innre Taſtſinn wird ſchon an der Gelehrigkeit des Thieres für mancherlei künſtliche Bewegungen und Handlungen erkannt. Denn dieſe Gelehrigkeit beruht auf der deutlichen Zurückerinnerung an das vorhergethane Thun und Wirken.

Bei dieſem Vergleich der innren Sinne am Thier und am

n erfahren wir daſſelbe, was uns der Vergleich d
nen an beiden lehrte. So wie unter den leiblich
gerade die beiden ſcheinbar niedrigſten: Geſchmack u
es ſind, durch deren Entwicklung und Stärke d
ſich vor andren Lebendigen auszeichnet; ſo finden ſi
g igen Natur auch der Geſchmack (entſprechend dem
der Zunge) und die Beſinnungskraft am eigenthüm
gſten entfaltet. Von dem Orts- und Perſonenge
wenigſtens (dem Sachgedächtniß in einem engern
iſt es augenfällig und erwieſen, daß es beim Thier
lten in vorhanden und ſchärfer
im Menſchen. ſelbſt von dem berühmten
es Dundas e... n jenem innren Sinne über
t , als an Spürk des leiblichen Geruches von den
Hauvvögeln und Hunden. dem nahen Zuſammenhang
in welchem die Richtung des G chtniſſes mit der bl
ducirenden Einbildungs , iſt es nicht unwahrſch
lich, daß auch dieſe bei ieren ſchärfer und tr
als bei den meiſten ielleicht in demſelben
in welchem einige uns an leiv r Sehekraft übertreffen
Tongedächtniß erſcheint, wenigſtens bei manchen Vög
ausgezeichneter Schärfe. Dagegen iſt es der Geſchma
edelt zum Schönheitsſinne, welcher über alles Wirken
ren Sinnen bei dem Menſchen dieſes Eigenthümliche (ei
Menſchliche) verbreitet, wodurch unſre Seelenthätigkeit a
ſten von der thieriſchen ſich unterſcheidet, und es iſt die
nungskraft allein, durch deren ausgezeichnete Stärke un
berlegung und Vernunft zu derſelben Herrſchaft und Ober
vor und über allen Lebendigen der Sichtbarkeit gelange
welcher, nach einer alten Anſicht, unſern Leib der Be
fühlenden und feingreifenden Hände erhebt.

Aber auch ſchon bei den übrigen innren Sinnen da
Eigenthümliche, das dieſelben in Verbindung mit dem
(S. 555) erwähnten, göttlich menſchlichen Erkennen in
Natur haben, nicht überſehen werden. Nur der Menſ
die ſchöpferiſche, auf ein Künftiges und Unſichtbares geri
Einbildungskraft (m. v. §. 58). Nur der Menſch merket
die Bedeutung von Worten, welche ſich auf ein Ueberſinn

ung geführt, welcher dem Menschen die Sprache einhaucht und singe gibt. Sprach doch an jenem Unglücklichen die ganze Bildung des Leibes und sein Benehmen, die innwohnende, menschenverständige Fassung, gleich für den ersten Blick aus; und verschied denselben eben so augenfällig, als andre, gesunde Menschen, von einem Blödsinnigen. Jenes Blicken und Gebärden, womit es etwa das Staunen über die Spur eines Lichtstrahls, welche er verfolgte, zu erkennen gab, trugen vollkommen in sich Maße das Gepräge von Geist.

Wir finden an unserm Taubblinden auch die Vernunft zu allen ihr sonst gewöhnlichen Verrichtungen befähigt. Diese Kraft der Seele, welche das Verhältniß des eignen Wesens zu fremden Vermögen, zu andren, äußeren Wesen und Vermögen bemerkt und die Wechselbewegungen beider gegen einander lehrt, verräth sich schon in einigen der oben erwähnten Züge aus James Benehmen. Gegründet auf das innere Geschäft der Vernunft, war jener Gehorsam gegen fremden Willen, jene Folgsamkeit und Reue über gemachte Fehler, welche er blicken ließ, wenn man ihn sanft zurechtwies, so wie jener heftige Unwille, der ihn ergriff, wenn er mit einer unverhältnißmäßigen Strafe behandelt ward. Vernünftig war die bereits erwähnte Anordnung des eignen und fremden Eigenthums, und es war die der Menschenseele gegebene innre Vertheidigungswaffe gegen fremde List — die Vernunft — welche es dem Knaben, als ihn die Dienstleute auf Befehl des Vaters mehrmalen hinderten, die fremden Leute im Stalle zu besuchen und zu betasten, in den Sinn gab, Stallthüre von außen zu verschließen, damit jene nicht hineinkommen. Vernunft, im Geleite des ordnenden Verstandes, lehrte ihn zu jenen kleinen Dienstleistungen, welche er öfters seinem Antrieb, in Haus und Stall verrichtete, und zu den Aeußerungen von natürlicher Zärtlichkeit, welche er so oft gegen Itards harte Beschuldigung der Taubstummen, als Wohlthätern erwies. Er hatte durch den Geruch bemerkt, daß seine Schwester, welche eben im Freien gewesen, naße Füße habe, da brachte er trockne Kleider und nöthigte sie zu wechseln. Die Trennung von Menschen, die er liebte, auch auf kurze Zeit, war ihm schmerzlich, und er äußerte diesen Schmerz auch, wenn Dienstboten das elterliche Haus verließen.

Aeußerungen des Fern- und des Vorausgesichts, welche wir oben
27 u. 34) beschrieben, schlechterdings unmöglich. Diese Tha
lassen uns vielmehr jene εἴδωλα, von denen Demokrit spri
etwas zu dem äußern, empfindbaren Gegenstand Gehöriges,
Verwandtes, als selbstständig in der Seele inwohnend, voraus
Sie sind die Beziehungen der lebenden Monas oder der See
die ganze mitgeschaffene Welt der Dinge (Leibnit. princip. Phil
58, 63, 66, 86), mit denen das organische Einzelwesen durch ei
Alle waltendes Band vereint ist. Die Kraft dieser Vereinigung
Wirksamkeit des Bandes ist es eigentlich und a
was von der Seele empfunden wird, nicht der sinnliche
nach welchem der Zug des Bandes hingeht. Daher kann auch
Ferngesicht) eine Wahrnehmung der Sinnenwelt entstehen, wen
den leiblichen Sinnen unerreichbar fern stehet; es kann etwa
dem innern Auge gesehen werden, was das äußre Auge noch nic
Denn jener innere, auch schon vor der Annäherung der empfin
Gegenstände an die Sinnen vorhandene Zug des Bandes kan
durch einen andern, innern Grund wirksam werden. Insgeme
doch, und in dem gewöhnlichen, gesunden Zustand unsers Wesens
jener Zug des einen Geschaffnen zum Andern, so lange die See
dem Leibe verbunden ist, erst bei der leiblichen Annäherung
Wechselwirkung in Wirksamkeit.

Die Aeußerung Plato's (in Timaeo 44), daß die Seele
nachdem sie sich mit einem vergänglichen Leibe vereinte, durch da
und Abströmen der sinnlichen Empfindungen (wie schlaftrunken)
nunftlos, und erst später wenn der Fluß der Ernährung un
Wachsthums etwas abgenommen, vernünftiger Ueberlegung
werde, bezieht sich auf die Beobachtung eines Wechselverhältnisse
pa siv aufnehmenden Vermögens zu der selbstthätigen Kraft der
welches uns später (im §. 38) beschäftigen wird.

Eine Ahndung von dem höhern Element des Erkennens, w
allein auch den Wahrnehmungen der Sinnen eine Sicherheit zu
vermag, gehet schon aus den zehn Grundsätzen oder Sprüchen
Skeptiker (Sext. Empir. Pyrrh. hyp. I, 36; Diog. Laërt. IX,
hervor, so wie aus der Lehre der Stoiker von dem Urtheil oder
Meinung der erkennenden Seele, welche unsern Gefühlen zu Gr
liegen (Galen. de Hipp. et Platon. placit. L. III, c. 1, 2, ed. Ba
Vol. V, p. 365, 366).

Jene Thätigkeit der Seele, welche nach Maximus Tyrius (
XL, p. 418, 420) vernunftlos ist, heißet Empfindung. Außer
kommt jedoch der Menschenseele auch noch eine göttliche un
menschliche Thätigkeit des Erkennens zu; jene ist die des selb
ten Geistes (νοῦς), diese heißet Verstand (φρόνησις). —
pfindung gewährt Erfahrung, der Verstand schaffet das
(λόγον), der selbstbewußte Geist gibt die Gewißheit. Das
der Empfindung gleichet dem des Handlangers, das des V
dem des Geometers, das des selbstbewußten Geistes gleichet d
des Alle leitenden Baumeisters. — Der Alles vereinende
nende Wille der Seele wird von Augustin (de Trinitat. XI
Par. 912) mit dem Gewicht verglichen, während die innren
(Gedächtniß und Phantasie) nur Zahl und Maß angehen.

Ueber der Erinnerung im Menschen stehet noch eine Er
an diese Erinnerung: ein Denken und Wissen von sich selber
liber. arbitr. III, c. XIX, 52, ed. Par. I, 607).

Die Phantasie ist nach Aristoteles das Vermögen der S
welches ein Bild in uns entsteht, nicht die Kraft etwas me

n oder zu bezeichnen. — Sie iſt nicht Eines mit dem
inn und ſeiner Thätigkeit; denn wenn dieſer, z. B. im
r Traum ruhet, iſt dennoch die Phantaſie noch geſchäftig.
Sinn iſt immer da, der innre nicht; jener ſieht, was
rhanden iſt, dieſer vermag auch Falſches zu erdichten. Auch
der Meinung iſt die Phantaſie ein und daſſelbe; denn aus
ung wird durch die Kraft des Verſtandes (λόγος) die feſte
ung oder der Glaube (πίστις), welchen das Thier nicht hat,
der dem Menſchen inwohnende λόγος abgehet (Arist. de
c. 3).
edächtniß (μνήμη) und das Erinnerungsvermögen oder die Be-
aft nach S. 576 (ἀνάμνησις) werden von Ariſtoteles genau un-
. Das Gedächtniß bezieht ſich auf ein Gewordenes, ſchon Gege-
mit der Einbildungskraft verwandt und verbunden (Arist. de
remin. c. 1). Das Erinnerungsvermögen dagegen iſt nur
chen eigen (ib. c. 2). Geniale Menſchen ſind mehr mit Er-
ermögen begabt, beſchränkte mehr mit Gedächtniß (ib. c. 1).
Gedächtniß weiß, was geſchehen iſt, das Erinnerungsvermö-
unter welchen Umſtänden es geſchehen iſt.
Geſchäft der Phantaſie wird von Chryſippus als ein Ein-
er vielmehr Aſſimiliren des äußern Eindruckes vorgeſtellt
. Laërt. VII, 50; als ein innerliches Ziriren der Erſchei-
ch Suid. sub voc. φαντασία.
Einbildung wird von außen durch die Macht des Eindruckes
s Sinnes auf das Erkenntnißvermögen erzeugt; der Trieb
innen aus der Selbſtthätigkeit (Spannung) des ſelbſterken-
iſtes hervor (Philo Jud. SS. Leg. Alleg. I, 45, ed. Mang. I.
Gedächtniß vergleicht Philo mit dem wiederkäuenden Kamel
Capacität zu trinken (de poster. Cain. ed. Mang. p. 254).
Maximus Tyrius (diss. XXVIII, p. 290) iſt die Erin-
r die Geburt des dem Menſchen inwohnenden Keimes der
. Wie eine von obenher Alles überblickende Sonne zu dem,
hrem Lichte) ein Schritt vor Schritt gehender Fußgänger
, verhält ſich das göttliche Erkennen zum menſchlichen
. 12).
rgane des innren Menſchen erkennt an Baſilius Cäſarienſis
Princip. Proverb. ed. Par. II, 109).
hantaſie iſt der erſte oder feinere Leib der Seele, und bildet
ſame Gränze zwiſchen der Seele und dem äußern, gröbern
ph. Schol. in Synes. ed. Par. cm. not. Dion. Petav. p. 382.
Träume, vorzüglich aber in den Zuſtänden, die zwiſchen
Wachen ſtehen, kann man oft die Thätigkeiten der verſchie-
rn Sinnen, wie die Nachklänge der Glocken neben einander
n, ohne daß eine auf die andere Einfluß hat. Das Gedächt-
holt uns eine Reihe von Worten, zugleich ſtellt uns die
Geſtalten vor, welche mit jenen Worten durchaus in keiner
ſtehen.
n waſſerleeren Ebenen von Afrika, dem Verſchmachten vor
, träumt Mungo Park ohne Aufhören von den waſſerreichen
nd Auen ſeiner Heimath. Von dem Ergänzungs- und Er-
rmögen, welches an der Phantaſie der einſam eingeſchloſ-
benvögel bemerkt wird, erzählt Bechſtein in ſ. gemeinnützigen
ichte Deutſchlands im 2ten Band S. 71; eben daſelbſt ſpricht
m Gedächtniß der Vögel. — Von dem innren, weſentlichen
hang zwiſchen Wort und Sache wird noch im §. 42 weiter
eyn. — Das obenerwähnte Monſtrum von Gedächtnißkraft;

Später aber, vielleicht durch den mehrmaligen Wechſel belehrt, daß dieſe nicht ſo nothwendig und nahe zu ihm gehörten, als die Verwandten, blieb er bei ſolchen Trennungen ruhig, während ihn das Hinweggehen der Eltern und Schweſter, nach wie vor, in große, innre Bewegung ſetzte.

Bei dieſer zärtlichen und lebhaften Anhänglichkeit an Alles, was ihm näher zugehörte, bliebe das Benehmen des taubblinden Knaben beim Tode ſeines geliebten Vaters unbegreiflich, wenn nicht dabei eben wieder ein innres Wirken und Weiterſchließen der menſchlichen Vernunft vorausgeſetzt werden dürfte, das ſich ſo vielfach, mitten durch die äußere Hülfloſigkeit, zu erkennen gab. James war faſt ſechzehn Jahre alt, als ſein Vater (im Juni 1811) ſtarb. Der Knabe hatte zwar kurz vorher einmal mit einem todten Vogel geſpielt, den er immer auf ſein Knie legte und dann lachte, wenn der Vogel, ſtatt zu flattern oder feſtzuſtehen, herabfiel; aber dieß hatte dem Taubblinden wohl ſchwerlich einen Begriff von dem was Tod ſey gegeben. Als ſeine Hand den erſten menſchlichen Leichnam — dieß war eben der ſeines Vaters — berührte, fuhr er voll Schauder zurück; er fühlte darauf die Leiche noch einmal im Sarge an, und am Abend nach dem Begräbniß ſah man ihn mit beiden Händen auf das friſche Grab ſchlagen; doch ſtund ſeine Schweſter zu fern von ihm, um die Gebärden, welche das hierbei waltende Gefühl verrathen hätten, zu beobachten. Mehrere Tage beſuchte er das Grab ſehr oft, und verſäumte von nun an, ſobald er etwas davon bemerkte, niemals mehr, den Beerdigungen beizuwohnen, welche auf demſelben Kirchhof vorkamen. Als ſeine Mutter kurz nach des Vaters Tod unwohl war, und dabei zu Bett liegen mußte, weinte er ſehr. Ihn ſelber wollte man auch, bei einer Kränklichkeit, zufällig in dieſelbe Bettſtelle legen, worin ſein Vater geſtorben war, er aber blieb da keinen Augenblick, und ward erſt ruhig, als man ihn auf ein andres Lager gebracht hatte.

So erkennen wir bei unſrem Taub- und Blindgebornen, mitten in dem (gleichſam) nur halbvollendeten Leibe eine nach allen Richtungen vollendete Wirkſamkeit der Menſchenſeele. Er hatte deutliche Vorſtellungen jener reproducirenden Einbildungskraft, welche wir ſonſt zumeiſt mit dem Sehvermögen

dann aber für heute die Namen merkte, hatte dabei die leb-
Erinnrung an die Geſchichte ſeiner früheſten Jugend; ſang
die er damals geſungen, erzählte Auftritte aus ſeinem Knaben-
nglingsalter. — Beſonders merkwürdig erſcheint aber, unter
n noch hieher gehörigen, jener Fall, der im neuen allgem. Re-
für emp. Pſych. von Mauchart und Tſchirner, 1ſter Band S.
ihlt wird. Ein Mann, vom Schlagfluß gelähmt, ſchien die
ſo ganz verloren zu haben, daß er alle ſeine Wünſche und
iſſe, da er nicht ſchreiben konnte, durch Zeichen ausdrücken
Im Anfang verſtunden die Seinen dieſe Zeichen nur ſelten,
ich dann im Unwillen alle Mühe zu ſprechen, brachte aber nur
lirte Laute hervor. Demunerachtet las er bald wieder, an
Morgen und Abend, ſein Morgen- und Abendgebet aus einem
ıut, völlig vernehmlich und ohne einigen Anſtoß her, als ob
rachvermögen gar nicht gelitten hätte. Das erſte Mal als dieß
freuten ſich die Seinigen, weil ſie glaubten, er hätte den Ge-
der Sprache ganz wieder erlangt, und erwarteten nun, er
en Tag über ſprechen; er aber blieb bei ſeinen ſtummen Zei-
o oft und mühſelig er ſich auch anſtrengte, nur ein einziges
us freiem Trieb zu ſprechen. Auf dieſe Weiſe fuhr er mit
Gebetsübungen fort, und von nun an bis zu ſeinem Tode blieb
ıß er zwar laut und vernehmlich leſen, aber von ſich ſelber
rt ſprechen konnte. (M. v. über ähnliche Fälle auch den §. 42.)
zählung der merkwürdigen Sprachvergeſſenheit der Marcheſe
ıu Venedig verdanke ich der mündlichen Mittheilung des treff-
eſchichtsforſchers Leopold Ranke. — An die ſchon bei §. 22
en Fälle von Gedächtnißſchwäche des vorgerückten Alters reiht
an, was uns von dem berühmten Anton Arnauld erzählt
elchen, aus dem dumpfen Traume des Alters die Erinnerung
Siege ſeiner Nation erweckte. Der gelehrte Abt Teraſſon
einem Alter ſo vergeßlich geworden, daß er ſich von dem Ge-
ſeiner ganz ungelehrten Haushälterin mußte aushelfen laſſen.
berühmte Philolog Daniel Heinſius hatte in ſeinen letzten
Alles vergeſſen, was er ſpäter gelernt hatte und bloß noch das
frühеſten Jugend Erlernte, das 4te Buch der Aeneis, aus-
ehalten. Andre hieher ſich anreihende Fälle ſollen noch im
uptabſchnitt dieſes Buches berührt werden. Die einfache und
näße Gedächtnißkunſt der Alten, hauptſächlich auch auf gute,
Anordnung der auswendig zu behaltenden Rede gegründet,
h bei Cicero de Oratore L. II, c. 86 — 88, Quinctilianus I,
I, c. 2. Neuere Syſteme der Mnemonik unter andren in
s ſyſtematiſcher Anleitung zur Theorie und Praxis der Mne-
810. — Mnemonik oder praktiſche Gedächtnißkunſt 1811.

Wechſelverhältniß der innren Sinnen und der n Seelenkräfte zu einander und ihr ſelbſtſtändi- erhältniß zu den Eindrücken der Außenwelt, an einem Beiſpiel erläutert.

37. Eine innre Natur der Seele iſt da, voller mannich- faltigen, Bewegungen und Töne. Dieſe innre Natur, Geſchiedenheit und ſelbſtſtändigen Abgränzung von der

vor der Empfindung der Sinnen und vor dem Gefühl der Oberfläche des Leibes, die ſelbſtſtändig von innen nach außen wirkende, bewegende Kraft. Sie äußert ſich, vorerſt wenigſtens, als ein zuckendes Ausſtrecken und Stoßen der Glieder. So regt ſich auch in der Menſchenſeele zuerſt und ſelbſtſtändig das Sehnen nach dem Erkennen und Verſtehen eines Bildes, das von ewiger Natur in der vergänglichen Welt der Dinge ſich abſpiegelt. Es iſt nicht das äußere, an ſich todte Abbild, welches zuerſt die Seele aufſucht und mit belebender Kraft um dieſe wirbt; ſondern dieſe iſt es, welche mit unaufhaltſamem Zuge jenes Abbild ſuchet, damit ſie durch die Kraft des Geiſtes es belebe und verkläre.

Auch die Atmoſphäre der Planeten iſt eines eignen Lichtes und Leuchtens fähig, wie die Atmoſphäre der Sonne, aber das Licht des Planetendunſtkreiſes bedarf in ſeinem jetzigen Zuſtande einer Aufregung, einer Weckung durch die Sonne. So wohnt auch im Geiſte des Menſchen die Schöpferkraft von göttlicher Natur, durch welche die ganze Sichtbarkeit mit allen ihren mannichfachen Weſen geſchaffen iſt. Aber die Gedanken vom Göttlichen, deren der Menſchengeiſt fähig iſt, werden erſt durch Gottes Gedanken, wie ſie in den Werken und im Wort ſich geoffenbaret, zum Wachen und Leben gebracht, und es bleibt zuletzt nur das Sehnen und Suchen nach dieſer Nahrung einer höheren Verleiblichung (ein Sehnen, gleich jenem des Säuglings nach der Mutterbruſt), Eigenthum und Vorrecht der Menſchennatur.

Ueberall jedoch, wo dieſe Menſchennatur die zur That und zum Wort gewordenen Gedanken der Gottheit erfaſſet, hält ſie dieſelben mit einer beſondren Macht, als Gebilde der Erinnerung feſt, als hätte ſie ein Eigenthums- und Herrſcherrecht über jene Gedanken. Und ſie hat dieſes wirklich, denn ſie iſt ſelber vom Geſchlecht des Herrſchers. Darum eilt auch der urtheilende Verſtand des Menſchen ſeiner Natur nach von Gedanken zu Gedanken, bis er — wie das weitblickende Auge als Quell des Lichtes, das unermeßlich weit entfernte Geſtirn — den letzten Grund alles Seyns in Gott erkannt. Die Vernunft aber, zunächſt das eigne Weſen und ſein Bewegen vernehmend, ſchließt zuletzt das eigne Sehnen, das eigne, arme

Denn das was der Welt der innren Sinnen ihr eigenthümliches Leben und ihren geiſtigen Reiz gibt, das iſt eine Kraft, welche auch in dem taub und ſtumm zugleich gebornen James Mitchel ſelbſtſtändig wohner, und welche eine ſolche ſcheinbar nach außen ganz verſchloſſene Seele fähig machet, in den Bewegungen der andren Glieder, beſonders aber durch die taſtenden Hände, eine menſchliche Vernunft zu äußern, höher als die, welche das Thier oder den Blödſinnigen bei ihren Bewegungen leitet, obgleich dieſen beiden alle Quellen und Zugänge der äußerlichen Erkenntniß offen ſtehen. Es wiederholt ſich hier der alte Streit: über das Entſtehen der lebendigen Weſen, in einer andren, geiſtigeren Region. Eben ſo wenig als ein belebtes Thier oder der Menſch aus den bloßen anziehenden und abſtoßenden Kräften der irdiſchen Elemente entſtehen konnten (nach §. 6), eben ſo wenig „entſteht" das, was den Menſchen in ſeinem Innren erſt zum Menſchen macht: die Vernunft, aus den Elementen des äußeren Erkennens, aus der zur innren Sinnenwelt geſteigerten Anſchauung der äußeren Sinnen. Hier wie dort iſt ein Oberes und Innres ſelbſtſtändig vorhanden, welches in der Fülle des irdiſchen Elementes als der beſeelte, lebende Leib, in der Fülle der innren Seelenwelt als der denkende, ſelbſtbewußte Geiſt ſich offenbaret.

Auch bei den gewöhnlichſten und anfänglichſten Aeußerungen des innren Sinnes iſt es ſehr augenfällig, daß nicht ein mechaniſch aufgenommener Eindruck ſo wiedergegeben werde, wie der Lichtſtrahl vom zurückſtrahlenden Spiegel oder der Ton vom Echo. Die americaniſche Nachtigall (Spottdroſſel) vernimmt die Töne der vorüberfliegenden Vögel, aber nachahmend zugleich und ſelber dichtend, verwebt ſie die fremden Laute zu einem wunderlieblichen Geſang, in welchem ſelbſt die ſcheinbaren Mißtöne zur Harmonie werden. So iſt es auch das Geſchäft des innren Sinnes, den von außen vernommenen Laut, wie der im Käfig verſchloſſene Vogel, zum eigenthümlichen Geſange zu verklären.

Der Fortgang dieſes eigenthümlichen und ſelbſtthätigen Verwandlungsgeſchäftes ſteht in einem umgekehrten Verhält-

mit der Stärke des äußeren Eindruckes, und der innre Sinn
t dann ſtärker und ungehinderter, wenn der Eindruck von
ben gemäßigter iſt; die Bildungen der innren Welt werden

es unerklärbar, warum dieſer Ausfluß nicht beſtändig und ohne Aufenthalt, wie das Waſſer in den lockern Boden oder in den Schwamm ſich hineinſenken und hier die Anfüllung, welche Empfindung heißt, bewirken ſollte; warum die Seele nicht zum Aufmerken genöthigt werden ſollte, ſie möchte nun wachend zu den Gegenſtänden ſich hin- oder in ſchlafartiger Unachtſamkeit von ihnen ſich ablenken. Iſt doch das, was wir Sehen, Hören, Fühlen nennen, eigentlich nur das Bemerken einer ſelbſtſtändigen, von der Seele ausgehenden Rückwirkung der Sinnorgane und ihrer Nerven, und es bleibt ungewiß, ob wir nicht, wenn ſich ein an ſich grünes Bild dem Auge vorſtellt, eigentlich und zunächſt nur das rothe Farbenbild bemerken, das die innre Selbſtthätigkeit des Auges der äußern Erſcheinung entgegenſtellt; wie denn auch die Geſtalt der Dinge, welche nach optiſchem Geſetz verkehrt im Auge ſich abſpiegelt, durch die lebendige Rückwirkung des ſehenden Nerven aufrecht vorgeſtellt wird.

Dieſe eigenthümliche Richtung des Empfindens wird uns an das erinnern, was oben im §. 4, über das unſichtbare Ergänzende geſagt worden, welches zu jedem ſichtbaren Dinge hinzugedacht werden muß. Es iſt das Complement, die Erfüllung des einſeitigen an ſich unvollkommnen leiblichen Seyns; es iſt das, was Ariſtoteles die Form des Erſcheinenden nennt, was von der empfindenden Seele als ihres Gleichen empfunden wird, nicht das leibliche Ding ſelber. Oder, wie jener ſcharf unterſcheidende Denker des Alterthums ſich ausdrückt: die Thiere empfinden, weil ſie eine Mitte haben, welche die Form des Empfindbaren in ſich aufzunehmen vermag, ohne ſeine Materie. Der Vorgang der Empfindung gleichet nämlich dem Abdruck eines Petſchaftes im Wachs, wobei nicht die Materie (der Stein oder das Metall) des Petſchaftes in das Wachs aufgenommen wird, ſondern nur (die jenem eingeprägte) Form; das Empfinden führt eine Verähnlichung der Seele mit dem Empfindbaren herbei. (M. v. oben den §. 31.)

Nach einem andren hiermit übereinſtimmenden Ausdruck des Ariſtoteles iſt die Seele gewiſſermaßen ſelber ein Inbegriff alles Seyenden, ja das All der Dinge (ἡ ψυχὴ τὰ ὄντα πῶς ἐστι πάντα), das Wiſſen iſt gewiſſermaßen das Gewußte, das Empfinden das Empfundene. Nicht zwar (das Gewordene der) Dinge ſelber iſt in der Seele, z. B. der Stein als ſolcher, ſondern ihre Formen. Daher iſt die Seele mit der Hand zu vergleichen; denn wie dieſe das (umfaſſende) Werkzeug aller Werkzeuge iſt, ſo iſt der ſelbſterkennende Geiſt die Form aller Formen, das Empfindungsvermögen die Form aller Empfindungen (Arist. de anima L. III, c. 8). — Aber ungeachtet dieſes urſprünglichen Vorhandenſeyns der Formen der Dinge in der Seele bedarf es, damit dieſe Formen für die mit dem Leibe verbundne Seele zu einem Wirklichen werden, einer ſchon leiblich gewordenen Außenwelt, an und mit welcher jene Formen ſich verleiblichen können. Daher beſchreibt Ariſtoteles die Geſtaltung unſers innren Erkennens auch ſo, daß zuerſt die Empfindung (αἴσθησις) komme, hierauf das Gefühl (αἴσθημα m. v. oben den §. 31) und das Feſthalten der Sinnen-Vorſtellung im Angedenken. Aus dem Angedenken (μνήμη) entwickelt ſich die Unterſcheidung, welche, wenn ſie oft ſich wiederholt zur Erfahrung (ἐμπειρία) wird, die zur wahren Kunſt und Wiſſenſchaft führet (de mem. et remin. c. 1 seqq.) — Das durch den Verſtand Erkennbare iſt im Sinnlichen und wird nur in dieſem durch die Empfindung erkannt (de anim. III, 8). Mit jeder Thätigkeit des Verſtandes muß auch eine ſinnliche Thätigkeit verbunden ſeyn; doch gehören zu dieſer ſinnlichen Thätigkeit nicht bloß der urſprüngliche ſinnliche Eindruck, ſondern auch die Vorſtellung der Einbildungskraft und die Erinnerung; denn beide ſind Bewegungen in der Seele, welche

och eher erkannte als die zugleich angeborne, ganz complete
heit; als aber mit dem ſelbſtthätigen Willen zugleich das
n nach dem äußeren Sinneseindruck mächtiger erwachte,
merkte der Knabe auch jenen leiſen Eindruck des Lichtes
ie mißgebildeten Augen, der nach Stewards Beobachtung
viel näher dem Gefühl für Wärme verwandt, als ein ei-
hes Sehen ſeyn mochte. Schon durch die Weiſe, wie er
Eindruck nachging, zeigte er ſich ganz in ſeiner vernünftig
lichen Natur. Er ſuchte in einem Nebengebäude, oder in
verdunkelten Zimmer, die kleinen Oeffnungen auf, durch
die Sonnenſtrahlen ins Dunkel hereinfielen, deren Licht er
egierig ins Auge faßte. Nachdem er erſt den ſelbſtſtändi-
ebrauch der Glieder gelernt, verſchaffte er ſich dieſes be-
Vergnügen oft ſelber, indem er, wo es ihm erlaubt war,
n und Läden ſchloß und dann die Spalten oder Löcher auf-
, durch welche noch Licht hereinkam. Eben ſo war es ihm
ſonderes Vergnügen, zwiſchen ſein Auge und die Sonne
inen andern leuchtenden Körper allerhand durchſichtige oder
nde Gegenſtände zu halten, welche das einfallende Licht
trirten und verſtärkten. Nicht ſelten gab er den Stücklein
womit er dieſes Spiel trieb, durch Abbeißen mit den
n die Geſtalt, welche ihm zu ſeiner Abſicht die bequemſte
Oefters zündete er ſich in den langen Winterabenden ein
n, mit welchem er ſich in einen dunklen Winkel zurückzog
ann am Schein ſich ergötzte. Selbſt die Mienen und
ngen des Knaben verriethen in ſolchen Fällen die menſch-
Wißbegier, mit welcher er in die ihm unbekannte und ferne
der oberen Sinnen einzudringen ſuchte, und das Staunen,
n bei jeder fernen Spur dieſer Welt ergriff.

n der That, um das eigenthümliche Geſchäft der den-
Seele und ihrer innren Sinnen, ſo wie die Priorität
eberlegenheit ihrer wirkenden Kraft, vor und über die
des äußeren Eindruckes recht augenfällig kennen zu ler-
kann uns nichts lehrreicher und günſtiger ſeyn, als die
klungsgeſchichte des eben erwähnten James Mitchel.

s zeigt ſich uns da zuvörderſt, daß nicht der äußere
eindruck es ſey, der durch ſein „Hineinfallen" in den
Sinn, hier nach mechaniſchem Geſetz — wie der Hauch

und Geſchmack und das Gefühl der Oberfläche genommen wären, ihr nach Leben ſuchendes Leben auf ein ſtilles Bemerken jener Bewegungen richten, welche die athmende Lunge oder das ſchlagende Herz ohne Aufhören im Leibe vollbringen und an dieſen ein Etwas bemerken, das auſſer (und über) unſrem eignen Leben iſt.

Von jenen wechſelnden Zuſtänden der Seele, welche dem Schlafen und Wachen des Leibes entſprechen.

§. 38. Keine andere Betrachtung aus dem Gebiet der Seelenkunde vermag uns wohl deutlicher und augenſcheinlicher zu lehren, was die Seele, ja jedes Einzelleben, jedes beſondere Wirken für ſich allein, ohne den waltenden Antrieb von oben wäre, als die Betrachtung jener Zuſtände der Seele, welche in ihrem Gebiete dem Schlaf des Leibes entſprechen. Das Eigenleben der Seele, deſſen ſelbſtſtändiges Bewegen nach §. 3 zugleich ein Hinwegweichen von dem Mittelpunkte alles Seyns und Lebens iſt, würde für ſich ſelber unaufhaltſam zum Tod und zur Vernichtung gehen, wäre nicht das Band einer mütterlichen Weisheit da, welches das Sinkende mitten in ſeinem Falle aufhält und das Vergehende zu einem Werdenden und Beſtehenden für Viele machet (§. 11). Wie dieß ein Tag dem andern lehret: das Werk des Lebens würde ohne Aufhören zur Erſchöpfung der Kraft und zur Auflöſung führen, umſchlänge die Lebendigen nicht ſtets wieder von neuem das mütterlich pflegende Band des Schlafes. So wird vermöge der Wirkung eines Alle zuſammenhaltenden Geiſtes das täglich, ja in jedem Augenblick ſich wiederholende Sterben zu einer leiblichen Geſtaltung, welche nach beſtimmtem Geſetz, ihre Zeit hindurch zunimmt und wächſet und dann wieder abnimmt und verſchwindet. Dieſem Vorgang iſt jedoch hier in einer tiefer gelegenen Stätte nachzuſpüren, als die ſichtbare Behauſung des Leibes iſt.

Es iſt keine einzige Thätigkeit und Anſpannung der Seele, welche nicht alsbald in Abſpannung und Ermattung ſich auflöſen würde, wenn nicht auch über dieſes Begegniß ein Geſetz der Erhaltung waltete, welches ſchaffet, daß das momentane Vergehen der einen Stufe in ein neues Werden auf der andren ſcheinbar niedreren Stufe ſich verwandelt. Hier aber unbefriedigt, kehrt ſich das Sehnen wieder nach oben; es tritt

Stiege hinauf in eine Kammer, wo er aus vielen andren da-
lehenden Gegenſtänden den kleinen Schemel herausſuchte, auf
welchen er früher ſeinen verletzten Fuß geſtellt hatte. Dieſen
Schemel brachte er in der Hand hinab zur Küche und ſtellte
nnft den Fuß des Knaben darauf.

Als ein Freund des elterlichen Hauſes: Dr. Gordon, Ja-
nes, mit dem Finger aufs Auge drückte, gab er ſogleich durch
en ſo lang als möglich ausgeſtreckten Arm zu verſtehen, daß
r ſich hierbei an eine in London — dem weitentfernteſten Ort,
en er jemals beſucht hatte — mit ſeinen Augen vorgenom-
ene Staar-Operation erinnre. Ein Pferd, das ſeine Mutter
or Kurzem gekauft hatte, erkannte er nicht bloß alsbald beim
nfühlen, ſondern als der Reiter, um die Einſicht des Taub-
linden auf die Probe zu ſtellen, abſtieg, ergriff James das
oß beim Zügel, führte es nach dem Stall, nahm ihm den
attel und Zaum ab, ſtreute ihm Futter vor, verſchloß dann
ie Stallthüre und ſteckte den Schlüſſel in die Taſche, — als
ege ſich auch hierbei das öfter an unſrem Taubblinden be-
nerkte Gefühl für Recht und für die Unantaſtbarkeit des frem-
en Eigenthumes; ein Gefühl, das ihn ſelber zu leiten ſchien,
enn er von Allem, was nicht ſein war, ſich enthielt. Es
irkte hierbei etwas Andres, als jene dem gezähmten Thiere
ingeprägte Furcht oder Zucht, welche demſelben auch eine
cheinbare Scheu vor fremdem Eigenthum gibt. Dieſes Etwas,
as den Menſchen erſt zum Menſchen macht, können wir an
James Mitchel in ſolcher Einfachheit wirken ſehen, wie kaum
n einem andren Weſen unſres Geſchlechts.

Die innren Vorſtellungen, welche der Taubblinde von den
on ihm berührten und erforſchten Dingen der Außenwelt hatte,
aren in ihrem Kreiſe nicht minder ſcharf und beſtimmt als
ie unſrigen, obgleich dem aufgefaßten Bilde jene Züge fehl-
en, welche bei uns das Sehen und Hören hinzufügen. Den
Begriff von einem Stein, als einem für ſich ſelber unbeweg-
lichen, ſchweren, harten Körper, hatte ihm das Anfühlen mit
den Fingern und Händen und das Anſtoßen des Steines an
Vorderzähne gelehrt, womit er, wie oben erwähnt, die
te der Körper zu prüfen pflegte. Wenn er am Ufer des
hes ſitzend die glatten Geſchiebe mit den Fingern, und etwa

ten, wobei das für sich selber zur Auflösung und Vernichtung eilende, selbstthätige Bewegen durch ein wohlthätig hemmendes Band zur leiblichen Gestaltung wird. Denn wenn die Seele in ihrem kühnsten Aufflug des Denkens und geistigen Erkennens dem unvermeidlichen Loos der Abspannung unterliegt, wird das innre Bewegen alsbald in ein Geschäft des psychischen Bildens hineingezogen, bei welchem sich auf dieselbe Weise Vorstellung an Vorstellung anreihet, als sich in dem hiemit verwandten leiblichen Vorgang Faser an Faser und Zelle an Zelle, überhaupt aber ein neues Gebilde nach dem andren an das gleichartige oder polarisch entgegengesetzte anfüget. Jenes Geschäft eines psychischen Bildens ist seit längerer Zeit von der wissenschaftlichen Seelenkunde mit unter dem begriffen worden, was dieselbe Vergesellschaftung (Association) der Ideen nennt. Wir müssen indeß, um diese Verkettung im Großen zu verstehen, zuerst die Zusammenfügung der einzelnen Glieder betrachten.

Schon während des Momentes der Anstrengung des Auges zu der langfortgesetzten Betrachtung eines rothen oder gelben Gegenstandes wirkt in dem Gesichtsorgan eine entgegengesetzte Thätigkeit, welche zu dem äußerlich erscheinenden Rothen innerlich das polarisch diesem gegenüberstehende Grüne, zu dem Gelben das Blaue gesellt. Daß dieses so sey, zeigt uns die Geschichte jener krankhaft reizbaren Augen, welche nicht im Stande sind, das Rothe vom Grünen, das Blaue vom Gelben zu unterscheiden. Denn bei ihnen stellt sich, durch die Reaction der Sehkraft des Auges, unmittelbar zu dem äußerlich vorhandenen Grün, das innerlich erzeugte Roth, so stark und auffallend hin, daß sie nicht mehr das äußerlich Gegebne von dem in ihnen selber Entstandenen zu unterscheiden vermögen. Bei minder stark reagirenden Augen ist indeß die von ihnen ausgehende Gegenfarbe während der Beschauung eines Gegenstandes nicht so mächtig, als die von außen einwirkende Farbe; jene aber bemächtigt sich der Empfindung, sobald die Anstrengung des Beschauens zu groß wird, oder aufhört; denn wir erblicken dann vor dem Auge, mit welchem wir längere Zeit hindurch ein grünes Bild betrachteten, ein eben so gestaltetes und eben so großes rothes, oder statt des eben vor uns gewesenen blauen ein eben so gestaltetes gelbes.

In diesem Falle fügt sich demnach, vermöge eines Gesetzes der Verwandtschaft und wechselseitigen Anziehung des Sichtbaren und seines unsichtbar Ergänzenden, wie wir dieses schon in §. 4. gesehen, von innen her das polarisch zugehörige Werden an das äußerlich Geworbene an, Entgegengesetztes an Entgegengesetztes.

Dasselbe sehen wir, im gesunden Verlauf der Wirksamkeit der Seele und ihres Wechselverhältnisses zum Leibe, unter den verschiedensten Formen sich ereignen. Wie sich das durch Anstrengung der Muskeln entkräftete Thier nach der erquickenden Nahrung sehnt, und diese begierig aufsucht, so verlangt und sucht die Seele nach vollbrachtem Werk ihrer Selbstthätigkeit das dieser einseitigen Richtung entgegengesetzte, sie ergänzende Element. Und wie in der Natur ebenso zu dem Hunger die Speise, zu dem Bedürfniß die Befriedigung sich gesellt (nach §. 4), so ist eben jene innere Rückwirkung, die sich (wie das grüne Scheinbild an der Betrachtung des rothen Farbenbildes) an jegend eine Selbstthätigkeit der Seele anschließt, zugleich auch Nahrung und Stärkung gegen die Abspannung, welche die Selbstthätigkeit hervorrief. Wenn sich der Leib in der Hitze des Mittags abmühete, da ist das, was ihm das Gefühl der Erquickung darreicht, der Schatten, welcher durch eben das selbe Sonnenlicht erzeugt wird, das die Erhitzung bewirkte. So ist jener Seelenzustand, der im gesunden Verlauf des innern Lebens, eben so nothwendig wie der Schatten einem wandelnden Körper, den Aeußerungen der Selbstthätigkeit folget, zugleich auch ein Mittel der neuen Belebung und Stärkung. Mit Recht darf mithin dieser Zustand nach dem Grund seiner Entstehung und nach seiner Wirkung mit dem Schlafe des gesunden Leibes verglichen werden.

Es ist eine oft und vielfältig gemachte Beobachtung, daß die tiefsinnigsten Mathematiker und Rechner gewöhnlich auch eine ganz besondere Anlage und Neigung zur Tonkunst haben. Diese beiden, Tonkunst und höhere Mathematik, stehen in sich eben so nothwendig sich ergänzenden, polarischen Gegensatz mit einander als das inwendig erzeugte blaue Scheinbild mit dem äußerlich gesehenen gelben. Der große Mathematiker und Astronome Galilei war von seiner ersten Kindheit an, wo

ten, wobei das für sich selber zur Auflösung und Vernichtung eilende, selbstthätige Bewegen durch ein wohlthätig hemmendes Band zur leiblichen Gestaltung wird. Denn wenn die Seele in ihrem kühnsten Aufflug des Denkens und geistigen Erkennens dem unvermeidlichen Loos der Abspannung unterliegt, wird das innre Bewegen alsbald in ein Geschäft des psychischen Bildens hineingezogen, bei welchem sich auf dieselbe Weise Vorstellung an Vorstellung anreihet, als sich in dem hiemit verwandten leiblichen Vorgang Faser an Faser und Zelle an Zelle, überhaupt aber ein neues Gebilde nach dem andren an das gleichartige oder polarisch entgegengesetzte anfüget. Jenes Geschäft eines psychischen Bildens ist seit längerer Zeit von der wissenschaftlichen Seelenkunde mit unter dem begriffen worden, was dieselbe Vergesellschaftung (Association) der Ideen nennt. Wir müssen indeß, um diese Verkettung im Großen zu verstehen, zuerst die Zusammenfügung der einzelnen Glieder betrachten.

Schon während des Momentes der Anstrengung des Auges zu der langfortgesetzten Betrachtung eines rothen oder gelben Gegenstandes wirkt in dem Gesichtsorgan eine entgegengesetzte Thätigkeit, welche zu dem äußerlich erscheinenden Rothen innerlich das polarisch diesem gegenüberstehende Grüne, zu dem Gelben das Blaue gesellt. Daß dieses so sey, zeigt uns die Geschichte jener krankhaft reizbaren Augen, welche nicht im Stande sind, das Rothe vom Grünen, das Blaue vom Gelben zu unterscheiden. Denn bei ihnen stellt sich, durch die Reaction der Sehkraft des Auges, unmittelbar zu dem äußerlich vorhandenen Grün, das innerlich erzeugte Roth, so stark und auffallend hin, daß sie nicht mehr das äußerlich Gegebne von dem in ihnen selber Entstandenen zu unterscheiden vermögen. Bei minder stark reagirenden Augen ist indeß die von ihnen ausgehende Gegenfarbe während der Beschauung eines Gegenstandes nicht so mächtig, als die von außen einwirkende Farbe; jene aber bemächtigt sich der Empfindung, sobald die Anstrengung des Beschauens zu groß wird, oder aufhört; denn wir erblicken dann vor dem Auge, mit welchem wir längere Zeit hindurch ein grünes Bild betrachteten, ein eben so gestaltetes und eben so großes rothes, oder statt des eben vor uns gewesenen blauen ein eben so gestaltetes gelbes.

In dieſem Falle fügt ſich demnach, vermöge eines Geſetzes der Verwandtſchaft und wechſelſeitigen Anziehung des Sichtbaren und ſeines unſichtbar Ergänzenden, wie wir dieſes ſchon im §. 4 geſehen, von innen her das polariſch zugehörige Werden an das äußerlich Gewordne an, Entgegengeſetztes an Entgegengeſetztes.

Daſſelbe ſehen wir, im geſunden Verlauf der Wirkſamkeit der Seele und ihres Wechſelverhältniſſes zum Leibe, unter den verſchiedenſten Formen ſich ereignen. Wie ſich das durch Anſtrengung der Muskeln entkräftete Thier nach der erquickenden Nahrung ſehnt und dieſe begierig aufſucht: ſo verlangt und ſuchet die Seele nach vollbrachtem Werk ihrer Selbſtthätigkeit, das dieſer einſeitigen Richtung entgegengeſetzte, ſie ergänzende Element. Und wie in der Natur überall zu dem Hunger die Speiſe, zu dem Bedürfniß die Befriedigung ſich geſellt (nach §. 4), ſo iſt eben jene innere Rückwirkung, die ſich (wie das grüne Scheinbild an die Beſchauung des rothen Farbenbildes) an irgend eine Selbſtthätigkeit der Seele anſchließt, zugleich auch Nahrung und Stärkung gegen die Abſpannung, welche die Selbſtthätigkeit hervorrief. Wenn ſich der Leib in der Hitze des Mittags abmühete, da iſt das, was ihm das Gefühl der Erquickung darreicht, der Schatten, welcher durch eben daſſelbe Sonnenlicht erzeugt wird, das die Erhitzung bewirkte. So iſt jener Seelenzuſtand, der im geſunden Verlauf des innern Lebens, eben ſo nothwendig wie der Schatten einem wandelnden Körper, den Aeußerungen der Selbſtthätigkeit folget, zugleich auch ein Mittel der neuen Belebung und Stärkung. Mit Recht darf mithin dieſer Zuſtand nach dem Grund ſeiner Entſtehung und nach ſeiner Wirkung mit dem Schlafe des geſunden Leibes verglichen werden.

Es iſt eine oft und vielfältig gemachte Beobachtung, daß die tiefſinnigſten Mathematiker und Rechner gewöhnlich auch eine ganz beſondere Anlage und Neigung zur Tonkunſt haben. Dieſe beiden: Tonkunſt und höhere Mathematik, ſtehen in einem eben ſo nothwendig ſich ergänzenden, polariſchen Gegenſatz mit einander als das inwendig erzeugte blaue Scheinbild mit dem äußerlich geſehenen gelben. Der große Mathematiker und Aſtronome Galilei war von ſeiner erſten Kindheit an ein ma-

ben der Muttermilch, durch die Genüſſe der Tonkunſt ernährt worden, hatte in dieſer Kunſt die lieblichſte Ergötzung ſeiner Jugend gefunden. Denn ſeinem Vater, Vincent, war noch mitten in der Armuth und Ohnmacht ſeines vormals mächtigen Hauſes wenigſtens eine Macht, ein Glücksgut geblieben, welches ihm das allgemeine Unglück der Vaterſtadt nicht hatte nehmen können: die Macht der Töne. Hiermit aber hatte dieſer Vater, ohne es zu wiſſen, in der Seele des Sohnes ein Sehnen geweckt, welches von den äußerlich hörbaren hinweg zu den innerlich vernehmbaren Harmonien der göttlichen Weltordnung ſeine Richtung nahm. Galilei's Geiſt, als er zur höhern Selbſtthätigkeit erſtarkt war, erhub ſich zum Erkennen dieſer Melodien, welche ein Alles ordnender, waltender Geiſt in die Bewegungen der Weltkörper, wie der Saiten gelegt hat: zum Erkennen deſſen, was ihn ſchon frühe die Muſik hatte ahnden laſſen.

Wer Keppler auch nicht als Freund der Tonkunſt kennet, der wird bei dem Leſen ſeiner Werke es fühlen, in welch' naher Verwandtſchaft hier der Genuß des Erkennens mit der Luſt der Tonkunſt ſtehe. In jeder dafür empfänglichen, leiſe fühlenden Seele läſſet die anhaltendere Betrachtung der hehren Geſetze, welche jener mächtige Geiſt ausſprach, eine Nachwirkung zurück, welche dem innern Vernehmen von tief ergreifenden Geſängen gleicht. In der That, Keppler kannte und beſchrieb „die Harmonie des Weltalls.“

Heilſam und nothwendig, wie dem Leibe der Schlaf, ſcheint der Seele zu ihrer Entwicklung das Hingeben in dieſe Zuſtände zu ſeyn, welche dem gewöhnlichen Tagwerk ihres Lebens, wie der Schatten dem Leibe ſich zugeſellen. Darum befiehlt dem Sokrates ein immer, unter den verſchiedenſten Formen wiederkehrender Traum: er ſolle Muſik machen, und der Stimme gehorchend, benützt der Weiſe die noch im Gefängniß ihm geſchenkte Ruhe zu dem Werk der Dichtkunſt: zu einem Lobgeſang des Gottes, welcher der Seele die Begeiſterung für das Göttliche einhauchet und zur poetiſchen Umgeſtaltung der Aeſopiſchen Fabel. Denn es ſchien ihm, ſo ſagt er dem Kebes, doch ſicherer, nicht von hinnen zu ſcheiden, bis er auch ſo ſich vorbereitet und Gedichte gemacht habe, um dem Traume zu gehorchen.“

Eben so wie aber nicht bloß das rothe Farbenbild ein grünes Gegenbild, sondern umgekehrt auch das äußerlich gesehne grüne ein rothes im Auge hervorruft; so bemerkt man auch umgekehrt, daß solche Menschenseelen, welche auf eine kräftige, selbstthätige Weise das Werk üben, das Sokrates unter dem allgemeinen Namen der Musik begreift, ein Ausruhen in dem finden, was auf dieselbe allgemeine Weise zur Mathematik gerechnet werden könnte. Von Albrecht Dürer, wie von Leonardo da Vinci, liegen die Erzeugnisse solcher Stunden des Ausruhens und der Ergötzung in einem scheinbar der vorherrschend selbstthätigen Richtung ganz entgegengesetzten Gebiet noch vor uns; große Dichter und Künstler haben sich nie durch die leichten Tagesneuigkeiten einer sogenannten Weisheit der Welt befriedigt gefunden, sondern ruhten gerne auf dem festen Grunde aus, welchen der nach dem Ewigen forschende Tiefsinn entdeckte. So pflegte Dante die innre Flamme der Begeisterung an dem Scharfsinn des Aristoteles zu nähren, und nächst einem höheren, alle bekräftenden Element scheint es der vertraute Umgang der Jugend mit der ernsten Weisheit der Alten gewesen zu seyn, welcher den frühern Jahrhunderten ihre erhabene Dichtkunst und den kühnern Aufschwung der bildenden Künste gab. Denn in einer Zeit und bei einem Volke, welche nicht tiefe Denker erzeugen und welchen der ewig feststehende Grund des Erkennens fremd geworden, wird man den Geist eines Dante und Shakspeare, so wie eines Raphael und Michel Angelo vergeblich suchen. Von Molière weiß man, daß er an der Philosophie des Carteſius nicht bloß große Ergötzung gefunden habe, sondern daß er sogar tiefer in dieselbe eingedrungen war.

Auch im minder bedeutenden Kreise wird das wechselseitige sich Hervorrufen jener beiden, polarisch verschiedenen Seelenthätigkeiten bemerkt, und der Schreiber dieser Untersuchungen weiß aus eigner Erfahrung, wie gern jene Richtung der Selbstthätigkeit, welche, nach dem obenerwähnten Ausdruck des Sokrates, die musikalische genannt werden könnte, an den Beschäftigungen mit Zahlen und lang anhaltenden Rechnungen ausruhe.

Es ist hiebei überall das positiv Selbstthätige des vorangehenden Seelenzustandes von dem negativen Wesen des andren

Zuſtandes zu unterſcheiden, welcher durch jenen hervorgerufen wird. Ein Geiſt, der nach der einen Richtung hin die Kraft ſelbſtthätig und mit Anſtrengung geübt, wird dieſelbe nach der andren Richtung auf eine ſich hingebende, mehr nur aufnehmende Weiſe ruhen und ſich erquicken laſſen. Der dem ſelbſtſtändig thätigen folgende leidende Zuſtand iſt mithin nicht ſeiner eigenthümlichen Art nach und an und für ſich der niedrere, ſondern nur beziehungsweiſe und dem Grade nach. Denn jede der beiden Richtungen kann in einer Menſchenſeele die ſelbſtthätige, jede die leidende oder aufnehmende werden.

Jenes wechſelſeitig ſich ergänzende Verhältniß, in welchem die beiden hier als Beiſpiel gewählten polariſchen Wirkſamkeiten der Menſchenſeele zu einander ſtehen, hatte ſchon Pythagoras richtig erkannt, wenn er die Seinen, deren Tagwerk die Beſchäftigung mit dem war, was das Alterthum mit dem allgemeinen Namen der Mathematik benannte, an der Luſt der Töne und des Geſanges ſich ſtärken und erquicken ließ. Denn es wurde von dieſen, im Bunde des Geiſtes ſeligen Menſchen, die aufgehende Sonne mit lieblichen Tönen und mit den Lobgeſängen der Gottheit begrüßt; alsdann ging Jeder an das Geſchäft des Tages, bis ſie Alle der Geſang beim Mahle und am Ende des Tags das Loblied des Göttlichen wieder zu dem Quell rief, deſſen Einfluß allein der Seele Kraft und dem Tagwerk Gedeihen gibt.

Nach einer Beobachtung der Aerzte wird vorzüglich jene Art von Wahnſinn durch Muſik geheilt, welche durch eine Ueberſpannung der Geiſtesthätigkeit entſtand, die mit der mathematiſchen verwandt iſt; denn es erſcheint überhaupt als eine Veranlaſſung zum Wahnſinn die lange Entbehrung nicht bloß des äußerlichen, leiblichen Schlafes, ſondern noch vielmehr der Schlafzuſtände der Seele, das heißt, jener Zuſtände, in welchen die einſeitig ſelbſtthätige Richtung der eigenen Wirkſamkeit mit einer leidend, den neubelebenden Einfluß aufnehmenden abwechſelt. Daher auch jene Stellung des Gemüthes, welche immer nur herrſchen, nicht aber ſich dienend hingeben will — die Stellung des Hochmuths — am öfterſten zum Wahnſinn führt.

Pflegt doch zuweilen jene mütterliche Liebe, welche Alles bedenkt und zur Krankheit das Heilmittel geſellet, auch aus der leib-

leiblichen, durch Ueberspannung der Seelenthätigkeit herbeigeführten Todesgefahr auf ähnliche Weise zu retten, indem sie der in dem eigenen Streben hinsterbenden Kraft das ergänzende Element zuführt, das diese in ihrer Arbeit sich versagt hatte. So ward ein treuer Kämpfer im Felde der Wahrheit, Heinrich Seuß (Suso) aus Schwaben, da er in Holland wegen der vermeintlichen Ketzereien, welche seine Schriften enthalten sollten, zur ernsten Verantwortung gezogen worden, in Folge der geistigen, und leiblichen Anstrengungen, deren er sich hierbei unterzogen, von einem heftigen Fieber befallen. Ein Geschwür in der Brust hatte sich gebildet, das nach innen sich zu ergießen und das Leben plötzlich zu enden drohete. Da kommt dem Kranken, als ihn an fremdem Ort alle Menschenhülfe verlassen, auf ähnliche Weise als nach §. 31 dem sterbenden Davy, ein stärkendes Gesicht: es ertönen um ihn, wie von Engelsstimmen, liebliche Gesänge, und da er trauert, daß er zu schwach sey, um in diese Lieder einzustimmen, wird ihm die trostvolle Zusage gegeben: „Sey unverzagt! du wirst nicht sterben, sondern noch in deinen Tagen ein Loblied anstimmen dem Ewigen, welches vielen Seelen eine Kraft Gottes seyn wird.“ Da entströmen dem fieberkranken Auge Thränen der Freude, das Geschwür öffnet sich nach außen, die Gefahr ist vorüber. Kräftiger, als jedes leibliche Heilmittel hatte hier die innerlich vernommene Harmonie der Töne gewirkt, wie sich in einem ähnlichen Falle, bei einem trefflichen Lehrer, das in der Lunge entstandene Geschwür gefahrlos nach außen ergoß, als ihn ein im Traume vernommener Gesang des Psalmes: „Harre des Herrn“ zum Mitsingen aufregte.

Die polarischen Gegensätze der einzelnen Seelenthätigkeiten lassen sich auch nach andern Seiten hin nachweisen. Der Anstrengung der Seele beim Studium der Sprachen, scheint als ergänzendes Element die ruhig sich hingebende Betrachtung der Naturgegenstände zu dienen. Es wird bei trefflichen Schulmännern und Philologen, wo sich ihnen Gelegenheit zu dieser gesunden Nahrung der Seele darbietet, öfters ein Wohlgefallen an Blumen und an der Pflege derselben gefunden; ein Wohlgefallen, das sich in kindlich hingebender Art äußert, ohne nach dieser Richtung hin zu wissenschaftlichen Grübeleien zu treiben. Der treffliche Sprachforscher Frisch pflegte sein Ausruhen und seine Er-

holung von der anſtrengenden Arbeit in der Pflege und genauen Beobachtung der lebendigen Vögel zu finden, welche er in ſeinem Haus und Hof ernährte. Das Meiſterwerk, welches eine Frucht dieſer Erholungsſtunden iſt (die Abbildungen der Vögel Deutſchlands), zeigt, ähnlich den Darſtellungen des ruhenden Hercules, den Geiſt jenes trefflichen Mannes in einem Zuſtande, aus welchem er zum Weiterſtreben neue Kräfte zu ſammeln pflegte. So fand auch Schneider, bei einem gleichen, mühſamen Tagwerk, ſeine Erholung in der Betrachtung der Natur; Gruterus beſorgte mit eigner Hand den Bau und die Pflege ſeines Gartens; und es iſt bekannt, daß alle die Väter der neueren Naturforſchung: Otto Brunfels und Hieronymus Tragus, Leonhard Fuchs und Konrad Geßner, zuerſt mit allen Kräften das Studium der alten Sprachen getrieben hatten, ehe ſie das ſpätere Tagwerk des Lebens ergriffen.

Umgekehrt hat man an den Naturforſchern der beſſern, gründlicheren Art die Neigung gefunden, ihre Erholung vom Geſchäfte des Tages in dem Studium der Sprachen zu ſuchen, und einer der größten unter den Naturweiſen der neueren Zeit: der Mineralog G. A. Werner, fand in dem Umgange mit dem Alterthum und in der Beſchäftigung mit den Sprachen, ſogar mit der ihm vorher fremden hebräiſchen, die lieblichſte Ergötzung ſeines Alters.

In einem ähnlichen polariſchen Gegenſatz ſcheinen das Forſchen der Geſchichte und das Wohlgefallen an der Baukunſt, oder in anderen Fällen an der dramatiſchen Kunſt zu ſtehen. Umgekehrt fühlte ſich Racine von dem Werk der dramatiſchen Dichtkunſt zu dem polariſch hiemit verwandten der Geſchichte gezogen. Der mit Kranken und Sterbenden beſchäftigte Arzt findet ſich durch ein innres Bedürfniß zu dem geſelligen Umgang mit Fröhlichen und Geſunden getrieben; der von der Wirklichkeit und dem Geſchäft der Gegenwart niedergedrückte Staatsmann überläßt gern den ermüdeten Geiſt der Erzählung der Geſchichten der Vorzeit oder den Spielen einer fremden Phantaſie, welche in dramatiſchem Gewand Scenen der Vergangenheit darſtellt und eine andre Welt, als die eben gegenwärtige, ſich erdichtet. Bei Richelieu verrieth ſich dieſer mächtige Zug zu dem polariſch ergänzenden Element ſeines Weſens

aus einer vorhergegangenen Empfindung ihren Ursprung haben (de anim. III, 3, de mem. c. 1). — Ohne ein Bild der Einbildungskraft kann die Seele nichts denken, und wenn wir uns auch etwas nur im Allgemeinen, ohne bestimmte Größe denken wollten, so schwebt uns dabei dennoch das Bild einer bestimmten Größe vor (de anim. I. III, 7; de mem. l. c.). — Die äußeren Dinge kann der Verstand nicht erkennen, wenn sie ihm nicht durch die Empfindung oder Wahrnehmung offenbar werden (de sens. c. 6), und so ließe sich allerdings behaupten, daß wenn uns ein äußerer Sinn fehlte, uns hiermit auch eine Art von Wissen abgehen würde (Analyt. post. I, 15).

Was diese letzteren Sätze des Aristoteles betrifft, so dürfen hierbei jene Thatsachen nicht vergessen werden, auf welche sich in den erl. Bemerk. zum nächst vorhergehenden §. berufen wurde, vor allem aber dürfen wir das Vermögen unsers selbstbewußten Geistes nicht übersehen, vermittelst welchem er beständig das Geschäft eines guten Uebersetzers übt, welcher den Sinn, der sich in der einen, für die Zuhörer unverständlichen Mundart aussprach, in die Worte der andren, verständlichen einkleidet. Denn so wie die Taubstummen den Inhalt der hörbaren Rede der andern, gesunden Menschen in ihre den Augen verständliche Zeichensprache übersetzen; so überträgt in den Fällen einer noch größeren Mangelhaftigkeit, bei denen mit dem Gehör zugleich auch das Gesicht fehlte, der selbstthätige Geist das in ihm erwachte Erkennen, eben so geschickt in die Sprache des Gefühlssinnes. Immerhin wird bei einer solchen äußerlich verschlossenen Seele durch die Kraft des erkennenden Geistes, der in ihr ist, eine Idee mit Macht hervortreten: die des eigenen Seyns, und es gilt hier der oben erwähnte Satz des Plato (Menon p. 81), daß vermöge des Zusammenhanges aller einzelnen, von dieser einen Idee ausgehend der Geist auch die andren ihm zum Erkennen nothwendigen finden könnte. — Das eigentliche Licht zum Erkennen kommt da nicht durch die leiblichen Augen, sondern wird, wie nach Philo (SS. Leg. All. I, 45, ed. Mang. I, 48, 49) durch einen Einfluß geweckt, der von oben: von Gott kommt (m. v. die Bem. zum §. 37).

Die Geschichte des taub und blind gebornen James Mitchel, Sohn eines Predigers in der Grafschaft Nairn in Schottland, findet sich in nachstehend verzeichneten Schriften: The Edinburgh Review or critical Journal Vol. XX. p. 462 (Nov. 1812 Art. XII.): „Some Account of a Boy born Blind and Deaf, by Dug. Stewart, Esqu.“ Dasselbe in den Transactions of the Royal Society of Edinburgh Vol. VII. — History of James Mitchel, a Boy born Blind and Deaf. by J. Wardrop, Lond. 1813. — J. Mitchel, geboren am 9. Nov. 1795, war damals, als Stewart seine Abhandlung über ihn der königl. Societät zu Edinburgh vorlas, 16 Jahre alt. — Wir erfahren übrigens an dem merkwürdigen Falle, welcher der Hauptinhalt des vorhergehenden §. ist, abermals, daß die Seele durch einen eigenthümlichen, vom Leibe unabhängigen Anfang ernährt und entfaltet werde, wie der Kern in der Frucht, welchen mitten in dieser ein selbstständiger, aus dem Mark des Gewächses kommender Säftequell ernährt und bildet. Wie eine vollkommen entwickelte, lebende Menschengestalt, welche kein an die Arme und Füße sich leicht und bequem anschließendes Gewand, sondern ein allseitig verdeckendes Tuch umhüllet, das den freien Gebrauch der Glieder erschwert, wohnet die Seele, ganz als dieselbe, auch in einem solchen verstümmelten Leibe, wie der des James Mitchel ist. Wie die Glieder unter dem Tuche, so verrathen sich die Kräfte des innren Menschen auch unter jener unbequemen leiblichen Hülle. In der That, diese Menschenseele würde, auch wenn ihr nicht bloß wie bei James Mitchel Gesicht und Gehör, sondern außer diesen auch Geruch

fand. Dieſer vielgeſchäftige Gelehrte konnte nicht ſatt werden, den Künſten der Gaukler und Seiltänzer zuzuſchauen. Man hat ihn in Rotterdam öfters, in ſeinen Mantel eingewickelt, ſolchen Kunſtſtücken nachlaufen ſehen, welche er dann mit der geſpannteſten Theilnahme und dem Wohlbehagen eines Knäbleins bis zu Ende abwartete, obgleich er damals ſchon über fünfzig Jahre alt war.

Dieſe Neigung des Bayle würde ſich, wenn ihr in der Zeit der Jugend die Gelegenheit dazu wäre geboten worden, zu einem Wohlgefallen an den wohlgeordneten und geſunden gymnaſtiſchen Uebungen des Leibes veredelt haben; jene ganze Seite der Entwicklung war aber an Bayle ſo verſäumt, daß er weder von der Verrichtung der Theile des Leibes, noch von den gemeinſten Lehren der Phyſik und Mathematik einen deutlichen Begriff hatte. Newtons Entdeckungen, welche damals die Bewunderung von ganz Europa erregten, waren jedem Dorfſchullehrer in Holland eben ſo bekannt, ja noch bekannter, als dem berühmten Bayle.

Eben jenes geſunde Element der Stärkung und des Ausruhens der innern Selbſtthätigkeit, zu welchem Bayle ſelbſt noch in der niedren Form, in welcher es ihm geboten wurde, eine ſo mächtige Hinneigung fühlte, war, in ſeiner veredelteren Geſtalt: als Gymnaſtik, die tägliche Erquickung der geiſtig vielthätigſten Männer des Alterthums. Wir erwähnen dieſes einfachen und leicht zu habenden Ergänzungsmittels der innerlichen Wirkſamkeit der Seele hier zuletzt. Kein andres äußerliches Element des Ausruhens zeigt ſich, in ſolcher Allgemeinheit, bei allen Arten der geiſtigen Anſtrengung ſo förderlich und wohlthuend. Darum ſah man auch auf den leiblichen Uebungsplätzen der Alten die jugendlichen Kräfte aller Stände und aller geiſtigen Berufsarten als zu dem Werk einer gemeinſamen Bildung vereint. Welches Vermögen der Stärkung für die vom innern Tagwerk ermüdete Seele in der Bewegung und mäßigen Uebung des Leibes, ſelbſt nur beim Gehen liege, wird jeder von uns täglich erfahren.

Gewiß nicht von einer geſunden, ſondern von einer krankhaften Art, von welcher wir ſpäter noch andere Beiſpiele be-

zu der ſelbſtthätigen Richtung des Lebens von neuem wieder die Empfänglichkeit für den belebenden Einfluß der von oben kommt, und ſo wird, wie aus einem beſtändigen Fallen und Wiederaufſtehen das leibliche Gehen, eben ſo aus dem beſtändigen Sinken und Wiedererheben der Seelenthätigkeit ein Fortſchreiten derſelben, auf dem Wege ihrer inneren Entfaltung.

Von einem trefflichen Doctor erzählt man, daß er einſt von der leichten Zerſtreubarkeit auch der beſten menſchlichen Gedanken geredet und dabei bemerkt habe, daß wohl öfters auch der eifrigſte Menſch kein „Vaterunſer" zu beten vermöchte, ohne dabei in fremde Gedanken zu gerathen. Da ſagte einer der Dabeiſtehenden: Ei, mein Herr Doctor, dieſes getraue ich mich wohl, ohne dergleichen Anſtoß zu verrichten. Wohlan, erwiderte der Doctor, ſo verſuchet's, und wenn Ihr dann in Wahrheit verſichern könnet, daß euch bei ſolchem Gebete kein fremder Gedanke überlaufen, ſo ſoll ein ſchönes Roß der Lohn ſeyn für eure eifrige Andacht. Da verſuchet es der Andere. Als er aber fertig war mit ſeinem Beten und auf ſein Gewiſſen wegen der Sache befragt wurde, geſtund er, daß ihm mitten in der Andacht der Gedanke beigefallen ſey: ob ihm der Herr Doctor zu dem Roſſe wohl auch den Sattel und Zaum ſchenken werde?

Daſſelbe was hier als Sattel und Zaum in ganz einfältig niedriger Form einhertrat, ſchleicht ſich freilich andre Male in viel anſehnlicherer Geſtalt in das ernſteſte Geſchäft des Geiſtes ein. Wie ſich denn jenem Alten in der einſamen Thebais gerade dann, wenn er all' ſein Denken und Sinnen mit dem dringendſten Ernſte zu Gott erheben wollte, allerhand Erſcheinungen des Ferngeſichts aufdrängten, welche ihm bald das vorbildeten, was einem fern wohnenden Bruder oder was den Reiſenden in der Wüſte geſchähe, die eben im Begriff ſtunden, die Wohnungen der Einſiedler zu beſuchen. Der Fall von der höheren Stufe auf die niedrere, war hier, wie dieß damals ſchon die Altväter erkannten, ein gefährlicherer, als der von dem täglich gewohnten Werk der Andacht zu einer Vorſtellung aus dem alltäglichen Leben.

Der Verlauf der innern Verwandlung bleibt ſich immer gleich, und wie wir vorhin erwähnten, er iſt derſelbe, welchen ſchon bei der Entſtehung des organiſchen Leibes bemerk-

Künſtlers, welcher den Gegenſtand, nach deſſen Anblick ihn längſt verlangte, nun endlich vor ſich ſiehet. Mit demſelben aufmerkſamen Hinblicken und mit derſelben Sicherheit, womit ein Maler einen leiblich vor ihm ſtehenden Menſchen abbildet, entwarf er die Züge einer ſolchen Erſcheinung auf das Papier. Es geſchah ihm dann wohl zuweilen daſſelbe, was uns im Traume begegnet: zwiſchen die Heldengeſtalt des Wallace und das Auge des Künſtlers ſtellte ſich etwa die Erſcheinung Eduards I; er zeichnete auch dieſe ab, ſie verſchwand, und er konnte nun von neuem am Bild des Wallace fortarbeiten. Die auf ſolche Weiſe von einer vermeintlich gegenwärtigen Wirklichkeit entnommenen Darſtellungen drückten wirklich auf bewundernswürdige Weiſe den Charakter aus, welchen die Geſchichte jenen Männern der Vorzeit beileget.

In dieſem eben erwähnten Falle war der polariſche Gegenſatz, der ſich an das tägliche Werk der Selbſtthätigkeit anſchloß, ein gewaltſam hervorgerufener und erzwungener. In Blake ſcheint ein inniger Drang zu dem Lebensberuf des höheren, ſelbſterſchaffenden Künſtlers geweſen zu ſeyn: das Ideale und geiſtig Mächtige in ſichtbare Form zu kleiden. Dagegen mußte er großentheils ſeinen angeſtrengten Fleiß auf die Nachbildung von Dingen verwenden, welche der Welt des Idealen nicht bloß ſehr ferne ſtehen, ſondern derſelben ſo ganz entgegengeſetzt ſind, wie Schatten dem Licht, wie der Leib der Seele. In all' ſeinem täglichen Treiben wurde mithin, wegen der äußern Verwandtſchaft, in welcher daſſelbe mit der innern Richtung der Seelenthätigkeit ſtund, das eigenthümliche Sehnen ſeiner Natur nur heftiger aufgeregt, nicht befriedigt. Da rächte ſich dann das Verſäumniß des Tages durch die Ausgeburten der Nacht. Es erging ihm, wie es jedem Menſchen ergeht, den ein mächtiger innerer Trieb zu irgend einer Beſchäftigung erfüllt, und welcher auf Einmal dieſer innren Heimath des Geiſtes entriſſen, in unthätiger Gefangenſchaft gehalten wird. Der Held im Kerker dichtet und träumt dann wachend und ſchlafend nur von Schlachten; der Künſtler ſieht die Gebilde ſeiner Phantaſie zuletzt gleich wirklichen, leiblichen Erſcheinungen vor ſich. So ſtellten ſich dem Blake die Gegenſtände ſeines innren Sehnens in ſolch übermächtiger Leben-

digkeit dar, daß die gewöhnlichen Werke des Traumes selbst in sein Wachen sich einschlichen.

Bei solchen Ereignissen aus dem Leben der Seele wird man an das erinnert, was oben (S. 392) von den Erscheinungen der fernwohnenden Verwandten und des Wohnhauses erwähnt worden, welche denen geschahen, die in plötzliche Lebensgefahr geriethen. Das gewaltsame Hinwegreißen von der geliebten Gewöhnung, der Anschein einer nahen Trennung davon, für immer, hatte dann den Zug des Sehnens dahin so mächtig gemacht, daß die Vorstellungen des innern Sinnes die Kraft einer wirklichen Erscheinung empfingen.

Wir pflegen, wenn uns äußere Störungen und fremdartige Geschäfte von dem geliebten Werk des innern Berufes hinwegziehen, alsbald, wenn jene vorüber sind, mit gewaltsam gesteigerter Kraft zu der ersehnten Thätigkeit zurückzukehren; Menschen, denen während ihrer Jugend die äußere Noth und viele Hindernisse den Weg der eingebornen Geistesrichtung verschlossen, sehen wir öfters später, wenn endlich der lang verhaltene Strom den erwünschten Ausgang gefunden, fast Unglaubliches leisten. Auch Wilhelm Budäus bringt das zum Theil selbst verschuldete Versäumniß seiner frühern Jugend durch einen von nun an weder Ruhe noch Rast findenden gelehrten Fleiß ein. Zuweilen kann die Heftigkeit, mit welcher ein so lang gehemmtes innres Bewegen endlich sich ergießet, dem Leben Gefahr bringen, wie sich dieß in der Geschichte jenes alten, auf langwierigem Krankenlager angefesselten Musikfreundes zeigte, welche wir oben (bei §. 31) nach J. M. Wagner erzählten.

Die Selbstthätigkeit der Seele und das als Schlafzustand zu ihr sich gesellende, ergänzende Element werden beide die eigenthümliche Farbe der innern Gemüthsstimmung tragen. Ist die selbstthätige Richtung von einem edlen Willen belebt, und von Liebe zu dem Göttlichen durchdrungen, so wird auch die ihr polarisch entgegengesetzte von edlerer Gestalt seyn; ist dagegen jene, ihrem Wesen nach minder geläutert, so wird auch diese in roherer Form sich zeigen. Es ergeht der Seele, besonders dann, wenn sie sich ihrem Ausruhen überläßt, auf ähnliche Weise, als es, nach Florimond de Remonds Erzählung, den Hofleuten König Franz des Ersten erging, da dieselben mit dem Gesang der Psal-

menüberſetzungen des Clemens Marot ſich vergnügten. Denn als der König ſein Wohlgefallen an dieſen Marotſchen Pſalmen bezeugt hatte, ergriff der Geſchmack daran alsbald auch ſeine Umgebung. Faſt ein jedes der Hofleute wählte ſich einen Lieblingspſalm und verſuchte denſelben zu ſingen. Da aber Marot zu ſeinen Texten keine Melodien gegeben, fügt jeder der vornehmen Sänger zu ſeinen Lieblingspſalmen eine ihm ſchon vorher bekannte Lieblingsmelodie, und es ſingt der Prinz (Heinrich II) den von ihm erwählten Pſalm: „Wie der Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer," nach der Weiſe eines beliebten Jagdſtückes, die Frau de Valentinois den Pſalm: „Aus der Tiefe rufe ich," nach der Melodie eines italieniſchen Reigens; der König Anton von Navarra, der ſich den Pſalm: „Richte mich Gott und führe meine Sache," erleſen hatte, ſingt denſelben nach einem Tanze der Bauern in Poitou ab, und ſo konnte man damals bei Hofe, nach dem Geſchmack eines Jeden, die mannichfachſten Tonweiſen der Gaſſen und Tanzplätze hören, zuſammengefügt mit Marotſchen Pſalmen.

So wird auch nur dann, wenn die Seele in der ſelbſtthätigen Richtung ihres Erkennens und Wollens die Harmonien einer höhern, göttlichen Ordnung empfunden, die Stimme ihrer Muſe dieſen Harmonien gleichlauten, andere Male jedoch nur jener niedrigeren Weiſe, in deren Takte ſie ſich, bei dem täglichen Werke des Lebens, zu bewegen pflegte.

Während ſich jenes polariſche Element der Erholung, das ſich, wie wir vorhin geſehen, öfters zu dem ernſteren Studium der Sprache geſellt: die Luſt an Naturgegenſtänden, bei Männern wie Friſch in einer annehmlicheren, edleren Form zeigt, ſehen wir dieſe Lieblingsneigung bei ſolchen Naturen, dergleichen Juſtus Lipſius geweſen, zu einem Zerrbild ausarten. Derſelbe hatte die Hunde zu Gegenſtänden ſeiner Zärtlichkeit gewählt, von denen er drei, genannt Mopſus, Mopſulus und Sapphyrus, durch lateiniſche Sinngedichte verherrlichte. Unter ihnen war es vornehmlich Sapphyrus, welcher ſeinen gelehrten Herrn ſogar in die Vorleſungen begleitete, und als dieſen Liebling das traurige Loos traf, in einem Faß mit ſiedendem Waſſer umzukommen, bejammerte und beſchrieb Juſtus Lipſius den Unfall in einem Briefe, welcher eben ſo kindiſch als pedantiſch erſcheint. Aber dieſer berühmte Schüler des großen Joſeph Scaliger war zwar ein ſolcher eifriger Verehrer

n, durch Ueberspannung der Seelenthätigkeit herbeige-
Todesgefahr auf ähnliche Weise zu retten, indem sie der
eigenen Streben hinsterbenden Kraft das ergänzende Ele-
führt, das diese in ihrer Arbeit sich versagt hatte. So
n treuer Kämpfer im Felde der Wahrheit, Heinrich Seuß
aus Schwaben, da er in Holland wegen der vermeint-
ketzereien, welche seine Schriften enthalten sollten, zur
Verantwortung gezogen worden, in Folge der geistigen
blichen Anstrengungen, deren er sich hierbei unterzogen,
em heftigen Fieber befallen. Ein Geschwür in der Brust
h gebildet, das nach innen sich zu ergießen und das Leben
zu enden drohete. Da kommt dem Kranken, als ihn
dem Ort alle Menschenhülfe verlassen, auf ähnliche Weise
) §. 31 dem sterbenden Davy, ein stärkendes Gesicht: es
um ihn, wie von Engelsstimmen, liebliche Gesänge, und
auert, daß er zu schwach sey, um in diese Lieder einzu-
, wird ihm die trostvolle Zusage gegeben: „Sey un-
! du wirst nicht sterben, sondern noch in deinen Tagen
ied anstimmen dem Ewigen, welches vielen Seelen eine
ottes seyn wird.“ Da entströmen dem fieberkranken
hränen der Freude, das Geschwür öffnet sich nach außen,
ahr ist vorüber. Kräftiger, als jedes leibliche Heilmittel
er die innerlich vernommene Harmonie der Töne gewirkt,
in einem ähnlichen Falle, bei einem trefflichen Lehrer,
er Lunge entstandene Geschwür gefahrlos nach außen er-
s ihn ein im Traume vernommener Gesang des Psalmes:
des Herrn“ zum Mitsingen aufregte.

e polarischen Gegensätze der einzelnen Seelenthätigkeiten
ch auch nach andern Seiten hin nachweisen. Der Anstren-
r Seele beim Studium der Sprachen, scheint als er-
es Element die ruhig sich hingebende Betrachtung der Na-
ständе zu dienen. Es wird bei trefflichen Schulmännern
ilologen, wo sich ihnen Gelegenheit zu dieser gefunden
g der Seele darbietet, öfters ein Wohlgefallen an Blu-
d an der Pflege derselben gefunden; ein Wohlgefallen,
) in kindlich hingebender Art äußert, ohne nach dieser Rich-
in zu wissenschaftlichen Grübeleien zu treiben. Der treff-
prachforscher Frisch pflegte sein Ausruhen und seine Er-

verwandelte jedoch durch seinen unanständigen Zorn das Gefühl des unpassend Komischen in das des Ekels. Derselbe Mann, nachdem er seine Neigung zum praktischen Ausüben des Gelernten mit einem gleich ungünstigen Erfolg als Verbesserer des Schiffbaues und beim Zollwesen versucht, wollte zuletzt seine Gabe der Welt zu nützen, an dem würdigsten Gegenstande üben; denn er versprach: „die hebräische Bibel, deren Text von Grund aus verfälscht sey, nach Maßgebung des alten, ächten hebräischen Sylbenmaßes vollkommen wieder herzustellen, wenn man ihm die Mühe der Arbeit mit 150,000 Thalern belohnen wolle."

In vielen Fällen scheinet sich die Seele das ergänzende Element, welches ihrem selbstthätigen Handeln mangelt, in dem Gebiet des Wissens und Erkennens erzeugen zu wollen. So war Niemand ein schlechterer Haushalter als Richard Steele, und dennoch hat kein Andrer so treffliche, gründliche Regeln der Haushaltung gegeben, denn er. Peter Corneille hatte selber eine so schlechte Anlage zum Vorlesen und zur Declamation, daß es in der That als ein Werk der Selbstverläugnung erschien, wenn jemand auch die schönsten Stücke des Dichters von ihm selber gelesen anhörte. Dennoch konnte niemand so feine Regeln der richtigen Declamation und des würdigen, mündlichen Vortrages für seine Poesien aufstellen, denn eben dieser Dichter. So pflegte auch Tycho de Brahe spottend sich über Die zu erheben, welche den Sonnenfinsternissen und andern solchen Erscheinungen am Himmel eine unglückliche Vorbedeutung zuschrieben. Hiemit schien er sich jedoch zugleich über die Schwäche seines eigenen Gemüthes erheben zu wollen; denn dieser berühmte Sternkundige war so abergläubig, daß er, wenn ihm am Morgen beim Ausgehen ein altes Weib oder eine Leichenprocession begegnete, sogleich wieder umkehrte, aus Furcht, jenes Begegnen möge ihm irgend ein Unglück auf seinem Wege vorausbedeutet haben.

Von dem berühmten Pater Hardouin, diesem Wunder der Gelehrsamkeit, welcher nach des Huetius Urtheil sich schon an seinem Plinius, den er in fünf Jahren vollendete, ein Ehrendenkmal gestiftet hat, durch welches fünf Gelehrte, selbst bei fünfzigjähriger Dauer ihrer Arbeit, berühmt geworden wären, sagt uns Franciscus Atterbury, daß derselbe so leichtgläubig wie ein Knabe gewesen sey. Dieser natürlichen Mangelhaftig-

keit des täglichen Lebens setzte jedoch der gelehrte Pater, als Ergänzung in seinen wissenschaftlichen Arbeiten eine Zweifelsucht entgegen, welche den damals lebenden Gelehrten etwas Neues und Unerhörtes war. Denn er behauptete nicht nur, daß die Werke des Josephus untergeschoben und von einigen Mönchen des dreizehnten Jahrhunderts gefertigt seyen; sondern, da er in mehreren Oden des Horaz Anspielungen auf Christum, auf die Kirche, ja auf die Jakobiner seiner Zeit zu bemerken glaubte, hielt er auch diese für das Machwerk eines späteren, christlichen Jahrhunderts, und die Beweise des Mannes hatten für viele damalige Köpfe etwas so Blendendes, daß ein gelehrter Engländer die Aechtheit jener Horazischen Oden nur dadurch noch in etwas zu retten strebte, daß er behauptete, Horaz habe im Geist der Weissagung die Jakobiner sammt den Begebenheiten der Kirche vorausgeschauet.

Umgekehrt rächte sich in dem täglichen Leben und geselligen Umgang des Jean Lafontaine jene innre Gewaltthätigkeit, mit welcher er sich bei seinen schriftstellerischen Arbeiten zu einer ungemäßigten Lebhaftigkeit aufregte, durch eine Dumpfheit und träumerische Albernheit, welche ihn einem Blödsinnigen ähnlich machten. Denn wenn auch der große Peter Corneille im Umgang etwas schwerfällig und im Gespräch, selbst wenn es redewürdige Dinge betraf, zu stumm erschien, konnte man doch bei diesem bemerken, daß er leicht anders zu seyn vermocht hätte. Dagegen war jener berühmte Fabeldichter, ohne es ändern zu können, wie einer seiner Zeitgenossen es ausspricht: im Umgang mit Thieren mehr als ein Mensch, im Umgang aber mit andren Menschen weniger als ein Mensch. Uebrigens hörte man auch von Lafontaine im geselligen Umgang nie und bei keiner Gelegenheit eine Aeußerung von jener sittlich verletzenden Art, dergleichen wir in seinen Schriften so viele finden. Es schien, als ob der eifrige Verehrer und Nachahmer des Marot und Rabelais, als Mensch und im Gespräch des Mundes, des Schriftstellers, der in ihm war, und seiner Werke sich schämte, wie Tycho de Brahe der Schriftsteller, des abergläubigen Tycho's, als Alltagsmenschen sich zu schämen schien. Wie denn auch Salmasius, nur wenn er die Feder in die Hand nahm, von der Streit- und Zankwuth befallen ward, im Umgang aber sehr sanft und nachgiebig erschien.

„Oefters," ſo urtheilte Karl Rollin als Greis über Fälle, welche verwandt waren mit dem von Lafontaine erwähnten, „iſt eine Mauer zwiſchen dem Verſtand und Herzen, der Verſtand gehet irre, das Herz bleibt auf ſeinem rechten Wege." Und dieſe Art des Widerſpruchs erſcheint noch immer ſehr erträglich, gegen jene, welche an dem Verfaſſer des empfindſamen Hirtengedichts Guarini und an dem für Feinheiten der Sprache ſo empfänglichen Malherbe bemerkt wurde. Jener war gegen die Seinen ein empfindungsloſer Tyrann, und auch dieſer verletzte im Umgange mit ſeinen Verwandten, ja mit allen Menſchen jedes Gefühl von Zartheit.

Wir kehren indeß von dieſen ans krankhafte Extrem gränzenden Beiſpielen wieder zu der gewöhnlichen geſunden Mitte zurück. Jeder Aeußerung der Selbſtthätigkeit folgt bei der menſchlichen Seele, ſo nothwendig, denn der Schatten dem Licht, ein polariſch entgegengeſetzter Zuſtand des paſſiven Hingebens in den Zug irgend einer ſogenannten Lieblingsneigung. Dieſer Wechſel zwiſchen Geben und Nehmen, zwiſchen Spannen und wieder Nachlaſſen, iſt der Seele zu ihrem geſunden Fortbeſtehen ſo nothwendig, als dem Leibe der Wechſel zwiſchen Schlaf und Wachen. Die Seele in ihrem geſunden Zuſtande, wenn ſie in centrifugaler Richtung das Werk der Selbſtthätigkeit geübt, muß einen paſſiven Punkt und Moment ihres Seyns und Weſens dem neubelebenden Einfluß darbieten, ohne deſſen Mithülfe gar bald die Eigenwirkung in Wahnſinn oder krankhafte Erſtarrung übergehen würde. Denn man darf eine ununterbrochen und unwandelbar anhaltende Richtung der eignen Thätigkeit mit noch viel größerem Rechte fehlerhaft nennen, als eine geiſtreiche Zeitgenoſſin des großen Peter Corneille an dem Pompejus deſſelben es tadelte: daß zu viele Helden in dem Stücke vorkämen. Eine nähere Beobachtung ſolcher beſtändig nur die eigene Kraft zur Schau tragenden Naturen erinnert öfters an die Aeußerung der Marquiſe von Sevigne, welche zu ſagen pflegte, daß ſie vor nichts ſich mehr ſcheue, als vor ſolchen Leuten, welche den ganzen Tag witzig ſind. Gerade der öftere und mannichfache Wechſel der fruchtbar aufnehmenden, mit den poſitiv wirkſamen Zuſtänden der Seele, wird zur Bekräftigung und Erhöhung der Selbſtthätigkeit am wirkſamſten gefunden. Daher bemerken wir an

den geistig fruchtbarsten, thätigsten Menschen, wie Michel Angelo, Leonardo da Vinci, oder wie Aristoteles, wenn wir sie zu verschiedenen Zeiten und auf den verschiedenartigen Wegen ihrer Neigungen beobachten, so verschiedene Sprachen und Stimmen der innern Zustände, wie an Rabelais Munde. Denn von diesem witzigen Manne erzählt man, daß er einst, um beim Kanzler Duprat zur Audienz zu gelangen, den Bedienten im Vorzimmer lateinisch anredete, und als dieser, welcher der Sprache unkundig war, einen Andern herbeirief, der Latein verstund, sprach Rabelais diesem auf griechisch zu. Hierauf da man einen dritten in dieser Sprache geübten, ihm vorführte, hatte Rabelais Mundart sich ins Hebräische umgewandelt. So trat auch den Besuchenden an dem großen Albrecht von Haller jetzt der Sprachgelehrte und Freund der alten classischen Literatur, dann der treffliche Pflanzenkenner, andre Male der kraft- und gedankenreiche Dichter, dann der tiefblickende Physiologe oder der geübte Zergliederer; lieblicher jedoch und bleibender als diese Alle der Selbstkenner und kindlich-gläubige Christ entgegen.

Wichtiger und folgenreicher als bei den Seelenthätigkeiten von wissenschaftlicher oder künstlerischer Art, ist das innre, polarisch ergänzende Element der sittlichen Selbstthätigkeit und vorherrschenden Form der Seele. Nicht selten läßt es sich, wenn man die verschiednen, wechselnden Zustände des menschlichen Gemüthes aufmerksam betrachtet, so ansehen, als ob da zwei ganz verschiedne Persönlichkeiten unter dem gemeinsamen Dache einer und derselben Individualität beisammen hauſ'ten, wovon jetzt einmal die eine, dann die andere, zuweilen beide, wie im Zweigespräch begriffen, sich vernehmen ließen. In Philipp II, König von Spanien, glühete beständig eine innere Flamme, welche jedoch durch eine, ihm zur gewöhnlichen, äußeren Natur gewordene, ganz entgegengesetzte Stimmung des Gemüthes, so überwältigt und gebunden war, daß sie ihre verzehrende Kraft nur nach innen übte, nicht zum sichtlichen Ausbruch kommen konnte. Von diesem in der That seiner selber mächtigen Fürsten ist es bekannt, mit welchem Gleichmuth er den Bericht von dem Untergang der unüberwindlichen Flotte aus dem Munde des zitternden Admirals aufgenommen, obgleich mit dieser Flotte nicht bloß die sechzig Millionen Thaler, welche die Ausrüstung gekostet, sondern

zugleich alle mühſam groß gezogenen Plane, alle gehegten Hoffnungen des Königes zu nichte gingen. Aber ſelbſt bei ganz unvermuthet ihm zugeſtoßenen Widerwärtigkeiten blieb Philipp äußerlich kalt und ruhig. So einſtmals, als er die ganze Nacht mit ſeinem Geheimſchreiber aufgeſeſſen und gearbeitet hatte, damit einige, dringend nöthige Depeſchen nach Frankreich abgefertigt werden könnten, ergriff, gegen Ende der Arbeit, der eilige Schreiber ſtatt der Streuſandbüchſe das Tintenfaß und verdarb hiemit den wichtigſten Bogen. Der König, ſtatt in Zorn auszubrechen, hielt dem vor Furcht und Schrecken zitternden Manne zuerſt das Tinten-, dann das Streuſandgefäß vor die Augen und ſagte dabei mit kaltem Ernſt: „Dieß iſt das Tintenfaß und dieſes das Sandfaß.“

Wie ganz anders würde ſich bei ſolcher Gelegenheit eine der Naturen von entgegengeſetzter Art benommen haben, bei denen die Flamme der Lebhaftigkeit außen, an der Oberfläche erſcheint, während ſich das ergänzende, mildernde Element mehr ins Innre verbirgt. Es war dieſes unter andern die Gemüthsart des zu ſeiner Zeit hochberühmten Tonkünſtlers J. B. Lully, in deſſen Thun und Weſen ein leicht ſich entflammendes Feuer mit dem löſchenden Element in beſtändigem Kampf und Wechſel erſchien. Wenn Lully's Ohr, bei der Aufführung ſeiner Compoſitionen auch nur durch einen einzigen falſchen Griff irgend eines Violinſpielers beleidigt wurde, konnte er darüber ſo außer ſich gerathen, daß er im Zorn dem Violiniſten ſein Inſtrument entriß und ihm daſſelbe öfters auf dem Rücken zerſchlug. Dieſem aufbrauſenden Zorn pflegte aber die Reue auf dem Fuße zu folgen. Der Capellmeiſter nahm gewöhnlich den gemißhandelten Muſikus, nach Vollendung des Stückes mit ſich zu Tiſche und erſetzte ihm den Verluſt des Inſtruments auf ſo reichlich freigebige Weiſe, daß man in Verſuchung gerathen konnte, Lully zu Gewaltthätigkeiten zu reizen, um von ihm beſchenkt zu werden.

Freilich war der Grund, welcher den großen Boerhave antrieb, ſeinen heftigſten Gegnern und Feinden die größten Wohlthaten zu erzeigen, ein andrer und der in Boerhave wohnende, innere Menſch, der ſolches that, war ein höherer, als der in dem übrigens gutmüthigen Lully wohnende.

r, daß die gewöhnlichen Werke des Traumes ſelbſt
Sachen ſich einſchlichen.
ſolchen Ereigniſſen aus dem Leben der Seele wird man
rinnert, was oben (S. 392) von den Erſcheinungen
ohnenden Verwandten und des Wohnhauſes erwähnt
welche denen geſchahen, die in plötzliche Lebensgefahr

Das gewaltſame Hinwegreißen von der geliebten
ng, der Anſchein einer nahen Trennung davon, für
atte dann den Zug des Sehnens dahin ſo mächtig ge-
ß die Vorſtellungen des innern Sinnes die Kraft einer
Erſcheinung empfingen.
pflegen, wenn uns äußere Störungen und fremdartige
von dem geliebten Werk des innern Berufes hinweg-
sbald, wenn jene vorüber ſind, mit gewaltſam geſtei-
ft zu der erſehnten Thätigkeit zurückzukehren; Menſchen,
rend ihrer Jugend die äußere Noth und viele Hinder-
Weg der eingebornen Geiſtesrichtung verſchloſſen,
öfters ſpäter, wenn endlich der lang verhaltene Strom
iſchten Ausgang gefunden, faſt Unglaubliches leiſten.
helm Budäus bringt das zum Theil ſelbſt verſchuldete
ß ſeiner frühern Jugend durch einen von nun an weder
) Raſt findenden gelehrten Fleiß ein. Zuweilen kann
keit, mit welcher ein ſo lang gehemmtes innres Be-
lich ſich ergießet, dem Leben Gefahr bringen, wie ſich
r Geſchichte jenes alten, auf langwierigem Kranken-
feſſelten Muſikfreundes zeigte, welche wir oben (bei
ch J. M. Wagner erzählten.

Selbſtthätigkeit der Seele und das als Schlafzuſtand
geſellende, ergänzende Element werden beide die eigen-
Farbe der innern Gemüthsſtimmung tragen. Iſt die
e Richtung von einem edlen Willen belebt, und von
dem Göttlichen durchdrungen, ſo wird auch die ihr
ntgegengeſetzte von edlerer Geſtalt ſeyn; iſt dagegen
m Weſen nach minder geläutert, ſo wird auch dieſe in
rm ſich zeigen. Es ergeht der Seele, beſonders dann,
ch ihrem Ausruhen überläßt, auf ähnliche Weiſe, als
rimond de Remonds Erzählung, den Hofleuten König
ſten erging, da dieſelben mit dem Geſang der Pſal-

Hang zum Spotten und Schimpfen, der ſelbſt der ehrenwertheſten Perſonen nicht verſchonte. Nach vorübergegangenem Anfall, an welchen die Kranke, wenn ſie jetzt, wie ſie meinte, vom Schlaf erwachte, keine Erinnerung hatte, trat ein entgegengeſetzter Zuſtand ein: ein Gefühl von Mattigkeit und Entkräftung, welche an Ohnmacht gränzten. Solche Fälle von Umkehrung und Verwandlung der gewöhnlichen inneren Richtung in die entgegengeſetzte, finden wir namentlich auch in der Geſchichte des Erkenntnißvermögens, ſelbſt da wo dieſe ihren ordentlichen, ruhigen Gang gehet, noch mehr aber da, wo dieſer Gang durch innre Unruhen geſtört und verändert wird. Menſchen, welche ganz beſonders viel mit dem Gedächtniß gearbeitet und dieſes in faſt beſtändiger Anſpannung erhalten haben, werden durch Fieberanfälle, Alter, ja durch Berauſchung, am häufigſten gedächtnißſchwach und vergeſſen Alles; während bei Andern, welche das Gedächtniß faſt ungebraucht gelaſſen, dieſelben Fieberanfälle den verſäumten innren Sinn auf ganz beſonders merkliche Weiſe aufregen und ſchärfen, ſo daß jener Landmann in ſeiner Krankheit das Griechiſche, welches er in früher Kindheit mit dem Sohne des Pfarrers gelernt und wieder verlernt hatte, fertig herſprach.

Es wohnt in unſrem Innren der ganze Menſch, mit allen ſeinen geiſtigen Anlagen und Richtungen; es wird aber, von der Geburt an und durch das ganze nachfolgende Leben, allmählich die eine Richtung zur herrſchenden, die andre zur dienenden, die eine zur verhüllten, Nahrung nehmenden Wurzel, die andre zum Gebilde der Blätter und Blüthen, die ſich nach ihrem Lichte wenden. Zu ſeiner Zeit muß dann auch das im Dunkeln Liegende heraus ans Licht treten, und auch der jetzt winterlich abgewendete Pol hat einmal ſeinen Sommer. Alsdann, wenn das Verhüllte zum Offenkundigen wird, zeigt es ſich bald, wem das Dienende und Untergeordnete eigentlich gedient habe und weſſen Eigenthum es geweſen. Denn es wird dann öfters an dem erſt nun ganz ſichtbar gewordenen Gewächs eine bittre Wurzel gefunden, und ſtatt des Schmetterlings, deſſen Entfaltung die vorhergegangene Raupengeſtalt erwarten ließ, geht aus der Puppe ein feindſeliges Geflügel hervor, deſſen Erzeuger ſchon die Raupe angeſtochen und in ihren Leib die zerſtörende Brut gelegt hatten. Gerade das hienieden Untergeordnete und Dienende iſt im Geiſtigen wie im

Leib-

Leiblichen die Stätte, da der neue, künftige Mensch empfangen und im Verborgnen gebildet wird; denn es ist dieß eine Bemerkung, welche man häufig an sich und Andren machen kann, daß unser innrer Mensch so wie der äußre am meisten durch jene Zustände gedeihe und erstarke, welche wir als schlafähnliche bezeichneten. Auf die Ausbrüche des natürlichen Zornes folgt die mildernde, besänftigende der Reue. Einem Gemüthe, in welchem jene natürliche Heftigkeit wohnt, wird der aus dem Innern strömende, besänftigende Geist, wenn ihn dasselbe reichlich walten läßt, nicht bloß Heilmittel werden, sondern zum kräftigen Gedeihen des künftigen Lebenskeimes dienen. Umgekehrt hat in Naturen, welche sich zu einer falschen Ruhe und Gleichgültigkeit gegen das Wesen der äußern Umgebung neigten, das Aufwallen eines sonst im Innern schlafenden Elementes des Widerstandes sehr wohlthätig auf das geistige Wachsthum gewirkt. Wie denn der selige Prälat Oetinger von sich selber erzählt, daß er in seiner Kindheit von so ruhigem Naturell gewesen, daß man ihn nur das einfältige Friederlein geheißen. Der edle Zorn aber, welchen das unbillige und ungerechte Handeln eines Lehrers fortwährend in dieser allzuruhigen Natur aufregte, weckte zugleich die innren Anlagen auf; gab ihm sogar Lust und Muth zum Versemachen, wozu er vorhin gar keine Fähigkeit gehabt.

Anscheinend etwas Andres meinend und dennoch dasselbe andeutend, war jene Regel, welche ein trefflicher Mann den Menschen gab, welchen es wahrhaft anliegt, geistig gesund zu seyn: daß sie nämlich in solchen Fällen, in denen sie nicht wissen, welches von Zweien ihnen das geistig Heilsamste sey, dasjenige erwählen sollen, was ihrer natürlichen, äußern Richtung am meisten zu widerstreben scheint.

Warum aber gerade jener verborgene, seiner Natur nach mehr passive Theil unsres Wesens bei dem Bildungsgeschäft des innern Menschen als der fruchtbarere erscheine, das gehet aus der gleich am Eingange dieses §. gegebenen Erklärung der Schlafzustände der Seele von selber hervor. Die selbstthätige Richtung unserer Natur ist das Eigenthum des Einzelwesens und als solches eine einseitig mangelhafte. Ihr gegenüber, als neubelebendes, ergänzendes Element, wirket der Einfluß von geistiger Art auf die empfängliche, passiv aufnehmende Seite unserer Seele ein.

Zuſtände ſind es mithin allerdings, während denen
am meiſten mit der geiſtigen Speiſe des Lebens ge-
wird.

e die Stärke und Wirkſamkeit des Südpols eines
jenauem Verhältniß ſteht mit der Stärke des Nord-
t das Maß und die Beſchaffenheit der aufnehmen-
ichkeit für den geiſtig belebenden Einfluß ſehr genau
ffenheit der Selbſtthätigkeit zuſammen. Die Rich-
ſtthätigkeit kann eine ſehr verſchiedene, auch der
iſtige Einfluß kann nach §. 48 ein ſehr verſchiedener
jedoch pflegt ſich jene allbedenkende Liebe, wel-
Heil und die Geſundheit des Menſchengeiſtes will, dieſem
ener Stätte ſeines Weſens am leichteſten und fruchtbarſten
n, wo er nicht in das eigene Wirken verſenkt, ſondern zur
ung in ein anderes Wirken geneigt iſt. Dieſer Pol des
nenweſens und die Wichtigkeit ſeiner Pflege ſollte deßhalb
an Geſchäft der Erziehung aufmerkſam beachtet werden.
wird in der Kindheit am öfterſten in einem augenfälligen
chſel und gleichſam in beſtändigem Zwiegeſpräche mit der an-
n, nach außen wirkenden Bewegung gefunden; er iſt daher
auch in dieſem Alter am leichteſten zu erkennen und zu behandeln.

Wie ſich die Extreme jedoch ſo oft gleichen, ſo zeigt ſich auch wieder im höhern Alter das öftere Wechſeln und deutliche Beiſammenſeyn der beiden Zuſtände. Oefter jedoch geſchieht dann der Seele etwas Aehnliches als dem Leibe: die Schlafzuſtände werden andauernder, werden äußerlich vorherrſchend; ja dieſelben erſcheinen, wie wir dieß im §. 22 und 36 geſehen, auch in der wahrnehmbaren Form dem leiblichen Schlafen verwandt: als Blödſinn des Alters.

Wir werden hierbei an eine andere Art der andauernden und lange laſtenden ſchlafähnlichen Zuſtände der Seele erinnert: an den Blödſinn, deſſen Betrachtung wir hier dem Hauptinhalte des §. als eine Epiſode einfügen.

Mit muntrem Auge blickt das Kälblein des Rehes gleich nach der Geburt umher, und tritt nach wenig Stunden auf die zarten Füße; dagegen ſchläft nach einer ſinnvollen Sage des Mittelalters die neugeborne Brut des ſtarken Löwen einen tiefen Schlaf des Schein-

todes, aus welchem sie erst das laute Gebrüll des alten Löwen erwecket. Denn je mächtiger die Tiefe der Leiblichkeit, in welche die Seele sich versenket, desto gewaltiger sind da jene Furcht und großen Schrecken des Todes, welche eine wohlthätige Hand in das Gewand des tiefen Schlafes verhüllet.

Der neugeborne Mensch schlummert unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit am längsten den Schlaf der Seele. Es ist zuletzt nur die allgewaltige Stimme des Geistes, der vormals, wie im Gange großer Wetter, die Sprachen und Völker heraufgerufen: es ist die Stimme des Geistes, welche auch den einzelnen Menschen zum innren Leben weckt. Wie aber und warum ist jener erste Schlaf gerade beim Menschen zuweilen so eisern und so tief, daß an ihm die Kindheit mit ihren innren Wundern und dann selbst die Zeit der Arbeit und der Kämpfe des späteren Alters vorübergehen, der dumpfe Seelenschlummer aber bleibt und endet nicht?

Wenn der Sommer über meine Nachbaralpen kommt und das Thal wieder grün wird, da erhebt sich manche Blume, die auch in der Ebene gedeiht, aus dem grünen Grund der Wiesen; dort aber, in den Alpen, mit so mächtigem Wuchs und Glanz der Farben, daß selbst ein kundiges Auge sie kaum wieder erkennt. Veredelter und kräftiger erscheint da, im Thal der Hirten, alles Leben; höher der Wuchs des weidenden Stieres, statt der Krähe der große Rabe des Gebirges, statt des trägen Weihen der starke Adler. Aber neben dieser überkräftigen Natur grinset mich nicht selten das bleiche, verzerrte Gesicht des Cretinen an; das Haar ist grau, über dem alternden Angesicht schwebt aber noch die Dumpfheit des ungebornen Kindes, man wird den Elenden, seelenschlummernd, wie eine ungeborne Frucht, zum Grabe tragen. Der Schlaf des Leibes beherrschet auch mit vorwaltender Macht die Zeit der ersten Kindheit, wie nicht selten die des hohen Alters; der Schlaf des Leibes hat zuweilen, nach übermäßigen Anstrengungen oder nach andern ungewöhnlichen Ereignissen, Wochen, ja Monate lang gedauert, und an solchem krankhaften Uebermaß hat die Physiologie deutlicher die Natur und den Grund des Schlafes, so wie seine Verwandtschaft mit andren Zuständen erkannt, als am gewöhnlichen Schlafe. So wird uns auch in der Geschichte der Seele des Menschen die Betrachtung des tiefen, langen Seelen-

ſchlafes der Blödſinnigen nicht ganz ohne Aufſchlüſſe oder andeutende Winke über das laſſen, was im Leben und Wirken der Seele dem natürlichen und geſunden Schlafe entſpricht. Wir geben deßhalb, wenn auch nur als Epiſode, hier zuerſt eine kurze Beſchreibung des krankhaften, abnormen Zuſtandes, hernach die des äußerlich ähnlichen, innerlich jedoch weit verſchiednen normalen und geſunden.

Dieſelbe Menſchenſeele, welche ſonſt über alles Leben der Sichtbarkeit waltet und herrſchet — und daß ſie dieſelbe ſey, ſcheint der gleichgeſtaltete Leib zu bezeugen — kann anderwärts eine ganze Menſchenzeit hindurch ihrer eigenthümlichen Selbſtthätigkeit ſich entäußern, kann ohne Fortbewegung bei der That der leiblichen Bildung ſtehen bleiben, als weilte ſie unentſchloſſen auf halbem Wege und begehrte ſie jetzt dieſer ganzen Welt der Leiblichkeit nicht mehr, zu welcher ſie doch die eigne Verleiblichung hingeführt hatte. Doch was iſt die Zeit eines Menſchenlebens einem Weſen von ewiger Natur!

Hat etwa, bei ſolchen elend verkümmerten Weſen, wie die Blödſinnigen es ſind, bloß die Seele, die auch im Thiere lebt, noch den Zugang zur menſchenähnlichen, äußeren Form gefunden, und es fehlt dieſen halb Todtgebornen der eigentliche lebendige Odem aus Gott: der höhere, wahrhaft menſchliche Geiſt? Aber der Blödſinn vom tiefſten Grad, welcher dem krüppelhaft verwachſenen Leibe nur noch die Stimme eines blöckenden Kalbes oder eines undeutlich bellenden Hundes zurückläßt und die Freßgier eines hungernden Thieres, ſtehet noch weit unter dem eigenthümlichen Seelenzuſtand eines unſrer Hausthiere, welches doch nöthigen Falles ſelber zum Aufſuchen des Futters geſchickt iſt, während einige ſolcher Unglücklichen verhungern würden, wenn man ihnen die Nahrung nicht vorſetzte oder gar in den Mund reichte. Das Thier, ſo leicht und frei beweglich, ſo gelehrig; der Cretine zum Theil für ſich ſelber bewegungslos, eines fremden Leibes bedürftig, der ihn trägt und ernährt, wie das Ungeborne im Mutterleibe.

Aeußerlich, an den Gliedern und Sinnen des Leibes, iſt zuweilen nichts zu bemerken, was dieſe innre Verkümmerung erklärte. Zwar die aufrechte Stellung und Fortbewegung des Leibes, wodurch der Menſch ſich vom Thier unterſcheidet, fällt vielen Blödſinnigen ſo unmöglich oder ſo ſchwer, daß einige von ihnen beſtän-

dig liegen oder sitzen, andre, doch nur unvollkommen, mit vorwärts gebognen, schlotternden Knieen und schwankenden Füßen gehen. Doch ist dieser angeborne Mangel auch bei geistig gesunden Kindern nicht ohne Beispiel, und er hat sich unter andrem (als Unvermögenheit, das knorplicht weiche Rückgrat aufrecht zu halten und auf den Füßen zu stehen) bei solchen gezeigt, bei denen, gerade entgegen dem Zustand des Blödsinnes, der Geist in ganz besondrer Fülle und Schnelligkeit der Entwicklung, dem leiblichen Leben und seiner Entwicklung vorauseilte, so daß schon hieraus der frühe Tod begreiflich schien. Es erscheint auch nicht bei allen Blödsinnigen, ja selbst nicht bei den meisten, der aufrechte Gang und die Schnelligkeit der Fortbewegung gehemmt, und es sind einige von ihnen, ganz im Gegensatz gegen die häufig an Menschen dieser Art beobachtete Festhaftung an einen und denselben Ort, sehr gute Fußgänger, ja so reiselustig gewesen, daß sie, wie die Zugvögel, fast immer auf der Wanderung waren.

Die äußeren Sinnorgane zeigen in ihrem Baue öfters gar keine oder nur unbedeutende Abweichungen vom gewöhnlichen und gesunden Baue. Denn wenn auch einige Cretinen zugleich Albinos und natürlich Tagblinde sind, indem die, wie bei weißen Kaninchen des färbenden Pigmentes ganz entbehrende, rothe Regenbogenhaut des Auges, von einem helleren Licht schmerzhaft gereizt wird; so findet sich anderwärts diese Eigenschaft des Auges mit ganz vorzüglichen Geistesanlagen und einer schönen, kräftigen Entwicklung des Leibes zusammengesellt, und die Geschichte der Wissenschaft kennt Kakerlacken, welche ein ausgezeichnetes Talent für höhere Mathematik und Astronomie entfalteten; wiewohl solche Menschen insgemein in früher Jugend starben. An vielen Cretinen zeigt sich auch nicht einmal jene mangelhafte Beschaffenheit des Auges: dieses verträgt den Wechsel der Tageshelle und der Finsterniß, das Ohr hört, der Geruch ist von gewöhnlicher Schärfe, und wenn irgend einer von den vier Sinnen des Hauptes in unvollkommnerem Maße entwickelt oder krankhafter erscheint, so ist dieß der scheinbar unbedeutendste: der Geschmack, welcher insgemein bei Blödsinnigen so stumpf und träge gefunden wird, daß er der schärfsten und eindringlichsten Reizmittel begehrt, um gerührt zu werden, ein Mangel, welcher die Menschen dieser Art nicht selten auf ähnliche Weise — wie den im vorigen §. erwähn-

ten James Mitchel zur Anwendung aller, das äußre Licht verſtärkenden Mittel — ſo zum Genuß der ſchärfſten, geiſtigen Getränke und der unnatürlichſten Speiſen antreibt.

Aber bei einem ſolchen anſcheinend geſunden Bau des Auges und der andren Sinnen fehlt die inwohnende Kraft, welche ſich der ſo gebahnten Wege zur Erkenntniß der Außenwelt bediente, ſo wie die Muskeln der Glieder ungebraucht verkümmern und verwelken, weil kein ſelbſtkräftiger Wille da iſt, der dieſen Boden anbaut und belebt. Wie zwiſchen dem gewöhnlichen Menſchen und der überall um und in ihm webenden und lebenden Geiſterwelt, wie zwiſchen dem Ungebornen und der ganzen äußren Sinnenwelt, welche nur die tragende, nährende Mutter, nicht der Ungeborne bemerkt; ſo iſt zwiſchen dem Blödſinnigen von tieferem Grade und unſrer Sichtbarkeit, die auch ſeine Sinnen berührt, eine Scheidewand, welche das Hinauswirken der lebenden Seele auf die umgebende Körperwelt und das Hineinwirken von dieſer auf die empfindende, bemerkende Seele ſehr erſchwert, ja faſt unmöglich macht. Es iſt eine innre Gebundenheit, wie die im tiefen Schlafe.

Selbſt das Gehirn, welches die pathologiſche Anatomie bei Mängeln unſrer geiſtigen Natur gewöhnlich zuerſt und am meiſten um die Urſache zu befragen pflegt, iſt bei vielen Blödſinnigen nach allen ſeinen einzelnen Richtungen ausgebildet: es fehlt keiner der gewöhnlichen Theile, und wenn zuweilen eine geringere Zahl der einzelnen Schichten oder Blätter des Lebensbaumes im kleinen Gehirn auf eine natürliche Mangelhaftigkeit des Gedächtniſſes hinzudeuten ſchien, ſo hat ſich doch in andren Fällen dieſes Zuſammentreffen eines äußeren, ſichtbaren Mangels mit dem innren nicht zeigen wollen. Es iſt auch am Bau des Schädels und des in ihn verſchloſſenen Gehirns ein ſcheinbar ſehr Unbedeutendes, was man bei vielen Blödſinnigen für ein äußeres Zeichen der innren Beſchloſſenheit anerkennen wollte. Die Schädelknochen nämlich ſind von ungewöhnlicher Dicke und Ausbildung ihrer erdigen Maſſe, und laſſen zwiſchen ihrer innren Fläche und der Oberfläche des Gehirns einen geringeren Zwiſchenraum, als bei andren, geſunden Menſchen. Es ſcheint dann das Gehirn, weil die Ausbildung des Knochens ſich in voreilendem Verhältniß vollendet und abſchließt, gleichſam vor der Zeit der Reife lebendig begraben, und die ſchon

erwähnte Beobachtung Fahners, nach welcher die Gesichtszüge des vor kurzem verstorbenen Leibes eines tief Blödsinnigen sich vermenschlichten und veredelten, wenn das enge Gewölbe des Schädels hinweggenommen worden, erscheint in dieser Hinsicht nicht uninteressant.

Es mangelt, wie bereits erwähnt, einigen Blödsinnigen der Hauptvorzug der Menschennatur: die Fähigkeit zur Sprache, gänzlich. Solche lassen nur selten unarticulirte Töne hören, welche, wie bei Kindern, ehe diese Worte sprechen lernen, eine Nachahmung von vorzüglich grellen Naturlauten und thierischen Stimmen sind. Bei andren geistig Gebundenen oder Schlafenden dieser Art wird die Fähigkeit zu sprechen so weit entwickelt gefunden, als der engbeschränkte Kreis des geistigen Erkennens dieß bedarf und erlaubt. An solchen sprechenden Blödsinnigen hat man die Sitte, mit sich selber zu reden und vor sich hin zu murmeln, so häufig beobachtet, daß man die beständigen, dem Ohre vernehmbaren oder wenigstens dem Auge an der Bewegung der Lippen sichtbaren Selbstgespräche als ein Kennzeichen des gewöhnlichen, mittleren Grades des Blödsinns aufführte. In diesem Zustande, wie in dem der früheren Kindheit, erscheint die eigne Persönlichkeit nicht selten wie eine äußere, fremde, und die Seele, des eignen Leibes nicht mächtig, erblickt diesen fast beständig in jener Geschiedenheit von sich selber, wie etwa der gesunde, innerlich entwickelte Mensch dieß in einigen krankhaften Zuständen thut. Es erkennen jene Halbwachen das eigne Seyn und Wesen nicht in dem Spiegel des eignen, sondern eines fremden Selbstbewußtseyns; denn seiner selbstbewußt ist nur der, welcher seines eignen Selbst mächtig ist, wie die Glieder des Leibes nur empfunden und gefühlt werden, so lange die Verbindung des Rückmarks mit dem Gehirn unzerstört ist, durch die allein dem Nerven die selbstthätig bewegende Kraft und die Empfindung kommt.

Das Staunen vor allem Neuen, die Scheu vor dem Menschen, wenn nicht Gewöhnung durch Umgang sie allmählich gehoben, finden wir allerdings bei Blödsinnigen in einem höheren Grade und in menschlicherer Weise als beim Thiere, doch scheint sich der Grund des Staunens und der Scheu bei beiden nahe verwandt (m. v. oben §. 34). Dieses unterwürfige und ehrfurchts-

geſetzte, finden wir namentlich auch in der Geſch
kenntnißvermögens, ſelbſt da wo dieſe ihren ordentl
Gang gehet, noch mehr aber da, wo dieſer Gan
Unruhen geſtört und verändert wird. Menſchen
beſonders viel mit dem Gedächtniß gearbeitet und
beſtändiger Anſpannung erhalten haben, werden
anfälle, Alter, ja durch Berauſchung, am häufigſt
ſchwach und vergeſſen Alles; während bei Ander
Gedächtniß faſt ungebraucht gelaſſen, dieſelben Fie
verſäumten innren Sinn auf ganz beſonders merkli
regen und ſchärfen, ſo daß jener Landmann in ſe
das Griechiſche, welches er in früher Kindheit m
des Pfarrers gelernt und wieder verlernt hatte, fe

Es wohnt in unſrem Innren der ganze Men
ſeinen geiſtigen Anlagen und Richtungen; es wird
Geburt an und durch das ganze nachfolgende Lebe
die eine Richtung zur herrſchenden, die andre zur
eine zur verhüllten, Nahrung nehmenden Wurzel,
Gebilde der Blätter und Blüthen, die ſich nach ihre
den. Zu ſeiner Zeit muß dann auch das im Dun
heraus ans Licht treten, und auch der jetzt winterlic
Pol hat einmal ſeinen Sommer. Alsdann, wenn
zum Offenkundigen wird, zeigt es ſich bald, wem
und Untergeordnete eigentlich gedient habe und weſſ

[illegible] die Stätte, da der neue, künftige Menſch empfangen [illegible] Verborgnen gebildet wird; denn es iſt dieß eine Bemer- [illegible] welche man häufig an ſich und Andren machen kann, daß [illegible] innerer Menſch ſo wie der äußre am meiſten durch jene Zu- [illegible] gedeihe und erſtarke, welche wir als ſchlafähnliche bezeich- [illegible] Auf die Ausbrüche des natürlichen Zornes folgt die mil- [illegible] beſänftigende der Reue. Einem Gemüthe, in welchem [illegible] türliche Heftigkeit wohnt, wird der aus dem Innern ſtrö- [illegible] beſänftigende Geiſt, wenn ihn daſſelbe reichlich walten [illegible] icht bloß Heilmittel werden, ſondern zum kräftigen Gedei- [illegible] künftigen Lebenskeimes dienen. Umgekehrt hat in Natu- [illegible] elche ſich zu einer falſchen Ruhe und Gleichgültigkeit gegen [illegible] eſen der äußern Umgebung neigten, das Aufwallen eines [illegible] Innern ſchlafenden Elementes des Widerſtandes ſehr wohl- [illegible] auf das geiſtige Wachsthum gewirkt. Wie denn der ſelige [illegible] Oetinger von ſich ſelber erzählt, daß er in ſeiner Kindheit [illegible] ruhigem Naturell geweſen, daß man ihn nur das einfältige [illegible] erlein geheißen. Der edle Zorn aber, welchen das unbillige [illegible] ungerechte Handeln eines Lehrers fortwährend in dieſer allzu- [illegible] gen Natur aufregte, weckte zugleich die innren Anlagen auf; [illegible] ihm ſogar Luſt und Muth zum Verſemachen, wozu er vorhin [illegible] keine Fähigkeit gehabt.

Anſcheinend etwas Andres meinend und dennoch daſſelbe [illegible] deutend, war jene Regel, welche ein trefflicher Mann den [illegible] Menſchen gab, welchen es wahrhaft anliegt, geiſtig geſund zu [illegible] yn: daß ſie nämlich in ſolchen Fällen, in denen ſie nicht wiſſen, [illegible] welches von Zweien ihnen das geiſtig Heilſamſte ſey, dasjenige [illegible] wählen ſollen, was ihrer natürlichen, äußern Richtung am [illegible] meiſten zu widerſtreben ſcheint.

Warum aber gerade jener verborgene, ſeiner Natur nach [illegible] ehr paſſive Theil unſres Weſens bei dem Bildungsgeſchäft des [illegible] nern Menſchen als der fruchtbarere erſcheine, das gehet aus [illegible] r gleich am Eingange dieſes §. gegebenen Erklärung der Schlaf- [illegible] ſtände der Seele von ſelber hervor. Die ſelbſtthätige Richtung [illegible] nſerer Natur iſt das Eigenthum des Einzelweſens und als ſolches [illegible] ne einſeitig mangelhafte. Ihr gegenüber, als neubelebendes, [illegible] gänzendes Element, wirket der Einfluß von geiſtiger Art auf [illegible] e empfängliche, paſſiv aufnehmende Seite unſerer Seele ein.

en Zuſtände ſind es mithin allerdings, während denen unſre Seele am meiſten mit der geiſtigen Speiſe des Lebens geſtärkt wird.

Allein wie die Stärke und Wirkſamkeit des Südpols eines Magnetes in genauem Verhältniß ſteht mit der Stärke des Nordpoles, ſo hängt das Maß und die Beſchaffenheit der aufnehmenden Empfänglichkeit für den geiſtig belebenden Einfluß ſehr genau mit der Beſchaffenheit der Selbſtthätigkeit zuſammen. Die Richtung der Selbſtthätigkeit kann eine ſehr verſchiedene, auch der aufregende, geiſtige Einfluß kann nach §. 48 ein ſehr verſchiedener ſeyn. Immerhin jedoch pflegt ſich jene allbedenkende Liebe, welche das Heil und die Geſundheit des Menſchengeiſtes will, dieſem an jener Stätte ſeines Weſens am leichteſten und fruchtbarſten zu nahen, wo er nicht in das eigene Wirken verſenkt, ſondern zur Hingebung in ein anderes Wirken geneigt iſt. Dieſer Pol des Menſchenweſens und die Wichtigkeit ſeiner Pflege ſollte deßhalb auch im Geſchäft der Erziehung aufmerkſam beachtet werden. Derſelbe wird in der Kindheit am öfterſten in einem augenfälligen Wechſel und gleichſam in beſtändigem Zwiegeſpräche mit der andern, nach außen wirkenden Bewegung gefunden; er iſt daher auch in dieſem Alter am leichteſten zu erkennen und zu behandeln.

Wie ſich die Extreme jedoch ſo oft gleichen, ſo zeigt ſich auch wieder im höhern Alter das öftere Wechſeln und deutliche Beiſammenſeyn der beiden Zuſtände. Oefter jedoch geſchieht dann der Seele etwas Aehnliches als dem Leibe: die Schlafzuſtände werden andauernder, werden äußerlich vorherrſchend; ja dieſelben erſcheinen, wie wir dieß im §. 22 und 36 geſehen, auch in der wahrnehmbaren Form dem leiblichen Schlafen verwandt: als Blödſinn des Alters.

Wir werden hierbei an eine andere Art der andauernden und lange laſtenden ſchlafähnlichen Zuſtände der Seele erinnert: an den Blödſinn, deſſen Betrachtung wir hier dem Hauptinhalte des §. als eine Epiſode einfügen.

Mit muntrem Auge blickt das Kälblein des R
nach der Geburt umher, und tritt nach wenig Stunden a
Füße; dagegen ſchläf
die neugeborne Ba

äußrem sinnlichen Forschen unzugänglichen Zustand eines neuen Werdens. In einem gewissen Falle, welchen Pinel erzählt, siehet ein seit kurzem zum Soldatenstand gezwungener Jüngling den Bruder in einem Gefecht neben sich zum Boden gestreckt. Der heftige Schreck, welcher in andren Fällen den Tod in seiner gewöhnlichen Form gewirkt hätte, führt hier einen Todeszustand in anderer Form, einen Scheintod von entgegengesetzter Richtung als der gewöhnliche, mit noch offnen, äußerlichen Sinnen herbei. Der Jüngling bleibt starr und unbeweglich; die Lunge athmet noch wie gewöhnlich, das Blut bewegt sich wie vorhin durch Herz und Gefäße, die Eingeweide verdauen die dem Mund eingegebenen Speisen; aber das Auge scheint nichts mehr von dem, wohin es unverrückt sich richtet, zu bemerken, das Ohr vernimmt kein Rufen, die Zunge spricht kein Wort mehr, die Bewegungen der Glieder, wenn sie zuweilen noch nach langer, träger Ruhe sich zeigen, gleichen mehr dem unwillkürlichen Regen oder Zucken eines tief Schlafenden oder des Ungebornen im Mutterleibe. In diesem Zustand wird der scheinbar Lebende einige Tage nach dem ihm geschehenen Unglück in das elterliche Haus gebracht. Da erschreckt der Anblick des so gelähmten Bruders, zusammt der Nachricht vom Tode des anderen, einen dritten Bruder, der zu Hause geblieben war, so innig tief, daß auch er in den ganz gleichen Zustand des Blödsinnes oder vielmehr des Scheinlebens geräth. Bei beiden Brüdern ist dieses Elend unheilbar geblieben, und erst die gewöhnliche, elementare Auflösung des Leibes hat dem vieljährigen Schein, welchen das scheidende, innre Leben noch auf den Leib zurückgestrahlt, ein Ende gemacht. In einem andren Falle ist es ein Erstaunen, oder vielleicht auch die plötzlich erwachte Donnerstimme des Gewissens gewesen, welche bei dem unvermutheten Gelingen der That den Geist in dieses Hinstarren nach dem eben erblickten Haupte der Meduſa versetzte. Denn jener Jüngling, welcher den Männern der Revolution in Frankreich den Plan zur Fertigung einer Kanone gegeben, welche eine zehnfach größere Zahl der Schlachtopfer zerschmettert hätte, als die gewöhnlichen Kanonen, konnte, als nun der Tag bestimmt war, da die mörderische Waffe zu Meudon erprobt werden sollte, und als man ihm Robespierre's höchlich aufmunternden Brief in die

ſchlafes der Blödſinnigen nicht ganz ohne Aufſchlüſſe oder andeutende Winke über das laſſen, was im Leben und Wirken der Seele dem natürlichen und geſunden Schlafe entſpricht. Wir geben deßhalb, wenn auch nur als Epiſode, hier zuerſt eine kurze Beſchreibung des krankhaften, abnormen Zuſtandes, hernach die des äußerlich ähnlichen, innerlich jedoch weit verſchiednen normalen und geſunden.

Dieſelbe Menſchenſeele, welche ſonſt über alles Leben der Sichtbarkeit waltet und herrſchet — und daß ſie dieſelbe ſey, ſcheint der gleichgeſtaltete Leib zu bezeugen — kann anderwärts eine ganze Menſchenzeit hindurch ihrer eigenthümlichen Selbſtthätigkeit ſich entäußern, kann ohne Fortbewegung bei der That der leiblichen Bildung ſtehen bleiben, als weilte ſie unentſchloſſen auf halbem Wege und begehrte ſie jetzt dieſer ganzen Welt der Leiblichkeit nicht mehr, zu welcher ſie doch die eigne Verleiblichung hingeführt hatte. Doch was iſt die Zeit eines Menſchenlebens einem Weſen von ewiger Natur!

Hat etwa, bei ſolchen elend verkümmerten Weſen, wie die Blödſinnigen es ſind, bloß die Seele, die auch im Thiere lebt, noch den Zugang zur menſchenähnlichen, äußeren Form gefunden, und es fehlt dieſen halb Todtgebornen der eigentliche lebendige Odem aus Gott: der höhere, wahrhaft menſchliche Geiſt? Aber der Blödſinn vom tiefſten Grad, welcher dem krüppelhaft verwachſenen Leibe nur noch die Stimme eines blöckenden Kalbes oder eines undeutlich bellenden Hundes zurückläßt und die Freßgier eines hungernden Thieres, ſtehet noch weit unter dem eigenthümlichen Seelenzuſtand eines unſrer Hausthiere, welches doch nöthigen Falles ſelber zum Aufſuchen des Futters geſchickt iſt, während einige ſolcher Unglücklichen verhungern würden, wenn man ihnen die Nahrung nicht vorſetzte oder gar in den Mund reichte. Das Thier, ſo leicht und frei beweglich, ſo gelehrig; der Cretine zum Theil für ſich ſelber bewegungslos, eines fremden Leibes bedürftig, der ihn trägt und ernährt, wie das Ungeborne im Mutterleibe.

Aeußerlich, an den Gliedern und Sinnen des Leibes, iſt zuweilen nichts zu bemerken, was dieſe innre Verkümmerung erklärte. Zwar die aufrechte Stellung und Fortbewegung des Leibes, wodurch der Menſch ſich vom Thier unterſcheidet, fällt vielen Blödſinnigen ſo unmöglich oder ſo ſchwer, daß einige von ihnen beſtän-

(§. 17) vom Gehirn und Rückmark gehen. Und dieses ist der Wirkungskreis und das Geschäft der wachen Seele. Es sind aber noch andre, tief im Innern verborgne Glieder, über deren Bewegen der Wille nichts vermag. Denn hier sind Anfänge, welche jenseits der Gränzen des einzelnen Leibes liegen, und Enden, welche über diese Gränzen hinausgehen. Da ist noch ein andrer Mittelpunkt des Bewegens, als das Gehirn; jener war dem einzelnen Leben bereitet vor der Geburt, und wird sein eigen seyn, wenn dieser Leib nicht mehr ist. Die Seele ruhet auf ihm, ihr Leben wurzelt in ihm. Aber das wache Selbstbewußtseyn siehet ihn nicht, die Erinnrung bemerket ihn nicht; denn dieses Ruhen und stille Wurzeln, dieses innerliche Bilden und Wachsen ist das Geschäft eines Zustandes, ähnlich dem tiefen Schlaf des Leibes.

Was wir hier nur angedeutet, wird uns bald der weitere Verlauf der Untersuchungen noch deutlicher machen.

Erläuternde Bemerkungen. Die sinnliche Auffassung (αἴσθησις), das Weib des selbstthätigen Geistes (νοῦς), wird nach Philo wie Eva geschaffen, wenn der νοῦς schläft: sie entsteht beim Einschlummern von diesem, vergeht wieder, wenn er erwacht. Darum wenn wir über etwas recht scharf nachdenken wollen, ziehen wir uns in die Einsamkeit zurück; verschließen Augen und Ohren, u. f. Wenn dagegen die sinnliche Auffassung wach ist, wenn wir Kunstwerke sehen, Melodien hören, ganz besonders aber wenn die schmeckende Zunge wacht, und der Leib von Speise gesättigt wird, dann schläft umgekehrt der selbstthätige Geist. — — So führt das Erwachen der Sinnen den Schlaf des νοῦς herbei, und umgekehrt beim Wachen des νοῦς ist die Sinnlichkeit unwirksam. Wie beim Aufgang der Sonne die andren Sterne verschwinden, bei ihrem Untergang aber erscheinen, so verdunkelt der wachende Geist die Auffassungen der Sinnen, sein Schlaf läßt dieselben hervortreten." (Phil. Jud. s. s. Leg. Alleg. II, 109', ed. Mang. p. 71, 72.)

Nach Basilius belebt die Seele ohne ihren Willen den Leib schon durch ihr Zusammenseyn mit demselben; so nothwendig, als die Sonne die Gegenstände erleuchtet, auf welche ihre Strahlen fallen. Die erkennende Kraft dagegen hat ihre Bewegung in dem Willen. So lange sie im Erkennen und Denken wach bleibt, hält sie zugleich die Aufwallungen des Leibes im Schlaf; einmal dadurch, daß jetzt der Zug nach dem Besseren, der beschauenden Seele näher Verwandten, in Wirksamkeit kommt, jener mithin nach der Leiblichkeit zugleich ruhiger (unwirksamer) wird, dann auch dadurch, daß sie (der Leiblichkeit frei gegenüberstehend) in selbsterkennender Kraft diese mäßigt und ordnet. Wenn dagegen die Seele, die Trägheit liebend, ihre erkennende Kraft bewegungslos läßet, dann ergreifen die Affecten des Leibes das müßige Lebensprincip (σχολαῖον τὸ ζωτικόν), und weil kein Herrscher, kein Widerstand da ist, ziehen sie die Seele in ihr eignes Bewegen hinein. Daher sind die Affecten des Leibes lebendig und kräftig in uns, wenn der Verstand schläft, und umgekehrt. Doch ist deßhalb

der Körper nicht an ſich ſchlecht, ſondern er gleicht den wohlgenährten Zugthieren, welche von trefflichem Nutzen ſind, wenn ein guter Fuhrmann ſie lenkt. (St. Basil. Caesar. constit. Monast. c. II. ed. Paris. Tom. II, p. 542.) — Sonſt wird Schlaf der Seele in krankhaft moraliſchem Sinn genommen, unter andern bei Origenes, Comment. in Matth. X, 24, ed. Paris. III, 475 und comment. in epist. ad. Roman. L. IX, 32, ed. Par. IV, p. 658. — Ueberhaupt darf die Seelenkunde niemals die Gefahr überſehen, welche aus einem öfteren und zu langen Hingeben in die obenbeſchriebenen, der Selbſtthätigkeit entgegengeſetzten, ſchlafähnlichen Zuſtände der Seele, für dieſe entſtehet. Die Folge eines ſolchen Hingebens gleicht der leiblichen Schlafſucht und kann zu einem dem Blödſinn verwandten Erſchlaffen der Willenskraft ausarten.

Galilei's Leben ſehe man ausführlicher in meiner Reiſe in das ſüdliche Frankreich und Italien, Band 2, S. 205. — Von des Sokrates, dieſen zur Muſik antreibendem Traume erzählt Plato (Phaed. 61). — Leonardo da Vinci's Leben ſ. m. in meiner Reiſe a. a. O. S. 448; Dante's eb. daſ. S. 221. — J. Bapt. Poquelin de Molière, geb. zu Paris 1520, geſt. 1613, hatte als Knabe von ſeinem Großvater die Neigung für das Theater empfangen. Er war ein Menſch von kräftigen, reichen Anlagen des Geiſtes und Herzens; natürliches Wohlwollen, Freigebigkeit, ein gewiſſes Maß von Beſcheidenheit und Nachgiebigkeit machten ihn im Umgange ſehr liebenswürdig; nur dann, wenn er als eifriger Carteſianer für irgend eine Lehre oder für den Ruhm ſeines Meiſters ſtritt, wollte er nicht nachgeben. So in jenem komiſchen Streite mit Chapelle, der ein großer Verehrer von Gaſſendi war, im Marktſchiffe von Anteuil, wo beide durch das ſcheinbar Beifall gebende Kopfnicken eines Laienbruders vom Minimenorden ſich zur größten Hitze des Wortkampfes aufregen ließen, bis ſie zuletzt, beim Ausſteigen des Ordensmannes, bemerkten, daß ihr ſchweigender und immer nur nickender Schiedsrichter ein Mann war, der nur, als Einkäufer und Gehülfe, an den Meiſterwerken der Küche, nicht der Bibliothek des Kloſters Antheil nahm.

Ueber die obenerwähnte Entſtehung des Wahnſinnes aus jener unbeugſam, ſelbſtſüchtig oder eigenſinnig thätigen Richtung der Seele, welche ſich das Hingeben in den paſſiv aufnehmenden Zuſtand ſelber verwehrt und verſagt, vergl. m. d. §. 27.

Heinrich Suſo oder Seuß war aus dem edlen Geſchlechte derer von Berg entſproſſen, nannte ſich aber lieber nach ſeiner Mutter, deren Familiennamen Seuß war. Die Zeit ſeiner Geburt mag in das letzte oder vorletzte Jahrzehent des 13ten Jahrhunderts fallen; er ſtarb am 25ſten Januar 1365, wahrſcheinlich zu Ulm, wo ſein Grab iſt. Den erſten Antrieb zu ſeinem, für Tauſende fruchtreichen, inwendigen Leben empfing er durch ſeine fromme Mutter, die eine in Leiden wohlgeübte und geläuterte, innige Seele war. Er widmete ſich frühe ſchon dem geiſtlichen Stand, hatte aber durch ſein von Natur ſehr weiches Gemüth, auf welches jede kleine Widrigkeit einen ganz beſonders tiefen Eindruck machte, auch in dieſem friedlichen Stande anfangs viel zu leiden. Da geſchah es, daß er einſt, als er auf dem Lande predigen ſollte, in dem Schiff, in welchem er über den Bodenſee fuhr, mit einem jungen Rittersmann zuſammentraf, der ihm erzählte, wie ſchwer einem Ritter der Kampf um Ehre und Siegespreis würde: wie derſelbe Wunden und Schmerzen wie nichts achten, ja dabei noch fröhlich ſich gebärden müſſe. Dieſe Erzählung ging dem Suſo ſo tief zu Herzen, daß er ſeiner übergroßen Weichheit bei den Leiden, welche der Kampf um einen ewigen Siegespreis mit ſich führte, ſich zu ſchämen anfing und von nun an zu allem ſeinem Thun einen beſſern, ern-

eigentlichen Blödſinn öfters ein kindliches Vertraue
wenig gekannte menſchliche Natur und ein treu
und Wohlgefallen an der pünktlich genauen Au
religiöſen Gebräuche, welche er an Andern geſehe
höheren Sinn er wohl zu ahnden ſcheint.

In unſren benachbarten Gebirgsländern find
ein angeborner Blödſinn des tieferen Grades, un
Thälern lebt faſt in jeder Familie einer jener Cre
zum Theil gleich neugebornen Kindern des Hebe
gens und des unmittelbaren Darreichens der Sp
Mund bedürfen. Ein ehrwürdiger Volksglaube ſie
in dieſen Unglücklichen Weſen, welche, „gleich
Kindern, unter einer ganz beſondren Obhut und
über alle Lebendigen wachenden Erbarmung Gotte
es ſey das Walten einer hier gleichſam näheren,
gegenwärtigen, ſchützenden Geiſterwelt, welches in
Umgebung und Familie des Cretinen auch eine
Segen wirke, der ſolche Hülfloſe den andren, ge
ſchen zu einem Gegenſtand dankbarer Beachtung ma
Walten ſey es auch, was den Cretinen jenes öft
beachtete Wohlgefallen an dem gebe, wodurch der
ſtig entwickelte Menſch ſeine äußere Ehrfurcht geg

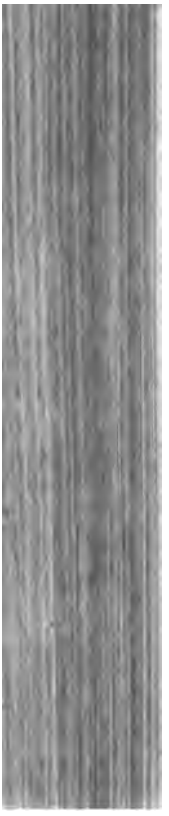
der König einst mit dem Herrn von Cavoye spazieren gehen sah, sagte er: „Ich sehe diese beiden öfters bei einander. Cavoye dünkt sich in Gesellschaft des Racine ein witziger Kopf, und Racine meint in Cavoye's Gesellschaft ein Hofmann zu seyn.“ — Racine war von Natur nicht bloß zum beißenden Spott, sondern auch zu den heftigsten, wildesten Leidenschaften geneigt. Aber diese Naturanlagen mäßigte und beherrschte er durch die Religion, so daß Boileau von ihm sagte: „die Vernunft führt sonst öfters die Menschen zur Religion, den Racine aber hat die Religion zur Vernunft gebracht.“ — Neben andren seiner Zeit- und Ruhms-Genossen zeichnet sich deßhalb Racine durch eine besondere Bescheidenheit, ja durch Züge von Demuth und tiefrer Selbsterkenntniß aus.

Die Geschichte ist zu allen Zeiten eine Freundin und vertraute Gesellschafterin großer Regenten und Staatsmänner gewesen; dagegen macht Pascal die Bemerkung, daß staatskluge, schlaue Männer nur selten ein großes Talent zur Mathematik zeigten und umgekehrt, daß nur selten ein großer Mathematiker Anlage zur Staatsklugheit und Schlauheit habe. — Welch ungemeines Interesse der Cardinal Richelieu an der dramatischen Dichtkunst seiner Zeit hatte und wie gern er für den Verfasser des Cid von Corneille hätte gelten mögen, ist bekannt.

Locke ging in seiner Vorliebe für die mechanischen Künste so weit, daß er die Wissenschaft derselben allen Systemen und Speculationen der Philosophie vorzog. — Leibnitz machte sich durch den Eifer, womit er seiner Lieblingsneigung zur Mechanik, besonders bei seinen Wagenverbesserungen oblag, zum Gespött mehrerer Zeitgenossen, namentlich Bechers.

Esprit Flechier (geb. 1632, gest. 1710), der hochbegabte Bischof zu Nimes, hatte, wie oben erwähnt, durch das Ausruhen an den Gegensätzen seiner eigenen Geistesrichtung, diese nur noch verstärkt und entwickelt; eben so, wie nach Boileau's Urtheil St. Amand sich an den Fehlern des Regnier; Benserade, an denen das Voiture gebildet hatte. Dagegen pflegte der berühmte Prediger Ludwig Bourdaloue (geb. zu Bourges 1632, gest. zu Paris 1704), in dessen Vorträgen eine überzeugende Klarheit des Erkennens und Kraft des Ausdruckes bewundert wird, seine mannhafte Beredsamkeit ohne Aufhören nach dem Muster des Apostel Paulus, des Chrysostomus und des Cicero zu gestalten.

Wenn der treffliche Dechant von St. Patrik, Jonathan Swift (geb. zu Dublin 1667, gest. 1745), in seinen männlichen Jahren ein kräftiges Spiel des Witzes und der Laune mit der kindischen Schwäche seiner Zeit, ja unsres ganzen Geschlechtes trieb; so wiederholte er eigentlich nur an Andren dasselbe Spiel, was man mit der Schwäche seiner eigenen Kindheit getrieben hatte. Denn seine Amme, bewogen von seltsamer Laune, war mit ihm, ohne Wissen der Seinen, förmlich über Meer und Land durchgegangen: hatte sich mit dem erst wenig Wochen alten Jonathan nach England überschiffen lassen. Als er endlich wieder in das Haus seiner Mutter zurückgebracht ward, konnte er schon gehen und sprechen, so daß er, welcher seit den ersten Wochen seines Lebens mit der Muttermilch Englands Luft geathmet, in England sprechen gelernt hatte, später in unmuthigem Scherz über Irlands Undankbarkeit sagen konnte: ich bin nicht aus diesem Lande, sondern ein Engländer. Ueberdieß waltete auch über diesen Mann ein sonderbares und fast komisches Mißkennen Andrer. Die Universität zu Dublin,



Mutter, wurde schon vorhin betrachtet. Es ist
ein Heimweh höherer, geistigerer Art, als das de
ein Vorangehen der Seele in einen Zustand des
werdens, dessen Bildungen und Bewegungen dem
abermals so verborgen und geheim sind, als die
des leiblich Ungebornen im Schoß der Mutte
heimwehkranke Schweizer zuletzt nichts mehr von
merkt und vernimmt, was die Fremde ihm zeigt
aber die altgewohnten, vaterländischen Töne; so
Auswanderer der höheren, geistigeren Art, auf
Geburt entgegen gehenden nur noch der Zug nac
höheren Himmelsluft, wie auf den leiblich Ung
nur der Zug nach der irdischen Luft, für welche
reits vorhanden und gebildet sind. Es hat in
zuweilen ein neues Jahr der höheren Ordnung
Ende und in den letzten Zeiten des niedreren, le
nen, obgleich der nach dem Nächstliegenden rechn
Neue und Künftige erst an den geendeten Lauf
Lebens knüpfen will. Eine Welt des höheren
mit ähnlicher Kraft der Anziehung auf alles ihr Ver
gehörige, als die Welt der niedreren Anziehung
die gröbers-leiblichen Massen. Unsre irdischen Sinne
das leiblich Gewordne, nicht einmal das erst
griffene und zu ihm sich Hinwendende, wie viel
was nach einem außerirdischen Zustand hingerich

r ſinnlichen Forſchen unzugänglichen Zuſtand eines neuen
ns. In einem gewiſſen Falle, welchen Pinel erzählt,
ein ſeit kurzem zum Soldatenſtand gezwungener Jüngling
ruder in einem Gefecht neben ſich zum Boden geſtreckt.
eftige Schreck, welcher in andren Fällen den Tod in ſei-
wöhnlichen Form gewirkt hätte, führt hier einen Todes-
› in anderer Form, einen Scheintod von entgegengeſetzter
ng als der gewöhnliche, mit noch offnen, äußerlichen
n herbei. Der Jüngling bleibt ſtarr und unbeweglich;
ge athmet noch wie gewöhnlich, das Blut bewegt ſich
rhin durch Herz und Gefäße, die Eingeweide verdauen
n Mund eingegebenen Speiſen; aber das Auge ſcheint
mehr von dem, wohin es unverrückt ſich richtet, zu be-
, das Ohr vernimmt kein Rufen, die Zunge ſpricht kein
mehr, die Bewegungen der Glieder, wenn ſie zuweilen
ach langer, träger Ruhe ſich zeigen, gleichen mehr dem
ürlichen Regen oder Zucken eines tief Schlafenden oder
ngebornen im Mutterleibe. In dieſem Zuſtand wird der
ar Lebende einige Tage nach dem ihm geſchehenen Unglück
; elterliche Haus gebracht. Da erſchreckt der Anblick des
lhmten Bruders, zuſammt der Nachricht vom Tode des
n, einen dritten Bruder, der zu Hauſe geblieben war, ſo
tief, daß auch er in den ganz gleichen Zuſtand des Blöd-
oder vielmehr des Scheinlebens geräth. Bei beiden Brü-
t dieſes Elend unheilbar geblieben, und erſt die gewöhn-
elementare Auflöſung des Leibes hat dem vieljährigen
n, welchen das ſcheidende, innre Leben noch auf den Leib
geſtrahlt, ein Ende gemacht. In einem andren Falle
ein Erſtaunen, oder vielleicht auch die plötzlich erwachte
erſtimme des Gewiſſens geweſen, welche bei dem unver-
ten Gelingen der That den Geiſt in dieſes Hinſtarren nach
ben erblickten Haupte der Meduſa verſetzte. Denn jener
ing, welcher den Männern der Revolution in Frankreich
lau zur Fertigung einer Kanone gegeben, welche eine zehn-
rößere Zahl der Schlachtopfer zerſchmettert hätte, als die
nlichen Kanonen, konnte, als nun der Tag beſtimmt war,
: mörderiſche Waffe zu Meudon erprobt werden ſollte, und
an ihm Robespierre's höchlich aufmunternden Brief in die

Wahnſinn glich. Hier iſt wohl ein Umkehren
nach einer Richtung hin — oſtwärts, dem ewig
zu, oder weſtwärts, von dieſem Aufgange weite
hinweg. Der Strom rinnt, aber wir vernehmen
nicht mehr.

Das Ungeborne, von der Zeugung an bis zu
dieſes Leben, ruhet neun Monate verborgen im
Mutter. Kein Auge bemerkt ſein ſtilles Wachſen
wegen. Das ſtille Hinüberwachſen und Gedeihen
tiges Leben, der andauernden Freude oder der Schr
es ſich zuweilen noch während des leiblichen Daſ
Grabesruhe verbirgt, iſt an ſolche Menſchenzeiten
den; ſein Bewegen wird nur dort bemerkt, wohin
Zuſammgeſellens, wie der Zug des Ungebornen na
renden Mutter gerichtet iſt.

Es gränzet nach allen Seiten an das Leben
Menſchentage ein Seyn an, welches war und ewi
Gleich einem vereinzelten Felſen, von der Sonne
grün bewachſen, den rings umher das unermeſſe
umfleußt, erhebt ſich aus der verhüllten Tiefe
das wache Selbſtbewußtſeyn der Seele, welches die
der jetzigen Tage überblicket, und die Kräfte, we
gab, beherrſcher. Des Eilandes Grund: die W
ſelber. iſt verborgen: was das wache Bewußtſeyn

§. 17) vom Gehirn und Rückmark gehen. Und dieses ist der Wirkungskreis und das Geschäft der wachen Seele. Es sind aber noch andre, tief im Innern verborgne Glieder, über deren Bewegen der Wille nichts vermag. Denn hier sind Anfänge, welche jenseits der Gränzen des einzelnen Leibes liegen, Enden, welche über diese Gränzen hinausgehen. Da ist ein andrer Mittelpunkt des Bewegens, als das Gehirn; war dem einzelnen Leben bereitet vor der Geburt, und sein eigen seyn, wenn dieser Leib nicht mehr ist. Die ruhet auf ihm, ihr Leben wurzelt in ihm. Aber das Selbstbewußtseyn siehet ihn nicht, die Erinnrung bewahret ihn nicht; denn dieses Ruhen und stille Wurzeln, dieses innerliche Bilden und Wachsen ist das Geschäft eines Todes, ähnlich dem tiefen Schlaf des Leibes.

Was wir hier nur angedeutet, wird uns bald der weitere Verlauf der Untersuchungen noch deutlicher machen.

Erläuternde Bemerkungen. Die sinnliche Auffassung (ἀίσθησις), das Weib des selbstthätigen Geistes (νοῦς), wird nach Philo wie Eva geschaffen, wenn der νοῦς schläft: sie entsteht beim Einschlummern von diesem, vergeht wieder, wenn er erwacht. Darum wenn wir über etwas recht scharf nachdenken wollen, ziehen wir uns in die Einsamkeit zurück; verschließen Augen und Ohren, u. s. Wenn wir die sinnliche Auffassung wach ist, wenn wir Kunstwerke sehen, Melodien hören, ganz besonders aber wenn die schmeckende Zunge nicht, und der Leib von Speise gesättigt wird, dann schläft umgekehrt der selbstthätige Geist. — — So führt das Erwachen der Sinnen den Schlaf des νοῦς herbei, und umgekehrt beim Wachen des νοῦς ist die Sinnlichkeit unwirksam. Wie beim Aufgang der Sonne die andren Sterne verschwinden, bei ihrem Untergang aber erscheinen, so verdunkelt der wachende Geist die Auffassungen der Sinnen, sein Schlaf läßt dieselben hervortreten." (Phil. Jud. s. s. Leg. Alleg. II, 109', ed. Mang. p. 71, 72.)

Nach Basilius belebt die Seele ohne ihren Willen den Leib schon durch ihr Zusammenseyn mit demselben; so nothwendig, als die Sonne die Gegenstände erleuchtet, auf welche ihre Strahlen fallen. Die erkennende Kraft dagegen hat ihre Bewegung in dem Willen. So lange sie im Erkennen und Denken wach bleibt, hält sie zugleich die Aufwallungen des Leibes im Schlaf; einmal dadurch, daß jetzt der Zug nach dem Besseren, der beschauenden Seele näher Verwandten, in Wirksamkeit kommt, jener mithin nach der Leiblichkeit zugleich ruhiger (unwirksamer) wird, dann auch dadurch, daß sie (der Leiblichkeit frei gegenüberstehend) in selbsterkennender Kraft diese mäßigt und ordnet. Wenn dagegen die Seele, die Trägheit liebend, ihre erkennende Kraft bewegungslos lässet, dann ergreifen die Affecten des Leibes das müßige Lebensprincip (σχολαῖον τὸ ζωτικόν), und weil kein Herrscher, kein Widerstand da ist, ziehen sie die Seele in ihr eignes Bewegen hinein. Daher sind die Affecten des Leibes lebendig und kräftig in uns, wenn der Verstand schläft, und umgekehrt. Doch ist deßhalb

einer höhern Liebe bis zu ſeinem letzten Augenblicke. — Franz Rabelais, der witzigſte unter allen Aerzten Frankreichs, den Desperau den Verſtand unter der Maske der Dichtkunſt nannte, war in Touraine 1485 geboren, ſtarb zu Paris im J. 1553. Er iſt der Verfaſſer des originellen, wunderlichen Romans Gargantua und Pentagruel. Die ſeltſam luſtigen Einfälle des Mannes und die unſren Ohren freilich anſtößige Form, in welcher er ſich äußerte, waren im Geſchmack jener Zeit. Rabelais durfte ſogar ungeſtraft, da er einſt durch Geldnoth an ſeiner Weiterreiſe nach Paris gehindert war, ſich in Lyon eines (komiſchen) Mordanſchlages gegen den König und die Königin verdächtig machen. Denn, wie er erwartet hatte, man nahm dort ſeine Poſſe für Ernſt und ließ den vermeintlichen Verräther mit den beiden Säckchen voll Aſche, die er als Gift hatte überſchreiben laſſen, auf öffentliche Koſten nach Paris bringen, damit er daſelbſt dem Hofe das wichtige Geheimniß, das er zu wiſſen vorgab, entdecken möchte. Dieſes Geheimniß war aber nichts Anderes, als eine witzige Erzählung von ſeiner Geldnoth und von der Erfindung, durch die er ſeine Weiterreiſe möglich gemacht hatte, welche der Hof belachte. — Johann Baptiſt Lully, ein vielbeliebter Componiſt Frankreichs, deſſen Muſiken ein Jahrhundert lang bis zu Gluck's Zeiten den franzöſiſchen Geſchmack beherrſchten, war zwar zu Florenz (1633) geboren, kam aber ſchon als 12jähriger Knabe nach Frankreich in die Dienſte einer königl. Prinzeſſin. Sein Talent für Muſik verrieth ſich durch das Violinſpiel, das er in müßigen Stunden übte. Er ſtarb, überhäuft mit Ehren und Glücksgütern, im Jahre 1687. Ueber Philipp II. ſehe man Ranke's meiſterhafte Darſtellung in ſeinen Fürſten und Völkern von S. E. B. I. — Oettingers Leben im Anhang zu der neuen Ausg. ſ. Epiſtelpredigten. — Die oben im §. erwähnte Regel in zweifelhaften Fällen des Handelns gab unter andern der treffliche Jung Stilling.

Einer der geiſtvollſten Albino's unter allen, welche die Geſchichte der Wiſſenſchaft, und namentlich die der Arzneikunde kennt, war der im Jahre 1814 zu Erlangen verſtorbene Dr. Med. Sachs; ein Jüngling, ausgezeichnet durch gleich harmoniſche Vollendung des Erkennens und Wollens. Die Grade des Blödſinnes und die Eigenſchaften deſſelben finden ſich gut beſchrieben in G. E. Schulze's pſychiſcher Anthropologie (Göttingen 1819), S. 221. — Ueber das Wechſelverhältniß, in welchem die Entwicklung des Gehirns mit jenem der Schädelknochen ſteht, vrgl. m. oben den betr. §. 17. — Das was Kant in der Beſchreibung der Geſchichte des Selbſtbewußtſeyns von dem Unterſchied des Kindesalters vom reiferen Alter ſagt: daß jenes das eigne Selbſt als etwas Aeußeres und Freies zu betrachten und von ſich in der dritten Perſon zu ſprechen pflege, bis der Moment komme, in welchem auf Einmal das Ich als ſolches unwiderruflich hervortrete, läßt uns die Blödſinnigen im Zuſtand der früheſten Kindheit, welche noch nicht zum eigentlichen Selbſtbewußtſeyn reifte, erblicken. — Die Cretinen unſrer Nachbaralpen (z. B. im Salzburgiſchen) fangen an, ſich an Zahl zu vermindern. Die Sitte, gerade ihnen die Wartung der zarten Kinder anzuvertrauen, wodurch ein ſolcher krankhafter Seelenzuſtand mit anſteckender Gewalt ſich fortpflanzte, iſt ſeltner und beſchränkter geworden. — Von einem Blödſinnigen, welcher ſogar ziemlich zuſammengeſetzte Rechnungen, ohne ſie vor ſich zu ſehen, wie man zu ſagen pflegt, aus dem Kopfe löſ'te, erzählt Hofbauer in ſeinen Unterſuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zuſtände, B. II. (1805) S. 86. — Ueber andere im §. erwähnte Fälle vergl. m. Ph. Pinel philoſoph. medic. Abhandl. über Geiſtesverirrungen oder Manie, überſetzt und mit (reichhaltigen) Anmerkungen ver-

Anlauf nahm. Ja jenes Gespräch mit dem Ritter und die hie-
Suso's Seele erwachten Gefühle waren von so andauernd kräf-
lrt, daß er, als nun später wahrhaft schwere und langanhaltende
über ihn kamen: Verlästerungen, Verfolgungen, Untreue der
Freunde, Noth und Elend aller Art, dennoch dabei sich ver-
wie er in einem noch vorhandenen Liedlein: „Die Klagsprüch
eidenden Menschen singt:

— — Leidens soll er arnen viel
Der Gottes Früntschaft haben wil. — —
Schaut die Martrer unverdrossen
Die ir Pluet durch Gott hond vergossen.
Ihr frummen Ritter behabt euch wol,
Kain Leiden euch erschrecken sol.
Alles Leiden wenden thuet
Wer Ewigkeit tregt in seinem Muet.
Eya, biß frisch und unverzagt,
Nye waicher Muet kain Eer bejagt.

ie Werke dieses Mannes sind in verschiedenen Ausgaben und
en erschienen. Die ältesten Ausgaben sind die zu Augsburg
nd 1512, in welchen die treuherzig kräftige, altschwäbische Sprache
so noch am unverändertsten beibehalten ist. Laurentius Surius
se Ausgabe bei seiner im Jahre 1615 zu Köln erschienenen la-
en Uebersetzung zu Grunde gelegt. Später, als die Augsbur-
sgabe immer seltner wurde, hat man sich mit den Uebersetzun-
Deutsche beholfen, welche wieder aus der lateinischen des Su-
emacht waren, und aus denen alle Kraft der Sprache des Suso
unden, ja in denen zuweilen der ächte Sinn desselben kaum
kennbar ist. Darum hat Diepenbrock durch seine treffliche neue
e der Werke des Suso in ihrer ursprünglichen Mundweise, allen
en der tiefergründenden Seelenkunde ein unschätzbar
Geschenk gemacht.

er obenerwähnte, treffliche Lehrer, welcher durch die Anstrengung
singen im Traume von seinem lebensgefährlichen Brustübel be-
urde, war der Vater des vor mehreren Jahren in Altenburg
benen Professors Mörlin.

Johann Leonhard Frisch, der gelehrte Schulrector zu Ber-
ar im Jahre 1666 zu Sulzbach geboren, hatte in Altdorf stu-
war dann zu Neusohl in Ungarn Prediger, in der Türkei Dol-
r gewesen. Seit 1706 ward er in Berlin Subrector, seit
Rector, und starb 1743. Sein noch jetzt rücksichtlich der
ichen und scharfsinnigen Etymologie der deutschen Stamm-
als Muster dienendes, treffliches teutsch-lateinisches Wör-
gab er als Frucht vieljähriger Arbeit im 76sten Jahre sei-
ters bei „noch muntren Kräften" heraus; früher schon hatte er
eine Werke über die Insecten, besonders aber über die deutschen
sich den Ruf eines großen, treu beobachtenden und beschreiben-
aturforschers erworben. Bei diesen seinen naturhistorischen Wer-
und ihm einer seiner Söhne, als Künstler, durch Verfertigung
eisterhaften Kupferplatten bei. — Der berühmte Philolog, Alter-
forscher und gründliche Kritiker Joanes Gruterus (Gruy-
war zu Antwerpen am 3 Dec. 1560 geboren und hatte, wie
rzählt, den ersten Unterricht in den alten Sprachen von seiner
r, einer gelehrten Engländerin, erhalten. Er studirte zu Cam-
und Leyden, wurde dann zuerst in Wittenberg, hierauf in Rostock,
in Heidelberg Professor und zugleich Bibliothekar und hatte für
ezt genannten Ort eine solche Vorliebe, daß er den ehrenvollen

Ruf nach Padua ohne Bedenken ausschlug, obgleich ihm die Re
Venedig eine jährliche Besoldung von 1200 Ducaten bot. Er wa
kindlich gütiger Gemüthsart, so daß er einst, auf einem seiner M
spaziergänge, einem armen, müden Knaben mit eigner Hand den
bündel durch den Schnee trug. Hiebei war er ein Mann von seh
sachen Sitten, welcher ganz bürgerlich gekleidet einherging und v
ner alten Wohnung („welche ihn, wie er zu sagen pflegte, dure
Baufälligkeit an seine eigne Sterblichkeit erinnerte") sich nicht tr
konnte. Aber diese geringe Wohnung enthielt einen größern
als manches Fürstenschloß: des Gruterus Bibliothek, welche ihm
fast sein ganzes ererbtes und erworbenes Vermögen gekostet hatte
diese herrliche Manuscripten- und Büchersammlung traf bei der
rung von Heidelberg das Schicksal, daß sie geraubt, zerrissen,
Pferden untergestreut wurde. Besonders in seinen spätern Jahre
Gruterus seine größte Freude und Erheiterung im Acker- und G
bau. Er starb 1627 auf dem Landgut seines Schwiegersohnes, zu
helden, wohin er sich nach der feindlichen Einnahme von Heidelbe
flüchtet hatte.

Otto Brunfels aus Mainz, der gelehrte Kenner der griech
und arabischen Aerzte und einer der Väter der neueren Pflanzen
war Lehrer der alten Sprachen in Straßburg gewesen. Er starb
kaum 40 Jahre alt, als praktischer Arzt zu Bern, im Jahr 15
Auch Hieronymus Bock (Tragus), geboren zu Heidesbach im
brückischen, im Jahre 1498, war in Zweibrücken Lehrer der alten
chen gewesen. Er starb 1554. — Dieselbe Entwicklung durch das g
liche Studium und durch das Lehramt der alten Sprachen hatte L
hard Fuchs, geboren zu Wemdingen an der Donau im Jahre
gestorben als Professor zu Tübingen im Jahre 1565, so wie der
Konrad Geßner in Zürich (geb. 1516, gest. 1565) genommen

Johann Racine, geboren zu Ferte Milon 1639, gestorb
Paris 1699, hatte seine Vorliebe für die griechische Sprache und L
tur und seine Tüchtigkeit hierin dem gelehrten Küster der Abtei zu
royal: Lancelot, zu danken. In jenem Holze, das den Teich von
royal umgibt, hat Racine als Jüngling die Tragödien des Sop
und Euripides nicht bloß mit unbeschreiblichem Entzücken gelesen,
dern ganz auswendig gelernt, denn sein Gedächtniß war dama
glücklich, daß er selbst den unschönen griechischen Roman Theagene
Chariklea, welchen ihm sein Lehrer in wohlmeinendem Eifer verb
hatte, durch das Verbot nur begieriger geworden, sich wieder versc
ihn auswendig lernte und nun ruhig wieder durch Lancelot verbr
ließ. Der jugendlich innige, vertraute Umgang mit den Werke
größten Tragiker des Alterthums bildete ihn nicht bloß selber z
nem vielbewunderten Tragödiendichter seiner Nation, sondern
flammte in ihm eine solche begeisterte Liebe zu den Alten, daß er
in spätern Jahren, wenn er dem König Ludwig XIV den Plu
oder noch mehr, wenn er seinen Freunden ein Stück, z. B. dem
pus des Sophokles unmittelbar aus dem Griechischen französi
las, dieses mit solchem jugendlichen Feuer that, daß eine solch
lesung des Racine auf Valincour einen gewaltigeren Eindruck
als die Vorstellungen auch der berühmtesten Theaterstücke dur
sten Schauspieler Frankreichs. Andre Dinge, z. B. akademisch
las dagegen Racine so schlecht und mit solcher Verzagtheit
sie alles Eindruckes verfehlten. In spätern Jahren, von Lu
zu seinem Geschichtsschreiber ernannt, wendete er seine Zeit
meist auf die Geschichte. Racine hätte, bei aller seiner natü
geschicklichkeit hierzu, gern einen Hofmann vorstellen mögen.

bauer verſchiedener Zeuge zu Kleidungsſtücken, und mit Urtheilen über die Allgemeinheit, in welcher überall (in Schleſien, Sachſen, Franken, Heſſen und Holland) einige Diebe gefunden würden. In der That, jene Bemerkung von Carus, daß zwar in allen Menſchen eine Spur von Vernunft ſey, vielen aber der Verſtand fehle, ſchien bei unſrem Blödſinnigen ſich zu beſtätigen, denn es war ganz vorzüglich der Mangel an Verſtand, welcher ſeinen (gleichſam innerlich blindgebornen) Zuſtand von dem gewöhnlichen und geſunden unterſchied.

Der Anfang der Seele.

§. 39. Mein Lauf durch die Zeit gleichet dem eilenden Schlag einer Glocke, welcher mitten in der Nacht die Stunde verkündet, die eben war und welche kommt. Das aufmerkende Ohr wußte vor dem Schlagen nicht, es weiß aber nun und wird wiſſen, welches die Stunde war.

Das was die Seele mit und in dem Leibe empfangen und gethan, mit dem Leibe, der geſtern entſtund, und deſſen Hauch heute oder morgen entfleucht, das ſoll für eine Ewigkeit gethan und empfangen ſeyn; ein Weſen ohne Ende ſoll den Auslauf nehmen am endlichen Gewölk; ein Leben, das nicht aufhört, ſoll anfangen am ſterbenden Augenblick? Wird auch der Baum, deſſen Gipfel endlos zur Höhe ſtrebt, beſtehen können, ohne eine Wurzel, welche endlos zur Tiefe gehet; der eine Ausgang, der nie endet, vermöchte er auch zu ſeyn, ohne einen andren, welcher nie anfängt?

Die Seele, das Ende, das kommen ſoll, beachtend, forſchet zugleich nach dem Anfang, welcher war. Die Erinnrung aber antwortet, ich finde ihn nicht, der Verſtand ſaget, ich kenne ihn nicht.

Es war wie das Wehen eines Windes in den Maulbeerbäumen; ein Wehen, welches in den Morgentraum eines Schlafenden hereinhallet; da erwachte die Erinnrung meiner früheſten Stunden. Was das Wehen geweſen und woher es gekommen? ich weiß das nicht, nun aber war das wache Leben da, mit ſeinem Gedräng und ſeinem Troſt, und iſt ſeitdem nicht gewichen. Fliegende Gedanken einer Luſt und eines Schmerzens, für welche mein jetziges Leben die rechten Namen nicht weiß, ſind ſie etwa ein Nachhall des erſten, vielbedeutenden Wehens in den Maulbeerbäumen; ſind ſie Erinnrungen an ein Leben, das ich einſt durchlebt, ehe die Seele bei dieſem Staube war?

te Lehre der Heiden und Völker, nach welcher
e ſie zu dieſem Leibe kam, ſchon öfter und mehr-
: geweſen, ſollte ſie nicht das Räthſel des jetzigen
len? Es iſt die Schuld des mehr oder minder
ren zluges zur niederen Sinnenwelt, oder noch mehr,
e Schuld eines ſchon vorausgegangenen Menſchenlebens, wel-
s dann die Seelen zu dieſem oder zu einem andren Geſchick
einige zum unabwendbaren Leid, das von der Wiege
m be währt, andre von Erquickung zu Erquickung;
e zur chſten Fülle der innren Kräfte, andre zum tiefſten
vermögen.

In der That, mich ſelber ſcheint öfters ein Ahnden in meinem Innren an Tage zu erinnern, welche ich nicht mit meinen jetzigen, ſondern mit einem andren Auge geſehen. könnte ſelbſt das wundervolle Vorgefühl mir Gegenden und Dinge zeigen, welche ich noch nie gekannt, hätte ſie nicht in Etwas in mir ſchon vorhin geſehen? Es wandelt mein Herz, wie mit einer Kraft, welche nur die Erinnrung an etwas ſelber Erfahrnes und Erlebtes geben konnte, mit jenem treuen Knechte zum Brunnen bei Nahors Stadt; wie ein ſelber erlebtes Loos beweinet es die Ketten und das Gewand des Sclaven, in denen Aegyptens König den Freund ſeiner Jugend erblicket, oder den Fall der alten Kaiſerſtadt mit dem letzten der Paläologen. Das Buch, das von einer Schuld der erſten Väter redet, ſcheint es mir nicht zu ſagen, daß dieſe Schuld auch die meinige geweſen? Dieſes iſt das Buch, welches von einer Erwählung der Menſchenſeele redet, welche geſchehen, ehe denn der Welt Grund gelegt geweſen; von einem Rufen bei dem Namen, noch ehe der Gerufene die Stimme gekannt. Augen voller Erbarmen ſind auf mich gerichtet geweſen, da ich noch unbereitet war, und ſiehe „die Tage waren alle auf Sein Buch geſchrieben, die noch werden ſollten und derſelben keiner da war.“

Die Seele, wenn ſie das Erbarmen, welches des Lebens Mangel ausfüllt, die Liebe, welche der Sorge gedachte, ehe dieſe war, ohne Anfang und ohne Ende nennet, irret nicht; der Mangel aber hat einen Anfang genommen, und die Sorge iſt von geſtern her. Es ſtehet ober und neben dem unvollkommneren Einzelleben ein allergänzendes Complement (§. 30);

über dem Leibe die Seele, über der einzelnen Menſchenſeele eine Liebe, die in Gott und aus Gott war, vor dem Anfang der Creaturen: eine Liebe, in welcher auch der Menſch erkannt geweſen, ehe noch die alten Berge wurden. Dieſe Liebe iſt von Ewigkeit, das Rufen aber der Menſchenſeele zu dem lebendigen Gott hat in der Zeit ſeinen Anfang genommen. Wie der Lufthauch da iſt, vor der Lunge, die ihn einathmet; ſo iſt ein erbarmendes Auge zu mir gewendet geweſen, ehe das Ich da war, welches nach jenem Auge fragte. Jenes aber, das Erbarmen, iſt nun ein Eigenthum, iſt nun ein Theil meiner Seele ſelber geworden; ein Gewand, näher und weſentlicher als der eigne Leib, innerlicher und tiefer, als die eigene, begehrende Kraft. Dieſer Theil denn meines Selbſt iſt von ewigem Anbeginn; er iſt aber mein geworden in der vorherbeſtimmten Zeit, und vor ihm iſt das Seyn der ſehnenden Menſchenſeele ein Augenblick, welcher eben erſt begann; von ihm verlaſſen und ohne ihn wäre daſſelbe ein Augenblick, welcher, ſo wie er gekommen, ſpurlos und ohne Anhalt wieder entflöge. Das Wort, wenn es von dem Weſen des inuren Menſchen redet, nennet jenen Theil deſſelben, welcher in Gott ewig geweſen und vor ihm nun ewig bleiben wird, den Geiſt, das aber, was für ſich ſelber einen Anfang genommen und ohne den Geiſt ein Ende haben würde, die Seele des Menſchen.

Jenes waren denn die voreilenden Fragen, nach dem Anfang der Seele. Es iſt in den Fragen, die das Sehnen fragt, welches von ewiger Natur iſt, eine ſelberſchaffende Kraft, höher als alle Kraft des Endlichen. Das Geheimniß des Entſtehens oder des Auflebens der Seele an der Hülle des Staubes liegt ſelber in einer Frage, welche eine Seele, deren Sehnen über den eignen Staub und ſeinen Beſitz hinausſtrebet, nach ſich ſelber, nach der Seele fragt.

Findet doch ſelbſt das Sehnen der Seele nach Gott, nach dem lebendigen Gott, Ihn, den es ſuchte; ſo findet auch ein andres, ſcheinbar niedreres Sehnen, das was es ſucht: die Seele, welche den eignen Leib dahingibt und verläſſet, damit ſie ein Lebendiges, ihr ſelber gleich ergreife (§. 21), findet in

ien, ſterbenden Element eine neubelebende, ihr ent-
nde Seele, eine Seele, welche ihr ſelber an Kräften
che jedoch in entgegengeſetzter Richtung ſtrebend,
Gott geſchaffnen Staube das ſuchet und empfängt,
mdre außer und jenſeits dem Staube erſtrebte.
wiederholet ſich hier bei jeder neuen Zeugung und Ge-
des Lebens die Geſchichte des erſten Entſtehens des Menſchen
umgebenden Welt der Lebendigen. Ein Weiter-
hes über das Leibliche, das Gott gab, hinaus und
, welches dieſes Gegebene und Verliehene von ſich
s und daſſelbe verließ: und ſiehe, eine Erde war da, wüſte
. Aber der rothen Erde, von dem Geiſte dahin ge-
aeben, der einſt ſie belebte, hauchet Gott einen lebenden
n, und es iſt nun Adam, ein Vorbild des Erſtgebor-
von den Todten, welcher in der rothen Erde lebt. Das
lebende und Sterbende, welches von der Seele, als dieſe
ausſtrebte über das eigene, leibliche Element, verſäumt und
verlaſſen war, das hat ein allbelebender Geiſt zur Stätte ſeiner
neuen Schöpfungen erwählet; als ſey es ſelber hier ſein Wohlge-
fallen, ſich zu dem Erkrankten und Verſtoßenen zu geſellen.
Dieſes Wohlgefallen aber iſt ein Wille, welcher die Ordnung be-
gehrt, die allein bleibend und ewig iſt. Eben da, wo das Le-
ben der Seelen aus den Schranken des eignen, von Gott gegebe-
nen Seyns hinausweicht, da gibt der Gott der Ordnung ein
neues Leben, welches die von jenen verlaſſenen Schranken des
Leiblichen will und ſuchet; dem Streben entgegen, das den Ge-
hörſam und die Unterwürfigkeit aufgegeben (§. 40), ein andres,
das dieſe Unterwürfigkeit erwählt.

Es iſt übrigens ein altes, noch immer kräftig fortwirkendes
Wort des Segens, welches dem Sehnen der Seele, hinweg aus
dem Leibe, die Schöpferkraft einer neuen Zeugung gegeben.
Denn, irre geleitet, wie es dieß geweſen, wirkte in jenem Seh-
nen, als es zuerſt den Menſchen in die Gleichheit Gottes er-
heben wollen, noch ein Nachklang der anfänglichen Liebe zu
Gott. Dieſer Nachklang iſt es, welcher noch fortwährend auch
auf die (jetzige) Liebe der Geſchlechter einen verklärenden Strahl
wirft und dieſelbe öfters zu einem lieblichen Abbild der höheren,
geiſtigen Liebe machet; zu einem Abbild jenes Zuges, welcher

den sichtbaren Leib dahingibt, damit er das neue Gewand eines unsichtbaren und göttlichen ergreife. Es wird uns jedoch das Verhältniß dieses Abbildes erst noch durch die Betrachtung des psychischen Grundes des Todes deutlicher werden; darum soll uns dieser, so wie das Schicksal der Seele im Tode, auch hier an seinem Orte, so wie vorhin das letzte Ende des Leiblichen, noch weiter beschäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Lehre von der Präexistenz der Seele vor ihrer Geburt in die Leiblichkeit, hat zu allen Zeiten und bei allen gebildeten Völkern ihre poetischen und wissenschaftlichen Vertheidiger und Anhänger gefunden. Die Seelen haben, nach der Lehre der Pythagoräer, auch außer dem Leibe ein eigenthümliches, freilich aber nur unvollkommnes, traumartiges Leben (Porphyr. de antr. Nymph. 28). Seelen der Dämonen und Heroen erfüllen die Luft und hauchen den Menschen die (weissagenden) Träume ein. (Diog. Laert. VIII. 32.) Es sollte nach der Lehre einiger Pythagoräer das Bewegen der in der Luft wohnenden Seelen durch das Bewegen der in dieser schwebenden Sonnenstäublein sich verrathen (Aristot. de anim. I, 2). Zuletzt ist es ein göttliches Verhängniß, welches die Seele, zur Strafe für begangene Frevel in den Leib führt, in welchen sie wie in ein Grabmal eingeschlossen ist (Philol. ap. Clem. Alex. Strom. III, 433; Plat. Phaed. 61; Cic. de senectut. 20; Diog. Laert. VIII, 51; Athen. IV, 14 p. 157). Es ist dieser Leib indeß, mit welchem der Seele zugleich ihr eigenthümliches Geschick angeboren scheint (Aristot. ap. Stob. Ecl. I c. 7 n. 18, p. 208) dem Bedürfniß der Seele anpassend, weßhalb dieselbe den Weg ihrer Wanderungen nicht durch Pflanzen, sondern nur durch Thierarten nehmen kann (Diog. Laert. VIII, 28). Daher liebt auch die Seele ihren Körper, denn nur durch ihn hat sie den Gebrauch der Sinnen (Claud. Mamertin. II, 7).

Nach Plato's Lehre erscheint allerdings die Seele anfangs, wenn sie in den neu sich bildenden und wachsenden Leib kommt, wie der Vernunft beraubt (Tim. 44, a); oder gleichsam von dem Brausen des Stromes des Werdens wie übertäubt, aber dieses darf uns nicht glauben machen, daß jener vernunftlose Zustand der wirklich anfängliche derselben sey. Die Seelen, deren Zahl, ohne Vermehrung oder Verminderung, sich immer gleich bleibt (de rep. X, 611) sind, wie sie dieß schon durch die Herrschergewalt zu erkennen geben, welche sie über den Körper üben, älter und früher vorhanden als ihr Leib (Tim. 54, b; de leg. X, 896). Ja, wie die Seele in Zukunft ohne Aufhören leben wird, hat sie auch in der Vergangenheit von Ewigkeit her gelebt, wie dieß nothwendig bei einem Wesen ihrer Art vorausgesetzt werden muß (Phaed. 72; 107 et al.). Die Seele ist eine Idee, welche an der Ewigkeit Theil hat: ein Göttliches von himmlischer Abkunft (Theaet. 184; Tim. 90). Vor ihrer Einformung in den Sinnenleib lebte sie ein übersinnliches Leben, während dessen ihr Gott die Natur des Ganzen zeigte (Tim. 41, e). Alles das was wir im Leben lernen ist dann nur Wiedererinnerung an das schon vorhin Geschaute (m. v. die Bem. zu den §§. 35, 36, 37).

Die Seele ist nach Maximus Tyrius (diss. XXVIII, ed. Davis. p. 298) ewig, von Ewigkeit her wohnt ihr die Erkenntniß der Dinge und Einsicht bei.

Nach Philo steigen (wie auf einer Himmelsleiter) Seelen, von

einer höhern Liebe bis zu seinem letzten Augenblicke. — Franz Rabelais, der witzigste unter allen Aerzten Frankreichs, den Desperan den Verstand unter der Maske der Dichtkunst nannte, war in Touraine 1483 geboren, starb zu Paris im J. 1553. Er ist der Verfasser des originellen, wunderlichen Romans Gargantua und Pentagruel. Die seltsam lustigen Einfälle des Mannes und die unsren Ohren freilich unsittige Form, in welcher er sich äußerte, waren im Geschmack jener Zeit. Rabelais durfte sogar ungestraft, da er einst durch Geldnoth an seiner Weiterreise nach Paris gehindert war, sich in Lyon eines (komischen) Mordanschlages gegen den König und die Königin verdächtig machen. Denn, wie er erwartet hatte, man nahm dort seine Posse für Ernst und ließ den vermeintlichen Verräther mit den beiden Säckchen voll Asche, die er als Gift hatte überschreiben lassen, auf öffentliche Kosten nach Paris bringen, damit er daselbst dem Hofe das wichtige Geheimniß, das er zu wissen vorgab, entdecken möchte. Dieses Geheimniß war aber nichts Anderes, als eine witzige Erzählung von seiner Geldnoth und von der Erfindung, durch die er seine Weiterreise möglich gemacht hatte, welche der Hof belachte. — Johann Baptist Lully, ein vielbeliebter Componist Frankreichs, dessen Musiken ein Jahrhundert lang bis zu Gluck's Zeiten den französischen Geschmack beherrschten, war zwar zu Florenz (1633) geboren, kam aber schon als 12jähriger Knabe nach Frankreich in die Dienste einer königl. Prinzessin. Sein Talent für Musik verrieth sich durch das Violinspiel, das er in müssigen Stunden übte. Er starb, überhäuft mit Ehren und Glücksgütern, im Jahre 1687. Ueber Philipp II. sehe man Ranke's meisterhafte Darstellung in seinen Fürsten und Völkern von S. E. B. I. — Oettingers Leben im Anhang zu der neuen Ausg. s. Epistelpredigten. — Die oben im §. erwähnte Regel in zweifelhaften Fällen des Handelns gab unter andern der treffliche Jung Stilling.

Einer der geistvollsten Albino's unter allen, welche die Geschichte der Wissenschaft, und namentlich die der Arzneikunde kennt, war der im Jahre 1814 zu Erlangen verstorbene Dr. Med. Sachs; ein Jüngling, ausgezeichnet durch gleich harmonische Vollendung des Erkennens und Wollens. Die Grade des Blödsinnes und die Eigenschaften desselben finden sich gut beschrieben in G. E. Schulze's psychischer Anthropologie (Göttingen 1819), S. 221. — Ueber das Wechselverhältniß, in welchem die Entwicklung des Gehirns mit jenem der Schädelknochen steht, vrgl. m. oben den betr. §. 17. — Das was Kant in der Beschreibung der Geschichte des Selbstbewußtseyns von dem Unterschied des Kindesalters vom reiferen Alter sagt: daß jenes das eigne Selbst als etwas Aeußeres und Freies zu betrachten und von sich in der dritten Person zu sprechen pflege, bis der Moment komme, in welchem auf Einmal das Ich als solches unwiderruflich hervortrete, läßt uns die Blödsinnigen im Zustand der frühesten Kindheit, welche uns nicht zum eigentlichen Selbstbewußtseyn reifte, erblicken. — Die Ertinen unsrer Nachbaralpen (z. B. im Salzburgischen) fangen an, sich an Zahl zu vermindern. Die Sitte, gerade ihnen die Wartung der zarten Kinder anzuvertrauen, wodurch ein solcher krankhafter Seelenzustand mit ansteckender Gewalt sich fortpflanzte, ist seltner und beschränkter geworden. — Von einem Blödsinnigen, welcher sogar ziemlich zusammengesetzte Rechnungen, ohne sie vor sich zu sehen, wie man zu sagen pflegt, aus dem Kopfe löf'te, erzählt Hofbauer in seinen Untersuchungen über die Krankheiten der Seele und die verwandten Zustände, B. II. (1803) S. 86. — Ueber andere im §. erwähnte Fälle vergl. m. Ph. Pinel philosoph. medic. Abhandl. über Geistesverirrungen oder Manie, übersetzt und mit (reichhaltigen) Anmerkungen ver-

sehen von M. Wagner, Wien 1801, S. 180; Mauchart a. a. O.; Schulze a. a. O.

Während in den tiefsten Graden des Blödsinns der Zug (Rapport) der Seele zur Außenwelt fast gänzlich fehlt, und mithin kein eigentliches, festes Aufmerken, deßhalb auch keine Erinnrung gefunden wird; finden wir bei Blödsinnigen von mittlerem Grade einzelne Geistesanlagen oft sehr ausgezeichnet und entwickelt. Es rechnete ein übrigens völlig Blödsinniger leichte algebraische Aufgaben im Kopfe, und zwar mit besondrer Schnelle aus. Ein vor wenig Jahren verstorbener Blödsinniger, August Weck, besaß ein so außerordentliches Sach- und Wortgedächtniß, daß er eine Menge, auf seine vielfältigen und weiten Fußreisen ihm mitgegebene Aufträge, so verschieden auch diese waren und so sehr sie sich durchkreuzten, Monate, ja Jahre lang treu in der Erinnrung behielt. Den Inhalt ganzer Briefe, die man ihm vorgesagt, merkte er wörtlich, und konnte ihn nach einiger Zeit der Person, an welche der Brief gerichtet war, unverkürzt und treu hersagen. Nach Jahren wußte er noch, womit er an den verschiedensten Orten und von den verschiedensten Personen bewirthet worden sey, obgleich ihm dieses Aufmerken absichtlich dadurch erschwert wurde, daß man ihm von den mannichfaltigsten Speisen vorsetzte. Vielleicht hatte er diese seltsame Richtung des Gedächtnisses noch mehr durch die Gewohnheit entwickelt, jedes Mal beim Abschied von seinen Gastfreunden für alle empfangene Wohlthaten so einzeln zu danken, daß er es nie vergaß, mit dem Kaffee zugleich auch die darin empfangene Milch und den Zucker zu erwähnen.

Außer dem Sach- und Wortgedächtniß hatte in diesem Menschen auch das Ortsgedächtniß eine ausgezeichnete Stärke und Schärfe. Es zeigte sich dieß auf jenen Wanderungen, welche der Blödsinnige, jährlich durch einen bedeutenden Theil des mittleren Deutschlands machte. Es erschienen diese Wanderungen mehr als die Wirkung eines instinctartigen, unwiderstehlichen Dranges, denn als Folgen der Armuth und Noth, welche etwa bloß die kleinen Gaben suchte, die er auf solchen Reisen von seinen Wohlthätern empfing. Man hat ihn an einem Orte in Thüringen, wo er von einem liebreichen Gastfreund aufs Beste bewirthet und mit solchen Bequemlichkeiten versorgt war, wie er weder in seiner Heimath, noch auf Reisen finden konnte, nach einigen Tagen unruhig werden sehen; die Augen immer nach dem Fenster und ins Freie gerichtet, halblaut vor sich hin murmelnd, Namen von Orten und Personen, die er auf jener Wanderung noch besuchen wolle. Zuletzt, da der immer stärker werdende Drang die dem Blödsinn natürliche Menschenscheu überwunden, hat er sich wie in dringend nöthigen Geschäften aus dem gastfreien Hause aufgemacht, obgleich diese Geschäfte keine andren waren, als daß er einigen Personen an entfernten Orten einen Gruß von Bekannten zu bringen hatte, und obgleich die Gaben, die er noch außer den reichlichen, bereits empfangen, durch Vermittlung jenes Gastfreundes empfangen sollte, bei weitem die überwiegen, welche er auf der weiteren Wanderung erwarten durfte. Wie bei wandernden Thieren, hatten auch die Reisen jenes Blödsinnigen zu bestimmten Gegenden und Personen ihre gewisse Zeit im Jahre.

Obgleich auf diesen Reisen ein ganz besonders geschärftes Ortsgedächtniß den Blödsinnigen vom Erzgebirge nach Holland und nach Schlesien geleitet hatte, zeigte sich dennoch auch bei diesen Erinnrungen der sonderbare Mangel, daß er sich die Lage gewisser Orte nur so vorstellen konnte, daß er die eine beständig rechts, die andere links nannte, ohne zu bedenken, daß dieses Verhältniß sich ändern müsse, sobald das jene Städte sehende Auge eine andere Stellung zu ihnen

thierische Leiber angenommen, rechtfertigen ließe, und sollte das was Justinian in seinem Briefe an Menas als wörtliche Aeußerung desselben anführt, dieses wirklich jemals gewesen seyn, so hat Origenes in späterer Zeit seine Uebereilung auf jede Weise wieder gut zu machen, oder den durch unvorsichtige Aeußerungen veranlaßten Mißverständnissen zu begegnen gesucht (so in seiner Streitschrift gegen Celsus III, 75, Pariser Ausg. B. I S. 497 und in seinen Erläuterungen über den Matthäus zu Cap. 17 V. 10 (Comment. in Matth. T. XIII c. 1, 2, ed. Paris. III, 567). Ja in einer Stelle seiner Erklärung zum Johannes sagt er ausdrücklich: Die Annahme, daß die Seele, nachdem sie einmal den Leib abgelegt, von neuem einen eben solchen Leib annehmen könne, streitet mit der Lehre der Schrift: daß statt des verweslichen solle ein unverweslicher Leib angezogen werden: mit der Lehre, daß der Leib vergänglich sey (Orig. Comment. in Johann. T. VI, 8, ed. Paris. IV, 117). — Hatte doch schon Aristoteles (de anim. L. I, c. 3. fin.) aus bloßen Gründen der Vernunft die Lehre von der Seelenwanderung für ein „Mährchen" erklärt. „Denn jedem Leib komme seine eigenthümliche (innre, psychische) Form und seine eigenthümliche (äußere) Gestaltung zu. Es sey deßhalb jene Annahme eben so ungereimt, als wenn man sagen wolle, die Baukunst könne durch Flötenblasen ausgeübt werden. Denn jede Kunst bedürfe ihrer bestimmten Werkzeuge, jede Seele ihrer bestimmten Leiblichkeit." — War es denn schon dem Aristoteles unmöglich die Voraussetzung der Wirklichkeit einer Seelenwanderung zuzugeben, weil sie der Vernunft widersprach; wie viel mehr mußte es einem christlich ernsten Forschen, wie Origenes war, unmöglich seyn einer Lehre beizustimmen, welche nicht allein der Vernunft, sondern auch der heil. Schrift widerstrebte. Viel eher ließen sich die Ansichten des Origenes mit jenen vergleichen, welche in neuerer Zeit Thom. Bromley, Swedenborg und Stilling über das Schicksal der Seele nach dem Tode und über die verschiedenen Läuterungsörter oder Bildungsstufen der abgeschiedenen Seelen aufgestellt haben (m. v. Thom. Bromley: Reisen d. Kind. Israel n. Can.) Wo sich unter den Gnostikern der früheren christlichen Jahrhunderte die Lehre von der Seelenwanderung regte, da wurde sie stets von den Vätern der Kirche ernstlich bekämpft und von allen treuen Anhängern des alten, einfältigen apostolischen Glaubensbekenntnisses zurückgewiesen. Irenäus (contr. haer. c. 25) nennt uns die Karpokratianer als Vertheidiger der Seelenwanderung, und widerlegt ihre Ansicht, welche, wie es scheint, auch die der Valentinianer und Cerdomaner war, in den Cap. 32 bis 34 seiner Schrift. Auf sonderbare Weise wollte Basilides (nach Origenes in seinem Commentar zu dieser Epistel) die Stelle des Römerbriefes Cap. 7, V. 9 so erklären, als habe der Apostel damit auf einen Zustand hingedeutet, wo er, vor seinem jetzigen Leben, als Mensch in dem Leibe eines Säugthieres oder Vogels gelebt habe. Sehr ausgebildet und vielfach mit christlich scheinenden Lehren vermischt, tritt dagegen das alte heidnische System der Seelenwanderung in der Schule des Manes hervor. Noch im vergangnen Jahrhundert fand die Metempsychose, bald mehr bald minder im Ernst oder Scherz ihre geistvollen Vertheidiger, unter andren an Lessing und Schlosser. Mehrfach wollte man auch die Stelle Matth. 11, V. 14 zu Gunsten der Lehre von der Seelenwanderung deuten. In neuerer wie in alter Zeit scheinen solche Annahmen aus dem sich selber nicht klar und verständlich gewordnen Bedürfniß der Seele nach jener alten und neuen Offenbarungslehre hervorgegangen zu seyn, welche allein über das Verhältniß des Leibes zur Seele das rechte Licht verbreitet: nach jener Lehre, welche von einer endlichen Verklärung des Leibes und seiner Wiedervereinigung

verſchiedener Zeuge zu Kleidungsſtücken, und mit Urtheilen über Gemeinheit, in welcher überall (in Schleſien, Sachſen, Franken, und Holland) einige Diebe gefunden würden. In der That, bemerkung von Carus, daß zwar in allen Menſchen eine Spur von ſt ſey, vielen aber der Verſtand fehle, ſchien bei unſrem Blöd- n ſich zu beſtätigen, denn es war ganz vorzüglich der Mangel an nd, welcher ſeinen (gleichſam innerlich blindgebornen) Zuſtand m gewöhnlichen und geſunden unterſchied.

Der Anfang der Seele.

§. 39. Mein Lauf durch die Zeit gleichet dem eilenden g einer Glocke, welcher mitten in der Nacht die Stunde det, die eben war und welche kommt. Das aufmerkende wußte vor dem Schlagen nicht, es weiß aber nun und wiſſen, welches die Stunde war.

Das was die Seele mit und in dem Leibe empfangen ethan, mit dem Leibe, der geſtern entſtund, und deſſen heute oder morgen entfleucht, das ſoll für eine Ewig- ethan und empfangen ſeyn; ein Weſen ohne Ende ſoll Auslauf nehmen am endlichen Gewölk; ein Leben, das aufhört, ſoll anfangen am ſterbenden Augenblick? Wird der Baum, deſſen Gipfel endlos zur Höhe ſtrebt, beſtehen n, ohne eine Wurzel, welche endlos zur Tiefe gehet; der Ausgang, der nie endet, vermöchte er auch zu ſeyn, ohne andren, welcher nie anfängt?

Die Seele, das Ende, das kommen ſoll, beachtend, forſchet ich nach dem Anfang, welcher war. Die Erinnrung aber ortet, ich finde ihn nicht, der Verſtand ſaget, ich kenne ihn

Es war wie das Wehen eines Windes in den Maulbeer- en; ein Wehen, welches in den Morgentraum eines Schla- s hereinhallet; da erwachte die Erinnrung meiner früheſten den. Was das Wehen geweſen und woher es gekommen? eiß das nicht, nun aber war das wache Leben da, mit s Gedräng und ſeinem Troſt, und iſt ſeitdem nicht gewichen. nde Gedanken einer Luſt und eines Schmerzens, für welche ſtiges Leben die rechten Namen nicht weiß, ſind ſie etwa chhall des erſten, vielbedeutenden Wehens in den Maul- men; ſind ſie Erinnrungen an ein Leben, das ich einſt che die Seele bei dieſem Staube war?

führet; einige zum unabwendbaren Leid, das vor
bis zum Grabe währt, andre von Erquickung zu
etliche zur höchſten Fülle der innren Kräfte, andre
Unvermögen.

In der That, mich ſelber ſcheint öfters ein
meinem Innren an Tage zu erinnern, welche ich
dieſem meinen jetzigen, ſondern mit einem andren A
Wie könnte ſelbſt das wundervolle Vorgefühl m
und Dinge zeigen, welche ich noch nie gekannt, hä
ein Etwas in mir ſchon vorhin geſehen? Es wandelt
wie mit einer Kraft, welche nur die Erinnerung a
der Erfahrnes und Erlebtes geben konnte, mit j
Knechte zum Brunnen bei Nahors Stadt; wie e
lebtes Loos beweinet es die Ketten und das Gewa
ven, in denen Aegyptens König den Freund ſeiner
blicket, oder den Fall der alten Kaiſerſtadt mit den
Paläologen. Das Buch, das von einer Schuld de
ter redet, ſcheint es mir nicht zu ſagen, daß dieſe
die meinige geweſen? Dieſes iſt das Buch, welche
Erwählung der Menſchenſeele redet, welche geſcheh
der Welt Grund gelegt geweſen; von einem Ru
Namen, noch ehe der Gerufene die Stimme gekan

ie die Seele, über der einzelnen Menſchenſeele
e in Gott und aus Gott war, vor dem Anfang
: eine Liebe, in welcher auch der Menſch erkannt
noch die alten Berge wurden. Dieſe Liebe iſt
das Rufen aber der Menſchenſeele zu dem le-
hat in der Zeit ſeinen Anfang genommen. Wie
da iſt, vor der Lunge, die ihn einathmet; ſo iſt
es Auge zu mir gewendet geweſen, ehe das Ich da
nach jenem Auge fragte. Jenes aber, das Erbau-
ein Eigenthum, iſt nun ein Theil meiner Seele
n; ein Gewand, näher und weſentlicher als der
merlicher und tiefer, als die eigene, begehrende
r Theil denn meines Selbſt iſt von ewigem Anbe-
aber mein geworden in der vorherbe-
eit, und vor ihm iſt das Seyn der ſehnenden
ein Augenblick, welcher eben erſt begann; von ihm
ohne ihn wäre daſſelbe ein Augenblick, welcher, ſo
nen, ſpurlos und ohne Anhalt wieder entflöge.
enn es von dem Weſen des innren Menſchen redet,
heil deſſelben, welcher in Gott ewig geweſen und
vig bleiben wird, den Geiſt, das aber, was für ſich
fang genommen und ohne den Geiſt ein Ende ha-
e Seele des Menſchen.

---

aren denn die voreilenden Fragen, nach dem An-
:. Es iſt in den Fragen, die das Sehnen fragt,
iger Natur iſt, eine ſelberſchaffende Kraft, höher
des Endlichen. Das Geheimniß des Entſtehens
:bens der Seele an der Hülle des Staubes liegt
Frage, welche eine Seele, deren Sehnen über den
und ſeinen Beſitz hinausſtrebet, nach ſich ſelber,
fragt.

ch ſelbſt das Sehnen der Seele nach Gott, nach
n Gott, Ihn, den es ſuchte; ſo findet auch ein
bar niedreres Sehnen, das was es ſucht: die
den eignen Leib dahingibt und verläſſet, damit
ges, ihr ſelber gleich ergreife (§. 21), findet in

werde. Man glaubte dieſe Lehre der hiervon ſogenannten Creatianer, welcher unter andern Melanchthon zugethan war, ſchon bei Ariſtoteles (de generat. II, 3) zu finden. Von Auguſtin und andern Lehrern wurde ſie bloß wegen des Mißbrauches verworfen, welchen die Anhänger des Pelagius mit ihr gemacht hatten. Jener Mißbrauch ſollte uns übrigens eine Wahrheit, die ſich nicht bloß durch die oben angeführte Stelle Pred. 12, V. 7, ſondern auf andre Weiſe als eine ſehr alt- und wohlbegründete zeigt, nicht ganz verleiten, da ſich, wie wir dieß in der Lehre vom Geiſt weiter entwickeln wollen, auch von ihrem Standpunkt aus den Einwürfen der Gegner der Lehre vom natürlichen Verderben des Menſchen begegnen läßt. — Mehreres hieher Gehörige werden auch die nächſtfolgenden §§. aufführen, unter Andrem auch möge der nächſtfolgende den Schluß des eben vorhergehenden gegen den ſcheinbaren Vorwurf rechtfertigen, als ſolle in ihm einer gewiſſen Erklärung des erſten Abfalles der Menſchennatur von Gott gehuldigt werden, welche das, was den älteſten Segen (Geneſ. 1, V. 28) hatte, an ſich ſelber zur älteſten Schuld machen wollte.

Der Tod in ſeiner pſychiſchen Bedeutung betrachtet.

§. 40. Es iſt der tiefbedeutende Ausſpruch eines großen Gottesgelehrten und Forſchers der heiligen Schriften: Leiblichkeit iſt das Ende der Wege Gottes. Dieſer Ausſpruch faſſet den Sinn der Offenbarung Gottes an den Menſchen, ſo wie die innre Kraft der heiligen Geheimniſſe der Religion, von ſeinem Standpunkte aus zuſammen, und will eigentlich nur daſſelbe ſagen, was jene hohe Verheißung verkündet: daß einſt alles Seyn und Leben Gott werde untergethan ſeyn, „auf daß Er, Gott ſey, Alles in Allem.“

In der That, die Leiblichkeit, welche Gott der Seele gegeben, erſcheinet uns niemals in ſolcher Höhe und in ſolcher Würde, als wenn wir die Geſchichte ihres Entſtehens und ihre Bedeutung, gegenüber der Geſchichte der Seele im Tode, und der Bedeutung des Todes ſelber betrachten. Es empfängt hierbei der vergängliche Leib, nicht etwa bloß wie jeder Freund, wie jedes Gut, von welchem wir jetzt auf immer ſcheiden ſollen, durch den Moment der letzten Trennung den verklärenden Anſchein eines höheren Werthes; ſondern wie er ſelber, während des Lebens, öfters, gleich einem Gewölk, die Ausſicht auf die Welt des Pſychiſchen gehemmt und getrübt; ſo hat auch das unruhige Bewegen und Begehren der Seele, wenn ſie des Leibes mißbrauchte, auf dieſen einen falſchen Schein geworfen, welcher im Tode ſchwindet, ſo daß wir dann den Sinn der Zuſammengeſellung der Seele mit dem athmenden Staube, nach

n ſichtbaren Leib dahingibt, damit er das neue Gewand eines ſichtbaren und göttlichen ergreife. Es wird uns jedoch das rhältniß dieſes Abbildes erſt noch durch die Betrachtung des pchiſchen Grundes des Todes deutlicher werden; darum ſoll s dieſer, ſo wie das Schickſal der Seele im Tode, auch hier ſeinem Orte, ſo wie vorhin das letzte Ende des Leiblichen, ch weiter beſchäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Lehre von der Präexiſtenz Seele vor ihrer Geburt in die Leiblichkeit, hat zu allen Zeiten und allen gebildeten Völkern ihre poetiſchen und wiſſenſchaftlichen Verdiger und Anhänger gefunden. Die Seelen haben, nach der Lehre Pythagoräer, auch außer dem Leibe ein eigenthümliches, freilich aber r unvollkommnes, traumartiges Leben (Porphyr. de antr. Nymph. . Seelen der Dämonen und Heroen erfüllen die Luft und hauchen n Menſchen die (weiſſagenden) Träume ein. (Diog. Laert. VIII. 32.) ſollte nach der Lehre einiger Pythagoräer das Bewegen der in der ft wohnenden Seelen durch das Bewegen der in dieſer ſchwebenden nenſtäublein ſich verrathen (Aristot. de anim. I, 2). Zuletzt iſt ein göttliches Verhängniß, welches die Seele, zur Strafe für begane Frevel in den Leib führt, in welchen ſie wie in ein Grabmal eingeſchlagen iſt (Philol. ap. Clem. Alex. Strom. III, 435; Plat. Phaed. ; Cic. de senectut. 20; Diog. Laert. VIII, 31; Athen. IV, 14 157). Es iſt dieſer Leib indeß, mit welchem der Seele zugleich ihr enthümliches Geſchick angeboren ſcheint (Aristot. ap. Stob. Ecl. I 7 n. 18, p. 208) dem Bedürfniß der Seele anpaſſend, weßhalb ſelbe den Weg ihrer Wanderungen nicht durch Pflanzen, ſondern nur rch Thierarten nehmen kann (Diog. Laert. VIII, 28). Daher liebt ch die Seele ihren Körper, denn nur durch ihn hat ſie den Gebrauch r Sinnen (Claud. Mamertin. II, 7).

Nach Plato's Lehre erſcheint allerdings die Seele anfangs, wenn e in den neu ſich bildenden und wachſenden Leib kommt, wie der Vernunft beraubt (Tim. 44, a); oder gleichſam von dem Brauſen des Stromes des Werdens wie übertäubt, aber dieſes darf uns nicht glauen machen, daß jener vernunftloſe Zuſtand der wirklich anfängliche derſelben ſey. Die Seelen, deren Zahl, ohne Vermehrung oder Verminderung, ſich immer gleich bleibt (de rep. X, 611) ſind, wie ſie dieß ſchon durch die Herrſchergewalt zu erkennen geben, welche ſie über den Körper üben, älter und früher vorhanden als ihr Leib (Tim. 54, b; de leg. X, 896). Ja, wie die Seele in Zukunft ohne Aufhören leben wird, hat ſie auch in der Vergangenheit von Ewigkeit her gelebt, wie dieß nothwendig bei einem Weſen ihrer Art vorausgeſetzt werden muß (Phaed. 72; 107 et al.). Die Seele iſt eine Idee, welche an der Ewigkeit Theil hat: ein Göttliches von himmliſcher Abkunft (Theaet. 176; Tim. 90). Vor ihrer Einformung in den Sinnenleib lebte ſie ein überſinnliches Leben, während deſſen ihr Gott die Natur des Ganzen zeigte (Tim. 41, e). Alles das was wir im Leben lernen iſt dann nur Wiedererinnerung an das ſchon vorhin Geſchaute (m. v. die Bem. zu den §§. 35, 36, 37).

Die Seele iſt nach Maximus Tyrius (diss. XXVIII, ed. Davis. p. 298) ewig, von Ewigkeit her wohnt ihr die Erkenntniß der Wahrheit, die Einſicht bei.

Philo ſteigen (wie auf einer Himmelsleiter) Seelen, von

gibt; wir erkennen an, daß es der Leib ſey, durch welchen eine höhere Weisheit die Seele erzieht und leitet, züchtiget und vollbereitet, für das Leben der Ewigkeit. „Den Leib haſt du mir zubereitet, zu thun Gott Deinen Willen.“ Denn der Leib, von Gott geſchenkt und der Seele ganz zum Eigenthum verliehen, iſt es, worin die Baumeiſterin: die Seele, den Tempel, die Wohnſtätte eines bleibenden, ſeligen Friedens von oben erfinden und erbauen ſoll und kann, eines Friedens, den ſie von Anfang bis zum Ende ſuchet, aber nur ſelten erlangt, weil ſie ihn nur auf dem Weg des Gehorſams zu finden vermag. Andre Opfer und Gaben gefallen Ihm nicht; es iſt das Ueberlaſſen, das Hingeben des eignen Wollens und Begehrens in das Walten eines höheren Willens, das die Leiblichkeit geſtaltet und dieſelbe täglich neubelebt und verſorgt, es iſt der rechte Gebrauch des Leibes und ſeiner Kräfte, zu Gottes Dienſt und nach Gottes Ordnung, wodurch der herrſchende Geiſt des Menſchen das Band einer Liebe anknüpfen kann, welche ihn allein zur Gottähnlichkeit erhebt, weil ſie ſelber von ewiger, göttlicher Natur iſt. Jedes freiwillige Bewegen der Seele in und durch den Leib, womit die Seele es kund gibt, daß ſie das Leibliche nicht zu ihrem, ſondern zu Gottes Willen brauchen wolle, iſt ein Bauſtein zu dem Tempel, worinnen allein bleibender Frieden wohnet.

Die Seele denn, wie wir oben ſagten, würde eine andre Seele nicht erkennen, gäbe ſich dieſe nicht als dienend, mit einem unterwürfigen Leiblichen, der andren Seele hin; mit einem Leiblichen, auf welches dieſe ſelber, wie auf den eignen Körper, ſinnlich einzuwirken vermag. Es geſchiehet die Mittheilung des eignen, innren Erkennens und Wollens, von Seele an Seele, durch ein Leiblichwerden des innren, verborgenen Seyns, und auch das Hingeben des Geiſtes an Gott, das Kundgeben deſſelben vor einem Auge, welches auch die Gedanken des Herzens ſiehet, iſt ein Leiblichwerden, welches zwar die äußeren Sinnen nicht bemerken, wohl aber der Geiſt des Menſchen ſelber, der das Wachſen und Geſtalten des innren Tempels erkennt. Es ſtehet, wie uns dieß der Gang der ganzen vorhergehenden Unterſuchungen lehrte, dieſer innre Vorgang des Geſtaltens und Gedeihens, nicht bloß wie ein zufälligeres Vorbild und Abbild, ſondern auf weſentliche, innige Weiſe mit der Geſchichte der äußeren Leiblichkeit in Verbindung.

en habe. — Johannes d. T. war von Gott gesendet. — Gott
te ihn aus dem Himmel, aus dem Paradiese oder aus einem
en Ort des Verweilens zur Erde, damit er von dem Lichte zeu-
(m. v. Es. 6, V. 8). Darum sagt Johannes selber (1 Joh. 1, V.
. 33), „der mich sendete" um zu taufen, der sagte zu mir u. s. w.
Damit vergleiche die Begeisterung des noch Ungebornen (Luc. 1,
13, 15, 32). — Die Stelle: Maleach. 3, V. 1: „Siehe ich sende
en Engel vor dir her" lässet uns schließen, daß einer der heiligen
el Gottes dem Erstgebornen aller Kreaturen vorausgesendet worden,
nnes d. T. war ein Engel, von Gott ins Fleisch gesendet, um
Licht zu zeugen. Er war aber nur die Stimme eines Rufers in
Wüste, nicht das Wort Gottes (Orig. Comment. in Joh. T.
24, 25, ed. Paris. Vol. IV, p. 81 bis 85). — Auch die Erwäh-
des Jacob und Verwerfung des Esau im Mutterleibe deutet
ein Seyn und Wirken beider, in einem früheren Zustande hin.
— Joh. 4, V. 37. Die bessern Seelen sind ein guter Samen,
herabkommt in dieses Leben. Sie kommen seufzend und traurend
Leibe; jauchzen vor Freude bei ihrer Rückkehr (Orig. Com-
t. in Joh. T. XIII, 43, ed. Par. IV, 255). — Unter den See-
die Leiber anziehen gibt es welche, die vor dieser Geburt vom Va-
gelehrt waren und von ihm gehört hatten, nach Joh. 8, V. 38; 6,
18. — 49 (id. l. c. T. XX, ed. Par. IV, 316). — Nach Hiero-
us (epist. ad Ephes.) unterschied Origenes γνῶσις und ἐπίγνωσις.
r ist ein Erfahren Dessen, was wir vorher noch nicht wußten, diese
ein Wiedererfahren Dessen, das wir vorher, als wir noch von himm-
n Leibern umkleidet waren, gewußt, dann aber aufgehört hatten
issen, nach Psalm 21, V. 28. — Ferner spricht Origenes von ein-
rnen und anerzeugten Gedanken (er nennt sie σπερματικοὶ λόγοι),
elchen Abrahams Kinder erkannt werden (Or. Comment. in Joh.
X, 2, ed. Par. IV, 308. vergl. ib. 5, p. 313, 314). Er spricht
Seelen, die nicht von Gott gesendet waren, sondern selber, aus
willen gingen (ib. 17. p. 331). — Die Männer, die den ganzen
müßig stunden, und es hatte sie niemand gedungen, sind Seelen,
ch nicht in den Leib gekommen (Orig. in Matth. T. XV, 34, 35,
ar. T. II p. 702, 703). Die Seele (selbst) der Gestirne war vor
Körper, in welchem sie sich, auf Hoffnung, der Eitelkeit unter-
schon vorhanden (id. de princip. II, 8, ed. Par. I, 96. —
nun diese Lehre von der Präexistenz (προύπαρξις) der Seele be-
so hatte diese unter Anderm auch Clemens Alexandrinus (Strom.
I) so wie in den Eclogis vorgetragen und angenommen, daß die
rch einen jener Engel, welche der Zeugung vorstehen, in den Mut-
ingeführt werde. Auch Nemesios (de natur. homin. c. 2) lehrt
ristenz der Seele und wir finden bei Hieronymus (I Comment. in
Ephes. c. 17) in ähnlicher Beziehung der ἐπίγνωσις erwähnt.
lich ging dann dem Origenes aus diesen seinen Ansichten von
vesen (der Präexistenz) der Seele auch jene andre, irrige her-
welcher die ganze Körperlichkeit als eine Last, als Eitelkeit
eiten (Eccles. I, 1 et 14) erschien. Selbst die Gestirne,
r Leib ätherisch ist, haben diesen nicht freiwillig übernom-
ern nach Röm. 8 um Deßwillen der sie unterworfen hat
sich nach ihrer Auflösung (de princip. L. I, c. 5, ed. Par.
Dagegen spricht er nirgends davon, daß die einmal ihres
Seele noch einmal einen sterblichen Leib annehmen solle.
Finden wir in Origenes Werken, so wie sie jetzt vor uns
Stelle, woraus sich die ihm von Hieronymus (ep. 59 ad
e Beschuldigung, daß er eine Wanderung der Seelen in

belebende Luft, in jedem Augenblick aus einem gemeinſamen Quell und Mittelpunkt alles Lebens neu empfinge. Empfangen kann die Lebenswaſſer jenes Quelles nur ein Gefäß, das ſich hinabwärts, unter den Lauf der Strömung ſtellt; empfangen kann die Seele nur die belebende Kraft von oben, wenn ſie ſich dem Walten derſelben dienend hingibt: wenn und ſo lange ſie, nach dem oben gebrauchten Ausdruck, leiblich (baſiſch) gegen jene herrſchende Kraft iſt.

Wir lernten oben (im §. 27) eine krankhafte, in ihren Folgen furchtbare Bewegung der Seele kennen, womit dieſe die eigne Leiblichkeit gewaltſam von ſich ſtößt und verläugnet. Es gleichet jener innre Act des irregeleiteten Willens einem Selbſtmord, und die Seele iſt in ſolchen krankhaften Zuſtänden wirklich des eignen, von ihr gehaßten Leibes, iſt der eignen, wahren Perſönlichkeit ledig, und dagegen mit einer erdichteten, falſchen Perſönlichkeit, mit einem Scheinleib angethan. Es iſt oftmals der einzige Moment einer furchtbaren innren Bewegung, ein überwältigender Schmerz über großen Verluſt, über die Trennung von dem Liebſten das der Menſch beſeſſen, oder ein Anfall von Schrecken und Sorgen, ja ſelbſt von plötzlicher Freude, woran die Seele, aller Gegenwart vergeſſend, ſich feſt hält, und woraus ſie ſich die krankhaft erdichtete Perſönlichkeit erbauet, welche, wie der Tod das Leben, die wahre und geſunde Perſönlichkeit verſchlinget. So viel auch ſeitdem die Zeit Tröſtendes und Erquickendes gebracht, ſo oft Gott ſeine Sonne über das kranke Haupt neu aufgehen laſſen; dieſes ſieht und fühlt alle die Erquickungen nicht, es iſt wie mit unauflösbaren Ketten an den einen, furchtbaren, längſt vergangenen Moment gefeſſelt, von dieſem kann es nicht laſſen. Jener eine Augenblick, jenes damalige, übermächtige Gefühl, hat der Seele ſeine eigne Geſtalt und Kraft ſo unverlöſchbar feſt eingeprägt, daß dieſelbe hinfort von nichts Andrem, das ihr geſchieht, ſich neugeſtalten und bewegen läſſet; ſie ſtehet, mitten in dem Alles erneuernden und bewegenden Strom, verſteinert, todt und gefühllos, wie ein Fels da.

Die allmählicher ſich entfaltende und darum minder augenfällige Bewegung der Seele, von ihrer Leiblichkeit hinweg: die Bewegung, wodurch zuletzt die Trennung vom Leibe herbeigeführt wird, iſt im Grunde von ganz gleicher Natur und von

gleicher Wirkung mit jener einſeitig kranken. Bei dieſer letzteren hat die Seele durch die Uebermacht eines vorhergegangenen Eindruckes oder Gefühles, alle Empfänglichkeit für neue Eindrücke verloren. Es gründet ſich aber die Fortdauer des Lebens nur auf die Fortdauer der Lebensempfänglichkeit und innren Erregbarkeit. Dieſe iſt in ihrem Kreiſe daſſelbe, was die Hoffnung im Kreiſe des geiſtigeren Lebens iſt. Hoffnung, welche auf ein Neues und Künftiges gerichtet und dieſes aufzunehmen bereit iſt; Hoffnung, welche beſtändig den gegenwärtigen und vergangenen Augenblick an den kommenden anfüget, und ſo, mit fruchtbarem Bemühen, das Leben erhält und weiter ſpinnet.

Das Künftige, das Neue, auf welches die Hoffnung, auf welches die Lebensempfänglichkeit gerichtet ſind, iſt allerdings ein noch Untergeordnetes und darum Verborgenes, Unſichtbares. Aber dieſes noch Unſichtbare, noch Werdende, hat in der Jugend des Lebens — in der Zeit der Hoffnung und Lebensempfänglichkeit — wie dieß die Geſchichte jedes einzelnen Lebens bezeugen kann, eine ſolche Uebermacht über das ſchon Vergangene und Gewordene, daß die Seele alsdann mehr in der Richtung nach dem Künftigen und Neuen lebt, als in der nach dem ſchon Geweſenen und Gewirkten. Und dieſes iſt der beſſere, natürlichere Zuſtand des Lebens; denn das Unſichtbare und Künftige, deſſen die Lebensempfänglichkeit begehret, und auf welche das innre Hoffen gerichtet iſt, war eher als das eigne Wirken der Seele, und wird ewig ſeyn; iſt der Grund und die Kraft alles Seyns und aller Verleiblichung ſelber, der Quell alles Lebens. Uebermächtig und herrſchend wie Seele zu Leib, ſo verhält ſich jenes Unſichtbare und beſtändig Werdende zu dem Reich des Sichtbaren und Gewordenen.

Was war aber die Urſache, welche die alte, wohlbegründete und naturgemäße Richtung des Lebens nach ſeinem eigentlichen, herrſchenden Mittelpunkt zerſtörte; dieſe Richtung, welcher der Tod ewig fern, welcher die Krankheit und Vergänglichkeit fremd geblieben wären? Der Tod und die Verweſung erſcheinen nicht als Freunde und Genoſſen der eigentlichen und anfänglichen Ordnung unſrer Sichtbarkeit. Es bezeugt uns dieß der Schauder, welcher das Ende aller Lebendigen umſchwebet. Eine Klage, wie um etwas Verlorenes, gehet durch die ganze Natur; da wo die Hoffnung ihre Saaten ſäete, da gehen Furcht auf und Schreck-

Pythagoräer von ſeligen Oertern einer ewigen Belohn
Strafortern geſprochen haben, ſey es nun, daß dieſer L
Pindar (Olymp. Od. II.) ein dreimaliges, treues Beſt
fungszeit der Leiblichkeiten, vor dem Genuſſe der ewig
geſchienen, oder daß die ganze philoſophiſche Dichtung d
nur ein ſpäterer Anbau auf den Grund eines alten G
Erkennen wir doch auch bei dem mächtigſten und lie
welcher das Gewand der Philoſophie getragen: bei P
Lehre der vielfachen Läuterung oder Büßung durch da
in dieſen, dann in einen andren ſterblichen Leib (Phaed
Polit. 271, c; Phaed. 84, a; 113, a; Tim. 42; 90
903), auch jene ältere: daß der aufwärts ſtrebenden S
Heim bereitet ſey, der von Gott abweichenden aber die
Strafe, deren Zeit weit über die kurzen Zeiten des Me
ſeiner Geſchlechter hinausreichet. Die Lehre von der
Seele in immer andere Leiber, damit ſie in ihnen unt
für ein Reich der ſeligen Geiſter zubereitet und geläute
ſich auf ähnliche Weiſe zuſammengeſellt mit den zuve
blicken und Hoffnungen auf ein ewig bleibendes, ſelige
Ende aller Wandlungen, bei mehreren Völkern des Ori
des Menſchen, ſo lange er nicht ein höheres, beſſeres M
gung und Heilung kennt, glaubt, wie die Karpokrat
Jahrhunderte, Alles ſelber bezahlen, alle Reinigungen u
zen ſelber und allein tragen und dulden zu müſſen.
und ſinnvolleſte Entwicklung der Theorie der Läuterunge
der Metempſychoſe konnte leicht durch die Beobachtung
zuſtände herbeigeführt worden ſeyn, wie jene ſind,
S. 419 erwähnt haben, ſo wie durch die Beobachtung
und Ahndungen, welche auf Erfahrungen hinzudeute
wir nicht in dem Leben dieſes jetzigen Leibes gemacht h
über die Bem. zum §. 34). Herder in ſeinen Dialog
lenwanderung hat gezeigt, wie dieſe Träume und Ah
nahe an die Zuſtände unſrer Kindheit und ihre Phan

hmerzlose Verwandlung erscheint,
erstörung kennet, und deren Ge-
ng des Todes, nur von einem er-
st. Die buntfarbige Raupe, des
unter den grünenden Blättern
ett der Wiege, schläfet kurze Zeit
d erwachet am Frühlingsmorgen,
ebens im neuen Elemente froher

dlung aus der einen Stufe des Le-
mit einer friedlichen Stille, wie das
Stengel und zur Blüthe, wie das
ucht vor sich. Es gleichet der Vor-
n Auflösung und Niederfällung zur
a umgebenden Element eines tropfbar
einzelnen Theile der aufgelösten Stoffe
-eitige Bewegung des einen gegen den
aß irgend ein solcher Theil entweichen
umfangenden Element sich lossagen
nde Umhüllung des Wassers hinwegge-
Stoffe, in trockner Form, der Einwir-
zt, da vermag zwar auch dieses mäch-
n der Elemente gegen einander zu wecken
Gestaltung derselben vorzubereiten, aber
n neuen Gestaltung gehet öfters durch
lüchtigung, welche die wandelnden Stoffe
d welche einer völligen Zerstörung gleichet.
vergeblich nach der Stärke, wohin das
lde sich geflüchtet; unsichtbar geworden,
ft, ist es in dieser, wir wissen nicht
scheint auch der jetzigen letzten Verwand-
e, das leibliche Zwischenglied zwischen
, das Element, das wie die süße
rgen mit dem Gestern verknüpfte,
eben, in unsrer Region der schwere-
von Sonne, Planet von Planet durch
, da jenseits aber, in der Region des
irnes, da wandelt, in nächster Nähe,

niſſe, des Lebens Luſt gebieret überall den Schmerz. Der Tod, wenn er ſich dem Fleiſche nahet und Wehe und Angſt zu beiden Seiten ihn begleiten, erſcheinet auch dem erſtarkteren Geiſt als ein König der Schrecken, als ein Feind des Lebens, welchem dieſes auf ewig unterliegen müßte, käme ihm nicht ein Element zu Hülfe, welches den Tod und ſeine Schreckniſſe beſiegt.

Das Gewordene und Sichtbare, an ſich ſelber minder mächtig als das Werdende und Belebende, konnte nur dadurch eine Uebergewalt über die lebende Seele empfangen, daß, wie beim Entſtehen des Wahnſinnes, der irre geleitete Wille ſelber ein lähmendes Gift in jenes Sichtbare legte. Die begehrende Seele hielt ſich mehr und ausſchließender an Dem feſt, was ſie ſahe und ſinnlich genoß, als an jener höheren Welt eines Glaubens, welche das Auge nicht ſiehet, welche aber die Hoffnung beſtändig empfängt. Das Vergangene war jetzt mächtiger als das Künftige, das innre Rad des Lebens: das Hoffen ſtund ſtill, die Lebensempfänglichkeit begann zu erlöſchen, mit der eigentlichen, naturgemäßen Richtung des Leiblichwerdens, das ein beſtändiger Act der Unterwerfung und des Gehorſams gegen eine obere, göttliche Ordnung iſt, wurde der Seele die Kraft der Verleiblichung ſelber genommen, und es kamen nun die Gebrechlichkeit und der Tod des Fleiſches in die Natur.

Es nennt uns das Buch der Bücher mit klaren Worten die Sünde (des Ungehorſams) als die erſte Urſache des Todes. Und es iſt der Tod darum zu allen Menſchen hindurch gedrungen, weil ſie alle geſündiget haben. Das erſte (wahnſinnige) Irregehen der Menſchenſeele war in dieſe, mit anſteckender Gewalt, durch einen fremden, mächtigeren Wahnſinn übergetragen, und zu der Richtung des Ungehorſams hatte dieſelbe die Kraft durch einen andren, ſchon entſchiednen Ungehorſam einer furchtbar wirkſamen, geiſtigen Natur empfangen. So gehet nun auch ferner, auf dem Wege der natürlichen Zeugung mit der jetzigen Leiblichkeit zugleich auch jener mächtig abwärts ziehende Hang, jenes verführende Moment auf das Leben der Seele über, deſſen Einfluß wir in einem ſpäteren Abſchnitte weiter betrachten wollen.

Die ſichtbare Welt zeigt uns einige Bilder von lieblicher Natur, in welchen der Tod, ſeiner jetzigen Schreckniſſe und

m vorbedachten, weiſen Rathe, klärer und getreuer als ſonſt
rkennen vermögen.

Es ſaget Er ſelber, von welchem im Buch geſchrieben iſt,
Anfang der Creatur Gottes, „da Er in die Welt kommt“:
pfer und Gaben haſt du nicht gewollt, den Leib aber haſt
mir zubereitet.“ — „Siehe ich komme, zu thun, Gott!
en Willen.“ Der Leib denn iſt es hier, welcher, ſtatt des
ers, zu einem gehorchenden Organ für den höheren Willen wird.

Der Leib, der ſichtbare, mit den Händen und allen Sinnen
bare Leib iſt es, durch welchen eine lebende Seele der
en untergeordnet iſt, der andren ſich kund gibt. Es iſt
Leibliche an uns, welches, ſo lange wir leben, dem Dienſt
rworfen, von Froſt und Hitze und andrem Wehe getroffen,
äußeren Ordnung unterthänig iſt. Das Leiblichwerden ſel-
iſt dann ein gänzliches Untergebenwerden der lebenden
e unter die Herrſchaft und Gewalt einer Ordnung, welche
Lebens Mittelpunkt und Ausgang iſt.

Es ſind darum die Muskeln und Sennen, ſammt dem
en unter den lebenden Gebilden des Leibes abſterbenden
chen (§. 14), ſo geſchickt zum Dienſt des Bewegens und
eifens, ſo geeignet zum Aeußern des Willens, weil ſie, in
ehung auf den feinen Nerven, zu einem ſo tief untergeord-
Leiblichen geworden ſind. Das noch flüſſige Blut, die zar-
Gewebe der Eingeweide und Gefäße, gehorchen dem anre-
en Willen nicht, ſondern einem andren Geſetz des Bewe-
. Die eigene Schwere und der gröbere Zuſammenhalt der
le ſind es, welche die einzelnen Körper unſrer Planeten-
e beſtändig nach dem höheren Ganzen ihres Weltkörpers
ichen, beſtändig ſie dieſem unterordnen und dienſtbar ma-
. Sie ſind das Band des unvollkommneren Einzelnen an
vollkommneres Ganzes, welches dieſem Einzelnen ſeinen
heil an allen den Bewegungen und Einwirkungen der Welt-
gibt, in deren Strom der Planet ſammt allen ihm gleich-
n Geſtirnen ſich bewegt.

Begleiten wir die Menſchenſeele auf ihrem Weg durch das
von der Geburt an bis zum Tode, ſo erkennen wir bald,
Leib ſey, mit ſeinen Schmerzen und mit ſeinen
ch beide die Seele nicht ſelber, ſondern welche Gott

Stern an Stern, und es vereint den einen mit dem andren eine gemeinſame, umhüllende Lichtatmoſphäre oder ein Gürtel neblichter Art, der ſich, beide umfaſſend, von einem zum andren erſtrecket (§. 5).

Das Dieſſeits und das Jenſeits, das Leben in der Zeit und jenes in der Ewigkeit, ſind denn durch eine dunkle Kluft der Schrecken von einander geſchieden. Die Geſchichte der Seele im engeren Sinne; der Seele, welche der Menſch mit dem Thiere gemein hat, lehrt uns keine Kraft kennen, die zum Kampfe mit dem König der Schrecken gerüſtet, die mächtiger als der Tod ſey. Gleich jenem Thor der Edda, vermögen auch die rieſenhafteſten Gewalten des Lebens nichts gegen die alte Mutter des Uebels: gegen den Tod. Der Geiſt aber, welchen der Menſch aus Gott empfangen und empfängt, iſt mächtiger als der Tod und ſeine Schrecken, und dieſer ſiehet die Verweſung nicht. Wir wollen deßhalb an ſeinem Ort, in der Lehre vom Geiſte, noch einen letzten Blick auf den Vorgang und die Geſchichte der endlichen Verwandlung des Fleiſches richten; einen Blick, der mitten in der Verwirrung des letzten Wehes und in ſeinem Dunkel den leuchtenden Faden einer Hoffnung aufzufinden ſtrebet, welche ewig nicht zu Schanden werden läſſet.

Erläuternde Bemerkungen. Schon nach Plato's Lehre erſcheint zuweilen das Sinnliche als ein Mittel der Verwirklichung des Guten (Tim. 68), wiewohl er anderwärts (z. B. im Phädr. 64 u. a.) der Leib als ein hemmendes Band der aufwärts ſtrebenden Seele betrachtet. Wie es das Chriſtenthum war, welches zuerſt den Völkern die rechte Achtung gegen das Weib gelehrt, welches geboten, dem ſchwächeren Geſchlecht ſeine Ehre zu geben, und es zu lieben mit einer Liebe, welche ein Gleichniß ſey der ſich ſelber opfernden Liebe Gottes zu dem Menſchen (Epheſ. 5, V. 25); ſo iſt es auch das Chriſtenthum geweſen, welches zuerſt die rechte, wahre Würdigung des Leibes lehrte (m. v. z. B. S. Basil. Caes. constit. monast. c. 2. ed. Paris. Opp. II. p. 542). Beide Arten der Beachtung, von welcher gerade die höhere, geiſtigere Ausbildung der eigenthümlichen Richtung des Heidenthumes die Völker der alten Zeit, wie noch jetzt die des Orients am meiſten entfremdet hatte, werden ſogar in der heiligen Schrift als verwandt und zuſammengehörig dargeſtellt (V. 28, 29 u. f.). Es wird der Leib ein Tempel Gottes genannt, ja ein Glied des Herrn der Herren ſelber (1 Cor. 6, V. 19, ſo wie V. 15), ein Gefäß, welches die Kraft Gottes durch und durch heiligen (1 Theſſ. 5, 23) und verklären (Phil 3, 21) ſoll und wird. Der oben erwähnte Satz: Leiblichkeit iſt das Ende der Wege Gottes, findet ſich trefflich ausgeführt in Oettingers bibliſchem und emblematiſchem Wörterbuch. (Art. Leib.) Andre Stellen, auf welche im vorhergehenden §. ſich bezogen wird, ſind 1 Cor. 15, V. 28; Ebr. 10, V. 5 — 10. — Zu einigen Stellen des vorhergehenden §.

vergl. m. auch meine allgem. Naturgeſchichte oder Andeut. zur Geſch. und Phyſiogn. der Natur S. 58, 59 und 76. — Die Fabel der Edda, auf welche oben S. 668 hingedeutet wird, iſt die von der Reiſe des Thor nach Utgard zur Burg des Loke, wo der Tod oder die Vernichtung alles Endlichen dem Thor in Geſtalt eines alten Weibes (der angeblichen Großmutter des Loke) entgegentritt und in übergewaltiger Kraft mit ihm kämpft.

Das Schickſal der Seele im Tode.

§. 41. Es kämpfen um den Leichnam jedes Menſchen, wie um den Leichnam des Patroklos, Bewegungen von der widerſprechendſten, unter ſich ſelber feindſeligſten Art; ein Schauder, welcher den Anblick zu entfernen, das bleiche Schreckensbild zu verhüllen oder zu zerſtören gebeut, und das unwiderſtehliche Gefühl einer wehmüthigen Anhänglichkeit, welches ſich nicht überreden läſſet, daß dieß nur das abgelegte, todte Gewand einer geliebten, geſchiedenen Seele ſey, ſondern welches um Hektors theuren Leichnam weder das Opfer der Güter, noch die Gefahr des eignen Lebens ſcheut, weil es in dieſem ſtarren, todten Leibe Hektorn ſelber geehrt oder beſchimpft, geliebt oder feindſelig gehaſſet wähnt. Es iſt dieſes unerklärliche, unabweisbare Gefühl in uns, was die arme, zerfallende Hütte, in welcher vorhin ein treues Leben gewohnt, ſo feſt hält, daß es ſich dieſelbe nur unter tauſendfältigem Schmerz und Thränen entreißen läſſet, und daß es die geliebte Hülle niemals würde dahingeben, wenn nicht mit giftigen Pfeilen die Seuche und der unnahbare Aushauch der Verweſung die letzte Trennung geböten. Das unmäßige Wehe dieſer Trennung ſuchet das laute Geſchrei der Kläger und Klageweiber auszudrücken, und — als wäre die ſtumme Thräne noch kein hinreichendes Zeugniß des innren Jammers — es ſtrömet der wilde Schmerz einiger Völker, neben der Thräne, aus ſelbſtgeſchlagnen Wunden, das lebende Blut aus. Durch künſtliche Pflege ſuchet der Aegyptier den werthgeachteten Leichnam unzerſtört den nachkommenden Jahrtauſenden zu erhalten, und Craſſus der Triumvir bauet der geliebten Cäcilia Metella, deren Aſche, und wäre ſie auch von der eignen, einſt inwohnenden Seele verlaſſen, dennoch die Liebe des Gemahles nimmermehr verlaſſen kann, ein Ehrenhaus, welches ein noch jetzt lebendes Geſchlecht mit Rührung betrachtet. Eine Liebe, welche nicht ſtirbt, weinet am Grabe der

längſt hingeſchiedenen Mutter, als wohnete hier noch jene treue Sorge, mit welcher nur die eigne Mutter den elenden Pilgrim umfaßt und gepflegt; ſie weinet noch, dort am Bache der Turteltauben, um die Geliebte der erſten Jugend, als wäre da in dem kalten Gebein noch ein fortdauerndes, näheres Band mit der Seele, welche das eigne Leben nur in dem anvertrauten fremden geliebt. War doch auch nicht bloß in dem dahingeworfenen Mantel des Elias, ſondern in Eliſa's Gebein eine Kraft, welche nur ein genaheter, da hindurchwirkender Geiſt dem einſt von ihm belebten Gewebe wieder geben konnte.

So wird durch alle Zeiten und Völker ein Klagen und Weinen Rahels über ihren Todten vernommen, und in allen Menſchen, von dem verwildertſten an bis zu dem hochgebildetſten, lebet ein Gefühl, das dem Menſchenleichnam unwillkürlich ein Recht einräumt, welches nur der Seele zu gebühren ſcheinet.

Ein Gefühl, ſo tief, ſo feſt, ſo allgemein in der Natur des Menſchen gewurzelt, kann nicht auf einer bloßen Selbſttäuſchung beruhen, ihm muß etwas Wirkliches und Wahres zu Grunde liegen.

Und in der That, es laſſen uns ſchon mehrere Züge aus der Geſchichte des Scheintodes erkennen: daß die Seele noch einige Zeit, ja vielleicht noch lange nach dem Tode, mit dem ſtarren Leichnam durch ein Band vereint ſey, welches, auch wenn es nur dem Zuge des Heimwehes nach der ſo lange in Freud und Leid bewohnten Hütte, oder der lebhaften Erinnrung an dieſelbe gleichet, dennoch ſtark genug ſeyn muß, um den todten Leib alsbald wieder zu einem hörenden Ohre der Seele zu machen, wenn mit neubelebender Kraft jene Stimme ertönet, welche dem ſchon vier Tage im Grabe gelegenen, verweſenden Todten gebeut herauszukommen. Und ſiehe der Todte kam, gebunden mit Grabtüchern. — Sind ſchon in dem Zuge des Heimwehes, nach der verlaſſenen Wohnſtätte der erſten Jahre, in dem Zuge des lebhaften Erinnrens an ein fernes, theures Gut, Kräfte von wundervoller Art, ſo lange wir noch in dieſem ſchwerbeweglichen Leibe wallen; welche Macht wird dann erſt einem ſolchen Zuge in der gedankenſchnellen und gedankenkräftigen Seele ſeyn, wenn dieſelbe, des Leibes ledig, ganz das iſt, was ſie in der vorhers

ſchenden, eigenthümlichen Kraft und Weiſe für ſich und an ſich ſelber zu ſeyn vermag (§. 26).

Es liegt jedoch in ſolchen Betrachtungen eine Gefahr der Selbſttäuſchung für die forſchende Seele, größer als jene für das leibliche Auge, wenn dieſes in Zeiten der Nacht, denen nicht mehr das Licht der eigenen, näheren Sonne, ſondern nur jenes der unermeßlich fernen Geſtirne ſcheinet, über die, in einiger Ferne durch's Dunkel eilenden Geſtalten und über ihr Bewegen urtheilen ſoll. Laſſen wir uns nicht durch Scheingebilde der Nacht erſchrecken, welche die Seele, aus dem undurchdringlichen Nebel, in welchem ſie, auf dem Wege ſolcher Forſchungen, nicht ſelten ſich befangen ſiehet, ſich ſelber geſchaffen. Es hört ſchon im täglichen Schlafe, der nur ein ſchwaches Abbild des Todes iſt, das Ohr nicht mehr die Stimme der in der Nähe des Lagers Redenden, oder die aus der Nachbarſchaft kommenden Töne eines lieblichen Geſanges; das geſchloſſene Auge bemerkt nicht mehr, weder die Annäherung des längſt erſehnten Freundes, noch auch der längſt gefürchteten, drohenden Gefahr, und es weilet die Seele, vom Augenblicke des Einſchlafens an, in dem eigenthümlichen, reichen Lande der Träume, welches, wie die Region des Seelenlebens ſelber, in Beziehung auf den leiblichen Raum weder fern noch nahe genannt werden kann, ſondern welches in und durch und über die ſichtbare Welt dahin gehet, wie das Licht durchs feſte Glas, wie die Kraft des Magnetes zum Eiſen, durch die feſte Marmorplatte, ohne durch jene ſichtbare und der Schwere unterworfene Körperwelt begränzt und gehemmt, ja ohne von derſelben berührt und bemerkt zu werden. Nimmt doch ſchon ein lähmendes Uebel oder eine Verletzung des Nerven unſrer Seele bald dieſen bald einen andren Theil des Leibes, ohne daß dieſelbe aufhört in ihrer ganzen, eigenthümlichen Kraft Seele wie vorhin zu ſeyn. Eine Verletzung des Rückmarkes nimmt ſogar die ganze, untre Hälfte des Leibes hinweg: in dieſer iſt eben ſo wenig Bewegung und Gefühl und Lebenswärme als in einem todten Leichnam und dennoch hat dieſer halbe Tod des äußern Menſchen dem innren nichts an, dieſer iſt noch ungetheilt derſelbe geblieben, wie dieß bei gänzlicher Lähmung aller äußeren Glieder zuletzt wenigſtens noch der redende Mund oder die Sprache der Mienen bezeuget. Zwar jenes ſeltſame Ergän-

zungsgefühl, das die Seele noch in Beziehung auf ſolche Glieder beſitzt, die der Leib verloren hat, das einer wirklichen Wahrnehmung gleichende Vorſtellen von einer Zehe, die ſich an einem ſchon längſt abgenommenen Fuße findet, deutet wenigſtens auf eine eben ſo nothwendige Wechſelbeziehung der Seele mit dem Leibe hin als die zwiſchen dem Leibe und ſeiner gewohnten Bekleidung iſt; deutet darauf hin, daß die Seele, entblößt vom Leibe, eben ſo dringend einer allſeitigen Wiederbekleidung mit einer ihr angemeſſenen Leiblichkeit bedürfen werde, als der nackte, frierende Körper eine Bedeckung durch's Gewand. Dennoch aber erſcheint auch hierbei der Leib nur wie ein Kleid, nach deſſen Ablegung die Seele noch ganz dieſelbe bleibt, die ſie eigentlich war.

Wird dann im Tode der im engeren Sinn ſogenannte (ſichtbare) Leib abgelegt, ſo wird dieſes arme Gewand, an welchem nun die Verweſung nagt, oder welches das zergliedernde Meſſer zerſchneidet, eben ſo wenig von rückwirkender Kraft ſeyn, als das abgetragene Kleid, das ein muntrer Jüngling am Wege hinwirft. Dieſes wird von den Motten zerfreſſen oder ſein Gewebe von den Vögeln hinweggetragen; der Jüngling aber ohne der Motten oder der Vögel zu gedenken, gehet rüſtig ſeines Weges über Berg und Thal.

Dennoch, wie der verdauende Leib aus der Speiſe, deren todte verweſende Reſte er hinwegſtößt, einen Nahrungsſaft zurückbehält, der zu neuem Fleiſche wird, ſo ſcheint ſich die Seele (wie dieß auch das vorhin erwähnte Ergänzungsgefühl in Beziehung auf verlorene Glieder beweiſet) aus dem ſterbenden, ſichtbaren Leibe ein Etwas zurück zu behalten, welches ein unſichtbarer Leib genannt werden kann: ein Keim der Unſterblichkeit, in welchem eine reproducirende Kraft ruhet, welche zu ihrer Zeit das Verlorene wieder zu erzeugen und aus dem verwandelten Staube den ſichtbaren Leib von Neuem zu geſtalten vermag.

Die Seele dann, von dem todten Leibe geſchieden, findet ſich alsbald in dem verwandten Element eines Seyns, welches mit unſrer Sichtbarkeit noch ungleich weniger in Wechſelberührung ſtehet, als der Magnetismus des Eiſens mit der Dichtigkeit der Marmorplatte: als die Bilder des Traumes mit der umgebenden Wirklichkeit, als der Somnambulismus mit den Perſonen und Dingen, welche außer dem Kreiſe ſeines Rapports

ports liegen. Hier ist der selbstbewußte Geist mit jenen Nachklängen allein, welche er aus dem Leben des Leibes mit sich hinübergenommen. Diese Nachklänge bilden den Grund und die Aussicht des nachmaligen, neuen Seyns. Es ging etwa ihr Zug mächtiger nach oben, und es ist hier ein geöffneter Ausgang: eine Aussicht, weit und frei und hehr. Oder jener Zug war mehr nach unten gerichtet, und es ist hier die Aussicht gehemmt, der Zugang zur niedren Welt der Sichtbarkeit auf ewig verschlossen; das heiße Sehnen, thränenlos, starret in eine dunkle Oede, welche ohne Wechsel immer dieselbe ist. Ueber diesen Zustand der Abgeschiednen, über das Seyn im Reiche der Schatten, läßt sich das Ahnden der Seele, schon in der Mythologie der alten Völker, vielfach klagend vernehmen. Siehe der Abend kommt, die Taube der Felsen verbirgt das Haupt unter dem Fittig und ruhet schlummernd in ihrem Nest; der heiße Mittag kommt und die Hindin der Wüste ruhet wiederkäuend im Schatten des Waldes. Aber bald nach dem Dunkel der Nacht kommt der Morgen, nach der Hitze der Mittagsstunden der kühle Abend, und die Taube fleucht fröhlich aus der Kluft hervor, die Hindin erhebt sich, von Neuem zu weiden am Saum des Waldes. So entfleucht auch im Herbst dem Geräusch des fallenden Laubes der Kranich, er entfleucht auf Hoffnung; denn siehe bald kehrt der Frühling wieder und rufet den wandernden Vogel zurück zur Heimath. Der Zug der abgeschiednen Seele aber, herniederwärts nach der ersehnten Leiblichkeit und ihren Freuden, ist ohne Hoffnung; auf dieses Grauen der Nacht folget nicht alsbald der Morgen, auf dieses Starren des Winters nicht in wenig Tagen der warme Sommer. Siehe, ein scheinbar bewegtes Meer, wie am Gletscher der Alpen; aber die näher prüfenden Sinnen erkennen in den vermeinten Wogen das unbewegliche Eis, kalt wie das Anfühlen eines Todten. „Besser, so läßt jener alte Dichter den Schatten des Helden sagen, glückseliger ist auf Erden das Loos des ärmsten Taglöhners, denn hier im Lande der kraftlosen Schemen das Loos des Herrschers.“

Es erscheinet selbst in dem Buch der Verheißungen und der Hoffnung, ehe denn diese Hoffnung erfüllet war, das Reich der abgeschiednen Seelen, das Land der Schatten, grauenvoll und

roſt. Daſelbſt ruhen die Müden an Kraft, denn
t aufhören die Gottloſen mit Toben. Da haben
rieden die Gefangenen und hören nicht die Stimme
; beide, Klein und Groß, Knecht und der von
reigelaſſen iſt, ſie ſind da ſtille und haben Ruhe:
gen und Rathsherren auf Erden, die ſich das
mit den Fürſten, die Gold haben, die ihre
ilber füllen. Darum warten mit Ungeduld die
d die ſo betrübtes Herzens ſind des Todes, ſie
n Jauchzen und ſind fröhlich, daß ſie das Grab
bekommen. , wie der leiſe Schlummer des Kranken-
bettes, welcher keine Erquickung noch Kraft bringet, iſt das Seyn im Lande der Finſterniß und des Dunkels, da der Menſch dereinſt hingehet und kommt nicht wieder: das Seyn in dem Lande, das trüb und ohne Ordnung, und deſſen hellſter Schein gleich iſt dem Dunkel unſrer Nächte. Es verſtummet da, wie das tägliche Lied der Lerche in den nebelkalten Tagen des Vor-
nters, das lobpreiſende Jauchzen der Seele zu Gott, und
e Stimme des Dankens wird nimmer gehört; denn dieſen
raft- und leiblos Traurenden iſt ferner nicht mehr das Freuen
an Werk oder Kunſt, an Vernunft oder Weisheit; des nun ſchmachvoll ohnmächtigen Königes, welcher in ſeiner Pracht dem Morgenſtern geglichen, welcher in ſeinem Herzen gedachte: ich will in den Himmel ſteigen und meinen Stuhl über die Sterne Gottes erhöhen, ich will über den hohen Wolken fahren und gleich ſeyn dem Allerhöchſten: dieſes Königes, der die Welt zittern, der den Erdboden zur Wüſte machte, ſpotten die andren Schatten am meiſten. Denn er vor allen liegt dahin geworfen wie ein verachteter Zweig, wie ein Kleid der Erſchlagenen, die mit dem Schwert erſtochen ſind; er lieget, da Maden ſein Bette ſind und Würmer ſeine Decke; ſeine Pracht iſt herunter-gefahren zur Hölle, das Geräuſch der Harfen iſt verſtummt: der ſich in und durch den vergänglichen Leib über Alle am höchſten geſtellt, der iſt nun, ohne dieſen Leib, der Niedrigſte und Armſeligſte geworden.

So wird ſelbſt in den Schriften des alten Bundes das Fortleben des Menſchen nach dem Tode als ein ſchein- und freudenloſeres vorgeſtellt, denn das Fortleben des entlaubten

Baumes im Winter. Wie der entſeelte Leib, wenn nun die Verweſung mit ihrem Fittige ihn deckt und Fäulniß zu ſeinen Häupten ſchwebet, dem Lebenden ein grauenvoller Anblick, ſo iſt der Gedanke an den Zuſtand der Entleibung der Seele ein Gedanke des Schreckens und der Furcht. Und mit Recht erbebet hier die Seele vor dem Rauſchen der Bäche Belials, vor dem Anblick der Banden, aus denen keine Rettung erſcheinet: denn es iſt die Entleibung der Seele, es iſt der Tod (ſchon nach §. 40), eine Folge und Strafe des Ungehorſams und der Sünde, und die Hand der Strafe iſt ſchwer, ihr Dräuen iſt gewaltig und mächtig, wie die Kraft Deſſen, der das leibliche Leben gab. Was iſt das denkende Haupt, wenn die Glieder des Leibes ihm genommen oder gelähmt ſind; was könnte die Seele ſeyn ohne einen Leib, durch den ſie das innre Bewegen kenntlich machet und durch den ſie wirket. Wäre ſie nicht, ganz von aller Leiblichkeit entblößet, kraftloſer als das Sehnen einer am Tageslicht bald dahin ſterbenden, unzeitigen Geburt, nach Nahrung und Bergung im Leibe der Mutter?

Aber wie ſich ſchon im entlaubten Baum des Winters die Kraft der neuen, zukünftigen Belaubung und Beleibung im Frühling kund machet, ſo läßt uns die Lehre der alten Welt von der Seele und ihrem Schickſal nach dem Tode immer zuverſichtlicher, je näher die Zeit der Erfüllung gekommen, das Wort der Hoffnung hören: daß einſt der Seele von Neuem ein Leib werden, daß dieſes verlaſſene Gebein von Neuem ſolle durch Kraft des Geiſtes von Lebenshauch durchdrungen und bewegt ſeyn. Dieſem uralten Worte der Hoffnung wird es zugeſchrieben, daß die Celten von keiner Todesfurcht gewußt. — „Ich weiß, ſo ſpricht jener alte Held und Sieger in den Kämpfen der Mühe und der Angſt, ich weiß, daß mein Erlöſer lebt, und daß Er, der Sieger, über dem Staube ſtehet, und hernach wird dieſe meine Haut von Neuem mich umgeben und werde aus meinem Fleiſche Gott ſehen. Denſelbigen werde ich mir ſehen, und meine Augen werden ihn ſchauen und kein Fremder.“ Und es ſaget der gottbegeiſterte Mann, deſſen Auge die Zukunft jenes Erretters aus den Banden des Todes, die Zukunft des von der Jungfrau Gebornen bis zum Tode der Schmach und der Ruhe im Grabe klar und hehr voraus-

geſehen, zu dem Volke, das ſich auf Gott verläſſet, und hat Sein Heil zur Mauer und Wehr: „Deine Todten werden leben und mit dem Leichnam auferſtehen. Wachet und rühmet ihr Bewohner des Staubes! Denn dein Thau iſt ein Thau des grünen Feldes, und die Erde wirft ihre Todten aus.“ Und ein Seher der letzten Dinge verkündet: daß „Viele, ſo im Staube der Erde ſchlafen liegen, werden aufwachen; Etliche zum ewigen Leben, Etliche zur ewigen Schmach und Schande.“

Endlich ſo ſehen wir die ſtärkſte, die fröhlichſte Zuverſicht der Erben des neuen Bundes; jene Zuverſicht, welche in allen Gefahren Muth, in Kämpfen Kraft, in Leiden Troſt gibt und Geduld, auf die Lehre von der Auferſtehung der Todten gegründet: auf die Lehre von der einſtmaligen neuen Ueberkleidung der Seele mit dem verklärten Leibe. Es iſt der Eine, der Sieger am Staube, der Erſtgeborne von den Todten, „durch welchen die Auferſtehung der Todten kommt, ſo wie einſt durch einen Menſchen der Tod gekommen. Denn gleichwie ſie in Adam alle ſterben, alſo werden ſie in Chriſto alle lebendig gemacht werden.“ Es iſt dieſes die Lehre, von welcher der Apoſtel ſaget: „iſt Chriſtus nicht auferſtanden, ſo iſt unſre Predigt vergeblich — — ſo iſt euer Glaube eitel, ſo ſeyd ihr noch in euren Sünden, ſo ſind auch die, ſo in Chriſto entſchlafen ſind, verloren.“ Denn hoffen wir allein in dieſem Leben auf Chriſtum, ſo ſind wir die elendeſten unter allen Menſchen, und dieſer ſtete Kampf bis aufs Blut, dieſes tägliche Sterben, dieſes Treuſeyn bis zum Tode, was hilft es uns dann? „Laſſet uns eſſen und trinken, denn morgen ſind wir todt.“ Dieſe Lehre denn, welche auch durch „die Taufe über den Todten“ als der feſte Grund des Chriſtenglaubens bezeugt wurde, redet allerdings von einer künftigen Entwicklung der Geſchichte der Seele nach dem Tode, wobei auf die Bedeutung des ſo elend erſcheinenden Leibes (§. 40) abermals ein ſehr erhebendes Licht fällt. Es war der Leib aus Erde gemacht, welchem Gott durch den Hauch ſeines Mundes die belebende Seele und den Geiſt gab, der Ihn erkannte, der mit Ihm redete. Es iſt der ohne Aufhören fortlebende Geiſt, welchem einſt der verklärte Leib, nun der Vergänglichkeit und dem Tode auf ewig enthoben, wieder werden wird.

Dieſer Ausgang demnach, aus dem dunklen Lande da keine

Ordnung iſt, noch Kraft noch Kunſt, in ein Land der Errettung, in ein ſeliges Seyn, voll Kraft und Troſt, fällt nicht mehr in die Gränzen der Geſchichte der Seele im engeren Sinne, ſondern in die der Geſchichte des Geiſtes. Wir werden deßhalb noch ſpäter zur Betrachtung jener hehren Lehre zurückkehren, nach welcher der innre Menſch mit einer Behauſung, mit einem Leibe, der von oben iſt, überkleidet, und hiermit das Sterbliche ſoll verſchlungen werden von dem Leben. Denn dieſer neue Leib wird nicht durch ein Geſchäft des Sichtbaren und Leiblichen, ſondern des Geiſtigen geboren.

Es erſcheinet uns, während des Lebens der Sichtbarkeit, der Vorgang der Verleiblichung (nach §. 40) als eine Unterwerfung der Seele unter das Geſetz einer höheren Ordnung, oder als ein Dienſtbarwerden derſelben für einen andren, fremden Willen. War es das Walten des Geiſtes, welches lebendig machet und frei, dem ſich der Menſch bei Leibes Leben hingegeben und gelaſſen: wohlan! dieſes Walten ſtirbt im Tode nicht, und dieſer Zug der Liebe und Verleiblichung wird auch dann nicht ohne Erfüllung und innre Kraft ſeyn. Von dem was den Menſchen erwartet, welcher bereits hienieden ein Leben des Geiſtes angezogen, hat der ſterbende Sokrates, als nun die untergehende Sonne ſeines letzten Tages ins Gefängniß hereinblickte und der tödtliche Trank des Schierlings ſchon bereitet wurde, in der Weiſe eines Sehers geſprochen, deſſen Auge das ſiehet was droben und was ewig iſt. Das Leben des Leides und des Widerſtrebens und des ungeſtillten Sehnens iſt vergangen; ſiehe, ein Leben der geiſtigen Luſt und der Liebe hat begonnen, ein Seyn deſſen Sehnen von einer ſeligen Sättigung zur andren immer höher ſteiget. Hier ſind die Räume, hier ſind die Wohnſtätten, gegen welche die verlaſſene Wohnſtätte der Erde noch kaum ſo erſcheinet, wie das dämmernde, trübe Grauen der Meerestiefe, zu dem reinen, klaren Himmel über einem grünenden Gebirge.

Wie? iſt das dieſelbe Sonne, die mir geleuchtet, als ich noch im krankenden Leibe war? Wie ganz anders leuchtet dieſe höhere Klarheit, in welche das Auge ungeblendet ſchauet und deren Strahl ohne ſengende Gluth iſt. Bäume und Blumen des Paradieſes, getränkt von der kryſtallenen Fluth der Lebensſtröme, wie war Alles was auf Erden grünete und blühte, gegen

euch nur ein armer Schatten! Du Purpur und Laſur des durchſichtig edlen Geſteins, das hier Grund und Wand des Gebirges iſt, wie matt waren gegen deinen Glanz die armen Splitter, mit denen das ſterbliche Geſchlecht als mit den köſtlichſten Kleinoden ſich ſchmücket. Speiſe des Lebens, welche nährende und heilende Kraft der Erde war der Deinen gleich."

„Selig das Auge, welches ſiehet was hier geſehen, ſelig das Ohr, welches höret was hier vernommen wird, ſeliger aber noch iſt das Herz, das da fühlet was hier gefühlt wird. Siehe da ein Leben der Liebe der ſeligen Seelen, unter deren Geſellſchaft ſich öfters die Fremdlinge des höheren Heims miſchen. Siehe, dort vereinet ein himmliſcher Bund jene Seligen, welche ſchon auf Erden nach Erkenntniß des Höchſten und Göttlichen geſtrebt. Wie erkennt hier das Auge, welchem ein Glanz der Ewigkeit aus Gott leuchtet, Alles ſo klar und deutlich, was es auf Erden nur in nächtlichem Grauen geſehen; wie fließet hier der Mund, himmliſch beredt, im Preiſe der ewigen Weisheit über, und die Sprache der Erde wird zu einem Liede der Ewigkeit. Du Liebe von oben, wie wird nun erkannt, daß alles das, was wir geliebt und geſucht, nur Du wareſt; wie ſelig iſt auch da oben die Liebe der einen Seele zu der auf ewig gefundenen andren, weil ſie es weiß, daß ſie nur Liebe zu Dir iſt."

„Aber dieß ſind noch nicht die Stätten des ewigen Bleibens für die Seele, welche aus dem Geiſt geboren iſt. Du Schwinge des Sehnens, welches von einer Ruhe, die Gott dir gab, zur andren immer ſtärker geworden, zeuchſt die immer klärer und freier werdende Seele immer höher hinan zu dem Abgrunde des ſeligen Seyns, aus welchem der Strom des Lebens hervorquillt. Näher noch dem irdiſchen Seyn trug die Welt, in welche die vom Leibe geſchiedene Seele ſich aufſchwang, noch das Bild und die (wenn auch verklärtere) Farbe der verlaſſenen Wohnſtätte des Irdiſchen; es war hier noch, wie um den Wanderer, der nun ſchon vor der Hütte der Ruhe ſtehet, ein friedliches Spiel und Wechſeln der Lichter und Schatten. Höher hinan, ſiehe! da iſt das Beſuchen der hehren Mächte von oben häufiger und näher, die Liebe ergeußt immer reichere und höhere Seligkeiten in die anbetende Seele. Aber auch du, du Bund der himmliſchen, an den Strahlen der ewigen Weisheit, die

nach der Sichtbarkeit hinabfallen, sich erfreuenden Geister, du Bund eines Erkennens, das ohne Irrthum ist, du bist es noch nicht, in welchem das von Gott gezogene Sehnen sein ewiges Ruhen findet. Höher hinan denn, du Sehnen! es ist noch über diesem Allen jene Liebe, welche dich von Ewigkeit geliebt, jene ewige Weisheit, welche dich zum Seyn bereitet und an Mutterhänden geführt, auf Adlersfittigen getragen hat, in den Tagen deines Fleisches; gehe herein zu den Thoren der Ewigkeit. Ja, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, was in keines Menschen Herz gekommen, das ist hernach bereitet denen, welche Ihn lieben."

Mit solchen Worten und Farben beschreibet schon die Ahndung eines sterbenden Weisen, welcher, ohne ihn zu kennen, nach dem Trost der Völker sich gesehnt, noch mehr aber die Ahndung eines Solchen, welcher den Trost der Völker kannte und im Herzen trug, das Seyn der Seele, in welcher bereits hienieden das Walten des Geistes und der rechte Zug der Liebe zu Gott begonnen, wenn sie den elenden Leib verlassen hat. Diesem himmlischen Zuge gegenüber findet sich aber häufiger noch in der am Staube hangenden Seele ein Walten des Fleisches, welches, scheinbar in eigner Kraft bewegt, wie der fallende Stein, den der Zug der Schwere hinab zum Abgrunde reißet, von der höheren Ordnung des Geistigen sich lossagt. Dieses Walten gleicht der wechselseitigen Zusammengesellung der wägbaren Elemente eines todten Leibes oder abgestorbenen Gliedes, nicht mehr nach dem Gesetze des Lebens, sondern nach dem Gesetze einer niedreren, körperlichen Wahlverwandtschaft: es gleichet einem Vorgange der Verwesung bei Leibes Leben. Wenn der Mensch hienieden sich jenem Zuge nach unten hingegeben, dann siehet sich die Seele — im Lande da keine Ordnung ist (Hiob 10, V. 22) — der Unterwürfigkeit unter ein höheres Gesetz, mit der Leiblichkeit zugleich entbunden; sie wird aber hierbei auch erfahren, was ein Leben sey, von welchem das Walten der höheren Ordnung sich geschieden. Denn nur aus diesem kommt Kraft und Freude und Befriedigung, von ihm hinweggerückt, wie im Nerven, von welchem das zu ihm gehörige Glied hinweggerissen worden, empfindet die Seele Schmerz und Ohnmacht und nagendes Sehnen.

Jene dienende Seele in der Lehre der alten Cabbaliſten: Nepheſch genannt, welche noch bei dem verweſenden Leibe weilet, wenn der Ruach zum Paradieſe, Neſchamah zur Nähe des göttlichen Urſprunges ſich erhoben, iſt der noch fortwährende Zug der abgeſchiednen Seele nach der verlaſſenen Leiblichkeit hin. Es wird dieſer Zug bei einigen Seelen dem Gefühle gleichen, welches einen innerlich geſunden Menſchen ergreifet, wenn er, erquickt und geſättiget vom Mahle, Worte des dankenden Gebetes zu Gott ſpricht; bei Vielen aber den Gefühlen des peinigenden Hungers und des quälenden Durſtes, welches ein Menſch, der die ſtärkende Speiſe nur ſah, zugleich aber verſäumte ſie zu genießen, beim Hinwegnehmen des Mahles auf immer empfindet. Denn nur das wird ein Eigenthum des innren und ewigen Menſchen und gehet mit dieſem hinüber, was während der Kämpfe des Lebens in die Natur des Geiſtigen verklärt und verwandelt worden.

Ob der Menſchenſeele, wenn ſie vom ſichtbaren Leibe geſchieden, noch irgend eine Macht bleibe, den andren Seelen, welche annoch im Leibe leben, ſich mitzutheilen: darüber vermag die Wiſſenſchaft nichts zu ſagen. Gewiß iſt, daß die Seelen, ſie ſeyen in dem Leibe oder außer dieſem, ohne Aufhören in der Kraft Deſſen verbunden bleiben, welcher über das Leben der Sichtbarkeit, wie über jenes des unſichtbaren Weſens, gleiche Macht und Gewalt hat. Es iſt das gemeinſame Ziel einer ewigen, unwandelbaren Liebe, in welchem ſich die Seelen, welche dieſe Liebe annoch in einem gebrechlichen, vergänglichen Gefäß tragen, und jene, welche die Hülle abgelegt, täglich und ſtündlich begegnen und in Kraft und Wahrheit ſich vereinen.

Erläuternde Bemerkungen. Mehreres, mit dem Inhalt des vorſtehenden §. in Beziehung Stehende findet ſich ſchon in den Bemerk. zum §. 39. — In Beziehung auf die Beachtung und feierliche Beſtattung des todten Menſchenleibes: des Saatkornes der Ewigkeit, hat das natürliche, dem Menſchen inwohnende Gefühl von den älteſten Zeiten an bis auf die unſrigen, immer dieſelbe Sprache geſprochen. Abraham (1 Moſ. 23) erwirbt auf feierliche Weiſe die Ruheſtätte für Sarah's Leichnam zu einem beſtändigen Eigenthum von den Kindern Heth. Daſelbſt, bei Abrahams und Sarah's, Iſaak's und Rebekka's ſo wie Lea's Leichnam will Jacob begraben ſeyn (1 Moſ. 49, V. 29), da wird auch, nachdem er lange im Lande der Fremdlingſchaft auf Hoffnung aufbehalten worden, Joſephs Leichnam beigeſetzt (1 Moſ. 50, V. 25; Joſ. 24, V. 32). — Es iſt des Elpenors Sehnen (Hom. Odyss. XI) als irrender Schatten, ſo wie der Wunſch der Seele des Archy-

tas (Horat. Od. I, 28), auf die Beſtattung des noch unbeerdigten Leibes gerichtet. Die hingeſchiedne Seele ſtehet nach der Meinung des Alterthums noch in ſo naher Beziehung zu dem abgelegten Leibe, daß ſie nicht bloß noch als ein mit dieſem Verſchwiſtertes betrachtet wird (Virg. Aen. IV, 34 e. al. ll.), ſondern daß eigentlich die Seele zunächſt und zumeiſt durch die Beſtattung ihres todten Leibes geehrt wird (Lucan. IX: Cineresque in litore fusos colligite, atque unam sparsis date Manibus urnam; Servius ad Aen. III: Animamque, sepulcro condimus) Die Seele ſollte nach der Lehre der Pythagoräer noch einige Zeit nach dem Tode in der Nähe der Grabesſtätte verweilen; und als ein Hirt dem Eurytos erzählte, daß die Stimme des Philolaus bei dem Grabe ihres Leichnams ſich hören ließe, fragte Eurytos bloß, welche Harmonie jene Seele ſinge? (Jamblich. vit. Pythag. 139, 148.) Doch ſollten nach derſelben Lehre die Seelen der Gottloſen (bald hernach) im Tartaros wohnen, wo der Donner ſie ſchrecke (Aristot. anal. post. II, 11). — Nach der Lehre der älteren Rabbinen, welche unfehlbar hierbei 1 Sam. 28 vor Augen hatte, kann die Seele eines noch nicht über ein Jahr Verſtobenen zurückgerufen werden; der Beſchwörer ſieht dann dieſelbe, hört ſie aber nicht; der, welcher ſie fragt, hört ſie, ſieht ſie aber nicht. — Dagegen umſchweben nach Plato (Phaed. 80, c; 113 114; Gorg. 523, c.) nur ſolche Seelen, welche, in der leiblichen Luſt befangen, das geiſtige Weſen des Erkennens haßten, die Grabſtätte ihres Leibes, denn jede niedrig ſinnliche Luſt nagle die Seele wie ein Nagel an die Leiblichkeit an und mache ſie körperartig (Phaed. 83, d.). Dagegen erhüben ſich die Seelen der Beſſern zu der ihnen angemeſſeneren ſideriſchen Sphäre, oder, wenn ſie ſchon hinieden zum reinen Erkennen hindurchgedrungen ſeyen, erhüben ſie ſich zu einem rein geiſtigen Leben bei Gott, wo ihrer das Anſchauen des Wahren wartet (Tim. 42; Phaed. ll. all). — Zuweilen finden wir auch in Plato's Schriften eine deutliche Erwähnung der, wie uns Sextus Empiricus (contradit. L. IX, 66) verſichert, zur Kunde aller Menſchen gelangten Lehre von einem Hades (Crat. 54 u. 403; Phaedr. 257, a; Gorg. 526; de rep. II, 303; X, 608; de leg. XI, 959). Jene Beſchreibung der Wohnſtätten der ſeligeren Seelen, welche in ihrer Uebereinſtimmung mit ſpäteren, chriſtlichen Lehren oben im §. gegeben worden, bezieht ſich auf Plato's Phädon. 108 seqq.

Die φιλοσοφούμενα, welche dem Origenes zugeſchrieben werden, behaupten, daß Ariſtoteles gelehrt habe, die Seele bleibe zwar nach dem Tode noch, ſie verlöſche aber im 5ten Körper. Vielleicht in Rückſicht auf ſolche Lehren wurden von den Vätern der Kirche ἀθανασία und διαμονή oder ἐπιδιαμονή unterſchieden, und Athenagoras umſchreibt die erſtere als τὴν ἐς ἀεὶ διαμονήν (m. v. Huet. in Not. ad Orig. in Matth. T. XII, ed. Par. Vol. III. 811).

Die Seele, des Leibes entledigt, wenn ſie hienieden das Göttliche erkannte, wird ewiger Wonne genießen; hat ſie ſich aber mit dem Leiblichen belaſtet, ſo bleibt ſie am Boden haften (Phil. Jud. de Gigant. 288, ed. Mang. I, 267).

Als Ergänzung zu den bei §. 39 angeführten Stellen des Origenes fügen wir hier noch einige Aeußerungen jenes Kirchenvaters über das Schickſal der Seele nach dem Tode an:

Die Seele wird nach dem Tode mit einem Leibe überkleidet, welcher ihrem vorherigen, irdiſchen Leibe ähnlich iſt und behält dieſen bis zur Auferſtehung (Origen. Fragm. de resurrect. ed. Par. Opp. I p. 35). Der künftige, verklärte Leib wird vielleicht den ätheriſchen und himmliſchen Dingen gleich ſeyn (id. de princ. L. I c. VI, 4, ed. Par. I, 71). — Nach einem Fragment, angeblich des Origenes, wel-

euch nur ein armer Schatten! Du Purpur und Laſur des durchſichtig edlen Geſteins, das hier Grund und Wand des Gebirges iſt, wie matt waren gegen deinen Glanz die armen Splitter, mit denen das ſterbliche Geſchlecht als mit den köſtlichſten Kleinoden ſich ſchmücket. Speiſe des Lebens, welche nährende und heilende Kraft der Erde war der Deinen gleich.“

„Selig das Auge, welches ſiehet was hier geſehen, ſelig das Ohr, welches höret was hier vernommen wird, ſeliger aber noch iſt das Herz, das da fühlet was hier gefühlt wird. Siehe da ein Leben der Liebe der ſeligen Seelen, unter deren Geſellſchaft ſich öfters die Fremdlinge des höheren Heims miſchen. Siehe, dort vereinet ein himmliſcher Bund jene Seligen, welche ſchon auf Erden nach Erkenntniß des Höchſten und Göttlichen geſtrebt. Wie erkennt hier das Auge, welchem ein Glanz der Ewigkeit aus Gott leuchtet, Alles ſo klar und deutlich, was es auf Erden nur in nächtlichem Grauen geſehen; wie fließet hier der Mund, himmliſch beredt, im Preiſe der ewigen Weisheit über, und die Sprache der Erde wird zu einem Liede der Ewigkeit. Du Liebe von oben, wie wird nun erkannt, daß alles das, was wir geliebt und geſucht, nur Du wareſt; wie ſelig iſt auch da oben die Liebe der einen Seele zu der auf ewig gefundenen andren, weil ſie es weiß, daß ſie nur Liebe zu Dir iſt.“

„Aber dieß ſind noch nicht die Stätten des ewigen Bleibens für die Seele, welche aus dem Geiſt geboren iſt. Du Schwinge des Sehnens, welches von einer Ruhe, die Gott dir gab, zur andren immer ſtärker geworden, zeuchſt die immer klärer und freier werdende Seele immer höher hinan zu dem Abgrunde des ſeligen Seyns, aus welchem der Strom des Lebens hervorquillt. Näher noch dem irdiſchen Seyn trug die Welt, in welche die vom Leibe geſchiedene Seele ſich aufſchwang, noch das Bild und die (wenn auch verklärtere) Farbe der verlaſſenen Wohnſtätte des Irdiſchen; es war hier noch, wie um den Wanderer, der nun ſchon vor der Hütte der Ruhe ſtehet, ein friedliches Spiel und Wechſeln der Lichter und Schatten. Höher hinan, ſiehe! da iſt das Beſuchen der hehren Mächte von oben häufiger und näher, die Liebe ergeußt immer reichere und höhere Seligkeiten in die anbetende Seele. Aber auch du, du Band der himmliſchen, an den Strahlen der ewigen Weisheit, die

ch der Sichtbarkeit hinabfallen, ſich erfreuenden Geiſter, du
nd eines Erkennens, das ohne Irrthum iſt, du biſt es noch
ht, in welchem das von Gott gezogene Sehnen ſein ewiges
hen findet. Höher hinan denn, du Sehnen! es iſt noch
er dieſem Allen jene Liebe, welche dich von Ewigkeit geliebt,
e ewige Weisheit, welche dich zum Seyn bereitet und an
utterhänden geführt, auf Adlersfittigen getragen hat, in
n Tagen deines Fleiſches; gehe herein zu den Thoren der Ewig-
t. Ja, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört hat, was
keines Menſchen Herz gekommen, das iſt hernach bereitet
nen, welche Ihn lieben.“

Mit ſolchen Worten und Farben beſchreibet ſchon die Ahn-
ng eines ſterbenden Weiſen, welcher, ohne ihn zu kennen,
ch dem Troſt der Völker ſich geſehnt, noch mehr aber die
ndung eines Solchen, welcher den Troſt der Völker kannte
d im Herzen trug, das Seyn der Seele, in welcher bereits
nieden das Walten des Geiſtes und der rechte Zug der Liebe
Gott begonnen, wenn ſie den elenden Leib verlaſſen hat.
eſem himmliſchen Zuge gegenüber findet ſich aber häufiger
ch in der am Staube hangenden Seele ein Walten des Fleiſches,
lches, ſcheinbar in eigner Kraft bewegt, wie der fallende
ein, den der Zug der Schwere hinab zum Abgrunde reißet,
n der höheren Ordnung des Geiſtigen ſich losſagt. Dieſes
alten gleicht der wechſelſeitigen Zuſammengeſellung der wäg-
ren Elemente eines todten Leibes oder abgeſtorbenen Gliedes,
ht mehr nach dem Geſetze des Lebens, ſondern nach dem Ge-
e einer niedreren, körperlichen Wahlverwandtſchaft: es gleichet
em Vorgange der Verweſung bei Leibes Leben. Wenn der
enſch hienieden ſich jenem Zuge nach unten hingegeben, dann
het ſich die Seele — im Lande da keine Ordnung iſt (Hiob 10,
22) — der Unterwürfigkeit unter ein höheres Geſetz, mit der
blichkeit zugleich entbunden; ſie wird aber hierbei auch erfah-
n, was ein Leben ſey, von welchem das Walten der höheren
dnung ſich geſchieden. Denn nur aus dieſem kommt Kraft
d Freude und Befriedigung, von ihm hinweggerückt, wie im
m, von welchem das zu ihm gehörige Glied hinweggeriſſen
n, empfindet die Seele Schmerz und Ohnmacht und na-
h Sehnen.

Jene dienende Seele in der Lehre der alten Cabbaliſten: Nepheſch genannt, welche noch bei dem verweſenden Leibe weilet, wenn der Ruach zum Paradieſe, Neſchamah zur Nähe des göttlichen Urſprunges ſich erhoben, iſt der noch fortwährende Zug der abgeſchiednen Seele nach der verlaſſenen Leiblichkeit hin. Es wird dieſer Zug bei einigen Seelen dem Gefühle gleichen, welches einen innerlich geſunden Menſchen ergreifet, wenn er, erquickt und geſättiget vom Mahle, Worte des dankenden Gebetes zu Gott ſpricht; bei Vielen aber den Gefühlen des peinigenden Hungers und des quälenden Durſtes, welches ein Menſch, der die ſtärkende Speiſe nur ſah, zugleich aber verſäumte ſie zu genießen, beim Hinwegnehmen des Mahles auf immer empfindet. Denn nur das wird ein Eigenthum des innren und ewigen Menſchen und gehet mit dieſem hinüber, was während der Kämpfe des Lebens in die Natur des Geiſtigen verklärt und verwandelt worden.

Ob der Menſchenſeele, wenn ſie vom ſichtbaren Leibe geſchieden, noch irgend eine Macht bleibe, den andren Seelen, welche annoch im Leibe leben, ſich mitzutheilen: darüber vermag die Wiſſenſchaft nichts zu ſagen. Gewiß iſt, daß die Seelen, ſie ſeyen in dem Leibe oder außer dieſem, ohne Aufhören in der Kraft Deſſen verbunden bleiben, welcher über das Leben der Sichtbarkeit, wie über jenes des unſichtbaren Weſens, gleiche Macht und Gewalt hat. Es iſt das gemeinſame Ziel einer ewigen, unwandelbaren Liebe, in welchem ſich die Seelen, welche dieſe Liebe annoch in einem gebrechlichen, vergänglichen Gefäß tragen, und jene, welche die Hülle abgelegt, täglich und ſtündlich begegnen und in Kraft und Wahrheit ſich vereinen.

Erläuternde Bemerkungen. Mehreres, mit dem Inhalt des vorſtehenden §. in Beziehung Stehende findet ſich ſchon in den Bemerk. zum §. 39. — In Beziehung auf die Beachtung und feierliche Beſtattung des todten Menſchenleibes: des Saatkornes der Ewigkeit, hat das natürliche, dem Menſchen inwohnende Gefühl von den älteſten Zeiten an bis auf die unſrigen, immer dieſelbe Sprache geſprochen. Abraham (1 Moſ. 23) erwirbt auf feierliche Weiſe die Ruheſtätte für Sarah's Leichnam zu einem beſtändigen Eigenthum von den Kindern Heth. Daſelbſt, bei Abrahams und Sarah's, Iſaak's und Rebekka's ſo wie Lea's Leichnam will Jacob begraben ſeyn (1 Moſ. 49, V. 29), da wird auch, nachdem er lange im Lande der Fremdlingſchaft auf Hoffnung aufbehalten worden, Joſephs Leichnam beigeſetzt (1 Moſ. 50, V. 25; Joſ. 24, V. 32). — Es iſt des Elpenors Sehnen (Hom. Odyss. XI) als irrender Schatten, ſo wie der Wunſch der Seele des Archy-

rat. Od. I, 28), auf die Beſtattung des noch unbeerdigten Lei-
chtet. Die hingeſchiedne Seele ſtehet nach der Meinung des Al-
s noch in ſo naher Beziehung zu dem abgelegten Leibe, daß ſie nicht
h als ein mit dieſem Verſchwiſtertes betrachtet wird (Virg. Aen.
e. al. ll.), ſondern daß eigentlich die Seele zunächſt und zumeiſt
e Beſtattung ihres todten Leibes geehrt wird (Lucan. IX: Ci-
ae in litore fusos colligite, atque unam sparsis date Mani-
am; Servius ad Aen. III: Animamque, sepulcro condimus)
ele ſollte nach der Lehre der Pythagoräer noch einige Zeit nach
de in der Nähe der Grabesſtätte verweilen; und als ein Hirt
rytos erzählte, daß die Stimme des Philolaus bei dem Grabe
ichnams ſich hören ließe, fragte Eurytos bloß, welche Harmonie
ele ſinge? (Jamblich. vit. Pythag. 139, 148.) Doch ſollten
ſelben Lehre die Seelen der Gottloſen (bald hernach) im Tar-
ohnen, wo der Donner ſie ſchrecke (Aristot. anal. post. II, 11).
h der Lehre der älteren Rabbinen, welche unfehlbar hierbei 1
8 vor Augen hatte, kann die Seele eines noch nicht über ein
erſtobenen zurückgerufen werden; der Beſchwörer ſieht dann
hört ſie aber nicht; der, welcher ſie fragt, hört ſie, ſieht ſie
ſt. — Dagegen umſchweben nach Plato (Phaed. 80, e; 113
org. 523, c.) nur ſolche Seelen, welche, in der leiblichen Luſt be-
das geiſtige Weſen des Erkennens haßten, die Grabſtätte
ibes, denn jede niedrig ſinnliche Luſt nagle die Seele wie ein
n die Leiblichkeit an und mache ſie körperartig (Phaed. 83, d.).
erhüben ſich die Seelen der Beſſern zu der ihnen angemeſſeneren
n Sphäre, oder, wenn ſie ſchon hinieden zum reinen Erken-
urchgedrungen ſeyen, erhüben ſie ſich zu einem rein geiſtigen Leben
, wo ihrer das Anſchauen des Wahren wartet (Tim. 42; Phaed.
— Zuweilen finden wir auch in Plato's Schriften eine deut-
wähnung der, wie uns Sextus Empiricus (contradit. L. IX,
ichert, zur Kunde aller Menſchen gelangten Lehre von einem
Crat. 54 u. 403; Phaedr. 257, a; Gorg. 526; de rep. II,
608; de leg. XI, 959). Jene Beſchreibung der Wohnſtätten
ren Seelen, welche in ihrer Uebereinſtimmung mit ſpäteren,
n Lehren oben im §. gegeben worden, bezieht ſich auf Plato's
108 seqq.

φιλοσοφούμενα, welche dem Origenes zugeſchrieben werden, be-
daß Ariſtoteles gelehrt habe, die Seele bleibe zwar nach dem
ch, ſie verlöſche aber im 5ten Körper. Vielleicht in Rückſicht
e Lehren wurden von den Vätern der Kirche ἀθανασία und
oder ἐπιδιαμονή unterſchieden, und Athenagoras umſchreibt
e als τὴν ἐς ἀεὶ διαμονήν (m. v. Huet. in Not. ad Orig. in
. XII, ed. Par. Vol. III. 811).

Seele, des Leibes entledigt, wenn ſie hienieden das Göttliche
wird ewiger Wonne genießen; hat ſie ſich aber mit dem Leibli-
ſtet, ſo bleibt ſie am Boden haften (Phil. Jud. de Gigant.
. Mang. I, 267).

Ergänzung zu den bei §. 39 angeführten Stellen des Origenes
r hier noch einige Aeußerungen jenes Kirchenvaters über das
der Seele nach dem Tode an:

Seele wird nach dem Tode mit einem Leibe überkleidet, wel-
m vorherigen, irdiſchen Leibe ähnlich iſt und behält dieſen bis
rſtehung (Origen. Fragm. de resurrect. ed. Par. Opp. I
Der künftige, verklärte Leib wird vielleicht den ätheriſchen
uliſchen Dingen gleich ſeyn (id. de princ. L. I c. VI, 4, ed.
71). — Nach einem Fragment, angeblich des Origenes, wel-

ches Hieronymus anführt, nehmen ſelbſt die geiſtigen Weſen ei
an, wenn ſie deſſelben bedürfen, aber ihre Verleiblichung iſt
ein Hinabſinken zum Unvollkommneren, das Wiederablegen deſſ
ein Wiederemporſteigen (Orig. Opp. I. 194). — Nicht bloß
und Juden, ſondern auch Griechen und Barbaren glauben,
Seele nach ihrer Trennung vom Leibe fortlebe. Die beſſere
ſchuldbelaſtete Seele ſchwingt ſich dann da hinauf, wo die Reg
reineren und ätheriſchen Körper iſt; die böſen, von ihren
zum Boden gezognen Seelen, unfähig zu athmen, ſchweifen
ren da und dort umher, einige um die Gräber, wo man See
Schattenbilder geſehen hat, andre um irgend andre irdiſche
Was mögen das für Geiſter ſeyn, welche ganze Jahrhunderte an
Orte oder Gebäude wie feſt gebannt bleiben, ſey es durch Zaub
oder allein durch ihre Laſter? In der That, die Vernunft gebiet
jene Geiſter für böſe zu halten, welche die an ſich indifferente
συγχαναυσῃ) Wahrſagekraft zum Betrug der Menſchen und z
führung derſelben von Gott mißbrauchen. Für dergleichen mu
auch jene halten, welche ihre (Schatten-) Leiber mit dem Geru
Blutes und dem Dampf der Opfer zu ernähren ſuchen und dab
dieſen — an ihnen ſich ergötzend — zugegen ſind, als ob ſie mi
ſelben ihr Leben zu erhalten ſuchten (contr. Cels. L. VII, Opp
I, 696, 697). — Nach einer andern Aeußerung des Origenes bleib
Heiligen, wenn ſie aus dieſem Leben ſcheiden, einige Zeit an
innren Stätte der Erde, welche die heilige Schrift das Paradies
net, wie an einem Unterrichtsorte oder in einer Schule der abge
nen Seelen, wo dieſelben über alles Das, was ſie auf Erden
weiter belehrt werden, und wo ihnen das, was künftig iſt, deu
enthüllt wird. Wer hienieden reineren Herzens und im geiſtig
kennen geübter war, der wird dann ſchneller vorwärts kommen:
zu den Reichen des Himmels, hindurch durch die einzelnen Bleib
ren (Manſionen), welche die Griechen Sphären heißen, die heilige S
aber Himmel nennt. Ueberall in dieſen Stätten des ſeligen Bl
wird ſie anſchauen, was da geſchieht, und den Grund des Geſch
erkennen; ſie wird Ihm folgen, der die Himmel durchwandelt
Jeſu Chriſto. Auf jene mehrfachen Stätten beziehen ſich die
Jeſu: in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen (Orig. de
L. II. c. 7, Opp. I p. 106; m. v. hiermit Thomas Bromley a.
— Auch die Seelen der ſchlafenden Heiligen beten ſammt den
mit der Gemeinde der Betenden und mit dem Prieſter (id. de Or
11, Opp. I, 215). Schon nach Philo Jud. de execrat. 937
Mang. II, 436, ſollte das Gebet der abgeſchiednen Seelen der
men für die hinterbliebenen Söhne und Töchter von Wirk
ſeyn. —

Wir gehen nun zu einigen andern zum Inhalte des vorſte
§. gehörigen Bem. über.

Die Sitte des lauten Heulens und Klagens um eben Verſto
durch eigens hierzu beſtellte Kläger und Klageweiber, findet ſich
jetzt in den Morgenländern (m. v. unter andern Steph. Schul
d. Höchſt. auf d. Reiſen d. Europa, Aſien und Africa. B. IV
326); die Sitte des Zerfetzens und Verſtümmelns der Glieder
Zeichen der Trauer um geliebte Verſtorbene, vor wenig Jahren
ganz beſonders unter den (nun chriſtlichen) Südſeeinſulanern herr
haben noch viele heidniſche, verwilderte Völker der andren Hal
beibehalten. Das Ehrendenkmal der Cäcilia Metella, auf
oben im §. hingedeutet worden, findet ſich bei Rom auf der Via
und iſt ſeiner Verzierungen wegen Capo di bove genannt. Es i

da, auf viereckтem Piedeſtal erbaut, und zwar aus ſo mächtig Werkſtücken, daß es wie eine ſolide Felſenmaſſe anzuſehen iſt, in Innerem nur für eine kleine Kammer Raum blieb, worin man Paul III den marmornen Sarkophag, der einſt die Reſte der ge- i Cäcilie enthielt, auffand. Dieſe gewaltig maſſive Bauart hat Denkmal, dem Willen des Erbauers gemäß, ſo lange vor dem zang geſichert, obgleich es mehrmalen im Krieg von Belagerten elagerern als kleines Fort benutzt worden. Die Inſchrift ſagt daß Craſſus der Triumvir es ſeiner Gemahlin Cäcilia Metella, chter des Quintus Creticus erbaute (etwa im Jahre 60 vor Chr.). f bemerkenswerthe Weiſe ſchließt ſich das, was im vorſtehenden §. im §. 23 über Scheintod geſagt worden, an eine Vorſtellung der Parſen an, nach welcher die Seelen am erſten Tage nach dem Tode s, an dem Orte, da der Leib ſtarb, hin und her ſchwanken, am i Tage in der Dadmarg oder Leichenkammer ſich aufhalten, am i aber (an dem Tage, wo nach §. 23 die meiſten Scheintodten er- n) mit dem Leichnam ſich nach dem Dakhme oder Kirchhof bege- llten, in der Hoffnung, ob ſie ſich vielleicht wieder mit dem r vereinigen könnten. Wenn dann dieſes Hoffen ſich vergeblich t, gelangen ſie am vierten zur Brücke Tſchine-vad, da Mithra laſchne-raſt ſie prüfen und richten. (M. v. Kleukers Zend-Aveſta . 337; III, 250 u. f.) — Die Lehre von den „feiner-materiel- unſichtbaren Principien" oder dem „Nervenäther," welche die beim Tod mit ſich aus dem Leibe nehmen und damit ſich als nem Leibe überkleiden ſollte, iſt ſchon alt. Jener ſtellvertre- Leib iſt unter andrem das Gewand, welches, nach der Vorſtel- er alten Rabbinen, die Seele umhüllt, wenn ſie der Zug der Gewohnheit nach dem verlaſſenen Körper hinführt. Menasseh surrectione L. XI, c. 6, p. 171 bei Flügge a. a. O. M. v. . v. Meyers Hades, Frankf. a. M.; die Seherin von Prevorſt uſtinus Kerner, 1829. — Die Stellen der Schrift, auf welche r Inhalt des vorſtehenden §. bezieht, ſind: Hiob III, 13 — 21;); XVI, 22 (m v. Aeſchyl. Agamemn. 1026). Ferner Hiob ; Pſ. VI, 6; Jeſai. XXXVIII, 18; Pred. IX, 10; Jeſai. XIV, Nach der Auferſtehungslehre der alten Parſen wird das Schick- Seele nach dem Tode ſo beſchrieben: In der erſten und zwei- acht nach dem Tode weilt die Seele des Gerechten neben dem e des Leichnams und genießt hier ſchon einen Vorſchmack des i Friedens. In der dritten Nacht athmet ſie ſchon den liebli- Duft der Lebensbäume, erhebt ſich in dieſem Duft jugendlich und glänzend, und gelangt nun erſt zur Stätte des reinen Ge- is, dann zu dem des reinen Wortes, zu dem der reinen That, zum Urlicht. Die Seele des Böſen dagegen naht die beiden Nächte nach dem Tode ſchon im Vorgefühl aller künftigen Qua- i Gürtel des Leichnams, entzündet ſich dann in fauligen Dun- und gelangt ebenfalls durch vier Stufen zur Urfinſterniß, da r und Verweſung ihre Speiſe ſind. (Zend-Aveſta Th. i, S. XXXII). lei Seelen gelangen jedoch erſt (m. v. oben) zur Brücke e-vad, da ihre Handlungen abgewogen und ihr Loos bis zum der Auferſtehung entſchieden wird. — Außer den himmliſch ſeli- der hölliſch unſeligen Aufenthaltsörtern wird auch noch in den ten der Parſen der Hameſtan genannt, dahin jene unentſchied- Seelen kommen, deren gute und böſe Thaten faſt im Gleichge- ſtehen. Dieſer Ort iſt zwiſchen Himmel und Hölle, Hitze und ſind da gleich, jede Sünde hat ihre beſtimmte Büßung und , doch hat Ahriman keinen Zugang. — Endlich dann, wenn

handeln? warum nicht zum Guten geleitet? — Hiera
auferſtandnen Todten richten, die Frommen zu ewi
erheben, die Gottloſen zur Qual der Hölle verdamm
jedoch endlich gereinigt und geläutert werden ſollen,
Wiederbringung aller Dinge beſchrieben wird, ähnli
pompus, davon wir bei Plutarch (Lib. de Isid. e
Diogenes Laërtius leſen. Ueber die Lehren der ve
das Schickſal der Seele nach dem Tode betreffend, v
angeführte Werk von Ch. W. Flügge: Geſch. des Gla
lichkeit, Auferſtehung, Gericht und Vergeltung. 4
1794 — 1800; die Auferſtehungslehre bei den Rab
I, S. 221. — Stellen der Schrift, auf welche ſich
bezogen wurde, ſind: Hiob XIX, 25; Jeſai. XXVI,
5 — 10; Daniel XII, 1 — 3. Aus den vielen in d
Zeit bekannt gewordenen Thatſachen, welche für die
erwähnte Macht der abgeſchiednen Seele, andren no
den Seelen ſich mitzutheilen, Zeugniß geben, wollen
neulich im Monthly Review (1830, p. 229) erwä
wähnen. Lord Byron erzählt ſie, der ſie unmittelbar
des Capitäns Kidd ſelber vernahm. Dieſer, der Cap
einſt bei Nacht in ſeiner Hängematte, da erweckt ihr
ob etwas Schweres auf ihm läge. Er öffnet die Aug
ihm, er ſähe bei dem ſchwachen Licht, das die Cajüte
ſtalt ſeines Bruders, der damals als See-Officier
gekleidet in ſeine gewöhnliche Uniform, quer übers
hält dieß für eine leere Einbildung, ſchließt die Au
ſich wieder einzuſchlafen. Aber der Druck auf ſein
fort, und ſo oft er aufblickt, ſieht er die nämliche G
Bett gelehnt. Er ſtreckt die Hand darnach aus, be
das Gefühl, als ſey die Uniform ganz naß. Erſchr
einen ſeiner Mitofficiere zu Hülfe, und ſobald dieſer
ſchwindet die Erſcheinung. Wenige Monate nachhe
Schreckensnacht, daß in derſelben Nacht, in welcher e

Die Zuſtände des Licht- und Leichtwerdens der Seele beim ſogenannten Hellſehen wirken, ſo ſahen wir oben im §. 26, zunächſt auf Veredlung und Erhebung der Sprache. Dieß thun aber jene Zuſtände nicht allein, ſondern Alles was die Seele in ihrer eigenthümlichſten Kraft und Natur aufregt und ſtärkt, das weckt und entwickelt die Sprache. Die alte chaldäiſche und arabiſche Ueberſetzung der heiligen Schrift gibt die Stelle: Geneſ. 2, V. 7: alſo ward der Menſch eine lebendige Seele (נֶפֶשׁ חַיָּה) durch: alſo ward der Menſch eine redende Seele, ein ſprechender Geiſt (רוּחַ מְמַלְלָה); denn wie das Athmen beim Leibe, ſo iſt das Geſchäft des Wortes, die Sprache, bei der Seele des Menſchen das eigenthümlichſte Zeichen des Lebens; dieſelbe iſt kräftiger und einfältiger, oder unmächtiger und unwirkſamer, je nachdem das innre Leben ſtärker oder ſchwächer flammt.

Das Rollen der losgeriſſenen Felſenmaſſen nach der Tiefe, der Sturz des Waſſers vom Gebirg herunter, das Aufwallen der aus ihren Feſſeln entlaſſenen unterirdiſchen Elemente, bei vulcaniſchen Ausbrüchen und Erdbeben, werden nur als ein Hall, als ein dumpfer Donner vernommen; denn dieſe ganze Region der gröberen Körperlichkeit vermag aus eigner Kraft keinen eigentlichen Ton, ſondern nur Laute hervorzubringen. Die atmoſphäriſche Luft aber iſt unter gewiſſen Umſtänden und an manchen Orten, wenn elektriſche Kräfte mächtig ſie ergreifen und durchwirken, einzelner klagender Töne fähig. Das eigentliche Reich der Töne, das Vermögen, den Laut des gegeneinander bewegten, leiblichen Elementes zum harmoniſchen Zuſammenklang zu erheben, wird, ſo ſahen wir oben, erſt in der lebenden thieriſchen Welt gefunden. Die Stimme der innren, hochgeſteigerten Luſt des Lebens, welche die liebliche Wärme des Frühlings und die von andren Lebenskräften durchdrungene Luft im Vogel wecken, wird zum melodiſchen Geſange, welcher in jedem irdiſch Lebendigen, das ihn vernimmt, ein ähnliches Gefühl aufregt, als die Wärme und die belebende Luft des Frühlinges ſelber und unmittelbar. Eine allbewegende Naturkraft hat ſich hier nur mit dem Gewande des thieriſchen Lebens und Weſens überkleidet; ſie iſt aber dabei immer noch dieſelbe, die ſie war, in ihrer Wirkſamkeit gehin-

Es entlocken Lust und Schmerz, Liebe und Haß dem ere Töne, welche mit ansteckender Gewalt das innre Feuer, ie hervortrieb, überall um sich her entzünden und verbreiten. Diese Töne, diese Melodien denn, auch wo sie im Thier- sich am vollkommensten vernehmen lassen, sind vom Wort, em der Sprache des Menschen so weit und sehr verschieden, das unbewußte und unbemerkte Mitbewegen des Baumes ber um die eigne Achse und um die leuchtende Sonne bewegten e, in welcher seine Wurzeln haften, von der freien Bewegung Thieres an und über den Boden hin, oder wie das unwill- he Folgen der thierischen Natur, wenn das sinnliche Be- dieselbe ziehet, zu dem herrschend freien Willen der lichen.

Es wird in den Worten, in den Lauten der Menschensprache dem Bild der Farben und Gestalten noch etwas sehr Andres; dem Ausdruck für die Lust und den Schmerz des Leibes zu- etwas hiervon noch sehr Verschiedenes: eine Welt des Gött- und Geistigen abgebildet und in einen hörbaren Ton ver- Die Welt, aus welcher alles Leben, alles Bestehen der kommt, und zu welcher nur der Geist, nicht die Seele Zugang findet und weiß. Denn jener, der Geist ist es, welchen der Mensch allein über die Düfte und Farben, wie dem belebenden Hauch des irdischen und leiblichen Frühlinges ausragt, in das Reich eines andren, höheren: eines ewigen hlinges der Geisterwelt; und wie der Ton des singenden Vo- nur eine Ueberkleidung der belebenden, irdischen Naturkraft, das Menschenwort eine Verleiblichung der von den andren en unerkannten und doch auch ihnen nahen Gotteskraft, aus her die Welt der Geister eben so ihren Anfang genommen und and, als die Welt der Sichtbarkeit. „Eine Verleiblichung, in diese Kraft noch als dieselbe, die sie war" iedem Geiste, der sie vernimmt, Geistiges zu len und zu schaffen vermag.

Allerdings ist es gegründet, daß im jetzigen Zustande der e die Menschensprache größtentheils als etwas von außen gegebenes, als etwas Ueberliefertes erscheint. „Der hat bei seiner Geburt fast nichts als den thierischen des Schmerzens und der Lust mit sich gebracht, die Sprache

welche einem an die bloß ſinnliche Bedeutung der Worte verwöhnten Ohre ſo lautet, als wäre ſie die Sprache eines unbekannten, fernen Landes. Den höheren Aufſchwung, zu der Kraft wahrhaft göttlicher Gedanken und Gefühle, hat die neuere Sprache überall an dem Nachbilden des alten, den Völkern der früheren Zeit heiligen Wortes, an dem Nacheifern der alten Sprachen erlernen müſſen, für ſich ſelber wäre ſie hierzu ſchwerlich wieder gekommen. Betrachten wir die älteſten uns bekannten Sprachen, auch nur rückſichtlich der Bedeutung ihrer Worte, ſo muß es uns, ſind wir anders unbefangen, auffallen, daß bei weitem der größere Theil der Worte entweder neben der ſinnlichen noch eine wundervoll witzig ſich anreihende überſinnliche und geiſtige Nebenbedeutung habe, oder daß geradezu die geiſtige Bedeutung des Wortes die urſprüngliche und frühere zu ſeyn ſcheint, an die ſich, ganz der gewöhnlichen Vorſtellung entgegen, die ſinnliche erſt anreihte. Es ſind nur wenige, einfältige Worte, welche ein altes, heiliges Buch der Hebräer ſpricht, und ſie regen in mir das ganze, innre Lied einer geiſtigen und leiblichen Schöpfung auf; es ſind wenige, einfache Worte der alten griechiſchen Sprache, in denen ein Geiſt, wie jener des Herakleitos, Gedanken ausſpricht, um welche ſich die Sprache der Encyklopädiſten in ganzen Reihen von Bänden vergebens abmüht und abringet.

Iſt die Sprache, was in gewiſſem Sinne wohl zugegeben werden kann, wie jetzt noch im Kinde, durch Nachahmung, etwa der von außen vernommenen Töne und Laute entſtanden; hat das lebendige Weſen, das der Menſch benennen ſollte, ihm hierzu erſt ſeine eigenthümliche Sprache vernehmen laſſen müſſen, ſo wird ihm wohl eine ſolche äußerliche oder innerliche Mittheilung oder Anrührung auch von jenem Geiſtigen und Göttlichen zugekommen ſeyn, mit welchem die älteſte Sprache ſo viel zu thun hat. Es wird der Menſch, wie uns dieß ein altes, heiliges Buch ſagt, die Stimme des Göttlichen bald in der Kühle des Abends, bald in dem Haine zu Mamre, oder aus dem feurigen Buſche und im Donner des Sinai zu ſeinen Ohren vernommen haben. Und ein ſolches Erlernen der Sprache, wie des Kindes vom Vater, erſchiene zu ihrer Zeit und an ihrem Orte wohl begründet.

nwillkürlichen Ausdruck der natürlichen Bedürfniſſe: Schreie
Wohl- und Mißbehagens, und außer dieſen einige brum-
e, pfeifende und ſauſende Töne: Namen der Thiere und
r bewegter Weſen bedeutend, enthalten haben. Erſt ſpäter
der Menſch, gleich jenem berühmten Münchhauſen, an
eignen Haarſchopf ſeines Gedankenganges ſich herausge-
haben aus dem Sumpfe der bloß ſinnlich thieriſchen Aus-
e und Sprachtöne, in die Region höherer, geiſtigerer Vor-
ngen. Wir ſind es ja, wir Menſchen des achtzehnten und
ehnten Jahrhunderts, das lehren uns viele gedruckte Werke,
e mit Mitleid zuſehen dürfen, wie die Hebräer, wie die
hen, zwar eine Idee nach der andren mühſam ſich errun-
dabei aber, wie ſchon der Anblick des Inder und der Ca-
berſchriften zeigen mag, nicht zum zehnten Theil der Ideen
gen konnten, welche manches unſrer Univerſitäts-Compen-
umfaſſet."

Wohlan denn, vergleichen wir die Sprache der alten He-
, der Inder und Parſen, oder jene der Griechen und
r, mit einer der ſogenannt hochgebildetſten der neueren
r, etwa mit der der Franzoſen oder ſelbſt mit unſrer
haft edlen Mutterſprache. Die neuere Sprache wird doch
in der größeren Zahl ihrer Worte ungleich mehr voll gei-
Anklänge, geiſtiger Bedeutungen und Nebenbedeutungen,
ähiger des Ausdruckes der tiefeſten göttlichen Gedanken
Vorſtellungen ſeyn, als die alte und älteſte Sprache, die
m Münchhauſenſchen Sprachſumpfe ungleich näher ſtehen
— Aber wie nun, wenn ſich bei einem ſolchen Vergleiche
ganz Andres ergäbe? — In der That, unſre neueren
chen, verglichen mit der einfältig tief bedeutenden Sprache
lten Welt, erſcheinen an geiſtigem Gehalt, an Gedanken-
ſtatt reicher und mächtiger geworden, vielmehr verarmt,
unmächtiger; die bei weitem größere Zahl der Worte hat
noch die ſinnliche Bedeutung behalten; unſre tiefer grün-
Philoſophie hat ſich, als ſie die Welt der Gedanken,
r ſich ihr aufgeſchloſſen, in Worten der Mutterſprache ab-
lu wollte, eine neue Bahn, zurück in die längſt vergeſſene,
utung und zu den Wurzeln der Worte brechen, hat ſich
igne, altbegründete Sprache wieder erringen müſſen,

menden Aufregung des Geiſtigen, ähnlich jener, welche im Gebiet des bloß Seeliſchen auch am Thiere ſich zeigt. An einigen unſrer zarteſten und zugleich vielſtimmigſten Sangvögel erſcheinen unter andrem jene Töne, in denen dieſelben die Eindrücke der äußeren Natur kund geben, welche auf ſie ein- und durch ſie hindurchwirken, höchſt bezeichnend und charakteriſtiſch. Es ſind andre Töne, welche ſie vernehmen laſſen, wenn die heitre Morgenſonne in den Käfig hineinſcheint, andre Töne, wenn ſie der kalte Wind aus den nordiſchen Wäldern oder der feuchte Hauch der nahenden Regenwolken anwehet; andre, wenn der Vogel am heißen Mittag zum kühlen Bache hinunterfleucht, um da zu trinken; wieder andre, wenn er im Waſſer gebadet die Zweige ſucht, um da ſich zu ſonnen. Die vieltönige Stimme des Vogels erſcheint dann wie eine Aeolsharfe, auf welcher die Bewegungen der äußeren Natur ſich kund geben oder ſein ganzer vielſagender Geſang wie ein gegliederter Leib, deſſen Organe jetzt dieſe, dann eine andre Region der Gefühle umfaſſen und ergreifen.

Und ſollte ſich hier nicht wirklich jener Vorgang nur auf einer andren Stufe wiederholen, durch welchen (nach §. 11) der Leib gebildet wird? Das Entſtehen ſo wie das Bewegen des Leibes, geht allerdings zuerſt von einem Antriebe aus, welcher aus dem Innern, aus der Selbſtthätigkeit des Einzelweſens hervorkommt. Aber dieſem (einſeitigen) Antrieb würde nimmermehr die Geſtaltung eines organiſchen Leibes, noch das vielſeitige Bewegen dieſes Leibes gelingen, wenn nicht hülfreich und ordnend über den inneren Antrieb, jenes allerhaltende Band waltete, welches das Einzelwirken zu einem Geſammtwirken, zu einem Streben für Alle machet. Dieſes Band iſt es, welches, durch den Zug des Einzelnen zu Allen, den Gliedern ihre beſtimmte Form und ihr eigenthümliches Bewegen werden läſſet, wobei das Suchende in genaueſter Beziehung ſtehet auf das Geſuchte, das innre Bedürfniß auf ſeine äußere Erfüllung.

Das Organ der Stimme iſt nach §. 16 ein Leib im Kleinen, welcher mitten im größeren ſchwebt und an welchem ſich alles das wiederholt, was an dieſem gefunden wird. Was an dem ſichtbaren Geſammtleib die augenfälligeren Glieder und ihr Bewegen; das ſind an dem kleinen Leib der andren, ſchon vergeiſtigteren Ordnung: an dem Organ der Stimme, die zunächſt dem Ohr

vernehmbaren Töne und Worte. Auch dieſer ſeelenartigere Leib iſt nach demſelben Geſetz entſtanden, als der gröbere Körper, den jenen feineren in ſich trägt. Den innren Antrieb des Gefühles erfaſſet ein allwaltendes Band des gegenſeitigen Verſtehens und Begehrens und machet die Stimme dieſes Gefühles zum ausdrucksvollen Tone oder zu dem feſtbezeichnenden Worte.

Von dem merkwürdigen Jacob Böhme erzählt ſein Lebensbeſchreiber und Freund, der ein gelehrter Arzt war, daß er durch eine Art von innrem Hellſehen die rechten und eigentlichen Namen der Dinge (etwa der Pflanzen) von den falſchen, die man ihm abſichtlich oder aus Irrthum genannt, jederzeit zu unterſcheiden gewußt habe. Möge man ſich bei dieſer Erzählung denken, was man wolle, möge man ſich die Thatſache ſo oder anders erklären, gewiß iſt, daß die Namen der Dinge in einem viel weſentlicheren, tieferen Zuſammenhange, mit der Weiſe, in welcher ſie ſich uns offenbaren: mit ihren Eigenſchaften ſtehen, als wir dieß gewöhnlich annehmen.

Es mag allerdings eine ältere, urſprünglichere Mutterſprache des Menſchengeiſtes geben, als jene, welche wir ſeit den Zeiten der Völker und Heiden Mutterſprache nennen, und welche, von Geſchlecht zu Geſchlecht, das Kind von den Eltern erlernt. Eine Mutterſprache, in welcher die Worte und Namen in einem ſo innigen und nothwendigen Verhältniß mit dem Weſen der Dinge ſelber ſtehen, als der lebende Nerv mit ſeinem Glied, als der eigenthümliche Ton mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit und Spannung der Saite: eine Naturſprache des Geiſtes, wie die Stimme des Vogels eine Naturſprache des Leibes iſt. Dieſe Sprache des Geiſtes wird die der Seele ſeyn, wenn dieſelbe dem Leibe und ſeinem Verband mit der Sichtbarkeit enthoben, das ſchauet und empfindet, was vom Geſchlecht des Geiſtes iſt. Wir betrachten deßhalb hier zunächſt nur die gewöhnliche in vielfacher Art geſtaltete Wortſprache, worinnen der eine redende Bewohner des Landes zum andren ſpricht.

Auch dieſer wird derſelbe Weg der Erzeugung und Bildung zugekommen ſeyn, als der Leiblichkeit überhaupt. Jede Sprache der Einzelnen mußte urſprünglich von einer Bewegung des Mitgefühles ausgehen, wenn ſie eine für Andre verſtändliche ſeyn und werden ſollte. Bei dieſer Bewegung eines Organes der

Menſchenſeele, welches (nach §. 34) ein Punkt des Begegnens zweier Welten: der geiſtigen wie der leiblichen iſt, mußte aber, unmittelbarer noch als bei dem Entſtehen der gröberen Körperlichkeit, hülfreich und ordnend die Kraft jenes Geiſtes mitwirken, der ſelbſt für die niedrere Region der Sichtbarkeit ein allerhaltendes Band iſt. Sein Walten iſt es, wie bei der Bildung des Leibes geweſen, welches dem einzelnen Glied oder Wort der Rede jene beſtimmte Form gegeben, durch die daſſelbe in feſte (ergänzende) Beziehung gerade zu dem Verſtändniß und innrem Bedürfen der andren mitſprechenden Menſchen und zu der mitſeyenden und mitwerdenden Welt trat. So iſt jede beſondre Sprache durch denſelben Zug des Einzelnen zu Vielen entſtanden, durch welchen nach §. 51 dieſe oder eine andre völkerthümliche Form des Leibes an den verſchiednen Menſchengeſchlechtern der Erde erzeugt worden.

Es wiederholt ſich, in einem bald größeren, bald geringeren Umfange, die Geſchichte der erſten, urſprünglichen Entſtehung der Sprachen bei jeder kräftigen Erweckung des Mitgefühles und der innren Begeiſterung. Abgeſehen von jenen einzelnen Fällen, in welchen (ſo erzählen glaubwürdige Beobachter) der geiſtig angeregten Seele die Macht und der Gebrauch einer ihr vorhin ganz oder faſt ganz fremden Menſchenſprache gegeben worden; ſo erſcheint wenigſtens in ihrer Wirkung auf andre Seelen die Sprache der Begeiſterung als eine neuverliehene, nicht durch alltägliche Mühe oder Kunſt angelernte.

Sollte ſich aber die alte Schöpfung der Sprache, wie ja ſchon bei jeder neuen Geburt eines ſichtbaren Menſchen die Schöpfung des Leibes, nicht auch da in ihrer ganzen Macht haben wiederholen können, wo eine neue, innre Geburt der Menſchennatur aus dem Geiſte geſchah? Sollten nicht da der Seele, welche zu dem Mitgefühl von göttlich-menſchlicher Art erwacht war, mit dem gottbegeiſterten Zug der Liebe zu allen Geſchlechtern der Menſchen zugleich auch Worte und Reden aller Sprachen der hörenden Menſchen gegeben worden ſeyn? Sie entſatzten ſich, heißt es bei einem ſolchen Sprachenwunder, „ſie entſatzten ſich aber Alle, wunderten ſich und ſprachen zu einander: ſiehe, ſind nicht dieſe Alle, die da reden, aus Galiläa, wie hören wir dann ein jeglicher ſeine Sprache, darin wir geboren ſind? Parther

ernehmbaren Töne und Worte. Auch dieſer ſeelenartigere Leib
ſt nach demſelben Geſetz entſtanden, als der gröbere Körper, der
nen feineren in ſich trägt. Den innren Antrieb des Gefühles
rfaſſet ein allwaltendes Band des gegenſeitigen Verſtehens und
Begehrens und machet die Stimme dieſes Gefühles zum aus-
rucksvollen Tone oder zu dem feſtbezeichnenden Worte.

Von dem merkwürdigen Jacob Böhme erzählt ſein Lebensbe-
hreiber und Freund, der ein gelehrter Arzt war, daß er durch
ine Art von innrem Hellſehen die rechten und eigentlichen Namen
er Dinge (etwa der Pflanzen) von den falſchen, die man ihm
bſichtlich oder aus Irrthum genannt, jederzeit zu unterſcheiden
ewußt habe. Möge man ſich bei dieſer Erzählung denken, was
an wolle, möge man ſich die Thatſache ſo oder anders erklären,
ewiß iſt, daß die Namen der Dinge in einem viel weſentlicheren,
eferen Zuſammenhange, mit der Weiſe, in welcher ſie ſich uns
ffenbaren: mit ihren Eigenſchaften ſtehen, als wir dieß ge-
öhnlich annehmen.

Es mag allerdings eine ältere, urſprünglichere Mutterſprache
es Menſchengeiſtes geben, als jene, welche wir ſeit den Zeiten
er Völker und Heiden Mutterſprache nennen, und welche, von
Geſchlecht zu Geſchlecht, das Kind von den Eltern erlernt.
ine Mutterſprache, in welcher die Worte und Namen in einem
innigen und nothwendigen Verhältniß mit dem Weſen der
inge ſelber ſtehen, als der lebende Nerv mit ſeinem Glied, als
r eigenthümliche Ton mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit
nd Spannung der Saite: eine Naturſprache des Geiſtes, wie
e Stimme des Vogels eine Naturſprache des Leibes iſt. Dieſe
prache des Geiſtes wird die der Seele ſeyn, wenn dieſelbe dem
ibe und ſeinem Verband mit der Sichtbarkeit enthoben, das
hauet und empfindet, was vom Geſchlecht des Geiſtes iſt.
ir betrachten deßhalb hier zunächſt nur die gewöhnliche in viel-
cher Art geſtaltete Wortſprache, worinnen der eine redende
ewohner des Landes zum andren ſpricht.

Auch dieſer wird derſelbe Weg der Erzeugung und Bildung
gekommen ſeyn, als der Leiblichkeit überhaupt. Jede Sprache
Einzelnen mußte urſprünglich von einer Bewegung des Mit-
es ausgehen, wenn ſie eine für Andre verſtändliche ſeyn
erden ſollte. Bei dieſer Bewegung eines Organes der

weil er (wie Plato dem Neokles antwortete) allein zählen kann. Oder auch deßhalb, wie er allein die Götter verehret. — Im Stein iſt die (ruhende) Haltung (ἕξις), in der Pflanze die bewegte Haltung (ἕξις ἡ κινουμένη) oder φύσις, im Thier hat ſich dieſe φύσις mit Phantaſie und Begehren überkleidet und iſt zur Seele geworden, im Menſchen kommt hierzu der ſelbſterkennende Geiſt oder νοῦς (Phil. SS. Leg. Alleg. II, 1091, ed. Mang. Vol. I p. 71. Nach Max. Tyr. Diss. XL p. 418 ed. Davis, begründet dieſen Vorzug der λόγος). Dieſer, erhaben über das thieriſch ſinnliche Leben (ἄλογον nach Phil. Jud. quis rer. divin. sit haeres, 488, ed. Mang. I p. 480, genannt), machet die Seele des Weiſen zu einem Himmel der Erde, zu einem Abbild des Sternenhimmels (ib. p. 493 siv. 485), und iſt der Erzenger der Sprache (τοῦτον δὲ πατέρα τὸν νοῦν ἀπὸ γὰρ διανοίας ὥσπερ ἀπὸ πηγῆς ῥέουσα ἡ τοῦ λόγου φύσις, id. de nomin. mutat. 1055, ed. Mang. I, 588). Die Sprache iſt dem Menſchen von Gott wie ein Gewand gegeben (id. quod a Deo mitt. somn. 580, ed. Mang. I, 636).

Bemerkenswerth iſt der Ausdruck des Pythagoras (Diog. Laert. VIII, 30), welcher die Worte Sturmwinde der Seele nannte (τοὺς δὲ λόγους, ψυχῆς ἀνέμους εἶναι).

Die feſte, unwandelbare Beziehung des Wortes oder des Begriffes auf das mit ihm Benannte oder auf das Gedachte, weiſet ſchon Plato nach (Soph. 262; 259; Phaed. 103).

Bei der Verwirrung der Sprachen waren es nach Origenes (in Numer. Homil. XI, ed. Paris. Opp. T. II p. 307.) die Schutzengel der verſchiednen Völker, welche in dieſen die verſchiedenen Sprachen wirkten. Nur die Hebräer, deren Volk nicht unter der Aufſicht eines Engels, ſondern unmittelbarer unter göttlicher Leitung ſtund, behielten die anfänglich durch Adam gegebene Sprache.

Das nothwendigſte und wichtigſte Zeichen der Ankunft des h. Geiſtes, welchen Jeſus ſendete, bei den Gläubigen war dieſes: daß jeder von ihnen in den Sprachen aller Völker redete, wodurch die künftige Einheit der rechtgläubigen Kirche bei allen Völkern (Aug. de civit. Dei c. 49 s. fin. ed. Par. Opp. Vol. VII p. 532), die Vereinigung aller Zungen zu einem gemeinſamen Werk des Glaubens (id. in Ps. XVIII enarr. II, 10, ed. Par. IV, 85) vorbedeutet wurde. Denn durch die Sprache wird die Verbindung des menſchlichen Geſchlechtes inniger; ſo ſollte durch die Sprachen aller Völker die künftige innige Verbindung aller Kinder Gottes und Glieder Chriſti unter allen Völkern bedeutet werden (Aug. Serm LXXI, de verb. Evang. Matth. 12, 28 ed. Par. V p. 398, 399.) — Es kam der h. Geiſt, erfüllte ſie und ſie, fingen an in den Sprachen aller Völker zu reden, welche ſie, nie gekannt, nie gelernt hatten. Aber ſie lehrte Der, welcher gekommen war. — — Und dieß war damals das Zeichen ſeiner Einwohnung, daß Die, welche er erfüllte, mit allen Sprachen redeten (Serm. CCLVII, 2, ed. Par. V, 1089). Wie nun? ſprachen vielleicht die, in welche der h. Geiſt gekommen war, beſondre Sprachen, der Eine dieſe, der Andre jene, und theilten ſich ſo gleichſam unter die Sprachen aller Völker? — Keineswegs, ſondern jeder Einzelne ſprach in den Zungen aller Völker: gleich als eine Einheit der Kirche in den Sprachen aller Nationen (Serm. CCLXVIII, 1 p. 1091). Sie fingen an zu reden in allen Zungen, ſo daß jeder von den Anweſenden in dem, was ſie redeten, ſeine eigne Sprache erkannte (Serm. CCCLII, de poenitent. 2, ed. Par. V, p. 1363; id. in epist. Joh. c. 2 Tractat II, 2, Opp. III, part. 2 p. 857). So wie damals ein Menſch in den Sprachen aller Völker redete, ſo redet jetzt, durch alle Völker, in den Sprachen aller, die Einheit des Geiſtes (Serm. CCLXXI in die Pentacost. Opp. V. part. I, pag. 1103); und

und Meder und Elamiter und die wir wohnen in Meſopotamien und in Judäa und Cappadocia, Ponto und Aſia, Phrygia und Pamphilia — — — wir hören ſie mit unſern Zungen die großen Thaten Gottes reden.“

Hier iſt das alte Geheimniß des eigentlichen innren Urſprunges der Sprache. Wie einſt der Menſch durch Gottes Hand geſchaffen und dann ihm ein lebendiger Odem eingehaucht worden, wie er aber im jetzigen Zuſtand ſein Geſchlecht nur auf dem natürlichen Wege der Zeugung fortpflanzt, ſo wird auch, ſeit einem älteſten, großen Wendepunkt der Geſchichte des Menſchengeiſtes, die Sprache durch ſinnliche Mittheilung fortgepflanzt von Geſchlecht zu Geſchlecht, und iſt ſeitdem dem Wandel und der Entartung unterworfen. Einſt aber war ſie ein lebendiger Odem, welcher, gleich jenem befruchtenden Thau, der beſtändig aufſtieg, das Erdreich zu befeuchten, ohne Aufhören fortging zu dem Menſchengeiſte, von dem Geiſte durch den er ward. Es iſt dieſe alte, ewige Sprache noch jetzt, mitten in der auf gewöhnlichem Wege erzeugten Mutterſprache und überleidet mit ihren Worten, die eigentliche, rechte Sprache. Alle ihre Worte ſind Wahrheit und Leben und Feuerflammen der tiefeſten, innerſten Begeiſterung. Die Himmel hören, wie das alte Lied Moſis ſagt, ihre Rede, und die Erde — die ganze Sichtbarkeit — vernimmt ſie. Denn die Sprache des Geiſtes im Menſchen mit Gott und Gottes zu dem Menſchen: die Sprache des Gebetes iſt ſelber vom Geſchlecht jenes Wortes, durch deſſen Kraft die Welt geworden und welches alle Dinge erhält.

So wird erkannt, daß der Menſch eigentlich und allein nur durch den Beſitz der Sprache, durch den Gebrauch des lebendigen Wortes zu einem Herrſcher aller Lebendigen der Sichtbarkeit und zu einem wahrhaften Gleichniß und Ebenbild Gottes werde. In dieſer ſeiner höchſten Bedeutung und Würde faßt den innren Menſchen die Lehre von dem Geiſte, zu welcher wir nun übergehen, noch mehr und näher betrachten.

Erläuternde Bemerkungen. Wie ſchon Plato den Menſchen das gottesfürchtigſte Thier genannt hatte, ſo beſteht auch nach Philo (quod a Deo mittant. somn. 570, ed Mang. I, 625) der eigenthümliche Vorzug des Menſchen vor dem Thiere in der Fähigkeit des Seyende, Gott zu verehren (θεραπεύειν τὸ ὄν). Dem Menſchen iſt nach Ariſtoteles (Probl. S. XXX, 6) am meiſten zu glauben,

waren dieſe der Inhalt einer früheren, ungedruckten Arbeit des Vrf., und ſind darum, als ein zuſammenhängendes, ſelbſtſtändiges Ganzes faſt unverändert hier aufgenommen worden, obgleich ſich darinnen (doch in ganz andrem Zuſammenhange) Einiges zu wiederholen ſcheint, was ſchon im Vorhergehenden erwähnt worden. — Der ſogenannte wilde Menſch, der an der ſiebenbürgiſch-wallachiſchen Gränze im Walde gefunden und nach Cronſtadt gebracht wurde, wo er 1784 noch lebte, hatte gar keine Sprache, keinen articulirten Laut, ließ bloß im Unmuth ein Brummen hören, und drückte ſein Sehnen nach dem alten, wilden Aufenthalt im Walde, wenn er Bäume ſah, durch Geheul aus. Er lernte auch nie ſprechen. — Dagegen bildete ſich der verwilderte Menſch, der in Michael Wagners Beiträgen nach einem Schreiben aus Zips in Ungarn vom 11 Oct. 1795 beſchrieben iſt, aus den ſpäter erlernten Worten eine ganz eigenthümliche Sprache, worin er das Brennen und die Hitze „Sauſen," den Schnee „Simon und Juda" nannte weil um dieſe Jahreszeit dort der erſte Schnee fällt. Seinen Wohlthäter, der ihn dem wilden Zuſtand, worin er einem Thiere glich und nur den Ton „Ham" hervorbringen konnte, entnommen hatte, nannte er „ſeinen Troſt." M. v. auch Condamine, histoire d'une jeune sauvage; die Geſchichte des wilden Peters, der 1714 bei Hameln gefangen worden und 1785 ſtarb, im Magazin für das Neueſte aus der Naturg. u. Phyſ. IV. B. III. S. 96, ſo wie jene des wilden Mädchens, das 1767 bei Frauenmark gefangen worden. — Jedes Kind bildet ſich (aufgeregt zu dieſem Bemühen durch das Hören der Menſchenſprache) anfangs ſeine eignen Worte; ſelbſt Taubſtumme bilden ſich häufig, neben der Zeichenſprache, noch gewiſſe Laute, womit ſie ebenfalls Gefühle oder Gegenſtände bezeichnen wollen.

IV.

Die Lehre vom Geiſt.

Die ſelbſtſtändige Weisheit.

§. 43. Wir wollen von einer Weisheit reden, welche des menſchlichen Nachſinnens Anfang iſt und Trieb des Forſchens; alles Erkennens Ende und Erfüllung. Von einer Weisheit, welche dem Geſicht der Menſchenſeele das Licht, dem Gehör die Töne, dem Mund ſeine Sprache gibt; ſie ſelber das Licht des Lichtes, des Wortes Stimme. Denn wie ſollte unſer Sinnen, welches unweiſe iſt, die Rede von der Weisheit finden, hätte ſie nicht ſelber uns in Worte das Wort von ihrem Preiſe auf die Zunge gelegt.

Fülle des Frühlinges, wenn du Ströme von Blüthen, die nicht zur Frucht werden, auf andre Ströme ſchütteſt; Fülle der Meere und des Landes, wer hielte dich, daß dein Hinausgießen nicht zur Verſchwendung und Auflöſung würde, wäre nicht ſie da, deine Haushälterin aller Kräfte der Zeit und Ewigkeit, nicht ſie da, welche die Fülle, die nicht mehr des Einzelnen ſeyn will, welche das Ueberſchwellen des Stromes zu einem nährenden Segen für Viele und Alle machet. Zug des Hinwegeilens und Hinabſinkens, wer verwandelte deine Abwege in den harmoniſchen Kreislauf der Welten, wäre nicht ſie da, ein Band, geſchlungen um Alle, eine Erhalterin, welche Jedem, das da iſt, es giebet, ein Etwas für Viele und Alle zu ſeyn.

Der Weisheit Ausgang iſt aus Gott; ihr Weg, an den Creaturen, führet zurück in Gott. Willſt du die Spuren ſehen, welche ihr vorüberſchreitender Fuß der Tiefe eingeprägt, ſo blicke die Welten an, welche, eine durch die andre gehalten, der gemeinſamen Sonne zugeordnet ſind; die Sterne, deren Bewegen und Bleiben ein Bewegen und Bleiben des einen um andern

waren dieſe der Inhalt einer früheren, ungedruckten Arbeit des Vf., und ſind darum, als ein zuſammenhängendes, ſelbſtſtändiges Ganzes faſt unverändert hier aufgenommen worden, obgleich ſich darinnen (doch in ganz andrem Zuſammenhange) Einiges zu wiederholen ſcheint, was ſchon im Vorhergehenden erwähnt worden. — Der ſogenannte wilde Menſch, der an der ſiebenbürgiſch-wallachiſchen Gränze im Walde gefunden und nach Cronſtadt gebracht wurde, wo er 1784 noch lebte, hatte gar keine Sprache, keinen articulirten Laut, ließ bloß im Unmuth ein Brummen hören, und drückte ſein Sehnen nach dem alten, wilden Aufenthalt im Walde, wenn er Bäume ſah, durch Geheul aus. Er lernte auch nie ſprechen. — Dagegen bildete ſich der verwilderte Menſch, der in Michael Wagners Beiträgen nach einem Schreiben aus Zips in Ungarn vom 11 Oct. 1793 beſchrieben iſt, aus den ſpäter erlernten Worten eine ganz eigenthümliche Sprache, worin er das Brennen und die Hitze „Sauſen," den Schnee „Simon und Juda" nannte weil um dieſe Jahreszeit dort der erſte Schnee fällt. Seinen Wohlthäter, der ihn dem wilden Zuſtand, worin er einem Thiere glich und nur den Ton „Ham" hervorbringen konnte, entnommen hatte, nannte er „ſeinen Troſt." M. v. auch Condamine, histoire d'une jeune sauvage; die Geſchichte des wilden Peters, der 1714 bei Hameln gefangen worden und 1785 ſtarb, im Magazin für das Neueſte aus der Naturg. u. Phyſ. IV, B. III, S. 96, ſo wie jene des wilden Mädchens, das 1767 bei Frauenmark gefangen worden. — Jedes Kind bildet ſich (aufgeregt zu dieſem Bemühen durch das Hören der Menſchenſprache) anfangs ſeine eignen Worte; ſelbſt Taubſtumme bilden ſich häufig, neben der Zeichenſprache, noch gewiſſe Laute, womit ſie ebenfalls Gefühle oder Gegenſtände bezeichnen wollen.

IV.

Die Lehre vom Geiſt.

Die ſelbſtſtändige Weisheit.

§. 43. Wir wollen von einer Weisheit reden, welche des menſchlichen Nachſinnens Anfang iſt und Trieb des Forſchens; des Erkennens Ende und Erfüllung. Von einer Weisheit, welche dem Geſicht der Menſchenſeele das Licht, dem Gehör die Luft, dem Mund ſeine Sprache gibt; ſie ſelber das Licht des Lichtes, des Wortes Stimme. Denn wie ſollte unſer Sinnen, wenn es unweiſe iſt, die Rede von der Weisheit finden, hätte ſie nicht ſelber uns in das Wort von ihrem Preiſe auf die Zunge gelegt.

Fülle des Frühlinges, wenn du Ströme von Blüthen, die nicht zur Frucht werden, auf andre Ströme ſchütteſt; Fülle der Meere und des Landes, wer hielte dich, daß dein Hinausgießen nicht zur Verſchwendung und Auflöſung würde, wäre nicht ſie da, eine Haushälterin aller Kräfte der Zeit und Ewigkeit, nicht ſie da, welche die Fülle, die nicht mehr des Einzelnen ſein will, welche das Ueberſchwellen des Stromes zu einem ſegnenden Segen für Viele und Alle machet. Zug des Hineilens und Hinabſinkens, wer verwandelte deine Abwege in den harmoniſchen Kreislauf der Welten, wäre nicht ſie da, ihr Band, geſchlungen um Alle, eine Erhalterin, welche Jedem, was da iſt, es giebet, ein Etwas für Viele und Alle zu ſeyn.

Der Weisheit Ausgang iſt aus Gott; ihr Weg, an den Kreaturen, führet zurück in Gott. Willſt du die Spuren ſehen, welche ihr vorüberſchreitender Fuß der Tiefe eingeprägt, ſo blicke in Welten an, welche, eine durch die andre gehalten, der gemeinſamen Sonne zugeordnet ſind; die Sterne, deren Bewegen und Bleiben ein Bewegen und Bleiben des einen am andren

ist; die Gesteine der Erde, umfasset von der gem
Schwere, an sich tragend ein Gepräge der Ordnung uni
heit, das von der Ordnungen Urbild zeuget. Willst
Gebilde ihrer Hand sehen, so schaue den lebenden
denn sie ist es, die Bildnerin, welche der Seele da
der organischen Leiblichkeit bereitet; magst du das Gewe
welches sie von unsichtbarem Anfang an zum unsichtba
hin durch die Sichtbarkeit geschlagen, so erhebe dein A
betrachte den Bund, welchen in allem Geschaffenen der
mit der Fülle, die Sättigung mit dem Bedürfniß ge
und welcher bestehet zwischen Einem und Allen, zwisch
und Einem. Verlangt es dich aber, nicht die Bildneri
sondern in ihr die ewig liebende Mutter zu erkennen
forsche, was sie für dich, den Menschen gethan; bege
das Gespräch ihres Mundes zu hören: so vernimm da
vom Leben, welches der Geist der Weisheit zum G
Menschen gesprochen.

Wie der Vogel nur durch die tragende Luft in de
schwebend erhalten wird, von welcher herab er die unter
legene Weite überblicket; so wird die Seele des Mensch
ihrem eignen Seyn und Wesen durch ein Element gehalte
ches der Geist heißet; damit sie, über sich selber erhob
selber, wie der Vogel die unter ihm liegende Weite, s
wisse und erkenne. Denn jene Weisheit, welche der G
der Geist aus Gott, hat nicht allein die andren Creatu
der Welt ihres Bleibens verknüpfet, und dieselben zu ei
des Menschen, zu einem Punkt des Bewegens der unsi
Lebendigen zugerichtet; sondern sie hat die Seele des A
mit dem Heim des Göttlichen verbunden, hat sie zu eine
erschaffen, an dem Gott seine Lust hat und auf welc
beachtende Blick einer höhern Geisterwelt gerichtet ist.

Und dieser Zug der Verknüpfung der erkennenden
benden Seele, nicht mit den Creaturen allein, sondern
Aufhalt und Hemmung, mit dem Erkennen, mit der Li
Gottheit, ist der Mutterarm, welcher den Menschen trägt
er frei gemacht zum Erkennen und zum Lieben, über das zu
ten vermag, was an ihm selber Creatur ist. Denn der hei
Geist, welcher den Menschen an ein göttliches Seyn füget,

enden Stein an seinen Planeten, ist es, der dem Willen
cht gibt zu wählen das Gute oder das Böse, wie dem
d das Bewußtseyn des eignen Selbst.

n Wirken dieses Geistes ist schon die erhaltende Vorsicht,
elbst die niedrere Leiblichkeit, die sonst der Trieb des eig-
sondren Werdens zerstäuben würde, ordnend zusammen-
ie sollte diese Vorsicht, da wo sie zur Sorge der lieben-
tter geworden, der Menschenseele nicht nachgehen, vom
bis zum Ende, wenn diese, von dem Mittelpunkt ihres
heims sich hinausreißet zur Gefahr des Todes. Darum
Zug des verknüpfenden Bandes das Heil von oben selber
, daß es hinab käme in die Leiblichkeit des Menschen;
g ist es, welcher die Menschenseele ohne Aufhören zurück
Gott.

ie der lebenden Seele, wenn sie, hinabwärts gehend, zur
rkeit sich gesellet, durch die Kraft des Bandes, welches
tbare Geschöpf dem All der sichtbaren Schöpfung vereint,
liche Leib gegeben wird; so wird, durch die Kraft des
das aufwärts, nach dem Quell des Seyns gerichtete
der Menschenseele, mit den Wirklichkeiten der Gottheit
rbunden und der Seele hierdurch ein Leib von unsterb-
höherer Art gegeben, dessen Auge nicht für das Licht
me, sondern für das der Gottheit, und dessen Stimme
r für sinnliche Laute, sondern für das Wort gemacht
von Ewigkeit war. Es ist dieselbe Kraft, welche dort
zelleben mit seiner mitlebenden Welt durch den Bau
mischen Glieder verknüpfte und die hier die Seele mit
en und Erkennen aus Gott verwebet, durch das Ge-
neuen Glieder, welches der Tod nicht auflöset.

ist jedoch, um diese Neues bildende Kraft des Geistes
men, selber ein Auge nöthig, welches nicht mehr nur
ure (psychisch fernsehende) ist, das die Seele des Men-
och mit der des Thieres gemein hat, sondern ein solches,
r Geist geschaffen. Denn es ist das Kommen des Geistes,
s sich aufmachet, wie der Strahl der Wetter, dem Auge
ele verborgen, und die Stätte seines Ausganges findet
rstand nicht. Diese ist verhohlen vor den Augen der Le-
; der Abgrund und das Meer sprechen: sie ist nicht

(nach §. 35) schon hienieden einen Vorschmack der Seligkeit gibt. „Denn" nach einem Ausspruch schon des früheren Alterthums „ist es allein die Erkenntniß, worinnen die Seligkeit Gottes und das Glück des Menschen bestehet; das Thier ist nicht glücklich, weil es nicht Erkenntniß hat" (Aristot. de morib. X. 8). Die das Göttliche erkennende Kraft im Menschen ist selber ein Göttliches und Unsterbliches (Plat. Tim. 72). Sie ist das Höchste in der innren Dreiheit im Menschen, welche als νοῦς (oder ἐπιστήμη), δόξα ἀληθής, ἄνοια, oder als νοῦς, ψυχή, σῶμα bezeichnet wird, indem der θυμός nur als eine, dem selbsterkennenden Geist öfters hülfreiche Kraft der ψυχή erscheint (ib. 69). Statt der Lust wohnt den Göttlichen Erkenntniß bei (Plat. Phileb. 33). Auch das höchste Ziel des menschlichen Strebens soll die Erkenntniß des Guten seyn, wodurch alle Kenntniß erst zu einer fruchtbaren wird (de rep. VI, 505). Es gibt eine Erkenntniß, welche Maß und Ordnung in allen Dingen gewährt (wie der alles ordnende Geist). — Bei Aristoteles (de anim. III, 5) erscheint der Geist als der selbstthätige Verstand; ein Leidenloses und Unvermischtes, seinem Wesen nach eine ewig seyende Wirklichkeit, ja als die ewige Wissenschaft im All, als der göttliche Verstand. Der menschliche Geist empfängt durch Gott und in Gott schauend das wahre Wissen (ib.) durch Gott, dessen Vernunft ein wirkliches Vernehmen, eine unaufhörliche Einsicht ist, eine mühelose, welche nicht erst aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit gebracht werden muß (Met. XII c. 9). Der selbsterkennende Geist ist in uns auf ähnliche Weise als in Gott (Phys. VII, 2; VIII, 5). Er ist das dem Menschen Eigenthümliche; wie ein Fremdling in der (sichtbaren) Natur erscheinend; außer Zusammenhang mit der Form des Körpers; ohne bestimmtes Organ seiner Thätigkeit; wenig oder nichts vom Alter leidend; unzerstörbar (de anim. I, 4).

Das Anerkennen der nothwendigen innren Beziehung des menschlichen Erkennens auf ein göttliches, sprach Chrysippos in dem seltsam lautenden Satze aus: nicht geringeren Nutzen gewähre der Weise dem Zeus, als Zeus dem Weisen (Plut. adv. Stoic. 33: ἀρετῇ τε γὰρ οὐχ' ὑπερέχειν τὸν Δία τοῦ Δίωνος, ὠφελεῖσθαί τε ὁμοίως ὑπ' ἀλλήλων τὸν Δία καὶ τὸν Δίωνα σόφους ὄντας, ὅταν ἕτερος ἑτέρου τυγχάνῃ κινουμένου.)

Der Geist (νοῦς) ist nach Philo das Höchste, das Herrschende in unsrem Innren, wie es an unsrem Leibe das Gesicht ist. Er ist göttlicher Natur, allein unvergänglich, allein mit Freiheit begabt, aus den Banden der Nothwendigkeit entlassen. Den andren Lebendigen fehlt der freie Wille, sie wie mit Banden gebunden, sind darum in die Herrschergewalt des Menschen übergeben. — Dagegen ist auch der Mensch rücksichtlich seiner Handlungen, weil diese aus freiem Vorsatz hervorgehen, einer Verantwortlichkeit unterworfen: einer Bestrafung oder Belohnung fähig. Denn wer von Gott die Macht des freien Willens empfing und Gott selber hierin gleichend, von der strengen beschwerlichen Herrschaft der Nothwendigkeit befreit wurde, mag mit Recht für strafbar erkannt werden, wenn er seinem Befreier nicht gehorchet. — Die Augen der Seele, mit ihrem inwohnenden Sehnen das Seyende zu schauen, gleichen dem Gefügel, das nach oben strebt; sie erheben sich, Alles verlassend empor zu dem Ungewordnen (ewig Seyenden) Phil. Jud. de mund. 1156, ed. Mang. II, 607, 608.

Das gewöhnlichste Wort der Alten für den Geist ist νοῦς (von den Pythagoräern zuweilen als φρένες bezeichnet); das der neuen Zeit gegebene ist πνεῦμα.

Schei-

Scheidung des innren Menſchen nach Geiſt und Seele.

§. 44. Es iſt der Leib, welchen menſchliche Gewalt und die Macht der äußeren Elemente ohne Aufhören zu berühren, zu verletzen und ſelbſt zu tödten vermag, nur einer, obgleich derſelbe beſtändig aus dem Verein zweier Elemente, eines unteren, das aus der Speiſe hervorgeht, und eines oberen, das aus der Luft des Himmels kommt, ſich erhält und erzeuget. So iſt auch der innre Menſch, ſo iſt die Seele, welche keine menſchliche Gewalt, kein äußres Element zu tödten, noch zu verletzen vermag; nur eine, obgleich das inwendige Leben, ſo lange es in der Sichtbarkeit beſtehet, durch zwei Elemente ſich geſtaltet und bewegt, davon das eine aus der Natur des Leibes hervorgeht, das andre aber aus der Region des Geiſtes kommt. Das eigentliche Ich des Menſchen: die Seele iſt es, welche jetzt im Fleiſche, jetzt durch eine höhere, ihr zu Theil gewordene Kraft im Geiſte zu ſeyn vermag; welche ſchon hienieden an den Einen fleiſchlich, an den Andren geiſtlich geſinnet und geſtaltet gefunden wird.

Aus dem innerſten Mark der lebenden Pflanze entfaltet ſich der Mittelpunkt der Blüthe, in welchem ſich, zur Zeit der Zeugung, ein Leben von thierartiger Natur, mit ſeinem eigenthümlichen Begehren und ſeinen bewegenden Kräften regt. Der Moment dieſes Lebens iſt ein ſchnell vorübereilender, ſterblicher; weil ſich das innre Bewegen noch nicht, wiederholt, mit jenem oberen Element zu überkleiden vermag, in welchem und durch welches allein es ſich beſtändig wieder erneuern und ſo fortlebend erhalten kann: mit dem Element des Odems aus der Atmoſphäre. Am Thier und am Menſchen iſt das, was die Pflanze nur auf einen vorübereilenden, vorbildlichen Moment in ihrem Innren empfangen, zu einem für die Zeit des ganzen, jetzigen Daſeyns bleibenden Leibe, zum weſentlichen Organ der Seele ſelber geworden. Dieſer thieriſche Leib erhält ſich aber im Leben und Bewegen nur dadurch, daß er ſich ohne Aufhören mit dem oberen Lebenselement der Luft vereint und überkleidet.

Was die belebende Luft zum thieriſchen Leibe, das iſt der Geiſt zur Seele des Menſchen, deren Leben nur durch ihn und in

ihm ein bleibendes, ein ewiges wird. Das Blut des lebenden Leibes wird bei dem innerſten und weſentlichſten Geſchäft des thieriſchen Lebens: beim Athmen, ſelber zu einer luftartigen Subſtanz; denn Luft iſt das obere Element, mit welchem es zu einem Leib werden, mit welchem es ſich überkleiden und verleiblichen ſoll. Beide denn, das Blut wie das von dieſem begehrte Oxygen, ſind im Augenblick des Athmens: Luft. So bezeichnet — ſinnvoll das Geſchäft des äußeren Lebens mit dem des innren vergleichend — die Sprache aller Zeiten und Völker ſowohl die Seele als noch mehr den Geiſt durch ein Wort, welches zugleich den belebenden Hauch der Luft, den Wind, oder das Emporwallen des tropfbar flüſſigen Elementes zur Dampfform bedeutet, und es vergleichet nicht bloß das Buch der Offenbarung das übermächtig neugeſtaltende Walten des Geiſtes an Seele und Leib mit dem Brauſen eines gewaltigen Sturmwindes, ſondern es erſcheinet auch dem Sokrates der unſichtbare Geiſt gleich einem lebendig wehenden Winde. Die irdiſche Lebensluft, wenn ſie beim Brennen mit dem entzündbaren Stoff ſich vereint, zeiget ſich der Natur und Kraft des Feuers nahe befreundet, ja als ein leuchtendes und wärmendes, läuterndes und verzehrendes Feuer ſelber. So wird auch der Geiſt nach einem höheren Ausdruck der Sprache ein Feuer, und es wird die Ueberkleidung des Elementes der Seele mit jenem des Geiſtes, eine Taufe mit der Kraft des Feuers genannt.

Es wird, durch den Weg der natürlichen Zeugung, einem Tröpflein Blutes die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und ſelbſtſtändige Weiſe den Geiſt der Luft in ſich zu nehmen: zu athmen. Hierdurch entſtehet der ſichtbare Leib, der Leib der Zeit, welcher, nachdem er kurze Zeit geblühet, wie die Blume des Graſes, abnimmt und verwelket und in Staub zerfällt. So wird durch den Weg einer neuen, höheren Zeugung der Seele die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und ſelbſtſtändige Art den Geiſt aus Gott in ſich zu empfangen, mit ihm ſich zu überkleiden. Hierdurch entſtehet der innre, neue Leib, der Leib der Ewigkeit, deſſen Herrlichkeit ohne Aufhören, deſſen Kraft in einem immerwährenden Zunehmen und Wachſen iſt.

Der ganze äußre Menſch, offenbart als lebende Seele durch den lebenden Leib, wird öfters in der Weiſe der alten Sprache

Scheidung des innren Menſchen nach Geiſt und Seele.

§. 44. Es iſt der Leib, welchen menſchliche Gewalt und die Macht der äußeren Elemente ohne Aufhören zu berühren, zu verletzen und ſelbſt zu tödten vermag, nur einer, obgleich derſelbe beſtändig aus dem Verein zweier Elemente, eines unteren, das aus der Speiſe hervorgeht, und eines oberen, das aus der Luft des Himmels kommt, ſich erhält und erzeuget. Ebenſo iſt auch der innre Menſch, ſo iſt die Seele, welche keine menſchliche Gewalt, kein äußres Element zu tödten, noch zu verletzen vermag; nur eine, obgleich das inwendige Leben, ſo wie es in der Sichtbarkeit beſtehet, durch zwei Elemente ſich erhält und bewegt, davon das eine aus der Natur des Leibes hervorgeht, das andre aber aus der Region des Geiſtes kommt. Das eigentliche Ich des Menſchen, die Seele iſt es, welche jetzt dem Fleiſche, jetzt durch eine höhere, ihr zu Theil gewordene Kraft dem Geiſte zu ſeyn vermag; welche ſchon hienieden an den Einen ſinnlich, an den Andren geiſtlich geſinnet und geſtaltet gefunden wird.

Aus dem innerſten Mark der lebenden Pflanze entfaltet ſich im Mittelpunkt der Blüthe, in welchem ſich, zur Zeit der Zeugung, ein Leben von thierartiger Natur, mit ſeinem eigenthümlichen Begehren und ſeinen bewegenden Kräften regt. Der Moment dieſes Lebens iſt ein ſchnell vorübereilender, ſterblicher; weil es das innre Bewegen noch nicht, wiederholt, mit jenem oberen Element zu überkleiden vermag, in welchem und durch welches es ſich beſtändig wieder erneuern und ſo fortlebend erhalten kann: mit dem Element des Odems aus der Atmoſphäre. Am Thier und am Menſchen iſt das, was die Pflanze nur auf einen flüchtigen, vorbildlichen Moment in ihrem Innren empfangen, einem für die Zeit des ganzen, jetzigen Daſeyns bleibenden Leibe, zum weſentlichen Organ der Seele ſelber geworden. Der thieriſche Leib erhält ſich aber im Leben und Bewegen nur dadurch, daß er ſich ohne Aufhören mit dem oberen Lebenselement der Luft vereint und überkleidet.

Was die belebende Luft zum thieriſchen Leibe, das iſt der Geiſt zur Seele des Menſchen, deren Leben nur durch ihn und in

ihm ein bleibendes, ein ewiges wird. Das Blut des lebenden Leibes wird bei dem innerſten und weſentlichſten Geſchäft des thieriſchen Lebens: beim Athmen, ſelber zu einer luftartigen Subſtanz; denn Luft iſt das obere Element, mit welchem es zu einem Leib werden, mit welchem es ſich überkleiden und verleiblichen ſoll. Beide denn, das Blut wie das von dieſem begehrte Oxygen, ſind im Augenblick des Athmens: Luft. So bezeichnet — ſinnvoll das Geſchäft des äußeren Lebens mit dem des innren vergleichend — die Sprache aller Zeiten und Völker ſowohl die Seele als noch mehr den Geiſt durch ein Wort, welches zugleich den belebenden Hauch der Luft, den Wind, oder das Emporwallen des tropfbar flüſſigen Elementes zur Dampfform bedeutet, und es vergleichet nicht bloß das Buch der Offenbarung das übermächtig neugeſtaltende Walten des Geiſtes an Seele und Leib mit dem Brauſen eines gewaltigen Sturmwindes, ſondern es erſcheinet auch dem Sokrates der unſichtbare Geiſt gleich einem lebendig wehenden Winde. Die irdiſche Lebensluft, wenn ſie beim Brennen mit dem entzündbaren Stoff ſich vereint, zeiget ſich der Natur und Kraft des Feuers nahe befreundet, ja als ein leuchtendes und wärmendes, läuterndes und verzehrendes Feuer ſelber. So wird auch der Geiſt nach einem höheren Ausdruck der Sprache ein Feuer, und es wird die Ueberkleidung des Elementes der Seele mit jenem des Geiſtes, eine Taufe mit der Kraft des Feuers genannt.

Es wird, durch den Weg der natürlichen Zeugung, einem Tröpflein Blutes die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und ſelbſtſtändige Weiſe den Geiſt der Luft in ſich zu nehmen: zu athmen. Hierdurch entſtehet der ſichtbare Leib, der Leib der Zeit, welcher, nachdem er kurze Zeit geblühet, wie die Blume des Graſes, abnimmt und verwelket und in Staub zerfällt. So wird durch den Weg einer neuen, höheren Zeugung der Seele die Kraft gegeben, auf eigenthümliche und ſelbſtſtändige Art den Geiſt aus Gott in ſich zu empfangen, mit ihm ſich zu überkleiden. Hierdurch entſtehet der innre, neue Leib, der für der Ewigkeit, deſſen Herrlichkeit ohne Aufhören, deſſen Kraft in einem immerwährenden Zunehmen und Wachſen iſt.

Der ganze äußre Menſch, offenbart als lebende Seele [illegible] den lebenden Leib, [illegible] in der Weiſe der alten

gesellen und so fleischliche Menschen bilden, oder zum Geiste und so den geistlichen Menschen schaffen, jenes wie dieses erinnernd an ein 1 Cor. 6, V. 16 u. 17 angedeutetes Verhältniß (Orig. Comment. in epist. ad Rom. L. I, 5, ed. Par. Vol. IV p. 466). — Christus ist Mittler zwischen Gott und Menschen durch seine Seele (ib. L. III, 8, p. 514); die Seele Christi war geschaffen (ib. p. 515), war gesendet vom Vater (Comm. in Joh. XX, 17 ed. Par. Opp. IV, 351). Alle Menschen handeln getrieben vom Geist, aber es gibt einen Geist der Knechtschaft und Furcht (Röm. 8, V. 15) und einen Geist der Kindschaft (Orig. Comment. in Epist. ad Rom. L. VI, 1, Opp. IV, 593). Der Name ψυχή sollte übrigens nach Origenes (de princip. II, 8, Opp. I, 95) von erkälten (a refrigiscendo) herzuleiten seyn. — Der νοῦς oder mens sey durch sein Herabsinken Seele geworden, die Seele, wenn sie Tugend angezogen, wird wieder Geist (ib. p. 96). — Bei dem Sünder wird nur die Seele in der Hölle gestraft, nicht aber der Geist, welcher von ihr geschieden zu dem zurückgekehrt, der ihn gab (Orig. in Matth. Comment. Ser. 57 s. fin. Opp. III, p. 876). — Der Gerechte aber wird nicht so getheilt, sondern seine Seele gehet mit ihrem Geiste zu Gott (ib. 62, p. 880). — Auch Basilius Cäsariensis unterscheidet Seele und Geist, wenn er sagt: Ein Andres ist was wir selber sind, ein Andres was das Unsrige ist und noch ein Andres das was um uns ist. Wir sind Seele und Geist (nach welchem wir Gottes Ebenbild heißen), unser Eigenthum ist der Leib mit seinen Sinnen, um uns sind Reichthümer, Künste und andre Güter des Lebens (St. Basil. Sorm. XXIV, de honor. parent. exhib. ed. Par. Opp. III, 584). — Im Geist ist das Ebenbild des Schöpfers. Es sind aber im Geist zwei Vermögen, ein gutes, das uns zur Aehnlichkeit Gottes führt, und ein böses, dämonisches, das uns zur Abweichung von Gott treibt (St. Basil. epist. CCXXXIII, Opp. III, 355, 356). — Synesius (de insomn. p. 137) nennt das Unsterbliche in uns als eine πνευματικὴ ψυχὴ oder ein πνεῦμα ψυχικόν. — Gregorius Nyssenus in seinen Büchern περὶ φύσεως ἀνθρώπου und περὶ κατασκευῆς ἀνθρώπου (im letzteren p. 44 — 138 T. I) scheidet den Menschen in drei Theile: den wechselnden, den empfindenden und den vernünftigen, und beruft sich hierbei auf Matth. 22, V. 37; 1 Thess. 5, V. 23, so wie schon auf die Schöpfungsgeschichte. Dennoch erkennet er in seinem Buch περὶ ψυχῆς (T. II, p. 22 — 34 Opp.) im Menschen nur zwei Regionen: die unkörperliche oder unsterbliche und die materielle oder sichtbare an. Die „ungezeugte" Seele, welche den Leib regiert wie Gott die Welt, wird da nur als eine (als innrer Mensch dem äußren) dem Leibe gegenübergestellt. Auch bei Nemesios (περὶ φύσεως ἀνθρώπου) wird der innre Mensch (Seele sammt Geist) überhaupt als vernünftige Seele (ψυχὴ λογική) bezeichnet (z. B. p. 119 edit. Matth.), der Geist aus Gott, der Geist im engeren Sinne des Wortes, als Gottesfurcht (εὐσέβεια). — Einen gemeinsamen Geist, durch alle Lebendigen wirkend, erkennen, wiewohl in roher Form und Ausdruck, die Araber Thophail und Averrhoes. — Die Sonderung des innren und äußren Menschen in Geist, Seele und Leib wurde später besonders von Theophrastus Paracelsus und seiner Schule behauptet und von mehreren Theosophen angenommen, so wie sie auch Rüdiger in seiner Physica divina durchführt. Wir erinnern hierbei auch noch an die Lehre der Chinesen, welche die Seele des Menschen aus zwei Theilen, einem empfindenden (Pe) und einem denkenden (Hang-Hoen) bestehen lassen.

Die oben erwähnte Nebenbedeutung der Worte für Geist und Seele, zugleich als Lufthauch, Wind, läßt sich in den Sprachen der

verſchiedenſten Völker und Zeiten nachweiſen. Die drei oben erwähnten Worte, welche in der hebräiſchen Sprache ſo wie in mehreren ihr nahe ſtehenden andren Sprachen des Orients Geiſt, Leben und Lebenskraft ausdrücken, und mit denen die alten Kabbaliſten drei verſchiedne Kräfte der Seele bezeichnen wollten, haben ſämmtlich jene ſinnvolle Nebenbedeutung, mit welcher die älteſte Menſchenſprache zu erkennen gab, daß ſie die nahe, tiefe Beziehung des Urbildes (in der geiſtigen Welt) zu dem Abbild (in der Körperwelt) wohl verſtehe und anerkenne. Jenes Wort, welches man (ſpäter) zur Bezeichnung für die höchſte Geiſteskraft wählte: Neſchamah, von נָשַׁם, blaſen, wehen,

ſcheint allerdings in ſeinen beiden Bedeutungen zu dieſer Stellung berechtigt. Denn obgleich das nahe verwandte Stammwort im Arabiſchen nur das Wehen eines ſanften, lieblichen Windes andeutet, ſo iſt es doch in der hebräiſchen Sprache (Jeſ. 42, V. 14) von dem ſtarken Hauch (dem Schnauben) des Zornes Gottes gebraucht. Das andre Wort (Ruach, Ru'ch), welches im Hebräiſchen wie in allen verwandten (ſemitiſchen) Sprachen in großer Allgemeinheit Geiſt bedeutet (רוּחַ), bezeichnet zugleich jenen erquickenden Lebensodem der Natur,

der ſich, vermiſcht mit den Düften des Waſſers und der Kräuter, in den kühlen Abendſtunden erhebt: den kühlen Wind der zunehmenden Schatten, der dem Morgenländer der alten Zeit zugleich den Anfang des neuen Tages verkündet. In der Nebenbedeutung als duften, riechen, iſt jenes Wort noch in unſrem deutſchen Wort Ruch, riechen zu erkennen, und zeigt ſich in ihm dem Worte Geiſt (als Duft, Aushauch) nahe verwandt. Endlich, ſo bezeichnet auch das Wort Nephesch den aus- und eingehenden Hauch des Odems, das Blaſen des Windes, wie die belebende Seele. Dieſelben Bedeutungen und Nebenbedeutungen finden wir auch denn in dem griechiſchen Worte θυμός (von θύειν ſtürmen, heftig wehen), mit welchem Plato das höchſte Seelenvermögen bezeichnet. Es iſt zugleich das Schnauben, heftige Blaſen des Odems (Il. V, 698). Das Wort πνεῦμα, welches noch in der Sprache des neuen Teſtamentes für Geiſt gebraucht iſt, zeigt eine gleiche Abſtammung wie das Wort Ruach der hebräiſchen Sprache. Denn πνέειν bedeutet blaſen und wehen, eben ſo wie duften und athmen, z. B. Hom. Odyss. IV, 446; V, 469; XVIII, 130; Il. XX. 446), und eine ganz verwandte Bedeutung und Nebenbedeutung zeigt auch das Wort für Seele: ψυχή, denn es iſt zugleich ein kühlender Hauch oder Athem, und das Stammwort ψύχειν oder ψύχειν wird z. B. Il. XX, 440, eben ſo für wehen und athmen gebraucht als das Wort πνέειν. Darum iſt auch nach Plato's Etymologie im Kratylus die Pſyche ἡ τοῦ ἀναπνεῖν δύναμις. Jene Zweiſeitigkeit des geiſtigen und leiblichen Sinnes wird auf den erſten Blick an den lateiniſchen Wörtern für Seele und Geiſt (anima und animus ſo wie spiritus) erkannt. Denn die erſten beiden, abſtammend von dem Wort ἄνεμος, das noch im Griechiſchen den Wind ausdrückt, ſind Seele, ſo wie Hauch und Wehen, und dieſelbe doppelte Richtung zeigt die noch lateiniſche Wurzel für spiritus. Hat doch ſelbſt die ſlaviſche Sprache für die Worte „Duch" (Geiſt) und „Dusha" (Seele) noch die doppelſinnige Wurzel in dem Worte für wehen, blaſen: „Dutſch" (dutcz) ſich erhalten und für unſer deutſches Wort Seele, das mit „Sehen" ja mit „Seyn" von altverwandter Herkunft ſcheint, ſollte es ſo unmöglich ſeyn, den alten Adel der Abſtammung von einem gleichen, ſinnigen Worte nachzuweiſen? Der treffliche Grimm in ſ. Grammatik Th. II, S. 99 hat die bisherige Schwierigkeit bereits gelöſ't. Das älteſte deutſche Wort für Seele (im Altgothiſchen des 3ten und 4ten Jahrhunderts) heißt

saiv-al-a, daraus ist im Hochdeutschen des 8ten und 9ten Jahrhunderts se-ul-a und sela, im Angelsächsischen sav-el geworden (engl. soul). Die Abstammung des Wortes saivala von saiv-an, welches ein Bewegen wie von Sturmesgewalt ausdrückt, ist sehr wahrscheinlich, obgleich wir in alten Denkmälern nur noch das Wort saivs für das wogende Meer (die Meeresfluth) finden. Das Wort Seele möchte demnach eine ähnliche ursprüngliche Doppelbedeutung haben, wie ἄνεμος u. s. Der gleiche Doppelsinn der Worte für Seele oder Geist ließe sich denn auch in den Völkersprachen der andren Halbkugel der Erde nachweisen. Wie dann in der Sprache das bewegende und belebende Element der Körperwelt mit dem der Geisterwelt gleichen Stammes und Wesens erscheint, so sind es beide auch in der Geschichte des Seyns und Lebens selber.

In Beziehung auf den Inhalt dieses ganzen Abschnittes der Lehre vom Geist und auf die durchgehends und wiederholt gebrauchten Bilder, welche vielleicht manchem Ohr zu materialistisch dünken könnten, möge man sich an manche sonderbar scheinende und doch sehr bedeutungsvolle Aeußerungen des oben ermähnten Gottesgelehrten: F. Ch. Oetinger erinnern. Eine solche über die allgemeine Bedeutung des Wortes Geist führen wir hier an: „Ueberhaupt genommen deutet Geist eine viel dünnere und beweglichere Sache als Luft und Feuer an. Baco de Verulamio, der die eingeschobenen Begriffe ausgemustert, gibt in seinem Buche Sylva §. 98 nicht zu, daß Geist und Leib gar nichts mit einander gemein haben. Die Schrift weiß nichts von Materiali und Immateriali, und doch ist Gott und die Seele und der Geist kein bloßes Materiale. Das Fleisch und Blut Jesu ist vom Geist und Leben nicht auszuschließen. Ohne dieß wird man in ein ewig Gezänk von dem Sinn Jesu über das 6te Cap. Johannis kommen. Geist hat von Gott das Siegel, daß es nicht kann wie ein Körper zerstäubt werden. Geist ist, wo jeder Theil wieder ein Ganzes werden kann. Darum ist auch Feuer kein bloßes, materialisches Wesen; Jesus sagt, diese Worte sind Geist und Leben. Geist ist etwas Unzerstörliches, also ist es weit vom Leibe unterschieden. Geist hat etwas von Gott in sich, das nicht vergeht. Sonst heißt Geist spiraculum, ein Athem, eine Luft, atmis. Gott muß ihn versiegeln, sonst ist es kein Geist, sondern Luft. Salomo sagt: Wer erkennet, daß der Geist des Menschen wieder aufwärts lauft zu Gott, und der Geist der Thiere niederwärts (Pred. 3), das ist schon genug. Im Ezechiel findet man Grund, wie man den Geist concipiren solle."

Der Geist als mütterlich bildende Kraft.

§. 45. Ein alter Lehrer der Kirche, in dessen Schriften der Geist und die Sprache der ersten apostolischen Zeit leben: Irenäus, erkennet in dem Geist des Menschen jene Kraft an, welche bildet und gestaltet; das Fleisch aber sey das, was gebildet und gestaltet werde.

Der Geist war es, welcher nach dem ältesten Wort der Schöpfung als mütterlich waltende Liebe — wie mit brütendem Fittige — über der Tiefe und ihren noch künftigen Gestaltungen schwebete. Wie die Luft, aus welcher alles Leben auf Erden sich

verschiedensten Völker und Zeiten nachweisen. Die drei oben erwähnten Worte, welche in der hebräischen Sprache so wie in mehreren ihr nahe stehenden andren Sprachen des Orients Geist, Leben und Lebenskraft ausdrücken, und mit denen die alten Kabbalisten drei verschiedne Kräfte der Seele bezeichnen wollten, haben sämmtlich jene sinnvolle Nebenbedeutung, mit welcher die älteste Menschensprache zu erkennen gab, daß sie die nahe, tiefe Beziehung des Urbildes (in der geistigen Welt) zu dem Abbild (in der Körperwelt) wohl verstehe und anerkenne. Jenes Wort, welches man (später) zur Bezeichnung für die höchste Geisteskraft wählte: Neschamah, von נָשַׁם, blasen, wehen, scheint allerdings in seinen beiden Bedeutungen zu dieser Stellung berechtigt. Denn obgleich das nahe verwandte Stammwort im Arabischen nur das Wehen eines sanften, lieblichen Windes andeutet, so ist es doch in der hebräischen Sprache (Jes. 42, V. 14) von dem starken Hauch (dem Schnauben) des Zornes Gottes gebraucht. Das andre Wort (Ruach, Ru'ch), welches im Hebräischen wie in allen verwandten (semitischen) Sprachen in großer Allgemeinheit Geist bedeutet (רוּחַ), bezeichnet zugleich jenen erquickenden Lebensodem der Natur, der sich, vermischt mit den Düften des Wassers und der Kräuter, in den kühlen Abendstunden erhebt: den kühlen Wind der zunehmenden Schatten, der dem Morgenländer der alten Zeit zugleich den Anfang des neuen Tages verkündet. In der Nebenbedeutung als duften, riechen, ist jenes Wort noch in unsrem deutschen Wort Ruch, riechen zu erkennen, und zeigt sich in ihm dem Worte Geist (als Duft, Aushauch) nahe verwandt. Endlich, so bezeichnet auch das Wort Nephesch den aus- und eingehenden Hauch des Odems, das Blasen des Windes, wie die belebende Seele. Dieselben Bedeutungen und Nebenbedeutungen finden wir auch denn in dem griechischen Worte θυμός (von θύειν stürmen, heftig wehen), mit welchem Plato das höchste Seelenvermögen bezeichnet. Es ist zugleich das Schnauben, heftige Blasen des Odems (Il. V, 698). Das Wort πνεῦμα, welches auch in der Sprache des neuen Testamentes für Geist gebraucht ist, zeigt eine gleiche Abstammung wie das Wort Ruach der hebräischen Sprache. Denn πνέειν bedeutet blasen und wehen, eben so wie duften und athmen, z. B. Hom. Odyss. IV, 446; V, 469; XVIII, 130; Il. XX, 446), und eine ganz verwandte Bedeutung und Nebenbedeutung zeigt auch das Wort für Seele: ψυχή, denn es ist zugleich ein kühlender Hauch oder Athem, und das Stammwort ψύχειν oder ψύχειν wird z. B. Il. XX, 440, eben so für wehen und athmen gebraucht als das Wort πνέειν. Darum ist auch nach Plato's Etymologie im Kratylus die Psyche ἡ τοῦ ἀναπνεῖν δύναμις. Jene Zweiseitigkeit des geistigen und leiblichen Sinnes wird auf den ersten Blick an den lateinischen Wörtern für Seele und Geist (anima und animus so wie spiritus) erkannt. Denn die ersten beiden, abstammend von dem Wort ἄνεμος, das noch im Griechischen den Wind ausdrückt, sind Seele, so wie Hauch und Wehen, und dieselbe doppelte Richtung zeigt die noch lateinische Wurzel für spiritus. Hat doch selbst die slavische Sprache für die Worte „Duch" (Geist) und „Duscha" (Seele) noch die doppelsinnige Wurzel in dem Worte für wehen, blasen: „Dutsch" (dutex) sich erhalten und für unser deutsches Wort Seele, das mit „Sehen" ja mit „See" von altverwandter Herkunft scheint, sollte es so unmöglich seyn, den alten Adel der Abstammung von einem gleichen, sinnigen Worte nachzuweisen? Der treffliche Grimm in s. Grammatik Th. II, S. 99 hat die bisherige Schwierigkeit bereits gelöst. Das älteste deutsche Wort für Seele (im Altgothischen des 3ten und 4ten Jahrhunderts) lau-

Ursache des Schönen und Rechten (Aristot. de anim. I, 2; Plat. Cratyl. 400; 413). Von des Irenäus Darstellung der Wirkung des Geistes war schon S. 708 die Rede. — Stellen der Schrift, auf welche im vorstehenden §. hingedeutet ist, sind: Gen. 1, V. 2; Act. 17, V. 28; Sap. 1, V. 7; Ps. 35, V. 6; Hiob 33, V. 4; Joh. 3. V. 6; 1 Kön. 3, V. 9, 11; Ps. 26, V. 2; Ps. 51, V. 12; Ps. 119, V. 36; Prov. 16, V. 2; Jerem. 24, V. 7; Jer. 31, V. 33; Act. 15, V. 9; 1 Cor. 6, V. 17; Ephes. 4, V. 4. — Ueber die gestaltende und bildende Kraft der Säuren und des Sauerstoffgases nach Mitscherlich u. A. vergleiche man oben die §§. 5 und 12.

Der Geist als selbstthätig bewegende Kraft.

§. 46. Die Lehre vom Geist ist es, in welcher die anscheinend sich widersprechendsten Wahrheiten einander begegnen, und zuletzt sich vereinen: die Wahrheit, daß ein geistig Gutes sey, aber auch ein Böses von der Natur des Geistes. Die Wahrheit, daß dem Menschen durch das Leben aus Gott ein vollkommen freier Wille gegeben sey, sich zu erwählen das Gute oder das Böse; und die Wahrheit, daß der Geist des Menschen ein dienendes, bewegtes Werkzeug sey, in der Macht eines höheren, allbewegenden Geistes. Die letztere dann und die Form und Weise, in welcher die Offenbarung, so wie der Glaube der Heiden und Völker sie erkannt und dargestellt, wollen wir hier zuerst erwägen.

Einstimmig nennen alle Sprachen, in denen noch die ursprüngliche geistige Kraft und Bedeutenheit der Worte lebt, die Weise, wie der Geist, welcher Gott ist, auf den Geist des Menschen wirke: das Anwehen, Einhauchen eines lebendigen Odems aus dem Schöpfer in das Geschöpf. Es wiederholt sich bei diesem Einhauchen des Lebensodems in die Seele des Menschen die Geschichte seiner anfänglichen Belebung: die Begeisterung des innren Menschen aus Gott erscheint als eine Schöpfung der höheren Ordnung. Denn als Gott den Menschen aus der rothen Erde gebildet, da blies er ihm einen lebendigen Odem ein (Gen. 2, V. 7).

Der Ausdruck der alten Sprachen, wenn er von dem Werk der Begeisterung redet, gründet indeß noch tiefer. Jener lebendige Odem, der von oben kommt, ist ein Wort, ist eine Stimme Gottes, und es wird, wie dieß Cicero bemerkt, schon in dem Wort Orakel auf jenen Mund von göttlicher Art und

erhält und ernährt, alle Weſen unſrer planetariſchen Sichtbarkeit umfaſſet und durchdringet; ſo umfänget und durchdringet der Geiſt von oben das Reich der Seelen, denn in ihm leben, weben und ſind dieſelben. „Der Weltkreis iſt voll des Geiſtes des Herrn.“

Es ſind im Gebiet der unorganiſchen Körperwelt die Säuren, zuletzt denn in ihnen iſt es der Sauerſtoff der Luft, welcher den einzelnen Geſteinen und Salzen ihre beſondre, regelmäßige Geſtalt gibt. So iſt alles Heer des Himmels, ſo iſt der Menſch durch den Geiſt aus Gott gemacht, und es iſt dieſer Geiſt, welcher dem Menſchen das Herz bildet, und welcher, wie er im Verborgenen den noch ungebornen Leib der Zeit bereitet: ſo in dem innren Grund der Seele den Menſchen der Ewigkeit geſtaltet. Dieſer, der neue Menſch, kann nicht aus dem Leibe, er muß aus dem Geiſt erzeugt werden; denn was vom Fleiſch geboren wird, das iſt (vergängliches) Fleiſch, und was vom Geiſt geboren wird, das iſt Geiſt.

Wie denn die Alle umfaſſende Luft in unſrer Sichtbarkeit ein Band der Vereinigung und des beſtändigen Wechſelverkehrs der lebenden, athmenden Weſen iſt, ſo der Geiſt von oben ein Band des gemeinſamen Lebens der aus dem Geiſt gebornen Seele mit Gott; ein Band des Vereines „zu einem Leibe und einem Geiſte“ zwiſchen allen den Seelen, in denen eine und „dieſelbe Hoffnung“ ein und daſſelbe Sehnen nach einem künftigen Seyn der Ewigkeit lebet.

Die Mutter iſt es, welche das in ihr empfangene Leben mit der Kraft ihres eignen Lebens ſtärket und erhält, ſie iſt es (nach §. 44), welche ſtellvertretend für das noch Ungeborne die Nahrung des irdiſchen Elementes empfängt und den belebenden Odem ſchöpfet. So vertritt, mit unausſprechlichen Kräften, der mütterlich waltende Geiſt, in deſſen Tiefe der Menſch des Jenſeits ſich geſtaltet, die Stelle dieſes noch nicht zum Licht und ſelbſtſtändigen Weſen Ausgebornen, und hilft beſtändig ſeiner Schwachheit auf, und es iſt in den Stunden einer höheren Bekräftigung nicht der Menſch der Erde, welcher redet, ſondern der Geiſt von oben.

Erläuternde Bemerkungen. Der Geiſt, dem Unbegränzten (der Vielheit) gegenüber iſt das Bewegende und Ordnende und die

das vereinende Organ zwiſchen Menſch und Gott; er iſt das Organ eines Mitgefühles in Gott, mit dem Menſchen.

In der Sprache, dem einigen Vorzug des Menſchen vor den andren Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit, wird dann, wenn der Lebensodem von oben waltet, die Stimme jenes Mitgefühles, das in Gott iſt, vernommen. Dieſes iſt die göttliche Kraft, von welcher Plato redet: die Kraft, welche öfters, ihnen ſelber unbewußt, durch die Menſchen, die ſie ergriffen, zu andren Menſchen ſpricht; denn nicht ſie ſind es, welche reden, ſondern Gott iſt es. — Es wird auch nach einem Ausdruck der Schrift das alleinige Walten des göttlichen Bewegens im Mitgefühl des Menſchen von jenem Zuſtand unterſchieden, in welchem das menſchliche Wollen und Bewegen mit dem göttlichen ſich vereint, und es ſpricht darum der Apoſtel von einem Beten im Geiſte und einem Beten im Sinne (ἐν τῷ πνεῦ).

In dem Stimmorgan des Leibes wird der bewegende Trieb, welcher anderwärts vom Nerven aus den Muskel erſchüttert und die Glieder regt, als Ton vernehmlich, und es ſind die Stimmorgane ein allvereinender Sammelpunkt und Ausgang der bewegenden Kräfte. Es iſt kein andres Organ des Leibes ſo leicht, ſo ſchnell und doch ſo mächtig beweglich durch den Willen als das der Stimme. So iſt die Kraft des Geiſtes, welche Gott der Seele des Menſchen gab, ein Bewegungsorgan, ſie iſt ein dienendes Glied der Kraft des Geiſtes aus Gott. Dieſer Geiſt iſt es, welcher den Menſchen dringet: zu zeugen von dem, das aus dem Geiſte iſt; er iſt es, welcher Geiſt und Herz mächtig beweget, wann und wie Er will. Und dennoch iſt ein eigner Wille im Menſchen da, fähig und kräftig, dem Geiſte zu widerſtehen, fähig, ſein Walten zu lieben oder zu haſſen. Es bezeuget alsdann der Geiſt, der von oben iſt, als eine Stimme des Gewiſſens dem Menſchen, was Leben und was Tod ſey, und der belebende Odem bekleidet ſich hier mit der Kraft des verzehrenden und züchtigenden Feuers, wie dort mit der Kraft des nährenden, lieblichen Waſſers.

Es iſt aller Anfang des geiſtigen Seyns und Lebens aus dem Geiſt in Gott. Wie die Begeiſterung eines ſtaubgebornen Menſchen andren Menſchen ſich mittheilt und dieſe erfüllet, und doch hierbei ſelber nicht abnimmt, ſondern nur noch wächſet; ſo

Kraft hingedeutet, welcher ſein eignes Wort in den Mund des Menſchen legt und aus dieſem ſpricht.

Wir begegnen hier abermals in der Lehre vom Geiſt einem ſolchen vereinenden Organ, dergleichen wir oben im §. 16 am Leibe und im §. 34 an der Seele des Menſchen kennen gelernt; einem Organ, in welches und von welchem die Kräfte zweier verſchiednen Regionen ein- und ausgehen. Nach der Bedeutung des Wortes, mit welchem einige alte Sprachen des Orients den Himmel nennen (Feuerwaſſer), erſcheint die Luft als ein Weſen, in welchem beides: die Kraft des belebenden, aber auch zerſtörenden Feuers, ſo wie des milden, allernährenden Waſſers wohnet. So walten in dem Stimmorgan der Seele: dem Mitgefühl, die gemeinſamen Bewegungen eines eigenen, inwohnenden und eines fremden (höheren) Lebens, und das leibliche Stimmorgan ſchwebet zwiſchen den beiden Mächten des Leibes: der oberen, des Hauptes, und der unteren, der Glieder; ſein Leben und innres Bewegen gehet von beiden aus und zu beiden. Dieſes leibliche Stimmorgan iſt zum Athmen der Luft des Himmels gemacht, in welcher beide: die Natur des Feuers und die Kraft des Waſſers wohnen; es iſt aber auch zugleich zum Ausdruck jener gemeinſamen Bewegungen eines äußren und innren Lebens gemacht, welchen wir Stimme nennen und Sprache.

Der Geiſt, wenn hier der niedrere, abbildliche Ausdruck erlaubt iſt, erſcheinet als das Stimmorgan Deſſen, der von Anfang war und iſt und in Ewigkeit ſeyn wird. Siehe in Ihm ein Angeſicht des Feuers, deſſen Anblick kein Geſchaffener erträgt, und ein Seyn des lieblichen, lebendigen Waſſers; aus beiden aber und von beiden iſt der Geiſt. Es iſt dieſer ein lebendiger Odem aus Gott, welcher alles Leben der Weſen durchdringt und erhält. Gleich dem Mitgefühl der Seele, in welchem zweier Leben Regungen ſich durchdringen und verſtehen, iſt es der Geiſt, in welchem die beiden Angeſichte Deſſen, der ohne Anfang war, ſich begegnen und erkennen.

Feuer und Waſſer, und aus beiden die Luft: zu ihr geſellet ſich in unſrer Sichtbarkeit als viertes Element die Erde. Die allumfaſſende, alldurchdringende Luft führet über die Erde den Thau und befruchtenden Regen des Waſſers, und gibt und ernähret auf ihr die Flamme des Feuers. So iſt der Geiſt

das vereinende Organ zwiſchen Menſch und Gott; er iſt das Organ eines Mitgefühles in Gott, mit dem Menſchen.

In der Sprache, dem einigen Vorzug des Menſchen vor den andren Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit, wird dann, wenn der Lebensodem von oben waltet, die Stimme jenes Mitgefühles, das in Gott iſt, vernommen. Dieſes iſt die göttliche Kraft, von welcher Plato redet: die Kraft, welche öfters, ihnen ſelber unbewußt, durch die Menſchen, die ſie ergriffen, zu andren Menſchen ſpricht; denn nicht ſie ſind es, welche reden, ſondern Gott iſt es. — Es wird auch nach einem Ausdruck der Schrift das alleinige Walten des göttlichen Bewegens im Mitgefühl des Menſchen von jenem Zuſtand unterſchieden, in welchem das menſchliche Wollen und Bewegen mit dem göttlichen ſich vereint, und es ſpricht darum der Apoſtel von einem Beten im Geiſte und einem Beten im Sinne (ἐν πνῷ νῷ).

In dem Stimmorgan des Leibes wird der bewegende Trieb, welcher anderwärts vom Nerven aus den Muskel erſchüttert und die Glieder regt, als Ton vernehmlich, und es ſind die Stimmorgane ein allvereinender Sammelpunkt und Ausgang der bewegenden Kräfte. Es iſt kein andres Organ des Leibes ſo leicht, ſo ſchnell und doch ſo mächtig beweglich durch den Willen als das der Stimme. So iſt die Kraft des Geiſtes, welche Gott der Seele des Menſchen gab, ein Bewegungsorgan, ſie iſt ein dienendes Glied der Kraft des Geiſtes aus Gott. Dieſer Geiſt iſt es, welcher den Menſchen dringet: zu zeugen von dem, das aus dem Geiſte iſt; er iſt es, welcher Geiſt und Herz mächtig beweget, wann und wie Er will. Und dennoch iſt ein eigner Wille im Menſchen da, fähig und kräftig, dem Geiſte zu widerſtehen, fähig, ſein Walten zu lieben oder zu haſſen. Es bezeuget alsdann der Geiſt, der von oben iſt, als eine Stimme des Gewiſſens dem Menſchen, was Leben und was Tod ſey, und der belebende Odem bekleidet ſich hier mit der Kraft des verzehrenden und züchtigenden Feuers, wie dort mit der Kraft des nährenden, lieblichen Waſſers.

Es iſt aller Anfang des geiſtigen Seyns und Lebens aus dem Geiſt in Gott. Wie die Begeiſterung eines ſtaubgebornen Menſchen andren Menſchen ſich mittheilt und dieſe erfüllet, und doch hierbei ſelber nicht abnimmt, ſondern nur noch wächſet; ſo

erfüllt der Geiſt alles Leben, das zum Geiſt geboren iſt, und ſeine Fülle nimmt hiervon nicht ab, ſondern bleibet ewig dieſelbe.

Erläuternde Bemerkungen. Der Geiſt (νοῦς) iſt es, welcher nach Anaxagoras Einſicht hat in das Zukünftige und Vergangene (Diog. Laërt. II, 6; Simpl. phys. fol. 33, b). — Das was zur wahren, rechten Liebe des Schönen führt und der Quell alles Herrlichen in der Menſchennatur iſt, nennt Plato die wahre oder göttliche Begeiſterung (Phaedr. 244 sqq.; 264).

Die griechiſchen Worte θεόπνευστος, ἐμπνευστός, wie ſchon das Homeriſche Wort πεπνυμένος, vom Worte πνέειν, hauchen, bedeuten ſämmtlich wie die lateiniſchen Ausdrücke: inspiratio, inspiratus, spiritu divino instinctum esse (Liv. V, 15) und wie afflatus dei, afflatum esse numine; inflari divino spiritu (Cic. Arch. 8) nach dem obenerwähnten Doppelſinn eine Einwirkung des Geiſtes Gottes auf den Geiſt im Menſchen, welche in ihrer Region jener des Einhauchens oder Anwehens von einem belebenden Odem gleich iſt. Aus dem oberen Lebensodem kommt alles innre, geiſtige Leben Cic. natura deorum II, 66. Der Geiſt aus dem Munde Gottes רוּחַ פִּיו יְהוָה iſt die φήμη, φάσις, das λόγιον der Griechen, das oraculum (nach Cicero ab ore seu oratione deor.) der Römer. Es ſind die נְבִיאִים Boten und Bevollmächtigten Gottes; die Propheten hatten nicht bloß nach der eignen Ausſage der heiligen Schrift, ſondern auch nach Joſephus (c. Ap. I. 7) ἐπιπνοίαν θεοῦ, und es ſind bei Homer (Il. XII, 228) die Wahrſager θεοπρόποι: Männer, die ſtatt Gott reden, Stellvertreter der Gottheit. Sänger und Dichter ſind deßhalb ἀγιοί und θεῖοι, durch welche die Gottheit wie durch willenloſe Werkzeuge redet: μαντεύουσιν, ὅς ἐνὶ θυμῷ ἀθάνατοι βάλλουσι (Odyss. I, 200. 201. XV. 172, verglichen mit Od. I, 347 und XXII, 346). Daſſelbe bezeugen die Verfaſſer des Talmud und Joſephus. Plato in ſeinem Dialog Jo ſagt faſt mit denſelben Worten wie 2 Petr. 1, V. 21 und Matth. 10, V. 20; Marc. 13, V. 11; Luc. 12, V. 12 ſtehet: „Nicht ſie (die gottbegeiſterten Dichter und Propheten) ſind es, die reden, ſondern Gott" οὐχ οὗτοί εἰσιν οἱ ταῦτα λέγοντες. Denn es könne der Dichter nicht dichten, der Prophet nicht weiſſagen, wenn er nicht von Gott begeiſtert und über ſich ſelber erhaben wäre. Nur Gottesкraft, nicht Menſchenkunſt oder Beredſamkeit gäbe hier die Rede, ja die Gottheit nähme jenen Begeiſterten das eigne Nachdenken und Bewußtſeyn und rede ſelber durch ſie zu uns als durch Boten und Stellvertreter. Und im Dialog Menon ſagt derſelbe begeiſterte Weiſe: mit Recht nenne man die Propheten Werkzeuge der Götter und Göttliche, da ſie ſelbſt nicht wüßten, was ſie redeten. — Es iſt nach dem Ausdruck der alten Sprache die Gottesbegeiſterung ein unwiderſtehlich heftiger Trieb (ὁρμή) ein furor divinus, μανία, daher die Redensarten corripi, agitari deo, pati deum; κατέχεσθαι ἐκ θεοῦ, φέρεσθαι. Jeſ. 48, V. 16; Matth. 4, 1; Marc. 1, 12; Luc. 4, V. 1; 14, 14; Act. 8, 29 u. 39; 11, V. 28; 18, V. 5; 20, V. 22; Röm. 8, V. 14; Pſ. 143, 10. — Doch iſt hierbei ein Widerſtand möglich nach Gen. 6, V. 3 und vielen andren Stellen. — Nach Philo iſt die Offenbarung des Pentateuch dem Moſes auf dreifache Weiſe geworden: 1) unmittelbar aus der Perſon Gottes (ἐκ προσώπου τοῦ θεοῦ); 2) durch Zwiegeſpräch, als Antwort auf Fragen; 3) aus Moſis Perſon, welcher jedoch von Gottes Geiſt erfüllt und ergriffen war (Phil. Jud. de Mose L. III, 681, ed. Mang. II, 165). — Die gemiſchte Bedeutung, die ſich in dem alten orientaliſchen Wort für Himmel findet (von einem feurig-Flüſſigen), hatte in der Lehre des

Diogenes von Apollonia die Luft, als Urelement. M. v. Porphyr. Phys. fol. 6, a; 32, b.

Der Geist als inwohnend im Menschen.

§. 47. Es wird, so sahen wir oben in §. 24, unter allen Lebendigen seiner Sichtbarkeit nur der Mensch fähig gefunden, die innre Freude auf eine äußerliche und leibliche Weise, durch eigenthümliche Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Stimmorgane auszudrücken: nur der Mensch vermag im eigentlichen Sinne des Wortes zu lachen. Hierzu ist seinem Angesicht ein Werkzeug der Bewegung gegeben (nach §. 24), welches den eigenthümlichen Reiz desselben nicht wenig erhöht, und welches bei keinem äußerlich etwa nahe verwandt scheinenden Thiere gefunden wird. Als sollte durch dieses Vorrecht der äußeren Menschennatur, wenn auch nur abbildlich, jener Vorzug des innren Menschen angedeutet werden, aus dem Kampf und der Arbeit der Creaturen endlich zum Genuß des Friedens, vom Sehnen zur Erfüllung zu gelangen (§. 8).

Freude wird in den Sprachen der Völker öfters durch ein Wort bezeichnet, welches zugleich ein Emporschwingen oder den Zustand eines Emporgehobenseyns andeutet. Es ist das Wort Freude nicht allein in unsrer, sondern auch in andren Sprachen dem Wort für Frieden und Freiheit stammverwandt. Wie der Bewohner des Gewässers nicht durch die Flossen allein, sondern durch die im Innren des Leibes verwahrte Luft emporschwimmt zur Oberfläche des Meeres, wie der Leib des Vogels durch die überall in ihm, selbst bis in die Höhlung der Röhrenknochen und der Federkiele ergossene Luft so leicht, und hierdurch zum Emporfluge geschickt wird; so ist es der in das Wesen des innren Menschen ergossene Geist, welcher allein unsre Natur zum Genuß des Friedens, der Freude und der Freiheit fähig machet. Denn es ist der Geist das vereinende Element, in welchem und durch welches die Natur des sterblichen Menschen zum Mitgefühl mit der Natur und dem Wesen der Gottheit gelanget (nach §. 46), worinnen das Leben der Creatur zum Leben des Schöpfers sich geselle. In Gott aber ist Friede, Freiheit, Freude, darum ergießet diese drei in die Seele des Menschen der Geist, der in ihm wohnet; denn er ist der Seele

als Schwinge des Annahens zu Gott verliehen, als Lebensodem, der ihn, wie die leichte Himmelsluft im Leibe des Vogels, über das Element der Mühe und der Angſt emporhebt, in die Region eines ewigen Seyns. Darum ſaget jener alte Lobgeſang: meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Heilandes. Denn auch die lebendige Seele, welche in der Lerche wohnet, wenn dieſe hinaufſchwebet zum Lobgeſange, erhebet in ihrer eigenthümlichen Kraft den Herrn; aber freuen in dem lebendigen Gott, mit einer Freude, ſelber von göttlicher Natur, kann ſich nur der innre Menſch durch den Geiſt, weil nur er eines wahrhaften Mitgefühles, weil nur er einer lebendigen Gemeinſchaft mit dem Quell alle Seligkeit und Freude fähig iſt.

Es iſt der Geiſt des Lebens aus Gott, welcher auch, wie der Lichtſtrahl das durchſichtige Glas (§. 43), das Seyn und Weſen des Thieres durchdringt und dieſes zum Werk ſeines Lebens bewegt. Die Seele aber des Menſchen wird von jenem Geiſt nicht bloß auf ſolche Weiſe durchdrungen, wie der Lichtſtrahl ſpurlos durch den Kryſtall gehet, ſondern ſie wird von ihm auf eine ſelbſtſtändige Art des Innenwohnens belebt und erfüllt, wie der Körper, der in eignem Lichte flammt und leuchtet, wie die Kerze, wenn ſie einmal am wärmenden Feuer ſich entzündet, nun ſelber in ihrem Kreiſe einen Schein gibt und wärmet. Von keinem Thiere wird geſagt wie vom Menſchen, daß Gott ihm den lebendigen Odem ſeines Mundes eingehauchet; darum iſt auch kein andres lebendiges Weſen der Erde zum Bilde Gottes, zum Bild, das Ihm gleich ſey, geſchaffen, und hiermit zum Herrſcher über alle Seelen der Thiere geſetzt. Den Thieren ward allein der alte Segen ertheilt: fruchtbar zu ſeyn und ſich zu mehren und zu erfüllen das Meer und den Boden der Erde. Hiermit ward der erſchaffenen Form und Richtung der Arten eine beſtändige Dauer. Das einzelne Thier aber ſtirbt, und ſein Leben verlöſchet wie der Schimmer, welcher nicht ſelbſtſtändig im durchſichtigen Glas wohnte, ſondern von außen hereindrang, wenn der Tag ſich [illegible] gegen flammet fort, im ſelbſtſtändi[illegible] Nacht genommen; ſo lebet der Men[illegible] des Geiſtes, auch wenn der Leib im [illegible]

Die Sprache des Geiſtes ſelber vergleichet das Weſen des
iſtes mit der allumfangenden, der belebenden Luft, in welcher
lebendigen Weſen athmen und ſind: ſie vergleichet ſein eigen-
mliches Walten und Bewegen mit dem Bewegen eines gewal-
n Windes. Die Seele des Menſchen allein dann iſt dazu ge-
cht, in dieſen Aether der Geiſter ſich zu erheben; ſie iſt unter
n lebendigen Seelen unſrer Sichtbarkeit das einzige geflügelte
ſen. Die andern, gleich den gehenden und kriechenden Thie-
, ſind durch ein nach unten ziehendes Band der Schwere
eb. Sal. 3, V. 21) an das Seyn der Leiblichkeit gebunden,
Menſch des Geiſtes ſchwebet auf zum Fluge.

Wenn der leichte Vogel ſich emporſchwingt in die Luft,
rblickt er frei den Boden und erkennet Alles, was auf die-
ſtehet; der Wurm aber, der in der Scholle des Bodens
er lebt, ſiehet nichts. Der Menſch, wenn ſich die Kraft
es Sehens in den Zuſtänden eines innren Hellſeyns (nach
ch) aus der Region ſeines eignen Auges in die eines fremden
es (des Magnetiſeurs) oder in die eigne, innre und höhere
er: in jenen tiefer gelegnen Mittelpunkt, welcher dem Auge
er ſein innres Licht und die Empfindung des äußeren Lichtes
. ſiehet den eignen Leib, mit derſelben Deutlichkeit, in
cher ihn ein fremdes, äußeres Auge überblickt, er ſiehet ſo-
das innre Gewebe der Blutgefäße und Nerven, erkennt
Lebendige Bewegen der Eingeweide. So vermag auch die
le des Menſchen ſich ſelber zu betrachten und zu erkennen,
n ſie ſich aus der Region ihres eignen, untergeordneten
ns in jene eines höheren, in jene des Geiſtes erhebt. Nur
h das Seyn im Geiſte gelanget der innre Menſch zum ei-
lichen, menſchlichen Selbſtbewußtſeyn. Darum weiß der
nſch das was in ihm iſt nur durch den Geiſt, der in ihm iſt.
Dieſer Geiſt des Selbſterkennens, weil er Theil hat nicht
an dem eignen, ſondern auch an einem höheren und gött-
n Seyn und Leben, ſiehet aber auch, ſo lange er treu in
Bund der Furcht und Liebe zu ſeinem Urſprung bleibet,
was Gottes iſt und es iſt der Geiſt, welcher zeuget,
Geiſt Wa[illegible]m; der [illegible] welcher Alles, auch die
fen der [illegible]-ſcher.
Wenn [illegible] die [illegible]ren Erkennen deſſen,

das aus Gott iſt, redet, unterſcheidet ſie immer an dem ſelbſtbewußten, nach dem Sinne der Welt auch noch ſo hochgebildeten Menſchen zwei verſchiedene Zuſtände, davon ſie den einen den natürlichen, den andren aber den geiſtigen (den aus dem Geiſt gebornen) nennet. Der natürliche Menſch, ſagt der Apoſtel, vernimmt nichts vom Geiſte Gottes; es iſt ihm eine Thorheit, und kann es nicht erkennen, denn es muß geiſtlich gerichtet ſeyn. Die Erwägung dieſes Unterſchiedes der Richtung und Weiſe des innren Lebens des Menſchen führet uns zur Betrachtung der Lehre von dem freien Willen, von der freien Wahl zwiſchen einem Guten und einem Böſen; eine Betrachtung, welche erſt hier ihren eigentlichen Ort finden konnte. Denn wie ein leibliches Weſen erſt dann entweder daher oder dorthin ſich bewegen kann, wenn es losgelaſſen zwiſchen beiden Stätten ſchwebt: ſo gelangt auch der innre Menſch zu dem Vorzug der freien Wahl und ſelbermächtigen Bewegung, nur durch die Freiheit, welche ihm die Natur des inwohnenden Geiſtes gegeben.

Erläuternde Bemerkungen. Die wahre Luſt wird von der Seele dann empfunden, wenn dieſelbe mit dem wahrhaft Seyenden, mit Erkenntniß und Tugend erfüllt wird. Denn der ſelbſterkennende Geiſt hat ſeine Luſt an dem Beſitz des Wahren und Guten (Plat. de rep. IX, 585, e; 580, d). Das Schauen der Wahrheit (welches durch den ſelbſterkennenden Geiſt geſchieht) gewährt nach Ariſtoteles die größeſte, reinſte, ſicherſte Luſt (Ethic. Nic. X, 7). Jene Güter, die uns das Schauen des Göttlichen gewähren, ſind die beſten. (Ethic. Eudem. VII, 15). Es iſt Fülle der Luſt in dem vernünftigen und guten Handeln (Ethic. Nic. X, 5), und beſſer iſt es eine kurze Zeit eine große Luſt zu genießen, als lange Zeit nur eine geringe; beſſer ein Jahr ſchön zu leben, als viele Jahre ſo wie ſich's eben macht (Ethic. Nic. IX, 8; Eud. VII, 6). —

Der νοῦς wird von Philo mit einem ſich aufwärts ſchwingenden Vogel (de mund. opif. 15, ed. Mang. I, 16; de plantat. Noe 217, ed. Mang. I, 333); die Weisheit aus Gott mit der die Einſamkeit (in Gott) liebenden und ſuchenden Turteltaube verglichen (quis rer. divin. haeres 498, ed. Mang. I, 490, 491). Des Weiſen Eigenthum iſt die (aufwärts gerichtete) Hoffnung (deter. potior. insid. 180, ed. Mang. I, 217). Die von Gnade (χάρις) erfüllte Seele iſt trunken von Freude. — Ohne göttliche Gnade iſt es nicht möglich das Sterbliche zu verlaſſen und am Unſterblichen beſtändig zu hangen (ἄνευ γὰρ θείας χάριτος ἀμήχανον λειποταχῆσαι τὰ θνητὰ ἢ τοῖς ἀφθάρτοις ἐμπαραμεῖναι; Phil. Jud. de ebrietat. 26, ed. Mang. Vol. I p. 379).

Die Freude iſt nach Origenes eine Frucht des Geiſtes; eben ſo Liebe, Friede, Geduld, Keuſchheit. — So wie die Früchte des Geiſtes in uns gedeihen, ſterben dagegen die ihnen entgegengeſetzten des Fleiſches in uns ab (Orig. Comment. in Ep. ad Roman. L. VII, 14 ed Par. IV p. 592 sqq.). Die Fähigkeit zu lachen iſt eine Eigenthümlichkeit der Natur des Menſchen (de liber. arbitr. I, 18, ed. Par.

I, 577). — Gott iſt aber, nach Philo, der Urheber des Lachens der Freude (deter. potior. insid. 178, ed. Mang. I, 215). — m iſt die Freude ein Gut der Güter (SS. Leg. Alleg. III, 77, I p. 104), denn die (eigentliche, wahre) Freude iſt nur ein Ei- ıum Gottes; die Freude des Menſchen iſt getrübt (id. de Abrah. Opp. II, 29). — Freude erhebt die irrationale Seele, wie das ungsmittel den Teig (de septenar. et fest. Dieb. 1193, Opp. 95).

Der oben im §. erwähnte Doppelſinn des Wortes, welches freuen und ich emporgehobenwerden oder ſich emporheben bedeutet, findet ſich un- ıdrem in den hebräiſchen Verben עָלַם, גִּיל, und auch עוּר, im Latei-

n exsultare u. ſ. Auch unſer deutſches Wort Freude iſt mit frei oder eit aus einem gemeinſamen, an Bedeutungen ſehr reichen Stamm roffen. Ueber dieſe Wirkung der innren Freude auf das leibliche gen vergl. m. oben S. 160. Die Freude ſo wie der Frieden und reiheit, welche in Gott und aus Gott ſind, finden ſich unter anö- angedeutet in folgenden Stellen der Schrift: Röm. 15, V. 13 ; 1 Cor. 14, V. 33; 2 Cor. 3, V. 17, ſo wie 13, V. 11; 1 . 5, V. 23; 2 Theſſ. 3, 16; Gal. 5, 22; Jeſ. 65, V. 19; 61,); Pſ. 9, 3. Die Seele als eine Stimme Gott zu loben, der aber als das Organ der Freude in und aus Gott: Luc. 1, V. . Schon Nemeſios, der Biſchof zu Emiſa in Phönizien, erkennet nem Werk: περὶ φύσεως τοῦ ἀνθρώπου p. 55 als eine ganz be- ıe Eigenthümlichkeit der Menſchennatur die Fähigkeit zu lachen an. ndre Stellen der Schrift, auf welche ſich der Inhalt des §. bezog I Joh. 5, 6; 1 Cor. 2, V. 10 u. V. 14.

n einem geiſtig Guten und geiſtig Böſen.

§. 48. Es wird ſeit dem Anbeginn unſres Geſchlechts an latur des Menſchen das eifrige Ringen nach einem innren en bemerkt, welcher nur in dem Einverſtändniß unſres s mit einem göttlichen Geſetz und Willen gefunden wird; Sehnen nach einer Befreiung, welche dem Toben und dem en der thieriſchen Begierde und der wilden Leidenſchaft ein machet, und fortan dem Geiſte es verſtattet, ungehemmt innren Zug nach oben zu folgen: dem Zuge nach dem ichen und Guten. Aber ſchon in den frühen Morgenſtunden eſchichte, da über dem friedlich, wie im Verband der Fa- n lebenden Geſchlecht der Tag noch nicht ſo heiß geſchienen, r Stachel der Noth und des geſellſchaftlichen Zwanges die che Neigung noch nicht ſo tief mit ſeinem Gift durchdrungen ie zur blinden Leidenſchaft geſteigert, vernehmen wir die :. daß der innren, eingebornen Luſt des Menſchengeiſtes m ewig Guten, daß dem Sehnen nach dem lebendigen eine ebenfalls eingeborne Luſt an dem, das ewig nicht

gut, ſondern böſ iſt, entgegenſtehe. Und dieſe Luſt nach unten iſt von Natur mächtiger, als das Sehnen nach oben, und reißet den Menſchen beſtändig mit ſich hinab, zu dem, was den Geiſt in ſeinem Innren betrübt, weil es jenen Frieden ſtört, welcher des Lebens höchſtes Gut iſt.

Wer es nun auch dem Menſchen geſagt haben möge, daß dieſes Hingeben in einen Zug, welchem das Thier ohne innre Hemmung folget: das Hingeben in den Zug der Mordluſt, der Zerſtörungswuth, der tückiſchen Verſtellung, des niedren Sinnentaumels böſ, daß es Sünde ſey, gewiß iſt, daß er dieſes von Anfange an fühlte und erkannte. Dieß bezeugen bei allen Völkern der alten Welt die Altäre, an denen der Menſch durch Opfer den Zorn der Gottheit über die Sünde verſöhnen wollen; dieß bezeugen die tauſendfältigen Weiſen der Büßungen, der Weihen, der Reinigungen.

Selbſt in der lieblich bewegten Zeit eines claſſiſchen Alterthumes, da der mächtig erwachte Geiſt des Erkennens und künſtleriſchen Schaffens über der hehren Luſt am Gelingen ſeines Werkes ſo manche äußre Noth, ſo manchen Schmerz der ſterblichen Menſchennatur vergeſſen, ſchweigt jene Stimme der Klage nicht: der Klage über eine innre Gebundenheit des Geiſtes, über eine natürliche Neigung des Herzens zum Verderben. Es klaget der alte Weiſe von Athen: Sokrates, bei Plato über das allgemeine Verderben ſelbſt jener Völker, welche an Erkenntniß und Wiſſenſchaft vor allen andern hoch ſtünden, und ſcheut ſich nicht dieſes allgemein herrſchende Verderben eine Krankheit zu nennen, welche durch kein Heilmittel menſchlicher Kunſt und Erfindung entfernt werden könne. Selbſt die Natur der Kinder, will der „ſonſt ſo heitre“ Verſtand eines Plato nicht frei von dieſem innren Verderben, nicht gut finden, denn wären ſie dieß (lernte der Menſch nur am fremden Beiſpiel das Böſe, wie der Vogel den Geſang), ſo dürfe man ja die Kinder nur einſperren, um ſie gut zu machen. Jenes Uebel, den Hang zum Böſen, nennet Ariſtoteles ein angebornes, und der ernſte Forſcher bei Tusculums Eichenhain bekennt es frei, daß wir von der Stunde der Geburt an befangen ſind von ſündlichem Verderben, gegängelt von verkehrtem Wahn, genährt ſchon an der Bruſt der Mutter mit dem Irrthum. Er

klaget unverhohlen den Willen des Menſchen an, daß dieſer taub ſey gegen die Winke und Gebote eines Geſetzes, welches mit unverkennbar deutlichen Zügen der Natur eingeſchrieben ſey. Es ſpricht ſelber die ſonſt ſcherzende Dichtkunſt des Alterthumes von einer beſtändigen Hinneigung unſres Weſens zu dem Verbotenen, von einem Sehnen nach dem, was uns das ernſte Geſetz verſagt, oder von einem innren Erkennen, welches das Gute ſiehet und billigt, dennoch aber hingeriſſen wird zum Böſen, und jener berühmte Spruch des Sopater will behaupten, daß es dem Menſchen angeboren ſey, zu ſündigen.

So hat zu allen Zeiten der redlich nach Wahrheit forſchende Verſtand daſſelbe erkannt, was uns die Offenbarung in allen ihren Unterweiſungen ſaget: daß der Menſch von Natur mächtiger ſey zum Verderben geneigt, als zum Heile, mehr zum Tod denn zum Leben, und daß nicht menſchliche Kunſt noch Kraft, ſondern nur ein göttliches Erbarmen ihn retten könne von dem Verderben, das ſeinen Fuß umſtricket. Denn es iſt nach einem Spruche des königlichen Predigers kein Menſch, der nicht ſündige, und jener Dulder, deſſen Geiſt in einem ſchweren Gericht vor Gott geängſtet und geprüfet ward und da Gnade gefunden, weiß es wohl, daß ein Menſch nicht rechtfertig beſtehen möge vor Gott, denn vor Ihm, ſaget ein alter Sänger des göttlichen Lobes, ein Sänger, erfüllt von Gottes Geiſt, iſt kein Lebendiger gerecht, vor Ihm ja ſind alle Menſchen Lügner. Darum wird der Menſch zum Unheil geboren, wie die Vögel ſchweben, empor zu fliegen, denn Sünde iſt der Leute Verderben. Es klaget ein Apoſtel, daß das Geſetz geiſtlich ſey, der Menſch aber fleiſchlich, unter die Sünde verkauft, habe zwar das Wollen, ihm fehle jedoch das Vollbringen des Guten. Und ein andrer, liebevoll und ernſtlich warnend, ſaget: ſo wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelber, und die Wahrheit iſt nicht in uns.

Doch, was iſt Wahrheit? fragte jener Gewaltige, welcher Macht hatte, den Gebundnen zu kreuzigen oder ihn loszugeben. — „Sprüche und Geſänge des alten Orients, von den Völkern einſt für heilig, ja für göttlichen Urſprungs gehalten, was ſind ſie zwiſchen mir und dir. Sokrates und Plato, Ariſtoteles und Sopater, Cicero und Seneca, ſie waren befangen von einem

alten Wahne, der aus der Traumzeit der alten Väter bis zu ihnen herangewachſen. Hätten ſie zu unſren Zeiten gelebt, in unſren Zeiten der Helden in dem Kampf um Freiheit: um das Zerreißen der alten Sklavenbanden (Pſ. 2, V. 2 u. 3), der alte Wahn wäre auch ihrem heitren Geiſte unterlegen."

Es wiſſen jene Weiſen unſres Tages, von denen ein altes Buch ſagt: „ja, ihr ſeyd die Leute, mit euch wird die Weisheit ſterben", anders von der Natur des Menſchen zu reden, als die Weiſen des Alterthumes und das Buch der Bücher. Ihnen hat es etwa der Gott Ratio-Mäuſim, welchen ſie, ſtatt des von ihnen verachteten Gottes ihrer Väter, „ehren, mit Gold, Silber, Edelſtein und Kleinoden", beſſer gelehrt. Der Menſch iſt nach dieſer Lehre von Natur gut oder weder gut noch böſe. Es ſind auch an ſich weder unſre Neigungen und Begierden böſe, noch die Befriedigung derſelben unterſagt, ſo lange durch ſie nicht die bürgerliche Ruhe und die Ordnung der Geſellſchaft geſtört wird, denn es gehen bei dem Menſchen die Neigungen und Triebe eben ſo natürlich aus dem, von Anbeginn an, ihm anerſchaffnen Weſen hervor, als die Triebe des Thieres aus der dieſem anerſchaffnen Natur, ja als das Fallen des Steines zum Boden aus der jenem eingepflanzten Schwere. Es iſt etwa bei dem einen Menſchen ſchon ſeit der Entſtehung des Leibes im Schoße der Mutter dieſer Theil des Gehirnes, bei dem andren ein andrer Theil in etwas vorherrſchendem Maße entwickelt worden, und ſiehe, jener kann dem wilden Triebe zur Wolluſt, dieſer dem Drange zu morden ſo wenig widerſtehen, vermag ſo wenig ſich in den Schranken der bürgerlichen Ordnung zu halten, als der Stein auf dem Waſſer zu ſchwimmen. Eine körperliche Anlage, zufällig dem Leibe ſchon im Augenblick ſeines Entſtehens eingeprägt, machet den einen ſo unempfänglich gegen alle Stimme einer höheren Vernunft, als das Eis zum Brennen. Es ſind eigentlich und zuletzt die unverſchuldeten körperlichen Anlagen, welche wir an dem nur bemitleidenswerthen Verbrecher beſtrafen, und was die Moral der Seele als Sünde zugerechnet, iſt immer nur Gebrechlichkeit oder Krankheit des Leibes."

Nach einer andren Lehre von minder rohem Anſchein, welche jedoch daſſelbe will, was die eben erwähnte erſtrebet, ſind zwar die Anlagen zu der einen oder der andren Richtung unſrer be-

ehrenden und selbstthätig wirkenden Natur, bei verschiednen Menschen verschieden, und es liegt namentlich in dem einen, on der Geburt an ein etwas mächtigerer Hang zur sinnlichen ust oder zum Zorn, als im andren, aber es lebt zugleich in em Menschen, so wie er ist, ganz die Kraft, den Hang zu m sogenannt Bösen zu überwinden und gut zu werden, wie ch dem Ausspruch eines berühmten Philosophen in unsrem illen die Kraft liegt, den Sturm der Krankheit zu beschwich-en, und dem Leibe zu gebieten, daß er gesund sey.

Wohlan dann, liegt die Anlage zu dem, was die alten cher die Sünde, der Leute Verderben nennen, in der Bil-ng oder Mißbildung oder in einer krankhaften Verstimmung s leiblichen Organs, was suchen wir andre als leibliche Ver-hrungs- oder Heilmittel? Ist im Willen des Menschen allein Kraft, dem innren Verderben zu gebieten und zu einer gött-en Freiheit und Reinheit des Geistes emporzuwachsen, warum ist die Geschichte der Völker und einzelnen Menschen in alter neuer Zeit den Ausspruch, nicht bloß des Weisen von Athen, dern der wahrhaft Weisen aller Zeiten, nicht Lügen? den sspruch: „daß die innre, allgemeine Krankheit des Menschen-stes durch keine Heilmittel menschlicher Kunst und Erfindung hoben werden könne.“ Ist nicht überall und zu allen Zeiten Anfang der innren Veredlung und Besserung eben diese müthige Selbsterkenntniß gewesen, deren Ausspruch wir be-eiten wollten? (m. v. den Abschn. VII.)

Ist der Mensch von Natur gut, liegt in ihm selber die aft, gut zu seyn und gut zu werden, dann bedürfen wir — s ist der Sinn jener Lehren — keines Erlösers, wir fragen ht nach Gnade und göttlichem Erbarmen, uns ist keine Gott-t vonnöthen, als die eigne, uns inwohnende Gottheit. Ist Lehre, daß eine Sünde sey, ein Wahn, ist das, was wir de nennen, an sich gut, weil es natürlich ist, und wird es nur durch die augenfälligen Störungen, welche es in der eren, bürgerlichen Ordnung oder in den innren Lebensbe-ungen unsres Leibes anrichtet, zu etwas Gesetzwidrigem, so ie Lehre von dem Unwillen und dem Ernst, nicht des mensch-n, sondern eines göttlichen Richters ein alter Wahn; denn t hat uns so — mit allen unsren Neigungen und

Trieben — erſchaffen, er kann ſein eignes Thun nicht tadeln, noch weniger es ſtrafen. Ein alter, verkehrter Wahn iſt dann die Lehre, daß eine Vergebung der Sünden, eine Tilgung der Sündenſchuld nöthig ſey, wiewohl ſich dieſer Wahn, ſchon nach Plutarchs Zeugniß, ſo allgemein verbreitet findet, daß kein Volk auf Erden geweſen, welches ihn nicht „durch Opfer, Reinigungen und andre gottesdienſtliche Gebräuche" ausgeſprochen und demſelben zu genügen geſucht hätte, und wiewohl das, was dieſer Wahn ſagt, die allgemeine laut ſchreiende Stimme des Gewiſſens iſt.

Es wird, bei einer ernſtlicheren Prüfung dieſer Ausſprüche, ſchon bedenklich gefunden, daß jene Richtung des verkehrten Menſchenwillens, welche wir Sünde nennen, an unſrer Natur von ſo ganz andrer Art und Geſtalt erſcheine, als die etwa für verwandt gehaltenen Aeußerungen der Begierden und innren Aufregungen in der äußerlich auch noch ſo ähnlichen, thieriſchen Natur. Zwar ob auch dieſer jetzige Zuſtand der uns umgebenden Lebendigen: der Zuſtand einer unaufhörlichen gegenſeitigen Reibung und Zerſtörung ſchon der urſprüngliche und älteſte geweſen, das wollen wir hier nicht unterſuchen; gewiß iſt, daß auch, ſo wie das jetzige Thier neben dem Menſchen daſtehet, das Thun des erſteren zu dem des andren kaum ſich verhalte, wie das leiſe Hinrollen einer Kugel am Boden zum gewaltigen, Alles zerſchmetternden Herabſturz eines Steines aus großer Höhe, ja wie die bloße Abbildung der Peſt zu Mailand und Toulon, von Künſtlerhand, zu den Schmerzen und dem giftigen Aushauch der Seuche ſelber.

Laſſen wir bei dem Vergleich beider ſelbſt nur jenen innren Schönheitsſinn urtheilen, deſſen Beſitz wir mit Recht als eines der köſtlichſten Vorrechte unſrer Natur rühmen, ſo wird uns dieſer über den Menſchen etwas ganz Andres ſagen, als über das, ſcheinbar nach gleicher Richtung bewegte Thier. Vergeblich hat der Menſch, wenn er nach einem alten Mährlein der früheren Naturbeſchreiber dem Vielfraß eine Unmäßigkeit andichtete, welche eines gewaltſam künſtlichen Gegenmittels bedürfte, oder der kleinen kamtſchadaliſchen Sparmaus die Luſt an narkotiſchen Wurzeln, womit ſie bei ihren Feſten ſich berauſche, das Thier zu einem Mitgenoſſen ſeiner eignen Schuld zu machen verſucht, und

hierdurch dieſer Schuld einen mildernden Anſchein geben wollen, weil ſie ſogar unter den Thieren nicht ohne Beiſpiel ſey. Es friſſet kein Thier der Erde, wenigſtens im freien, natürlichen Zuſtand, bloß dem Kitzel des Gaumens zu gefallen, und mehr als das Bedürfniß der Natur erfordert, und auch die reichlichſt genoſſene Mahlzeit wird bei dem Thier etwa nur eine bald vorübergehende Schwerfälligkeit und Hemmung der Glieder zu dem ſonſt gewohnten Flug oder Lauf, nicht aber ein ſelbſtvorausgeſehenes, mit Bewußtſeyn bewirktes Erkranken herbeiführen; es wird kein Thier der Erde durch Unmäßigkeit im Genuß der Speiſe ſich den Tod bereiten oder beſchleunigen, vielmehr iſt bei ihnen allen der Grund des Todes der Hunger oder das Aufhören der innren Zertheilung der Speiſe (nach §. 22). Das Bild des Berauſchten, welcher mit grinſendem Lachen in ſeinen eignen Eingeweiden wüthet und in dem eignen Unflathe ſich wälzet, ſuchen wir vergebens, auch nur im ſchwächſten Abbild, in der uns umgebenden Thierwelt auf. Und wie ſollte die wohlthätige Fanghenſchrecke, wenn ſie, auf den vier Füßen des Rumpfes einhergehend, mit den emporgehobenen, ſägenartig geſchärften Vorderfüßen emſig nach dem ſchädlichen Gewürm ſuchet und die Zerſtörer der Saaten tödtet, ein Bild der tückiſchen Verſtellung, ein Bild jener giftigen Heuchelei ſeyn, in welcher zuweilen der entartete Menſch den Tod in ſeinem Innren mit dem lieblichen Schein des Lebens; das Aergſte und Niedrigſte mit dem Truggewand des Höchſten und Heiligſten bedecket. Ein ſolches furchtbar verzerrtes Menſchenweſen findet auf dem ganzen Boden der Erde, findet in der Luft und in dem Gewäſſer kein ſichtbares Weſen, das ihm gleiche, findet da nirgends auch nur die Spur eines Ebenbildes ſeiner eignen, innren Geſtaltung. So iſt auch das Spiel, welches, wie in dämoniſcher Begeiſterung, die Helden der Revolution unſres Nachbarlandes mit der Todesangſt und den Todesqualen ihrer menſchlichen Schlachtopfer getrieben; es iſt die Luſt an der Pein der Brüder etwas ganz Andres, als das Spiel der Katze oder des jungen Tigers mit dem lebendig erbeuteten Thier, und wir kennen kein lebendiges Weſen, welches Gefallen an dem muthwilligen und für es ſelber nutzloſen Zerſtören der Werke eines fremden Fleißes und fremder Kunſt fände wie der Menſch. Denn der Haſe benagt den neugepflanzten Baum aus Hunger,

die Larve des Immenkäfers führet der Weg zu ihrer Speiſe durch die künſtlichen Zellen des Bienenſtockes; der Baumſchänder aber verdirbt die zarte, junge Pflanzung einer fremden, fleißigen Hand, weil er das ſtille Leben, das im Gewächs ſich kund gibt, aus innrer Verderbtheit haſſet, und der ihm ähnliche Mordbrenner läſſet den Haß gegen das ſtille, hehre Wirken und Schaffen der Menſchenkunſt und des Menſchenglückes, durch das Entzünden und Zertrümmern der Gebäude und Städte aus.

Wenn in den Sprachen das Abweichen der Menſchenſeele von der Bahn des Geſetzes, wenn das Sündigen ein Fallen genannt wird, ſo verhält ſich dieſes Fallen beim Menſchen zu dem, was etwa im Leben und Weſen des Thieres von ähnlicher Art erſcheinet, wie ſich der Fall eines ſchweren Geſteines aus großer Höhe zum Boden zu dem Fall eines Körpers vom Gewicht der Flaumenfeder aus gleicher Höhe verhält. Es beſchleunigt und verſtärkt ſich beim Geſtein die Kraft des Fallens näher zum Boden hin in furchtbarem Maße, und zuletzt erhitzt und entzündet ſich, was an ihm brennbar iſt; ſein Auftreffen auf den Boden wirkt mit zerſchmetternder Gewalt. Die Flaumenfeder aber, von der Luft getragen, tauchet ſanft in die Tiefe, und der Windhauch erhebt ſie von Neuem.

Was iſt es dann, was „dem Fallen“ der Menſchenſeele dieſe beſondre Kraft gibt, das innre „Rad des Werdens“, wie der Brief eines Apoſtels es nennet, mit Gluth des Abgrundes zu entzünden und das eigne Weſen zu zerſchmettern? — Die Schrift nennet das, was den Fall ſo beſchleuniget und verſtärket: das Geſetz. Denn, ſo ſaget der Apoſtel, „der Stachel des Todes iſt die Sünde; die Kraft aber der Sünde iſt das Geſetz. — Ich wußte nichts von der Luſt, wo das Geſetz nicht hätte geſagt: laß dich nicht gelüſten. Da nahm aber die Sünde Urſach am Gebot und erregte in mir allerlei Luſt. Denn ohne das Geſetz war die Sünde todt, als aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig. — Das Gebot war es, was mir zum Tode gereichte, welches mir doch zum Leben gegeben war.“ So iſt es denn das Geſetz, welches „nur Zorn anrichtet“, und es ſind, „die mit des Geſetzes Werk umgehen, unter dem Fluche.“

Und dennoch nennet derſelbe Apoſtel dieſes Geſetz heilig und das Gebot heilig, recht und gut. Der Mund der Wahrheit ſel-

ber, welcher gekommen war, das Gesetz zu erfüllen und von dem Fluche desselben uns zu erlösen, da Er ein Fluch für uns ward, Er, welcher des Gesetzes Ende ist, saget mit einem Eid der festen Versicherung: „wahrlich, bis daß Himmel und Erden zergehe, wird nicht zergehen der kleinste Buchstabe, noch ein Titel vom Gesetz, bis daß es Alles geschehe." So ist das, was der Sünde des Menschen ihre Kraft gibt, das, was ohne ein göttliches Erbarmen, „welches die, so unter dem Gesetz waren, erlösete, damit sie die Kindschaft empfingen", eine Ursache des Todes, ein Anlaß des Fluches ward, zugleich heilig und soll dauern, bis daß Himmel und Erden zergehen? Es erreget dieser Anschein des Widerspruches der einen Eigenschaft jener „durch das Geschäft der Engel" dem Menschen gewordnen Gnadengabe, gegen die andre ein tiefes Staunen, und dem Geist wird beim Hinabsehen in die Tiefe bange.

Wir nennen in der Natur die Weise, in welcher die Geschwindigkeit eines von oben nach unten fallenden Körpers von Moment zu Moment sich höher steigert, ein Gesetz. Gesetz nennen wir die Weise, in welcher die Wärme wirkt und sich vertheilet, noch mehr aber jene, in welcher die Anziehung der Sonne oder eines andren Körpers mit der Entfernung des angezogenen Körpers abnimmt. Es ist denn ein allgemeines, ein in seiner Wirksamkeit weise und hehr erscheinendes Gesetz, welches währen wird, bis daß diese Erde und ihre Nachbarwelten selber vergehen oder andre werden, was den Körper bei seinem Fallen hinab zum Boden zieht; es ist ein feststehendes Gesetz der Natur, welches der Wärme der Sonnenstrahlen, wenn sie durch die dichten Schichten des Luftkreises hinab auf die dichteren, dunklen Körper des Bodens treffen, ihre auflösende, den Zusammenhang zertrennende Gewalt gibt.

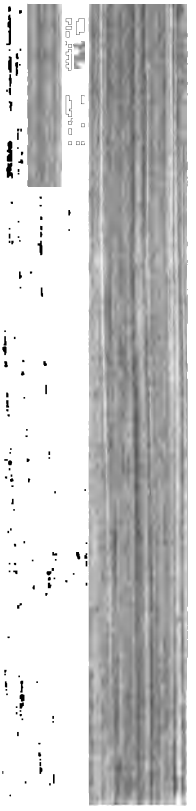
Die Schwere wirkt wohl auf Alles, was irdisch ist; der Stein wie der Dampf des Wassers, die Frucht, die vom Baume fällt, und der Vogel, der sich von seinem Neste erhebt, das in den Zweigen des Baumes ist, fühlen alle ihren Zug. Aber das Wasser in der Form des Dampfes hat die Natur der leichten Luft angezogen, und wird deßhalb von der Luft getragen; in dem Vogel lebt eine selbstständige Kraft des Aufschwunges, welche mächtiger ist, als der Zug der Schwere. Aus der heißen,

ſumpfigen Ebene am Fuße der Apenninen, aus der Ebene, da der Strahl der Mittagsſonne die Seuche ausbrütet, da der grünenden Flur ſtatt des lieblichen Duftes ein Gifthauch des Fiebers entſteiget, erhebt ſich der ſchnelle Falke hinauf zum Gipfel des Gebirges. Da wehet ein erquickender Wind durch den Wald der Kaſtanien, aus dem Felſen mit heilſamen Kräften entſpringet der Quell, an welchem die Freundin der Höhen, Aeſculaps Schlange wohnet; duftendes Kraut zur Geſundheit des Menſchen entwächſet dem Boden. Doch der hier wohnende Menſch bedarf der Heilkräuter nur ſelten oder nie. Denn es ſtärket ſchon die balſamiſche Luft des Gebirges und der Trunk aus dem Quell die Glieder; der Flug des Falken, wenn er aus der drückenden Luft der Tiefe da hinaufſchwebet, wird freudiger und ſchneller, der krankende Hirte des Thales fühlet alsbald an dieſen Felſenbächen ſich erfriſchet und geneſen.

Es iſt aber dieſelbe Sonne, welche die heißen, ſumpfigen Ebenen der Tiefe bebrütet, und welche den ewigen Frühling des hohen Thales von Quito beſtrahlet; es iſt dieſelbe Sonne, welche die dünne Luft unſrer Hochalpen an einem Sommermittage nur ſo mäßig erwärmet, während in dem Nachbarthale der heiße Dunſt in einer kochend wallenden Bewegung iſt; dieſelbe Sonne, welche die weiße Platte von Holz oder das durchſichtige Glas faſt noch kalt gelaſſen, wenn ſie den daneben ſtehenden Körper von dunklem Eiſen ſehr fühlbar erwärmte. Es iſt nicht der Körper an ſich und die elementare Beſchaffenheit deſſelben, welche den Sonnenſtrahlen ihre auflöſende, zerſtörende Kraft gegen denſelben gibt, ſondern ſein gröber leiblicher, dichter Zuſammenhang, ſeine Dunkelheit und Undurchſichtigkeit ſind es, gegen welche das Geſetz der Erwärmung durch die Sonne mit feindſelig ſcheinender Gewalt gerichtet iſt. Die magnetiſche Kraft der Erde ſtrömt beſtändig durch unſre lebenden Glieder aus und ein, der Zug der Schwere wirket beſtändig auf den Leib, und wir fühlen kaum oder gar nicht dieſe Einwirkung; ſo mag es gar wohl auf jenem herrſchenden Centralkörper unſrer Planetenwelt eine leibliche Natur geben, an welcher das Licht und die Wärme nichts zu zerſtören und aufzulöſen finden, weil ihnen dieſe Natur ſo nahe verwandt und befreundet iſt, wie die heimathliche Kraft des Magnetismus der irdiſchen Leiblichkeit.

Wirkt denn das Geſetz der Schwere als eine zerſchmetternde, unheilbringende Gewalt bloß auf die dichten, eigenſchweren Körper, wenn dieſe von ihrem natürlichen Ruhepunkt hinweg in eine Region erhoben wurden, in welcher das leichte, zarte Gewölk ſchwebet, ohne in Gefahr zu ſeyn hinabzuſtürzen; wirkt die Sonne mit unmäßig erhitzender Gewalt nur auf die dichteren Luftſchichten der Tiefe, nicht auf die zarteren der Höhen, ſo wird auch wohl jenes Geſetz, von welchem die Schrift redet, nur am Menſchen zu einer Urſache des Todes und des Fluches werden, weil am Menſchen und im Menſchen, vor andren Lebendigen ſeiner Sichtbarkeit, etwas iſt, was auf beſondre Weiſe, widerſtrebend, zu jenem Geſetz ſich verhält.

Wenn wir nach dieſem Etwas im Menſchen, welches für ihn das Geſetz zu einer Kraft der Sünde machet, forſchen, ſo ſcheinet zuerſt ein Verdacht auf die Leiblichkeit zu fallen, als ſey dieſe der Grund der Verkehrung von einem an ſich Guten und Heiligen in ein Schädliches. Wir wiſſen, ſagt der Apoſtel, daß das Geſetz geiſtlich iſt, ich aber bin fleiſchlich, unter die Sünde verkauft. Das Fleiſch iſt es, durch welches die Kraft zur Erfüllung des Geſetzes geſchwächet und dieſe Erfüllung unmöglich ward, „bis daß Gott ſeinen Sohn in der Geſtalt des ſündlichen Fleiſches ſandte, und verdammte die Sünde im Fleiſche durch Sünde.“ Es wollte jenes Geſchlecht der älteſten Zeit, deſſen Weg auf Erden verkehrt und verderbet geweſen, ſich nicht ſtrafen laſſen von dem Geiſt aus Gott, weil es Fleiſch war, denn, wie ein ſpäteres Buch ſaget: fleiſchlich geſinnt ſeyn iſt der Tod, weil es eine Feindſchaft gegen Gott iſt. Darum warnet ein Apoſtel vor den fleiſchlichen Lüſten, weil dieſelben gegen die Seele ſtreiten, und von einem andren werden jene Spötter der letzten Zeiten, die da Rotten machen, Fleiſchliche genannt, die keinen Geiſt haben. Es wird, wer auf das Fleiſch ſäet, vom Fleiſche das Verderben ernten, denn offenbar ſind die Werke des Fleiſches: Ehebruch und Mord und Unreinigkeit. — Ja ſelbſt Jene, welche zwar im Fleiſche wandeln, aber nicht fleiſchlicher Weiſe ſtreiten, müſſen es beſtändig fühlen, daß wenn auch der Geiſt willig iſt, doch das Fleich ſo ſchwach ſey; denn das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt und den Geiſt wider das Fleiſch, und es ſind dieſe beiden beſtändig wider einander. Sie müſſen es bekennen, daß



öfters ſein Ich nennt, dieſes Fleiſch, in wel
wohnet, öfters mit jenem Namen bezeichnet
§. 40 in ſeiner höchſten und ehrwürdigſten
lehrte, mit dem Namen des ſichtbaren Leibes,
wunderbar bereitete, und deſſen Odem ein
ſtändig erhält. Dieſem ſichtbaren Leibe, bevo
geheiligt und zu einem Tempel des lebendige
iſt, gilt jenes Seufzen: ich elender Menſch,
löſen von dem Leibe dieſes Todes?

Scheinet doch in vielen Stellen der S
Leib des Menſchen, ſondern die ganze ſichtba
Verdacht zu theilen, zu welchem uns die früh
des §. 40 und 41 nie berechtigen konnten. De
Welt, welche, ſammt Allem das in ihr iſt,
und welche einſt voll werden ſoll der Herrlichk
nicht bloß jenes Weſen der Endlichkeit bezei
gehet mit ſeiner Luſt, ſondern ein Bleiben de
Fremdlingſchaft, in welcher der Menſch, de
nur Angſt hat, denn die Welt erkennet das, n
iſt, nicht als das Ihre, ſondern haſſet daſſelb
ſich freuet der Thräne des Gerechten, ſie iſt es,
Gottes nicht lieb haben, deren vergängliche
Denn ſo Jemand die Welt lieb hat, in dem
des Vaters, ja der Welt Freundſchaft iſt

in etwas rechtfertigen wollen, jene Lehre voll innren Widerspruches und Gefahren, daß nur die Materie, als solche, das Böse, im Gegensatz zur Gottheit, welche gut ist, sey? Denn die Materie, mit Gott von einem gleichen ewigen Anfange und Bestehen, und nicht durch ihn oder aus ihm geschaffen, sey als das Vernunftlose, ja der Vernunft Entgegengesetzte, der Anfang alles Widerstreites gegen das Göttliche, welches das an sich Vernünftige und Denkende ist. In jener wäre mithin der Anfang und Ursprung alles Bösen, das in der Welt ist, in diesem der Anfang alles Guten. Die Seele, wenigstens die gute Seele im Menschen, sey von Gott, der Leib aber aus der Materie, und das innre Lebensbewegen, das aus dem Leibe komme, sey deßhalb eine böse oder vernunftlose Seele, im Verhältniß zu der inwohnenden guten und vernünftigen. Es erscheint alsdann der Leib als ein drückender Kerker, in welchem die Seele seufzet, bis sie der Tod aus der harten Gefangenschaft lösmachet, obwohl nach jener alten Lehre bei Plato die Schuld des eignen Willens, des eignen Gelüstes nach der Sinnenwelt, die Seele aus den oberen Räumen da hinabgesenkt. —

So müßte dann der Stein böser und hassenswerther seyn, als die Pflanze, und das schwere, am meisten nach der Tiefe hinabstrebende und darum materiellste Gold vor allen am meisten. Die Pflanze wäre hassenswerther, als das Thier, denn in jener herrschet das Vernunftlose mehr vor, als in diesem; das Thier wäre aus demselben Grunde böser, als der Mensch, in welchem unter allen Lebendigen der Sichtbarkeit die vernünftige und denkende Seele, die geistige Natur aus Gott am kräftigsten waltet, am meisten vorherrscht. Es wäre dann unter allen Dingen unsrer Sichtbarkeit etwa das Gold jenes, welches selber mit dem Ursprung alles Bösen am nächsten verwandt, am meisten nach diesem hinabstrebt und gezogen wird, der Mensch könnte dieß am allerwenigsten seyn.

Diesem spielenden, zu sehr an der Oberfläche liegenden Einwurf, welcher jedoch, etwas tiefer gefaßt, nicht ganz ohne Wahrheit ist, begegnen allerdings die Schriften der denkenden Alten selber, und es ist, wie wir schon oben gesehen, in ihnen ein Ahnden von der Bedeutung des freien Willens, von einem tiefen (in der Seele selber) gelegnen und eingebornen natürlichen

in der Betrachtung und Aussage der uns umg
gründet.

Es ist, namentlich durch die Lehre des C
die Bedeutung und den Werth des Leibes und d
lichkeit ein verklärender Glanz gefallen, seitdem
Wesens Anfang war, die Natur des Leibes
sündlichen Fleisches an sich genommen. Ein
welchen die Offenbarung selber anstellet, lässe
hältniß unsres innren Menschen ein Abbild
Verhältniß des Herrn zu seiner Gemeinde. D
sollen Christi Glieder, unser ganzer Leib ein
Geistes aus Gott. Dieser unser vergängliche
klärt uns wieder werden (§. 41). Darum ist
der Seele an ihren Leib eine so tief gegründ
und es lässet dieses natürliche Gefühl dem Men
eignes Fleisch zu hassen, sondern er nähret e
und es ist, nach dem Spruch eines Weisen, d
ziger, welcher sein eignes Fleisch betrübet; e
uns nicht von dem eignen Fleische zu entzi
zu warten, doch also, daß es nicht zeil wer

Das aber, was den Leib des Menschen
jenem des Thieres zu einem Werkzeug der Sü
tigkeit machet, liegt nicht in der Leiblichkeit
haupt, sondern es hat einen tieferen Grund.

des Leibes und seiner Vergnügungen nach eignem Wohlgefallen. Wenn dann bei dem unmündigen Thiere die Zeit zu irgend einer andern für die eigne oder für die Erhaltung des Geschlechts nothwendigen Lebensbewegung gekommen, da werden ihm die nöthigen Kräfte, da werden ihm in seiner äußeren Umgebung, mit dem erwachenden Triebe zugleich, die nöthigen Mittel gegeben. Einige schwerfällige Vögel unsrer Felder und Wiesen, welche den übrigen Theil des Jahres kaum die dringendste Gefahr zu dem kurzen Flug von wenig hundert Schritten zu zwingen vermag, empfangen plötzlich, wenn im Herbste die Zeit des Wanderns gekommen, auf vorhin unmöglich geschienene Weise die Kraft, über das Thal und die hohe Alpenkette, über ferne Länder und weite Meere zu fliegen. Es wird der Kreuzschnabel mitten in der kältesten Zeit des Winters in seine heimathlichen, nordischen Fichtenwälder zurückgerufen, um hier das Geschäft des Zeugens und Brütens der Jungen zu besorgen, und es sind ihm zugleich, in dem alsdann reifenden Fichtensamen, die nöthigen Mittel zur Erhaltung des eignen, wie des Lebens der Brut gegeben. Eine Weisheit, welche mütterlich den Haushalt der Natur versorgt und leitet, sendet die wohlthätigen Schaaren des Samarmog (Turd. roseus) in das von Heuschrecken überdeckte Land, rufet die Iltisse und Eulen zur Erleichterung der von Mäusen verheerten Flur herbei, führet die wandernden Tauben dahin, wo die Fülle der überkräftigen Natur, einer Ueberschwemmung gleich, aus ihrem Bett getreten, ihre Dämme durchbrochen. Es sind die Thiere, gehalten an dem leitenden Instinct, Boten und Diener einer überall waltenden Naturkraft, welche sie leitet dahin sie will. Nicht nach der Lust des Gaumens, sondern nach bestimmtem Maß und zu bestimmtem Zwecke sättigt sich das Thier, ihm ist die Bahn der Wanderung, ihm ist die Zeit des Verkehres der Geschlechter nach einem höheren Rath, nicht nach eigner Wahl und Lüsternheit, fest bestimmt. So ruhet das Thier, wie das unmündige Kind, am Schoß der Mutter, welche das schwache Werkzeug trägt und ernährt; es ruhet, ohne Gefahr sich zu zerschmettern, wie den Stein oder die festgewurzelte Pflanze am Boden: während der Mensch, wie durch eine fremde Gewalt vom Boden gerissen und erhoben, in einer freien Höhe schwebt, in welcher ihn das Gesetz der Schwere, das den ruhenden Stein an seinem Orte

hält, auf ganz andre Weiſe ergreift und bewegt, als ren ſichtbaren Lebendigen.

Zwar auch des Menſchen Odem bewahret ein Auf oben, zwar auch ihn tränket und nähret wie an Mut ein ewiges Erbarmen; aber ihm ſcheinet zugleich die A geben, dieſe Mutter zu verlaſſen und dem Gehorſam g Stimme ſich zu entziehen. Der natürliche Menſch, du Inſtinct gehalten und geleitet, reißet die Gaben de Natur an ſich aus Lüſternheit, auch wenn ſie ihm und jene Wilden, welche von Einigen für Beiſpiele ſprünglichen, ja des reineren „Naturzuſtandes“ un ſchlechts gehalten worden, zerſtören mit einer unb wilden Gier zum Branntweintrinken den elenden Le ſchwächen und betäuben ihn durch den eingeathmeten R Staub narkotiſcher Kräuter. Es wird, verſetzt in die F rer durch Civiliſation erkünſtelten Genüſſe, ein ſolcher menſch“ alsbald ein Opfer der Unmäßigkeit und Lü während ſelbſt der Affe, durch einen eingepflanzten Inſt warnt, in der Gefangenſchaft ſolche Speiſen verſchmäht, ihm ſchaden würden. So brauchet der Menſch der äu er tur, er brauchet den eignen Leib und ſeine bewegten o lenden Glieder wann und wie und in welchem Maße er wi dieſer freie Gebrauch gereichet ihm häufig zum Scha **Verderben, und wir ſehen unſer Geſchlecht gerade da, wo i tur ihre Segensfülle am reichlichſten um daſſelbe ergoß der Genuß von außen am unverwehrteſten iſt, am tiefſt ſunken und entartet: neben dem äußeren Paradies ein Wüſte, durchglüht von ſengend heißen, zerſtörenden Be**

Gerade dieſe Freilaſſung, dieſe Entbundenheit, w dem höchſten Vorzug unſrer Natur zu werden vermag, dann aus jenem natürlichen Grund hervor, den die A der alten Zeiten das angeborne Verderben, den Hang zur die allgemeine Krankheit der Völker genannt.

Nach einem oben gebrauchten Bilde wirket das Ge Schwere nur bei ſolchen Körpern zum Falle, wel mit einer ſeinem Zuge widerſtrebenden Gewalt über den erhoben haben; die Sonnenſtrahlen wirken nur auf ſolch per mit auflöſend erhitzender Kraft, in denen ein dem L

[illegible]hendes Princip ist. Das Leiblichwerden ist nach §. 40 [illegible]ünglich ein Hingeben der Seele in das Walten und Regie[illegible] eines höheren Willens, es ist der Act einer freiwilligen [illegible]unterwerfung in den Dienst eines fremden (oberen) Le[illegible], und der Tod des Leibes kommt aus einer Aufkündigung [illegible] Gehorsams gegen dieses höhere, mächtigere Walten (nach [illegible]). Die Sünde und der Anfang aller Versündigung wird [illegible]ls ein hochmüthiges Erheben gegen Gott und das was [illegible]ch ist beschrieben; die Selbstsucht, welche ihr Vergnü[illegible] [illegible] der eigenen widerstrebenden Richtung, nicht in dem [illegible] des Zuges, der aus Gott ist, suchet, ist Sünde. So [illegible] dann dieser Leib zu einem Leib der Sünde, weil in ihm [illegible] bloß die Möglichkeit, sondern auch der Hang liegt, [illegible] Walten eines höheren, göttlichen Willens sich zu entziehen [illegible] zu widersetzen, weil derselbe eine Unterwürfigkeit und [illegible]barkeit der Seele nicht in ein göttliches Walten und Re[illegible], sondern in eine (innre und äußre) Macht ist, welche [illegible] Walten und Regieren den Gehorsam aufkündigt, indem [illegible] über ihm sich gleich setzet. Das Gesetz dann, wie die [illegible]enstrahlen in dem dunklen, dichten Körper die Hitze, re[illegible] [illegible] dem innren Wesen des Menschen jenes Princip des Wi[illegible]rbens und des Ungehorsams auf, welches der Ursprung [illegible] Sünde ist; das Gesetz wird hierdurch, nach einem Ausdruck [illegible] Schrift, zur Kraft der Sünde.

Uebrigens wirkt das Gesetz noch auf eine andre, positive [illegible] verstärkend auf das natürliche Verderben ein. Durch [illegible] Geschäft der Engel, sagt die Schrift, ist dem Menschen [illegible] Gesetz gegeben. Hierbei darf aber nicht vergessen werden: durch das gleiche Geschäft der Engel dem Menschen die [illegible]nschaft und die Kunst (nach §. 4; §. 59; 60) und alle [illegible]aben von verwandter Art mit dem Gesetz verliehen wor[illegible] die Gaben, durch welche die erkennende Menschennatur [illegible] die vernunftlose Thierheit erhoben wird. Das Gesetz wie [illegible] Wissenschaft haben mithin zugleich eine Kraft in sich, die [illegible]schenseele hinauf in eine Region des Erkennens und der [illegible] Guten und Bösen zu versetzen, von wo aus sich [illegible]keit des innren, eigenwilligen Ungehorsams un[illegible]er und zerstörender äußern kann.

Angeboren und eingepflanzt iſt der Natur des Menſchen dieſes Princip des Ungehorſams und des Eigenwillens, mit der Verleiblichung in die ſichtbare Form, welche die Zeugung von Geſchlecht auf Geſchlecht forterbte. Das Weſen der Menſchenſeele als eines Ebenbildes der Gottheit iſt Freiheit, zu wählen das Gute oder das Böſe; mit dem Entſtehen der Seele beginnt zugleich dieſes Freiſeyn. Auch die Verleiblichung, als ein ſich Unterwürfigmachen unter das Regieren einer höheren Macht, ſcheinet dann bei der Seele des Menſchen nicht ohne Mitwirkung eines eignen, freien Willens zu geſchehen; die Seele hat ſich zu dieſem Leibe, der durch ihn wohnende Schuld zum Grabe eilt, zu dieſem Leibe vom erſten Vater des Geſchlechts vererbt, wie durch eine eigne Wahl bekannt, bekannt mithin auch zu der anfänglichen Richtung der Unfolgſamkeit, zu dem Losſagen aus dem alten, urſprünglichen Bunde. Doch über dieſen Theil der Geſchichte der Seele ſchwebet ein ernſtes Dunkel. Es rühmet ſich der Apoſtel, vor allem Preiſen der eignen Weisheit, Gottes, mit welchem wir durch Chriſtum verſöhnt und wieder vereint ſind. Denn, wie durch Einen Menſchen die Sünde iſt gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und iſt alſo der Tod zu allen Menſchen durchgedrungen, dieweil ſie alle geſündigt haben; ſo iſt auch durch Eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menſchen gekommen."

Wie dieſer Leib, dieſe zerbrechliche Hütte, ein Leib der Sünde iſt, weil in ihm ein Princip lebet, das ſich dem höheren Walten entzogen; ſo iſt der neue Leib, welchen der Menſch nicht durch ein Geſchäft des Fleiſches, ſondern des Geiſtes empfängt, ein Leib des ewigen Lebens. Aus dem irdiſchen Waſſer hat ſich alles irdiſch Leibliche geſtaltet; das Waſſer iſt, nach einem alten Spruch, das erſte, das beſte aller leiblichen Dinge, in ihm webet Schöpferkraft. Es iſt aber ein Waſſer höherer Art, ein Waſſer des Lebens, aus welchem der Leib der Ewigkeit ſich geſtaltet. Das nach Sättigung von oben dürſtende Sehnen empfängt dieſes Waſſer umſonſt. Die Seele, wenn ſie in dem Element des neuen Lebens ſich verleiblicht, ziehet vorhin den Ungehorſam der Natur aus, leget ab das innre Losſagen und Abweichen von Gott. Dieſe neue Verleibli-

chung iſt der Act einer gänzlichen und lauteren Unterwerfung und Hingabe in die Macht des göttlichen, nicht in den Einfluß und die Kraft eines ihr widerſtrebenden Willens. Möge es auch den ſchwachen und ſo oft wankenden Schritten dieſer Unterſuchungen über die Geſchichte der Menſchenſeele erlaubt ſeyn, ſich dem Quell jener lebendigen Waſſer zu nahen und die neue höhere Schöpfung zu betrachten.

Erläuternde Bemerkungen. Ueber die Allgemeinheit der Opfer und Reinigungen bei allen Völkern der alten und neuen Zeit vergl. m. Meiners Geſch. der Religionen, beſonders den 2ten Band. v. Anf. — Die Stellen bei den Alten, worinnen mehr oder minder deutlich ein Anerkennen des natürlichen Gebrechens im Menſchen und ſeiner Verantwortlichkeit für all' ſein Thun und Laſſen ſich ausſpricht, ſind ſo zahlreich als allgemein bekannt. Wir führen hier nur einige an. Nach Heraclits ſchon öfter erwähntem Ausſpruch iſt nur das Umfaſſende (Göttliche) vernünftig, der Menſch aber von Natur unvernünftig (Philostr. ep. 18; Sext. Emp. VIII, 286 u. a.) — Der Menſch, obgleich er am beſten unterrichtet iſt, iſt dennoch, nach Ariſtoteles, das ungerechteſte unter allen Lebendigen (*ἄνθρωπος, μάλιστα παιδείας μετέχων, ζωῶν ἁπάντων ἀδικώτατόν ἐστιν*), weil er vermöge ſeiner Vernunft die Freude und Wolluſt am höchſten zu ſchätzen vermag, welches dann nicht ohne Unrecht beſtehet (Probl. S. XXIX, 7). — Der Menſch denkt meiſt etwas Andres, als er thut (*ἄλλο νοεῖ καὶ ποιεῖ ἄνθρωπος*, Probl. S. XXX, 12). — Wie ſich die Augen der Fledermäuſe zum Tageslicht verhalten, ſo unſer Verſtand zu dem Offenbarten (*πρὸς τὰ τῇ φύσει φανερώτατα πάντων* (Ar. Met. II c. 1). — Gerade das, was den Menſchen vom Thiere unterſcheidet, der ſelbſterkennende Geiſt oder Verſtand, nicht die Empfindung, macht uns des Irrthums fähig (de anim. II, 5). — Nicht das, was die willenloſe Natur, wohl aber das, was der ſelbſterkennende Geiſt vollbringt, das kann auf verſchiedene Weiſe geſchehen: der ſelbſtbewußte Geiſt kann nach Willkür das Gute oder das Böſe thun (de interpret. 15; Met. IX, 2). — Der Menſch fehlt freiwillig und thut freiwillig das Gute, weil er ſowohl die Macht des Begehrens als vernünftige Einſicht beſitzt (Ethic. Eudem. II, 8). Darum iſt er ſtrafbar, ſogar dann, wenn er aus Unwiſſenheit fehlte, inſofern dieſe Unwiſſenheit eine ſelbſtverſchuldete war (Ethic. Nic. III, 7). — Nach einem Ausſpruch des Sophokles (Antigon. v. 1011) iſt es ein gemeinſames Loos der Menſchen, zu ſündigen

(*Ἀνθρώποισι γὰρ*
τοῖς πᾶσι κοινὸν ἐστι τοὐξαμαρτάνειν)

und Euripides im Hippolyt erkennt dieſelbe natürliche Neigung im Menſchen an: (*Ἁμαρτίνεικος ἀνθρώπους.*) Es nennt Sopater das Sündigen dem Menſchen angeboren: *σύμφυτον ἀνθρώποις τὸ ἁμαρτάνειν*, und Dio Caſſius (L. LII.) legt dem Mäcenas die Worte in den Mund: *πολλὰ γὰρ ἡ φύσις καὶ παρὰ τῶν νόμων πολλοὺς ἁμαρτάνειν ἐξάγει, οἷς ἂν μὲν ἀκριβῶς τις ἐπέξῃ, ἢ τινα ἢ φύβητα ἂν αὐτῶν ἀτιμώρητον καταλείπει.* Plato vergleichet, wenn er den Verbrecher am Heiligthum der Götter anredet, das innre Verderben, welches den Menſchen zur Sünde führe, mit einem durch ſeinen Stachel zu wilden Bewegungen aufreizenden Inſect: der Bremſe. Aus einer alten, ungeſühnten Schuld ſey daſſelbe den Menſchen eingeboren; aus aller Kraft müſſe man ihm entfliehen. *Οὐκ ἀνθρώπινόν σε κακὸν, οὐδὲ θεῖον κινεῖ τυγὸν ἐπὶ τὴν ἱεροσυλίαν προτρέπον ἰέναι. Οἶστρος δέ ἐστι τις ἐμφυόμενος*

ἐκ παλαιῶν καὶ ἀκαθάρτων τοῖς ἀνθρώποις ἀδικημάτων, περιφερόμενος ἀλιτηριώδης, ὃν εὐλαβεῖσθαι χρεὼν παντὶ σθένει (de Legib. L. IX). Derſelbe Weiſe des Alterthums erkennt, wie ſchon oben erwähnt, nicht bloß (in ſeiner Republik) bei erwachſenen Menſchen und ganzen Völkern das inwohnende, eingeborne Gebrechen an, ſondern ſelbſt bei Kindern. Nach jener Stelle im Menon (T. III, p. 367, edit. Bip.) wird kein Menſch als gut geboren: (εἰ φύσει οἱ ἀγαθοὶ ἐγίγνοντο, ἦσάν που ἂν ἡμῖν οἳ ἐγίγνωσκον τῶν νέων τοὺς ἀγαθοὺς τὰς φύσεις οὕς ἡμεῖς ἂν παραλαβόντες, ἐκείνων ἀποφηνάντων, ἐφυλάττομεν ἐν ἀκροπόλει, κατασημηνάμενοι πολὺ μᾶλλον ἢ τὸ χρύσιον ἵνα μηδεὶς αὐτοὺς διέφθειρεν, ἀλλ' ἐπειδὴ ἀφίκοιντο εἰς τὴν ἡλικίαν, χρήσιμοι γίγνοιντο ταῖς πόλεσιν.) Auch nennet Ariſtoteles das (natürliche) Uebel im Menſchen ein angebornes συγγενές (Ethic. ad Nicom. III, 15); nennet den Menſchen ein Bild des Unvermögens, einen Ball der Veränderlichkeit, die Wiege des Neides und des Elendes — ein Gebilde aus Schleim und Galle (Stob. Serm. 96). Es erſcheint dem Plutarch das Elend der innren Menſchennatur als ein, ſelbſt ſchon mit der Zeugung (m. v. Pſ. 51, V. 7) Gegebenes; er ſagt (de Consol. ad Apoll.) φυομένοις τε μίγνυταί τις ἐν παῖσι κακοῦ μοῖρα, τὰ γὰρ τοι σπέρματα εὐθὺς ὄντα ταύτῃς κοινωνεῖ τῆς αἰτίας, ἐξ ἧς ἀφυΐα μὲν ψυχῆς, νόσοι τε καὶ ἡδέα καὶ μοῖρα θνητῶν ἐκεῖθεν ἡμῖν ὄρπει. — So ſaget auch Krates (Diogen. Laërt. L. VI, §. 89) „Wie im Granatapfel immer ein fauler Kern, ſo in jedem Menſchen wenigſtens Eine ſündliche Neigung; Keiner iſt ohne Sünde.“ (Dieſe und mehrere hieher gehörige Stellen in Tholucks Lehre von der Sünde und vom Verſöhner, 2te Aufl. S. 48.) Mit Recht erkannten die Schüler des Ariſtipp in der Einübung und Angewöhnung des Guten ein Gegenmittel gegen das alte, uns eingeborne Verderben an, wenn ſie ſagten: δεῖν εὖ ἐθίζεσθαι, διὰ τὸ ἐκ πολλοῦ συντραφεῖσαν ἡμῖν φαύλην διάθεσιν (m. v. auch Arist. Eth. Nic. I, 10; X, 110). — Die oben angedeuteten Stellen bei Cicero ſind: Simulac editi in lucem, et suscepti sumus, in omni continuo pravitate, et in summa opinionum perversitate versamur: ut paene cum lacte nutricis errorem suxisse videamur (Quaest. Tuscul. III, 1.) Ferner: Multis signis natura declarat, quid velit: obsurdescimus tamen, nescio quomodo; nec ea, quae ab ea monemur, audimus. Und Seneca (de clem. L. I, c. 6): peccavimus omnes, alii leviora, alii ex destinato, alii forte impulsi, aut aliena nequitia ablati: alii in bonis consiliis parum fortiter stetimus, et innocentiam inviti ac renitentes perdidimus. Nec delinquimus tantum, sed usque ad extremum aevi delinquemus. Hieran reihet ſich auch eine ganz ähnliche Stelle jenes Weiſen des Alterthums (Seneca de ira II, 9). — Es ſaget der ernſteſte, tiefſte der Geſchichtsforſcher des alten Roms: Natura tamen infirmitatis humanae tardiora sunt remedia, quam mala: et ut corpora lente augescunt, cito extinguuntur, sic ingenia studiaque oppresseris facilius, quam revocaveris. Und ſchon früher ein Forſcher der Geſchichte ſeines Volkes von ähnlicher Tiefe: Alle Menſchen ſündigen öffentlich und geheim. Die böſe Luſt verblendet die Erkenntniß, ſo daß dieſe der Hoffnung des Gewinns ſich hingibt, und ſo wird die Sünde vollbracht. — Daß ich's kurz ſage, verkehrt und thöricht iſt es, zu meinen, daß wenn die Luſt im Menſchen einmal ſtürmend erwacht iſt, ſie durch ein Geſetz oder irgend ſonſt ein Mittel gebändigt werden könne. (Thucid. de bell. Pel. L. III, c. 45 bei Tholuck a. a. O. und Clem. Al. Paedag. L. III, cap. ult.) — Zum Sprüchwort unſrer Schulen ſind geworden die wenigſtens ihrem alten Herkommen nach bedeutungsvollen Verſe bei Ovid: nitimur in vetitum semper, cupimusque negata

III, 4, 17) und video meliora proboque, deteriora sequor am. VII. 20, 21.)

τὰ χρηϛ' ἐπιστάμεθα καὶ γιγνώσκομεν
οὐκ ἐκποιοῦμεν δέ

(Eur. Phaedr,)

Hieher gehörige Stellen der heiligen Schrift ſind: Geneſ. 6, V. innernd an den Ausſpruch des Bias πάντες ἄνθρωποι κακοί. ſ. 7, V. 20; Hiob 9, V. 2; 14, V. 1: Pſ. 143, V. 2; Pſ. V. 11; Hiob 5, 7; Prov. 14, V. 34; Röm. 7, V. 14 u. 18; h. 1, V. 8. — Stellen zu S. 725 Pſ. 90, V. 7, 9 u. 11. — 5. 728 1 Cor. 15, V. 56; Röm. 7, V. 7, 8, 9, 10: Röm. 1, 5; Gal. 3, V. 10; Röm. 7, V. 12; Matth. 5, V. 15 u. 8; 16, V. 17; Gal. 4, V. 5; Act. 7, 53; Hebr. 2, V. 2. — Zu 30 Röm. 7, V. 14; 8, V. 3; Geneſ. 6, V. 3; Röm. 8, V. 6 13, V. 13; 1 Petr. 2, V. 11; Judä 19; Gal. 6, V. 8; 5, 9; 2 Cor. 10, V. 3; Matth. 26, V. 41; Gal. 5, V. 15; 1, 6; Matth. 16, V. 17; 1 Cor. 2, V. 14; 15, V. 50; Joh. 6, 3; Röm. 7, V. 18; 1 Cor. 6, V. 15 u 19; Röm. 7, V. 24; 17, V. 24; Num. 14, V. 21; Jeſ. 6, V. 3; 1 Joh. 2, V. 17; .16, 33; 15, V. 19; 17, 14; Ev. Joh. 16, V. 20; 1 Joh. 2, V. 15; 4, 4; Ev. Joh. 1, V. 10; 16, V. 33; 1 Cor. 11, V. 34. Stellen, welche die Meinung ausſprechen, daß der Anfang und ung des Böſen in der Materie liege, finden ſich häufig bei den . Das Sehnen des Freundes der Weisheit nach dem Tode iſt plato mit dem Verlangen nach Erkenntniß ſelber verwandt, weil die lichkeit ihn am reinen Erkennen hindert. Denn ſo lange die den Körper hat und mit einem ſolchen Uebel vermiſcht iſt, kön- wir nicht vollkommen die Wahrheit erfaſſen. Der Körper belä- uns durch ſeine Bedürfniſſe und mannichfachen Gebrechen; aus ommen uns Leidenſchaften, Trugbilder und das Heer aller Eitel- ; was die Sinne uns verkünden, iſt ungenau und trüglich, ſo ir in Wahrheit nur etwas Weniges durch den Körper einſehen. . Phaed. 64; 65; 66). — Das nothwendig dem Guten Entge- ſetzte iſt die Materie (Theaet. 176; Tim. 56, c). — Nach iſt das Fleiſch (σάρξ) der Grund der Unwiſſenheit: der Grund, lb der Geiſt Gottes im Menſchen kein Bleiben findet (Phil. Jud. gant. 287). In Plato's Sinne nennt Plotinus die Materialität örper das Böſe an ihnen: σωμάτων δὲ φύσις καθ' αὑτὸν μετέχει κακὸν εἴη (Plot. Enn. I, 8; 3). Dieſe böſe Natur theilt ſich dann nſteckender Gewalt Allem mit, was mit der Materie in Berüh- und Gemeinſchaft kommt: ἄμοιρον γὰρ παντελῶς οὐσία ἀγαθοῦ οἱ ἑαυτῇ πᾶν ὅ, τι ἂν αὐτῆς προσάψηται ὁπωσοῦν. Die oben nte Anſicht von der Natur des Leibes und ſeinem feindſelig be- kenden, hemmenden Einfluß auf die Seele findet ſich beſonders ato's Timäus. Er nennt in ſeinem Cratylus den Leib ein Grab- er Seele σῶμα, σῆμα αὐτὸ εἶναι τῆς ψυχῆς. (Cratyl. 400; dr. 250; Macrob. in somn. Scip. I, c. 11; Theodoret. de natur. n. 544.) Wir werden, ſagt er anderwärts (in ſeinem Phädon), nge wir leben, dann dem Erkennen am nächſten kommen, wir den wenigſten Verkehr mit unſrem Leibe pflegen, wenn mit ihm (außer ſo weit die höchſte Noth es gebietet) uns nicht in machen, von ſeiner Natur nicht durchdrungen werden, ſon- von ihm uns unbefleckt erhalten, bis Gott uns von ihm erlöſ't: ἂν ζῶμεν ἔτως ὡς ἔοικεν, ἐγγυτάτω ἐσόμεθα τῷ εἰδέναι, ἐὰν ὅτι τα μηδὲν ὁμιλῶμεν τῷ σώματι, μηδὲ κοινωνῶμεν (ὅτι μὴ πᾶσα ἡ) μηδὲ ἀναπιμπλώμεθα τῆς τοῦ φύσεως, ἀλλὰ καθαρεύωμεν

ἐπ' αὐτοῦ ἕως ἂν ὁ θεὸς αὐτὸς ἀπολύσει ἡμᾶς. Die Seele wird wie aus Banden aus dem Leibe (ὥσπερ ἐκ δεσμῶν, ἐκ τῦ σώματος) erlöſt und frei. Es iſt nach einem Ausſpruch des Pythagoräers Philolaus (bei Clem. Al. Strom. L. III, p. 316, s. 518, welcher ſich hierbei auf den Ausſpruch der alten Gottesgelehrten und Seher beruft, die Seele zur Strafe in dieſen Leib, wie in ein Grab verſenkt: μαρτυρέονται δὲ καὶ οἱ παλαιοὶ θεολόγοι τε καὶ μάντεις ὡς διά τινος τιμωρίας, ἃ ψυχὴ τῷ σώματι συνέζευκται καὶ καθάπερ ἐν σήματι τύτῳ τέθαπται. — Auf dieſe Meinung: daß Leib und Geiſt wie Böſes und Gutes verſchieden ſeyen, gründet ſich Plato's Anſicht von einem λογιστικὸν τῆς ψυχῆς, ſo wie von einem ἀλογιστικὸν und ἐπιθυμητικόν, und die Scheidung der Seele gleichſam in eine gute und böſe (ἀγαθὴ καὶ πονηρὰ ψυχή) bei Xenophon (Cyrop. VI, 21). — Stellen der Schrift zu S. 734 Epheſ. 5, V. 29, 30 u. f. 1 Cor. 6, V. 15 u. 19; Phil. 3, V. 21; Prov. 11, V. 17; Eſaias 58, V. 7; Röm. 13, V. 14; Röm. 5, V. 12, 17. Doch iſt dieſe Anſicht, wodurch die Leiblichkeit wie ein Uebel erſcheint, nicht bloß durch andre Stellen der h. Schrift, ſondern auch der alten Weiſen und der Kirchenlehrer mannichfach und der Wahrheit gemäß motivirt. Die Materie iſt nach Ariſtoteles weder gut noch böſe; ſie umfaſſet die Möglichkeit zu beidem (Phys. I, 9). Die Natur des Körpers iſt nach Origenes (contr. Cels. III, 42, Opp. I, 474) nicht unrein; nichts in den Creaturen iſt unrein; ſie alle von dem guten Gott erſchaffen ſind gut und rein (Comment. in epist. ad Rom. L. IX, 42, ed. Par. IV, 665).

Das Geſetz vertheidigt ſchon Chryſippos gegen die Beſchuldigung, daß es Miturſache der Vergehungen ſey (Cleanth. Hymn. 17; Plut. de Stoic. rep. 33.)

Die Ueberkleidung der Seele mit dem Geiſte.

§. 49. Die ſchüchterne Taube, noch kaum dem Raubvogel entflohen, verläſſet die ſichere Kluft der Felſen, wenn der Durſt ſie zum Bache lockt; es gehet der ſonſt menſchenſcheue Hirſch ſelbſt dem bewaffneten Jäger mit feſtem Muthe entgegen, wenn ein innrer, übermächtiger Trieb ihn zur Zuſammengeſellung der Geſchlechter führt, und der Vogel, welcher ſonſt vor dem Rauſchen jedes Fußtrittes entflohen, vertheidiget, die Gefahr des eignen Lebens nicht achtend, mit dem Schlage der Flügel die nackte Brut. Die Begierde des lebenden Leibes nach Luft: der Drang zum Athmen, erſcheinet zwar während ſeiner beſtändigen, ruhigen Erfüllung minder gebieteriſch und ſchwächer, als der Trieb der Ernährung oder der thieriſchen Zeugung; wenn aber dem vulcaniſchen Boden ein Dampf entſteiget, welcher den ohne Aufhören erſehnten Lebensodem der Luft verdränget und das Athmen zu hindern droht, da verlaſſen alle brütenden Vögel das Neſt und die hülfloſen Jungen, und fliegen ſchreiend, in weiten Kreiſen, um das Gebirg; getrieben von dem unwiderſtehlichſten

Drange nach Luft gehet der Wallfiſch, den der Schmerz der Verwundung zur Tiefe geführt, der neuen Todeswunde entgegen, und das furchtſamſte oder das liſtigſte Thier unſerer Wälder, welches weder der tödtliche Hunger noch die Pein des Durſtes aus der ſichren Höhle hervortreiben können, in die am Eingange gelegte Falle, gehet augenblicklich der geſchwungenen Keule oder dem Geſchoß des Jägers entgegen, wenn ein künſtlich in der Höhle erregter Dampf ihm die Luft raubt; es kämpfet und ringet mit dem wildeſten Zucken aller Muskeln auch das trägſte und unmächtigſte unter allen Lebendigen nach Luft, wenn ihm die Gefahr des Erſtickens drohet. So iſt dennoch unter allen andren Trieben des Leibes der nach der Luft der unausweichbarſte und dringendſte.

Zwar die Luſt der Sättigung an dem lange, vergebens erſehnten Quelle erſcheinet dem Reiſenden in dürrem Lande lieblicher, als der Gewinn großer Schätze; es iſt auch die Liebe der Geſchlechter ein Vorbild des höheren und höchſten Sehnens der Seele und ſeiner Luſt, und es erſcheinen die Gefühle dieſer beiden Richtungen der begehrenden Seele deutlicher, ſchärfer, ja überwältigender, je mehr ſie nur die äußere Sphäre der Region unſres Fühlens berühren (nach §. 18). Jenes Gefühl aber, welches öfters, beim Athmen des friſchen Windes, der vom Gebirg kam, oder welcher am Mittage dem webenden Meere entſtieg, den ganzen Leib bis zur Tiefe ſeines belebenden Nervenmarkes durchdringt, iſt ſolcher verborgener, aber zugleich auch gewaltiger Kräfte voll, daß, wir wiſſen nicht auf welche Weiſe? unter dem Bewegen ſeiner Schwingen eine ganze Welt der Gedanken: jugendlich friſche Erinnerungen der längſt veralteten Vergangenheit und der muthige Vorausblick in das Künftige erwachen, als hätte der Lebensodem der Luft mit dem Leibe zugleich auch die Seele durchwehet.

Das höchſte Werk des Lebens der Seele, das Werk der Ueberkleidung ihrer Natur mit dem Geiſt von oben, wie mit einem neuen, höheren Leibe, iſt, ſeinem ganzen Weſen nach, dem Geſchäft des leiblichen Athmens und ſeinen Wirkungen auf die Geſtaltung des Körpers nahe verwandt oder doch vergleichbar. Der [illegible] einet auch hierbei, wie dieß der tiefe Sinn [illegible] yen angedeutet, als das Urbild des Lebens-

geiſtes der irdiſchen Luft, der das thieriſche Leben in ſeinem Weben und Bewegen erhält.

Es erwachet, mitten in dem umgebenden Element der aufgelöſ'ten Pflanzen- und erdigen Theile, aus dem da hineingelegten Ei ein thieriſch athmendes Leben, und alsbald verwandelt ſich das alte, früher beſtandene, leibliche Element in ein ganz andres, neues; die Erde und die Kohle der Pflanze überkleiden ſich mit dem Stickſtoff der Luft; der unvollkommnere, irdiſche Stoff nimmt die vollkommnere Natur der Atmoſphäre in ihren beiden polariſchen Gegenſätzen an ſich. So entwickelt ſich nun, durch das Athmen der Luft, aus dem alten Leibe des Eiweißes und Dotters, der neue, gegliederte Leib der muntren Lacerte. Jener alte Leib verſchwindet und vergehet mehr und mehr, ſo wie der neue ſich geſtaltet, bis zuletzt dieſer die äußere Schalenhülle zerbricht und zum Licht ſich hervordränget. Die organiſche Natur läſſet uns bei dieſer Gelegenheit Verwandlungen ſehen, zu deren tief verborgnem Grunde unſre chemiſche Kunſt auch nicht von ferne den Zugang gefunden.

Das Geſchäft des leiblichen Athmens, ſo ſahen wir oben im §. 12, beſtehet ganz weſentlich, neben dem Aufnehmen und Empfangen, in einem Ausſtoßen und Geben; der neuen Belebung und Verdichtung eines Theiles der Blutmaſſe, von dem Lebensgeiſt der Luft, gehet nothwendig das Abſterben und die Auflöſung eines andren Theiles derſelben, zur Seite, oder voraus. Dieſes Abſterben und Ausſcheiden durch das Athmen iſt der Erhaltung des geſunden Lebens ſo unentbehrlich, daß einige Phyſiologen es für den weſentlichſten Nutzen der Reſpiration gehalten.

Es gehet, mittelſt des Kreislaufes, jenes Wechſelſpiel einer Neubelebung und eines Abſterbens der Theile, einer Anziehung und Ausſtoßung, durch alle Glieder des Leibes; ſein Bewegen dringet zu der äußerſten, lebenden Faſer des Muskels, zu der innerſten Zelle der Eingeweide. Auch hier, bei dieſem Athmen im Einzelnen und Kleinen, und vielleicht, weil der Tod nicht ſo ſchnell der Beobachtung ein Ziel ſetzet, deutlicher noch, als bei dem eigentlichen Geſammtathmen des Blutes in der Lunge, wird erkannt: daß das Ausſtoßen und Abſterben der Erhaltung des Lebens eben ſo nothwendig, als das Aufnehmen des neubelebenden, atmoſphäriſchen Elementes ſey. Denn wenn,

lande der ſogenannten Entzündung, ein einzelnes
Sauerſtoff bloß an ſich reißet, ohne zugleich einen
eignen Weſens aufzugeben und abzulegen, da wü-
durch ſeine ganze Natur ein heftiger Schmerz,
nn das Ausathmen in dieſer kranken Region nicht
hergeſtellt wird, entweder in ein Ausſcheiden andrer,
der Art, wie die Eiterung es iſt, oder in völligen
des Gliedes genannt) und Fäulniß übergehet. Wie
Sauerſtoffgas der Luft bei den unorganiſchen, dem
trebenden oder unzugänglichen Körpern das nährende
Flamme iſt, das Verbrennen bewirkt; ſo kann das-
ei den belebenden und athmenden Weſen, in Zu-
Verkehrung des geſunden Verlaufes, ſtatt des ru-
laufes des Lebens eine innre, verzehrende Gluth
d ernähren.

m Geſchäft des Athmens erſcheinet dann die Luft
ppelten, ſehr bedeutungsvollen Function. Dieſelbe
t den ſterbenden, ausgeſchiednen Theil des Blutes
weg, gibt dem tropfbar flüſſigen Lebensſafte ſeine
rmige Natur. Wenn deßhalb der Odem vom Munde
t er ein ganz andrer, als da er zum Munde ein-
t zwar noch das äußere Weſen des Gaſes, zugleich
, die vorhin reine Lebensluft, von der Beſchaffen-
blichen Leibes, zu welchem ſie eingegangen, ganz
ſie hat die Natur des zergehenden, thieriſchen Stof-
und zugleich mit ſich hinweggenommen.

andren Verrichtung, welche die Luft beim Athmen
verhält ſich dieſelbe mehr leidend als ſelbſtthätig.
rzüglich den einen, baſiſchen Theil ihres Weſens,
ff, — der ſich zum andren: zum Sauerſtoff, ver-
er äußere, gröbere Leib zu den in ihm waltenden,
Nerven, — dem fremden, organiſchen Leibe zur
as athmende Blut überkleidet ſich bei jedem Athem-
r Natur der belebenden Luft, und wird hierdurch
le Theile des Leibes ein Quell der Belebung. Hier-
t dann jene alte Anſicht als eine wohlbegründete,
elebende Princip, welches im Sauerſtoffgas die pla-
ſche Natur an ſich genommen, ein allgemeineres

und höheres ſey, welches durch das ganze Weltgebäude gehet und — ein alldurchdringender Aether — die einzelnen Welten umfaſſet.

So ſtrebet dann der gröbere, elementare Stoff des thieriſchen Leibes, welcher aus der Nahrung entſtehet, beſtändig nach oben, um ſich mit der Natur des höheren Elementes der Luft zu überkleiden: um mit dieſem ein Leib zu werden, und es ſtrebet das höhere Element nach unten, um ſich in die Natur des feſteren Stoffes zu verſenken. Das Verlangen nach der Speiſe, welche an ihrem Orte aus dem Boden wächſet, hält das Thier an der enger umſchloſſenen Stätte feſt; das Sehnen aber, nach der Verbindung und Verleiblichung mit der ohne Aufhören bewegten und erregten Luft, deren Wogen bald hier, bald dort über Land und Meer ſchweben, theilet dem lebenden Leibe ſelber etwas von der ſchnell beweglichen Natur des allumfaſſenden Elementes mit, und ſpannet den Zug des wandernden Thieres weit über Waſſer und Land hinüber.

Auch das Sehnen der Menſchenſeele, nach der Ueberkleidung mit dem Geiſt von oben, welcher alles Leben umfaſſet und durchdringet, trägt in gewiſſem Maße die Natur jenes Geiſtes in ſich. Wenn das Auge von Woge zu Woge, bis zum fernſten, blauen Saum des Weltmeeres hinausblickt, und Wolken tauchen an dieſem Saume hervor oder verſchwinden, Schaaren der Schwäne ziehen über ihn herüber und hinüber, da erwachet im Menſchen, nicht bloß, wie in jenem Heinrich dem Schiffer, der Zug nach einem ferngelegenen, mächtigen Lande, ſondern es ahndet die Seele in dem Urbilde das höhere Abbild, und der Blick in den unermeſſenen Spiegel wecket den Zug nach einem Etwas auf, welches unermeßbarer iſt als Meer und Land, und welches dennoch die in ſo enger, gebrechlicher Hütte wohnende Seele als einen Theil ihres Selbſt, ja als den innerſten, unentbehrlichſten Mittelpunkt ihres Seyns und Weſens ſuchet und erſehnet. Darum will der Sinn des Menſchen, auch wenn derſelbe jetzt zum erſten Male vor den Rieſenwänden der Alpen ſtaunet, alsbald über dieſe Gipfel hinüber, in den hohen, weiten Raum, der jenſeits iſt; es ſtrebte ſeit Jahrhunderten das Forſchen der Naturkunde von Welt zu Welt, ja von einem Sternenmeer zum andren, „bis zu jenen Fernen, da der Glanz

der Sonnenmillionen zu einem kaum noch merklichen Nebel wird, zu jenen Fernen, welche der überſchnelle Lichtſtrahl erſt nach Hunderten, ja nach Tauſenden von Jahrtauſenden durchmiſſet," und dennoch hat auch hier der Anker des Strebens nach einem Schranken- und Endloſen den begehrten Grund noch nicht gefunden, ſondern das tiefeſte, innerſte Sehnen der Seele nach dem ewigen Urbilde entzündet ſich nur heftiger am Anſchauen des Abbildes. Vergebens ſuchet dann dieſes Sehnen nach der Ueberkleidung mit einem andren, höheren Leibe, denn dieſer wandelbare und vergängliche iſt, ſein Genügen in irgend einem Leiblichen, auch wenn es, etwa in die Luſt des irdiſchen Beſitzes, oder in die jugendliche Liebe der Geſchlechter, die ganze unendliche Fülle und Macht ſeines Weſens legt; es wird der roſenfarbene Schein des Morgenrothes alsbald zu einem trüben Gewölk des Regens; die heiße Gluth, wenn ſie aus dem Traume der Luſt erwachet, ſiehet in ihren Armen ſtatt des vorhin lieblich Bewegten, ſtatt des innig Begehrten, das ſtille Angeſicht und Gebein des Todes.

Das Element der Ueberkleidung dann, welches die Seele ſuchet, welches ſie ſehnender ſuchet, als der lebende Leib die Luft, die er athmet, iſt ein Unwandelbares, Göttliches, in welchem Freude iſt und Sättigung ohne Aufhören und Ueberdruß; Friede ohne Störung, Freiheit ohne Schranken.

Weilen wir noch ferner bei dem bedeutungsvollen, ſchon öfter erwähnten Abbild, in welchem das Geſchäft des Geiſtes an der Seele wie in einem Spiegel geſehen wird; ſo theilet ſich das Reich der Lebendigen unſrer Sichtbarkeit, in Beziehung auf die Weiſe des Athmens, in ſolche, welche die Luft nur mittelbar, in ihrer Vermiſchung mit dem Waſſer aufnehmen welche durch Kiemen athmen, und in ſolche, welche die Luft des Himmels, ohne Vermittlung eines andren Elementes, in Lungen einziehen. Es athmen einige Geſchlechter der leichtgeflügelten Inſecten in der erſten, längeren Zeit ihres Lebens, im Waſſer lebend, die Luft nur mittelbar, durch Kiemen, es kommt ihnen aber ſpäterhin eine Zeit, da dieſes Athmen durch das vermittelnde Element aufhöret, und die Luft unmittelbar in ihrer eigentlichen Geſtalt zum athmenden Leibe nahet. So hat auch das Geſchlecht des Men-

ſchen eine vormalige Zeit auf Erden durchwandelt, da das belebende und neugeſtaltende Element des Geiſtes der Seele nur mittelbar, durch ein unvollkommner bewegliches Element ſich genahet, bis es zuletzt, zur vorher beſtimmten Weltzeit, ohne Vermittlung zur Menſchennatur getreten und dieſe ſelber zu ſich hinaufgezogen. In jenem leichten Geflügel, wenn die Stunde der Verwandlung — der Ausgeburt in das höhere Element — ſich nahet, iſt ein Ringen und heftiges Bewegen nach der Luft, bis bei dieſem Bewegen die beengende Hülle zerreißet und die höher geartete Form aus dem feuchten Grunde ſich emporſchwingt zur Sonne. So war auch in den Völkern der älteren Welt ein innres Ringen und Bewegen nach dem unmittelbaren Erfaſſen des Lebenselementes von oben, ein Bewegen, welches immer inniger und mächtiger geworden, je näher die Stunde der Erfüllung ihm gekommen, und welches ſelber durch ſein immer zunehmendes, innres Beſchleunigen das Annahen jener Stunde verkündigte.

Was die Weiſen des Alterthums nur im Vorbild erkannt und geübt, das iſt zur That und Wahrheit, das Sehnen der Völker zur Erfüllung geworden. Das Leben, das in Gott war, hat ſelber die Geſtalt des Fleiſches angenommen, hat ſich inniger der Menſchenſeele genahet, als der belebende Aether, verſenket in die irdiſche Form des Sauerſtoffes, dem Leibe. Hier iſt dann die Löſung des Geheimniſſes, welches die alte Welt in allen ihren mannichfachen Büßungen und Opfern verehrt. Wie beim Athmen (nach S. 745) hat das Element von oben, indem es zugleich den eignen Leib dahingegeben, das Verderben der Menſchennatur auf ſich und hinweggenommen. Die Seele von der eignen, kranken Leiblichkeit erlöſt, ziehet die neue, göttliche an.

Hier iſt der Urſprung, hier iſt der Mittelpunkt aller der Wonnen, welche das Menſchenherz vorhin nur an dem äußren, fernen Saum ihrer Oberfläche erfaſſet und genoſſen. Zwar auch die irdiſche Liebe, in ihrer tieferen Bedeutung (nach §. 21), iſt ein Vorbild jener Wonne, welche die Seele bei dem wahrhaften, innren Freiwerden von der eignen, ſterbenden Leiblichkeit empfindet; aber der andre Leib, welchen die wanderluſtige Seele ſuchet und findet, iſt ſelber nur ein ver-

derbender und ſterblicher; die neue Creatur, welche aus dem Sehnen nach Verleiblichung hervorgehet, iſt eine äußere, welche bald von dem Weſen der Mutter ſich losſaget und nun ihren eignen Weg zum Grabe gehet. Denn auch hier (in dem Geheimniß der vorbildlichen oder leiblichen und der geiſtigen Zeugung) iſt, wie in der ganzen ſichtbaren Natur (nach S. 463) das, was hernach ein weſentlich und wahrhaft Inwohnendes werden ſoll, zuerſt in ſeinem vorbildlichen Aufkeimen ein Unweſentliches und Aeußeres.

Der Widerſchein des Morgengrauens im verrinnenden Gewäſſer, was iſt er gegen den Mittagsglanz der Sonne? das Jauchzen der Luſt an den Gräbern, was iſt es gegen den Lobgeſang der Wonne in jenem Tempel, deſſen Dach ein Frieden iſt, der nie aufhört, deſſen Mauern eine Freude ſind, welche nie von hinnen zeucht? Das was die aus ſich ſelber erſtandene Seele liebt und wohin ſie nun mit allen ihren Kräften ringet und trachtet: die Fülle des Seyns, in welche ſie frohlockend ſich verſenkt, iſt der Anfang und das Ende alles Lebens, Er iſt das A und O, die Wurzel alles Seyns und Weſens. Die neue Creatur, welche aus einer ſolchen Verleiblichung des endlichen Weſens in einem ewig beſtehenden Element, aus der Ueberkleidung der menſchlichen Natur mit der göttlichen geboren wird, iſt dann keine äußere und vergängliche, ſondern es iſt der innre Menſch, deſſen Leben ewig währet, und zu welchem der Schmerz und die Angſt und die Furcht nicht mehr nahen. Es wird ſchon im ſterblichen Leibe dieſer innre, aus dem Geiſt geborne Menſch, auf die Weiſe des Geiſtes, der von oben iſt, walten und wirken, und ſein Walten iſt mächtiger als alle Gewalt des Staubes, ſein Werk vergehet nicht.

So gleichet jenes Geſchäft einer innren, neuen Verleiblichung der Seele aus Gott, dem äußren Wechſelverkehre des lebenden Leibes und der Luft beim Athmen, und das vermittlende Organ, welches der Seele zu dem Geſchäft ihrer neuen Verleiblichung gegeben worden, das Organ, welches ſchon hienieden, im vergänglichen Leben des Leibes, den Balſamduft der Ewigkeit athmet und den Vorſchmack der Freude ohne Ende empfindet, iſt der Glaube.

Es muß jedoch, ſchon nach dem Ausſpruch eines weiſen Alten, bei dieſem Geſchäft eines geiſtigen Athmens, jener Bewegung des innren Lebens, welche das Element einer neuen und ſeligen Geſtaltung in ſich empfangen will, eine andre Bewegung voraus und beſtändig zur Seite gehen, welche als wahrhafte Selbſterkenntniß, das eigne, ſterbende Weſen ausſcheidet und von ſich hinwegnehmen läſſet. Ohne ein ſolches Hinübertragen des eignen Verderbens, auf ein Element, das hiervon die Seele erlöſet: ohne Buße und Vergebung, werden die Waſſer des Lebens, welche die nach einem ewigen Elemente dürſtende Seele beſtändig auf ſich herunterzeucht, zu einem verzehrenden Feuer, wie die Lebensluft beim leiblichen Athmen zur Fiebergluth der Entzündung wird, wenn dem Anziehen des neuen kein Ausſcheiden des alten, abſterbenden Elementes zur Seite gehet. Es iſt dann ein Leben, welches unter den Thränen und Schmerzen der Zeit geboren, in die Ewigkeit hinüberwächſet, und ein Streben, aus dem Ergötzen des äußeren Scheins empfangen, ein Streben, das mit dem leiblichen Tode nicht aufhört, und deſſen Ausgang und Ende in den Tiefen, einer göttlichen Gerechtigkeit, ſo wie einer göttlichen Erbarmung verborgen ruhet.

Die Seele aber, welche die Stimme des Rufenden kennet und mit Freuden ihr gehorchet, will leben und nicht ſterben.

Erläuternde Bemerkungen. Der Vorgang des Athmens, nach Cuviers und mehrerer anderer Naturkundigen Anſicht, beſtehet zwar hauptſächlich darin, daß der Sauerſtoff der Atmoſphäre den Kohlenſtoff (das Abgeſtorbene, Todte) des Blutes an ſich nimmt, und dieſen als Kohlenſäure beim Ausathmen mit ſich hinwegführt; zugleich aber auch darin, daß das Blut Stickſtoff aus der Atmoſphäre in ſich aufnimmt. (M. v. m. allgem. Naturgeſchichte S. 629, zugleich aber auch das oben im §. 12 über das Athmen Geſagte). — Ueber die hohe Bedeutung des Sauerſtoffgaſes in der ganzen planetariſchen Natur vergl. m. vorzüglich Schellings Weltſeele. — Ueber die Vorahndungen der Völker von einem Erlöſer, welche ganz beſonders um die Zeit der Erſcheinung des verheißenen „Schlangentreters" im Fleiſche allenthalben mächtig ſich regten, vergl. m. Tholucks Lehre von der Sünde, 2te Aufl. S. 70 u. f., ſo wie die Beilage S. 271 u. f., und meine Ahndungen einer allgem. Geſch. des Lebens, 2ten Theiles 2ten Band. Leipzig, 1820. — Noch zu keiner Zeit war, dieß bezeugen die deutlichſten, kraftvollſten Ausſprüche der damaligen Schriftſteller, das allgemeine Elend und Verderben, welches keine menſchliche Kunſt zu heilen vermochte, ſo tief, ſo dringend gefühlt worden. M. v. Tholuck a. a. O. S. 73 u. f. — Die Stelle des Epiktet (ap. Stob. Serm. 1), auf welche oben S. 749 hingedeutet worden, iſt die: εἰ βούλει ἀγαθὸς εἶναι, πρῶτον πίστευσον ὅτι κακὸς εἶ. (Wenn du gut werden willſt, glaube nur zuerſt, daß du böſe ſeyeſt.) Ganz Aehnliches bei

Plutarch de profect. virt. sent. und bei Seneca epist. 28: Nam qui peccare se nescit, corrigi non vult. Deprehendas te oportet, antequam emendes. — — Inquire in te: accusatoris primum partibus fungere, deinde judicis; novissime deprecatoris. Das Wachsthum der Seele iſt nach Baſilius auf das Zunehmen der Demuth begründet (S. Basil. Caes. serm. de renunciat. saecul. Opp. II, 211). — Wie bei Sonnenaufgang das Dunkel verſchwindet, und Alles mit Licht erfüllt wird, ſo werden, wenn Gott als geiſtige Sonne in der Seele aufgehet und dieſelbe erleuchtet, alle Dunkel der Laſter und Leidenſchaften zerſtreut, und es verbreitet ſich in ihr der liebliche Glanz der Tugend (Phil. Jud. de humanitat. 714, Opp. II, 403). — Wie können die Menſchen der Göttlichkeit ſich nähern? — Wenn ſie das an Gott nachahmen, woraus Heil, Liebe und ſein väterliches Wohlwollen gegen die Menſchen fleußt. Hierin liegt die Verwandtſchaft der menſchlichen Tugend mit der göttlichen. — — Die höchſte gottähnlichſte Tugend des Menſchen iſt Liebe und Wohlwollen (Maxim. Tyr. diss. XXXVI, ed. Davis. 368). — Innre, neue Sinnen werden der Seele gegeben, Ohren, zu hören die Gebote Gottes u. ſ. (S. Basil. Homil. in princ. Proverb. Opp. II, 109). — Das Fleiſch gelüſtet (nach Origenes) gegen den Geiſt und der Geiſt gegen das Fleiſch (Gal. 5, V. 17). Denn wenn wir das begehren, was ſich nicht ziemt, iſt dieß ein Gelüſte des Fleiſches; wenn wir aber das Heil Gottes begehren, iſt dieß ein Gelüſte des Geiſtes. Die Seele iſt ein Mittleres zwiſchen Fleiſch und Geiſt; wenn ſie ſich mit jenem vereint, wird ſie mit ihm ein Fleiſch; wenn ſie ſich mit Gott verbindet, wird ſie mit dieſem ein Geiſt. Wir ſollen die Sünde nicht herrſchen laſſen in unſerm ſterblichen Leibe, vielmehr ſoll unſer Leib der Sünde abſterben, dann wird uns der neue, unſterbliche Leib gegeben; das Verwesliche ziehet an das Unverwesliche, das Sterbliche die Unſterblichkeit (1 Cor. 15, V. 53). — Wir ſollen die Glieder nicht der Sünde ergeben, zu Waffen der Ungerechtigkeit, ſondern vielmehr uns ſelber (unſre Seele) Gott (Röm. 6, V. 13). — Wenn wir dann unſre Glieder, ja uns ganz der Gerechtigkeit ergaben, ſind wir — ein neuer Leib — aus dem Tode erſtanden (Orig. epist. ad Roman. VI, 1, Opp. IV, 570, 571). — Wie die Luft dem Leibe beim Athmen aus dem ſichtbar umgebenden Himmel, ſo kommt überhaupt alle gute Gabe, alle vollkommene Gabe von oben herab, von dem Vater des Lichtes (Jac. 1, V. 17).

V.

Die Herrſchaft des Leibes.

Die ordentliche und außerordentliche Macht des Leibes an der Seele.

§. 50. Wir betrachten nun jenes Rückwirken der Macht des dienenden Leibes auf die ihn beherrſchende Seele, welches zuweilen ein natürliches und geſundes iſt, und alsdann dem bald vorübergehenden, zur Erhaltung des ſterblichen Leibes nothwendigen Schlafe gleichet, zuweilen jedoch ein verderbliches und krankes, welches der leiblichen Lähmung und tiefen Betäubung ähnlich gefunden wird.

Es werden ſchon nach einem vorhin erwähnten Ausdruck des Irenäus an der Natur des Menſchen zwei verſchiedene Regionen erkannt, die eine, des bildenden Princips oder des in der Seele wirkenden Geiſtes, die andre jene des Elementes, das gebildet wird und gebildet iſt, des Leibes. Nur das, welches bildet: der Geiſt, iſt das Bleibende und Unwandelbare im Menſchen, der Leib iſt, während des Lebens, in einem beſtändigen Entſtehen und Wiedervergehen, in einem Wachſen und Wiederauflöſen begriffen. Es geſchieht dann, daß die Seele, in ihrem wachen Zuſtande, der Richtung des geiſtigen Bildens und Schaffens hingegeben, mehr im und mit dem Geiſte lebt, während dieſelbe in dem Zuſtand ihres Schlafens (§. 38) mehr und näher zu dem Gebildeten und Sterbenden geſellt, unter die Macht des Leiblichen gebeugt, die ganze Laſt der Sterblichkeit und äußeren Befangenheit ihrer Natur empfindet. Hier wiederholet ſich in einem andren Gebiete des Seelenlebens der Wechſel zwiſchen dem Aus- und Einathmen des geiſtigen Menſchen, von welchem wir im vorhergehenden §. ſprachen. Und dieſes iſt

dann

die rechtmäßige, in einer göttlichen Ordnung vorherbe-
te Herrschaft der leiblichen Richtung, eine Herrschaft,
, zum Besten der Seele (damit das Geschäft der im §.
wähnten Ausscheidung vorbereitet und erleichtert werde)
eibe jetzt gegeben, dann wieder genommen wird.

Nicht selten gibt aber auch die Seele nach freiem Willen,
ängere Zeit oder auf immer, die rechtmäßige Herrschaft
en Leib auf, sey es aus jener Trägheit, welche den leib-
aulen ans Lager fesselt, von welchem ihn die fleißige
e vergeblich aufzustehen ermahnt, oder sey es aus Unver-
t gegen das krankhafte Uebergewicht, noch anzukämpfen,
hm obzuliegen; das Uebergewicht, welches, meist durch
Schuld der Seele, in ein einzelnes Glied oder in das
Gebäu unsrer Sinnlichkeit gelegt worden. Denn in jeder
Handlungen, ja in jeder inneren Bewegung des Gemü-
ist eine doppelte Richtung: die eine des Bildens und die
des Gebildetwerdens, ein Geistiges und ein Leibliches zu
halten; bei jeder unsrer Handlungen wird in unsrer Na-
n Leibliches erzeugt und gestaltet, welches bald wieder
wenn jenes Handeln nicht öfters wiederkehrt oder durch
ndeln von andrer Richtung verdrängt wird, oder welches
das Wiederholen der gleichen innren Bewegung sich zu ei-
igenthümlichen Leibe gestaltet, zu dem die Seele, eben
jenes Bewegen, sich bekennt, und dessen Last oder Lust sie
m an trägt und empfindet.

Unter allen Lebendigen der Sinnenwelt hat der Mensch
eisten und eigenthümlichsten das innre Vermögen: sich
) neben dem ihm bei der natürlichen Zeugung gegebenen
ren Leib noch einen andren, ebenfalls sichtbaren und ele-
ren Leib zu gestalten, und aus diesem Vermögen sind
loß die mannichfachen kranken Gebilde und Afterorganis-
n hervorgegangen, welche wir in dem Menschenkörper
, sondern selbst jenes äußere Bilden und Schaffen von
und Schätzen, an denen die Seele — wie der Geizige
sammelten Gelde — ihre Belustigung findet.

Geschäft des Bildens eines außerordentlichen,
s im Leibe, und seine Folgen, noch mehr
nde und naturgemäße Macht des Leibes an

der Seele, ſoll uns denn in dem nun vorliegenden Hauptabſchnitte dieſer Unterſuchungen etwas näher beſchäftigen.

Schon aus dem Vorhergehenden wird uns hierbei jene hohe Bedeutung des Leibes nicht fremd däuchten, nach welcher dieſer der Seele ein von Gott vorherbeſtimmter und gebahnter Weg durch das Leben und zu dem Leben — im höheren Sinne des Wortes — iſt. Es werden uns, ſo wie der Stand und die äußeren Güter, die Glieder und Kräfte des Leibes ohne unſer Zuthun gegeben, und mit ihnen zugleich die Richtung und der Beruf zugemeſſen, dieſes oder ein andres Werk des Lebens zu ſchaffen. Hierbei wird das Maß jener Kräfte der Seele, wodurch dieſe nach außen in der Sichtbarkeit wirkt und in derſelben ſich kund gibt, allerdings in gewiſſer Ausdehnung durch den verliehenen Leib vorherbeſtimmt, jene Kraft aber der Seele, in dem Geiſt, der aus Gott iſt, den neuen ewigen Leib zu bilden und im Geiſte zu leben, wird wenig oder nicht durch ein Leibliches abgemeſſen, wenig oder nicht durch die Form oder Art einer körperlichen Maſſe befördert oder gehemmt. Nach einem viel höheren Maßſtab wiederholt ſich hier das, was wir oben von den weſentlicheren Theilen des Leibes bemerkten. Denn wie unter allen Organen des Leibes in verſchiedenen Menſchen das Gehirn ſich am ähnlichſten bleibt und den wenigſten Abänderungen unterworfen iſt; ſo bleibt bei den Menſchen von den verſchiedenſten Kräften und Anlagen der nach der Leiblichkeit gerichteten Seele, die Kraft im Innern am unveränderlichſten feſt ſtehen: das eigne ſterbende Seyn an ein Leben das von oben iſt dahinzugeben und ſtatt deſſelben dieſes höhere Leben auf- und anzunehmen. Darum gehet das Werk der neuen Geſtaltung des Geiſtes, bei allen, auch den ärmſten und äußerlich gebundenſten Naturen, ſobald es nur in dem Willen und Sehnen des Menſchen ſeinen Anfang genommen, einen eben ſo kräftig feſten Gang als in den reichſten und freieſten, und jener Paulus der Anachoret, welchen ein menſchliches Urtheil mit Recht den Einfältigen genannt, beſiegt an Kraft und Gewalt des Glaubens, wie der treuen, aufopfernden Hingebung und Liebe, ſelbſt die reiche, hochbegabte Seele eines Antonius.

Erläuternde Bemerkungen. Leib und Seele theilen ſich gegenſeitig, nach Ariſtoteles, ihre Affectionen mit (Arist. Physiogn. c. 1). — Es wird die Manie durch Arzneimittel (Purgantien u. ſ.

eilt, und durch veränderte Diät, obgleich sie ihren Sitz in der ele zu haben schien. — — Umgekehrt sind die Eigenschaften des bes ein Offenkundigwerden der Eigenschaften der Seele (ib. c. 4). e oben erwähnte Stelle des Irenäus s. m. beim §. 44. Die S. 754 deutete Stelle dieser Untersuchungen findet sich am Anfang des ten §. Des Paulus simplex Leben s. m. in den Lebensbeschreibun- der Altväter.

Die Macht des Klima's an der Seele.

§. 51. Mit dem eignen Leibe zugleich ist dem Menschen e äußere Leiblichkeit gegeben, in und zu welcher er geboren erden, und es wirkt diese äußere Umgebung nicht minder tlich auf die Bekräftigung der Entwicklung der Seele ein, die Natur des Leibes im engern Sinne, welche ja ter nur als ein zugehöriger Theil dieser Umgebung erscheint. ch wird auch hierbei eine eben so entschiedene Unabhängig- der höchsten Kraft der Seele von dem rückwirkenden Ein- des Klima's erkannt, als von jenem des Leibes.

Wärme und Licht, aus dem gemeinsamen Quell der Sonne fließend, sind selber, so sahen wir oben (im §. 28) mit den wägbaren) Principien, durch welche die Seele mit ihrer lichkeit verbunden ist, und auf diese wirkt, so nahe ver- det, daß mit ihnen, in gewissem Maße, der Seele ein tel ihrer Wirksamkeit selber gegeben oder entzogen, ver- rt oder vermindert wird. Jene beiden Elemente einer deren Leiblichkeit werden indeß die Wirksamkeit der beleben- Seele auf ihren Körper nur so lange dienend und hülf- h unterstützen, so lange sie nicht übermächtiger auf das liche Element wirken, als die Seele selber, denn in die- Falle werden sie zu einem zerstörenden Feuer, statt zur hthätig mitgestaltenden Kraft.

Wenn die mittlere Temperatur des ganzen Jahres, von em fast beständig senkrechten Stande der Sonne gewirkt, Temperatur des innren Leibes und seines Blutes nahe mmt, ja einen Theil des Tages diese noch übertrifft, n selbst das aus tiefen Brunnen geschöpfte Wasser Wärme der ausdünstenden, entblößten Haut hat, da wird übermächtigerem Zuge das nährende und bildungsfähige nach außen geführt, als nach der eigenthümlichen inn- hin, und es erzeugen sich im Uebermaß die Aus-

ſonderungen des Schweißes und der Galle, oder die durch ein Abſterben und Ausſcheiden andrer Art entſtehende, zeugende Flüſſigkeit der Geſchlechter. Es iſt deßhalb die Leber von ungemeiner Größe, das Fell von vorzüglicher Dicke und Lebendigkeit. Hiermit aber iſt dann auch jenen innren Richtungen der Seelenthätigkeit, welche dieſen äußeren Geſchäften des Leibes parallel ſtehen und entſprechen, ein eigenthümliches Maß der Bekräftigung oder der Entkräftung zugemeſſen, es fühlet der Leib durch jedes, auch das leiſeſte Anſtrengen, aufgelöſ't in Ermattung, mehr das Bedürfniß: durch die übermächtig eingreifende Gewalt des Klima's als durch den bewegenden Willen der Seele ſich beherrſchen und durchwirken zu laſſen; der natürliche Drang nach Muskelbewegung äußert ſich nur wenig mächtig oder erſcheint ganz verloſchen, denn die Einwirkung des Lichtes und der Wärme iſt ſtärker als die Einwirkung des bewegenden Lebensprincips, das durch den Nerven zum Muskel gehet. Die vorwaltende Entwicklung der Leber und des Geſchäftes der Gallenabſonderung gibt der Seele eine eigenthümliche Richtung zu dem Geſchäft des Zornes und einer zerſtörenden Wuth hin: der Schwäche des leiblichen Ernährungsgeſchäftes und ſeiner Organe, welche der Aufreizung durch ungewöhnliche Mittel bedürfen, entſpricht meiſt eine ähnliche Schwäche der eigentlichen, tiefer gelegenen, innigeren Gefühle der Seele.

Da wo die mittlere Temperatur des Jahres gleich iſt jener der geſunden, durch das unmerkliche, mäßige Ausdünſten gekühlten Haut, da wo das Waſſer der Quellen ſelbſt im Sommer dem Munde nur mäßig kühlend, nicht kalt erſcheint, ſind die verſchiednen Syſteme des Leibes im vollkommenſten Ebenmaße entwickelt. Doch weckt die wärmere Zeit, wenn ſie öfters jenes mittlere Maß überſteiget und dann im ſchnellen Wechſel zu auffallenderer Kühle der Nacht herabſinket, in der Seele jene leicht ſich wandelnde Beweglichkeit auf, welche mehr das ſanguiniſche, denn das choleriſche Temperament bezeichnet. Es iſt der Menſch der wärmeren temperirten Zone leicht beweglich und kräftig, den Sinnen wohnet ein hohes Maß der eindringenden Schärfe wie der Sicherheit bei.

Die kältere temperirte Zone, deren Zeit in den kürzeren Genuß eines lieblichen Frühlinges und Sommers, und in die

Entbehrungen des Winters getheilt iſt, hat mit den hochſtämmigen Eichen zugleich die kräftigſte Menſchenform entwickelt. Es zeigt ſich bei ihr die Stärke und Ausdauer der Muskeln zugleich mit der Stärke und Ausdauer des Willens; die Kraft der Verdauung und die Fülle der Ernährung zugleich mit einer beſondern Stärke und Tiefe des Gefühles. Es gibt das Scheiden der kurzen, wärmeren Zeit des Jahres, welches zugleich dem Wald, den Thälern und Hügeln, ſo wie den Auen den Schmuck der grünen Belaubung nimmt, und die wandernden Vögel aus dem alsdann verſtummten Lande hinwegweiſet, der Natur dieſer Zone, ſo wie vielleicht auch der des Menſchen, jenen ſtillen, tiefen Ernſt, jenen Zug der Melancholie, welcher die edleren Völker dieſes Erdſtriches vor andren bezeichnet.

Endlich ſo ſcheinet die faſt beſtändige Kälte des höchſten Nordens die Kraft des leiblichen Wachſens und Erzeugens, wie den innren Trieb der Seelenkräfte zu lähmen und zu ſchwächen. „Es iſt der Wuchs nur gering und niedrig, die Knochen jedoch, wie das Gewebe der Muskeln ſind noch von ziemlicher Feſtigkeit und Stärke. Die Leber wird klein, und jene Abſonderungen, welche, wie oben erwähnt, die Hitze der Tropenländer befördert, werden nur in ſparſamem Maß gefunden.“ Hierbei zeigt ſich ein Bedürfniß nach großen und mächtigen Bewegungen des Leibes, und die Esquimaux des hohen Nordens, wenn ſie von See zu See, von Land zu Land durch die faſt gränzenloſe Oede der Sümpfe und Wälder und Halden hindurchziehen, und in wenig Wochen Striche durchwandern, welche der halben Länge von Europa gleichkommen, werden in dieſen gewaltigen Aeußerungen des Triebes nach Bewegung nur von den wandernden Vögeln übertroffen. Und dennoch erſcheinet das vorherrſchende, der Menſchennatur durch die Polarzone aufgeprägte Temperament, gleich jenem des hohen Alters: das phlegmatiſche.

Ohnehin iſt es bei dieſen oder andren Verſchiedenheiten, welche unter den verſchiednen Himmelsſtrichen an der äußern und ſodann mittelbar auch an der innren Natur des Menſchen bemerkt werden, nicht der Stand der Sonne, nicht die mittlere Wärme allein, welche hier den herrſchenden Ton der Leiblichkeit gibt. Schon die größere oder geringere Feuchtigkeit

et der Einwirkung der Sonne ein neues wichtiges
u, und es ſind die Bewohner der Länder, welche
zugleich ein Uebermaß der Feuchtigkeit beherrſchet,
die elendeſten und ſchlaffeſten von allen: ver-
erter an der leiblichen Entwicklung und an der Fein-
der Sinnen, als die Bewohner des kälteſten euro-
n Sumpflandes; ſie ſind in der Zeit der Jugend ſchon
das Ausſehen und die Hülfloſigkeit des ſpäteſten Grei-
alters en ſtellt. Dagegen wirkt auch in den heißeſten
eine mäßig trockene Luft öfters ungleich an-
e Geſtaltung des Leibes und die zu dieſer hingerich-
n Bewegungen der Seele ein, als es nach unſren Theorien
muthbar erſcheinen ſollte, und am günſtigſten wird vor allem
en, für das Gedeihen des engeſchlechtes das nachbarli-
zuſammengeſellen von der er des Meeres oder der Seen
Ströme, mit einem hochgelegenen, trocknen Lande, gefunden.
iſt indeß nicht dieſe lige Zuſammengeſellung von
r und Land, von Berg und allein geweſen, was den
wohnern des ſüdweſtlichen s und den Bewohnern Eu-
opa's jene harmoniſchere Zuſammenſtimmung der Theile des Leibes und jene äußere Ueberlegenheit über andre Völker der Erde gegeben hat, wodurch der kaukaſiſche Menſchenſtamm ſich auszeichnet; ſondern zu dem Entſtehen, ſo wie zu der Entwicklung der Stammverſchiedenheiten oder ſogenannten Menſchenracen haben andre, noch allgemeinere Gründe gewirkt, als die in Waſſer und Luft und Wärme gelegnen. Da dieſe Verſchiedenheiten nicht bloß den Leib und ſeine Kräfte, ſondern eben ſo ſehr auch die Seele und ihre Vermögen angehen, betrachten wir den Grund derſelben hier etwas näher.

Der Leib jedes einzelnen Lebendigen iſt ein Etwas, welches in Beziehung auf Andre und Viele und um dieſer Andren willen gebildet wurde (nach §. 11). Ein organiſcher Leib wird um deſto vollkommner ſeyn, je vielſeitiger und allgemeiner dieſes Seyn für Andre und zu Andren an ihm ausgeſtaltet worden.

Das, was die Eigenthümlichkeit der äußeren Form und den Grad ihrer organiſchen Vollendung begründete, war die Wechſelbeziehung dieſes Einzelweſens zu allen andren und zu der geſammten Welt der Dinge; dieſe war es, welche unſren Leib zu

einem Menschenleibe machte. Das aber, was die Gesammtform der Völkerphysiognomien oder den Unterschied der sogenannten Menschenschläge erzeugte, das war der freiere oder beschränktere Wechselverkehr des Menschen mit andren Menschen. Dieser lebendige Wechselverkehr übet an uns, so lange wir leben, das fortgesetzte Werk einer Bildung des Leibes aus. Die Gewalt jenes bildenden Einflusses fühlen wir stärker, so oft wir in neue Verhältnisse des Bekanntwerdens und des Verkehres mit andren Menschen treten; seine Wirksamkeit wird durch längeres Zusammengewöhnen zwar dem Gefühl unmerklicher, hierbei aber nichts weniger als geschwächt; wie dieß schon jene bekannte Erfahrung beweiset, daß Menschen, welche ein inniges Band der Gesellschaft, wie etwa die Ehe oder Freundschaft, auf längere Zeit vereint, einander physiognomisch verähnlicht werden.

An unsren Hausthieren wird bemerkt: daß die leibliche Form, daß alle Kräfte und nützlichen Eigenschaften sich veredlen, wenn das einheimische Geschlecht mit Thieren derselben Art vermischt wird, welche in einem andren Lande geboren und erwachsen sind. Dagegen entartet ein solches Geschlecht der Lebendigen, wenn es immer nur aus Thieren derselben Gegend, vor Allem aber, wenn es aus Wesen sich neu erzeugt, die von gleicher Familie entsprangen und leiblich unter sich verwandt sind. Bei dem Menschen wirkt in solcher Hinsicht nicht die leibliche Zeugung allein, sondern, wie schon erwähnt, der leiblich fortbildende Einfluß des geselligen Verkehrs, auf die Form seines äußern Erscheinens bald veredlend, bald entstellend ein.

Mehr als irgend ein andres Lebendiges unsrer Sichtbarkeit ist nämlich der Mensch zum Verkehr mit den Lebendigen seiner Art geschaffen: der einzelne Mensch ist für und um aller andren Menschen willen da. Dieses beweiset der Drang in uns, Andren das innerlich, in der Seele Empfangene und Erfahrene mitzutheilen und mit Vielen vereint ein gemeinsames Werk zu schaffen: es beweiset dasselbe schon die unübersehliche große Mannichfaltigkeit der innren Anlagen und Richtungen der Selbstthätigkeit, worinnen kein andres geselliges Thiergeschlecht dem Geschlechte des Menschen gleich kommt. Und es wird nicht nur an einzelnen Menschen, es wird an ganzen Familien der

Menſchen hier die eine, dort die andre Anlage oder Neigung vorwaltend gefunden, welche für ſich allein wirkend, Einſeitiges ſchaffen würde, zuſammen aber mit den Kräften und Bemühungen andrer Menſchen ein harmoniſch-ſchönes Ganzes darſtellt. Darum, ſo unvollſtändig auch das ſichtbare Thun und Treiben des Einzelnen, ohne die Wechſelbeziehung auf ein fremdes Mitwirken erſcheinen würde, ſo bildet es dennoch in dieſem Wechſelverkehr ein vollendetes Werk des Lebens.

Dieſe Schönheit der innren Vollendung iſt offenbar auch eine äußerlich ſichtbare geweſen, und iſt dieſes zum Theil noch, bei jenen Völkern, welche, weniger die Lage des Wohnortes, an den Küſten des Mittelmeeres und des ſchwarzen wie des kaſpiſchen Meeres, oder an den andern europäiſchen Meeren, als vielmehr ein innres Element der Bewegung, ſeit Jahrtauſenden in beſtändigem geiſtigen, wie leiblichen, Wechſelverkehr erhalten hat. Es iſt die urſprüngliche, ſchöne Art der Menſchennatur, welche hier nicht erſt erzeugt, ſondern erhalten wurde.

Aber eben dieſe Natur, in welche urſprünglich die Möglichkeit zu allen den vielſeitigen Richtungen der Selbſtthätigkeit gelegt und welche deßhalb eine harmoniſch-ſchön geſtaltete war, iſt auch zur Einſeitigkeit entſtellt worden, wenn ſich auf Koſten der übrigen nur die eine oder andere Richtung entwickelte. Wenn ſich durch ein Verfließen des einen, beſondern Familienſtammes in viele, ſämmtlich dem Stamme gleichende Zweige, die alle nur wieder unter ſich und aus ſich erneut und ernährt wurden, die Einſeitigkeit des Hauſes feſt, wie von Stein erbaute, da blieb für den Bau des hehren Tempels, den das ganze vielſtimmige Geſchlecht aufzuführen beſtimmt iſt, weder Raum noch Kraft übrig: es entſtund die von der Urſchönheit abgefallene Form der Menſchenracen.

Da wo in der älteſten Zeit der Erdgeſchichte der Ueberreſt jenes alten Meeres thronte, in deſſen Schoß das Urgebirge ſich gebildet; da wo auch nach der großen Kataſtrophe das am höchſten an der Wolkenregion gelegene, ſalzige Meer unſres Planeten Jahrhunderte lang fluthete: in der Mitte von Aſien, hat ſich die Entartung zur mongoliſchen Menſchenform gebildet. Es iſt das Bette des vormalig höchſten Binnenmeeres der Erde,

es ist die Gobi eine Wiege solcher Völker gewesen, welche, vom Fleisch und von der Milch der Heerden sich nährend, nur das einförmige Familienleben des Hirtenstandes kannten. Das Auge selbst des schnellsten Zugvogels siehet, auf lange Strecken hin, in dieser Wüste der Völker, nur den bunten Teppich eines ungeheuren Flachlandes, welcher aus grünenden Steppen, so wie aus kiesigem oder sandigem Grunde zusammengewebt und hie und da mit kleinen Wasserspiegeln wie mit Perlen bedeckt, zwischen den Trägern der Wolken: den Gebirgsketten des mittleren Asiens, ausgebreitet liegt. In Süden erglänzet der ewige Schnee des Himalaya, im Westen der des Belur-Gebirges, in Osten wird der mächtige Kessel von den Höhen des Brahmaputra, in Norden vom Amur-Gebirg umschlossen. Diese selber von Mauern umfangene Wüste heget wieder in ihrem Innren eine zahllose Menge von solchen Weideländern, welche nach allen Seiten hin von unwegsamem Sand oder Sumpf und Kiesgrund umschlossen, dem Menschen gebieten hier mit seiner Familie und mit seinen Heerden allein zu seyn. Ein Gebot, welches die dortige, reiche Natur zu keinem überlästigen machet; denn es gedeiht da am erfrischenden Quell nicht nur das reichlich ernährende Kraut, sondern auch die Frucht der Gärten. Einförmige, aber mächtige Wunder, wie sie die Natur darbeut, werden dort statt der Wunderschöpfungen der Menschenhand gesehen. Ein Saum der Wüste, von der Breite der Tagereisen, ist so häufig von bunten, edelartigen Steinen bedeckt, daß alle Völker der Erde, wenn sie von der Lust des Sammlens ergriffen hier zusammenkämen, den Vorrath der Carneole und Onyxsteine und des grünen wie des rothen Jaspis nicht hinwegtragen würden, sondern daß, wenn jeder Einzelne, so viel ihm beliebte genommen, auch für die künftigen Geschlechter noch eine unerschöpfliche Fülle des bunten Gesteines zurückbliebe. Statt der Berge und Städte erbaut hier die Luft, in seltsamen Nebelgebilden, Zinnen und Höhen; in die Einförmigkeit des alltäglichen Anblickes bringen die Heerden der heute hier, morgen dort vorüberziehenden Gazellen, so wie der Trappen, Abwechslung und Bewegung. Es herrschet auf dieser Hochfläche der Erde eine Stille wie des ruhenden Meeres, denn außer dem Gesang der Lerche und den Tönen einiger in Schilf

und niedrem Gesträuch nistenden Sylvien, wird auch im Frühling kein Laut der lebenden Natur vernommen.

Hier war es, wo die einförmige Stille der Wüste in das Menschenangesicht die feststehenden Familienzüge des Mongolenstammes hineingrub. Die tägliche Gewöhnung des Auges, blinzelnd über die gränzenlose Fläche der Steppe oder über die Monate lang verweilende Decke des Schnees hinauszublicken, verräth sich selbst in der äußeren Form und Stellung dieser Augen, deren zum Fernblick günstige Lage die stark vor- und aufwärts gedrungenen Backenknochen und die Gestaltung der Augenhöhlen begründen. Dieß ist kein Leib, welcher durch das beständig abwechselnde Hinwegschreiten über Berg und Thal oder durch das Geschäft des Schiffers und die vielartigen Gewerbe des Städtebewohners vielseitig ausgebildet ist; Hände so wie Füße werden weniger entwickelt gefunden als bei den Völkern des westlichen Asiens und Europa's, dieser Körper scheint mehr zum Sitzen auf dem Rücken des Lastthieres oder am Boden gemacht, als zum Gehen und Klettern.

Wie ein Gefährte des leiblichen Ferngesichtes hat sich im Menschen des mongolischen Stammes jenes bei ihm einheimische Ferngesicht der Seele entfaltet, dessen seltsame Erscheinungen wir oben im §. 26 als Schamanismus der Nordasiaten und als Schreckgesicht der Lappländer beschrieben. Die von Banden uralter Einseitigkeit gehaltene, von unverrückbarer, alltäglicher Gewohnheit wie von Mauern umschlossene Menschennatur versuchet, wenn auch nicht mit dem Leibe, doch mit der Seele, ein Auswandern in die Ferne.

Doch hat der mongolische, durch seine Abgeschlossenheit von dem lebendigen Verkehr mit andern Völkern so einseitig gestaltete Menschenschlag, den Drang nach Ausgleichung dieser Einseitigkeit, auch noch auf andre Weise zu befriedigen gesucht. Er ist nicht bloß im Ferngesicht der Seele, sondern auch mit dem Leibe aus dem uralten Gehege seine Familie hervorgebrochen und hat sich wie einst die hindurchreißende Fluth des alten Hoch-Sees seiner Gobi, über Länder und Völker der Erde mit verheerender Gewalt verbreitet. Wie der lang verhaltene Hunger sich auf seine Beute stürzt, hat sich mit besondrer Begier der außer sich selbst gerathene Erwerbungstrieb der Mongolen auf solche Völker gewendet, welche

ist die Gobi eine Wiege solcher Völker gewesen, welche, vom Fleisch und von der Milch der Heerden sich nährend, nur das einförmige Familienleben des Hirtenstandes kannten. Das Auge selbst des schnellsten Zugvogels siehet, auf lange Strecken hin, in dieser Wüste der Völker, nur den bunten Teppich eines ungemessenen Flachlandes, welcher aus grünenden Steppen, so wie aus festigem oder sandigem Grunde zusammengewebt und hie und da mit kleinen Wasserspiegeln wie mit Perlen bedeckt, zwischen den Trägern der Wolken: den Gebirgsketten des mittleren Asiens, ausgebreitet liegt. In Süden erglänzet der ewige Schnee des Himalaya, im Westen der des Belur-Gebirges, in Osten wird der mächtige Kessel von den Höhen des Brahmaputra, in Norden vom Amur-Gebirg umschlossen. Diese selber von Mauern umgangene Wüste heget wieder in ihrem Innren eine zahllose Menge von solchen Weideländern, welche nach allen Seiten hin von unwegsamem Sand oder Sumpf und Kiesgrund umschlossen, dem Menschen gebieten hier mit seiner Familie und mit seinen Heerden allein zu seyn. Ein Gebot, welches die gütige, reiche Natur zu keinem überlästigen machet; denn es gedeiht da am erfrischenden Quell nicht nur das reichlich ernährende Kraut, sondern auch die Frucht der Gärten. Einförmige, aber mächtige Wunder, wie sie die Natur darbeut, werden dort statt der Wunderschöpfungen der Menschenhand gesehen. Ein Saum der Wüste, von der Breite der Tagereisen, ist so häufig von bunten, edelartigen Steinen bedeckt, daß alle Völker der Erde, wenn sie von der Lust des Sammlens ergriffen hier zusammenkämen, den Vorrath der Carneole und Onyxsteine und des grünen wie des rothen Jaspis nicht hinwegtragen würden, sondern daß, wenn jeder Einzelne, so viel ihm beliebte genommen, auch für die künftigen Geschlechter noch eine unerschöpfliche Fülle des bunten Gesteines zurückbliebe. Statt der Berge und Städte erbaut hier die Luft, in seltsamen Nebelgebilden, Zinnen und Höhen; in die Einförmigkeit des alltäglichen Anblickes bringen die Heerden der heute hier, morgen dort vorüberziehenden Gazellen, so wie der Trappen, Abwechslung und Bewegung. Es herrschet auf dieser Hochfläche der Erde eine Stille wie des ruhenden Meeres, denn außer dem Gesang der Lerche und den Tönen einiger in Schilf

nd Einseitigkeit der äußren wie der innren Bildung
r, welche dem einen oder dem andren jener Er-
ert.

s vor Allem der Verkehr mit andren Völkern, das hat,
nn a in geringerem Maße, allerdings schon die Berührung
andren Länder- und Himmelsstrichen, bei auswandernden
lern bewirkt. Der mongolische Familienzug hat sich in den
wohnern Amerika's, welche großentheils mongolischer Ab-
waren, zwar nicht ganz verwischt, er ist aber gemildert
rden. Statt der älteren Einseitigkeit der Gestaltung ist jedoch
dem Amerikaner eine neue eingetreten, welche indeß weniger
n der Urform abweichet, als die mongolische Gestaltung. Hier
es offenbar die Veränderung des Wohnortes und der Lebens-
von welcher der mildernde Einfluß ausging.

, was an der Bildung der Amerikaner, wird auch an
ver des nayen bemerkt, welche auch nur aus einer Wiederauf-
mongolischen Entartung entstanden scheint. Die Ma-
n sich in ihrer Gesichtsbildung dem kaukasischen Stamme
n so nayer verwandt, je mehr sie durch die Lage ihrer Inseln
der ihrer Wohnung an den Küsten des Festlandes zum Verkehr
mit andren Menschen geeignet und durch die Schwäche ihrer Zahl
und ihrer Waffen zum friedlichen Vertrag mit diesen genöthigt
waren.

Veredelnd und verschönernd hat aber auf die äußre Natur des Menschen vorzüglich jenes Auswandern aus der alten Heimath der Väter gewirkt, wobei die wandernden Schaaren nicht bloß die Einflüsse eines neuen Himmelsstriches und Landes; sondern hiermit zugleich auch den geistigern Einfluß andrer, gebildeter Völker erfuhren. Auf diese Weise hat sich der alte Völkerstamm der Deutschen, auf seiner Fußreise durch Thal und Gebirg und Ströme, tief aus Asien hervor, gen Europa, leiblich veredelt und gestärkt, und zu seinem nachmaligen Wirken in der Geschichte der Völker geschickt gemacht.

So ist es keineswegs das Klima und die Natur des Landes allein gewesen, was die Entstehung der Abarten der Menschenform oder der sogenannten Menschenracen begründet hat, sondern die einseitige Ausscheidung der einzelnen Völkerfamilie von den andren Geschlechtern der Erde. Darum kann auch das Gepräge

in wechſelſeitigem Verkehr unter einander das Element der äußren Vollendung und Schönheit ſich erhielten, das dem Mittelaſiaten abgehet. Hier hat ſich, im Gemiſch mit andren Völkern oder ſelbſt ſchon durch das Hineintreten in ihren Verkehr, die von fernher eingewanderte Häßlichkeit gemildert oder ſelbſt der ſchöneren Urform genähert.

Auf ähnliche Art und aus gleichem Grunde, als der mongoliſche Familienzug, hat ſich die Form der ſogenannten äthiopiſchen Menſchenrace gebildet. Umſchloſſen im Norden wie im Süden von Sandwüſten, deren glühenden Lufthauch ſelbſt der Zugvogel vermeidet, und welche nur nach einigen Richtungen hin die Kühnheit des Menſchen, im Bunde mit dem genügſamen Kameel wegſam findet, liegt ein mäßig hohes, von Strömen getränktes Mittelland, über welches die Kraft der ſenkrecht ſtehenden Sonne alle Fülle des Wachsthums und der begehrenden Triebe ergeußt. Da wo im Weſten dieſes üppige Mittelland dem Weltmeere nahet, zeigt ſich auf weit hinaus dem Auge nur ſelten eine Inſel, welche zum Erfinden der Schifffahrt ermunterte, oder wenn auch von einigen Stellen der Küſte die grünenden Eilande nicht zu fern ſind, ſo liegen doch ſie ſelber zum Theil ſo weit von einander oder von den Küſten eines größeren Feſtlandes entfernt, daß von hier aus der wander- und gewerbluſtige Menſch niemals, ſo wie etwa im Mittelmeere, von Inſel zu Inſel, von Land zu Land gelockt werden konnte. Darum blieb nach dieſen wie nach andren Richtungen hin die Menſchenfamilie, welche dort in der Behauſung des mächtigſten Sinnengenuſſes ihre Wohnung aufgeſchlagen, von dem Verkehr mit den andren Söhnen ihres Geſchlechtes abgeſchloſſen und verlor ſich hierdurch in die Einſeitigkeit der äthiopiſchen Abart.

In dieſen beiden, neben der urſprünglichen Form der Menſchengeſtalt beſtehenden Nebenformen, ſind uns zugleich die beiden Hauptextreme der Abweichung von dem Grundtypus vorgezeichnet. Ueberall da, wo auf abgelegenen Inſeln oder in abgeſchiednen Gegenden des Feſtlandes einem einzelnen Häuflein der Menſchen das bildende Element des Wechſelverkehres mit andren Menſchen auf lange Zeiten hin entzogen wurde; überall da, wo das verwandte Blut der Familien, ohne neue Vermiſchung von

ſchenalter auf das andre ſich forterbte, iſt eine Man-

gelhaftigkeit und Einſeitigkeit der äußren wie der innren Bildung hervorgetreten, welche dem einen oder dem andren jener Extreme ſich nähert.

Was vor Allem der Verkehr mit andren Völkern, das hat, wenn auch in geringerem Maße, allerdings ſchon die Berührung mit andren Länder- und Himmelsſtrichen, bei auswandernden Völkern bewirkt. Der mongoliſche Familienzug hat ſich in den Urbewohnern Amerika's, welche großentheils mongoliſcher Abkunft waren, zwar nicht ganz verwiſcht, er iſt aber gemildert worden. Statt der älteren Einſeitigkeit der Geſtaltung iſt jedoch bei dem Amerikaner eine neue eingetreten, welche indeß weniger von der Urform abweichet, als die mongoliſche Geſtaltung. Hier war es offenbar die Veränderung des Wohnortes und der Lebensweiſe, von welcher der mildernde Einfluß ausging.

Daſſelbe, was an der Bildung der Amerikaner, wird auch an der des Malayen bemerkt, welche auch nur aus einer Wiederauflöſung der mongoliſchen Entartung entſtanden ſcheint. Die Malayen zeigen ſich in ihrer Geſichtsbildung dem kaukaſiſchen Stamme um ſo näher verwandt, je mehr ſie durch die Lage ihrer Inſeln oder ihrer Wohnung an den Küſten des Feſtlandes zum Verkehr mit andren Menſchen geeignet und durch die Schwäche ihrer Zahl und ihrer Waffen zum friedlichen Vertrag mit dieſen genöthigt waren.

Veredelnd und verſchönernd hat aber auf die äußre Natur des Menſchen vorzüglich jenes Auswandern aus der alten Heimath der Väter gewirkt, wobei die wandernden Schaaren nicht bloß die Einflüſſe eines neuen Himmelsſtriches und Landes; ſondern hiermit zugleich auch den geiſtigern Einfluß andrer, gebildeter Völker erfuhren. Auf dieſe Weiſe hat ſich der alte Völkerſtamm der Deutſchen, auf ſeiner Fußreiſe durch Thal und Gebirg und Ströme, tief aus Aſien hervor, gen Europa, leiblich veredelt und geſtärkt, und zu ſeinem nachmaligen Wirken in der Geſchichte der Völker geſchickt gemacht.

So iſt es keineswegs das Klima und die Natur des Landes allein geweſen, was die Entſtehung der Abarten der Menſchenform oder der ſogenannten Menſchenracen begründet hat, ſondern die einſeitige Ausſcheidung der einzelnen Völkerfamilie von den andren Geſchlechtern der Erde. Darum kann auch das Gepräge

sowohl des äthiopischen als des mongolischen Menschenschlages niemals bloß durch Veränderung des Wohnortes und Welttheiles ganz verwischt werden; sondern es wird nur durch Vermischung mit andren Menschenschlägen, vornehmlich aber mit dem Urstamm, vollkommen aufgehoben. Es mag übrigens das Entstehen der jetzt sichtbaren Nebenformen zunächst nur in jener anfänglicheren Zeit unsers Geschlechts möglich gewesen seyn, wo den Völkern außer dem Geschäft der Fortgestaltung der äußeren Leiblichkeit, das Werk der Fortbildung einer inneren Leiblichkeit, nämlich der jetzigen Völkersprachen oblag.

Was wir hier schon von dem Entstehen der mehr äußeren Abänderungen der Menschennatur sagten, das gilt noch vielmehr von den mehr inneren Abänderungen des Naturells oder gar des Charakters, welche von Einigen dem Einfluß des Klima's Schuld gegeben worden. Wärme und Feuchtigkeit, Land und Wasser, sie können an der Menschennatur nur wenige Züge verändern, so lange in dieser ein Element lebt und kräftig ist, welches gleich der Sonne und dem nährenden Wasser dem bewohnten Lande seine Fruchtbarkeit gibt, und die gebärenden wie die streitenden Elemente der Natur beherrscht. In den heißen Ebenen Aegyptens, deren Lufthauch wie die Fülle des Bodens, den Menschen abwechselnd, jetzt zum rohen Sinnengenuß, dann zum trägen Ermatten hinzureißen scheint, haben es in früheren Jahrhunderten die Anachoreten gezeigt, wie sie ein älterer Vater der Kirche uns beschreibt, daß eine andre Kraft im Menschen sey, mächtiger als die der Sonne; eine Kraft, aus welcher der Seele der Ernst der Keuschheit und des ausdauernden Fleißes im heißen Lande kommt, wie im kalten. Wenn das verkümmerte, innerlich verhärtete Wesen der Menschennatur, welches am Peschereh des Feuerlandes gesehen wird, allein eine Wirkung des naßkalten Himmelsstriches wäre, warum hätte dieselbe Ursache nicht in gleicher Kraft auf die Esquimaux der ähnlichen, im hohen Norden gelegenen Küste des Polarmeeres gewirkt? Nach einer alten Erzählung des Bleskenius hatte sich vor Zeiten der Menschenfleiß an der nun ganz von Eis umschlossenen Ostküste von Grönland, in die Wildniß des Winters hinein, das Klima eines [illegible] Landes erschaffen. Ein Kloster, von Gärten umgeben, an dem Fuß eines erloschenen Vulcanes erbaut,

rödeten Grunde beſtändig ein Strom und Dämpfe
ewäſſers entſtiegen. Durch die Küche wie durch
und Wände der Zellen, durch die Höfe wie durch
ren, war der wärmende Quell hindurchgeleitet und ver-
ttet, und ſein Aushauch gab mitten in dieſer Heimath des
den Bäumen und Gemüſen einer gemäßigten Zone ihr
: machte ſelbſt in der Zeit der Polarnacht den leben-
wohnern den Aufenthalt im ewigem Eislande behag-
t, nach dieſer Sage, in der äußeren Natur ſelber
enſch die Waffen gefunden, womit er die Schreckniſſe
er Natur beſiegte; er hat jedoch dieſe Waffen noch näher
n, er trägt ſie ſelber in und bei ſich.

hohen Norden, ſchon jenſeits der Gränzen des Landes
nacht, war jener Tempel erbaut, welchen ſich die Weis-
lten Scandinaviens zu ihrem Wohnſitz geweiht. Es
et da beſtändig der Sternenhimmel der Nächte, hoch nach
em Scheitel hin, die hehren Bilder der nördlichen Geſtirne;
nur am fernen Saume, g en hin, tauchen die Sterne
es wärmeren Himmels aus dem Nebel des Horizontes herauf.
n den Höhen der Klippen weichet niemals die Macht des
Winters, und wenn der kurze Sommer am Saume der Hügel
den Schleier des Schnees hinweggenommen und ein tiefes Grün
der Alpenpflanzen das ſchmale Küſtenland bedecket, da erblicket
dennoch, gegen Süden hin, das Auge nur die winterlichen Gra-
nitklippen und ein Gebüſch der ſumpfigen Ebnen; gegen Norden
hinan aber, unermeßlich und ohne Gränzen, verbreitet ſich, mit
dem ſchimmernden Eis bedeckt, das Meer des Poles. Es
fühlt ſich hier der Menſch mit der eignen athmenden Bruſt,
und mit Gott, deſſen Aufſehen dieſes Athmen bewahret, allein;
hier iſt, ſelbſt am Saume des anbrandenden Meeres, das ernſte
Schweigen eines Sterbenden, welcher, geſchieden von des Le-
bens Luſt und des Lebens Kraft, nach dem Dunkel eines neuen
künftigen Seyns, wie nach einem unbegränzten Meere hinaus-
blickt. Und dennoch hatte hier das Bemühen der ſelberkräftigen
Seele um Weisheit, welche beſſer iſt als das Gold und alle
Gewürze des Südens, Früchte getragen, welche denen gleich
waren, die ſie an den milden Ufern des Ganges und an den Waſ-
erfällen des Nils hervorgebracht. Prieſter mit ergrautem Haare,

deren Auge und schweigender Mund sich gern zu dieser ernst schweigenden Natur gesellet, weil sie den tiefen Sinn dieser Stille verstanden, bewahrten dort die Denkmäler einer uralt väterlichen Einsicht in den Lauf der Gestirne, in die bewegenden Kräfte der Natur. Hier war jener alte, bretterne Kalender, dessen Erfindung und erste Einrichtung schon zu Olaus Magnus Zeiten, wie sich dieß aus den astronomischen Rechnungen selber ergeben, 3300 Jahre alt seyn mußte. Denn es war, nach diesem alten Kalender, wie bei vielen Völkern des Orients, die Länge des Jahres, der Wahrheit nahe, zu dreihundert fünf und sechzig Tagen und sechs Stunden bestimmt, der Unterschied der wenigen Minuten, um welche das wirkliche Jahr länger ist, hatte jedoch, im Verlauf der Jahrhunderte, die alte Neu-Jahresfeier um 25 Tage von ihrem eigentlichen Zeitpunkt (beim ersten Wiederkehren der Sonne, am Ende der 40tägigen Polarnacht) hinweggerückt.

So wird auch aus jenen altväterlichen Gemäuern des hohen scandinavischen Nordens die liebliche Rede der alten Sagen von den Göttern und dem Ursprung der Dinge vernommen, eine Rede und Worte des Gesanges, so rührend, so mächtig und so tiefen Sinnes, als jene, welche sich noch fortwährend in Indiens Palmenthälern erhalten. Was hat der kalte Himmel oder der verarmte Boden diesen schönen Heldengestalten, wie den kräftigen Seelen des scandinavischen Stammes zu schaden vermocht? Wandelt da nicht seit Jahrtausenden in unveränderlicher Macht und Schöne der Schweden edles Volk, neben dem arm- und mühseligen, leiblich verkümmerten Geschlechte der Lappen, deren Nähe selbst der Stier des scandinavischen Hirten scheut? Es hat der schönkräftige Leib des Scandinaviers, seit den Jahrtausenden der hier einwohnenden Väter, dieselbe Macht des Winters, denselben Ungestüm der Stürme ertragen, seine Väter wie ihn haben dieselben Fische der Ströme und Seen ernährt, wie den nachbarlich zu ihm gesellten Lappen; aber der blendende Glanz des Schnees hat das große, mild blickende Auge nicht wie bei dem Mongolen des Nordens zu verengen, die hochgewölbte Stirn zu verkürzen vermocht, die Kälte hat den Wuchs und die Bekräftigung der Glieder nicht hindern können. Es lebt da, von keinem Wintersturme gebeugt, der

Muth und die heitere Einfalt der Väter noch immer, von der Sonne unſerer Tage beſtrahlt, und jenem Geſchlecht, wie dem der Eichen, iſt dieſer alte Stand der Heimath nur zur beſſern Entfaltung des innren wie des äußeren Menſchen förderlich geweſen. Denn es hat auch hier der Menſch gezeigt, daß in ihm ſelber ein Vermögen ſey, aus dem Schoße der nordiſchen Natur allein den Ernſt und die Ausdauer, die Kraft der Keuſchheit und der Heldenkämpfe zu entnehmen, das aber, was etwa beugend und lähmend aus dieſem kalten Himmel auf den Menſchen einzuwirken vermöchte, zu beſiegen. Darum ſtehen die Helden wie die Sänger des Nordens auch neben jenen des reichen, griechiſchen Himmels in gleich hoher Geſtalt da, und es erſcheint das Gewand des Nordens, das jene umſchließt, einfacher zwar, aber nicht minder bedeutungsvoll und reich als das Gewand des Südens, das dieſe ſchmückt. Wahr und kräftig bezeichnend ſagt hierüber ein ſcandinaviſcher Sänger und Redner, in welchem die Macht und die Weihe des hoch begeiſterten Dichters lebt, E. Tegnér: zieht ihr die Tiefe der Bedeutung und den Ernſt der Betrachtung vor; liebt ihr die rieſenhaften, aber bleichen Geſtalten, welche im Nebel umhergehen, und von den Geheimniſſen der Geiſterwelt und von der Eitelkeit aller Dinge, außer der Ehre flüſtern — dann muß ich euch hinweiſen zu dem eisgrauen, zu dem ſagenreichen Norden, wo Wala die Grundtöne der Schöpfung ſang, während der Mond auf die Fjellen ſchien, der Bach ſeinen eintönigen Geſang ſchlug, und die Droſſel im Wipfel einer vergoldeten Birke ſaß und ein Klagelied ſang, über den kurzen Sommer, über die ſterbende Natur.“

So kann ſchon jenes Beiſpiel zweier, ſeit Jahrtauſenden dieſelbe Luft athmenden, unter demſelben Himmelsſtriche wohnenden, weit verſchiednen Völker bezeugen, was das Klima über den Menſchen vermöge, und was es nicht vermöge, wenn dem Druck von außen ein Trieb von innen zur Seite ſtehet. Darum darf es uns nicht befremden, wenn wir das edlere Volk der Mandingo-Neger neben dem der Neger der Guineaküſte, auf demſelben heißen Boden; das Volk, welches Habeſch beherrſcht, neben den Schangalla's (den Troglodyten der Alten) finden, oder an Kamtſchatka's kälterem Küſtenlande eine ſo lebensluſtige Bewe-

)keit und rege Sinnlichkeit der Bewohner bemerken, als
:, welche unſre Bücher den Völkern des lieblich warmen,
en Himmels zuſchreiben. Immerhin mag die feuchte
e und der ſchwefliche Dunſt des Bodens, bei den Anwoh-
es Aetna's und des Veſuvs das Athmen beengen, wie ſie
aut gelblich ätzet; wir dürfen jedoch nicht, wie Brydone
:la Torre gethan, dieſer warmen und ſchwefelichten Luft
acht zugeſtehen, das Gemüth des Menſchen zu verändern,
eſen nicht bloß grämlich zu machen, ſondern ihm ein böſes
nd verderbte Sitten zu geben. Und wenn in ſolchen Fäl-
)ie van Swieten von einem achtjährigen Knaben erzählt,
r alles Gelernte bei heißem Wetter vergaß, bei kühler
:ung aber wieder empfing, die Temperatur der Luft von
ebenem Einfluß auf die Kräfte der Seele erſchien, ſo darf
icht vergeſſen, daß dieſes krankhafte Erſcheinungen waren.
t eine alte, beſſere Zeit auch über Siciliens reichen Gefilden
weis geführt, daß der innre Menſch überall, — wie der
, die Luft, welche ſeine Lunge athmet, — jenes geiſtige
nt finden könne, welches ihn zum Sieger und Herrſcher
nlichkeit machet. Die Ueberkleidung mit dieſem Element
euen, innren Geſtaltung, erhebet die Seele aus der ſicht-
und vergänglichen, in eine andre Leiblichkeit, welche dem
l der Zeiten nicht unterlieget, und welche — ſo wie derſelbe
el mit denſelben Sternen, und mit derſelben unermeſſenen
über der öden Klippe, wie über dem reichen Gartenlande,
em Sumpfe wie über dem Gebirge ſtehet —, über jeder
)enſeele in gleicher Macht und Fülle waltet; ohne Aufhören
ſich jeder zu geben, welche ſein begehrt.

läuternde Bemerkungen. Die mittlere Temperatur
0° bis 15° der Breite iſt im Ganzen, nach dem Centeſimal-
meter 28°,6; die von Cumana 27°,7; von Neapel 17°,4; von
°,7; Toulouſe 14°,5; Bourdeaux 13°,6; Paris 11°,0; London
Copenhagen 7°,7; Stockholm 5°,7; Nordcap 0°,1.

den Hauptbewohnern des heißeſten Theiles der öſtlichen Halb-
an den Negern von Afrika, zeigt ſich der Kopf mehr von den
ſammengedrückt, die Seitenbeine (ossa parietalia) verkleinert,
dere Theil des Hauptes vorherrſchend ausgebildet, beſonders
in einem übergewöhnlichen Verhältniß die Lippen (namentlich
), welche ſonſt ein eigenthümliches Vorrecht der Menſchenge-
jener des Affen bilden. Die Schädelhöhle erſcheint im Um-
, in der Höhe jedoch beträchtlicher als beim Europäer.
höhlen, wie der in ihnen enthaltne Augapfel, ſind, wie

die andern Sinnorgane des Hauptes, von augenfälliger Größe und Entwicklung. Der Blutumlauf erſcheint ſo beſchleunigt, daß der Puls in einer Minute 120 Mal ſchlägt. — Vielleicht erſt in Folge der Polypnie zeigt ſich unter den Negern die Zahl der weiblichen Geburten faſt um das Vierfache größer als jene der männlichen, es ſind aber die Negerinnen von geringerer Fruchtbarkeit als ſelbſt die Bewohnerinnen von Island, unter denen öfters Mütter von zwölf und mehrern Kindern gefunden werden, während jene nur ſelten mehr als vier gebären. Die außerordentliche Thätigkeit der Haut, welche bei den Bewohnern von Angola beſtändig einen faſt knoblauchartig riechenden Schweiß ausſondert, und hierbei nach Bruce (Reiſe in Abyſſ. II. 552. IV, 489) kühler anzufühlen iſt als die des Arabers oder Europäers, macht den Leib des Negers beugſamer und leichter gewöhnbar für ferne Länder, wohin der herrſchende Europäer ihn verpflanzte, als den Leib des Amerikaners der heißen Zone. Die Neger, gerade der heißeſten Länderſtriche, beſonders jene von Benin, Juda und Arda, ſind von bedeutender Muskelſtärke, ſo daß man ſie zu ſchweren Arbeiten jenen vom Senegal und Gambia vorzieht, welche dagegen tauglicher zu Hausdienſten und Handwerken ſind (Labat, nouveaux voyages aux Isles françaises de l'Amérique, Paris 1742, T. IV, p. 424). Der Charakter des Negers verirrt ſich leicht in die übertriebenſten Ausbrüche der Thierheit, beſonders der Wolluſt und Grauſamkeit; es werden jedoch in demſelben auch die rührendſten Züge der Eltern- und Mutterliebe und der dankbaren Anhänglichkeit an den Wohlthäter und Freund als Grundzüge bemerkt. Ein Hang zum natürlichen Frohſinn reißet ſelbſt die von der Reiſe faſt zum Tode ermatteten Neger, bei dem Ertönen der gewohnten Tanzweiſen, zum fröhlichen Springen und Tanzen hin.

An den Ufern des Senegals, ohne vermittelnden Uebergang, gränzen ſeit länger als einem Jahrtauſend die ſcharf verſchiedenen Mauren und Neger an einander. Es bewohnen jene, von magrer, unanſehnlicher Geſtalt und gelblicher Hautfarbe, das nördliche, dieſe, wohlgeſtaltet und ſchwarz, das ſüdliche Ufer. Hier, etwas landeinwärts, beginnt die Heimath der Fulahs oder Pholgen, welche hinabwärts bis faſt gegen den Gambia ſich erſtreckt: ein Volk der unabhängigen Hirten, welchem jedoch der angränzende Maure ſeinen Glauben, wie, durch Vermiſchung der Stämme, auch einige Züge der äußern Bildung aufgedrungen. Mehr nach dem Saume der Küſte, angeweht von dem faſt beſtändigen, heißen Wind aus Oſten, wohnen die Braks, von glänzend ſchwärzerer Farbe als die meiſten andren Neger. Es gränzen hieran die ihnen ähnlichen Jaloffer und hinter dieſen die kräftigen, arbeitſamen Mandingos, ein Volk von milden Sitten, zu einer republicaniſchen Verfaſſung vereint, in welcher nur der Wohlſtand, welchen der Fleiß gibt, dem Bürger ein Anſehen über die andern verleiht. Das Klima am Gambia hat ſelbſt den länger daſelbſt wohnenden Portugieſen, das von Loango den hier einheimiſchen, ſchwarzen Juden, welche die Feier des Sabbaths und die Gebräuche ihres Geſetzes noch genau beobachten, und auch dort dem Handel obliegen, die ſchwarze Farbe der Neger und den letztern auch die ganze Geſichtsbildung derſelben gegeben (m. v. Oldendorp Geſch. d. Miſſ. S. 287). — Die Bewohner der Biſſapos-Inſeln, wie jene der Küſtenländer vom Rio-Nonunos bis gegen die Sierra Leona, ſind von tiefer Schwärze der Haut, ſtark und gewandt, und es findet ſich, beſonders bei den Weibern der gutartigen Timaneys, nicht ſelten eine wahrhaft ſchöne Bildung des Geſichts. Dagegen wird unter demſelben Einfluſſe des Klima's der gelblichſchwarze Stamm der Souzens mit dicken Lippen

und platten Nasen gefunden (m. v. Mathews über Sierra Leona, in Sprengels Beiträgen IX. S. 193). Die Völker der Küstenbeugung von Guinea erscheinen versunken unter der Last der Despotie, des wildesten Aberglaubens und einer tiefen, geistigen Rohheit. Es wird hier eine Grausamkeit, welche ohne Aufhören nach Menschenblut lechzet, gepaart mit viehischer Wollust, gefunden, und es hat sich das innre Verderben auch der äußern Gestalt des nur mittelmäßig hohen, übrigens aber noch ziemlich starken Leibes eingeprägt. Mit diesen Völkern des heißesten Theiles der Westküste von Afrika stehen jene der Ostküste in einem sehr bemerkenswerthen Gegensatz, und es sind die schwarzen Bewohner am Dreikönigsflusse von ausgezeichneter Größe und sehr wohlgesittet; jene von Melinde, in deren Hauptstadt eine höhere Cultur herrscht, haben statt des Wollenhaares der gewöhnlichen Neger ein lockiges Haar, und es wird besonders die Schönheit der Frauen gerühmt, deren Geschlecht, ungeachtet der dort herrschenden Vielweiberei, in einigen Gegenden des südöstlichen Afrika's, am meisten jedoch in Sofala, eine ungewöhnliche Achtung erwiesen wird. Der Stamm der Neger hat sich in der ganzen Eigenthümlichkeit seiner Bildung, ähnlich hierin den Bewohnern der gegenüber liegenden Küste, neben einem andern, vielleicht früher dort einheimischen Volksstamme auf Madagascar erhalten. Dieser letztere Volksstamm hat weder die Farbe noch die Gesichtsbildung des Negers, und erscheint auf einem höher gelegenen Theile der Insel zum Theil von so unansehnlicher Gestalt, daß hieraus die Fabel von dem zwergartig kleinen (nur 3 F. 8 Z. messenden) Geschlecht der Quimo's entstanden. Eben so wohnen an der schon gemäßigteren Südküste von Afrika, nachbarlich neben den wohlgebildeten, thätigen Kaffern, die häßlichen Hottentoten, mit unverhältnißmäßig breiten Backen und spitzem Kinn, mit affenartig flacher Nase und hoch nach oben gekehrten Nasenlöchern, großem Mund, welcher der Ueberfüllung mit Speisen nicht satt wird, und schmutzigschwärzlicher Farbe.

Amerika liegt zum Theil unter einem nicht minder heißen Himmel, als jener von Afrika; ja v. Humboldt hält Acapulco und das Thal von Papagayo (in s. W. über Neuspanien S. 54) für die heißesten Gegenden der Erde. Dennoch lebt hier in dem stromreichen, fast allenthalben an hohe Gebirgsrücken gelehnten Lande des Aequators und der Wendekreise ein Volk, welches in seiner äußern Gestalt, so wie in der Art und Richtung der innern Anlagen ungemein weit vom Neger absteht. Es hat seine straffe, fast gar nicht zum Schwitzen geeignete Haut die Farbe des Kupfers, das Haar ist dünn, von fettigem Glanze und hängt steif hinabwärts, die Stirnknochen sind sehr nach hinten verflacht, das Hinterhaupt (das kleine Gehirn) nur wenig entwickelt, die Augen schief nach innen und unten gestellt, Hände und Füße klein, der Wuchs des Leibes meist kräftig. Ausdauernd und lebenskräftig in der eignen Heimath, und bei den alten Gewohnheiten des Landes erscheint dieser Menschenstamm dennoch sehr unfähig zur Verpflanzung in andre Gegenden und äußre Verhältnisse. Die Muskelstärke ist groß, so daß v. Humboldt bei den neuspanischen Bergwerken Indianer gesehen, welche, bei einer Hitze von 34° des hundertheiligen Thermometers, Lasten von 225 bis 250 Pfd. eine Treppe von 1800 Fuß hinangetragen (a. a. O. S. 101); doch neigt sich, wo er sich selber überlassen gewesen, der Charakter des Volkes zu einer Unthätigkeit und Ruhe, welche nur die äußerste Noth zu neuen Anstrengungen aufregt. Die wechselseitige Neigung der Geschlechter ist im Vergleich mit andern Völkerstämmen nur sehr schwach. Die Fruchtbarkeit gering. Die Stimme ist schwach, die Sprache wenig entwickelt. Gegen den

Neger, als einem Stammvolk der heißesten Zone, erscheint der Amerikaner, auch der heißesten Striche seines Welttheiles, als das Stammvolk einer kälteren Zone, welches auch in dem fremden, wald- und wasserreichen Lande die Hauptzüge des angebornen Charakters nicht verloren. Diese Hartnäckigkeit des Beibehaltens, derselben innren wie äußren Grundzüge, erhellet aus der Betrachtung der Bewohner, selbst der weitabgelegensten Gegenden von Amerika, denn jene bleiben sich hier so ähnlich, daß Robertson, Lewis und Clarke behaupten, es genüge, um die vorherrschende Weise aller Amerikaner zu kennen, der Anblick eines Einzigen. Auch v. Humboldt fand die Aehnlichkeit der Neuspanier mit den Indianern von Canada, Florida, Peru und Brasilien ganz auffallend, ja denselben, auf gemeinsamen Ursprung des Stammes hindeutenden Zug der Uebereinstimmung, bei den Bewohnern des ganzen großen Landstriches von anderthalb Millionen Quadratmeilen, von den Feuerlandsinseln bis zum Lorenzostrom und der Behringsenge. Diese Uebereinstimmung geht durch die gemeinsamen Gebräuche, z. B. des Durchbohrens der Unterlippe, Bereitung der Speisen, Bau der Wohnungen und Kähne, Kleidung und gesellschaftliche Einrichtung, und verräth, wie ein da hinüberlaufender Faden, die Einwandrung der Amerikaner aus dem nordöstlichsten Asien. Denn es gleichen die Bewohner der Inselgruppen zwischen Amerika und Asien, an Gestaltung und Lebensweise nahe jenen von Amerika, und zeigen zugleich, mehr gegen die asiatische Küste hin, den Uebergang zu den hier angränzenden Bewohnern der alten Welt. Es finden sich die im Styl des nordöstlichen Asiens erbauten großen Gebäude nicht bloß bei den Bewohnern von Nootkasund, sondern selber noch bei jenen der nördlichsten Eisküste, welche Franklin und Richardson besuchten. Doch finden sich auch hier, bei der großen Aehnlichkeit im Allgemeinen, im Einzelnen Züge der Verschiedenheit, welche nicht aus dem Einflusse des Klima's und der Verschiedenheit der Länderstriche zu erklären sind; es lebt der faule Californier unter denselben Einwirkungen des Klima's, wie der thätigere Bewohner von Chili; unter den, das Fleisch der Feinde fressenden, von der Beute der Jagd lebenden, melancholisch ernsten Bewohnern des Innern von Nordamerika fanden sich einzelne Völkerschaften, vom Ackerbau (Mais) lebend und von milderen Sitten; neben der Form des (gewaltsam) flachgedrückten Vorderkopfes der Caraiben, die annehmlichere der Anwohner von Essequebo. Auch im Süden des Welttheiles zeigen sich unter ziemlich gleichen Verhältnissen des Himmelsstriches, neben den kleineren, trägen, vorherrschend von Pflanzenkost lebenden Guarany's (deren Knochen sogar nach dem Tode noch durch ihr ungleich früheres Zerfallen in Staub das Zurückestehen hinter dem Europäer verrathen) die kräftigeren, lebenslustigeren, streitbaren Tupys, welche die Jagd nährt. Etwas näher übereinstimmend erscheinen hierauf unter sich die schwer beweglichen, den geselligen Vergnügungen nur wenig, mehr jedoch dem Trunk geneigten Guanas, im Osten des Paraguayflusses, neben den unter gleicher Breite wohnenden, schön gebildeten, wanderlustigen Mbayas; die hoch und schön gestalteten, wohlberittenen Abiponen, von auffallend hellerer Hautfarbe, welche bei voller Kraft ein mehr als hundertjähriges Alter erreichen, entgegen den schwarzfarbigen, schmutzigen Charruas, denen jene besondre Gabe der Menschennatur: die Gabe des Lachens gänzlich versagt scheint, und an dieses von Ungeziefer und Schmutz entstellte Volk schließt sich nachbarlich gen Süden des La Platastroms das überaus reinliche, tapfere Volk der Pampas an, bei welchem das Weib mehr geehrt und geliebt ist, als bei andern Amerikanern des Südens, endlich mit nur wenig vermitteltem Uebergang die hohe Heldengestalt der mehr als 6 Fuß messenden, fast

immer zu Pferde sitzenden Patagonier, neben den, freilich dem unwirthbarsten Klima des Südens ausgesetzten, leiblich wie geistig verkümmerten Pescheräh's, bei denen, nur noch etwa, die durch eine Tradition der Nachahmung fortgepflanzte, Bauart der Kähne daran erinnert, daß dieses elende Volk, der wegen seiner Feigheit und Schwäche ausgestoßene Abwurf eines vollkommner gebildeten Stammes sey. So zeigt uns die große Uebereinstimmung im Ganzen, so wie die theilweise Abweichung, bei den unter sich zusammengränzenden Bewohnern von Amerika, in auffallender Weise, wie wenig im Ganzen das Klima den Menschen vorherrschend zu dem machen und bestimmen könne, was er äußerlich wie innerlich ist.

Dasselbe zeigt sich bei den auf den Inseln und am Küstensaume des asiatischen Meeres lebenden Völkern, welche dort zum Theil unter einem gleich heißen Klima wohnen, als jenes der Negerländer ist. Der zartgebaute, schöngebildete, geistreiche Hindu gränzt da nahe an die unter gleichartigen Naturverhältnissen wohnenden Völker von mongolischer Abstammung, oder an den an Sitte und äußrer Art verschiedenen Perser; der wohlgebildete, hellfarbige und einer höheren Cultur theilhaftig gewordne Malaye an den, öfters dieselbe Insel mit ihm bewohnenden, schwarzen Neuguineer. Denn diese fast Negern ähnliche Form findet sich, neben der malayischen, auf Borneo und anderwärts, in dem ganzen Archipelagus jener Meere: bis nach den Gruppen der kleinern Inseln des Südmeers mehr der Charakter des Malayen, nach Neuholland mehr jener des äthiopisch gearteten Neuguineers vorherrschend wird. Es zeigt sich indeß auch hier, daß wenigstens nicht auf die Entwicklung und Gestaltung der Seelenfähigkeiten das Klima von besondrem Einflusse sey; denn eben jener äthiopisch geartete Stamm, welcher da, wo er von den Malayen in die Wildniß gedrängt und in seiner Entwicklung gehemmt worden, oder da, wo einzelne seiner Zweige vorzüglich ausarteten, bis zur Affenähnlichkeit der Papous heruntergesunken ist, zeigt sich in den Bewohnern der Admiralitätsinseln und der Insel Bouka, deren Sprachtalent und musikalischen Sinn La Billardière bewundert, innerlich so hoch und vielseitig entwickelt, als jener der malayischen Inselbewohner es nur irgendwo ist. Dagegen fand man bei den (malayischen) Bewohnern der Larronschen Inseln bei der ersten Ankunft der Europäer nicht einmal den Gebrauch des Feuers.

Die wohlgebildeten Bewohner der Südostküste von Afrika, mit regelmäßiger Bildung aller Theile des Gesichts, noch mehr die wahrhaft schöngestalteten Bewohner einiger Inseln des Südmeers, möchten schwerlich wohl in irgend einem Zuge der äußerlichen Aehnlichkeit von dem sogenannt kaukasischen Menschenstamm zu scheiden seyn, welcher einen großen Theil der gemäßigten Zone der alten Welt bewohnt, jedoch, ganz derselbe bleibend, bis zur heißen Zone von Afrika und Asien, und hinaufwärts bis zum Polarkreis des Nordens, sich verbreitet. Denn es sind die Völker von dieser Bildung am geeignetsten zur Verpflanzung in alle Himmelsstriche und Gegenden der Erde, obgleich von den vom Kaukasus stammenden Tscherkassen und Mingreliern, welche unter dem Namen der Mamelucken in Aegypten wohnen, behauptet wird, daß sie, in diesem Lande, wenigstens wenn sie mit Frauen aus dem eignen Stamm sich vermählen, keine oder nur bald wieder hinsterbende Nachkommen erzeugen, so daß seit 500 Jahren seines Einwohnens in Aegypten, der Stamm der Mamelucken immer nur durch das Ersetzen der Zahl der Hinwegsterbenden, mittelst neuer Ankömmlinge vom Vaterland her, erhalten werden konnte. Eine Ausnahme von der sonstigen Regel, welche Volney aus der Neigung der circassischen Frauen erklärt, in Aegypten ungewöhnlich fett zu werden. —

Entsprechend jener vielseitigen äußeren Richtung, welche den Menschen vom sogenannt kaukasischen Stamme, namentlich den Europäer und Westasiaten, zur Eingewöhnung in alle Klimate befähigt, wird eine andre, innre Vielseitigkeit der Richtung gefunden, die gerade an den bisher gehörigen Stämmen unter demselben Einfluß des Klima's die verschiedenartigste, äußre wie innre, Gestaltung der Menschennatur begründet.

Die mittleren Grade der Breite, welche am westlichen Ende unsers Welttheiles die Stämme der sogenannt kaukasischen Abkunft besitzen, werden gegen Osten hin in Asien von den Mongolen bewohnt, deren Völkerheer am östlichsten Saume der Halbkugel: in Japan, China und der östlichen Halbinsel von Indien bis an die Gränze der heißen Zone sich ausbreitet, im Westen aber: in Europa, nur gegen den Polarkreis hin noch gefunden wird. Die Bildung des Hauptes erscheint fast viereckt, das Gesicht breit, flach, eingedrückt, ohne hervorspringende Züge, die Augen sehr weit auseinanderstehend, die Augenspalte nach der kleinen, eingedrückten Nase zu, schief abwärts laufend, die weiten Nasenlöcher nach vorn stehend. Die Statur des Leibes ist kurz und gedrungen. Es begegnen sich, bei aller äußren Aehnlichkeit der Formen, an dieser Völkerart zwei Extreme, eben so groß und verwundernswürdig als die unbewegliche Ruhe des indischen Sanyasi, neben der wundervollen Beweglichkeit des indischen Jongleurs: die unstäten, immer wandernden Kalmucken und Mongolen und die in allen ihren äußern und innern Lebensverhältnissen fast wie versteinert feststehenden Chinesen. Es geht die mongolische Bildung durch die Tartaren in die kaukasische über, deutlicher jedoch verläuft sich dieselbe (als gehöre der höhere Norden der östlichen und westlichen Halbkugel seit alter Zeit zunächst ihr an, und als habe sie dort zu jenen kräftigen Völkerbewegungen sich gestärkt, zu welchen auch die alten Germanen in ihrer nördlichen Heimath sich gerüstet) in die Form der Bewohner des Polarkreises. Es stehen hier, unter demselben klimatischen Einflusse, die kriegerischen, rüstig bewegten Esquimaux, mit den feigen und trägen Lappen und Jakuten. Und wie groß erscheint die Verschiedenheit des Volkscharakters, bei den heitern, lebenslustigen, fruchtbaren, zum Selbstmord geneigten Kamtschadalen und den ruhigen, kalten, sorgfältig sich pflegenden Samojeden. So ist nirgends der Grad der Breite, nirgends das Klima, das zunächst die Richtung der Seele: den Volkscharakter bestimmende Element.

Auf die mittlere Temperatur einer Gegend hat, wie begreiflich, zuerst zwar die Erhöhung über der Meeresfläche einen bedeutenden abändernden Einfluß (Quito sollte seinem Breitengrade nach 23° mittlerer Temperatur haben, diese ist aber wirklich nur 13°,3); es wirken aber außerdem noch die, durch die Nachbarschaft oder Entfernung des Meeres bestimmten Winde sehr bedeutend ein. Da wo der Oststrom der Atmosphäre unmittelbar vom Meer auf große Landstrecken gebt, ist es kälter, wo der Westwind vom Gewässer aus das Trockne bestreift, ist es wärmer. Die Westküste von Amerika, unter denselben Graden der Breite, ist viel wärmer als die Ostküste von Asien; die Westküsten der alten Welt sind, unter derselben geographischen Lage, ungleich milder als die Ostküsten von Amerika. In Ostflorida, unter gleicher Breite mit Nordafrika, war am 31 Januar 1765 der St. Johnsfluß 1 Zoll tief gefroren; zu Charlestown, parallel mit Fez, gefror 1747 das Wasser in den Zimmern. Kamtschatka, unter gleicher Breite mit Norddeutschland, ist kälter als Schweden, Korea unter 42°—51°, kälter als das nördliche Deutschland. Der Luftstrom, vom südlichen Pol der Erde kommend, ist, wenigstens auf der westlichen Halbkugel, unter denselben

en der Breite ungleich kälter, als der vom Nordpol wehende. dieß ist die Wirkung des ersteren, auch auf der östlichen Halbkugel, bis hinan zu den Nicobar-Inseln so merklich, daß die eßbare albe dann wie erstarrt, in ihrem Neste liegt. Die nördliche Halb- ist in Island noch unter den 60—66° bewohnbar. Süd-Geor- unter dem 54° der südlichen Breite, bleibt den ganzen Sommer Schnee bedeckt, welcher nur an einigen sonnigen Felsenabhängen it hinwegthaut, daß zwei Pflanzenarten der niedrigsten Form auf chwärzlichen Gesteine zu gedeihen vermögen; die Buchten sind mit assen angefüllt, welche 60 bis 80 Fuß hoch über die Wasserfläche fragen. Nach v. Humboldt ist die mittlere Temperatur beider ugeln unter 22° bis 34°, auf der nördlichen 15°,4, auf der süd- 13°,8 unter 34° bis 43°, auf jener 18°,2, auf dieser 15°,2; un- 3° bis 48° auf jener 17°,7, auf dieser 7°. — Es läßt sich jedoch über die eigenthümliche Wirkung der Winde, für verschiedene Se- n der Erdfläche, keine Regel fest stellen. Der auf Novaja-Semla hende Wind, in Verbindung mit stinkendem Nebel, macht diesen estrich unbewohnbar; einige fast unter derselben nördlichen Parallele ne Gegenden trifft dieser Einfluß nicht. Eben so ist in wärme- ändern der Einfluß der heißen Luft, vom Aequator her unter glei- Parallelen sehr ungleich. In Neapel wird der Einfluß des vom n wehenden Sciroccowindes selbst auf die Aeußerungen der Gei- äfte für so unausweichbar gehalten, daß man nach Brydone (Reise Sicilien und Malta im Jahre 1770) daselbst von matten, mit- nen Schriftstellerarbeiten das Sprüchwort hat: era scritto in o del scirocco. Die Landwinde auf der Küste von Koromandel nach Sonnerat von so durchdringend scharfer Art seyn, daß sie Blas zerspringen, Bäume zerbersten machen; Menschen, welche ausgesetzt schlafen, werden gelähmt. — Den nachtheiligen Ein- welchen vorherrschende Feuchtigkeit und Sumpfluft auf die leib- Entwicklung, und hiedurch selbst auf die Aeußerung der Seelen- hat, erkannte schon Hippokrates (de aëre, aquis et locis), wenn Bewohner am morastigen Ufer des Phasis, da die Luft unauf- voll schädlicher Dünste ist, groß, aufgedunsen, plump von Ge- mit bleicher, gelber Farbe des Gesichts, heiserer Stimme, unauf- zur leiblichen wie zur geistigen Arbeit, beschreibt. Eine gleich nde Wirkung zeiget das feuchte und zugleich heiße Klima nach (Mémoires de la Société d'émulation de Paris Vème année an den Bewohnern der westindischen Inseln. Das Klima solcher den wird durch Urbarmachen der Walddistricte und durch Aus- en der Sümpfe sehr verbessert; denn Essequebo, welches noch vor hren mit Monate lang anhaltendem Regenwetter heimgesucht hat jetzt nur selten 3—4 Tage lang einen umwölkten Himmel, s ist seit der Urbarmachung das Klima von ganz Nordamerika, e schon seit alter Zeit das von Deutschland trockner und milder den. Uebrigens lebte und gedieh in dem feuchten Waldlande des Germaniens, ungeachtet dieses klimatischen Verhältnisses, ein g schöner Völkerstamm. Der Inhalt der Bemerk. zu diesem §. sich trefflich auseinandergesetzt in F. Schnurrers geograph. Noso- 1813. Der Meinung, daß das Klima den Charakter der Völker ame, widerspricht schon Maximus Tyrius (Diss. XIII, ed Davis. ge).

Der Einfluß der irdiſchen Elemente.

§. 52. Es reden die Alten, wie wir ſchon oben (§. 48) ſahen, von einer anſteckenden Macht, welche die Leiblichkeit an der Seele übe, ſo wie dieſe mit ihr in Verkehr trete, mit ihr ſich gemein mache. Jene Schlange der alten nordiſchen Sage hat in das ſichtbare Weſen, deſſen ſie ſelber zur Speiſe begehret, das erſtarrenmachende und verzehrende Gift geſtrömt, und es wird Proſerpina, allein durch den Genuß des Granatapfelkernes, der Welt des Dunkels zum bleibenden Eigenthum verkauft.

Die Art und das Maß der Nahrung, welche wir genießen, die Luft, welche wir athmen, werden nicht bloß für die Entwicklungsgeſchichte und die Lebensthätigkeit des Leibes, ſondern auch für die Geſchichte der Seele von Bedeutung ſeyn. Für die letztere unmittelbar, wenn der krankhaft verirrte Wille jene Naturgaben nicht zur Erhaltung des Leibes, ſondern aus Lüſternheit, zum Ergötzen des Gaumens, und zur Berauſchung der Sinne gebraucht, nach jener Weiſe, in welcher, vor allen ſichtbar Lebendigen nur der Menſch dieſes vermag (nach §. 48); öfter jedoch mittelbar, durch das unvermeidliche Einwirken der Speiſen auf den enge mit der Seele verbundenen Leib. Denn dieſe beiden, gleich zwei beſaiteten Inſtrumenten von demſelben Umfange der Töne, oder gleich zwei concentriſchen Kreiſen, von derſelben ſich parallel gehenden Abtheilung der Grade und Minuten, werden ſtets zugleich und auf übereinſtimmende Weiſe bewegt; derſelbe Strahl, der den einen Kreis an dieſem beſtimmten Punkte berührt, trifft auch den andern an dem entſprechenden Punkte; derſelbe Anſtoß von außen, welcher in dem einen dieſen beſtimmten Ton weckte, regt hiermit zugleich in dem andern den gleichnamigen, mittönenden Klang auf.

Die Beobachtung erkennet bald, daß alle jene Dinge, welche die Thätigkeit der Verdauungsorgane und der ernährenden Gefäße in beſonderm Maße aufreizen, zugleich auch erhöhend und bekräftigend auf das entſprechende Gebiet der Seele und ſeine Thätigkeit: auf die Gefühle einwirken. Nicht bloß jene Getränke, denen die Erfahrung eine Sinnen berauſchende Kraft zugeſteht, ſondern die einfachſten Speiſen, wenn ſie nach langer Entbehrung und nicht im Uebermaß dem Magen dargeboten

werden, zeigen dieſe das Gefühl aufregende und erhöhende Kraft, und in Perſiens heißen Thälern ſah Martyn den Menſchen, gelagert am friſchen Waſſerquell, und von dieſem genießend, eben ſo innerlich aufgereizt und zum Frohſinn geweckt, wie er es etwa in dem kühleren Norden durch den Genuß des Weines zu werden pfleget. Wenn Nüchternheit und mäßiger Genuß der geſunden Nahrungsmittel, das Geſchäft der leiblichen Ernährung wohlthätig fördern und in gleichmäßig kräftigem Gange erhalten, da wird auch der Ernährungsproceß der Seele — das Werk der Gefühle — ſehr erleichtert gefunden, und es iſt in dieſer Beziehung jene Bemerkung nicht ganz unbedeutend, daß der Zuſtand der Seele, welchen die Sprache einen „gefühlvollen, „gutmüthigen" nennt, am öfterſten bei ſolchen Menſchen gefunden werde, deren leibliche Verdauung und Ernährung entweder in einem vorzüglich geſunden, harmoniſchen Verlaufe iſt, oder deren leibliche Verdauungsorgane von vorzüglich leichter Erregbarkeit und innrer Beweglichkeit ſind.

Daß die Bekräftigung und öftere Uebung der leiblichen Bewegungsorgane, zugleich für die innere Entwicklung des ihnen entſprechenden Seelenvermögens: des Wollens und Begehrens von hohem Einfluſſe ſey, hat ſchon das Alterthum erkannt, wenn es den Leibesübungen eine Kraft belegte, welche die Herrſchaft der Seele über die eigene Sinnlichkeit erleichtere und befeſtige. Es wird ein kräftiger Wille und die ſchnelle Entſchloſſenheit der Seele am öfterſten bei ſolchen Menſchen gefunden, an deren Leibe der bewegende Nerv eine ganz beſondere Schnelligkeit und Sicherheit der Einwirkung auf den Muskel zeigt, obgleich hierbei der letztere nicht ſelten nur von geringer Maſſe und von wenig bedeutender materieller Macht ſeyn kann.

In einem ganz beſonders merkwürdigen Wechſelverkehre ſtehet das Organ des Athmens und der Stimme, mit dem ihm nach innen entſprechenden Organ der Seele (dem Gemeingefühl und Ahndungsvermögen nach §. 34). Dämpfe, dem Boden entſteigend, welche Pythia, welche die Seher und Träumer an den verſchiedenen Wohnſitzen der Orakel, ſo wie in der Höhle des Trophonius einathmeten, ſollten in der Seele das Geſicht des Künftigen und Fernverborgenen, ſollten die Weihe der prophetiſchen Begeiſterung aufwecken. Es iſt öfters eine Erſchwerung

und Hemmung des Athmens, wodurch auch die verwandte Pein und Angſt in dem entſprechenden Seelenorgane angefacht wird, eine Veranlaſſung geweſen, daß die Stimme des Gewiſſens laut geworden. Hierbei erſcheinet überall das Stimmorgan zugleich als jenes des Athmens.

Endlich ſo ſtehet der geſunde oder kranke Zuſtand des Gehirnes in einem zu auffallenden Wechſelverhältniß mit der Erhöhung oder Hemmung der Kraft des Erkennens und des Selbſtbewußtſeyns, als daß es hier nöthig ſchiene, dieſes Wechſelverhältniß zu erweiſen.

Wir betrachten nun dieſe Beziehungen der nachbarlichen Syſteme unſerer äußern und innern Natur noch etwas näher und einzelner.

Die mannichfaltigen Speiſen, welche das Leben des Menſchen friſten, erſcheinen im Ganzen von vierfacher Art. Wir ſehen bei ganzen Völkern, bei den Bewohnern ganzer Länderſtriche, die Hauptnahrung aus thieriſchem Fleiſch, bei andern aus der thieriſchen Milch und ihrem Käſe, dann wieder bei andern, aus dem Mehl der Gräſer oder ähnlichen Miſchungsverwandten Gewächstheilen; endlich aber bei noch anderen aus den ſaftreichen Gemüſen und Früchten beſtehen, in denen vorzüglich der Zuckerſtoff das nährende Element iſt. Der Genuß des Fleiſches ſcheinet in vorzüglicherem Maße auf die Ausſonderung der Galle zu wirken und hierdurch die Entwicklung des choleriſchen Temperamentes zu begünſtigen. Es bezeuget dieß unter Anderem das von Tiſſot erwähnte Beiſpiel eines Jünglings, welcher den natürlichen Hang zum Jähzorn dadurch beſiegte, daß er ſich den Genuß des Fleiſches freiwillig unterſagte, wobei freilich die innere Kraft des Willens auch unmittelbar durch dieſe vorangegangene That des Willens geſtärkt zu ſeyn ſcheint. Dieſem entgegengeſetzt, begünſtiget der beſtändige und vorherrſchende Genuß der Mehlſpeiſen die Entwicklung des phlegmatiſchen Temperamentes, und in heißen Ländern, wo die Thätigkeit der Verdauungsorgane, ſo wie die Bewegungen der ernährenden Säfte, aufs übermächtigſte beſchleunigt ſind, wird dieſe Art der Nahrung ein wohlthätig hemmendes Gegengewicht gegen den hinauswärts ſtrebenden Drang der inneren Lebensgluth. Auf ähnliche Weiſe ſcheinet die Nahrungsweiſe der Hirten der Ka-

mele oder anderer wiederkäuender Thiere, welche großentheils auf die Milchſpeiſe beſchränkt ſind, vor andern dem Leibe die Beweglichkeit und innere Lebenskraft des kindlichen Alters zu bewahren, und hiermit jene Seelenſtimmung, welche als die ſanguiniſche bezeichnet wird. Dem vorherrſchenderen Genuß des Gemüſes ſind dagegen von alten Zeiten her andere Kräfte zugeſchrieben worden; denn derſelbe wurde öfters von ſolchen Männern empfohlen, deren Luſt und innere Beſtimmung es geweſen, den Geiſt aus dem Spiele der Sinnlichkeit hinweg, zu den ernſteſten, tiefeſten Betrachtungen zu erheben. Es pries Pythagoras die Speiſe des Kohles ſeinen Schülern, und ſo iſt noch von Newton bekannt, daß er in der Zeit ſeiner tiefſinnigſten Forſchungen vorzugsweiſe den Genuß des Kohlgemüſes geliebt, wobei er von Fleiſch und geiſtigem Getränk ſich enthalten.

Auf eine freilich hiervon ſehr verſchiedene Weiſe und aus ſehr verſchiedenem Grunde wachte das alte Sparta bei ſeinen Bürgern über die Art und das Maß der täglichen Nahrung. Lykurg hatte bei der Einrichtung der gemeinſamen Sparmahlzeiten oder Pheiditien nicht bloß, wie der Name anzudeuten ſchien, Erſparung der äußeren Mittel des Haushaltes, ſondern vielmehr ein Sparen und Schonen jener höheren, inneren Mittel und Kräfte der Menſchennatur zu erreichen geſucht, welche, wenn ſie auf das Vergnügen des Bauches ſich wenden, nur zu leicht nicht bloß geſchwächt, ſondern ganz verloren werden. Es war ſchon bei den Oenotriern in Italien, ſo wie bei den Kretenſern die Sitte der gemeinſamen Mahlzeiten oder Syſſitien herrſchend geweſen, wobei in Creta der Bürger auf öffentliche Koſten geſpeiſ't wurde. Hierbei hatten jedoch dieſe Gemeinmahle mehr das geſellige Vergnügen und den äußeren Vortheil zur Abſicht gehabt, als jene ſtrenge Zucht des inneren Menſchen, zu welcher die Pheiditien in Sparta dienten. Denn bei dieſen ſtellte der einzelne Bürger nicht bloß ſeine leiblichen Genüſſe unter die Aufſicht des Staates ſo wie unter die beſchränkende Macht des Geſetzes, ſondern er gab hiermit zu erkennen, daß die ihm verliehenen Güter, wie die Kräfte des Leibes, welche ihr Genuß gab, dem Dienſte des Vaterlandes geweiht ſeyen.

Schon vom achten Lebensjahre an, in welchem die Knaben dem Hauſe der Eltern entnommen und der Vorſorge des Staates

übergeben wurden, pflegte man die künftigen Krieger an ſtrenge Mäßigung der Eßluſt und an den Gedanken zu gewöhnen, daß die Speiſe nicht zum Vergnügen des Gaumens, ſondern nur zur Stärkung der Glieder beſtimmt ſey, deren Kräfte dem Vaterlande gehören. Eine Suppe, welche die Knaben ſelber aus Brod und Waſſer und Kräutern ſich bereiten mußten, hierzu etwa Milch und einige Früchte; ſeltener ein wenig Fleiſch oder ſonſt ein Biſſen, welchen die Kleinen durch Liſt und Gewandtheit von der Tafel der Männer erbeutet hatten: das war die ganze Mahlzeit, welche der junge Adel des Landes von der Kindheit an bis zur Gränze des männlichen Alters genoß. Und ſelbſt bei dieſem ſparſamen Genuß durfte der ſpartaniſche Knabe ſich nicht der bloßen Luſt der Sättigung hingeben, ſondern der Aufſeher der Knaben, ſelber noch ein Jüngling, erhielt die kleine Schaar der Tiſchgenoſſen in einer unaufhörlichen Wachſamkeit und inneren Bewegung, welche der Seele mitten im Sinnengenuß nicht verſtattete die Waffen der Selbſtbeherrſchung abzulegen. Denn der Aufſeher oder Eiren pflegte die Kinder auch während des Eſſens durch Fragen in richtigem, bündigen und ſchnell bereitetem Ausdruck oder, indem er jetzt dem einen zu ſingen, dem andern über irgend etwas ſein Urtheil zu ſagen befahl, im Gehorſam zu üben. Und damit noch überdieß die Knaben vor Unmäßigkeit bewahrt wären, pflegte man an jedem zehnten Tage ein ſtrenges Gericht über ſie zu halten, bei welchem die Entſtellung des Leibes durch zu vieles Eſſen mit Strafen geahndet wurde.

Es war indeß auf der andern Seite dafür geſorgt, daß die beſtändigen Anſtrengungen der Glieder in den gymnaſtiſchen Kampfſpielen und Tänzen, ſo wie die kalten Bäder im Eurotas auch dem ſpärlichſten Mahle ſeine Würze erhielten, und der Schlaf war ſtärkend genug auf der Streu des Schilfes, welches die Knaben mit eigenen Händen im Eurotas abriſſen und von da zur Lagerſtätte trugen, und welchem nur im Winter die völlige Samenhülle der Lykophone beigemiſcht war.

So wie die Knaben, ſpeiſ'ten auch die Jünglinge an beſonderen Tiſchen, unter der Obhut und Mäßigung eines ſtrengen Geſetzes zuſammen.

Was aber die Sparmahle, von deren Theilnahme ſelbſt der

Glanz der Metalle zu, wenn das Auge einige Zeit an denſelben verweilte. So war es ſchon zu den Zeiten des Patriarchen Joſeph das Hineinblicken in einen Becher, was das innere Geſicht, die Gabe des Weiſſagens, aufweckte; es fühlte ſich der bekannte Jakob Böhme durch den Anblick einer glänzenden, metallenen Fläche in einen Zuſtand des inneren Hellſehens verſetzt, und der Aberglaube, ſelbſt noch der neueſten Zeiten, hat ſich häufig bei ſeinem Spiele eines aus mehreren Metallen gegoſſenen, ſogenannten Erdſpiegels bedient, in der Meinung: daß ein Hineinſchauen in dieſen der Seele das Vermögen gäbe, das Künftige zu errathen, das Verborgene anzuſchauen. Gewiß iſt, dieß lehren uns die oben bei der Lehre vom Magnetismus und anderwärts erwähnten Thatſachen, daß die Metalle von einem eigenthümlichen, ſehr beachtenswerthen Einfluß auf die Nerven eines von ihnen berührten, oder ihnen nur genäherten Menſchenleibes ſind, und daß beſonders einige von ihnen (die edleren) zu einer Wechſelwirkung mit dem Körper befähigt ſcheinen, welche jener der Lebensluft beim Athmen verwandt iſt.

Die Geſchichte des magnetiſchen Hellſehens, und einiger mit dieſem verwandten Zuſtände einer krankhaften Art, eröffnet uns überhaupt in neueſter Zeit einige tiefe Blicke in das Geheimniß des beſtändigen, lebendigen Verkehrs unſers eigenen Weſens, mit den Elementen der äußeren, irdiſchen Natur. Wenn die Seele den Leib noch ſelber kräftig bewegt und beherrſcht, dann vermögen die bewegenden Kräfte der äußeren Natur kaum merklich auf dieſen zu wirken; wenn jedoch die Seele den Zügel fallen läßt, womit ſie ſonſt dieſe Roſſe ihres leiblichen Weſens gelenkt, vielleicht weil ſie, wie dieß bei der Seherin von Prevorſt erſchienen, ihre ganze bewegende Kraft in die Tiefe einer andern, geiſtigen Region zurückgezogen, dann wirken an ihrer Statt die geſtaltenden und bewegenden Kräfte der äußeren Natur auf den verlaſſenen, noch lebensempfänglichen Leib ein: die Kräfte, welche den Stein gebildet oder der Pflanze und dem Thiere ihr Wachsthum gegeben.

In ſolchem krankhaft leidenden, dem Einfluß der äußeren Elemente ohne eine Möglichkeit des Widerſtandes dahin gegebenen Zuſtande befand ſich ſchon jener Gascogner, von welchem Fabricius Hildanus berichtet, daß er nach einer langwierigen

rung gehen zu laſſen, und hierdurch ein Element der Aufregung zu gewinnen, deſſen Einfluß auf die Seelenkräfte ungleich augenfälliger iſt, als jener der verſchiedenartigen Speiſen. Wenn wir hier die Sinnen-berauſchenden Mittel der verſchiedenen Völker, ſolche, welche als Getränk, und auch ſolche, welche in trockener Form genommen werden, zuſammenfaſſen, ſo zeiget ſich die Richtung nach vier verſchiedenen Richtungen. Anders wirket die übermächtig vorherrſchende, flüchtige Form der Kohle, wenn ſie mit der Lebensluft vermiſcht zur Kohlenſäure geworden, und als ſolche das Waſſer einiger Brunnen, oder die gegohrnen Getränke erfüllt; anders wirket die Kohle, wenn ſie etwa durch die Verbindung mit dem organiſchen Element einiger Pflanzen in ihrer Entwicklung zu der höheren, luftartigen Geſtaltung gehemmt, und hierdurch zum narkotiſchen Gift geworden. Eben ſo wirket auch in anderer Art das Vorherrſchen der brennbaren Luft im Alkohol, in anderer das Vorherrſchen des Oxygens, wenn daſſelbe einigen unſerer gegohrnen Getränke, im mäßigeren Verbande mit dem Alkohol, die Kraft des Weins verleihet.

Von dem Einfluß, welchen dieſe Genüſſe, die der Menſch durch ſeine Kunſt der Natur abgedrungen, auf die einzelnen Kräfte der Seele äußern, iſt ſchon an andern Orten dieſer Unterſuchungen die Rede geweſen. Männer, in denen das Gedächtniß von vorzüglicher Kraft und Wirkſamkeit geweſen, haben geiſtige Getränke ſorgfältig vermieden, weil ſie an ihnen eine ſchwächende Wirkung aufs Gedächtniß zu bemerken geglaubt; dagegen reget der Genuß des Getränkes von weinartiger Natur die ſelberſchaffende Phantaſie, der des narkotiſchen Stoffes die Traumwelt des Ahndungsvermögens auf. An einigen jener Getränke, in welchen der rohe, narkotiſche Stoff mit dem Alkohol ſich vermiſchet, iſt eine ganz beſondere, die Gallenabſonderung erregende Kraft, und hiermit eine Wirkſamkeit bemerkt worden, welche zu mächtigen Ausbrüchen des Zornes und der wilden Streitſucht aufreizte; andern wird die Macht zugeſchrieben, auf furchtbare Weiſe die niedrigſten Regionen der thieriſchen Begierden zu bewegen und zur Raſerei zu bringen. Die Wirkung ſolcher berauſchender Mittel der niedrigſten Art lähmet zugleich das Bewußtſeyn und nimmt der Seele die Kraft der Erinnerung. Es hat nicht an Aerzten gefehlt, welche das elende Loos der

blödsinnigen, die von der Zeugung an nur die Gestalt, nicht
e innere, geistige Lebenskraft der Menschennatur empfangen,
r Schuld der Eltern beigemessen, die sich dem Genusse berau-
bender Getränke von ähnlicher Wirkung hingegeben. In eini-
n kälteren Ländern von Asien zeiget der Fliegenschwamm, dessen
r lüsterne Mensch als eines berauschenden Giftes sich bedienet,
ne Wirkung anderer Art, welche die Kraft des freien Willens
f dem Bewegen der äußeren Glieder so sehr bindet, daß der
ensch, zu unwillkürlichen, unbändigen Bewegungen aufgeregt,
n Abgrund, in welchen er hineintanzet, vor sich siehet, und
e nahe Gefahr erkennet, ohne sich aus eigner Macht vom
nabstürzen zurückhalten zu können. Nicht selten erscheinet es
, dergleichen Fällen, als räumte der Mensch durch einen solchen
hotenen Genuß noch einer anderen psychischen Macht die will-
rlich bewegende Gewalt über den elenden Leib ein, als der
enen Seele, und als sey jene es, welche ihn, gleich jenen
nschtänzern in Sibirien, in den Abgrund des verderblichen
rkens hinabstürze.

Dem Genuß der Früchte des Anacardium wird ein beson-
s stärkender, die innere Thätigkeit erhöhender Einfluß auf das
dächtniß zugeschrieben, während das Kauen von Spilanthus
mella, einer indischen Pflanze der 19ten Classe, wohlthätig
fregend und belebend auf die Sprachorgane wirken soll, so daß
n dieses sonderbare Mittel sogar in den indischen Schulen
wendet.

Dieselben Elemente, welche in unsern Speisen und Geträn-
n das stille Geschäft der Ernährung, oder welche jenes der Be-
uschung wie der Beruhigung der Sinnen wirken, gehen auch
der Form der Dämpfe die gewöhnliche Verbindung mit dem
lenden Leibe ein, und wirken auch in dieser Weise dasselbe,
s sie in der schon beschriebenen vermochten. Von der ange-
hm und unschädlich berauschenden Kraft des Salpetergases ist
n oben (bei §. 12) die Rede gewesen. Die Völker, nicht
r der westlichen Halbkugel, welche hiezu wohl die beständige
ge der Insectenschwärme und der schwere Nebel des wasser-
chen Waldlandes getrieben haben konnte, sondern auch jene
stlichen, haben seit alter Zeit das unliebliche Einerlei des
nen Lebens, in welches sie durch eigene Schuld und Wahl ge-

wurde alsbald wieder vernünftig, wenn man von neuem Licht ins Zimmer brachte.

Nicht ſelten war eine ſolche übertriebene Beweglichkeit gegen äußere Einflüſſe von der ſchwangeren Mutter auf den noch Ungebornen übertragen worden. So bei Jacob II, welchen der Anblick eines bloßen Degens; ſo bei dem Herzog von Epernon, den das Sehen eines jungen Häsleins ohnmächtig machen konnte.

Dieſen Fällen von erhöhter Reizbarkeit gegenüber ſtehen dann ſolche wie der von Lemery in den Mémoires de l'Académie 1699 beſchriebene, in welchem ein Mann, der ſich mit Alchymie beſchäftigt hatte, ſublimirten wie verſüßten Mercur, wie Brod, zu vier Unzen vertrug, ohne hiervon eine weitere Folge als gelindes Purgiren zu erleiden. Eudemus aus Cous genoß nach Theophraſt ohne Nachtheil Nieswurz; eine Frau aus Athen den Schierling; ein Blödſinniger nach Borellus Scorpionen.

Doch übergehen wir hier ſolche Beiſpiele von völliger Unempfindlichkeit des Menſchenleibes gegen ſonſt ſchädliche Einflüſſe und erwähnen vielmehr noch einige Fälle von der pſychiſch lehrreicheren entgegengeſetzten Art.

Die merkwürdigſten hieher gehörigen Thatſachen geben uns die Verſuche mit der Berührung der mannichfaltigſten Körper, durch die Seherin von Prevorſt, deren Geſchichte Juſtinus Kerner, ohne Furcht vor dem unverſtändigen Urtheile der ſogenannten Verſtändigen, mit ernſter Gewiſſenhaftigkeit erzählt. Dieſe Verſuche waren von der Kranken ſelber veranlaßt, welche durch ſie das tiefgefühlte Bedürfniß des Leibes, nach einem bewegenden und belebenden Einfluß, zu befriedigen oder zu täuſchen ſchien; nach einem Einfluſſe, welchen die in einer tieferen, geiſtigeren Region (der neuen Verleiblichung nach §. 49) gebundene Seele ihrem Körper nur unvollkommen zu gewähren vermochte. Die Krämpfe, ſo wie das Erſtarren, welches die Berührung der verſchiedenen äußeren Körper bewirkte, erſchienen jener heftig Leidenden in ihren Folgen öfters ſo wohlthätig, daß ſie ſelber nicht ſelten auf die Wiederholung der Verſuche drang und dieſe veranlaßte. Wir heben hier als Beiſpiel nur einige aus:

Der hellglänzendſte unter allen Steinen, welchem auf mehr-

fache Weise das Princip des Leuchtens innen wohnet: der Demant, wirkte auf merkwürdige Art auf die Augen der Seherin ein. Als man ihr ein fast unwägbar kleines, ungefaßtes Steinchen in die Hand gab, wurden ihre Augen unwillkürlich und ungewöhnlich weit geöffnet, und es starrten die Augapfel unbeweglich, wobei zugleich eine Steifigkeit der linken Hand und des rechten Fußes eingetreten. Als diese Wirkung durch das Berühren des Schwerspathes gehoben worden, zeigte sich ein unwillkürliches Rollen der Augen. — Rubin wirkte zuerst Schmerz im Arme, dann ein unruhiges, unwillkürliches Bewegen, zuletzt ein Gefühl von Kälte und Schwere an der Zunge, welche nur lallend zu sprechen vermochte. Diesem ganz entgegengesetzt wirkte der kohlensaure Baryt oder Witherit, dessen unmittelbare Berührung eben so wie das Wasser, in welchem ein solcher Stein kurze Zeit gelegen, eine Aufregung des Zwerchfelles zu unwillkürlichem, krampfhaften Lachen und ein beständiges willenloses Bewegen der Zunge erregte. Bergkrystall, auf die Herzgrube gelegt, wirkte ein gänzliches Erstarren des Körpers, vom Nacken bis zu den Zehen. Bei diesem Zustand, in welchem die Kranke gleichsam wie versteinert da lag, war ihr jedoch wohl. Die Berührung des Augits gab der Leidenden ein Gefühl, als würde ihr alle Kraft aus dem Arme gezogen, es erfolgte eine tiefe Ohnmacht, aus welcher sie jedoch, mittelst der Annäherung des Witherits, sehr heiter erwachte. Schwerspath gab durch alle Glieder ein ganz ungewöhnliches Gefühl von Leichtigkeit; im Doppelspath, so schien es ihr, sey ein eigenthümliches inneres Wachsen, welches sie heller mache; Urkalk durchdrang alle Glieder mit unangenehmem Reiz zu einem beständigen Bewegen. Bei dem Angreifen von gelbem Flußspath fühlte sie im Munde einen säuerlichen Geschmack; dieser Stein versetzte sie in magnetischen Schlaf, dessen sie sich bisweilen nur dadurch noch auf einige Zeit erwehren konnte, daß sie unverwandt nach Glas (nach den Fensterscheiben) hinblickte. Lava erschien ohne alle Wirkung, dagegen erregte die Berührung von Kochsalz, welches sie doch ohne allen Nachtheil an den Speisen genoß, Brennen im Halse und Krampf an Hals und Armen; Gold erregte keine Krämpfe (wie dieß bei ihr die meisten andern Metalle thaten), wohl aber ein ungemeines Dehnen der Glieder,

dann bei völligem Wohlbefinden, Steifigkeit der Muskeln; einem Magneteiſenſtein mit Flußſpath ſchrieb ſie einen erheiternden (luſtigmachenden) Einfluß zu.

Unter den Pflanzen hatte der ſchon von den Alten dem Apoll geweihte Lorbeer durch ſeine Berührung vor anderen den merkwürdigen Einfluß auf jene Kranke, daß er ſie in den ſchlafwachen Zuſtand verſetzte, und auf eine verwandte Weiſe wirkte auch die Vogelbeere. Das Anrühren einer unreifen Wallnuß verſetzte ſie unter Anderm in eine Seelenſtimmung des Wohlbehagens, in welcher ſie ſich gegen alle Menſchen von Wohlwollen erfüllt fühlte.

Bei dieſer Claſſe von organiſchen Körpern, deren Einwirkung auf den Leib, deren heilſame oder giftige Kräfte wir aus den Beobachtungen der alten wie der neuen Zeit genauer kennen, erſchien es nun ganz beſonders bemerkenswerth, daß ſich die an ihnen bekannte Wirkung insgemein bei der Kranken viel ſtärker zeigte, wenn ſie dieſelben nur mit der Hand berührte, als wenn ſie dieſelben (als Speiſe oder Arznei) unmittelbar in den Leib brachte. Das Halten von zwei Spargelſtengeln in der Hand wirkte ſchon nach einigen Minuten ſehr auffallend auf die Abſonderung des Urins; Spinat, deſſen eigentlicher Genuß ihr nur die Vermuthung gab, daß in ihm eine betäubende Kraft ſey, wirkte, wenn ſie zwei friſche Blätter deſſelben in die Hand nahm, eine ganz deutliche, wahrnehmbare Betäubung im Vordertheile des Hauptes (im großen Gehirn). Das Angreifen der Blüthe und des Krautes von blau blühenden Kartoffeln erregte nicht bloß Betäubung und Neigung zum Schlaf, ſondern auch jenes Sodbrennen und Gefühl von Schwäche (Schlaffheit) im Magen, welches öfters auf das Eſſen der noch nicht vollkommen gezeitigten Kartoffeln erfolgt. Die Berührung von Hopfenblättern betäubte ſie, die von Wollblumenkraut (Verbascum Thapsus) reizte zum Huſten; der Duft der Ringelblume (Calendula officinalis) war ihr ein wohlthätiges Heilmittel gegen Kopfweh, der Dampf des Aufguſſes gab die durch Krämpfe verlorne Sprache wieder; die Berührung von grüner, geſchabter Rinde des Hollunders (Sambucus nigra) mit der Hand trieb ihr Schweiß ohne Erhitzung aus; die weiße Taubneſſel, vormals gegen Milzkrankheiten gebraucht, regte

ſey, was aus der Körperwelt hervor auf alle Beſeelten
. So bekam der berühmte Erasmus fieberhafte Anfälle
durch die Nähe von Fiſchen, gegen welche Thierclaſſe er
nüberwindliche Abneigung hatte. Dem großen Scaliger,
r vor keinem Scioppius gezittert, erregte die Brunnen-
(Sisymbrium Nasturtium) ein heftiges Zittern der Glie-
em Simon Pauli, deſſen Herz ſonſt ſo ruhig ſchlug, konnte
die Nähe der friſchen Aepfel ein ſtarkes Herzklopfen er-
und dieſelbe Wirkung brachte in einem von Senac er-
en Falle der Genuß der Linſen oder bei dem berühmten
ghi alle Arten der Hülſenfrüchte hervor. Die Nähe von
i Roſen hatte nach Lemery's Beobachtung ein zwölf-
en anhaltendes Erbrechen und Purgiren erregt, wobei
efühl entſtund, als ob ſich etwas Flüſſiges vom Gehirn aus
em Körper herunter zöge. In einem andern Falle hat
enig Opium, das man ins Ohr und in einen hohlen
gelegt hatte, den Tod verurſacht. Der Genuß von ei-
Eßlöffeln friſchen Menſchenblutes, das man einem Jüng-
n Wein beigebracht hatte, verurſachte, wie dieß Zakutus
us berichtet, ſchon nach drei Tagen einen unheilbaren
inn. Ein junger Menſch, deſſen natürlicher Abſcheu ge-
n Wermuth ſo mächtig war, daß er ſelbſt nach einer
welche kaum die Größe eines Stecknadelkopfleins hatte,
ſtiges Erbrechen bekam, erlitt dieſelben Zufälle, als
im ein wenig Salz, das aus der Aſche des Abſynthium
war, beibrachte. Peter Boyle wurde bei dem Geräuſch,
das aus einem Hahn hervordringende Waſſer machte,
chtig; La Mothe le Vayer, welchen der ſtärkſte Donner
hrt ließ, konnte die harmoniſchen Töne auch der leiſeſten
liſchen Inſtrumente nicht vertragen, und von andern be-
ichen Zufällen, wodurch ſich eine ſeltſame Wirkung der
auf die ausſondernden Organe verrieth, erzählt Scaliger,
die Medicina septentrionalis collatitia (p. 110). Baco
bei Mondfinſterniſſen in Ohnmacht, und eine ähnliche
acht oder Schlagflüſſe erregende Wirkung iſt bei den
ſinſterniſſen nicht ſelten bemerkt worden. Hobbes ge-
n einen dem Wahnſinn ähnlichen Zuſtand, ſo oft er bei
hr auf einige Augenblicke ohne Licht blieb, und

fernen aller übertäubenden, aufregenden Genüſſe und durch das länger fortgeſetzte Anwenden von Mitteln, deren feine Zertheilung an jene oben (bei §. 4) erwähnten Verſuche des Robert Brown erinnert, der den Stäubchen der Körper durch unmeßbares, künſtliches Verkleinern eine merkwürdig ſelbſtſtändige, thieriſch ſcheinende Bewegung gab. Es ſcheinen alsdann die Stoffe, vermiſcht mit dem Waſſer, mehr auf jene elektriſche (§. 18) Weiſe und eben ſo wie bei der Seherin durch die bloße Berührung der äußern Haut einzuwirken, als nach der Art der gewöhnlichen Aſſimilation durch den Darmcanal. Die Stäublein, ſo lange ſie noch in größerer Maſſe vereint waren, gehorchten bloß dem Zug der Cohäſion; die feine Zertheilung gab ihnen die Beweglichkeit gegen den elektriſchen Einfluß, welche das Auge durch das Mikroſkop an ihnen bemerkt.

Faſt könnten Betrachtungen dieſer Art uns traurig machen und ſelbſt den muthigſten Sinn mit einem vergeblichen Schrecken erfüllen. Iſt unſer Leib ein ſo zartes, hochempfindliches Inſtrument, daß, ohne unſer Wiſſen und Bemerken, jeder leiſe Luftzug es zu Schwingungen aufregt, welche in der Seele bald freudige, bald traurige Anklänge wecken; die Kräfte des Erkennens und Begehrens jetzt erhöhen, dann ſie herabſtimmen und lähmen; was nützet dann der Seele das geprieſene Recht der Selbſtgeburt und Oberherrſchaft über die Bewegungen der Leiblichkeit? Iſt es doch nicht mein Wille, der da zumeiſt und allein waltet, ſondern gegen allen Ernſt der innren Wachſamkeit empört ſich beſtändig und mit ſiegreicher Gewalt eine äußere Natur, deren bewegenden Kräften mein Leib eben ſo wohl angehört, als mir ſelber. Wie der Menſch dem leichten Geflügel der Luft nicht wehren kann, in einer Höhe, welche ſein Geſchoß nicht erreicht, über das Dach der Wohnung und über ſein Haupt zu fliegen; nicht wehren kann, mit Blitzesſchnelle und unverſehens in ſeine Halle und wieder hinaus zu fliegen; ſo vermag auch der ernſteſte Wille nichts gegen jene geflügelt ſchnellen Einflüſſe des äußren Elementes, er muß es dulden, auch wenn jene gleich den Harpyien zu ihm hereindringen, und (jetzt als betäubender, dann als widerlich aufregender Einfluß) das Mahl, das der ernſte Wille und ein fleißiges Bemühen bereitet, verſchlingen oder ekelhaft verunreinigen.

e Weiſe das Princip des Leuchtens innen wohnet: der De-
t, wirkte auf merkwürdige Art auf die Augen der Seherin.
Als man ihr ein faſt unwägbar kleines, ungefaßtes Stein-
in die Hand gab, wurden ihre Augen unwillkürlich und
wöhnlich weit geöffnet, und es ſtarrten die Augapfel un-
glich, wobei zugleich eine Steifigkeit der linken Hand und
rechten Fußes eingetreten. Als dieſe Wirkung durch das
ühren des Schwerſpathes gehoben worden, zeigte ſich ein
illkürliches Rollen der Augen. — Rubin wirkte zuerſt Schmerz
Arme, dann ein unruhiges, unwillkürliches Bewegen, zuletzt
Gefühl von Kälte und Schwere an der Zunge, welche nur
ſo zu ſprechen vermochte. Dieſem ganz entgegengeſetzt
te der kohlenſaure Baryt oder Witherit, deſſen unmittel-
Berührung eben ſo wie das Waſſer, in welchem ein ſol-
Stein kurze Zeit gelegen, eine Aufregung des Zwerchfelles
unwillkürlichem, krampfhaften Lachen und ein beſtändiges
loſes Bewegen der Zunge erregte. Bergkryſtall, auf die
grube gelegt, wirkte ein gänzliches Erſtarren des Körpers,
Nacken bis zu den Zehen. Bei dieſem Zuſtand, in wel-
die Kranke gleichſam wie verſteinert da lag, war ihr je-
wohl. Die Berührung des Augits gab der Leidenden ein
hl, als würde ihr alle Kraft aus dem Arme gezogen, es
gte eine tiefe Ohnmacht, aus welcher ſie jedoch, mittelſt
Annäherung des Witherits, ſehr heiter erwachte. Schwer-
gab durch alle Glieder ein ganz ungewöhnliches Gefühl
Leichtigkeit; im Doppelſpath, ſo ſchien es ihr, ſey ein ei-
ümliches inneres Wachſen, welches ſie heller mache; Urkalk
drang alle Glieder mit unangenehmem Reiz zu einem be-
igen Bewegen. Bei dem Angreifen von gelbem Flußſpath
e ſie im Munde einen ſäuerlichen Geſchmack; dieſer Stein
tzte ſie in magnetiſchen Schlaf, deſſen ſie ſich bisweilen
dadurch noch auf einige Zeit erwehren konnte, daß ſie un-
ändt nach Glas (nach den Fenſterſcheiben) hinblickte. Lava
lew ohne alle Wirkung, dagegen erregte die Berührung von
ſalz, welches ſie doch ohne allen Nachtheil an den Speiſen
ß, Brennen im Halſe und Krampf an Hals und Armen;
erregte keine Krämpfe (wie dieß bei ihr die meiſten andern
thaten), wohl aber ein ungemeines Dehnen der Glieder,

ſuchet, ſondern er lieget in einer Tiefe des Geiſtigen, welche keine äußre Noth berührt, da kein Mangel ihn auf immer zu trüben oder zu vertrocknen vermag.

Erläuternde Bemerkungen. Vieles zur weitern Beſtätigung des Inhaltes des vorſtehenden §. Dienende wird ſich im §. 57 finden. Ueber die gemeinſamen Mahlzeiten der Alten, namentlich der Spartaner, vergl. m. Plutarch (Lyc. 12; 18, 2; 19, 1, 2; Aristot. Pol. II, 9; VII, 9; Athen. XII, 12; Aelian, 14, 7). Die ſchwarze Suppe (μέλας ζωμός) iſt das am öfterſten erwähnte Gericht der Spartaner. An Thieren ſchon zeigt ſich, nach Maximus Tyrius (diss. XIII, ed. Davis. p. 140), der Einfluß der Nahrung; denn die, welche von Pflanzen leben, ſind furchtſam und leicht zu bändigen, die fleiſchfreſſenden ſind tapferer und dabei frei.

Ueber die Meinung der Alten: daß die aus der Erde emporſteigenden Dämpfe die Kraft hätten, das Ahndungsvermögen, die Pythiſche Begeiſterung zu erregen, vergl. m. Fontenelle, Histoire des Oracles 1698.

Um hier zuerſt im Allgemeinen von dem Einfluſſe der Nahrung auf die Natur des Menſchen zu reden, ſo ſind die Speiſen derſelben Art und in derſelben Menge von ſehr verſchieden ſättigender, das Bedürfniß beruhigender Kraft. In warmen, trocknen Jahren ſind alle Feld- und Gartengewächſe, ſo wie das Fleiſch der pflanzenfreſſenden Thiere von viel conſiſtenterer, nahrhafterer Beſchaffenheit, als in naſſen Jahren, welche bei uns öfters zugleich Jahre der Theurung waren. Daher man öfters von Menſchen, welche die theure Zeit von 1770 erlebten, erzählen hört, daß damals die dreifache Menge des Brodes kaum hingereicht habe, um den Hunger ſo wie zu andren Zeiten zu ſtillen. Die mäßig trocknen und etwas erhöht gelegnen Gegenden der wärmeren Länder zeichnen ſich durch beſondere Kraft der Nahrungsmittel aus; ſo namentlich das Innere von Perſien, deſſen Bewohner ſchon öfters durch ihre außerordentliche Mäßigkeit das Staunen der Europäer erregten, und das Hochland von Spanien, z. B. die beiden Caſtilien, wo ein Ei nebſt etlichen Zwiebeln das Mittagsmahl der meiſten Bewohner bildet. So friſtet auch der Inder das Leben mit wenigen Löffeln voll Reis. Dagegen gibt es ſchon ganz in der Nachbarſchaft jener Länderſtriche andre, deren Nahrungsmittel durch den beſtändigen Regen und die Feuchtigkeit des Bodens von verhältnißmäßig ſehr kraftloſer Beſchaffenheit ſind, wie die feuchten Gegenden am caſpiſchen Meer und wie einige Niederungen von Spanien: Arragonien und vornehmlich Aſturien, wo ſelbſt die aromatiſchen Pflanzen der vierzehnten Linneiſchen Claſſe nicht gedeihen wollen. Dieſe Verſchiedenheit der Nahrungsmittel wird ganz beſonders bei einem Vergleich zwiſchen America und den meiſten ähnlich gelegenen Ländern der alten Welt bemerkt. So erſcheinen zwar die Früchte wie das Fleiſch der Thiere am Meerbuſen von Mexico dem Auge eben ſo ſaftig und fett wie bei uns, aber es fühlen ſich die mäßigſten Europäer, welche in dieſes Regenland kommen, zu unmäßigen Mahlzeiten gezwungen; die ſonſt ſo genügſam ſcheinenden Spanier wie die Franzoſen mußten zwei bis drei Stunden nach der reichlichſten Mahlzeit, wobei Fleiſch aller Art genoſſen wurde, Chocolade nehmen, weil ſie ſich wieder erſchöpft fühlten, und in den Speiſeſälen der Klöſter wird auf jeden Geiſtlichen eine Maſſe von Fleiſch gerechnet, welche in Deutſchland vier, in Süd-Frankreich oder Italien acht Portionen ausgeben würde. (M. v. Gage, nouvelle relation des Indes occidentales Tom. I, p. 120.) Auch aus den Conſumtionsliſten von

der Stadt Mexico, wenn man dieselben mit dem viermal mehr bevölkerten Paris vergleicht, scheint etwas Aehnliches hervorzugehen, denn es beträgt in Mexico die Zahl der geschlachteten Schafe fast vier Fünftheile und die der Schweine sogar mehr denn sieben Fünftheile der in Paris verbrauchten Zahl, und es werden auch zugleich in jener Stadt viel mehr gegohrne Getränke genossen, als in Paris (v. Humboldt's Neuspanien II, 16). Ein Americaner, so versichert Dobrithofer, wird kaum zur Hälfte satt von einer Portion, welche einen Europäer ersticken würde. Ein Quaranier verzehrt in wenig Stunden ein ganzes Kalb. Bei all diesem Ueberladen des Bauches haben die Indianer immer Hunger, sie essen fort bis sie einschlafen und setzen noch vor Schlafengehen das Fleisch ans Feuer, um gleich beim Erwachen essen zu können. Auch die Europäer essen in Paraguay mehr als in ihrem Vaterlande. Es fehlt in jenen feuchtwarmen Ländern den Nahrungsmitteln sogar der gewöhnliche Geschmack, und der Gaumen der Bewohner scheint schon deßhalb häufig den Genuß des Fleisches der wilden Thiere, namentlich der Tiger, jenem des Genusses der Hausthiere vorzuziehen; der Abiponer besonders zeigt eine so unwiderstehliche Gier nach dem Fleisch und Fett des Tigers, daß ihn die Gefahr der unheilbaren Schmerzen, welche die Verwundung durch die Klauen des Tigers zur Folge hat, von der Jagd desselben nicht abhalten kann. Unter allen zähmbaren Thieren behält nur das Schwein ein Fleisch von gleicher Güter, ja diese Güte scheint sich sogar noch in jenen dumpfig warmen Ländern zu steigern. Bemerkenswerth ist hiebei das, was Wilson in seinen Betrachtungen über den Einfluß der Klimate auf Pflanzen und Thiere S. 108 von den Negern in Westindien anführt, welche, obgleich aus ganz entgegengesetzter Ursache, von einer Krankheit befallen werden, die in ihrer Wirkung auf die Kräfte des Leibes dem Scorbut gleicht, wenn man ihnen nicht neben der vorherrschenden Pflanzenkost zuweilen etwas Pökelfleisch und gesalzene Fische reicht, wobei zugleich die Seeluft heilsame Wirkung zeigt. Ein fast unwiderstehliches Bedürfniß des Magens treibt in jenen Ländern die Menschen zum Genuß des Branntweins und starker Gewürze. Es genießen die Spanier auf Trinidad, dessen Temperatur selten unter 22° R. ist, ihr getrocknetes Fleisch mit vielem spanischen Pfeffer, und es trinken daselbst die Frauen wie die Männer so viel Rum, daß Leblond zwei bis drei Flaschen für eine Person als ein ziemlich gewöhnliches Maß gefunden. Es können die Europäer auch in den ungesunden, heißen Gegenden von Africa ungleich mehr Branntwein ertragen, als in ihrem Vaterlande. (M. vergl. Jobson Samml. all. Reiseb. III, S. 190.) Dagegen sagt Bruce, daß in Arabien und dem angränzenden heißen Africa die Liqueurs zwar die Verdauung stärken, dagegen den Kopf angreifen, und räth deßhalb vorzugsweise die Benützung des schwarzen Pfeffers. Dieser, so wie ähnliche Gewürze, werden dann in manchen heißen Ländern so häufig angewendet, daß man auf St. Lucie die dort allen andren vorgezogene Speise des Stockfisches und geräucherten Fleisches, in Paraguay den Käse, in Sierra Leona und Congo alle Speisen mit rothem, spanischen Pfeffer ganz überschüttet. Zugleich mit dem Pfeffer, oder statt desselben, wendet dann der Abyssinier die Ochsengalle, der Baniane die Asa foetida an, und in einigen Ländern, wie in den südwärts vom Senegal gelegnen, zeigt sich bei den Bewohnern ein unnatürlicher Hang nach faulen Fischen, aus denen man sogar im östlichen Asien einen Brei oder eine Sauce (Balachian genannt) bereitet, welche den Bewohnern von Pegu, Arrakan, Siam und selbst den Chinesen gleich unserem Senf als ein guter Beisatz zum Reis und andren Speisen erscheint. Auch das Bedürfniß nach Salz wächst in

ſuchet, ſondern er lieget in einer Tiefe des Geiſtigen, welche keine äußre Noth berührt, da kein Mangel ihn auf immer zu trüben oder zu vertrocknen vermag.

Erläuternde Bemerkungen. Vieles zur weitern Beſtätigung des Inhaltes des vorſtehenden §. Dienende wird ſich im §. 57 finden. Ueber die gemeinſamen Mahlzeiten der Alten, namentlich der Spartaner, vergl. m. Plutarch (Lyc. 12; 18, 2; 19, 1, 2; Aristot. Pol. II, 8; VII, 9; Athen. XII, 12; Aelian, 14, 7). Die ſchwarze Suppe (μέλας ζωμός) iſt das am öfterſten erwähnte Gericht der Spartaner. An Thieren ſchon zeigt ſich, nach Maximus Tyrius (diss. XIII, ed. Davis. p. 140), der Einfluß der Nahrung; denn die, welche von Pflanzen leben, ſind furchtſam und leicht zu bändigen, die fleiſchfreſſenden ſind tapferer und dabei fret.

Ueber die Meinung der Alten: daß die aus der Erde emporſteigenden Dämpfe die Kraft hätten, das Ahndungsvermögen, die Pythiſche Begeiſterung zu erregen, vergl. m. Fontenelle, Histoire des Oracles 1698.

Um hier zuerſt im Allgemeinen von dem Einfluſſe der Nahrung auf die Natur des Menſchen zu reden, ſo ſind die Speiſen derſelben Art und in derſelben Menge von ſehr verſchieden ſättigender, das Bedürfniß beruhigender Kraft. In warmen, trocknen Jahren ſind alle Feld- und Gartengewächſe, ſo wie das Fleiſch der pflanzenfreſſenden Thiere von viel conſiſtenterer, nahrhafterer Beſchaffenheit, als in naſſen Jahren, welche bei uns öfters zugleich Jahre der Theurung waren. Daher man öfters von Menſchen, welche die theure Zeit von 1770 erlebten, erzählen hört, daß damals die dreifache Menge des Brodes kaum hingereicht habe, um den Hunger ſo wie zu andren Zeiten zu ſtillen. Die mäßig trocknen und etwas erhöht gelegnen Gegenden der wärmeren Länder zeichnen ſich durch beſondere Kraft der Nahrungsmittel aus; ſo namentlich das Innere von Perſien, deſſen Bewohner ſchon öfters durch ihre außerordentliche Mäßigkeit das Staunen der Europäer erregten, und das Hochland von Spanien, z. B. die beiden Caſtilien, wo ein Ei nebſt etlichen Zwiebeln das Mittagsmahl der meiſten Bewohner bildet. So friſtet auch der Inder das Leben mit wenigen Löffeln voll Reis. Dagegen gibt es ſchon ganz in der Nachbarſchaft jener Länderſtriche andre, deren Nahrungsmittel durch den beſtändigen Regen und die Feuchtigkeit des Bodens von verhältnißmäßig ſehr kraftloſer Beſchaffenheit ſind, wie die feuchten Gegenden am caſpiſchen Meer und wie einige Niederungen von Spanien: Arragonien und vornehmlich Aſturien, wo ſelbſt die aromatiſchen Pflanzen der vierzehnten Linnéiſchen Claſſe nicht gedeihen wollen. Dieſe Verſchiedenheit der Nahrungsmittel wird ganz beſonders bei einem Vergleich zwiſchen America und den meiſten ähnlich gelegenen Ländern der alten Welt bemerkt. So erſcheinen zwar die Früchte wie das Fleiſch der Thiere am Meerbuſen von Mexico dem Auge eben ſo ſaftig und fett wie bei uns, aber es fühlen ſich die mäßigſten Europäer, welche in dieſes Regenland kommen, zu unmäßigen Mahlzeiten gezwungen; die ſonſt ſo genügſam ſcheinenden Spanier wie die Franzoſen mußten zwei bis drei Stunden nach der reichlichſten Mahlzeit, wobei Fleiſch aller Art genoſſen wurde, Chocolade nehmen, weil ſie ſich wieder erſchöpft fühlten, und in den Speiſeſälen der Klöſter wird auf jeden Geiſtlichen eine Maſſe von Fleiſch gerechnet, welche in Deutſchland vier, in Süd-Frankreich oder Italien acht Portionen ausgeben würde. (M. v. Gage, nouvelle relation des Indes occidentales Tom. I, p. 120.) Auch aus den Conſumtionsliſten von

Stadt Merico, wenn man dieſelben mit dem viermal mehr be-
kerten Paris vergleicht, ſcheint etwas Aehnliches hervorzugehen,
in es beträgt in Merico die Zahl der geſchlachteten Schafe faſt vier
nftheile und die der Schweine ſogar mehr denn ſieben Fünftheile der
Paris verbrauchten Zahl, und es werden auch zugleich in jener
adt viel mehr gegohrne Getränke genoſſen, als in Paris (v. Hum-
dt's Neuſpanien II, 16). Ein Americaner, ſo verſichert Dobriz-
er, wird kaum zur Hälfte ſatt von einer Portion, welche einen
ropäer erſticken würde. Ein Quaranier verzehrt in wenig Stunden
ganzes Kalb. Bei all dieſem Ueberladen des Bauches haben die
dianer immer Hunger, ſie eſſen fort bis ſie einſchlafen und ſetzen
h vor Schlafengehen das Fleiſch ans Feuer, um gleich beim Er-
chen eſſen zu können. Auch die Europäer eſſen in Paraguay mehr
in ihrem Vaterlande. Es fehlt in jenen feuchtwarmen Ländern
Nahrungsmitteln ſogar der gewöhnliche Geſchmack, und der Gaumen
Bewohner ſcheint ſchon deßhalb häufig den Genuß des Fleiſches der
den Thiere, namentlich der Tiger, jenem des Genuſſes der Haus-
ere vorzuziehen; der Abiponer beſonders zeigt eine ſo unwiderſtehliche
r nach dem Fleiſch und Fett des Tigers, daß ihn die Gefahr der
eilbaren Schmerzen, welche die Verwundung durch die Klauen des
ers zur Folge hat, von der Jagd deſſelben nicht abhalten kann.
ter allen zähmbaren Thieren behält nur das Schwein ein Fleiſch von
ſcher Güte, ja dieſe Güte ſcheint ſich ſogar noch in jenen dumpfig
rmen Ländern zu ſteigern. Bemerkenswerth iſt hiebei das, was
lſon in ſeinen Betrachtungen über den Einfluß der Klimate auf
anzen und Thiere S. 108 von den Negern in Weſtindien anführt,
lche, obgleich aus ganz entgegengeſetzter Urſache, von einer Krankheit
allen werden, die in ihrer Wirkung auf die Kräfte des Leibes dem
orbut gleicht, wenn man ihnen nicht neben der vorherrſchenden
anzenkoſt zuweilen etwas Pöckelfleiſch und geſalzene Fiſche reicht,
bei zugleich die Seeluft heilſame Wirkung zeigt. Ein faſt unwider-
liches Bedürfniß des Magens treibt in jenen Ländern die Menſchen
n Genuß des Branntweins und ſtarker Gewürze. Es genießen die
anier auf Trinidad, deſſen Temperatur ſelten unter 22° R. iſt, ihr
rocknetes Fleiſch mit vielem ſpaniſchen Pfeffer, und es trinken daſelbſt
Frauen wie die Männer ſo viel Rum, daß Leblond zwei bis drei
ſchen für eine Perſon als ein ziemlich gewöhnliches Maß gefunden.
können die Europäer auch in den ungeſunden, heißen Gegenden von
ica ungleich mehr Branntwein ertragen, als in ihrem Vaterlande.
. vergl. Jobſon Samml. all. Reiſeb. III, S. 190.) Dagegen ſagt
uce, daß in Arabien und dem angränzenden heißen Africa die Li-
urs zwar die Verdauung ſtärken, dagegen den Kopf angreifen, und
h deßhalb vorzugsweiſe die Benützung des ſchwarzen Pfeffers.
eſer, ſo wie ähnliche Gewürze, werden dann in manchen heißen
ndern ſo häufig angewendet, daß man auf St. Lucie die dort allen
ren vorgezogene Speiſe des Stockfiſches und geräucherten Fleiſches,
Paraguay den Käſe, in Sierra Leona und Congo alle Speiſen mit
hem, ſpaniſchen Pfeffer ganz überſchüttet. Zugleich mit dem Pfeffer,
r ſtatt deſſelben, wendet dann der Abyſſinier die Ochſengalle, der
niane die Asa foetida an, und in einigen Ländern, wie in den
wärts vom Senegal gelegnen, zeigt ſich bei den Bewohnern ein
natürlicher Hang nach faulen Fiſchen, aus denen man ſogar im
lichen Aſien einen Brei oder eine Sauce (Balachian genannt) be-
tet, welche den Bewohnern von Pegu, Arrakan, Siam und ſelbſt
Chineſen gleich unſerem Senf als ein guter Beiſatz zum Reis und
ren Speiſen erſcheint. Auch das Bedürfniß nach Salz wächſ't in

heißen Erdtheilen. Der Bewohner der kältesten Länder der Erde bedarf dagegen mehr der fetten Speisen, liebt das fast oder ganz rohe Fleisch und vermeidet in vielen Gegenden den häufigen Genuß des Salzes, so wie die geistigen Getränke, als schädlich.

Als Beweis für den Einfluß der vorherrschenden Nahrung auf den Charakter der Völker, führt man unter Andrem die Kühnheit und die zornmüthige Grausamkeit der vorzugsweise fleischessenden Javaner, so wie die natürliche Sanftmuth der meist von Pflanzenkost lebenden Inder und Südsee-Insulaner an. Der häufige Genuß des Fischroggens sollte nach Steller bei den Kamtschadalinnen den heftigen Trieb des Geschlechtes erregen, wiewohl in einem von ihm beobachteten Falle, welchen er als Beweis seiner Ansicht aufführt, mehr wohl die Veränderung des täglichen Umganges als der täglichen Kost verbessernd gewirkt hatte (m. vergl. Bernoulli's phys. Anthropol. II). Dem Genuß der rohen Kastanien und andrer mehlichten Speisen wurde von Cabanis der Stumpfsinn einiger Völker zugeschrieben, welcher den Lehren der Missionäre keinen Eingang gestatten wollte. Wenn jedoch dieser Stumpfsinn bei Veränderung der Kost sich verloren haben soll, darf man nicht vergessen, daß mit der Kost zugleich auch ganz andre Elemente der äußern Lebensweise verändert worden waren. Arbuthnot (bei Falconer in d. Bemerk. über den Einfluß des Himmelsstrichs u. s.) erwähnt auch aus eigner Erfahrung Fälle, wo sich (gleich wie in dem oben erwähnten bei Tissot) die cholerische Gemüthsanlage durch häufigeren Genuß der Pflanzenspeisen gemildert hatte. — Marmontel, als er einst sechs Wochen lang nur Milch und Milchspeisen genossen, bemerkte an sich während dieser Zeit eine ungewöhnliche Ruhe und zugleich Leichtigkeit aller geistigen Thätigkeiten. — Das Bier wird, in Menge genossen, schädlich, durch seine zu große Nahrhaftigkeit, und auch schon in geringerem Maß getrunken durch die öfters ihm beigefügten berauben den Stoffe, oder durch die ungesunden Kräfte, welche ihm eine zweite Gährung in lang und wohlverschlossenen Gefäßen ertheilt. Einigen, mit narkotischen Stoffen versetzten Bierarten wird eine vorzüglich zum Zorn und Unmuth aufregende Kraft zugeschrieben. — Es geboten die Gesetzgeber mancher Völker der wärmeren Länder, weil sie nach dem übertriebenen Genusse des Weines eine ähnliche Wirkung beobachtet, auch diesen zu meiden, und in China, wo man die Rebe früher angebaut, hatte man sie später, auf obrigkeitlichen Befehl wieder ausgerottet. (M. vergl. Frank's System einer vollst. Polizei III.) Besonders macht der schwere rothe Wein zum Unmuth und Streit geneigt und reget die rohe Thierheit auf. Es sollte daher, nach einer alten Sage bei Livius, Aruns von Clusium den Weinstock nach Gallien gebracht haben, um das Volk zu Ausschweifungen zu verleiten.

Einige Aerzte und andre Beobachter haben ganz besonders der Ammenmilch eine eigenthümliche, psychisch ansteckende Gewalt über die Natur des Kindes zugeschrieben. Nach v. Helmont sollte eine geizige, diebische, zornmüthige Amme dieses Naturell auf alle die Kinder, welche sie gesäugt hatte, übertragen haben, und schon in alter Zeit wurde die Neigung des Tiberius zum Trunk als eine Wirkung der Milch betrachtet, die er von einer fast immer betrunkenen Amme genossen; die Grausamkeit des Caligula von der wilden Gemüthsart seiner Amme hergeleitet, welche die Brüste jederzeit mit Blut bestrichen, wenn sie dem Kind zu trinken gegeben. Welchen schädlichen, ja augenblicklich tödtenden Einfluß die Milch der Amme oder Mutter habe, wenn diese eben von heftiger, widerwärtiger Bewegung des Gemüths, wie Zorn, Aerger, Schrecken, ergriffen war, das lehren tausendfältige Erfahrungen der älteren und neueren Zeit. Es sterben daher so häufig

Kinder der zornmüthig oder sonst geistig zu reizbaren Ammen oder
tter.
Opium mit Hanf u. s. vermischt, macht einen vorherrschend fröh-
n Rausch, mit Citronensaft oder andren Säuren versetzt, erregt
gegen nach Halle (über Giftpflanzen) eine wilde Wuth und Hang
Blutvergießen, so daß die Sklaven auf Java, durch jenes Mittel
uscht, Alles was ihnen begegnet, ermorden. — Der Stechapfel er-
viehische Lust und Sinnlosigkeit; Bilsenkraut Phantasien und
rische Bewegungen des Wahnsinns; die Belladonna ein ängstliches,
Theil furchtbares Delirium. Die Wirkungen des berauschenden
eruschwamms, welcher in trocknem Zustande genossen wird, be-
ibt Pallas. Das Pulver dieses Schwamms bei hartem Winter-
: in die Nase gezogen, schützt übrigens diese vor dem Erfrieren,
m es eine entzündliche Wärme erregt. — Der Recensent des
kes von Malthus über die Bedingung und die Folgen der Volks-
nehrung in der Salzburger medicin. chirur. Zeitung B. III, S. 251
8) erwähnt eines Thales, in welchem die Cretinen vorzüglich
ig sind, und deutet mit Recht darauf hin, daß die Schuld dieses
zeugten Elendes unter Andrem auch in dem Hang und der Gewohn-
der Eltern zu suchen sey, an Sonn- und Festtagen sich mit einem
schnell berauschenden Obstmost zu betäuben u. s. f. Ueber die
kung der betäubenden Dämpfe vergl. m. die meisten Geschichten
Hexenprocesse und die Schriftsteller über diesen Gegenstand. Ein
mein bekanntes Beispiel für jene Wirkung findet sich in Benvenuto
ini's Leben von Goethe. — Das Tabakrauchen stellt als ursprünglich
den ostasiatischen Völkern einheimisch Sprengel dar, in s. Gesch. d.
unk. — Ueber das, was oben von der Wirkung des Hineinblickens
ystallne Flächen gesagt worden, äußert Oetinger a. a. O. (bei dem
st Gemüth S. 255) die sonderbar erscheinende Meinung: „Die
n haben auch geglaubt, daß wirklich Bilder unsichtbar aus dem
schen ausgehen, und sich in Alles zerstreuen, welches klar ist aus
m Lichtstrahl in Camera obscura. Wenn man nun die Ahndungs-
t der Seele, davon Baco de Verulamio in der letzten Centuria
r Sylvæ schreibt, gebraucht, so versammeln sich diese Bilder ent-
r in ein Glas oder elektrischen Spiegel, daher konnte Joseph aus
m Becher oder Glas weissagen." Die von Seite 789 angeführten
tsachen finden sich in Justinus Kerner's Seherin von Prevorst, I Bd.

Einfluß der mitlebenden, organischen Natur.

§. 53. Der Einfluß der umgebenden Thier- und Pflanzen-
t auf die Seele des Menschen, auf die Welt ihres innren,
nthümlichen Bildens und ihrer Sprache ist ein näher vor
en liegender als der bisher betrachtete Einfluß des Klima's
der in uns eingehenden oder von außen uns berührenden
mente. Eine öftere Beobachtung hat gelehrt, daß der häufigere
r fast beständige Umgang der zarten Kinder mit Thieren, zu
n sie Neigung oder Zufall gesellet, nicht ohne bedeutende Ein-
kung auf die äußren Gewohnheiten, ja auf die innre Richtung
Seele sey. Es ahmt in Kamtschatka's Hütten der Mensch

bei ſeinen Tänzen zunächſt die Bewegungen des hein
Bären; der Neger, in einigen Ländern von Africa, den
Affen nach, und es wird von beiden die Weiſe des vielbe
Thieres für die auch den Menſchen am meiſten zierende
Nicht ſelten hat ſich der Menſch durch ein ſolches, ſ
würdige Bewundern oder Anſtaunen der thieriſchen
einem wirklichen Vergöttern derſelben hinreißen laſſen,
der unvollkommnen Creatur eine Ehre erwieſen, die nic
dem ſichtbaren Herrſcher der Erde: dem Menſchen, ſo
dem unſichtbaren Anfang und Schöpfer derſelben gebühr

Hierbei iſt indeß noch ein andrer Grund der Abirr
ganz aus den Augen zu ſetzen. Die lebende, mehr no
anſcheinend todte Natur unſrer Sichtbarkeit iſt das Th
Bewegen einer Sprache, welche der Bruſt des Menſc
allein einwohnet, ſondern welche in dieſem nur erſt zu
wird. Schon den lebenden Leib des Menſchen, wenn
der eignen Kraft der Seele der lenkende Zügel mit oder
Schuld aus der Hand entfallen, durchwirken nicht ſelte
einflüſſe der freundlichen oder feindlichen Art (m. v. den vor
welche wie aus einer unſichtbaren Welt des Geiſtigen he
men. So hat auch das Alterthum nicht ſelten in den
und Bewegungen der lebenden Thiere die verhüllte Na
ſich leiblich dem Menſchen nahenden Gottes zu erblicken
und zu dieſer Kinderzeit der Völker ſchien die Thierwelt
nehmlichen Worten zu reden.

Wenn auch jene ſchon anderwärts berührte Anſic
welcher die Menſchenſprache aus einem Nachbilden
Stimmen ihre Namen, und ſo zuletzt ſich ſelber gebil
ſollte, vor einer tieferen Prüfung nicht beſtehet; ſo
überall erkannt, daß der Name, welchen der Menſch
Thiere gegeben, ein ſo weſentliches Glied ſeiner Sprac
als der bewegende Muskel am Leibe es iſt. Das ſel
bewegte Thier, in ſeinen mannichfaltigen Arten und
weiſen, brachte der Sprache jene Bilder und Worte, n
Regen und Bewegen des allgemeinen Lebens in der N
ſprechen ſollten: und wenn auch der Gedanke, der
ſchuf, auf einem viel andren, näheren Wege gefunden
als jener der Betrachtung des Thieres es war, ſo gab d

[redacted]

Einfluß der leiblichen Bewegung und der Lebensweiſe.

§. 54. Die Hauschronik der Geſchichte der Wiſſenſchaften nennet uns Gelehrte, welche anders nicht als beim körperlichen Bewegen ihrer eignen geiſtigen Thätigkeit froh geworden: welche gewöhnlich mit dem Fortbewegen der Füße zugleich auch die ſelberſchaffende Seele von Gedanken zu Gedanken, von Bild zu Bild bewegt. Wir erwähnten ſchon bei andrer Gelegenheit jener Vögel, welche, wenn der tiefere Lebensſtrom der Seele die Stimmorgane zum lieblich rührenden Geſange aufregt, zugleich die Glieder bewegen: und die Lerche unſrer Felder und Auen ſcheinet nur dann die Töne zu finden, welche das Vorbild einer innren Wonne der lebenden Seele ausdrücken, wenn ſie zugleich die Flügel zum Aufſchwung nach oben bewegt.

Was die alte Zeit von dem Einfluß der Entwicklung und Uebung der leiblichen Kräfte auf die Bekräftigung der inwohnenden Seele nicht etwa nur geahndet und vermuthet, ſondern aus der Erfahrung erkannt, das lehren uns die Schriften ihrer Geſetzgeber und Weiſen, das lehrt uns die Geſchichte, namentlich Griechenlands, von ſeinem Aufblühen an, bis zu ſeinem Verſinken unter die Laſt des eignen innern Verderbens und der fremden Macht. Die Weisheit des claſſiſchen Alterthums hat dieſen Theil der Geſchichte der Seele übereinſtimmend mit der Lehre des Chriſtenthums (nach §. 40) geahndet, wenn auch nicht in voller Klarheit erkannt.

Es erkennet ſelbſt ein Apoſtel in den Uebungen und Wettkämpfen des Leibes ein treffendes Abbild der Uebung des Geiſtes und des Ringens nach einem ewigen Kleinod an. Der junge Adler, ehe er zum Fluge jenſeits der Wolken, nach der Sonne ſich ſtark fühlet, übet vorhin die Schwingen am Emporflattern von Klippe zu Klippe. So wird auch die Herrſchaft des Geiſtes, über die geſammten Kräfte der Seele und des Leibes, durch die leichtere Uebung der Kraft der Seele am Leibe vorbereitet. Es iſt der leichtere Anfang jener Herrſchaft, zuerſt die Glieder des Leibes zum Gehorſam gegen einen Willen der Seele zu gewöhnen, welcher zunächſt wenigſtens etwas Andres erſtrebt, als die Vergnügung des lüſternen Gaumens oder eines andren thieriſchen Begehrens. Denn wenn auch bei einer ſolchen Erziehung des

ein-

einzelnen Menſchen, wie des ganzen Geſchlechts, der Kampfpreis des leiblichen Bemühens zuerſt ein ſinnliches Gut iſt, ſo pflegt doch bald jene Hand, welche das Geſchäft des Erziehens leitet, ſtatt des ſichtbaren Preiſes einen unſichtbaren und höheren aufzuſtecken. Das Kind, welches der Anblick und Duft der ihm vorgehaltenen Frucht zu den erſten Bewegungen der Glieder gelockt, kämpfet ſpäter um den Lorbeer, in welchen nicht die Lüſternheit des Leibes, ſondern die höher ſtrebende Seele den eigenthümlichen Werth gelegt, und die Seele, wenn ſie ein unvergänglicheres Kleinod kennen lernte und lieben, als den Lorbeer, gebrauchet der erlernten Selbſtherrſchaft zu einem Bewältigen des Leibes, welches ein andres Ziel und andren Sinn hat, denn alles vorherige Ringen der Glieder.

Dieſe hohe Bedeutung der leiblichen Uebungen als vorbereitend die geiſtigen Uebungen des Gehorſams gegen das Geſetz, iſt ohne Ausnahme von allen gebildeteren Völkern des Alterthumes anerkannt worden. Denn wenn bei den alten Perſern der Knabe im ſechsten Lebensjahre aus dem Hauſe und der Pflege der Mutter genommen und der Aufſicht des Staates zur eigentlichen Erziehung übergeben wurde, war das Augenmerk der Männer, welche das Geſchäft der Jugendbildung leiteten, vor allem dahin gerichtet, daß die Seele, ſchon der Kinder, die Herrſchaft über die Glieder wie über die inwohnenden Begierden des Leibes ſich erringen lerne. Neben den kriegeriſchen Uebungen der Arme und Füße, vor der Burg des Königes und auf der Jagd, lehrte man den Knaben Mäßigkeit im Genuß und bei Gelegenheit ein ruhiges Ertragen des Mangels; in allen Dingen aber ein bereitwilliges Unterwerfen des eignen Willens in den Willen eines verſtändig Herrſchenden und zuletzt des Geſetzes, das über Allen iſt.

Es wurden in Sparta ſchon die Kinder von fünf Jahren an einen ſtrengen Gehorſam der zarten Glieder gegen die Zeichen der Meiſter gewöhnt, wenn ſie in dieſem Alter den kräftig ſchönen Nationaltanz der ſpartaniſchen Krieger: die Pyrrhiche erlernten. Denn dieſer Tanz, bei welchem alle dem Kampfe dienenden Muskeln des Leibes in mächtige Bewegung geſetzt wurden, erſchien ſelbſt neben den Gymnopädien, welche an dem hiernach benannten Jahresfeſt bei der Statue des Apollon auf

dem Marktplatz unbekleidete Knaben tanzten, noch ſtürmiſch, obgleich die Gymnopädien eine mimiſche Darſtellung der fünf Arten des Kampfes der Schlachten gaben, deren Ernſt nur durch die ſanfte, die Bewegungen begleitende Muſik gemildert und zum harmoniſchen Einklang verklärt war. Die Pyrrhiche, als kräftiges Uebungsmittel, wurde deßhalb auch noch von der erwachſeneren Jugend im Gymnaſium, jedesmal am Schluſſe der Uebungen getanzt.

Es waren Töne der Flöte oder der Lyra, es waren Bewegungen in der ſpielenden Form des Tanzes, wodurch Sparta's Jugend zum Kampfe der Waffen gelockt und erzogen wurde; nur wie ein Tanz der Waffen erſchien den gereiften Männern das Getümmel der Schlachten. Sparta kämpfte nie, um zu erobern, ſondern nur um das Vaterland zu ſchützen. Und ein ſolcher freudiger Geiſt des Muthes wie Lykurg ihn zu wecken verſtund, würde der Stadt ohne Mauern ein dauerhafterer Schirm und Schild geweſen ſeyn als cyklopiſche Bauwerke, wenn der Feind des Volkes nur ein äußerer, für die Fauſt ergreifbarer geweſen wäre.

In ſolchem faſt ausſchließenden Maße und mit ſolchem Ernſte ſind die Leibesübungen bei keinem andren Volke als Element der Jugendbildung im Gebrauch geweſen, als bei den Spartanern, daher auch die Einrichtung derſelben zu beſtimmtem Zweck und ihr Nutzen zur Erziehung des äußren wie des innren Menſchen nirgend ſo deutlich erkannt werden kann, als hier.

Die Gymnaſtik, von welcher wir hier reden, wurde in beſtändigem Verein und in Wechſelbeziehung mit der Tonkunſt geübt, denn ſie ſelber war zur Kunſt geworden, wie ein Lied, das ein begeiſterter Sänger zu den Tönen der Lyra ſingt. Als Kunſt, nicht als Ausklügelung der Aerzte oder Pädonomen, war die Gymnaſtik, ſo lehrten die Alten, wie alles Herrliche, das der Menſch kennt, von göttlichem Urſprung; eine Begeiſterung, deren Antrieb von oben kommt, hatte dieſelbe erfunden. Darum wurde, nach Herodots Bericht, der Geber der Kampfſpiele: Perſeus, zu Chemmis in Oberägypten, wo ihm ein Tempel erbaut war, göttlich verehrt. Ihnen ſey, ſo erzählten die Prieſter von Chemmis, mehrmalen der Götterheld erſchienen, ihnen allein ſey, unter allen Aegyptiern, die Kunſt der Leibes-

ungen vertraut worden. Auch die heilige Sage der Griechen
nnte Perseus als den Erfinder dieser Kunst; ihm allein wurden
alten kretisch-dorischen Grundzüge zugeschrieben, auf welchen
die vollendetere Gymnastik der Griechen erbaut hatte.

In seinem Innren war das Gebäu dieser Kunst, als
ntathlon oder Fünfkampf, von fünf Hauptsäulen getragen;
se waren: das Werfen mit der Wurfscheibe und der Lanze,
Stählung der Brust und der Arme; der Faustkampf, zur
bung vornehmlich des unteren Armes; das Wettlaufen, zur
ärkung der Füße und Schenkel; das Springen, zur Be-
ftigung der Muskeln des Rückens und unteren Leibes; endlich
hierzu, als allseitige Anregung und Bewegung aller Glieder
Leibes, das Ringen. Das Werfen, die Uebung des Laufes
das Ringen wurden als Hauptsache betrachtet, welchen
andren beiden Uebungen als Beihülfe zugeordnet waren.
aben oder Jünglinge von gleicher Kraft und Stärke wett-
rten in diesen Kämpfen zusammen. — Als Spiele zur Er-
ung füllten die Mußestunden das Schwimmen und Ball-
agen, so wie der mimische Tanz und die Handhabung der
ffen aus.

Nach strenger Ordnung und mit einem allerdings einseitigen
er, als bestünde im Kampf und der Uebung des Leibes das
ze Werk des Lebens, wurde fast vierzehn Jahre lang, vom
ndeten siebenten Jahre an, Sparta's Jugend zur Kunst der
mnastik angehalten. Doch war dieser, damit sie nicht zu
r Abrichtung der Thierheit herabsinke, sondern auf ihrer
he, als Kunst, sich erhielte, das Spiel der Flöte und der
iten, so wie der Gesang beigesellt; die Jugend, welcher kaum
t gegönnt war, um nur das Lesen zu erlernen, hörte öfter
unsterblichen Gesänge der Dichter und Sparta's Gesetzbücher
n. Vor Allem aber erhielt sich die Kunst der Bewegung des
nschenleibes dadurch in Gemeinschaft mit dem allverklärenden
ste, daß sie selber, in all' ihrem Werk, mit der Verehrung
Götter anhub und endete. Denn nicht bloß eine feurige
des Vaterlandes, sondern Liebe zu den Göttern wohnte in
ngs Volke; und wie die Tapferkeit der Bewohner der mauer-
Stadt, so diente Frömmigkeit der sonst wenig verwahrten
keit zur Schutzwehr, und Sparta hörte alsbald auf zu

ſeyn, was es geweſen, als ihm die Flachheit der ſpäteren Zeiten die Furcht der Götter geraubt hatte. Zu einer Feier von geiſtiger Bedeutung und zu einem Dienſt der Götter erhöhten ſich die gymnaſtiſchen Spiele ſchon durch die oben erwähnten Kampftänze zu Ehren der Artemis und Latona, nach der lieblich-ernſten Tonweiſe des Thaletas; es gaben überdieß nicht bloß die ernſten Jahresfeſte der Todtenklage des Hyakinthos und die mit muſikaliſchem Wettſtreit begangenen Karneen, ſondern die öfter wiederkehrenden Choraufzüge der Opfer, zu der mühſam erworbenen Spannung der äußeren Kräfte, die harmoniſche Stimmung der inneren.

Uns liegt es hier vor Allem an, den Einfluß einer ſo eingerichteten und vervollkommneten Uebung des Leibes auf die Geſtaltung und Bildung der Seelenkräfte zu zeigen; denn ein Beiſpiel dieſer Art und ſolcher Rückwirkung des ſcheinbar Aeußeren aufs Innere hat die Geſchichte unſers Geſchlechtes wohl kaum ſonſt aufzuweiſen. Vor Allem hatte die Seele des gymnaſtiſch gebildeten Spartaners, indem ſie die Glieder ihres Leibes zu augenblicklichem und ungemeſſenen Gehorſam gewöhnte, ſelber gehorchen gelernt; denn es wird bei keinem Volk der Erde der unbedingte, treue Gehorſam gegen die Herrſcher und Führer, gegen Geſetz und Sitte der Väter in höherem Maße gefunden, als bei den Lakedämoniern. Es war bei ihnen das kräftige Herrſchen des Vollendeteren und Gereifteren über den noch Unvollendeten und Unreiferen; die Ehrfurcht der Jüngeren vor den Alten und das bereitwillige Befolgen eines jeden Winkes, den der Erfahrnere gab, nicht bloß eine anerzogene und erlernte Weiſe, ſondern dieſe Kunſt des unbedingten Gehorchens und mannhaften Herrſchens wurde aus innerem Triebe geübt. Die Gymnaſtik der Spartaner hat dieſem Volke, dieß bezeugte die Erfahrung, nicht bloß eine Herrſchergewalt des Willens über die Bewegungen der Glieder, ſondern nicht minder über die Bewegungen der Begierden und Leidenſchaften gegeben, welche mit Recht neben den beſtehenden Einrichtungen des Staates bewundert wird. Es zeigte ſich dieſe Selbſtbeherrſchung als heldenmüthige Selbſtverläugnung bei dem wahrhaft Staunen erregenden bewegungsloſen Ertragen leiblicher Schmerzen, welche mit ein Gegenſtand der Uebung behandelt und bei verſchiedenen Ge-

legenheiten der Jugend auferlegt wurden. Vor Allem aber hat, wie es ſcheint, die Bemächtigung der andern Glieder dem gymnaſtiſch vollendeten Lakedämonier die Zähmung eines Gliedes erleichtert und in ungemeinem Maße möglich gemacht, welches, ſo klein es auch iſt, dennoch am ſchwerſten zu bändigen und zu beherrſchen iſt: der Zunge. Dieſes Glied, welches der Apoſtel ein Feuer und ruheloſes Uebel nennet, von welchem er aber zugleich rühmt, wie Großes es ausrichte, iſt wohl nirgends in ſo allgemeiner Zucht gehalten worden, als in Sparta. Hier konnte man lernen, wie viel der Menſch mit wenig Worten zu ſagen vermöge; lernen, was es heiße über ſeine Rede Meiſter zu ſeyn. Unnützes Geſchwätz iſt da, ſo lange die alte Sitte blühete, wohl ſelten vernommen worden, ſondern ſelbſt beim fröhlichen, gemeinſamen Mahle bewunderte der mit eingeladene Fremde die bündige Rede der Bürger, deren Unterhaltung auch hier verſtändig und heiter, deren Wort geiſtig anregend und treffend war. In der That nicht bloß durch Stärke und Gewandtheit der Glieder und durch kriegeriſchen Muth, ſondern vornehmlich als Machthaber ſeiner Zunge, erſchien der Spartaner als ein vollkommener Mann. Die damalige „Redekunſt" war in Lakedämon verachtet, weil hier die „Macht der Rede" ſeit alter Zeit geübt wurde.

Wir wollten hier einer menſchlich gebrechlichen Volksverfaſſung, welche zuletzt durch ihre eigene Einſeitigkeit ſich den Untergang bereitete, keine unbedingte Lobrede halten, ſondern nur zeigen, daß der wohlmeinende Eifer, welcher nicht für das eigene, arme Selbſt, ſondern für das Wohl eines das Einzelne tragenden Ganzen ſorgt, auch in ſeiner menſchlichen Einſeitigkeit nicht ohne Frucht blieb. Sparta wird ein ewig denkwürdiges Gränzmal bleiben zur Bezeichnung der Macht, welche ein tief in die Menſchennatur geſchriebenes Geſetz über den Menſchen habe und zugleich auch in anderer Hinſicht zur Bezeichnung der Unmacht dieſes natürlichen Geſetzes, ohne die ergänzende Mitwirkung eines geoffenbarten.

Obgleich in Athen bei der Bildung der Jugend eben ſo ſehr auf Begründung der wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſe, als der leiblichen Fertigkeiten geſehen wurde, ging dennoch in der Beachtung des Staates die Gymnaſtik der Grammatik voran. Denn [illegible] welche den künftige Bürger auf öffentliche Koſten

erlernte; ihr hatte das Gemeinweſen die Gebäude der Gymnaſien errichtet. Die Arten der leiblichen Uebungen waren dieſelben wie in Sparta, nur daß zu den beiden, ſogenannt leichteren Kampfarten des Ringens und Fauſtkampfes noch das beide vereinigende Pankration kam, das Sparta verboten hatte, weil es dem Lakedämonier ſchimpflich dünkte, daß der Beſiegte, wie im Pankration geſchah, durch Ausſtrecken der Hand ſich als beſiegt bekenne. Zu den ſchweren Kämpfen wurde in Athen das Laufen, das Springen und das Werfen des Diskus gezählt; die Fertigkeit des Leibes zum Schwimmen, zur Jagd und zum Gebrauche der Waffen erwarb ſich die kräftige Jugend außerhalb der Gymnaſien.

So nennt auch Plato in ſeinem Buch der Geſetze zwei Hauptarten des Unterrichts, davon die eine die Bildung des Leibes, die andere die des Geiſtes angehe. Die erſtere wird als Gymnaſtik, die andere mit dem vielbedeutenden Namen der Muſik (m. v. d. §. 38) bezeichnet. Die Gymnaſtik umfaſſe die Vorbildungen für den Kampf, welche den Gliedern Stärke und Haltung verleihen ſoll, und die Uebungen des Tanzes im alten Sinne, welche dem Leibe Anſtand, Gewandtheit und Schönheit gäben. Die letzteren dienen den Muſen; die Gymnaſtik aber ſoll den Menſchen mannhaft machen, und ſie müſſe von Kindheit an durchs ganze Leben hindurch betrieben werden: Die vollkommene Gymnaſtik gehet verſchwiſtert bei der Bildung der Menſchennatur mit der vollkommenen Muſik Hand in Hand. Der Gipfel der Muſik iſt das Erkennen der Weisheit, iſt die ächte Philoſophie. Muſik für ſich allein macht zu weich, Gymnaſtik allein zu rauh, beide zuſammen gewähren vollkommene Bildung: Geſundheit des Leibes und Bekräftigung des herrſchenden, ſelbſterkennenden Geiſtes. Beide Mittel der Bildung hat Ein Gott den Menſchen geſchenkt; Anſpannung nach der einen Richtung gewährt Abſpannung nach der andern. Wer beide nach vollkommenem Maße miſchet, der erſcheint als der am meiſten muſikaliſche und harmoniſche Menſch.

So ſprach es die Weisheit des Alterthums als ein Geſetz für die Menſchennatur aus, daß bei der Uebung der Seele auch die geſunde Bildung des Leibes, als eines Tempels Gottes, nicht verſäumt werde. Aber ſo alt hiermit auch dieſes Geſetz erſcheint, ſo war dennoch von gleichem Inhalt ein älteres und älteſtes da.

Das älteſte Geſetz, unter welches der Menſch ſeit dem Be-

ginn seines jetzigen Zustandes gestellt worden; war jenes: zu arbeiten, im Schweiße seines Angesichtes das Brod zu erwerben und zu essen. Denn es empfängt und genießet sein Wesen die Ruhe und Kraft des Sabbathes erst nach der Arbeit der sechs Tage, wie die höhere empfindende Region des Hauptes, der Nerv des sehenden Auges und des hörenden Ohres, als höchste Blüthe des Gewächses, am Stamme der niedren Region der willkürlich bewegenden Nerven sich entfalten.

Das Erste, was die Uebung der Glieder durch angemessenes Bewegen in dem Gebiete der Leiblichkeit selber gewinnt, ist eine Bekräftigung des Athmens und des Geschäftes der Ernährung. Im Gebiete der Seele aber wird, wie wir oben gesehen, der Muth und die Schnellkraft der Bewältigung, nicht allein des eigenen Leibes, sondern der ganzen umgebenden Leiblichkeit begründet und erhöht. Darum schaffet der Mensch, mit solchen Gliedern, welche zum Fleiße gewöhnt worden, alsbald seine Heimath aus einer Wüste oder aus einem wildbewachsenen Fabreich in einen Garten um, rufet aus dem sandig-sumpfigen Boden der belgischen Ebenen die reiche Saat des Getreides, so wie die Fülle der Gemüse und Früchte hervor. Darum bezwinget Griechenlands Heldenjugend, ein Häuflein gegen den unermeßlichen Schwarm der Barbaren, alsbald im blutigen Kampfe das Heer der Perser, denn diese hatten den Leib mehr nur zum Genießen der Sinnenlust, jene aber zum Arbeiten gewöhnt.

Die Seele wird schon bei den Tönen eines besaiteten Instruments, wenn diese harmonisch zusammenlauten, jetzt zu diesen, dann zu andern Gefühlen bewegt, oder selber zur geistigen That aufgeregt und gestärkt. Sollte nicht das Bewegen des Werkzeuges, das der Seele innig nähet und eigenthümlicher ist als jedes Instrument der Saiten oder der eingehauchten Melodien, wenn nur jenes Bewegen von geschickter Hand geleitet und harmonisch ist, noch vielmehr und gewaltiger dem geistigen Leben der Menschennatur sich mittheilen und dieses ergreifen? Darum haben, wie schon erwähnt, die Alten das Werk der Uebungen des Leibes als eine Kunst betrachtet. Eine Kunst ist dasselbe, welcher Gesetze der Harmonien und der Wohlgestalt innewohnen, wie jener der Töne, und wie des sichtbaren

Nachbildens der äußeren Welt, durch Meißel und Farben. Jene Kunſt bedarf ihrer Studien und ihrer Meiſter; ſie iſt ihrer Schulen und einer Pflege des Staates werth, wie die anderen Künſte.

Allerdings könnte auch nach dieſer Richtung hin jenes krankhafte, metaſtatiſche Verirren ſtattfinden, das bei jedem andern auf's Leibliche gerichteten Geſchäft möglich iſt. Das Aeußere und Dienende könnte wie bei den Verſetzungen der Krankheit, gegen die geſunde und natürliche Ordnung zu einem Innern und Herrſchenden erhoben werden. Alsdann würde einer ſolchen Richtung die harmoniſche und bekräftigende Einwirkung auf das innere Leben benommen, und wie die Aufregung der Werkzeuge des leiblichen Verdauens, wenn ſie auf ordentliche und mäßige Weiſe geſchieht, die Region auch des innern Ernährens: die Gefühle der Seele bekräftiget und aufregt, dagegen dann, wenn ſie zur Ueberfüllung wird, das Geſchäft des innern Ernährens hemmt und ſogar lähmet; ſo könnte auch der irrende Wille des Menſchen in die Kraftübung des Fleiſches an ſich ein Uebergewicht legen, welche das innere Werk, zu welchem das äußere führen ſollte: die Bekräftigung der Seele zu dem Geſchäft der Selbſtbeherrſchung, vergeſſen machte und lähmte. Es wird dieſes letztere, innere Werk ſtets nur durch Selbſterkenntniß begründet, und durch das Vorhalten eines anderen, höheren Kampfpreiſes, als der des vergänglichen Lebens iſt, gefördert und vollendet. Das rechte Zeichen, woran erkannt wird, daß unſer Ringen und Streben, auch ſo lange es noch in ſeinen erſten Vorübungen weilt, auf geſundem Wege ſey, iſt jenes: daß der Menſch in Demuth dem eignen beſſeren Willen und der göttlichen, wie der von Gott geſetzten menſchlichen Ordnung, gehorchen lernet. Wir werden das Recht, über uns ſelber und alle Kräfte unſerer Leiblichkeit zu herrſchen, erſt dadurch gewinnen, daß wir vor einem höheren Willen, als der menſchliche es iſt, uns willig beugen.

Der Einfluß der Lebensweiſe auf die Richtung der Seele und ihres Begehrens, wird an ganzen Zeitaltern und Völkern, ſo wie an einzelnen Menſchen erkannt. Die Bewohner des americaniſchen Waldlandes, im Norden jener Halbkugel, welche faſt einzig die Jagd ernährt, werden ſelbſt in der Sprache

wortkarg und verarmt gefunden, denn es zwingt den Jäger schon das Geschäft des Auflauerns und Erschleichens des leise hörenden Wildprets zur Gewöhnung des Schweigens. Dabei ist in diesen Völkern eine desto größere Kraft des Auffassens und Festhaltens aller Worte der fremden Rede, und schon oben sahen wir, daß diese Indianer des Waldlandes ganze lange Reden ihrer Lehrer mit wörtlicher Treue im Gedächtniß behielten. Das Aufspüren der Thiere, das Herumziehen durch die bahnlose Wildniß der Wälder schärfet zunächst jenen äußeren Sinn, welcher dem innern des Gedächtnisses entspricht: den Geruch auf eine außerordentliche Weise; und wie anderwärts in der Geschichte des Menschen wird das äußere Organ alsbald in das ihm entsprechende innere erhoben und verwandelt, wenn aus dem Mittelpunkt des inneren Lebens selber ein neu belebender Strahl auf dieses Gebiet fällt. Das Geschäft des Jägers verstattet überdieß, von einer andern Seite betrachtet, nicht das Zusammenleben der Menschen in näher vereinten Gesellschaften und Staaten. Nach dem Sinn jener Rede eines Caraiben-Häuptlinges, welche derselbe vor einer berathenden Versammlung der Europäer gehalten, vermag der grasessende, zunächst vom Ackerbau lebende Mensch, auf einem engen Bezirk des Landes zusammen zu wohnen und hier gemeinsam sich zu nähren, während der Jäger nur für sich und die Seinen des Besitzes einer großen Erdstrecke bedarf, damit hier der Hirsch sich nähre und gedeihe, der ihm zur Speise wird. Es wird daher die Entwicklung jener höheren Richtung der Seele zur Liebe und zur Freundschaft, welche der gesellige Verein weckt und begünstigt, am Jäger nur wenig entwickelt, ja verkümmert gefunden, und nicht selten tritt neben jener gastfreien Großmuth und treuen Dankbarkeit, welche dem Sieger der Thierwelt die einsame Noth seiner Wälder lehrt, der verfolgende Haß und die wildeste Grausamkeit gegen sein eigenes Geschlecht hervor. Wie auch anderwärts das beständige Geschäft des Thierschlachtens ein solches leises Entarten der Menschennatur begünstigt.

Ungleich mehr als die Jagd hat die Viehzucht wohlthätig auf die Gestaltung und Entwicklung der geistigen Anlage gewirkt. Durch sie ward der Mensch nicht wie der Jäger zum Geschäft des Verfolgens und Tödtens der Thiere, sondern zu

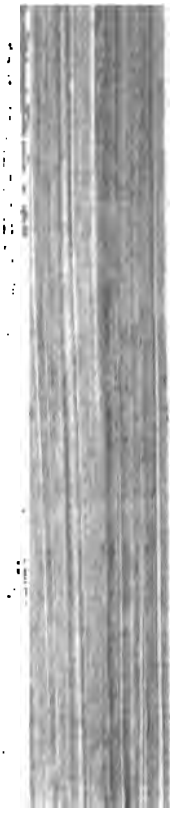
s rtheidigens und der Pflege ſeiner Heerden berufen.
s des Hirten im Thale wie im Gebirge iſt es, die
ihm zugeſellten Thiere jetzt zum friſchen Waſſer zu
n ſie zu führen zur grünen Weide, am heißen Mit-
die Erquickung des Schattens, beim Froſt und Unge-
r das Obdach zu gewähren. Es iſt ſein Geſchäft, die von
Heerde Verirrten zu ſuchen, die Kranken ſorgfältig zu war-
die Zarteren und Neugebornen zu behüten. Mit einer das
ben nicht achtenden Liebe kämpfet der Hirt der Kamele
oen iaren des Schakals, ja ſelbſt mit den unverſehens
nnahenden Löwen, wenn dieſe die Mütter und zarten Füllen
Heerde mit ihrem Angriff bedrohen. So iſt das gewöhnliche
ſchäft des Hirten ein Geſchäft der Liebe, welches, wenn es
inbar nur auf das Geri ere — auf eine Heerde der
— gerichtet war, demnoch auch die Entwicklung einer
eren, geiſtigeren Richtung der Liebe begünſtigt. Es wird
lb bei den Hirtenvölkern ſchon in den älteſten Menſchen-
en nicht bloß das Leben der Familien lieblich und reich ent-
et gefunden, ſondern es hat hier zu dem näher befreundeten
nſchlichen das Göttliche ſich geſellt: neben dem Weinſtock der
Liebe des Menſchen zum Menſchen iſt die Ceder der Liebe zu
Gott erwachſen, deren Wurzel die Tiefe des Gebirges ſuchet,
deren Gipfel zum Himmel ſtrebt. Wo dann dieſes Alles bele-
bende Element in der Seele des Menſchen gewaltet, da ſind in
ſeinem Schatten alsbald die nachbarlich verwandten Kräfte em-
por gewachſen. Die Hirtenvölker des Alterthums haben zuerſt
den Zeitlauf und die Bahn der Geſtirne bemerkt, haben in die
Gruppen der Sterne Geſtalten voll tiefen Sinnes hineingebil-
det, und, hierin vielleicht ſelbſt von den Thieren ihrer Heerde
geleitet, an dieſen und an ſich ſelber die Heilkräfte der Pflanzen
erprobt. Bei dem Geſange der einſamen Droſſel des Gebirges,
ſo wie der Nachtigall des Gebüſches, erwachte der Geſang der
eigenen Bruſt, welcher durch das Athmen der Gebirgsluft be-
kräftigt, einer ungewöhnlichen Stärke und Kraft der Töne fähig
iſt; und das ſtille Beſchauen der am Berge ruhenden oder wei-
denden Thiere reizte die betrachtende Seele zu einem anderen
Feſthalten, zum künſtlichen Nachbilden dieſer Geſtalten, an wel-
chem einſt Gozzi's großes Künſtlertalent zuerſt ſich ſelber gefun-

den und ſich geübt. — Ein nach §. 53 nicht ganz unbedeutendes Element zur pſychiſchen Geſtaltung der Hirtenvölker ſcheint auch in dem eigenthümlichen, harmloſen und ſanften Charakter, ſo wie in dem ruhigeren Bewegen jener Hausthiere gelegen zu ſeyn, in deren beſtändigem Umgang und Anblick ſie von Kindheit an gelebt.

Auf den waldentblößten Höhen, denen nur noch einſam ſtehende Alpenkräuter entſprießen, haben öfters, ſelbſt noch in neuerer Zeit, Hirten, welche dahin die weidende Heerde geführt, reiche Gänge von Erz, Adern des Silbers und Kupfers entdeckt. So ſcheint auch in alter Zeit der ruhige, am Gebirge verweilende Stand der Hirten, die Stätten der Metalle entdeckt, und den Bau, ſo wie das Schmelzen der Erze erfunden zu haben. Mit dieſer Erfindung zugleich hat ſich dem Menſchen der Zugang zu einem neuen Gebiet der Künſte und Gewerbe geöffnet, welche hülfreich zu den andern, höheren ſich geſellten.

Endlich ſo hat erſt die Erfindung und Vervollkommnung des Ackerbaues, welche dem Hirten des graseſſenden Thieres ſehr nahe lag, das Zuſammengeſellen der Menſchen in die feſter bleibende Wohnung der Dörfer und Städte, und ſo das Entſtehen der eigentlichen Staaten möglich gemacht. Hiermit waren zugleich die nothwendigen äußeren Bedingungen zur weiteren Entfaltung der Sprache, ſo wie zur Weiterentwicklung der Wiſſenſchaft und der Kunſt gegeben, welche eines wohlgeordneten Zuſammenwirkens Vieler nach dem gemeinſamen Ziele hin bedürfen, wenn ſie das eigenthümliche Ideal erreichen ſollen. So finden wir die erſte, vollkommnere Einrichtung der Reiche und Stände bei ackerbautreibenden Völkern, und aus dem gemeinſamen Fleiß der zuſammenwohnenden Tauſende entſtehen Aegyptens Pyramiden, ſo wie Indiens Tempel; entſtehen die Schulen und Meiſter der Weisheit und die reichen Geſänge der Heldenthaten beim feſtlichen Mahle.

Es läßt ſich der Einfluß der gewohnten Lebensweiſe, auf das Temperament und die äußere Richtung der Seele, auch an den einzelnen Ständen unſerer künſtlichen Staaten nachweiſen: und es iſt aus vielfältiger Beobachtung bekannt, welche andere Rückwirkung die ſitzende Lebensart, bei kräftiger Bewegung nur einzelner Muskeln, auf die innern Kräfte geäußert,



Wir müſſen, wenn wir von dem Einflu
Geſtaltung reden, zuerſt das, was im Be
durch die Neigungen und die Wirkſamkeit der
lich geworden iſt, von dem unterſcheiden, w
von der Zeugung an und bei der Geburt war.
dieß im nächſten §. noch ferner ſehen werden:
der innren Lebensbewegung der Seele ein leib
zeugt, von mehr oder minder augenfälliger
zu der gleichen Bewegung die beſtändige
zuletzt wohl einen für ſich beſtehenden, falſ
mitten in dem eigentlichen, geſunden, bildet
trachten wir noch nicht dieſe ſecundären, vi
Einfluß des Willens, und mithin nicht ohne
ſtandenen leiblichen Anlagen, ſondern zunächſt
ten und angebornen.

Es wird, wie die äußere Geſtalt, ſo
herrſchende Richtung der Neigungen der Seele
auf die Kinder fortgeerbt. Bei einigen unſrer
thiere, namentlich den Hunden, iſt es ſehr auge
die mühſam den Eltern angelernten Geſchicklich
gung zu Zeugung den Jungen immer leichter v
ſcheint, als erbte ſich hier die erſt künſtlich ge
eingeübte Richtung als wirkliche Fähigkeit
Menſchen wird eine ſolche Uebertragung der N

viel leistet als eine andre, einseitigere kaum in Stunden; zeigt sich, wenn sie längere Zeit hindurch täglich wiederholt wird, überaus stärkend für alle Glieder, besonders aber sehr wohlthätig wirksam für Unterleib und Brust (m. v. Elphinstons Reisen nach Kabul).

Obgleich der Leib nur um der Seele, die Neigungen um des Erkennens willen berücksichtigt werden sollen, ist dennoch nach Aristoteles bei der Erziehung früher für die Bildung des Leibes als der Seele, früher für die der Neigungen als des Verstandes Sorge zu tragen. (Arist. Politic. VII, c. 15.)

Die Arbeit ist nach Philo (de sacrif. Ab. et Cain. 134, Opp. I, p. 168) das verbindende Mittel zwischen dem νοῦς und dem von ihm begehrten Gute; dient zur Berichtigung und Belehrung des Auges der Seele, wie das Licht zu der des leiblichen. — Den Hirtenstand erhebt ebenders. l. c. 137. — Dagegen rühmt Maximus Tyrius (diss. XIV, ed. Davis. p. 150) den Ackerbau im Vergleich mit dem Stand des Kriegers, weil jener früher und mehr zur Verehrung der Götter geneigt mache.

Die heilsame Wirkung leiblicher Bewegung, selbst zur Heilung geistiger Dumpfheit und des Blödsinns, haben Hofmann und mehrere andere Aerzte erkannt. Auch gegen heftige Melancholie hat sich körperliche Anstrengung nicht selten als Heilmittel gezeigt. Hieher gehört auch zum Theil der von Pinel erzählte Fall: Ein Gelehrter, in tiefe Melancholie versunken, geht des Nachts auf eine Brücke in London, um sich in die Themse zu stürzen. Er wird von Räubern angefallen, gegen welche er muthig und kräftig kämpft. Nach dieser Anstrengung waren die Melancholie und der Hang zum Selbstmord plötzlich verschwunden. Er kehrt zu seiner kümmerlichen Lage zurück, und erträgt diese von nun an, ohne noch einmal in jene Versuchung zu fallen.

Der Einfluß der leiblichen Organisation.

§. 55. Das Wechselverhältniß, in welchem die Art und die Aeußerungen des Temperamentes mit der Verschiedenheit der Geschlechter und der Lebensalter stehen, wurde schon an einem andern Orte (§. 32) betrachtet. Wie das Kindesalter zumeist mit dem sanguinischen, das Jünglingsalter mit dem cholerischen Temperament zusammengepaart gefunden werden, so das männliche Alter mit dem melancholischen, die Zeit der spätesten Jahre mit dem phlegmatischen. So kommt auch dem zarteren Geschlecht öfter ein Gemisch der sanguinischen mit der cholerischen Sinnesart oder eine von diesen beiden zu, als dem männlichen Geschlecht, an welchem dagegen entschiedener als am Weibe die melancholische (in dem oben erwähnten Sinne), so wie phlegmatische hervortreten.

Die Beziehungen des äußern und leiblichen Theiles unserer Natur auf den geistigen, von welchen wir hier reden wollen, gehen aber nicht allein die Lehre von dem Temperament,

und Sündern," an deren schnellerer Bereitwilligkeit, das Heilmittel, den Kranken geboten, sich öfter bewährte, als an solchen, welche des Arztes nicht begehrten, weil sie sich nicht krank fühlten.

Der Einfluß der angebornen leiblichen Organisation wird sich an den erkennenden und an den begehrenden Kräften der Seele äußern. Für beide Richtungen sucht Gall die begründende Ursache in der Bildung des Gehirns und seiner einzelnen Theile: eine Bildung, welche sich schon an dem äußren Umriß des Schädels merklich mache. Wir finden hierbei, wie dieß die Gegner des scharfsinnigen und an Erfahrung reichen Gall zur Genüge gezeigt, freilich so viele Ausnahmen, daß uns öfters selbst die ersten Grundzüge des Systemes jener Physiognomik des Schädels zweifelhaft werden. Eine Hauptvollkommenheit des Menschengehirns, und hierdurch auch des Schädels, bestehet nach §. 24 in der gleichmäßig symmetrischen Entwicklung nach der Richtung der beiden Seiten; so wie nach jener die sich von vorn nach hinten erstreckt. Die unsymmetrische, regelwidrige Gestalt des Schädels wird auch sehr häufig mit dem angebornen Blödsinn und der Verrücktheit zusammen gefunden. Dennoch zeigte sich der Kopf des Lalande so unsymmetrisch, daß die rechte Seite auffallend höher war, als die linke, ohne daß man jemals an diesem berühmten Astronomen Spuren von Blödsinn oder Verrücktheit bemerkt hätte. Eine ähnliche ganz unsymmetrische Ausbildung der Stirnknochen, und mithin der unter ihm gelegnen Vordertheile des Gehirns, zeigte sich selbst an dem, wegen seiner Talente vielbewunderten Haupte des berühmten Physiologen Bichat. Uebrigens sind es nicht die Theile des Hauptes, diese anscheinend wesentlichsten Organe der erkennenden und begehrenden Seele allein, deren Mißbildung in einer auffallenden Wechselbeziehung mit der krankhaft abirrenden, innren Richtung gefunden wird, sondern öfters andre, scheinbar viel unwesentlichere Theile. So finden sich der Blödsinn und Wahnsinn öfters mit einer abnormen Entwicklung des Knochens zusammengepaart, welche zwar dann am häufigsten am Schädel sich zeigt (von 216 Verrückten, welche Greding beobachtete, hatten 169 ungewöhnlich dicke Schädelknochen), nicht selten jedoch auch an ganz andern Stellen des Gerippes. Denn derselbe Beobachter fand, daß

he wenigen Leichnamen von Blödsinnigen und Irren, die Rip-
n ganz erweicht, und diese krankhafte Bildung zeigte sich ganz
sonders an der Mitte der wahren Rippen, welche wie Fisch-
n biegsam waren. Schon Bonnet bemerkte auch bei geistig
ren öfters einen krankhaften Zustand des Herzens, doch schei-
n diese, wie Marshals Beobachtungen, mehr in das Gebiet
s nächsten §. zu gehören.

Nach der Schädellehre des berühmten Gall erscheint es,
die Neigungen des Geschlechts und die zu den eignen Jun-
r, daß der Trieb der freundlichen Zusammengesellung, wie
des feindseligen Hasses und der Streitsucht, im hintern
ile des Gehirns (im kleinen Gehirn), die Neigungen zum
muth, so wie zur demüthigen Hingebung in den Willen ei-
höheren Macht, mehr in der Mitte; die verschiednen An-
n aber der innren Sinnen (des Gedächtnisses, der Phan-
e u. s. w.) im vordersten Theil des großen Gehirns, nach
Stirne hin, durch gewisse, mit ihnen in Wechselbeziehung
hende Organe angedeutet, und so das Innre durch ein Aeuß-
vorgebildet werde. Lavater und Andre fanden diese An-
ungen des Innren durch das Aeußre in der Bildung des
chts, dessen Züge allerdings, durch jede Bewegung des
uths, einen gestaltenden Einfluß erfahren.

Es ließen sich vielleicht nach dem schon früher Gesagten
Gränzen einer Physiognomik, welche von dem Leiblichen
Geistige schließen könnte, noch weiter ausdehnen, und
haupt möchte es öfters augenfällig werden, daß eine ab-
ne Bildung oder Entwicklung der einzelnen Systeme des
es, mit der eigenthümlichen, innren Beschaffenheit der ihnen
Abschn. III.) entsprechenden Regionen der Seele in viel-
ch nahem Zusammenhange stehe.

Immerhin jedoch dürfen wir bei solchen Betrachtungen
vergessen, daß dieselben, am Leibe und seinem Wechsel-
hr mit der Seele, nur ein Element vor sich haben, wel-
zwar lebensfähig, aber noch nicht durch das Geschäft des
mens belebt ist. Wie im Ei der verschiednen Vögel ein Eiweiß
ein Dotter von ziemlich gleicher Mischung, liegt, ehe das Ath-
chen das Leben des Geistes begonnen, in allen Menschennatu-
ziemlich gleichbedeutendes Element vor uns: ein Ele-

ment, an welchem es überall, ſeine Geſtaltung ſey welche ſie wolle, deutlich erſcheinet, daß es für ſich allein ohne wahres Leben ſey. Das Athmen beginnt, und mit ihm die innre, neue Geſtaltung. Das Erſterbende dann und Feindſelige wird bei dieſem Geſchäft ausgeſtoßen, und ſiehe, das Leben macht Alles neu.

Erläuternde Bemerkungen. Im Geſicht liegt, nach Ariſtoteles (Problemat. Sect. XXXVI), der Ausdruck deſſen, was wir ſind; deßhalb bilden wir daſſelbe ab. — Aber auch andere Theile gewähren phyſiognomiſche Anzeichen. So werden ungewöhnlich große, emporſtarrende Ohren für ein Anzeichen der Narrheit oder der Geſchwätzigkeit gehalten (Arist. hist. anim. I, c. 11). M. v. übrigens vor Allem das eigenthümliche Werk des Ariſt. über Phyſiognomik.

Als große Phyſiognomiker rühmt uns das Alterthum den Zoros (Orig. contr. Cels. I, 33, Opp. I, 351) und Polemon den Athenienſer, von deſſen phyſiognomiſchem Werke (de interpretatione sign. natur.) Nicolaus Petrejus eine lateiniſche, von Gryphius 1512 zu Venedig edirte Ueberſetzung gegeben hat. Auch Zopyrus wollte aus dem bloßen Anblick der äußern Form des Leibes die innere Beſchaffenheit des Gemüths errathen (Maxim. Tyr. diss. XV, ed. Davis. p. 156), hielt aber den Sokrates für blödſinnig und dumm, weil er keine hohlen Schlüſſelbeingruben habe; für weibiſch-furchtſam u. ſ., über welche Angaben Alcibiades laut auflachte (Cic. de Fato, 5; Euseb. praepar. ev. L. VI, c. 9; Plut. Alcib. prim. 122; Plut. Lycurg.).

Uebrigens bemerkt Ariſtoteles ganz richtig: Der Affect (πάθος, πάθημα), wie Zorn, Begierde u. ſ., wirkt auf Seele und Leib zugleich ein, daher muß ein äußres, phyſiognomiſches Zeichen da ſeyn, woran man ihn erkennen kann (Analyt. prior. L. II, c. 28). — Die Affecten der Seele wirken allezeit auf den Körper, und umgekehrt liegt in der Beſchaffenheit des Leibes die Dispoſition zu gewiſſen Affecten: die Gemüthsbewegungen ſtehen in einer unauflösbaren Beziehung zu der natürlichen Stoff (φυσικὴ ὕλη) der lebenden Weſen (Arist. de anim. I, c. 1). — Schon Pythagoras unterſuchte und prüfte auf phyſiognomiſche Weiſe die Geſichtszüge ſeiner Schüler, ehe er dieſe in den Bund aufnahm (Gell. noct. attic. I, 9).

Das oben an Thieren erwähnte Forterben der Geſchicklichkeiten ſchienen die alten Aegyptier ſelbſt an Menſchen für möglich zu halten, weßhalb ſie immer den Sohn zu dem Gewerbe des Vaters anhalten ließen.

Zu dem vorſtehenden §. vergl. man noch Dr. F. J. Gall: Sur l'origine des qualités morales et des facultés intellectuelles de l'homme etc., auch deutſch bearbeitet unter dem Titel: Vollſtändige Geiſteskunde, Nürnberg 1829 bei Leuchs.

Einfluß des kranken, leiblichen Zuſtandes auf die Seele.

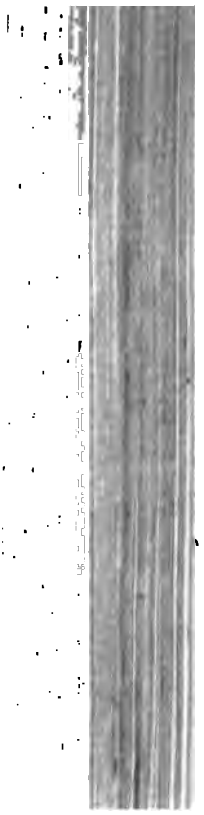
§. 56. Wenn wir bei Marſhal leſen, daß derſelbe bei allen geiſtig Kranken, deren Bruſthöhle er nach dem Tode

nicht wenigen Leichnamen von Blödsinnigen und Irren, die Rippen ganz erweicht, und diese krankhafte Bildung zeigte sich ganz besonders an der Mitte der wahren Rippen, welche wie Fischbein biegsam waren. Schon Bonnet bemerkte auch bei geistig Irren öfters einen krankhaften Zustand des Herzens, doch scheinen diese, wie Marshals Beobachtungen, mehr in das Gebiet des nächsten §. zu gehören.

Nach der Schädellehre des berühmten Gall erscheint es, daß die Neigungen des Geschlechts und die zu den eignen Jungen, daß der Trieb der freundlichen Zusammengesellung, wie der des feindseligen Hasses und der Streitsucht, im hintern Theile des Gehirns (im kleinen Gehirn), die Neigungen zum Hochmuth, so wie zur demüthigen Hingebung in den Willen einer höheren Macht, mehr in der Mitte; die verschiednen Anlagen aber der innren Sinnen (des Gedächtnisses, der Phantasie u. s. w.) im vordersten Theil des großen Gehirns, nach der Stirne hin, durch gewisse, mit ihnen in Wechselbeziehung stehende Organe angedeutet, und so das Innre durch ein Aeußres vorgebildet werde. Lavater und Andre fanden diese Andeutungen des Innren durch das Aeußre in der Bildung des Gesichts, dessen Züge allerdings, durch jede Bewegung des Gemüths, einen gestaltenden Einfluß erfahren.

Es ließen sich vielleicht nach dem schon früher Gesagten die Gränzen einer Physiognomik, welche von dem Leiblichen aufs Geistige schließen könnte, noch weiter ausdehnen, und überhaupt möchte es öfters augenfällig werden, daß eine abnorme Bildung oder Entwicklung der einzelnen Systeme des Leibes, mit der eigenthümlichen, innren Beschaffenheit der ihnen (nach Abschn. III.) entsprechenden Regionen der Seele in vorzüglich nahem Zusammenhange stehe.

Immerhin jedoch dürfen wir bei solchen Betrachtungen nicht vergessen, daß dieselben, am Leibe und seinem Wechselverkehr mit der Seele, nur ein Element vor sich haben, welches zwar lebensfähig, aber noch nicht durch das Geschäft des Athmens belebt ist. Wie im Ei der verschiednen Vögel ein Eiweiß und ein Dotter von ziemlich gleicher Mischung, liegt, ehe das Athmen, ehe das Leben des Geistes begonnen, in allen Menschennaturen ein ziemlich gleichbedeutendes Element vor uns: ein Ele-



gerade an der ſchwächſten, krankhafteſten Se
uns bekämpfte, und als ob die unwillig der
niedrere Natur in uns mit der Krankheit in
die Herrſchaft des Geiſtigen von ſich zu werfe

Jener Mann zu Oraviza, von welchem
zählt, daß er an periodiſchen Anſammlungen
lichten Subſtanz im Unterleibe gelitten, erſ
ſolche Anhäufung eingetreten, in ſo hohem Gr
ein geringer Anlaß ihn in eine Wuth brachte
ſelber kaum mächtig war. Sobald jedoch du
lich hierauf erfolgenden kritiſchen Durchfall der
fernt worden, zeigte ſich die Gemüthsart des M
dert. Derſelbe war ſanft und nachgiebig, ka
zu reizen, und blieb dieſes bis zum Eintreter
häufung der ſcharfen Subſtanz, mit welcher
wüthende Jähzorn wiederkehrte. So iſt es ei
merkung der Aerzte, welche Pinel aus eigner
ſtätigt, daß der periodiſche Wahnſinn faſt imm
gen in dem Geſchäft der Verdauung des Ma
ſonderung der Galle in Verbindung und Bezie
kannt iſt auch jener von Reil angeführte Fall
hartnäckige Verſtopfung bei einer bejahrten
wenn ſie mehrere Tage anhielt, ein Verſchn

terſuchte, das Herz in einem abnormen Zuſtande gefunden, bald ungewöhnlich dick und verhärtet, von blaurother Flüſſigkeit umgeben, bald auffallend ſchlaff und weich oder mit einzelnen verknöcherten Stellen; ſo wiſſen wir allerdings nicht immer zu entſcheiden, ob dieſer krankhafte Zuſtand eine Folge der beſtändigen, unordentlichen Einwirkung der Seele auf das Hauptorgan des thieriſchen Lebens, oder ob er ein urſprünglicher und früherer geweſen ſey. Der krankhafte Zuſtand, in welchem bei ſolchen Menſchen der Umlauf des Blutes ſich befunden, verrieth ſich, außer am Herzen, auch an den Arterien, welche Marſhal hin und wieder verknöchert, und ihrem Umfange nach auffallend verengert fand. Mit dem Blutumlauf ſtehet dann das Geſchäft des Athmens in nothwendigem Zuſammenhang, und ſo iſt es, nach Greding, eine häufige Erfahrung der Aerzte, daß ſehr viele geiſtig Kranke ſchwindſüchtig ſterben, und daß ſich bei der Section Vereiterungen in der Lunge zeigen. Häufig zeigten ſich bei ſolchen Menſchen auch Zerſtörungen und krankhafte Veränderungen am Magen, noch häufiger an Leber und Milz, und in einigen Fällen ſchienen Würmer, welche ſogar die Gallengänge erfüllten, mit der (zum Theil nur periodiſch erſcheinenden) Raſerei in Wechſelbeziehung zu ſtehen. Auf einen krankhaften Zuſtand der Ernährung deutet, bei den geiſtig Irren, ſelbſt die Beſchaffenheit des Blutes hin, welches bei ihnen bald ſchwarz und dick, bald zähe und mit weniger wäſſeriger Feuchtigkeit verſehen gefunden wird, ſo daß aus ſeinem leichten Gerinnen jene Polypen entſtehen, welche nicht ſelten bei Blödſinnigen und Wahnſinnigen die Vorkammern des Herzens erfüllen. Selbſt an den Muskelfaſern, welche öfters ungewöhnlich feſt, trocken und ſtarr erſcheinen, macht ſich dann das ſcheinbar in ſo engem Kreis des Cerebralſyſtems begründete Uebel dem Auge kund. Das Wahrſcheinlichſte bei den meiſten dieſer Fälle iſt es immer, daß der leibliche Mangel erſt eine Folge des innren, pſychiſchen geweſen. Denn es wird ſchon durch jede Bewegung eines Muskels, in reichlicherem Maße, als bei der Ruhe, der alte Stoff ausgeſchieden und der neue aufgenommen, jede Uebung hat ein leibliches Wachſen und Geſtalten in dem geübten Organ zur Folge; ſo wird der ſchöpferiſchen Kraft im Innren immer eine äußere Schöpfung, aus dem bildungsfähigen Stoffe, zur Seite

periodiſch nachlaſſende und wiederkehrende Aufwallung ergreift. Solche Unglückliche pflegen daher, wenn ſie die Annäherung des Anfalles an ſich ſpüren, in die Umſtehenden angelegentlichſt zu dringen, daß man ſie feſt binden möge, damit ſie nicht gegen Willen Andre, ſelbſt die geliebteſten Menſchen in ihr eignes Elend hineinreißen möchten. Die ganze Natur und Weiſe des Thieres iſt hierbei auf den der Krankheit erlegenen Menſchenleib übergetragen, wie dieſes unter andren auch aus einem Falle deutlich wird, welchen Cabani erzählt. In ſeinem Departement (la Corrèze) waren gegen ſechzig Perſonen von verſchiedenen Thieren: von Kühen, Hunden und Schweinen gebiſſen worden, auf welche ein wüthender Wolf ſeine Krankheit übertragen hatte, einige auch waren unmittelbar von dem Wolfe ſelber gebiſſen. In der Heftigkeit der Anfälle ahmten dann viele dieſer Elenden nicht bloß die Stimme, ſondern auch die Stellungen der Thiere nach, von denen ſie angeſteckt waren, und verriethen auch in andrer Beziehung die eigenthümlichen Neigungen jener Thiere. Aehnlicher Fälle erwähnt ſchon Liſter. Wir werden hierbei an jenen kranken Prinzen Conde erinnert, an welchem eine ſolche Uebertragung der thieriſchen Natur auf den Leib, durch die unwiderſtehliche Neigung, zu bellen wie ein Hund, ſich verrieth. Der Kranke mußte dem Anfalle ſelbſt in Gegenwart des Königes nachgeben, und den unwiderſtehlichen Hange, wenigſtens durch die Gebärde des Bellens Luft machen, welche er vergeblich durch das Hinausbeugen zu einem Fenſter, oder hinter der vor den Mund gehaltenen Hand zu verbergen geſucht.

Das Merkwürdigſte an dieſen Fällen iſt der ſchon erwähnte Umſtand, daß der eigne, innre Wille der ſelbſtbewußten Seele an den äußern, unwillkürlichen Bewegungen des Leibes, zum Beißen und Zerfleiſchen, nicht Theil nimmt, ſondern dieſe Bewegungen verabſcheut, wie die am Zwerchfell Leidenden das unwillkürliche Lachen oder Singen, zu welchem ſie gegen Willen ſich fortgeriſſen fühlen. Man hat an Menſchen, welche an der Hundswuth ſtarben, öfters bis zum letzten Augenblick die zärtlichſte Zuneigung zu den Angehörigen ſich ausſprechen ſehen, die ſie doch immer in ihrem kranken Wahn zu verletzen geſucht, und bei einem ſolchen Unglücklichen drückte ſich die innig menſch-

he Liebe zu der Vermählten und zu dem noch ungebornen inde ſelbſt noch in dem bewußtloſen Spiel der Phantaſien, un-ittelbar vor dem Tode aus. So erſchien das eigenthümlich Menſch-he nicht vernichtet, ſondern nur gebunden, als der Leib einem emden, von außen kommenden Gelüſte dahingegeben war. s widerſtrebte dieſes eigenthümlich Menſchliche auch bei jenem ranken, von welchem Pinel erzählt, daß er zu Zeiten einem widerſtehlichen Hang zur Mordluſt hingegeben geweſen, mit lcher Kraft, daß er ſtets über die Macht der Krankheit ſiegte, gleich der Leidende hierzu gewöhnlich eines fremden Beiſtandes durfte, und Andre, wenn er die Annäherung des Paroxysmus rte, anflehen mußte, ihn zu binden.

Und hier iſt allerdings eine Gränze, welche öfters die aus n Neigungen und dem irrenden Willen der Seele ſelber erzeug-r Krankheiten des Leibes, von den ohne Schuld, von außen kommenen, ſcheidet. Jene ſind ein eigenthümlich gewordener ib, in welchen die Seele wie in ein Gefängniß verſenkt iſt, ie welchen ſie nicht zu ſeyn vermag; dieſe ſind und bleiben fremder Leib, mit welchem die Seele unverſehens in einen hen magnetiſchen Rapport gerathen, der aber alsbald hin-gfällt, wenn der Rapport ſich auflöſ't. Denn das Entſtehen d der Fortgang der leiblichen Krankheiten iſt, öfters ſehr au-nfällig, auf einen Wechſelverkehr unſers Leibes mit Kräften r äußren Natur gegründet, der jenem gleichet, den wir im thieriſchen Magnetismus bemerken, und es iſt dann nicht ehr die eigne Gewalt der Seele, ſondern eine fremde, äußere, elcher der Leib hingegeben iſt.

Doch über dieſes Loos unſerer ſterblichen Natur vermag uns ld die Beachtung der höheren, ſelbſtſtändigen Macht der Seele d des Geiſtes zu tröſten, zu welcher wir nun fortgehen.

Erläuternde Bemerkungen. Die Beobachtung von Spul-rmern in den Gallengängen einer Wahnſinnigen, ſo wie im ductu ledocho einer periodiſch raſend Geweſenen machte Hayner (Zeitſchr. rakt. Aerzte 4tes Heft 1818). — Ueber die krankheitlichen Abwei-ungen, die man am Herzen in geiſtig Kranken gefunden, vergl. m. er Andren Marſhal: the morbid anatomy of the brain in Mania Hydrophobia. Lond. 1815. — Erweichen der Knochen, krankhafte chaffenheit der Muskeln und des Blutes beobachtete Greding (in ſämmtlichen mediciniſchen Schriften B. I.) — Von dem periodiſch ithigen zu Oraviza erzählt M. Wagner in ſ. Beiträgen I. S. 275. Rückwirkung auf die Gemüthsſtimmung iſt bei einigen Krank-

periodiſch nachlaſſende und wiederkehrende Aufwallung ergreift. Solche Unglückliche pflegen daher, wenn ſie die Annäherung des Anfalles an ſich ſpüren, in die Umſtehenden angelegentlichſt zu dringen, daß man ſie feſt binden möge, damit ſie nicht gegen Willen Andre, ſelbſt die geliebteſten Menſchen in ihr eignes Elend hineinreißen möchten. Die ganze Natur und Weiſe des Thieres iſt hierbei auf den der Krankheit erlegenen Menſchenleib übergetragen, wie dieſes unter andren auch aus einem Falle deutlich wird, welchen Cabani erzählt. In ſeinem Departement (la Corrèze) waren gegen ſechzig Perſonen von verſchiedenen Thieren: von Kühen, Hunden und Schweinen gebiſſen worden, auf welche ein wüthender Wolf ſeine Krankheit übertragen hatte, einige auch waren unmittelbar von dem Wolfe ſelber gebiſſen. In der Heftigkeit der Anfälle ahmten dann viele dieſer Elenden nicht bloß die Stimme, ſondern auch die Stellungen der Thiere nach, von denen ſie angeſteckt waren, und verriethen auch in andrer Beziehung die eigenthümlichen Neigungen jener Thiere. Aehnlicher Fälle erwähnt ſchon Liſter. Wir werden hierbei an jenen kranken Prinzen Condé erinnert, an welchem eine ſolche Uebertragung der thieriſchen Natur auf den Leib, durch die unwiderſtehliche Neigung, zu bellen wie ein Hund, ſich verrieth. Der Kranke mußte dem Anfalle ſelbſt in Gegenwart des Königes nachgeben, und dem unwiderſtehlichen Hange, wenigſtens durch die Gebärde des Bellens Luft machen, welche er vergeblich durch das Hinausbeugen zu einem Fenſter, oder hinter der vor den Mund gehaltenen Hand zu verbergen geſucht.

Das Merkwürdigſte an dieſen Fällen iſt der ſchon erwähnte Umſtand, daß der eigne, innre Wille der ſelbſtbewußten Seele an den äußern, unwillkürlichen Bewegungen des Leibes, zum Beißen und Zerfleiſchen, nicht Theil nimmt, ſondern dieſe Bewegungen verabſcheut, wie die am Zwerchfell Leidenden das unwillkürliche Lachen oder Singen, zu welchem ſie gegen Willen ſich fortgeriſſen fühlen. Man hat an Menſchen, welche an der Hundswuth ſtarben, öfters bis zum letzten Augenblick die zärtlichſte Zuneigung zu den Angehörigen ſich ausſprechen ſehen, die ſie doch immer in ihrem kranken Wahn zu verletzen geſucht, und bei einem ſolchen Unglücklichen drückte ſich die innig menſch-

VI.

Die Herrſchaft der Seele.

Die Macht der Seele über den Leib.

§. 57. Wir finden uns bei der Geburt in dieſem Leibe, lcher mit ſeinen Vollkommenheiten und ſeinen Mängeln, mit ren glücklichen Anlagen oder mit ſeinem Elend uns bereitet rden, wie etwa von der begüterten oder der armen Mutter dem ren Ankömmling das Lager, dort im zarten, reichen Bette, r auf dem Stroh oder Moos der niedern Hütte zugerichtet ch. Es lieget der Neugeborne weinend auf beiden, auf n Bette wie auf dem Moos, und vermag nicht durch eigene aft auch nur das Mindeſte an ſeiner Ruheſtätte zu verändern s ſie mit einer andern zu vertauſchen. So vermag auch der enſch weder durch Sorgen noch durch die angeſtrengte Kraft s Willens, nach den Worten jenes alten, hehren Spruches iner Länge eine Elle hinzuzufügen," ſein Grämen und Nach- nen kann die von Natur gekrümmten Glieder nicht gerade, verkümmerten und mangelhaften nicht vollkommen machen. ir wohnen und bewegen uns als Pilgrime und Fremdlinge dem Leibe, wie in dem Lande, in welchem wir geboren wor- n, oder durch welches wir wandeln. Wir haben das Land t ſeinen Bergen oder ſeinen Ebenen nicht geſchaffen und ge- ltet, ſondern wir wurden in ihm geboren oder in daſſelbe ge- rt, und es knüpfet uns bald an das Land der Kindheit, wie Seele an ihren Leib, ein Band der Gewöhnung und Zunei- g; es ſtehet bei uns, in dieſem Lande, wie in dieſem Leibe, virken, ſo lange es Tag iſt, und mit zufriedenem Sinne des benen Bodens, wie der beſtrahlenden Sonne, uns zu freuen.

Es zeigt ſich an den niedern Thieren häufig die Kraft, die rnen Glieder neu zu erzeugen und zu geſtalten. Der Polyp,

wenn an ihm das ſchneidende Meſſer nur noch ein Reſtlein des feſtgewachſenen Rumpfes zurückgelaſſen, ergänzt an dieſem nach wenig Tagen den fehlenden Obertheil ſammt ſeinen Armen; es wachſen ſelbſt noch an dem vollkommneren Geſchlecht der Waſſerſalamander einige der abgeſchnittenen oder verſtümmelten Glieder von neuem.

Wenn auch in der Larve mancher Inſecten die inwohnende Lebenskraft ſo ausdauernd und mächtig geweſen, daß weder das Zerquetſchen noch das Vertrocknen des Leibes ſie vernichten können; ſo iſt doch das zur letzten Verwandlung gekommene, zur Zeugung fähige Inſect ferner keiner ſolchen Wiederergänzung des Leibes fähig. Das Einzelleben erſcheint ſogleich der Auflöſung nahe und am Sterben, wenn das Leben eines neuen, künftigen Geſchlechtes aus ihm einen Anfang genommen, und dieſer neue Lebenskeim zieht zwar die Kräfte ſeiner eigenen Geſtaltung bis zur Geburt aus dem Leibe der Mutter, nimmt aber zugleich demſelben das Vermögen der Ergänzung und Wiedererzeugung der eigenen Theile; wie ſelbſt noch beim Menſchen der gebrochene Knochen einer ſchwangeren Mutter während der Zeit des Schwangerſeyns nicht heilt, ſondern erſt nach der Ausgeburt des Kindes der gewöhnliche Callus ſich erzeugt, ſo daß ſelbſt dieſer letzte Reſt der wiedererzeugenden und leiblich bildenden Macht der belebenden Seele, welcher noch in der Menſchennatur wohnt, ſich verliert, wenn ein neuer, noch ungeborner Leib im Schoße der Mutter ſich geſtaltet.

Je weiter nach dem Menſchen hinan, deſto weniger findet ſich am Leib der Thiere die Kraft der Wiederergänzung nach Verſtümmelungen, und es erſcheint zuletzt bei dem Menſchen, im gewöhnlichen Verlauf des Lebens, der Einfluß der begehrenden Seele, auf die Erzeugung und Geſtaltung der ſichtbaren Glieder, am beſchränkteſten. Aus einem ähnlichen Grunde, aus welchem der Leib eines Weibes, in welchem ſich das Leben der Frucht entwickelt, die Verletzung ihrer eigenen, äußerlich ſichtbaren Glieder nicht zu heilen vermag, weil die bildende Kraft mit der Geſtaltung des noch unſichtbar im Innern verſchloſſenen Kindes beſchäftigt und in dieſer Richtung befangen iſt. Denn ſo iſt auch bei der Seele des Menſchen die Macht über die Geſtaltung des ſichtbaren Leibes, welcher ihr bei der Zeugung und Geburt be-

let worden, in einem gewiſſen Sinne enger begränzt, als bei
en andern Lebendigen unſerer Sichtbarkeit, weil ſich während
s Lebens im Innern dieſer Seele der neue Leib: der verbor-
ne Menſch des Geiſtes geſtaltet. Es iſt dann das Geſchäft
Geſtaltung in der Seele des Menſchen keineswegs aufgeho-
n, ſondern daſſelbe hat nur eine andere Richtung genommen,
d nicht ſelten geſchieht es, daß, in minder gewöhnlichen Fäl-
, von welchen wir hernach reden wollen, die ganze, ſonſt noch
ere, aufs Unſichtbare gewendete Schöpferkraft, jetzt nach
ßen, ins Sichtbare ſich kehrt und hier in einem Umfange ſich
ubart, wie bei keinem andern Lebendigen.

Auf die Geſtaltung des Menſchenleibes wirket, dieß bezeu-
eine Menge der glaubwürdigſten Beobachtungen, mit einer
ädervollen Macht, die Seele der Mutter, ſchon vor der Ge-
t ein. Es ward, nach Hunczovsky's Beobachtung, von ei-
jungen Mutter, mit wohlgeſtalteten Gliedern, welche wäh-
der erſten Zeit ihres Schwangerſeyns der Anblick eines Bett-
s mit verſtümmelten Armen erſchreckt hatte, ein Kind ge-
n, an welchem ſich, ſtatt der Arme, ein Paar von Stum-
n gefunden, ganz auffallend den verſtümmelten Gliedern je-
Bettlers ähnlich, ſogar mit denſelben Erhabenheiten und
ben, als dieſe hatten. Einen dieſem gleichen Fall der Ein-
kung des Schreckens der Mutter auf die ungeborne Frucht,
bachtete und beſchrieb neuerdings Schneider. Der Anblick
es, durch Zuſammenſtürzen des Gerüſtes in einer Kirche hart
chädigten Mannes, deſſen Arm nach hinten gebogen, deſſen
te Hand ganz breit gequetſcht worden, zog hier eine Miß-
ung der ungebornen Frucht nach ſich, bei welcher die rechte
nd zu einem unförmlich breiten Klumpen, der Arm nach
ten verdreht worden. Das Erſchrecken einer anderen Schwan-
n, über den Anblick einer Haſenſcharte, und vielleicht auch
längere fortwährende Furcht der Mutter vor den Folgen je-
Gemüthsbewegung, wodurch die Erinnerung den anfäng-
Eindruck immer wieder erneuerte, erſchienen als Urſache
Verſtümmlung an dem Kinde, welches nachmals
vollkommenen Haſenſcharte geboren worden, wobei
nen geſpalten geweſen. Auch an dem zweiten
dieſe Mutter ſpäter gebar, hatte die Furcht der-

ſelben noch den mißbildenden Einfluß gezeigt, denn dieſes kam mit einer geſpaltenen Oberlippe zur Welt, während ſich an dritten Kinde nur noch ein rother Streifen an der Lippe zeigte. So leitete auch der oben erwähnte Albino: Dr. Sachs, die Mangelhaftigkeit ſeiner Sehorgane und ſeine ganze Geſtaltung zum übrigens ſehr wohlgebildeten, Kakerlaken von der anſteckenden Gewalt her, mit welcher der Eindruck eines unverſehens, in ſpäter Dämmerung erblickten, weißen Kaninchens auf die Seele der mit ihm ſchwangeren Mutter gewirkt hatte. Auf ähnliche Weiſe hatte dann der Anblick der phosphoreſcirenden Augen unſeres Kakerlaken, im Dunkeln, nach der Verſicherung der Mutter, auch nachher, als ſie mit der jüngern Schweſter deſſelben in Hoffnung war, die gleiche heftige Gemüthsbewegung erregt, und auch dieſes ſpäter geborne Kind kam als Albino zur Welt. In einem ſehr merkwürdigen Falle, welchen der engliſche Wundarzt Howſhipp erzählt, war eine im vierten Monat ſchwangere Frau, als dieſelbe im Winter über einen Fluß gehen wollen, durch das Zerberſten und Zerreißen des krachenden Eiſes in heftige Angſt und Schrecken gerathen. Dieſelbe gebar im ſiebenten Monat ein Kind, deſſen Hautbedeckungen nach allen Richtungen zerriſſen erſchienen. Die Ränder der Riſſe klafften an einigen Stellen mehr, an andern weniger weit von einander, es hatte an ihnen allen die Vernarbung begonnen; ſie war jedoch bei keinem noch vollendet.

Umgekehrt kann auch die Einbildungskraft der Mutter, wenn ſie durch den Anblick des Schönen aufgeregt wurde, einen verſchönernden Einfluß auf die Geſtaltung des Ungebornen haben, wie dieß ſchon die Spartaner erkannten, und deßhalb in das Zimmer der Schwangern Gemälde und Statuen von Göttern und Heroen brachten.

Die Gewalt der mütterlichen Seele über die Entwicklung des Leibes der noch ungebornen Frucht vermag auch nicht ſelten Anlagen zu geſunden oder kranken Bewegungen des Nervenſyſtems auf das Kind überzutragen. Nach einer Beobachtung, welche Batt in Duncans Annalen mitgetheilt, hatte eine Mutter, welche eben mit ihrem zweiten Kinde ſchwanger war, den eigenen Gemahl, von einem epileptiſchen Leiden befallen, in heftigen Zuckungen geſehen, und derſelbe Anfall,

einem noch heftigeren Grade wiederkehrend, erſchreckte ſie
noch während ihrer dritten Schwangerſchaft. Es litten dieſe
iden Kinder, ſeit ihrer früheſten Lebenszeit an epileptiſchen
nfällen, die das jüngere zuletzt tödteten, während weder der
erſtgeborne Sohn, noch die drei jüngſten Kinder, welche die
Mutter nach der vollkommenen Heilung ihres Gatten geboren,
ne Spur von jener krankhaften Anlage zeigten. Eine andere
Mutter, welche anhaltend und heftig über den Tod des geliebten
Gatten geweint, durch den ſie mitten im Verlauf der Schwanger-
ſchaft zur Wittwe geworden, gebar eine Tochter, deren Augen von
r Geburt an leidend geweſen, wie von vielem und langem Weinen.
So ſcheint dann einer fremden Seele, ſo ſcheint dem Ge-
ſte der Mutter, mehr und größere Macht auf die erſte Ge-
ſtaltung des Leibes gegeben, als der eigenen, dieſem inwohnen-
n Seele. Ja es iſt nicht allein die Bildung der äußeren
Glieder und Sinnesorgane, welche in gewiſſer Hinſicht von dem
Einfluß des mütterlichen Lebens abhängt, ſondern ſelbſt die ei-
genthümliche Richtung der Neigungen, das Vorwalten der ei-
nen oder der andern geiſtigen Anlage, ſcheinen öfters, auf un-
kennbare Weiſe, noch vor der Geburt, in und mit den Ge-
fühlsbewegungen ihren Anfang zu nehmen, welche während
des Schwangerſeyns am öfterſten und meiſten von der Seele
der Mutter Beſitz gefaßt. Es hat eine Mutter, die während
der Zeit der Hoffnung der tiefen Schwermuth ſich hingegeben,
einen Sohn geboren, in welchem ein beſtändiger Hang zu ſchwer-
müthigem Ernſt geweſen, und auf dieſelbe Weiſe hat eine fort-
dauernde Aufregung des Triebes zu ſparen und zu ſammeln
während der Schwangerſchaft, wie man glaubte, dem noch un-
gebornen Kinde die eigenthümliche Anlage zum Geiz gegeben.
Einem andern ſchien die beſtändige und ungewohnte Zer-
ſtreuung, in welcher in jenem Zuſtande die Mutter gelebt, die
eigenthümliche Neigung zum Genuß des geſelligen Vergnügens be-
wirkt zu haben.

Daſſelbe was mit bildender Macht die Seele der Mutter
am Leibe, ja ſelbſt an der Seele des noch ungebornen Men-
ſchen, das geſchiehet nach der Geburt und im Verlaufe
einen Theil durch andere, äußere Einflüſſe der Natur,
in gewiſſen Gränzen für den Leib, ja ſelbſt für

die unwillkürliche Stimmung der Seele die Stelle des belebenden und umfangenden Mutterleibes vertreten. Es kommen, aus unbekanntem Anfange, über die Bewohner ganzer Länder und Welttheile ansteckende Leiden, welche, wie etwa die Blattern, auf die Gestaltung des Leibes so verändernd und entstellend einwirken, wie die krankhafte Bewegung der mütterlichen Seele auf die Gestaltung des Kindes. Es verbreiten sich selbst psychische Aufregungen und irrende Richtungen, wie von der Mutter auf das neugeborne Kind, so, von einem unbekannten Anfange ausgehend, von Menschen auf Menschen, bis zuletzt jene ganze Schaar der Milesierinnen, mitten in der Jugend Kraft und Blüthe, von dem wahnsinnigen Hange zum Selbstmord ergriffen wird, oder (wie dieß in neuerer Zeit zu Lyon geschehen) ein Haufe der zu selbsterwähltem Tode im Wasser eilenden Frauen den andern nach sich reißt, als ginge der Weg zu einem vielgeliebten, öffentlichen Vergnügen. Mit ansteckender Gewalt verbreitete sich der Wahnsinn, der zuerst die Töchter des Königs Prötos in Argos ergriffen, auch auf die übrigen Argiverinnen; sie verließen ihre Wohnungen und schwärmten, dem Wahne ergeben als seyen sie in Kühe verwandelt, laut brüllend in den Wäldern und Fluren umher.

Wir haben indeß jene Kraft, welche auch nach der Geburt des Menschen durch ihre gestaltende und stimmende Einwirkung auf den Leib, die Stelle der Mutter vertritt, nicht zu fern, in etwas ganz Unbekanntem und Unerforschbarem zu suchen; es wirkt vielmehr hier von Seele zu Seele, und von dieser zum lebenden Leibe, dasselbe, durch alles Leben gehende magnetische Princip, von welchem wir oben §. 13 bei der Geschichte der leiblichen, so wie im §. 31 bei der Geschichte der psychischen Ernährung gesprochen. Auch die schwangere Mutter wirkt auf den Leib der ungebornen Frucht nicht durch die bewegende Kraft des Willens ein; sie vermag eben so wenig an diesem zarten, von ihr umschlossenen Leibe ein Glied zu regen, als der Mensch im gesunden Zustand über die Bewegungen seiner verdauenden Eingeweide willkürliche Gewalt hat; sie vermag auch durch den Willen die Gestalt des Kindes weder zu verschönern, noch zu entstellen. Die eigenthümliche Macht, durch welche sie auf den Leib des Kindes Einfluß hat, liegt in dem Gebiete der dem Willen nicht un-

rworfenen Gefühle, wird von einer Region des Lebens zur an-
rn, wird von der Seele zum Leibe durch das Mitgefühl fort-
pflanzt.

Wie wir oben gesehen, gleichet der Zug, welcher das hun-
rende Thier zur Speise, ja diese zu dem lebenden Wesen hin-
hrt, das ihrer bedarf, allerdings dem Zuge, welcher das mag-
tische Eisen zu andrem Eisen führet, gleichet ihm auch darin, daß
nicht ursprünglich aus dem Eisen hervorgehet, sondern in die-
n durch eine allgemeine, alldurchdringende Naturkraft erst ge-
kt wird, und durch den mittelbaren oder unmittelbaren Rap-
rt mit ihrem von Pol zu Pol, wie von oben nach unten gehen-
n Strome sich beständig verstärkt. Diese magnetisch sich mit-
rilende, von einem gemeinsamen Quell ausgehende und zu ihm
rführende Kraft ist es dann, durch welche jenes wechselseitige
Aufregen, das wir oben zwischen den sich entsprechenden
ystemen der Seele und des Leibes bemerkten (§. 52), begrün-
wird: so wie die Macht der mütterlichen Seele über das Un-
borne, und die Macht der eignen Seele über den Leib. Diese
acht hat nicht in dem eignen, selbstbewußten Willen ihre Be-
indung, sondern sie gleichet in ihrem Entstehen wie in ihrer
rksamkeit einer Ansteckung, deren Wesen zuerst den Einen er-
iff, dann von diesem an Andre sich mittheilte.

Ein heiteres Wohlergehen des innern Menschen wird im-
r auch auf das Wohlbefinden des äußern von bekräftigendem
nfluß seyn, während, vermöge des oben erwähnten Wechsel-
hältnisses, eine krankhafte Richtung der Seele, der verwand-
leiblichen Region fast immer, unverkennbarer noch als dem
de die Mutter, ihr eignes, sichtbares Abbild aufpräget.

Nach einer sehr beachtenswerthen Beobachtung der Aerzte
bet man häufig bei Menschen, deren Begehrungs-Vermögen
ch wilde Leidenschaften ohne Aufhören bewegt, deren Ge-
hsneigungen unnatürlich verkehrt und entstellt waren, Miß-
ungen des Herzens, welche, wie bereits vorhin (im §. 56)
igt worden, erst eine Folge der Bewegungen der Seele gewe-
So fand Testa bei einem großen Verbrecher ein hartes,
h widernatürliche Häute und haarartige Fäden entstelltes
, und bemerket zugleich, daß solche widernatürliche Miß-
n häufig am Herzen der Missethäter gefunden werden.

In dem Leichnam eines ſehr laſterhaften Menſchen fand Riolan die Subſtanz des Herzens knorpelartig. So bemerkten wir auch ſchon oben, im fünften Abſchnitt, den mißbildenden Einfluß des Zornes auf die Leber, ſo wie anderer Leidenſchaften auf Lunge und Darmcanal. Es wird nun die Hauptaufgabe des Inhaltes des hier vor uns liegenden Abſchnittes unſerer Unterſuchungen ſeyn, jene unwillkürlich anſteckende Macht der Gemüthsbewegungen auf den Leib, welche wir im vorhergehenden mehr nur als eine Vermuthung gaben, durch Thatſachen zu beweiſen.

Am meiſten fällt hierbei die Wirkung der Seelenbewegungen in die Augen, wenn ſie auf Theile und Bildungen gehet, welche an der Oberfläche des Leibes liegen. Beginnen wir daher mit dieſen minder bedeutenden Thatſachen zuerſt.

Ein alter Volksglaube hatte den Königen von Frankreich die Macht beigelegt, durch die Berührung ihrer Hand den Kropf zu heilen. Schaaren von Mißgebildeten, welche an jenem ſcrophulöſen Uebel litten, wurden an gewiſſen Tagen dem Könige vorgeſtellt, von dieſem an der leidenden Stelle berührt, und damals, als jener Glaube noch allgemeiner geweſen, hat, nach dem Zeugniß der Aerzte, bei Vielen dieſe ſonderbare Heilart günſtig gewirkt und den Kropf verſchwinden gemacht. Auf ähnliche Weiſe wirket noch jetzt im Volke der Glaube, an die ſogenannt ſympathetiſchen Mittel, auflöſend und heilend auf krankhafte Auswüchſe an der Außenfläche des Leibes. — Der Einfluß der Gemüthsbewegungen auf das Entſtehen wie auf das Vergehen ſcirrhöſer Verhärtungen, auf die leichtere Heilung, wie auf die Verſchlimmerung der Wunden, iſt häufig in den Schriften der Aerzte erwähnt und erwieſen. Selbſt auf die Farbe der Haare, wie auf jene der Iris der Augen, wirken Gemüthsbewegungen verändernd ein. Bichat hatte in fünf bis ſechs ihm näher bekannten Fällen bemerkt, daß die Haare durch Einfluß des Kummers in weniger als acht Tagen auf Einmal weiß geworden, und in einem dieſer Fälle war das Ergrauen faſt in einer einzigen Nacht geſchehen. So wurde auch, nach Härtel, die vorhin etwas dunklere Farbe der Iris durch große Traurigkeit in ein helleres Blau verwandelt.

Augenfällig iſt nicht minder, und allgemein anerkannt, der hervorrufende, wie der heilende Einfluß der Seele, auf die krankhaf-

ten

Aeußerungen der Muskelbewegungen, und zwar nicht min-
uf das unwillkürliche epileptiſche Zucken, als auf die Läh-
g derſelben. Namentlich die eigentliche Epilepſie entſtehet öf-
durch heftige Gemüthsbewegungen, und pflanzet ſich durch
Mitgefühl von einem Menſchen auf den andern, ja wie Ei-
behaupten, auch auf Thiere fort. In einem ſonderbaren
, welchen Tode der Gazette salutaire nacherzählt, ward ein
er Fallſucht Leidender zu Paris durch das unvermuthete An-
gen eines Hundes an ihn von ſeinem Uebel geheilt, zugleich
erſchien es, als hätte die etwa in dem Kranken entſtandene
ütterung des Gemüths mit einer leiblich zerſtörenden Kraft
den Hund gewirkt, denn dieſer fiel gleich hernach um und
. Ein ſolches merkwürdiges Uebertragen der Zuckungen, be-
rs bei Kindern, an einige zarte, mit ihnen in Berührung
chte Thiere, wird nicht ſelten beobachtet. Es zeigt ſich auch
der öfter erwähnte, nahe Zuſammenhang alles geiſtigen
gens mit einem durch dieſes hervorgerufenen leiblichen
ent.

Jener epileptiſche Knabe, von welchem Bang erzählt, trug
Leiden mit anſteckender Gewalt nicht bloß auf ſeine drei
erinnen, ſondern auch auf einen Maler über, welcher bei
chlief, und ein dieſem ähnlicher Fall findet ſich in den Me-
Cases (1776) verzeichnet, denn auch in dieſem wurde die
pſie, an welcher die Mutter litt, dem Knaben mitgetheilt,
er neben ihr ſchlief. In einem andern Falle bekam ein
s, geſundes Frauenzimmer die Fallſucht, wie man glaubte,
durch den öftern Anblick deſſelben Leidens an einer ihrer
ndinnen. Ein geſunder, ſechs und zwanzigjähriger Mann
durch den heftigen epileptiſchen Anfall eines Andern, den
rbei feſthalten helfen, ſo erſchüttert, daß er von jetzt an
an der Fallſucht zu leiden anfing. Vierzehn kränkliche
n, in der Charité zu Berlin, wurden, nach Fritze's Beob-
ng, plötzlich von heftigen Convulſionen ergriffen, als vor
Augen ein Mädchen, welches gekommen war, um eine
rin zu beſuchen, demſelben Uebel unterlag. Dieſem ähn-
nd die oft in den Schriften der Aerzte erwähnten Vorgänge,
das unwillkürliche Bewegen der Glieder und das Aus-
[illegible], mit anſteckender Gewalt ganze Schaaren von

Menſchen durchdrang. So hat man zu St. Roch in Frankreich, in Zeit von einer halben Stunde, fünfzig bis ſechzig junge Mädchen von heftigen Zuckungen befallen geſehen, als im Jahr 1786 vor den Augen der verſammelten Schaar ein anderes Mädchen, bei Gelegenheit der erſten Communion, von jenem Leiden ergriffen worden. Ein lautes Ausrufen der innern Angſt, verbunden mit einem Verzerren der Geſichtsmuskeln und mit Zittern und Zucken der oberen Gliedmaßen, hatte zu Redruth, in der Kirche der Methodiſten, in wenig Tagen Tauſende von Menſchen ergriffen, nachdem zuerſt einer von ihnen die Stille des Gottesdienſtes mit dieſen lauten Aeußerungen der Gemüthsbewegung unterbrochen, und die Verſammelten durch ſeine innre wie äußre Erſchütterung erſchreckt hatte. Dieſe Bewegung verbreitete ſich von Redruth aus bald in die benachbarten Dörfer, und die Zahl der von ihr Ergriffenen belief ſich auf viertauſend. Der Anfall bei jedem Einzelnen dauerte gewöhnlich bis zur achtzehnten Stunde. — Es wiederholt ſich hier faſt daſſelbe, was man ſchon zu Anfange des vorigen Jahrhunderts bei der Verſammlung der ſogenannt Inſpirirten in den Cevennen, und was man bei einzelnen Ausbrüchen einer religiöſen Schwärmerei hin und wieder in Deutſchland bemerkte. Bei einer gewiſſen Gelegenheit hatte ſich, wie dieß in Wesley's Leben erwähnt iſt, der unwiderſtehliche Hang zum lauten Lachen, ſelbſt bei den ernſteſten Handlungen, mit anſteckender Macht auf ganze Schaaren fortgepflanzt.

In einem öfters nacherzählten Falle, welchen der große Boerhave beobachtete, war die Epilepſie, die ſich durch Aufregung des Gefühls beim Anblick eines von der Fallſucht ergriffenen Kindes auf die andren Kinder des Harlemer Waiſenhauſes verbreitet, eben ſo durch Aufregung der Furcht und des Schreckens geheilt worden. Denn es hatte jener berühmte Arzt, nachdem andre Mittel vergebens verſucht waren, vor den Augen der verſammelten, voll Erwartung daſtehenden Kinder allerhand eiſerne Geräthe, Zangen und Haken, in einem neben ihm geſtellten Kohlenfeuer glühend gemacht, und hierauf den Vorſtehern der Anſtalt den Befehl ertheilt, hinfort jedes der Kinder, welches der Anfall beträfe, mit dieſen Werkzeugen zu brennen.

Auf ähnliche Weiſe hat man ſchon ſeit alten Zeiten den Schau-

der und andere Gemüthsbewegungen der unangenehmen Art, bei der ärztlichen Behandlung jenes furchtbaren Nervenleidens zu Hülfe genommen, und hiervon den günstigsten Erfolg gesehen. Es erwähnt schon Plinius eines Heilmittels gegen Epilepsie, welches seinen alten Ruf bis auf unsere Zeiten sich erhalten: das Trinken von dem frischen Blut eines eben gewaltsam Getödteten. Bei dem Kranken dieser Art, im alten Rom, wenn er nach Plinius Rath das Blut des sterbenden Fechters nahm, war vorhin die theilnehmende Seele durch das Anschauen des Kampfes auf mannichfache Weise erregt, und es wirkt auch bei uns, wenn der Volksglaube die Epileptischen zum Hinunterschlingen des Blutes, eines vor ihren Augen enthaupteten Missethäters, antreibt, zunächst nur die innere Bewegung der Furcht und des Schauders. Noch in neuester Zeit bezeuget Vering die Heilung eines vorhin Jahre lang epileptisch gewesenen Weibes durch dieses Mittel. Furcht und Schauder der Seele waren es auch, welche mehreren andern, von Plinius und Aretäus empfohlenen Mitteln gegen jene Krankheit, ihre Wirksamkeit gaben, wie namentlich dem Genuß des Gehirnes von verstorbenen Kindern.

Die Macht der Seele über dieses, dem Schauder und der Furcht der innren Region entsprechende Leiden wird auch umgekehrt in solchen Fällen bemerkt, dergleichen jener ist, welchen Sauvage erzählt. Es hatte eine Frau, seit zwanzig Jahren epileptisch, jedesmal den Anfall bekommen, wenn sie, schon in der angstvollen Erwartung desselben, in die Kirche gegangen war, sie blieb jedoch von ihm befreit, seitdem sie die Vorsicht gebrauchte, die Messe außerhalb der Kirche, an der Thüre zu hören. Ein Knabe, welcher zuerst durch den Schrecken epileptisch geworden, den ihm der Ueberfall von einem großen Hunde erregt hatte, bekam immer, beim Anblick großer Hunde, einen Rückfall in sein Leiden. Bemerkenswerth ist endlich hierbei auch das, was Metzger von dem Uebergehen einer öfters betrügerisch nachgeäfften Fallsucht in die wirkliche erzählt.

Jener aufmerksame Zuhörer, welcher aus Boerhave's treffenden Vorträgen jedesmal nicht bloß die wissenschaftliche Kenntniß, sondern die ganze Empfindung der einzelnen Krankheiten

mit ſich nach Hauſe nahm, und alle Symptome derſelben an ſich zu erfahren meinte, gab hierdurch nur eines der minder bedeutenden Beiſpiele aus jenen Tauſenden, welche die anſteckende Macht der in der Seele entſtandenen kranken Bewegungen auf den Leib bewieſen. Es wird bei allen Krankheiten von einer leicht mittheilbaren Art die Gefahr der Anſteckung durch Furcht und Angſt vermehrt, und das ſchon vorhandene leibliche Leiden verſchlimmert ſich augenblicklich, wenn mit verſtärkender Macht zu ihm ein dieſer äußeren Richtung entſprechendes Leiden der Seele kommt, oder wird gemindert, durch Gefühle, welche das innre Leben bekräftigen und erfriſchen. Als auf Anſons langer Seereiſe ein großer Theil der Schiffsmannſchaft vom Skorbut ergriffen worden, bemerkte man deutlich, daß jeder Vorfall und jedes neue Gerücht, welches die ſo lange vergeblich das Land erſehnenden Seefahrer muthlos machte, und ihnen die Hoffnung benahm, die Krankheit verſtärkte; es ſtarben dann die gefährlichen Kranken; jene, welche minder leidend waren, verſchlimmerten ſich, die, welche kurz vorher noch ihre Dienſte verrichtet, mußten ſich legen. Auf einem andren Schiffe vermehrte ſich die Zahl der Kranken ſogleich auf das Fünffache, als der allgemein geliebte Capitän geſtorben, und ſeine Stelle durch einen Andren beſetzt war, der gar keines Zutrauens genoß. So ſchrieb auch Trotter das Erliegen des Negerſklaven eines Schiffes am Skorbut, von welchem die übrige Mannſchaft frei geblieben, lediglich dem Kummer und dem Heimweh jener Elenden zu. Dagegen wird gerade dieſe Krankheit, welche auf eine tödtlich lähmende Weiſe auf die bewegenden und ernährenden Kräfte des Leibes wirkt, mit faſt wundervoller Gewalt von allem Dem gelindert und geheilt, was die bewegenden Kräfte der Seele, ſo wie die freudigen Gefühle weckt und bekräftigt. So weiß man nicht bloß an Einzelnen, daß eine plötzlich im Schiffe entſtandene Gefahr dem faſt erſtorbenen Leibe die Kräfte wieder gab, ſondern als im Februar 1744 die brittiſche Flotte, unter deren Mannſchaft der Skorbut ausgebrochen war, in der Bay Theres ankam, und hier erfuhr, daß der Feind bereits einen Angriff gewagt, kam unter die Geſunden, wie unter die Kranken ein neues innres Leben des Muthes und der Kampfluſt. Alsbald ſchien der weiteren Verbreitung der Krankheit Einhalt gethan, und auch

den bereits Erkrankten besserte sich der leibliche Zustand so
ffallend schnell, daß man am 11 Febr., am Tage der Schlacht,
ischen der brittischen und der verbündeten spanisch-französischen
tte, nur noch fünf Kranke zählte. Auf eine ähnliche Weise
kte zur Heilung dieser Krankheit jene freudige Hoffnung, welche
n bei der Belagerung von Breda im Jahre 1725 in der ent-
steten, von Elend jeglicher Art gebeugten Mannschaft, zu er-
en gewußt. Denn als zu dem drückenden Mangel fast an al-
, zum Leben Nöthigen, als zu der rastlosen Arbeit auch noch
Skorbut gekommen, welcher einen großen Theil der Einwoh-
und Soldaten ergriffen, und Viele schon getödtet, da dachte
n bereits ernstlich an die Uebergabe der Festung an den Feind,
es dem Prinzen von Oranien gelang, Briefe in die Stadt
bringen, worin er derselben Hoffnung zur baldigen Hülfe ge-
en. Arzneimittel begleiteten jene Schreiben, angeblich von
r hohem Werth und Kräften, es sollten jedoch bald andre von
h größeren Kräften folgen. Jeder Arzt hatte von den vorgeb-
en Heilmitteln nur drei kleine Fläschchen erhalten, das öffent-
verbreitete Gerücht legte jedoch einigen Tropfen dieser Arz-
en eine solche Wirksamkeit bei, daß durch sie eine ganze Gal-
e voll andrer Flüssigkeit, zur Linderung und Heilung der Krank-
t, kräftig gemacht werde. Es wußten selbst die Officiere nichts
die Täuschung, welche übrigens, zusammt der neubelebten
ffnung, so wohlthätig wirkte, daß man Kranke, welche vor
Monate lang die Glieder nicht brauchen können, gesund,
de und munter auf der Straße gehen sah. Sie rühmten sich
ch das Heilmittel Ihres Prinzen genesen zu seyn; die Beweg-
keit der Gelenke habe sich auf bloßes Einreiben von Oel wieder
gefunden. Ja es bewirkte das „Arzneimittel" zur Verwun-
ung Aller, und selbst des Arztes Lind, der diese Geschichte
hlt, sogar bei solchen Kranken nach wenigen Tagen die
rstellung, welche vorhin auf den Gebrauch der wahrhaften,
als wirksamst erkannten Arzneien, nur schlimmer geworden
ren.

So wurde auch die Entstehung und allgemeine Verbreitung
epidemischen Fiebers, welches in den Jahren 1799 und 1800
ua verheerte, von Rasori und andren Aerzten, vornehmlich
allgemein herrschenden, traurigen Gemüthsstimmung zuge-

ſchrieben, womit ein mannichfaches äußres Elend die Seelen der ſonſt ſo heiteren Bewohner erfüllt hatte. Mit einer peſtartigen Gewalt hatte faſt zu derſelben Zeit (im Jahr 1800) das gelbe Fieber einen Theil der Bewohner von Andaluſien ergriffen. In Cadiz allein wurden täglich gegen 200 Todte zur Erde beſtattet; es durchdrang ungeachtet der hierbei gebrauchten Sorgfalt ein furchtbarer Leichengeruch die Straßen und die aus Furcht vor Anſteckung feſt verſchloſſenen Häuſer; es wagte ſich faſt Niemand an einen Ort zu gehen, wo er andren, etwa ſchon Kranken begegnen konnte, die Kirchen, ſo wie alle Gebäude und Plätze der öffentlichen Verſammlungen ſtanden leer, aller Verkehr war aufgelöſ't, man hörte faſt keinen andern Laut, als jenen der Todtenglocken und das Raſſeln der Leichenwägen. Als zuletzt auch die Bande der ſonſtigen Freundſchaft und Bekanntſchaft zwiſchen der bedrängten Stadt und ihrer Nachbargegend aufgelöſ't worden, und einige Einwohner, die ſich nach Xeres geflüchtet, von dort mit Steinwürfen zurückgeſcheucht waren, da gewährte das vorhin ſo vielbelebte Cadiz, welches jetzt, nach Gonzalez Worten, zu einem „Ort der Thränen und Trauer" geworden, ſchon ganz den Anblick einer belagerten Stadt. Es wuchs die Furcht ſo ſehr, daß, zunächſt an ihren Folgen, auch vorher ganz Geſunde ſtarben, ohne daß man bis zum Tode ein eigentliches Symptom der Seuche bemerken konnen; Andre tödteten oder entkräfteten ſich durch vermeintliche Präſervativmittel. Da erſchien plötzlich vor der Stadt die feindliche, mächtige Flotte der Engländer, und regte in den wahrhaft, oder vermeintlich Kranken, eine ganz andre, heilſamere Bewegung der Seele auf. Die Furcht vor der Seuche war vergeſſen, man wagte es wieder aus den Häuſern hervorzugehen an die Luft, die öffentlichen Verſammlungsorte des Volkes waren von Neuem gefüllt; das Geſpräch aller ſich Begegnenden war nicht mehr von der Gefahr der Seuche, ſondern von dem drohenden Feinde, und den Mitteln zur Gegenwehr. Der Einfluß dieſer innren Bewegungen, den freilich die weiter vorrückende Jahreszeit noch verſtärkte, war unverkennbar. Die Beerdigungen verminderten ſich ſo ſehr, daß man bald nicht mehr auf ſie achtete; von den ſchon Erkrankten genaſen Viele; der weitern Verbreitung des Elendes ſchien Einhalt gethan, es war der allgemeine Geſund-

heitszuſtand der Bewohner in Kurzem wieder ganz der vormalige. So hatten auch bei der Peſt in England, in den Jahren 1625 und 1636 die zu ängſtlichen Vorſichtigkeitsmaßregeln der öffentlichen Behörden, die allgemeine Furcht vor der Krankheit, und hierdurch die Heftigkeit von dieſer vermehrt und die Aufhebung jener Maßregeln zeigte ſich ſogleich von wohlthätig lindernd em, heilenden Einfluß. Es lag bei jener Peſt von Athen, welche Thucydides ſo meiſterhaft beſchreibt, die furchtbarſte Gewalt des Elendes nicht in dem vergiftenden Hauche der Krankheit ſelber, ſondern in der, Göttliches wie Menſchliches nicht mehr achtenden Verzweiflung und Todesfurcht der Bewohner. So ſtarben auch nach Pugnets Zeugniß im Jahr 1800 viele Soldaten, mehr an der Furcht vor dem Lazareth, in welches man ſie gebracht, als an der Krankheit ſelber, denn dieſe Furcht war ſo groß, daß ſie faſt bei allen ins Lazareth Transportirten Geiſtesverwirrung erregte. Mit Recht hatte daher der Arzt Arajuela, welchen das ſpaniſche Miniſterium nach Malaga geſendet, damit derſelbe die beſten Maßregeln gegen die Verheerungen des gelben Fiebers treffen möge, gleich bei ſeiner Ankunft Befehl gegeben, die Kirchen und Schulen, ſo wie die Orte der Erholung und Erfriſchungen von Neuem zu öffnen. Es wurde, wie nach ſchon beendetem Leid, in den Kirchen das Te Deum geſungen, Illuminationen, ſo wie öffentliche Umgänge veranſtaltet. Obgleich die hierauf erfolgte, neue Ermuthigung der Bewohner nicht ſogleich die Heilung herbeiführen konnen, hat ſie doch offenbar wohlthätig lindernd und vermindernd gewirkt, und die Krankheit war nach einem Monat ganz gehoben.

Oefterer noch als in jener furchtbarſten Krankheit, zeigt ſich die heilende oder tödtende Macht der Seele in Fiebern von minder mächtiger Art. Es wurde nach Pechlins Zeugniß ein ſechzigjähriger Mann, der an einem ſchleichenden Fieber mit Gelbſucht darnieder lag, faſt augenblicklich durch die Nachricht geheilt, daß ihm, was er lange vergeblich erſehnt hatte, ſeine Frau einen Sohn geboren. Ein Knabe wurde, nach Berings Bericht, durch die freudige Nachricht, daß ſeine Probearbeit ihm zur erſten Stelle in ſeiner Claſſe verholfen, vom Tertianfieber befreit; bei einem Manne bewirkte die gleiche Heilung der Schrecken, den ihm der Sturz vom Pferde und das Zerbrechen

eines Knochens erregt, und der Affect des Schreckens vertrieb auch bei jenem ſonſt unerſchrockenen Kriegsmanne, welcher einen großen Abſcheu gegen Ratten gehabt, das Fieber, als, nach Gaubius Erzählung, unverſehens eines jener Thiere auf ihn ſprang. Der berühmte Muretus genas von einem Fieber, das ihn auf einer Fußreiſe durch Italien überfallen, durch die Furcht, welche ihm der lateiniſch an ſeinem Bette ausgeſprochene und von ihm wohl verſtandene Vorſatz der Aerzte einflößte, an ihm, als an einem Landläufer, an welchem nichts gelegen ſey, die Wirkung eines neu erfundenen, ſtarken Arzneimittels zu erproben. Durch Schrecken verlor ein Weib in Berlin, welches ſeit neun Monaten am hartnäckigſten Fieber gelitten, nach Herz's Beobachtung, ihre Krankheit, und derſelbe Affect ſcheint auch jene junge Fieberkranke geheilt zu haben, der man (nach Pouteau) zwei lebendige Fröſche in die Hand gelegt. In einem andern Falle, den Paräus anführt, hatte einem Kranken die Aufwallung des Zornes von ſeinem Quartanfieber geholfen, und es wirkt überhaupt in dieſer Krankheit, in welcher deßhalb in älterer wie in neuerer Zeit ſo oft der Gebrauch der ſogenannten ſympathetiſchen Mittel empfohlen worden, jede kräftige Bewegung des Geiſtes heilſam; wie denn, nach Plinius Zeugniß, Quintus Fabius Maximus von ſeinem Quartanfieber verlaſſen worden, als er mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit die Bewegungen ſeines Heeres beobachtete. Es wollten deßhalb ſchon Aretäus und Cälius Aurelianus, unter den gewöhnlichen Heilmitteln der Fieber, auch jenen edleren Beluſtigungen der Sinne eine vorzügliche Stelle anweiſen, welche man den Kranken durch ſchöne Ausſicht ins Freie und liebliche Umgebung mache. Denn, wie ſehr zuweilen die Seele, von welcher der heilende oder lähmende Einfluß auf den kranken Leib ſo oft ausgeht, zu ihrer Beruhigung und Bekräftigung einer geliebten Umgebung bedürfe, dieſes beweiſ't die Beobachtung, welche der berühmte Herz an ſich ſelber gemacht. Derſelbe lag an einem ſehr bösartigen Fieber darnieder, während deſſen ihm Selle und andere treffliche Aerzte durch ihre Kunſt ſiebenzehn Tage lang keinen Schlaf geben, den Zuſtand des faſt beſtändigen Deliriums, die Neigung zu tödtlich ſcheinenden Ohnmachten und Starrkrampf nicht zu heben vermochten. Es quälte den Kranken ohne Aufhören der Wahn, daß er nicht in ſeinem

Hause sey, sondern von seinen Feinden, im Bette liegend, in mancherlei widerwärtigen Oertern herumgeführt werde. Er verlangte immer in sein eigentliches, gewöhnliches Schlafzimmer gebracht zu seyn, dieser Wunsch jedoch wurde, aus zu großem Bedenken der Aerzte, ihm versagt. Bis diese endlich am siebenzehnten Tage, da sie alle Hoffnung zur Wiedergenesung des Kranken aufgegeben, ihm seinen immer wiederholten und vermeintlich letzten Wunsch gewährten, und denselben mit seinem Bette in das längst ersehnte Zimmer hineinrücken ließen. Hier fühlte sich der Leidende auf einmal nach wenig Minuten so beruhigt, daß er in einen achtstündigen Schlaf versank, aus welchem er, von der Gefahr genesen, erwachte. Derselbe große Arzt, von welchem wir eben die von ihm selber erlebte Heilung des Fiebers auf psychische (?) Weise erzählten, befreite einst einen reizbaren Kranken, dessen fieberhafte, zuletzt gefahrdrohende Unruhe aus Todesfurcht kam, dadurch von seinem Fieber, daß er ihm mit ernster Miene verkündete: er müsse sterben. Der Kranke, nach der Erschütterung des ersten Augenblicks, wurde ruhig und genas.

Unter mehreren andern Krankheiten wird auch die Wassersucht, mit Leiden der Leber verbunden, sehr häufig durch anhaltende Traurigkeit und Sorgen erregt, wie dieses Morgagni, Pouteau und Peter Frank bezeugen. Aber eben der zuletzt genannte berühmte Arzt sah auch die Heilung von der Wassersucht, an welcher ein armes, altes Weib in Wien, zugleich mit dem grauen Staar litt, plötzlich durch die Freude erfolgen, welche der Kranken, nach glücklich operirtem Staar, der längst entbehrte Anblick ihrer Söhne gewährte.

Zu den erregenden Ursachen der Gicht und des Podagra's werden von Boerhave, Sydenham und van Swieten auch der Zorn und der Aerger, so wie andere verwandte Leiden der Seele gezählt, und es bewirken alle diese innren Momente sonst eine augenfällige Verschlimmerung und Rückfälle der Krankheit, oder die bisherige Krankheit wird durch heftige Affecte von den äußern Theilen hinweg auf die innern geführt, wo sie in vielfach gefährlicher Form wiedererscheint. Dennoch finden wir auch in den Schriften, zum Theil derselben Aerzte, nicht selten solche Fälle aufgeführt, in denen sich gerade jene sonstigen Gifte als

wohlthätige Heilmittel zeigten. Denn es wurde nach van Swieten ein vom Podagra ganz gelähmter Mann durch die Furcht vor einem vermeintlichen Geſpenſt ſo gänzlich geheilt, daß er augenblicklich wieder, und in größter Eile, die Treppen hinauf gehen konnte und von nun an immer von ſeinen podagriſchen Anfällen befreit blieb. So erzählt auch Horſt von einem Manne, welcher eben am heftigſten Paroxysmus des Podagra's leidend, dem Zorne, wozu ihn die Beleidigungen eines Soldaten gereizt, nachgab, und aufſpringend vom Lager, dieſen züchtigte. Die Krankheit war von nun an vergangen. Oefterer noch denn jene widriger ſtürmenden Affecten, hat ſich in dieſem Falle die Freude heilend bewieſen, welche unter andren bei einem unvermutheten Weiſe begnadigten Miſſethäter, die Lähmung vom Podagra ſogleich, und auf immer gehoben. Ein Arzt, von welchem Pechlin berichtet, pflegte ſich jenes Leiden durch Muſik zu lindern.

Starrſucht, ſo wie plötzliche Lähmung der Glieder ſind in vielen Fällen durch heftige Erſchütterungen des Gemüths oder durch große Anſtrengung der Seelenkräfte entſtanden. Ein Engländer, welchen Tulpius beobachtete, war durch die Nachricht, daß ſeine Geliebte ihre Hand ihm verweigert, in eine tiefe, wie verſteinernde Starrſucht verſunken, aus welcher er jedoch wieder erweckt wurde, als man ihm die freudige Botſchaft von entgegengeſetztem Inhalt ins Ohr rief. Der Schrecken über einen furchtbaren Donnerſchlag heilte nach Diemerbroek eine vierzigjährige Lähmung, und einem andern Lahmen in Arles gab der Schreck über ein in der Nachbarſchaft ausgebrochenes Feuer den Gebrauch der Glieder wieder. Während der Schreckniſſe und Todesangſt, welche das große Erdbeben über alle Bewohner von Liſſabon verbreitete, bat, nach Sauvages, ein alter, ſeit längerer Zeit gelähmt geweſener Mann einen jungen Menſchen, er möge ihn aus dem Hauſe hinaustragen. Der Jüngling gewährt die Bitte, ſetzt aber den Alten auf der Straße nieder und eilt weiter. Da hört er ſich von dem Greiſe nachrufen, und ſieht denſelben zu ſeinem Erſtaunen hinter ſich her laufen. Aehnliche Fälle, einer Heilung der Lähmung durch Schrecken, erzählt Löfler. Es fand ſich bei allen, auf dieſe ſeltſame Weiſe Geheilten, ein leichter Durchfall ein.

Die wohlthätige Wirkung des Zornes gegen Leiden die-

Art hatte schon der arabische Arzt Gabriel erkannt, als die Geliebte des großen Harun Al Raschid durch Aufregung eines heftigen Zornes von einer Lähmung des Armes heilte. Auf gleiche Weise, in Folge des heftigen Erzürnens über einen Bedienten, wurde ein Verwandter des Valeriola von einer Lähmung der Füße befreit, welche seit sechs Jahren der Anwendung aller gewöhnlichen Heilmittel nicht weichen wollte. Der Zorn ist es gewesen, welcher in einem von Stahl erzählten Falle, eine seit vier Jahren anhaltend gewesene Lähmung des Sprachorgans gehoben. Denn die ersten Worte, welche der so lang stumm gewesene und von Neuem geborene Jüngling gesprochen, waren Ausdrücke des heftigen Unwillens, welchen ein altes Weib in ihm erregte. Was aber ist es von Jugend an stummen Sohn des Crösus die Sprache gelöst, als er dem wüthenden Soldaten, der seinen Vater tödten wollte, plötzlich zugerufen: „tödte den Crösus nicht" Es war mehr als der gewöhnliche Zorn, das war eine innere Kraft, welche, wie wir hernach sehen werden, selbst die Sterbenden und zum Tode Verwundeten zu ungewöhnlichen Thaten stärkt. — Wie in diesen Fällen die Lähmung der Sprache durch Aufregung des Gemüths vergangen, so ist sie in anderen gerade hiedurch entstanden, und es erzählt Vering von einem kräftigen Manne, der durch den heftigen Schreck, welchen ihm der Einbruch von Dieben gemacht, auf zwei Monate die Sprache verloren.

Aus der früher erwähnten Bedeutung und Wechselbeziehung der Stimmorgane wird überhaupt jener merkwürdige Einfluß, welchen die Bewegungen der Seele auf Stimme und Stimmungswerkzeuge haben, leicht begreiflich. Außer den bereits angeführten und mehreren später noch zu erwähnenden Thatsachen, verräth sich dieser Einfluß unter andern auch bei dem Entstehen und Vergehen der Wasserscheu durch die angeborene Gewalt der Seele. Denn auch bei dieser furchtbaren Krankheit fällt der Mittelpunkt, von welchem ihre Wirksamkeit ausgeht, in die Region der Stimmwerkzeuge, welche, wie wir oben beim §. 56 gesehen, sich nicht bloß durch das Zusammenschnüren und die Entzündung des oberen Schlundkopfes, sondern nicht selten durch ein unwillkürliches Ausstoßen

ßen von Tönen verräth. Hierbei erscheint es denn z
nöthig die paradoxe Behauptung Bosquillon's zu wi
daß die Hydrophobie nicht durch den giftigen Biß de
sondern immer nur aus Furcht und Angst entstehe, d
gewöhnlichere Art der Fortpflanzung auf Menschen u
ist nur zu sehr durch Erfahrung erwiesen; daß aber
Fällen jenes Leiden, welches vielleicht ohne dieses ni
zum Ausbruch gekommen wäre, durch ein heftiges
der Seele erst hervorgetreten oder schneller dadurch
führt worden, beweis't eben so sehr die Erfahrung de
So in jenem Falle, welchen M. Wagner erzählt, v
Frau in Ungarn, die am 1 Januar 1793 in der N
Mühle von einem Hunde gebissen worden. Die Wu
sogleich so behandelt worden, wie es der übrigens
wiesene Verdacht erforderte, als sey das Thier toll
hierbei hatte man auch die gewöhnlichen innern Mitt
wendet. Die Kranke schien längst und vollkommen ge
sie fast vier Monate hernach bei derselben Mühle durch d
fall mehrerer laut bellender Hunde heftig erschreck
Schon am dritten Tage darauf bricht die Wasserscheu
sie stirbt am siebenten. — So wurde auch, wie Pe
bezeugt, ein Knabe, welcher zugleich mit einem an
einem Hund gebissen worden, bis dahin aber gesun
ben, augenblicklich von der Wuth ergriffen, als er
daß sein Gefährte an dieser Krankheit gestorben sey.
geschah einer Frau bei Besançon, welche nebst vie
Menschen, von einem tollen Hund gebissen, längst a
fahr schien, als ihr auf einmal bekannt worden, daß
dern Vier bereits vor drei Monaten an der Wasser
storben seyen. Auch sie verfiel nun am andern Tage
serscheu und starb am dritten. Oefters hat jedoch
bloße Anblick eines hydrophobischen Kranken, dasselb
in Menschen von leicht beweglichem Gemüth erzeugt.
jenem Priester, von welchem Meaſe erzählt. Ein
der in Wittenberg verfiel in Wasserscheu, nachdem er
niger Theilnahme, einen heftigen Paroxysmus mit
von welchem eine fast schon mit dem Tode ringende
phobische Jungfrau ergriffen war. Er wurde zwar

ber Jahre lang nachher an einer großen Schwäche und
erheit der Stimme, so wie an einer peinigenden Furcht
lem öffentlichen Reden. Etwas Aehnliches erfuhr an sich
der Arzt Themison, nachdem er einen Freund an der
rschen ärztlich behandelt und sterben gesehen hatte. Eine
lähmende Angst überfiel ihn stets, so oft er lebhaft an
Leiden dachte. Peter Frank, welcher viele dieser That-
zusammengestellt, mußte selber die unwiderstehliche Macht
nbildung auf den Körper erfahren, als er einen an der
Sterbenden mit den Fingern berührt hatte und aus blo-
nbildung, wie es scheint, fiel nach der Section eines an
phobie gestorbenen Kindes jener junge Arzt, von wel-
im Journal général de Médecine etc. 1824 erzählt
so wie jene Frau in Wasserscheu, von welcher die Ab-
ungen für praktische Aerzte (B. 14) melden, daß sie ihren
Wuth verstorbenen Mann auf seinem Todbette gewartet
Einen ähnlichen Fall erzählt Vering und mehrere noch Pe-
ank in seinem System der medicinischen Polizei (B. 4).
selten, wie dieß unter andern Asti erweis't, ist die aus
dung entstandene Wasserscheu, mit allen ihren gefahr-
nden Erscheinungen verschwunden, sobald der Ungrund der
dung erkannt wurde. So bei einem Manne, der schon
an Hydrophobie darnieder lag. Ein kühner Arzt, von
m Jonas berichtet, heilte die innre Angst und die hiedurch
ndene Hydrophobie eines Kranken dadurch, daß er die-
f den Mund küßte und ihm hierdurch die feste Ueberzeu-
gab, sein Leiden sey ein eingebildetes. Wie die Hydro-
durch Schreck und Angst öfters entstanden, so ist sie
in einigen Fällen durch eben diese Bewegungen der Seele
n worden. Dieses hat jene von Pechlin und andern
Aerzten empfohlene Heilart der Wuth veranlaßt, welche
ist auf Erregung des Schreckens ausgegangen: das Hin-
zen des Kranken ins Wasser. Helmont sah auf diese
einen alten Mann, welcher von der Wuth befallen wor-
von seiner Krankheit genesen und auch nach einem neue-
ugniß von Huzard wurde ein hydrophobischer Mensch,
r während seines Paroxysmus entsprungen und ins Was-

ſer gefallen war, aus dem man ihn ohnmächtig herausgezogen, durch dieſen Zufall geheilt.

Die Einwirkung, welche die Gemüthsbewegungen in ganz vorzüglichem Maße auf die Organe des Athmens und der Stimme haben, wird auch in jenen vielfältigen Erfahrungen erkannt, nach denen ein anhaltender Kummer oder Verdruß und Furcht, einen gefahrdrohenden Huſten erzeugten, welcher öfters in wirkliche Lungenſchwindſucht übergegangen. Umgekehrt jedoch hat man auch den heftigen Keuchhuſten eines Kindes durch den Schrecken verſchwinden ſehen, welcher daſſelbe bei dem zufälligen Hinausſtürzen aus dem Fenſter ergriffen.

Der Zuſammenhang der Gemüthsbewegungen mit den innren Lebensbewegungen des Stimm- und Sprechorgans wird auch in jenen merkwürdigen Fällen erkannt, da ein ausgeſprochenes Wort alle heilenden oder zerſtörenden Kräfte der Seele plötzlich aufregte, und dem äußerlich oder innerlich Kranken durch dieſes von ihm oder Andren laut geſagte Wort mit einem Male die Heilung oder der Tod gegeben wurde. Ein Beiſpiel dieſer Art erzählt Löſler. Eine junge Jüdin, welche ihrem Manne in einer dreijährigen Ehe kein Kind geboren und deßhalb von dieſem verſtoßen worden, war zuerſt in einen trocknen Huſten, dann in Sprachloſigkeit verfallen, wobei ſie jedoch, ſtatt des Huſtens, zuweilen unwillkürliche, ſingende Töne hören ließ. Aerztliche Mittel, ſo wie Strenge, da man die Krankheit anfangs für Verſtellung gehalten, waren vergeblich verſucht, als einſt eine andere Jüdin die ſprachloſe Kranke dringend aufforderte, das Wort „Kind" auszuſprechen. Die Anſtrengung der Kranken, das Wort zu ſagen, welches die Urſache ihres ganzen innren Leidens, den Gegenſtand ihres langen Sehnens bezeichnete, kann anfangs keine andren Laute hervorrufen, als die Vokale a und i. Plötzlich jedoch kommt ihr das Wort „Kind" und von dieſem Augenblick war die Sprachloſigkeit wie das unwillkürliche Singen gehoben, die Kranke von beiden ganz geheilt.

Eine umgekehrte Wirkung des ausgeſprochenen Wortes auf alle innren und [illegible]en Kräfte der Menſchennatur zeigte

h an dem berühmten Schauspieler Palmer in London. Es
tte dieser im Jahre 1798 fast zu gleicher Zeit seine Frau
d seinen Sohn durch den Tod verloren und war seitdem in
fe Schwermuth versunken. Als er hierauf, nach etlichen
ochen, auf dem Theater erschien, war sein Spiel, wie ge-
hnlich, in den ersten Scenen wohldurchdacht und der Rolle
passend. Da jedoch im dritten Act ein Andrer ihn fragt:
Und Deine Kinder?" sinkt Palmer, überwältigt von dem
chmerz um seinen Sohn, zu Boden, seufzet nur noch ein-
al und ist verschieden.

Bei solchen Menschen, deren beständiger Beruf es scheinet,
orte auszusprechen, welche nicht aus dem eigenen Gefühl
d Leben hervorgingen, wird durch den innren Widerspruch
weilen ein Seelenleiden erzeugt, welches jenem gleicht, das
ch Perfects Zeugniß den berühmten Komiker Carlini in Pa-
s befallen. Es kam dieser einst zu einem Arzte, der ihn
cht kannte, und klagte demselben, daß er von der tiefsten,
)wärzesten Melancholie ergriffen sey, gegen welche er sich
ine Rettung wisse. Der Arzt räth hierauf dem ganz ge-
nd scheinenden Manne den Besuch des Theaters, auf wel-
em Carlini spielte, denn, sagt er, die Krankheit müßte tief ge-
rzelt seyn, wenn Carlini Sie nicht aufheitern könnte. „Ach,
gt der Andere, ich bin Carlini selber, an den Sie mich ver-
iesen, Carlini, der, während er Andre fröhlich machet, in
nem Innren tief und schmerzlich trauert."

Fälle, in denen heftige Gemüthsbewegungen lähmend auf
e Sehkraft des Auges wirkten, erzählt Richter viele.
freers haben ein langwieriger Kummer oder plötzlicher Schreck
d Furcht das Entstehen des schwarzen Staares zur Folge
habt. Umgekehrt kennt man jedoch auch Fälle, in denen
e wohlthätige Aufregung des Gemüths, auf eine ganz
erwartete Weise, Krankheiten der Sehorgane heilte. Einer
r merkwürdigsten unter allen hierher gehörigen ist der, wel-
en Feder erzählt: die Heilung der Augenkrankheit des Pfar-
rs Kähze zu Berlin. Es war dieser im Jahre 1760 an ei-
m Auge von einem so heftigen und ungemein schmerzhaften
bel befallen, daß die Aer[illegible], den Krebs befürchtend, das

ohnehin für verloren geachtete Auge herausſchneiden wollten. Der Schmerz des Leibes, die nun hinzugekommene Furcht vor der Operation, hatten dem Kranken ſchon länger, weder bei Nacht noch am Tage Ruhe gelaſſen; er war von der beſtändigen Qual gebeugt und zerriſſen. Da hört er einſt den Geſang eines alten frommen Liedes, das von der völligen Ergebung des Menſchen in Gottes Willen redet. Er ſingt mit, wird innig bewegt; zugleich aber in ſeinem Gemüthe ſo ſtill, ſo beruhigt, ſo freudig, wie er es ſeit lange nicht geweſen. Mit der innren Unruhe legt ſich auch der äußere Sturm, der Kranke ſchläft zum erſten Male wieder ſanft und ruhig. Die Aerzte finden am Morgen das Auge ſo gebeſſert, daß die Operation nicht mehr nöthig erſcheint; der Kranke wird, bei Anwendung einiger ihm noch verordneten Mittel, geheilt und erhält den Gebrauch des Auges faſt vollkommen wieder.

Endlich ſo wird die Macht der Seele über den Leib am meiſten vor Allem an ſolchen Thatſachen erkannt, welche die plötzlich tödtende Wirkung, oder auch umgekehrt, die wiederbelebende und das Leben verlängernde bezeugen, die nicht ſelten großen Gemüthsbewegungen eigen geweſen. Wir berühren hier zuerſt nur vorübergehend die Beiſpiele jener Macht des ſelbſtbewußten Willens über die dringendſten Bedürfniſſe des Leibes, welche den ſelbſtgewählten Tod mehr oder minder langſam herbeigeführt, denn auch ſie bezeugen, obwohl auf andre Weiſe, die Macht der Seele über das Leibliche. Der franzöſiſche Dichter Boiſſy hatte ſich, gebeugt durch äußere Noth, den Tod durch Hunger erwählt, und, hierin der Gemahlin jenes Pätus ähnlich, wollte die treue Frau mit ihm denſelben Tod ſterben. Man fand ihn bereits ſinn- und ſprachlos, als ein Freund zu ſeiner Rettung herbeigekommen war. Auf dieſelbe Weiſe duldete Johanna Naunton die tödtlichen Schmerzen des ſelbſt erwählten Hungers; und wie ſtark hier der Wille, ſelbſt dem kräftigſten Drang der leiblichen Natur gegenüber, zu ſeyn vermöge, das bezeugt die Geſchichte des unſchuldig zum Tod eines Miſſethäters verurtheilten Viterbi, welche v. Baer erzählt. Dennoch wird dieſe Gewalt des Willens über das Bedürfniß nach Nahrung bei Weitem von jener übertroffen, welche ſich dem ungleich dringenderen Bedürfniß nach Luft widerſetzte. Sklaven

des

es alten Roms, wie neuerdings Sklaven aus Angola, tödte-
en sich durch freiwilliges Zurückhalten des Odems.

Oefters jedoch hat die Seele auch ohne ihren Willen den
eib verlassen, wenn die innre Bewegung zu übermächtig war,
ls daß sie in dem bisher gebrauchten Körper sich auszuspre-
hen oder zu verleiblichen vermochte. Denn alsdann wird plötz-
ich der alte Bund der Seele mit dem Leibe geschieden, welchen,
bgleich aus demselben Grunde, der gewöhnliche Verlauf des
ebens langsamer auflöst. Philipp der Zweite von Spanien
arb an dem Schrecken, den ihm die Nachricht von der Nie-
erlage seines Heeres erregt hatte. Bei dem Anblick des Leich-
ams eines geliebten Bruders starb der Freund des berühmten
anbius; Prinz Georg Ludwig von Holstein, wie dieß Zimmer-
ann erzählt, aus tiefem Kummer am Sarge der geliebten Ge-
ahlin. Lieblicher dagegen endete an Freude, Sophokles, da
an ihm, dem Wettkämpfer um den Lorbeer noch im hohen
ter, berichtete, daß seiner Tragödie, für deren Aufnahme er
orgt gewesen, einstimmig der Preis erkannt worden. Jene
utter, welche nach der Schlacht am Trasimen dem Sohn am
ore begegnet, und den für todt Gehaltenen gesund vor sich
ht, stirbt in seinen Armen vor Freude, und dasselbe Loos be-
gnete nach Valerius Maximus einer andern, zu welcher auch
r innig, als todt betrauerte Sohn plötzlich lebend hineintrat.
uf etwas andre Weise zeigte sich dieses schnelle Zerrissenwer-
n des gewöhnlichen Wechselverkehrs zwischen Seele und Leib
i jener Alten, von welcher Perfect erzählt, daß sie, als ihr
ötzlich die Nachricht gekommen, ihre bisher ertragene Noth
y durch einen unvermutheten Glücksfall auf immer gehoben,
nnerlich zu weinen begann und von nun an bis zu ihrem
nde in unheilbarer Schwermuth befangen blieb. An einer
ndigen Gemüthsbewegung von niedrigerer Natur starb die
chte des großen Leibnitz, als man endlich unter dem Bett des
erstorbenen den Schatz der 6000 Dukaten gefunden. — Eine
ungfrau, von welcher Haller erzählt, starb an Scham. —
ei der Explosion einiger Pulverwägen tödtete, nach Percy, in
m (kleinen) Oberingelheim der Schreck vier Wöchnerinnen.

Umgekehrt zeigt jedoch in andren Fällen die Seele eine
acht, selbst über die Bewegungen der schon erstorben schei-

nend en Glieder; eine Macht das Leben des Leibes noch gegen den Willen der Natur zu erhalten, welche uns das vorherrſchende Verhältniß des innren über das äußere Leben in ſeiner rechten Geſtalt zeigt. Oefters hat das Sehnen nach dem letzten Anblick eines eben abweſenden Sohnes oder Geliebten die Seele bis zu dem Augenblick in dem ſterbenden Leibe erhalten, wo der heiße Wunſch des Wiederſehens erfüllt worden. — Muley Maluk, Kaiſer von Marokko, lag ohne Hoffnung zum Wiedergeneſen an einer Abzehrung darnieder, als Don Sebaſtian, König von Portugal, mit ſeiner Armee ſich nahte, um Marokko's Thron für ſeinen Neffen zu erobern. Der Todtkranke trifft alsbald mit größter Geiſtesgegenwart die kräftigſten Maßregeln zum Widerſtand, rückt ſelbſt, in der Sänfte getragen, mit ſeiner Armee dem Feind entgegen. Der Tag der Schlacht, von deren Ausgang das Schickſal der Regentenfamilie und des ganzen Landes abhing, war gekommen. Muley Maluk fühlt ſich ſeinem Ende ganz nahe. Da gibt er ſeiner nächſten Umgebung und allen ſeinen Feldherren den Befehl, ſie ſollten, wenn ſein Tod vor beendigter Schlacht erfolge, dieſen dem Heer verſchweigen, ſollten noch immer, wie vorher, an ſeine Sänfte hinreiten, als wollten ſie da Befehle empfangen. Vor Anfang der Schlacht ließ ſich der ſterbende Held unter dem ganzen Heer herumtragen und ermahnte Alle zur Tapferkeit. Der Kampf begann und die Marokkaner fingen an zu weichen. Als dieß Muley Maluk geſehen, warf er ſich, obgleich er ſchon in den letzten Zügen geſchienen, aus der Sänfte heraus, bringt die Armee wieder in Ordnung und führt dieſelbe zurück zum neuen Angriff, bei welchem die Mauren ſiegten. Unmittelbar jedoch nach dieſer ritterlichen That läßt ſich der Kaiſer in ſeine Sänfte zurücktragen, legt, um hierdurch noch einmal ſeinen Befehlshabern Verſchwiegenheit zu empfehlen, den Finger auf den Mund und iſt nach wenig Minuten verſchieden. — Durch eine ähnliche, neubelebende Kraft des Heldenmuthes geſtärkt, erhub der engliſche Admiral Sanders ſich vom Lager, auf welches ihn eine entkräftende Krankheit niedergeworfen, als die Nachricht kam, daß ihm von der Regierung das Commando der Flotte gegen Spanien übertragen ſey. Er wuſch ſich,

ng umher, und erſchien plötzlich munter und geſund. Als er bald darauf der Anſchein des Krieges und mit ihm die rüſtungen wieder aufgehört, legte ſich der alte Seeheld als- ld wieder aufs Krankenlager und fiel in die vorige Entkräf- ng zurück.

Auf eine minder erfreuliche und widerlichere Weiſe zeigte h die eigenthümliche Macht der Seele, den Leib feſtzuhalten, i jener Geizigen, welche aus einer tödtlich ſcheinenden Schlaf- cht erwachte, als ihr der Arzt einige neue Thaler in die Hand legt, ſo wie bei jenem leidenſchaftlichen Spieler, dem man e Namen einiger Trümpfe ins Ohr gerufen.

An die vorhin erwähnten Beiſpiele eines Heldenmuthes, elcher die ſchon ſterbenden Glieder noch zu ſeinem Dienſte be- gte, reihen ſich jene an, in denen der Menſch eine wunder- lle Beherrſchung der Schmerzen gezeigt. Pherekydes der rer ſieht mit Ruhe und unerſchüttertem Muthe ſein Fleiſch i lebendigem Leibe verfaulen. — Jener brittiſche Kanonier, Lacher im Seetreffen zwiſchen Rodney und dem Grafen Graſſe rch eine Kugel die rechte Hand verloren, als er eben ſeine mpne abbrennen wollen, ergriff die hinabgefallene Lunte t der linken und feuerte die Kanone mit den Worten ab: Glaubt der Feind, ich hätte nur Einen Arm?" Zweckloſer lich erſcheint die Verachtung der Gefahr und der Schmer- bei dem holländiſchen Admiral, welcher die ihm dargebotene ſe, die er in dem Augenblick nehmen wollen, da ihm eine gel den rechten Arm hinweggeriſſen, kaltblütig mit der lin- Hand genommen, ſo wie Turenne's Selbſtüberwindung, als ihm der ihn raſirende Diener niedergeſchoſſen worden. Wie- hl auch ſelbſt in dieſen Fällen eines mit ihr gemachten Miß- uches die Gewalt erkannt wird, welche der Seele gegeben , mitten unter den Schmerzen und Gefahren des Leibes das ewußtſeyn feſtzuhalten, daß in ihr ein Leben ſey, welches der hmerz und der Tod des ſterbenden Körpers nicht berühren.

Betrachten wir die Thatſachen, welche der eben beendete zuſammenſtellte, etwas näher, dann erkennen wir bald, daß ir der eigene, ſelbſtbewußte Wille des Leibes gebrauchen, er, gegen den gewöhnlichen Lauf ſelbſt den ſterbenden Glie- n ſeine bewegende Kraft geben, das ſchon gebrochene

Herz, mitten in der röchelnden Bruſt noch einige Zeit wach erhalten könne; was aber in den meiſten Fällen den Leib ſo oder anders geſtaltete, was den Körper der Krankheit ſchuf, oder was andere Male denſelben vernichtete, indem es ſtatt ſeiner den Leib der Geſundheit neu belebte; das war und iſt nicht der ſelbſtbewußte Wille, ſondern ein Element, das nur zum Theil im Menſchen ſelber gelegen iſt. Es ſind die Augenblicke eines heftigen, inneren Bewegens, da der Menſch, ſeiner ſelber nicht mehr mächtig, dem Zug eines Geſetzes unterliegt, welches die Welt des Geiſtigen ſo allgewaltig beherrſchet, als die Welt des Leiblichen das Geſetz der Schwere; es ſind die Augenblicke des höchſten Affectes, welche durch die Seele hindurch, mit geſtaltender oder zerſtörender Kraft auf den Leib wirken. Das einzelne Leben iſt es dann nicht allein, was die verzehrende oder belebende Flamme gibt, ſondern es tritt, wie beim Verbrennen der Körper zu dem Brennbaren die Luft, ein allgemeines, mächtigeres Element des Lebens zum beſondern Leben, ein Element, das die Fackel neu entzündet oder verlöſchr. Dieſes allgemeine, lebenskräftige Princip, in ſeiner Beziehung auf die Herrſchaft und Macht der Seele, ſoll uns denn in den nachſtehenden §§. noch einmal beſchäftigen.

Erläuternde Bemerkungen. Unter Andrem iſt Helophilus tenax als Larve von ſolcher zäher Lebensdauer, als oben erwähnt worden. — Ueber die oben angeführte von Hunczorsky (in Wien) in ſeinen Vorleſungen öfters erwähnte Beobachtung einer ganz augenfälligen Mißgeſtaltung der ungebornen Frucht durch die Gemüthsbewegung der Mutter, vergl. m., wie über ſehr viele der Thatſachen, welche der vorſtehende §. zuſammenſtellt, das treffliche Werk von A. M. Vering: Pſychiſche Heilkunde. Erſter Band 1817. S. 45. — Dr. Schneider (Proſector in München) theilte ſeine merkwürdige Beobachtung in einer Abhandlung mit, welche er bei der hieſigen königlichen Akademie der Wiſſenſchaften vorlas. — Ueber das Entſtehen einer Haſenſcharte am Kinde durch die Gemüthsbewegung der Mutter v. m. Vering a. a. O. — Howſhips Beobachtung: Bibliothèque de Médecine Brittannique. Paris 1811. Nr. 1. — Von der oben im § erwähnten Gewohnheit der Spartaner: die Gemälde und Statuen des Apollon, Hyakinthos, Narkiſſos, der Dioskuren u. A. in das Zimmer der Schwangeren zu ſtellen, erzählt Oppian (Cyneg. I, 357 sq.). — Batts (in Genua) Beobachtung ſteht in Duncan's Annals of Medicin for 1801 und daraus in Hufelands und Harles neuem Journ. der ausl. medicin-chirurg. Literatur 2ten Bandes 2tem Stück. — Aehnliche Fälle als die oben gemeldeten von dem Einfluß der Gemüthsſtimmung der Mutter auf die leibliche Dispoſition des Kindes erzählt Pouteau, œuvres posthumes Tom. III. Außer dieſem Friedrich Hoffmann, Sauvages u. A. — Als im Jahr 1793 das Arſenal zu Landau

entzündete (explodirte), hatte der Schreck der Mütter solchen Ein- auf die ungeborenen Kinder, daß von 92, welche etliche Monate her geboren wurden, 8 in einer Art von Cretinismus vor dem ten Jahre starben; 33 erlebten in sehr schwächlichem Zustande nur achten bis zehnten Monat, 16 starben bei der Geburt, und zwei n mit Brüchen der langen Knochen zur Welt. (Percy im Dic- naire des Sciences médicales Tom. IX.) Nach dem Springen s Pulvermagazines bei Paris ward Baudeloque zu 62 unzeitigen urten gerufen (a. a. O.). Nach der Geburt gehen die Folgen des eckens vom Leibe des Kindes auf den der Wöchnerin selber über v. Percy a. a. O.).

Dem wahnsinnigen Hange der milesischen Jungfrauen zum Selbst- d wurde nach Plutarchs Bericht durch das Gesetz Einhalt gethan, jes hinfort den Leichnam jedes Selbstmörders unbekleidet durch Straßen zu schleifen gebot. Von der ansteckenden Gewalt des nsinns der Töchter des Prótos spricht Apollodor (II, 2).

Ueber die organischen Fehler und Mißbildungen am Herzen, bei ischen von öfteren leidenschaftlichen Aufwallungen der schlimmsten, esten Art vergl. m. Testa in dem Werk: Ueber die Krankheiten Herzens. Einen Auszug daraus, mit Anmerkungen gab Kurt engel, B. I. Halle 1813.

Von der Heilung des Kropfes durch Berührung der Könige von krreich vergl. m. Andreas Laurentius de mirabili strumas sanandi olis Galliae regibus divinitus concessa. — J. Browne, de glan- s et strumis. — Cours d'opérations de Chirurgie par M. Dionis.

Das Entstehen skirrhöser Verhärtungen und krebsartiger Leiden der Brust und andern Theilen, durch lang fortwährendes Ge- hsleiden erwähnen Richter in s. chirurg. Bibl. B. V. St. 3; lling, in Horns Archiv für medic. Erfahrung B. IV. Heft I. ; Greding in seinen vermischten Schriften. — Schrecken machte Skirrhus sehr schnell wachsen, nach Vogels chirurg. Wahrnehmun- erste Sammlung. — Aehnliches bei Wedekind, allgemeine Theorie Entzündungen und ihrer Ausgänge, und in Richters Anfangs- den der Wundarzneikunst ersten Band. — Wirkung der Ge- hsbewegungen auf Wunden bei Tissot; über den Einfluß der Lei- chaften auf Krankheiten: Hildan Centur. I, obs. 17, 19, 23 und Brambilla's chirurg. prakt. Abh. von der Phlegmone und ihren gängen Th. II.; Ledran, observations de Chirurgie Tom. I. — r die Veränderung der Form der Iris durch heftigen Kummer l. m. Härtel, dissertat. inaug. de oculo ut signo. — Die oben der Gazette salutaire erwähnte Thatsache findet sich daraus er- t in Tode's medic. chirurg. Biblioth. B. IV. St. 3. — Die an- : Bang, in den Collectan. Soc. Medic. Havn. Vol. II; Medi- Cases 1776; Hufelands Journal B. XII. St. 2; Lettson in den noirs of the medical Soc. of Lond. for 1785, Vol. III. — Die erwähnte ansteckende Wirkung des Mitgefühls bei den Mädchen St. Roch in Frankreich ist erwähnt in dem Rapport des Com- aires chargés par le Roi de l'examen du magnetisme animal; Vorfall zu Redruth erzählt das Journal général de Médecine etc. Corvisart, Leroux et Boyer, Paris 1814. — Den Fall von der ntischen Frau, welche, aus Angst es möchte ihr so gehen, jedes- n der Kirche ihren Paroxysmus bekam, erzählt Sauvage in sei- Nosologie. T. I. — Vom Knaben dem der Anblick großer Hunde Fülle machte van Swieten, Comment, 1075; Folgen der geheu- n Fallsucht Metzger in seinem System der gerichtlichen Arznei- e. Ueber psychische Heilung des Skorbuts s. m. Trotters neue

Bemerkungen über den Skorbut Leipzig 1787. — Lind, vom Skorbut, aus dem Engliſchen überſetzt. — Journal général de Méd., Chir. et Pharm. Par. 1814 und daraus medic. chirurg. Zeit. von Dr. J. N. Ehrhart 1815, T. II. Vering a. a. O. II. S. 168–171.

Ueber Entſtehung ſo wie Heilung oder doch Linderung bösartiger Fieber durch pſychiſche Niederbeugung oder Aufregung vergl. m. Rafori's Geſch. des epidemiſchen Fiebers, welches 1799 und 1800 zu Genua geherrſcht hat, überſ. Wien 1803; Don P. M. Gonzalez: über das gelbe Fieber, welches im Jahre 1800 in Cadiz herrſchte, überſetzt von Borges, Berlin 1805; Schrand's Geſchichte der Peſt in Smirna; Nachricht über das gelbe Fieber zu Malaga und Alicante von D. Keraudren (in Harles neuem Journal der ausl. med. Litt. IV. St. 1); Thucydides de bello Peloponnes. II, 53. — Heilung gewöhnlicher Fieber durch pſychiſche Aufregung in Richters chirurg. Bibl. XV. St. 4; Gaubii sermo academicus alter de regimine mentis quod medicorum est; Plin. L. VII.; Herz vom Schwindel. — Waſſerſucht: J. P. Frank de cur. hom. morb. L. VI, de retent. T. I. — Richters chirurg. Bibl. XI. St. 1; Pouteau, œuvres posthumes T. I. — Podagra: Van Swieten Comment. und H. Boerh. aphor. Vol. IV. — Starrſucht und Lähmung: Tulpii obs. med. Lugd. Batav. 1716; Löfflers Beiträge zur Arzneiwiſſenſchaft und Wundarzneikunde I; Sauvage, Nosolog. I; Vering I. S. 120. — Waſſerſcheu: P. Frank Syſt. der med. Polizei IV; Meaſe in Richt. Bibl. XIV; Abh. f. prakt. Aerzte XIV; Journal général de Méd. etc. 1814.

Die merkwürdige pſychiſche Heilung der jungen Jüdin durch das Ausſprechen des Wortes Kind wird erzählt in den Beiträgen zu Richters chirurg. Bibl. T. XV. St. 4. — Des Hanges zur Melancholie bei dem berühmten Komiker Carlini erwähnt Perfect in ſeinen Select cases of insanity. Rochester 1787. — Schwarzer Staar: Richters Anfangsgründe der Wundarzneikunſt III; Novi Commentar. Soc. reg. scientiar. Gotting. IV. — Vogels chirurg. Wahrnehmung 41ſte Sammlung. — Antonio Viterbi's freiwillig erwählter Hungertod in von Baers Anthropol. I. 397. — Ueber Fälle des Sterbens vor Kummer: v. m. Zimmermann v. d. Erfahrung. — Gaubius: de regimine mentis quod medicorum est. — Unheilbare Schwermuth aus heftiger Freude bei Perfect a. a. O. und Mead — Vering pſychiſche Heilkunde III, 77. — Des Pherekydes Heldenmuth mitten in den furchtbaren Todesleiden erwähnt Maximus Tyrius (diss. LXI. p. 430). — Ueber Muley Maluck's Tod vgl. m. Vertots Revolution de Portugal, Par. 1768. — Spectator VII. Nr. 349; M. Wagner a. a. O. I. S. 146. — Andere oben erwähnte Fälle in Richters chirurg. Bibl. XV, 4tes St.

Endlich führen wir hier noch einen Fall an, welcher die Uebergewalt, oder vielmehr das furchtbar zerſtörende Spiel der inwohnenden Seele ſogar am Leibe eines acht Monate alten Kindes zeigen kann; einen Fall den man kaum wagen würde nachzuerzählen, hätte ihn nicht der wahrheitsliebende Greding (a. a. O.) zuerſt und nach ihm eine Menge prüfender Aerzte erzählt. „Eine ſeit 12 Jahren nach einem Kindbette blödſinnig gewordene Frau gebar einen Knaben, der wirklich raſend war. Es beſaß im neunten Monat ſeines Lebens, als er mit der Mutter ins Irrenhaus zu Waldheim aufgenommen ward, eine ſolche Stärke in den Muskeln und Gelenken, daß er öfters von vier ſtarken Weibsperſonen kaum konnte gehalten werden. Der Anfall endigte ſich mit einem unbeſchreiblichen Lachen, oder er riß vor Zorn Alles, was ihm in die Hände kam: Kleider, Betten, leinene Sachen in Stücken. Ließ man ihn allein, ſo ſtieg er auf Bänke,

Tiſche und kletterte an den Wänden in die Höhe. Er ſtarb beim Durchbruch der erſten Zähne an Auszehrung und Erſtickung.“ (Vering pſych. Heilk. III. S. 82.)

Die Macht der Seele an den Seelen.

§. 58. Nicht der nährende Palmbaum und der Quell der Wüſte, oder das gezähmte Reh, das aus den Händen des einſam Wohnenden ſein Futter nimmt; nicht der anſchmiegend treue Hund oder das edle Roß, können im Menſchen das tiefgegründete Sehnen ſtillen, welches ihn beſtändig zieht zu andren Menſchen. Der geiſtig Kranke geneſ't, wenn es ihm gelungen, eine fremde Seele zu jener Theilnahme zu bewegen, welche an das Elend glaubt, das im Andren iſt; die Freude wird freudiger, der Muth feuriger, ſobald andre Seelen zu derſelben Freude, zu demſelben Muthe mit erwachten; die Flamme der höchſten Begeiſterung wird immer mächtiger, je mehr ſie, nahe und fern, auch in andren Geiſtern ſich entzündet. Wie in der Seele das Bedürfniß, die eignen Glieder zu gebrauchen und zu bewegen, ſo liegt in ihr der unvertilgbare Trieb auch andre Seelen mit und zu ihrem Willen zu bewegen.

Dem einzelnen Leibe ſteht als beherrſchende und ausbildende Kraft die einzelne, inwohnende Seele gegenüber; der ganzen Leiblichkeit, welche wir bewohnen, ſtehet das geſammte Geſchlecht der Menſchen, als beherrſchende und vollendende Macht zur Seite. Ganze Regionen der Erdfläche ſind durch den bildenden oder zerſtörenden Einfluß der Menſchenhand, dort zu einem Garten Gottes, da zu einer Wüſte geworden; den Sumpf hat das Ackerland verdrängt, und auf jenen Hügeln und Auen, welche vorhin der neblichte Wald verdeckte, ſiehet ein jetzt lebendes Geſchlecht nun Städte und lieblich umſchattete Heimath der Menſchen. Wohin das Auge dem Gange und Zug der Völker über das Angeſicht der Erde hinüber folget, erkennt es das Vermögen der Seele an: der umgebenden Sichtbarkeit die bedeutungsvollen Züge eines Lebens aufzuprägen, welches in jener Sichtbarkeit ſelber, ohne den Menſchen, nicht gelegen iſt, aus ihr ſelber nimmermehr ſich entfalten kann.

Wir erkannten im vorhergehenden §., daß die Weiſe, in welcher die Seele heilend oder umgeſtaltend auf den ihr nahe

verbundenen Leib wirke, der ansteckenden Gewalt des Mitgefühles gleiche, welche von der Mutter aus das Kind trifft, und welche einige krankhafte Bewegungen der heftigsten Art, von Menschen zu Menschen überträgt. Es hat irgend ein erschütternder Anblick, mit innerlich gestaltender Macht, auf die Seele der Mutter gewirkt und diese erst gibt, durchs Mitgefühl, die Erschütterung weiter, an den Leib des Kindes. So wird auch der gesammten äußren Sichtbarkeit, durch das Geschlecht des Menschen nur das Abbild eines Lebens mitgetheilt, welches, als mächtigeres Urbild, in den Seelen selber wohnet, ja welches die gemeinsame, allbeherrschende Seele dieser Seelen ist.

Für jedes Glied, und hier wieder für jeden einzelnen Muskel, ist ein bewegender Nerv da; für jedes Sinnorgan und jeden Theil der Außenfläche des Leibes ein empfindender. Das Auge ist dem Leib zu seinem Licht, das Ohr zum Wächter, der Arm ist ihm zum Vertheidiger und Versorger gegeben; wäre im Nervensystem nicht eine Richtung nach jedem einzelnen Theil hin, so wartete das Glied vergebens des aufregenden Einflusses des Willens; wäre im Gehirn nicht das Paar der Hügel, welches auf das Paar der Augen sich beziehet, so bliebe das Auge ohne Sehkraft. Wären nicht in der Seele selber alle diese Gebilde der Leiblichkeit mit all den verschiedenen Richtungen des in ihnen waltenden Lebens vorgebildet, sie könnte nie das eigne Leben im Leben des Leibes abspiegeln. Die Vollendung dieses innren Gebildes, und die Entwicklung seiner Lebensrichtungen, ist von der Geburt an bis zum Tode das obliegende Werk der Seele, wie das Geschäft des leiblichen Lebens das Wachsthum und die Uebung der äußeren Glieder ist.

Es ist aber das innre Gebilde, von welchem wir hier reden, nicht ein Wesen der vergänglichen Gegenwart, sondern es ist ein zukünftiger Leib der Ewigkeit. Was dann für das Geschäft der Gestaltung dieses innren Menschen namentlich die Kunst bedeute, das lehrt uns ein abbildlicher Vorgang in der äußeren Natur:

Das innre Bewegen im niedren Thierreich, welches für die noch künftige Brut eine Wohnung baut, oder für den Leib, der erst werden soll, eine schützende Hülle webt, nennt die Sprache den Kunsttrieb. Das Werk, welches dieser Trieb

übet, iſt, wie wir dieß ſchon im §. 4 geſehen, mehr als irgend ein andres Geſchäft des thieriſchen Lebens ein prophetiſches zu nennen. Denn während ſie noch den cylindriſch geſtalteten Leib der Larve an ſich trägt, ſpinnet die Raupe bereits ein Gewand, das ſo genau für die noch nicht ſichtbar gewordene Form der Puppe paſſet, als ſey dieſer Leib der Zukunft der Spinnerin vor Augen geſtanden; als habe ſie ihm unmittelbar das Gewand angemeſſen. Und mitten in ihrem prophetiſchen Geſchäft überraſcht ſie der Augenblick der Verwandlung: das Thier wird wirklich zu jener Geſtalt, die ihm wie in einer Ahndung vorgeſchwebt hatte. Hätte der Beobachter der Natur auch noch niemals den Käfer mit hirſchartigem Geweih oder mit dem ſchildartig breiten Vorderleibe geſehen; er würde, wenn er mit dem Geheimniß des Kunſttriebes bekannt iſt, die zukünftige Geſtalt des Thieres aus der Form der äußeren Hülſe errathen, welche ſich daſſelbe noch in der Zeit ſeines Larvenlebens erbauet, denn dieſes Gebäu iſt nach einem Typus errichtet, nach welchem auch der künftige Leib gebildet ſeyn wird.

Wenn wir ſchon die älteſten Tempel der Aegyptier und Inder nach einem Typus erbaut ſehen, zu deſſen eigentlicher Deutung erſt der Chriſtenglaube das nöthige Licht gegeben hat; wenn wir bemerken, daß unter Andrem überall da die Drei in Einem abbildlich durchgeführt ſey, müſſen wir in der Kunſt des Menſchen ein ähnliches prophetiſches Werk des Geiſtes anerkennen, als ſchon in niedrerer Form von dem Kunſttrieb des Thieres geübt wird. Es iſt der innre Menſch, der Menſch des ewigen Jenſeits, welcher nach dem Gleichniß des Drei in Einem gemacht iſt; der zukünftige Leib iſt es, für deſſen Geſtaltung der Typus paſſet, welcher dem Werk der ſelber ſchaffenden Kunſt von ſeinem Beginn an zu Grunde lag. Die älteſte Kunſt Aegyptens hat es, wie uns dieß der nächſte §. lehren wird, unverhohlen bekannt, daß alle ihre Sorge und Mühe nicht das jetzige Leben des Menſchen, ſondern ein Seyn deſſelben nach dem Tode angehe; die Geſtalten, welche in den Zeiten der Erfindung Fieſole's Hand geſchaffen, ſtellen uns nicht Weſen vor, welche das leibliche Auge geſehen hat, ſondern ſie ſind Erſcheinungen aus einer ſeligen Welt, die das Auge des innren, künftigen Menſchen ſchauen wird, wenn ihm der Kampf des

Lebens gelungen und das Morgenlicht der Ewigkeit ihm aufgegangen iſt.

Dieſes iſt die nächſte Beſtimmung der Kunſt: dem Geiſt des Menſchen von einem Seyn der Ewigkeit zu zeugen und ein Sehnen nach dieſem Seyn in ihm zu wecken, aber ſie hat außer dieſer näher liegenden noch eine andre fernere Beſtimmung.

Dem Geſchlecht des Menſchen iſt ein ernſter Beruf an die ganze ihm zugeordnete Sichtbarkeit gegeben, zu deren Herrſcher ein hehres, anfängliches Gebot ihn ernannte. Es harret mit ihm die Creatur auf die Erfüllung des Werkes, das in der Natur und Geſtalt des Menſchen begonnen hat und in dieſem ſich vollenden wird. Dann wird die Erde eine andre ſeyn, denn ſie jetzt iſt; die ganze Sichtbarkeit ein Tempel, in welchem alles Leben, alles Bewegen zu einem Lobgeſang geworden.

Es muß jedoch auch dieſem äußren Werke ein innres, dem ferner liegenden ein näheres voraus gehen; zuerſt muß in der Menſchennatur das neu belebt und entfaltet werden, was dereinſt mit und außer ihr, in der Welt der Sichtbarkeit neu belebt und gebildet werden ſoll. Vorgebildet liegen auch in dem Weſen des Menſchen jene bildenden und bewegenden Kräfte, durch welche einſt das große Werk der Sichtbarkeit ſich vollenden wird und in der Vorhalle, in welcher das jetzige Menſchenleben ſich bewegt, zeigen ſich, hehr und mächtig, auch nach dieſer weiteren Richtung hin die inwohnende, bildende Kraft unſrer eignen Natur als Kunſt, die bewegende als Wiſſenſchaft.

Dieſe beiden: Kunſt und Wiſſenſchaft, ſind dem Menſchen durch daſſelbe Geſchäft der Engel gegeben, durch welches ihm das geoffenbarte Geſetz ward, ja ſie ſelber ſind gute Engel, welche ſich in den Zeiten der Völker und Heiden zu dem Menſchlichen gemacht, damit ſie dieſem bezeugten, daß in und über ihm ein Göttliches ſey und damit ſie die Seele des Menſchen zu dem Werk bereiteten, das einſt in ihr vollenden ſollte die Zeit des Geiſtes.

Dieſe Boten, ausgeſandt zum Dienſt des Menſchen, kamen zu ihrer Zeit und gingen; nicht der Wille des Menſchen zog ſie und vermochte ſie zu halten, ſondern ſie wurden unſerm Geſchlecht zur beſtimmten Stunde geſchenkt und bereitet, wie der Seele der Leib, und zur andern Stunde, wie der geſchenkte

Leib, wenn er zur Grabesruhe entschlummert, gingen sie, durch scheinbare Auflösung, einer neuen, innerlicheren Gestaltung entgegen. Mitten in dem gesammten, seit Jahrtausenden bestehenden Volk, wird der einzelne Mensch geboren und stirbt; so begannen und endeten, mitten in dem großen Aeon der Menschengeschichte, die einzelnen Aeonen der Menschenbildung. Wir betrachten in den beiden nächsten §§. dieser Untersuchungen das Geschäft der beiden guten und starken Engel, welche die Menschenseele zu ihrem großen Beruf auf Erden erzogen und sie durch den Lauf der Geschichte geleiteten, nur in einem unvollkommenen Bilde.

Erläuternde Bemerkungen. Mehrere merkwürdige Fälle, in denen sich die oben im §. erwähnte Macht des Mitgefühles, besonders bei psychischen Krankheiten zeigte, erwähnten J. M. Wagner und Vering (III, 327) a. a. O. — Die anziehende Kraft, so wie das Vermögen auf den Willen andrer Menschen zu influiren, welche Goethe an Filippo Neri beschreibt, bezeuget, nur in einer höheren, geistigeren Region, dasselbe. — Uebrigens vergl. man zu diesem §. die erl. Bem. zu §. 4, besonders auch auf S. 27.

Die Kunst.

§. 59. Die Geschichte der Kunst erscheinet dem Forscher der menschlichen Dinge und des rastlosen Mühens und Drängens der Menschen, gleich einem hehren Gebäude, welches in schweigender Majestät, abgeschlossen und fern stehet von dem Lärmen der Gassen. Es bekräftiget sich an dem lebendigen Odem, welcher aus diesen Hallen wehet, der Geist des Menschen, ehe er am Morgen hinein in den Kampf des Lebens tauchet, hier beut ihm selber der Mittag eine erquickende Kühle, und am Abend ruhet das ernster blickende Auge gern noch an dem bedeutungsvollen Baue.

Wie in der Menschentage Anfang, wie zu den Zeiten der Schöpfung, am Angelpunkte des Sternenhimmels (so lehret die berechnende Astronomie *)) das Bild der Leyer gestanden, andeutend jene alte, Orpheische Leyer, deren Töne dem ruhenden Chaos Bewegung geboten und Ordnung, so stehet am Gipfel jenes Gebäudes die Leyer; denn es ward die hehre Kunst zu-

*) Vor ungefähr 6000 Jahren war der helle Stern in der Leyer: Wega, für die nördliche Halbkugel Polarstern.

gleich mit dem Menschen selber in dem lyrischen Weltenalter geboren, und es sind die Töne einer Lyra im Innern des Menschen, welche, getroffen durch den bewegenden Strahl von oben, das Gemäuer harmonisch zum Tempelgebäu geordnet. Acht sind der Säulen, welche die Hallen tragen; acht sind der Künste, durch welche der Mensch die umgebende Welt und den eignen Leib zu einem Tempel des anfänglich schaffenden Geistes und der ewigen Schönheit gestaltet. Denn durch vier von ihnen: die Kunst des Bauens und Bildens, die Kunst des Malens und der Musik, weihet derselbe die Körper der äußeren Natur zum Dienst des höheren, geistigen Lebens; vier aber: der Gesang und die lebendig beschreibende Rede, die harmonische Haltung und die bekräftigende Bewegung der Glieder, lassen auf den eignen Leib das belebende Licht von innen fallen, durch welches das sichtbare Wesen des Menschen, wie seine Erde, zum Bild und Abglanz einer Herrlichkeit werden, welche ohne Anfang gewesen.

Wohlan denn, o Jüngling, es öffnen sich uns die Pforten, weile mit mir, so dir anders der treumeinende Wille gefällt, welcher gerne mittheilt, was er vermag, auf einige Augenblicke in den Hallen der Geschichte der Kunst. Es verzeichnete diese schon hier am Eingange theure Namenszüge. Denn dieser Theil der Geschichte nennet nur Namen der Völker und Menschen, welche den Ton der Lyra im Geist des Menschen verstanden und seinem Bewegen gefolgt.

Es gehet unser Weg zuerst gen Westen. Hier sind die Denksäulen und Fußtritte einer Kunst, deren Sinn und Walten nur noch das dämmernde Licht eines sinkenden Tages bescheinet. Du kennst jenes Volk des Alterthums, welches im beengten Thale, den Fluß entlang gewohnet, im Thale, zu dem sich in Westen die Todtenstille der Wüste, nach Osten ein ödes Gebirge und der Saum des Meeres gesellt, und dessen Boden der anschwellende Strom alljährlich unter seine Fluthen begräbt, damit der dürre Staub aus dem Grabe des Wassers herrlicher wieder hervorgrüne. Du kennest das Volk, welches das Bild und die Gedanken des Todes selbst zu seinen Freudenmahlen geladen, damit der Ernst der Gräber mit dem Feuer der Becher sich vermische; das Volk, welches, das Thal hinab,

ganze Städte der Todten erbaut, und zum Himmel an die ungeheure Laſt der Steine gethürmt, als wolle es mit dieſem vergeblichen Bemühen die Laſt des Gedankens von der Seele wälzen, daß dem Menſchen nur Eines gewiß ſey: der Tod, und daß des Lebens Herrlichkeit und ſeine Luſt vergehen, wenn ſie noch kaum die Lippe des Dürſtenden genetzt. — Wir vernehmen in der Mythologie der alten Aegyptier, wie in ihrer Kunſt, die Töne einer alten Trauer der Lebenden um ihre Todten: einer Trauer, welche ſelbſt den Feſtgeſang der Schnitterinnen, zur Zeit der Ernte, in ein Wehklagen an Iſis verwandelt. Denn von den Schmerzen dieſer Göttermutter, welche die Verletzung und den Tod ſelbſt des unſterblich gebornen Geſchlechtes geſehen, reden die Tempel und die Bilder der Wände, verkündend jedoch auch zugleich das Erwachen des Horus und das Wiederfinden des Oſiris. Wie ein Kind, welches mitten in dem lieblichen Spiel und dem erſten Erwachen des Sehnens, die unausweichbare Nähe des Todes mit untröſtlichem Schmerz ergriffen, läſſet ſich der Aegyptier von jedem Steine, welchem ſeine Hand die ſtumme Sprache der Bilder gelehrt, die Verſicherung wiederholen, daß auch in den Gräbern noch ein Leben ſey, und der Gang in des Todes Nacht nicht ohne Hoffnung einer Wiederkehr zum Licht. Dieſe Hoffnung muß ihm dann nicht bloß der immer wiederkehrende Lauf der nächtigen Geſtirne, ſondern ſelber der armſelige Wurm am Boden bezeugen, welcher aus dem Mumienſarge der Puppe bald zum geflügelten Inſect erwacht. Es wird jedoch durch allen Troſt, welchen Sternenhimmel und Erde, die Lehren der Prieſter und die geheimen Weihen dargeboten, das beſtändige Sehnen und Fragen des Sterbenden nach dem Leben und ſeiner Luſt noch nicht geſtillt, bis die Kunſt ſelber dem ſchwerlich Scheidenden verſprochen, daß ſie ihn zur Gruft begleiten, daß ſie da, beim Scheine der Todtenlampe, noch zur Seele reden wolle, von der nicht auf immer hinweggenommenen Luſt der Augen und dem Ruhm der Thaten. Der Aegyptier pflegte deßhalb das ſtille Haus der Todten mehr zu ſchmücken als die Wohnung der Lebendigen: denn dort erwartet, nach ſeiner alten Lehre, die Seele ein langes, ſichres Wohnen mit dem Leibe, hier aber währet das unſichre Bleiben nur einige ſchnell vergehende Jahre. So ward die Kunſt

der Aegyptier großentheils eine Bewohnerin der Gräber und der Gedenkmale der Todten. Darum ſiehe, in allen dieſen Geſtalten derſelbe unbewegliche Ernſt eines Todtenangeſichtes, die Glieder meiſt angelegt an den Leib, als hätte ſie das Erſtarren der letzten Augenblicke auf immer gelähmt. Wie die geſchickte Hand der Aegyptier den verweslichen Leichnam zur unverweslichen Mumie gemacht: ſo iſt ſelbſt das Schaffen der Kunſt in dieſer geſchickten und fleißigen Hand zu einem Bilde des Todes geworden; Gräber nur, von rieſenhafter Art, waren die Pyramiden; Grabmäler der Götter und der gottgeweihten Thiere waren ſelber die Tempel. So hat die Hand jenes Volkes, der Lyra, deren Geſpann mit Saiten Hermes zuerſt in Aegypten verſucht, Töne nur eines tiefen Ernſtes und der Todtenklage zu entlocken gewußt.

Der Ernſt iſt gut, o Jüngling, und der Schmerz gerecht und heilſam, wenn dein Auge jetzt die Gruft der Väter erblicket, und wenn der Geiſt der Stunde des Todes gedenket. Aber der Schmerz iſt nicht des Lebens einziger Lehrmeiſter, und das Tönen der Lyra iſt dem Menſchen nicht nur zur Todtenklage gegeben. Nennet uns nicht das Alterthum ſelber jenen Cheops, den Erbauer der mächtigſten Pyramiden, „den Götterverächter,“ vielleicht weil er, dem Loos der Vergänglichkeit trotzend, das Gott dem Menſchen beſchert, die Geſtalt und das Gedächtniß des eignen armſeligen Leibes nicht laſſen, ſondern durch eigne Macht dem leicht zerfließenden Staube Ewigkeit geben wollen? Findet doch der Menſch erſt dann ſich ſelber und das rechte Leben im Innern, wenn er angefangen, des eignen armen Selbſt und ſeiner vergänglichen Luſt wie Noth zu vergeſſen. Darum ſiehe, ein neues Tönen der Lyra ruft uns hinweg von dem Blick in die Gräber zu einem andren Bewegen.

Hier, auf laſurblauem Grunde, leuchten uns goldne Sterne. Bilder ſtehen umher aus den Zeiten der alten griechiſchen Kunſt, da ſich der Menſch bei dem Anblick der mächtigen, leuchtenden Geſtirne, wie des Feuers am Herde, bei dem Bewegen des rieſelnden Quelles, wie beim Rauſchen im Wipfel des Baumes, einer unſichtbaren Welt des Geiſtigen erinnert, deren wundervolle Kräfte im Geſtirn weben, wie im feſten Geſtein am Boden. Es blicket mit Scheu das Auge umher und das Ohr lauſchet, ob nicht vielleicht aus des Unſichtbaren Abgrund ein tödtender

Schreck nahe; und wo es die Kunst gewagt, aus dem Holze Gestalten oder an der Säule von Stein ein Haupt zu bilden, da hat sie in ihre Gebilde, so gut sie es vermocht, die Züge der schreckenden Gewalt und eines unannahbaren Ernstes gelegt. Fruchtbar jedoch an lebendigen Keimen und voll Neues schaffender Kraft ist nur die Liebe, und Furcht ist in der Liebe nicht. Darum hat diese Zeit der Heroenkämpfe, mit den Schrecken der Natur, auf der Pelasger altem Gebiet eher das Werk der Gemäuer, in der Cyklopen unzerstörbarer Art gelernt, und dieses eifriger geübt, als das erhabnere Geschäft des Bauens der Tempel und das stille, friedlichere Werk des Gestaltens der Kunst.

Nach der Nacht der Dädalischen Mühe, in der, am Feuer des Herdes, die Cyklopen das Achilleische Schild geschmiedet, auf welchem, weil sich die Kunst mit Andeutungen begnügt, das Unmögliche möglich geworden, finden wir uns jetzt in dem lieblichen Morgen der griechischen Kunst. Siehe dort den Tempel von ehrwürdig dorischer Form, unter der Mitte des Giebels das Bild der Pallas Athene, beflügelnd hier den Kampf des Herakles und Telamons, dort den Kampf des Ajas und Teukros gegen das Volk der asiatischen Küste. Laomedons Leichnam hier, und dort des Patroklos, sind der Kampfpreis der Männerschlacht. Mächtig bewegt sind die kräftigen Glieder, zierlich geschmückt das Haar der Helden, als führte der Gang zum Reigen der Hochzeit, statt zur Bahn der Wunden und des Todes. Warum jedoch in diesen Gestalten das Festhalten immer an der einen Form des Heldenangesichtes, welche bei Allen wiederkehret? Ist es nicht die staunende Ehrfurcht der Kunst, vor dem ersten Gelingen des eignen Werkes, welche den Geist hier gefesselt, daß ihm die Trennung von diesem lieblichen, frühesten Begegnen des lange Gesuchten so schwer geworden? Es wird indeß der heranwachsenden Kunst nur auf einige Augenblicke gestattet, das eigne Angesicht im Spiegel zu beschauen und seiner sich zu erfreuen. Wie der einzelne Mensch des armen Selbst und der vergänglichen Gestalt des Leibes, so soll auch jene des Gelingens der eignen strebenden Kraft vergessen, damit eine andre, höhere Kraft sie erfassen und zum neuen Werk des Lebens gestalten könne.

Es nahet der Geist des Menschen, je tiefer er gründet, je kräftiger er ringet, desto mehr der Gränze eines Seyns, welches

mächtiger iſt, als das eigne Seyn in dem Leibe der
keit; die Kraft, wenn ſie endlich bei dem Sche
Lichtes aus der dunklen Tiefe zur Höhe gekommen
eine Sonne, deren Licht den Schimmer der Lamp
Hier ergibt ſich dann der Geiſt eines Phidias
welche höher iſt, als die des fleißig ſinnenden Men
Angeſicht des alleskräftigen und doch zugleich da
vergänglichen Noth erhörenden Gottes, hat nicht
an, bis zum Abend geſchäftige Mühe, nicht der
Verſtand erfunden; ſondern wie der Lichtſtrahl,
Zuthun durch das vorhin dunkle und nun geöff
fällt, iſt, von oben her, in den ſchaffenden Geiſt
das Weben und Bewegen einer Kraft gekommen,
gefallen es zu allen Zeiten und unter allen Völkern
den Menſchenkindern zu wohnen, und vor ihnen,
ſichtbar ſich zu geſtalten. Was aus den Werken
eines Onatas oder Ageladas, was aus dieſem Apo
ſageten, und aus Artemis, was von Pallas und
blickt, das iſt nicht die Geſtalt und Schöne, nic
Anmuth des einzelnen Menſchen, welcher, gleich
des Feldes, heute grünet und morgen verwelket; ſ
die Geſtalt jener ewigen Fülle (εἰμαρμένη nach
welche des einzelnen Lebens Mangel ausfüllt und wel
gänglicher Schönheit über dem leicht veraltenden Re
lichen ſchwebet; ſie ſelber die Geberin und Quelle
vorübereilenden Reizes.

Eine Begeiſterung denn, welche den Menſchen
nen Leib und über das Werk der ſterblichen Hand er
die zum Erfaſſen jener ewigen Fülle, die zum Anſch
bildes führet. Wohlan denn, mein Freund, folg
zu einer Lehre der alten Kunſt, welche dir, in der
Geſtalten, ſagt, was dieſe Begeiſterung ſey, welc
der eigenen Leiblichkeit enthebet.

Die Gräber der alten Aegyptier und ihre Kunſt
ohne Aufhören von dem Tod geſprochen; dennoch
Stimme aus der Tiefe nicht gelehrt, was der Tod
iſt, ſo ſagt ein altes Buch, in der Behauſung der T
Kunſt noch Verſtand, noch Ordnung. Die Furcht

richt mit unvernehmlicher Stimme, und der Schrecken weiß
icht, was er ſagt. Hat dich das Murmeln jener Gräber
auben gemacht, der Grund des Todes ſey von leiblicher Art:
- es ſterbe der Menſch, weil etwa das Gefäß und der Weg
r ernährenden Fluth im Innern des Leibes ungangbar ge-
rden und ſich verſchloſſen, oder aus ähnlicher Urſach. —
aube du dann dem Murmeln nicht. Es würde die bewegende
ele niemals den Leib verlaſſen, das Leben des irdiſchen
enſchen würde dem Anlauf der Jahrtauſende trotzen, mehr
ch als die Gebirge des Atlas, deſſen Rücken des Himmels
wölb trägt; zöge nicht eine andre, mächtigere Gewalt, als
e des Leibes iſt, die Seele aus der geliebten Stätte des
ohnens. Denn aus zweien Naturen beſteht der Menſch,
em eine, die leibliche, ohne Aufhören von der Welt der ir-
ſchen Stoffe, nach dem Geſetz der leiblichen Schwere, hinab-
rts gezogen wird zum Boden; die andre aber wird von dem
ſetz einer andren Schwere gehalten, denn auf ſie wirket un-
läſſig die Anziehung einer Welt von gleicher Natur: der Welt
r Geiſter. Leukothea's Waſſerhahn, wenn du verſchloſſen im
emäuer des Hofes es erzogen, wenn du da ihm Futter ge-
eut und es nothdürftig getränkt, läuft am Boden mit dem
dern Geflügel des Hofes. Bricht aber die mächtige Fluth
n außen herein durchs Gemäuer, da erhebt ſich Leukothea's
ſel, jauchzend vor Luſt, in das den andren furchtbare Ele-
ent, und tauchet freudig in das noch nie geſehene Meer. So
et beſtändig, um die Burg des leiblichen Lebens, ein über-
altiges, geiſtiges Element: bereit das Verwandte, Geiſtige,
s im Menſchen wohnet, in ſich aufzunehmen und mit ſich
entzuführen. Du höreſt das Rauſchen des vorüberziehenden
ottes, gleich dem Anſchlagen der Flügel des Sturmwindes,
Gemäuer. Dionyſos iſt es, mit dem Getümmel des Thia-
, welcher vorüberzeucht, Dionyſos, deſſen Nähe das ver-
andte, im Innern der Menſchennatur verſchloſſene Element
ndig vernimmt.

Siehe denn hier den Gott, als liebliches Kind, in den Ar-
n der Pflegerin, dort getragen von dem Weisheit lehrenden
rmes, und hier als Epheben, welcher ſchon ſelber dem Zug der
lerung gefolgt übers Gebirg und hin durch das waldige

Thal. Wie der kräftige Hauch der vom ſchnell rauſchenden Gewäſſer auffährt, berührt dich öfters, heranwärts von dieſer Fluth der Naturkräfte, ein tiefes, innres Bewegen, das du ſchon als Kind gekannt, dem du als Jüngling oft mit der Begeiſterung Macht gefolgt. Siehe, hier hat dieſer mächtige Hauch die Seele mit ſich hinausgeführt an das Ufer der Geiſterwelt: in das Land der Träume, und lieblicher Schlaf beſchattet die Glieder; dort aber brach die Fluth ſelber durch das Gemäuer, und das Gebilde des Sarkophages ſagt dir, daß des Thiaſos Macht eine Seele mit ſich hinübergeführt, nicht nur ans Ufer, ſondern in das ſtille Meer der Geiſterwelt ſelber: Leukothea's Vogel, er tauchte jauchzend in das verwandte Element.

Zu erkennen: daß der nämliche hehre Grund, welcher die Seele in den Stunden der Begeiſterung über ſich ſelber und über den vergänglichen Leib erhebt, zugleich auch der mächtige Zug ſey, der ſie als Tod gänzlich hinausführt aus dem Leibe, iſt ſchon viel, aber noch nicht Alles. Damit die Seele in dem neuen Element, dahin ſie der mächtige Zug reißt, ſich wohlbefinde und lebe, bedarf ſie, wie im irdiſchen Leben, eines Leibes, welchen der Thiaſos nicht gibt. Denn es iſt eine Begeiſterung, welche die Seele hinaufwärts führet, und es gibt ein andres Bewegen, der Begeiſterung verwandt, welches den innren Menſchen hinabwärts zeucht. Siehe, obgleich ſie die Lehre vom Thiaſos gekannt, erſtarret Niobe im ungemäßigten Schmerz; noch immer blickt neben den Aphroditiſchen Reizen, aus der Natur das entſetzliche Haupt der Gorgone, und Athene's Schlangen, vom Meer her, drohen ſelbſt dem beſten Bemühen des Menſchen. Auch die hohe Kunſt, o Jüngling, wie alles Menſchliche, haben bald die Schlangen des Eitlen umſtrickt; es war der freie Emporſchwung zum Urbilde nicht von beſtändiger Dauer, ſondern mit ſeinen ehernen Banden ereilte den aufſtrebenden Geiſt der alte Zug der Schwere nach dem Boden, gleich wie den leuchtenden Tag die ſchnelle Nacht ereilet. Wie? iſt denn ſelber das Geiſtige vergänglich, und ergreift die Vernichtung ſelbſt das unſterblich Geborne, ſobald es ſich geſellt zum ſterblichen Geſchlechte? Soll denn das Hohe immer dienen dem Niedern, und wird auf dieſer ſchönen Erde das ſterbliche Fleiſch immer herrſchen über den Geiſt?

Die Fragen sind ernst, o Jüngling! und ihre Beantwor-
ung schwer. Denn siehe, es ist Griechenlands Kunst und ge-
ge Kraft einer eignen, innern Macht des Geistigen, nicht
Gewalt von außen erlegen. Sie ist von selber aus der
en Wohnstätte gewichen, nicht erst durch das ungeheure Ge-
der Waffen und die fremde Herrschergewalt der hohen Roma
scheucht worden, als die ersten der Cornelier: die beiden
ipionen, die Stadt des ehernen Geschlechts zur Siegerin über
Weltkreis erhoben. Laß uns hier, in dieser Halle, der ern-
Fragen gedenken. Es ist da um uns, in diesen Gebilden,
innres Bewegen, gleich dem Rauschen der Wasserfälle von
ut, welche einst den geistig mächtigsten der Cornelier Roms,
Forscher der Geschichte: Tacitus, geboren.

Ein Hoffen im Menschen, fester als der Tod und mächti-
als des Todes Banden, saget dem strebenden Geiste in al-
seinen Kämpfen und Mühen, daß die Herrschaft des Nie-
n über ihn einst enden, daß aus den Flammen der Schmer-
, welche das Sterbende an ihm verzehren, ein Aufschwung
uren werde, zum Sieg und zur Herrschergewalt ohne Ende.
n wird nicht mehr, wie vorhin, dem ewigen Sehnen der
ft die bald ermattende, bald ergrauende Kraft des Tithon,
e mehr dem übermächtigen, nach oben gerichteten Wollen
Geistes die Unmacht des Fleisches vermählt; sondern es
ingt in ewiger Jugendkraft den Geist ein Seyn und Wesen
verwandten Natur: ein Leib und Glieder von geistiger Art.
Siehe hier Hebe, welche dem Sieger über der Vergänglich-
Mühen den Becher reicht, und Phöbus Apollo, welcher den
ang der Musen entflammet. Hier nahet nicht mehr der
ritt der Horen, daß er die Eiche des Hains entblättre und
des Sommers kurzer Lust den Winter heraufführe, sondern
wird in der Hand der Kranz aus dem ewigen Grün der Le-
bäume gesehen; Ariadne's Gestirn hat der Begeisterung die
n zu den Hallen des Lichts gewiesen, da die Weisheit nicht
r nur auf einige vorübereilende Blicke, etwa in der Gestalt
schnellen Vogels gesehen, sondern ohne Aufhören geschaut
: es lächelt freudig der Vater der Götter und dem alten
des Unsterblichen gegen das Sterbliche, sind die Waffen
en.

„Du zuverſichtliches Hoffen in der Bruſt des Menſchen, du Stimme des Ahndens, welches den künftigen Sieg verkündet, warum redet denn die Vergangenheit, warum ſpricht die Gegenwart über das mühſelige Loos des Menſchen ſo ganz anders, als du ſprichſt? Sage, was hemmte denn immer den geiſtigen Lauf nach dem Siegspreis, was kehrte ſtets, unvermerkt, die Schritte zurück zum Staube? Zwar das Tönen der Lyra im Innren, es gebot zuweilen ſelbſt den Wogen des übergewaltigen Elements; Galathea reichte dem Geiſt des Menſchen den Schatz der verborgenen Tiefe; doch wie bald, da brauſ'te die verheerende Fluth von Neuem über die lieblichen Schöpfungen der Seele, und nicht bloß Aktäon, da er in niederer Vermeſſenheit ſich dem Göttlichen genaht, wird bald nach dem Augenblick des innren Entzückens von Hunden zerriſſen; ſondern es ſinkt auch Hyacinth, welchen der Gott freiwillig zum Gefährten gewählt, in den Staub hin, getroffen von der gewaltigen Hand ſelber, die ihn vorhin zur Genoſſenſchaft des Göttlichen erhoben."

Vernimm hier im Bilde die Antwort der Frage: der Gott des Lichtes und der hohen Begeiſterung, er lenket ſelber den Wagen der Sonne über das ſterbliche Geſchlecht, und blühende Segnungen ſtrömen herab von dem hehren Geſtirn zur Tiefe; vor ſeinem mächtigen, alltäglichen Aufſteigen zum Mittage gehen, nach jenem alten Feſtgeſange der Mexicaner, männliche, Leben zeugende Kräfte jauchzend voraus, während die weiblichen, gebärenden, von der Höhe des Mittags an, das königliche Geſtirn begrüßen, und, lebensſchwanger, mit ihm ſich in die Stille der keimenden Nacht verſenken. — So empfängt auch der Geiſt des Menſchen die Segnungen einer belebenden Weihe von oben, wenn er ſich, in ſchweigendem Gehorſam, ihrem Walten dahin gibt, und nicht ſelten hat ſich, wie zu jenem Schläfer Endymion, die Gottheit ſelber zu dem ſüßen Traume des willenlos Schlafenden genaht. Aber, wehe! — Der Eigenwille des Menſchen hat ſelbſt mit ſeiner beengten Macht und Kunſt den Wagen des belebenden Geſtirnes lenken, hat ſich ſelber das Leben der innren Begeiſterung *machen* wollen, welche nur Gott ſchaffet. Getragen vom Strome, welcher ohne Aufhören, Welle immer nach Welle, zum Meer hinabfleußt, wehklaget Cygnus im Geſang. Siehe Phaëthons Fall und der Schwe-

ern Trauer. Ist dieß vielleicht nur ein Schlaf, gleich Endymions Schlaf, und der Müde erwacht am andern Morgen? Aber, Hore nach Hore schritt seitdem einher, auf den Morgen und Mittag folgte die schnelle Nacht, und nur des Lebens tägliches Bedürfniß und einförmiges Spiel erwachte wieder aus den Armen der Nacht: der ernste, bleiche Schlaf an seiner Seite, er öffnete das Auge dem Lichte nicht.

So haben die Parzen nicht nur dem einzelnen Menschen und dem einzelnen Geschlecht der Früchte essenden Männer, sondern sie haben selbst der hohen Kunst des Alterthums den Faden bis zum bestimmten Ziel verlängert, alsdann durchschnitten.

Auf dem Angesicht der Todten stehet zuletzt, mit unverkennbaren Zügen, des Lebens vorherrschendes Sehnen, des Lebens mächtigst waltender Gedanke. Welches Geheimniß des edelsten innern Strebens und Sehnens spricht sich denn im Angesicht dieser hehren Kunst des Alterthums aus, deren frühes Verblühen wir beklagen? — Es ist das Sehnen, es ist das Streben der ächten und wahren Kunst aller Zeiten, und sie hier ist sein andeutendes Bild: Orpheus, mit der besiegenden Töne Gewalt, Orpheus, dessen Fuß das allgewaltige Sehnen herabgeleitet, zu der Dinge Ausgang. Es ist Eurydice, es ist des Lebens und der Liebe verlorner Frieden, was der Sänger gesucht; und die Stimme des Sehnens war mächtiger und lauter als das Donnern von Sisyphus Felsenlast; Eurydice stehet genaht, blickend mit des Heimwehes tiefer Lust und Schmerzen in des Sehnenden Auge. — Staunend säumet ja selbst am Ufer des Stromes, Charon, achtloser nahet eines Kindes Seele, des Cerberus Rachen, ist dem besänftigenden Bissen; denn jenen hat schon der Ton der Lyra und des Gesanges gezähmt. Das rastlose Drängen am vergeblichen Werk der Mühe; die Arbeit der Danaiden ruhet auf einige Augenblicke still, denn es hat das Lied: von des Friedens ewiger Macht, selbst auf das Auge der wahnsinnigen Wuth den Schlaf ergossen, welches sonst beständig der Ruhe fleucht; schweigend horchen des Todes Herrscher, und nur der unausweichbare Spruch der Richter der Todten, und der enthüllende Blick in das Thun der Menschen, schweigt nicht. — Orpheus soll das theure, verlorne Gut des

Lebens von Neuem umfangen, wenn er, hinauf zum Tag kehrend, ſich enthält, mit irdiſchen Augen das zu beſchauen, das nicht irdiſch iſt.

Wohlan denn, o Menſch, ſo ſagt uns das Bild, lerne hier die Macht, lerne hier den tiefen Sinn des Sehnens und Ringens aller von Gott begeiſterten Kunſt. Es ſuchet der Geiſt im Innren beſtändig, ſeitdem ihn ein übermächtiger Zug dem vergänglichen Staube genaht, auf daß er in dieſem ſich verleiblichte, das verlorne Gewand einer andren, höheren Leiblichkeit, welche ſein war vor dem Staube, und welche, wenn ihm einſt „der Sieger auf dem Grabe ſtehet,“ ſein werden ſoll, nach dem Staube. Dieſes Leiblichwerden der höheren Art, welches das Alter nicht anrühret, welchem der Tod nicht ein Ende machet, ſuchet denn auch jene bildende, geſtaltende Kraft des Menſchengeiſtes, welche wir Kunſt nennen, mit unſtillbarem Sehnen. Oefters ſchon hat ſich, im Laufe der Menſchenzeiten, der heißerſehnte Anblick dem frommen und reinen Gemüth, hat ſich dem lebenskräftigen Gefühl genahet; ach, hätte nur denn nicht immer die kurze Wonne der mit irdiſchem Maßſtabe meſſende, nur Vergängliches erfaſſende Verſtand zerſtört. Du verkehrte Art des Epimetheus, welche immer zurück und nach unten, auf das Weſenloſe und Nichtige, nicht aber vorwärts und nach oben ſchauet, wäre dir nicht in dem verhängnißvollen Gefäß noch die Hoffnung, zum Troſte der elenden Menſchen, geblieben, die Hoffnung, welche mit der Seele zugleich Pallas Athene, die Mildblickende, dem Gebilde des Prometheus gegeben, es würde dann ewig, und ohne Linderung, der Geyer freſſen an des Gefeſſelten Leber, und kein Herakles löſ'te das eherne Band der Verzweiflung. Darum, o Jüngling! wenn dein Auge nachdenkend der Geſchichte folget über rauchende Trümmer, nimm auf deinen Weg die Hoffnung mit dir. Hier iſt Ilions Fall: Priamus, ſterbend geneigt, Hekabe ſtarret im ſtummen Schmerz, und es umnachtet der tödtliche Gram Andromaches Auge, da des Achillens Sproß, des theuern Hektors Luſt, den Aſtyanax, dem Arm entreißet: ſchweigend ziehen aus dem Helme die Helden, mit der Beute Loos, das Loos der eignen Zukunft. Aber ſiehe, aus dem rauchenden Gemäuer gehet unverſehrt die Hoffnung eines künftigen, herrlicheren Geſchlechts hervor;

Aeneas mit des Julus Jugend; Kassandra's Begeistrung, erhoben über das eigne Wehe, verkündet ein nahe künftiges Weh dem trunkenen Sieger. — Aber ein Höheres noch, als des Aeneas Kraft, und des Julus Zukunft, gehet hervor, aus der Saat von Blut und Staub der Zerstörung; ein Höheres noch, als Kassandra's Begeistrung, erwachet bei dem Getös der stürzenden Mauern. Denn das Jammergeschrei der Besiegten, wie das Jauchzen der Sieger, wird zum Gesang der Muse, welcher, wie der lebenskräftige Wind aus Osten, über die Inseln des Meeres, über alle Länder der Menschen wehet, und welcher, in unvergänglicher Frische, den Weg der Jahrtausende, bis zu uns gefunden. Es weckt, in Hellas Stämmen, Homers Gesang das Leben der Begeistrung, und wie einst der Atreiden Schlachtruf sie vor Ilions Mauern versammlet, so ruft jetzt das Lied der Helden sie alle zum gemeinsamen, geistigen Werk des Lebens. Denn an Asiens Küsten, wie an Kreta's Gebirgen und in Argos Auen, tönet der Gesang wieder: vom Zorn der Atreiden und des Peleiaden Achilles, als um Chryseis der Latona Zwillingspaar Heerden und Menschen mit schnellem Geschoß getödtet. Es ertönet der Gesang von des Odysseus und Diomedes nächtlicher That, wie von der Gefahr des Aeneas, von Paris schimpflicher Rettung, und dem Kampf der sterblichen Männer gegen die seligen Götter. Der Gesang von Patroklos Tod und des Achilles Rachegeschrei als Athene, neben ihm stehend, durch der Gorgone Haupt Entsetzen ergossen auf den anstürmenden Feind. Die Thräne des Mitleids bei Hektors und Andromache's Abschied, wie, zu Achills Füßen, um Hektors Leichnam, mit dem ergrauten Priamus, benetzet das Auge des dorischen, wie des jonischen Jünglinges und der Bewohner der Inseln.

Es ist der erste Laut des beginnenden Lebens, der Laut, durch welchen am leiblichen Menschen zuerst die Kraft der Stimme und Sprache aufkeimet, ein Weinen; und der Schmerz ist das erste nährende Element der Seele. Aus Troja's leiblichem Untergang ist ein geistiges Ilion erstanden, und wenn auch nicht mit dem beglückteren Achill auf Leuke, lebet doch der frühe verblühete Hektor, lebet mit ihm Andromache ein nie verwelkendes Leben im Liede. Auch der Leib, auch das

ſterbliche Fleiſch am Gewand der alten Kunſt, mußte untergehen, damit aus ſeinem Staube das geiſtige Leben erſtehe; Ilions Fall und geiſtige Verklärung iſt ein tiefbedeutendes Vorbild für die ganze innre Geſchichte des Menſchen und ſeiner Kunſt.

Laß uns denn, o Jüngling, von hinnen eilen; denn weniger Neues beut uns die Kunſt der Römer, obwohl auch hier der Anblick des wohlgelungenen Fleißes erfreut und das Auge gern am Bildniß der Männer verweilt, welche, die Führer der alten Zeit, auch uns Führer auf der Bahn des geiſtigen Strebens geweſen. Milde blickend erſcheinen unter den Bildniſſen der Herrſcher, hier Veſpaſianus und Titus, dort mit Ruhm gekrönet der Herrſcher in Frieden, Auguſtus, doch neben ihm Julia Pia. Es ſchimmert hier der Glanz der niedergehenden Sonne der Kunſt noch am zierlichen Getäfel des Bodens, herrlich ſtrahlet dort der aufgehende Vollmond herein, auf das jüngſtgeborne Tagwerk der Kunſt, und ſiehe, bald wird die Sonne leuchten, in Thors kräftigen Eichenwald, und auf die beſcheidne Meiſter-Werkſtatt im Thal der Schwäne.

Der irdiſche Leib der alten Kunſt denn, wie Ilion einſt, war verſunken im Strom der Zeit, herrlich aber, getaucht in ein ewiges Lebenselement, erhub ſich der neue, der geiſtige Leib. Vernimm hier in Cäcilia die Schwinge einer andren, neuen Begeiſtrung, aus höherem Quell gekommen, als jene des Thiaſos; vor dieſem göttlichen Kinde redet der Geiſt andre, tiefer dringende Worte, als vor des Jakchos blühender Kindheit; dieſe Blicke des Gemarterten, aus denen ein göttlicher Troſt ſpricht, ſind andre, als die des Laokoon; dort auf dem Lager der Sterbenden verwandelt der Schmerz des Todes das brechende Auge, nicht, wie an Niobe, in feſtes Geſtein, ſondern er verklärt es wie in Aether des Himmels, und hier dieſes Antlitz, voll feſten, zuverſichtlichen Glaubens, bezeuget es, wie die Bruſt in Demuth es fühle, daß der Arm, in der Geſtalt des ſchwachen Kindes, des Lebens Anfang und Ende trägt. Doch zu der Betrachtung dieſes neuen, höheren Auferſtehens der Kunſt vereinet uns bald wieder ein andrer Tag.

Erläuternde Bemerkungen. Als Beiſpiel für das Geſetz der innern Entwicklung der Kunſt im Menſchengeſchlecht wurde im vorſtehenden §. bloß die Geſchichte der alten Kunſt und namentlich die der Griechen hervorgehoben. Uebrigens liegt dem ganzen Bild, wor-

innen oben die Geschichte der Kunst abgespiegelt worden, die Ansicht der Münchner Glyptothek und die Aufeinanderfolge ihrer innren Abtheilungen zu Grunde, welche in der That aufs treffendste eine Uebersicht über die einzelnen Perioden der alten Kunst und ihrer Werke gewähren. (M. v. über dieses schönste Gebäu seiner Art und seiner Zeit und über das hehre, harmonische Ganze seines inneren Gehaltes die „Beschreibung der Glyptothek Sr. Maj. des Königs Ludwig I von Bayern durch L. von Klenze und Ludwig Schorn. München 1830.) Westwärts vom Eingange tritt man da zuerst in den Saal, welcher Denkmale und Ueberreste der ägyptischen Kunst in sich fasset; hierauf folgen im 2ten Saale von den älteren, ja ältesten Versuchen dieser Richtung an, Werke der griechischen Kunst. Seite 863 ist auf den Inhalt des dritten Saales hingedeutet, welcher die berühmten Aegineten und im Hintergrund eine abbildliche Darstellung des alten Tempels zu Aegina enthält; S. 864 hat die herrlichen Kunstwerke des 4ten und dann weiter die des 5ten Saales vor Augen, in welchem der vielgepriesene schlafende Satyr (der Barberinische Faun) Bewunderung erregt. Seite 866 wollte der Verfasser an die allbekanntesten Gebilde einer späteren Periode der griechischen Kunst erinnern, aus welcher der 6te Saal der Glyptothek einige der gepriesensten, bis auf unsere Zeit gekommenen Meisterwerke aufzuweisen hat. Zwischen dem Theil des Gebäudes, welcher eine so unvergleichbar reiche Uebersicht über den Entwicklungsgang der griechischen Kunst gibt, und dem andern, welcher Denkmale der römischen in sich fasset, befinden sich die Säle, welche Cornelius kühner Pinsel mit Darstellungen aus dem Mythenkreise der Griechen und aus der Geschichte des Kampfes um Troja belebt hat. Diese Gemälde und ihre Aufeinanderfolge gaben dem Verfasser die Bilder an die Hand, in welche er von S. 867 bis 871 die Geschichte des Verfalles der griechischen Kunst einkleidete. Am Schluß des §. deutete er noch auf die hehren Schöpfungen der christlichen Kunst hin, besonders auf jene, welche dem Freunde dieser Betrachtungen, wenn er die Stadt besucht, in welcher ein neues Zeitalter der Kunst begonnen hat, die Pinakothek aufzeigen wird.

Die acht oben erwähnten Künste: Baukunst und Bildhauerkunst, Malerei und Musik, Dichtkunst (Gesang) und Redekunst, Mimik (Tanz) und Gymnastik wurden alle, in der Zeit des classischen Alterthums, mit gleichem Eifer geübt.

Ueber das, was oben von der Beziehung gesagt worden, in welche das Alterthum die bacchische Begeisterung mit der Ursache des Todes setzte, vergleiche man den Inhalt des §. 22 d. W., wo ganz dasselbe aus der Betrachtung der Natur behauptet und bewiesen wird.

Wir gehen nun zu einigen weiteren Erläuterungen über den Inhalt des vorstehenden §. über, wobei wir jedoch, als vollkommen genügendes Beispiel zu unserem jetzigen Zweck, fast ausschließend nur über die Geschichte der alten Kunst Einiges erwähnen, die der neueren aber nur mit wenigen Worten berühren wollen.

Zu den ältesten bisher bekannt gewordenen Werken der Baukunst gehören die des alten Babylon, welche auf der Westseite der Stadt gelegen sind, an welcher Straßen von unübersehbarer Länge rechtwinklicht sich durchschnitten. Diese Bauwerke rühren noch großentheils von der anfänglichen, babylonisch-assyrischen Dynastie her (der ältesten überhaupt, welche die Geschichte kennt). Die Burg, welche jene Häupter der ersten Weltmonarchie bewohnten, erscheint jetzt nur noch als ein unförmlicher Hügel von Backsteinen; denn diese, aus dem feinen Thon der großen Ebene gebrannt, durch Asphalt (von Is am Euphrat) und Rohrlagen verbunden, mußten die Stelle der Quadersteine vertreten,

welche z. B. zu dem Bau der großen Euphratbrücke fern aus Armenien herbeikamen. Deutlicher dagegen hat ſich noch der Umriß des uralten Birs Nimrod erhalten: des Thurmes zu Babel und zugleich Tempels des Baals. Dieſe Ruinen, welche 3 Stunden Weges vom Euphrat entfernt ſind, lagen dennoch, nach dem Zeugniſſe der Alten, in der Mitte der Stadt. In dem untern Theile war das große Viereck, 1200 Fuß im Umfang, worin der Tempel des Baal mit dem 10 Fuß hohen Bild des Baal ſich befand, das über einem hölzernen Kern, der mit Goldblech beſchlagen war. Jenes Viereck war von dem unterſten Theile des hier 600 Fuß im Durchmeſſer haltenden Thurmes umgeben, der ſich weiter in 8 Terraſſen bis zu einer Höhe erhob, welche nach Strabo's Zeugniß auch 600 Fuß betrug. Im oberſten Stockwerke fand ſich der heiligſte Theil des Tempelgebäudes, in welchem kein Bild, ſondern nur ein Tiſch und Ruhebette für den Gott geſtanden. (Maurice Rich, Memoir on the Ruins of Babylon in von Hammers Fundgruben 3tem Band und deſſelben Observations on the Ruins of Babylon, Lond. 1816, ſo wie ſeine Topography of ancient Babylon in der Archéol. Britann. S. XVIII, 243. — Auch Niebuhrs (II, 230) und Ker Porters (V) Reiſen. — Was man ſonſt an Kunſtgebilden unter den Ruinen des älteren Babylon gefunden, das umfaßt, wie bei den älteſten Aegyptiern, meiſt nur Nachbildungen und Andeutungen von Naturgegenſtänden: ein Löwe aus Granit gehauen, ein Marmorblock mit Figuren von Thieren, Altäre; m. ſ. K. O. Müllers Handbuch der Archäologie der Kunſt 1830, S. 259.

Ein Alter, welches über das zweite Jahrtauſend vor Chriſtus hinanreicht, haben die früheſten Anfänge der altägyptiſchen Kunſt, deren Richtung, faſt unverändert, wie die ernſten Geſichtszüge eines Todten, ſelbſt in den kleinſten Werken der bildenden Kunſt, bei jenem Volk anderthalb Jahrtauſende lang ſich erhalten. Zwar von jenem alten Tempel des Phtha, durch Manes (2235 vor Chriſtus) begründet, durch Seſoſtris (1473 vor Chriſtus) und ſeine Nachfolger erweitert und mannichfach verziert, finden ſich keine Spuren mehr; von ſehr hohem Alter erſcheinet jedoch die mächtige Tempelgrotte zu Tuzis (Gyrſche), geſtützt von Koloſſen, und es zeigt ſich uns die Hauptrichtung der Baukunſt des alten Aegyptens noch deutlich genug in den Ruinen von Theben, deſſen älteſte Gebäude aus der Mitte des zweiten Jahrtauſends vor Chriſtus ſind. Der Umfang der Ruinen beträgt gegen 9 Stunden Weges. Es waren die einzelnen Tempel (neben ihnen die Paläſte der alten Herrſcher) durch Alleen von Sphinxen unter ſich verbunden, deren eine (die zwiſchen dem Tempel bei Luxor und dem bei Karnak) 6156 Fuß Länge hat. Anderwärts beſtunden dieſe Alleen aus koloſſalen Widderſtatuen oder Säulen. Es ſtunden insgemein vor dem äußerſten Vorhof zwei Obelisken; Pylone oder pyramidale Doppelthürme (πυλῶν) waren am Eingang, wahrſcheinlich den Beobachtungen der Geſtirne geweiht, wozu Claudius Ptolemäus (nach Olympiodor) noch die πυλῶν τοῦ καιρώβου, in denen er zugleich wohnte, vierzig Jahre lang benutzte. Der zweite, unanſehnlichſte Theil des Tempels: eine von Mauern umſchloſſene Säulenhalle, zeigt abermals am Eingange die quadratiſch-pyramidalen Doppelthürme oder Pylonen, in deren Innerm Treppen zur Plattform des Giebels hinaufführen. Das Licht fällt ſparſam in die Tempelſäle dieſer zweiten Abtheilung hinein, welche öfters Geſtalten des Thierkreiſes und andere auf die Beobachtung des Sternlaufes und der Zeiten hindeutende Bilder enthalten. Endlich ſo iſt die dritte Abtheilung des Tempels, die Cella (ναός) ohne Säulen, von mehreren Mauern umfaßt und niedriger als die anderen Theile. Hier waren die Mumien jener geheiligten Thiere

welche ein sichtbares Sinnbild des unsichtbaren Gottes seyn
So verrieth sich sogar hierin die oben im §. erwähnte, merk-
Begründung der ägyptischen Kunst, auf eine Ansicht des To-
e der freieren, höheren Richtung der griechischen Kunst fremd
eses starre Festhalten am Leichnam (schon Philo nennt in
uch de consus. linguar. 330, Opp. I, 415, die Aegyptier τὸ
τον γένος), dieses Streben, durch menschliche Kunst und Sorg-
todten Leibe ein Seyn der Ewigkeit zu geben, offenbart sich
mehr in den augenfälligsten, riesenhaftesten Denkmälern der
ı Baukunst: in jenen, welche der Aufbewahrung der Todten
gewesen. Zwar die Hauptwerke der μνεμόνεια von Theben:
ıvorstadt, welche an der Westseite der Stadt gelegen, fallen
rer ganzen ungeheuern Ausdehnung, durch die Vorberge hin-
zum Raume der libyschen Wüste, einer tiefer eindringenden
r verweilenden Forschung in die Augen; sie sind aber nicht
ichtig als die hohen Pyramiden. Mit Recht nennt sie Ritter
I, 1822, S. 747 nach Jomard Descr. p. 311) eine Nieder-
Künste nnd Wissenschaften des häuslichen Lebens der Aegyp-
an in diesen Todtengrüften, nicht in den Bürgerhäusern aus
ı, wurde aller Schmuck der Wohnungen angebracht; „weil
nur kurz, der Aufenthalt der Seele im Todtenhause aber,
ehre der Seelenwandlung so lange dauerte, als noch der Leib
).“ (Die Einwohner von Memphis, so erzählt Diodor I, 51,
Zeit des diesseitigen Lebens für sehr gering, um so höher
Leben der Ruhe nach dem Tode. Sie nennen deßhalb die
n der Lebendigen nur Nachtherbergen und geben sich deßhalb
lhe mit dem Erbauen ihrer Häuser, während sie auf die der
r unglaubliche Kosten verwenden.) Dankbarkeit, Pietät gegen
, waren die erste Pflicht der Ueberlebenden; daher bereitete
Stätte auf das feierlichste, um zugleich den Aufenthalt ange-
nachen. Die Eingänge zu den Katakomben, welche in einen
n Kalkstein gegraben sind, stehen zu zwei und mehreren (bis
) parallel, wie die Röhrenöffnungen einer Panflöte, weß-
Mündungsröhren auch bei den Alten den Namen Syrinx
So wie man durch eine Oeffnung eindringt, erweitert sich
: Verlauf in Gänge, Gemächer, Seitenkammern und Hallen,
öfters Treppen hinabführen in die Tiefe. Auf dem Boden
Corridore zeigen sich nicht selten Brunnen- oder schachtartig
nde Tiefen. An allen Wänden, wie am Boden umher,
diesen Kammern die einbalsamirten Leichname beisammen.
von Belzoni (Voy. II, 378) entdeckten und beschriebenen
Grabmal, dessen Kostbarkeiten noch zum großen Theile vor-
d unzerstört schienen, fanden sich 180 Figuren in natürlicher
0 welche 3—4 Fuß hoch waren, 2000 bis 6 Zoll große, hiero-
Figuren, an sonstiger Hieroglyphenschrift aber eine so unab-
asse, daß Ricci allein im ersten Gange 22,000 Zeichen fand.
: Sarg von Alabaster war geplündert. An Grabmälern, wel-
ib aus Staub gebildet selber, und an Statuen, welche die
e Gestalt des Leibes der Ewigkeit erhalten sollten, hat sich
lte ägyptische Kunst entwickelt und geübt. Denn jene Mem-
: des alten Thebens, von den Arabern Tama und Chama
welche 61 Fuß hoch, weit über den Akazienwald der Einöde
n, und welche, wie die tausendfältigen umhergestreuten
bezeugen, nicht die einzigen hier ehehin aufgestellten gewe-
en nur Bilder vormals lebender Herrscher, wie schon Sesos-
is Tempel des Phtha zu Memphis sechs Bildsäulen seiner

Familie ſetzen ließ. Unfern der beiden erwähnten Koloſſe zeigt ſich das Grabmal des Oſymandyas oder Memnon Osmander; die Decken der einzelnen Gemächer auf aſurblauem Grunde mit goldnen Sternen beſäet, an den Wänden Darſtellungen von Schlachten, Jagden u. ſ. — Grabmäler vor Allem waren auch die Pyramiden, deren erſte Cheops (Suphis I) erbaute. Dieſe größte ägyptiſche Pyramide, bei Ghizeh, iſt 716½ Fuß lang, 428¼ Fuß hoch, ſie beſteht aus 203 Steinlagen, jede von 19 Zoll bis 4 Fuß 4 Zoll Höhe. Hunderttauſend Menſchen arbeiteten an ihr, nach Herodot 10 Jahre lang. Die Grundflächen aller Pyramiden ſind genau nach den Weltgegenden orientirt: der innere Kern beſtand bei den größern aus Kalkſteinen, welche mit feſterem Geſteine (Sienit, Granit, Porphyr) überkleidet waren; dieſe Ueberkleidung ſelber, die ſpäter häufig hinweggeriſſen worden war, polirt und mit Sculpturarbeiten verſehen, in welchem Zweige der Kunſt die älteren Aegyptier ſo viel gearbeitet, daß man allein bei dem uralten Tempel von Esne, deſſen 45,000 Quadratfuß betragende Oberfläche dicht mit Hieroglyphen bedeckt iſt, berechnet hat, daß dieſe Bildnereien auch von 50 zugleich arbeitenden Künſtlern erſt in drei Jahren vollendet werden konnten. Den Eingang zum Innern der Pyramide verſchließt ein einziger Stein, Gänge führen zu verſchiedenen Kammern, die anſehnlichſte von allen enthielt den Sarkophag des Königs. — So ſchienen auch die Geſtalt und Einrichtung der unterirdiſchen Syringen, in welchen die geheimen Weihen vollzogen wurden, wie auch dieſe Weihen ſelber, nur die Erinnerung und den Gedanken an Grab und Tod feſthalten zu wollen, während die Hieroglyphen-Inſchrift der zum Theil 70 und 80 Fuß hohen Obelisken die Wohlthaten der Herrſcher und Thaten der Götter preiſen. — Die Form und Einrichtung der Göttertempel war ſelbſt bei der Einrichtung der Königspaläſte beibehalten, nur mit dem Unterſchied, daß hier der dritte, hintere Theil, welcher die eigentlich bewohnbaren Gemächer für die Lebenden enthielt, der größte von allen, dort der kleinſte war. Dennoch erhob ſich auch hier öfters, wie nach Diodor am Palaſt des Oſymandyas zu Theben, über alle anderen Theile des Wohnſitzes während des Lebens, das an jenen ſich anſchließende Grabmal, welches der Herrſcher noch bei ſeinen Lebzeiten zur Behauſung des eignen Leichnams errichtet. — Außer dem Rieſenhaften wird an der bildenden Kunſt der Aegyptier, namentlich an der Steinſculptur, welche jedoch faſt immer nur im Dienſt der Baukunſt geweſen, die meiſterhafte Sicherheit bewundert, mit welcher dem feſteſten Geſtein ein gewiſſes Ideal der Menſchengeſtalt aufgeprägt iſt, das freilich mehr aus der Betrachtung der ernſten Ruhe eines Todten, als des friſch bewegten Lebens hervorgegangen ſcheint. Denn bei den ſitzenden Bildern herrſcht die tiefſte Ruhe und einförmigſte Regelmäßigkeit der Stellung; bei den ſtehenden ſind die Arme todt und ſtarr an den Körper gelegt. Dennoch verfehlt der einfache Schwung der Hauptlinien nicht ſeinen Eindruck, und glücklicher noch als die Menſchenform ſo wie auch lebendiger als dieſe, erſcheint öfters die Form des Thieres aufgefaßt. — Die Zeichnungen und Malereien der Aegyptier ſind von einem nicht minder ſcharfen Umriß; gefärbt wurden bei ihnen ſelbſt die Statuen. — Was die Muſik der alten Aegyptier betrifft, ſo wiſſen wir aus Demetrius Phalereus, daß die Prieſter ſtatt eines Hymnos der Götter die ſieben Ur- oder Stammlaute in den Tönen der Octave einen nach dem andern ſangen, welches Uniſono an innerer Volltönigkeit die Flöte und das Saitenſpiel überſtimmte. Es wird der Sinn dieſes eigenthümlichen „Herſchallens von Tönen" aus einer Stelle bei Euſebius (praep. evang.) deutlich: „Mich, den erhabenen, den unvergänglichen Gott, preiſen die ſieben Buchſtaben der Stammlaute

den rastlosen Vater alles Entstandenen. Ich, des Weltbaues unstörbare Leyer, habe die Stimmen der Weltenbewegungen geordnet Einklang." — Eigentliche Gymnastik war den meisten Aegyptiern md; das mimische Bewegen der Tänze, entsprechend dem engbeschränkten Einerlei ihrer Kunstgebilde.

Ungleich jünger als die ägyptischen erscheinen die neuerdings in Dien bewunderten Denkmäler der Baukunst und Sculptur. Die Blüthenzeit der indischen sogenannten Kunst scheint mit Recht in die ruhmreiche Aera des Vicramaditya gesetzt zu werden, welcher im Jahre 56 n. Chr. starb. Die älteste Erwähnung der indischen Bauwerke, in der Weise der Höhlentempel zu Elephante, Carli u. s. gemacht von Bardesanes, der um die Zeit des Heliogabalus gelebt (Porphyr. bei Stob. Ecl. Phys., in Müllers Handb. d. Arch. d. K. §. 379). Riesenhaft mächtig, wie diese Gebäude sind (das Pantheon zu Theben im Ghautgebirge vermag Hunderttausende der Pilgrime zu fassen), fehlt ihnen meist der Geist der harmonischen Anordnung; es sind einzelne wohlgelungene Gebilde, aufs wunderlichste mit den häßlichsten und unsymmetrischsten zusammengestellt, als habe hier der Zufall gewaltet, wie bei dem Entstehen der Säulen jener Höhlentempel, in Dicke und Höhe ohne alle Ordnung und Symmetrie auf- und nebeneinander folgt; oder als habe bei diesen phantastischen Regungen des Kunstdranges der Menschennatur, vorwaltend noch jenes ungebändigte bildende Princip geherrscht, das die bizarren, leichten Formen der Insectenkörper, neben dem ewig schwerfälligen Leibe des Frosches und dem der bunten Schlange gestaltet. Widerwärtig und an einen tief versunkenen Zustand des etwa 500 Jahre vor Christus in seiner Reinheit entstandnen Buddha-Dienstes erinnernd, erscheinen die Gräuelscenen der Darstellungen in Elephante (wovon aus Townly's Sammlung einzelne das brittische Museum enthält), in denen die unzüchtigste, thierische Wollust vergöttert worden. — Es blühte jedoch auch in Vicramaditya's Zeit die lieblicher und würdiger entfaltete Baukunst der Inder, welche an Kalidas die noch jetzt kräftige, geistige Blüthe der Sakontala getragen. Die Musik hat sich bei den Indern schwerlich über die leichtere Region der Tanzgesänge erhoben; der Tanz scheint schon in ziemlich alter Zeit jener üppige gewesen zu sein, der sich noch bei den jetzigen Bajaderen erhalten.

Aus uralter Zeit, welche zum Theil über die der historisch bekannten Völker jener Länder hinaufzureichen scheint, finden sich in Asien (Heerens Ideen II, 363), noch mehr jedoch in Europa, die ungeheuren Bauwerke der sogenannt cyklopischen Art (*Τίρυνς τειχεσσα* Il. II, v. 559; *κυκλώπεια οὐράνια τείχη* Electr. v. 1167). Es sind an diesen die vieleckigen Steine, von mächtiger Größe, zum Theil unbehauen (*ἄργοι*) und ohne Verbindungsmittel auf einander gethürmt, die Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt (*τίρυνς*), oder auch öfter und bei den eigentlich hierher gehörigen Gebäuden, wie in Mykenä und Argos, kunstvoll behauen und genau, wie einzelne Massen des organischen Zellgewebes, zusammengefügt. Die Thore dieser unzerstörbar festen Gemäuer sind meist pyramidal. In Argolis finden sich zehn cyklopische Ruinen, häufig sind sie in Epeiros. Italien hat Mauern der zweiten cyklopischen (kunstvolleren) Art in den Ländern der alten Herniker (herna, Felsen), Marser und Sabiner (Cora, Alba, Signia, Präneste, Alatrium, Arpinum, Anagnia, Alba Fucens), wo freilich, so weit dieß die Geschichte weiß, kein Volk gewohnt, dem man diese Bauwerke zuschreiben könnte (Niebuhrs röm. Gesch. I, S. 112 d. g. A.), sie finden sich jedoch auch vereinzelt im

Volskerlande (Circeji, Fondi), in Sicilien (Kamikos, Erbi Diod. IV, 78), ſind neuerdings in Sardinien in den ſogenannten Nurraghen wieder aufgefunden, waren jedoch dort ſchon den Alten bekannt (Diod. IV, 30; Pausan. 17, 4). Auch die höchſt merkwürdige torre de' Giganti auf Gozzo (Gaulos) ſcheint zu dem Geſchlecht der cyklopiſchen Gemäuer zu gehören (der Temple antediluvien von Mazzara, Kunſtbl. 1829. Nr. 7, m. v. Houel, Voy. pitt. T. IV, pl. 205 und über dieſes Alles Müller a. a. O. S. 27 u. 149).

Die eigentliche, höhere Kunſt, frei dem Berufe des Menſchengeiſtes folgend, entfaltet ſich erſt bei den Griechen. Schon die älteſten Bauwerke dieſes Volkes, welche die Geſchichte der Kunſt, der Zeit des Entſtehens nach, zunächſt an die cyklopiſchen Gemäuer ſetzt, zeigen die eigenthümliche, lebenskräftige Richtung. Es ſind dieß die feſten Burgen der alten heroiſchen Zeit, beſtimmt zur ſichern Wohnung der Lebendigen; dann die domartig gebauten Schatzhäuſer und die unterirdiſchen Gewölbe der Tempel, beſtimmt, nicht zur Aufbewahrung von einbalſamirten Thieren und Menſchenleichen, ſondern von jenen koſtbaren Geräthen und edlem Erz, an welchem der lebende Menſch ſeine Freude hat. Es waren mithin nicht der Schauer und das Schrecken, ſondern die Luſt der Augen und der Gebrauch des Lebens, welchem ſchon die ältere Baukunſt der Griechen gedient, während die Arbeiten in metallnem und hölzernem Geräth großentheils Waffen, zum Schmuck und zur Bekräftigung der Heldenleiber, Becher und andere Geſchirre, ſo wie koſtbare Seſſel, zur Pflege der Ruhenden, umfaßten. An der dieſem Heroenalter beliebten metallenen Bekleidung, zur Sicherung und Zierde zugleich, nahmen ſelbſt die unterirdiſchen Gebäude (οὐδοί) Theil, welche an Tempeln wie an Königshäuſern innenher öfters mit ehernen Platten ausgelegt waren. Die Beſtattung der Helden, durch lieblich-kräftige Spiele der Lebenden gefeiert, geſchah in kegelförmig aufgeworfnen Hügeln, κολῶναι genannt. Nachdem dann auf dieſe Weiſe die griechiſche Baukunſt zuerſt den Grund des Beſtehens geſichert, zuerſt an dem Erbauen von feſtem Gemäuer und Gewölben ſich geübt, erhob ſich dieſelbe alsbald am Bau und an der Auszierung der Tempel zu einem höheren Aufſchwung. An die doriſche Baukunſt, welche in dauerhafterem Geſtein die ältere, dem Auge theuer gewordene Form der hölzernen Tempel nachgebildet, ſchloß ſich die reicher verzierende korinthiſche an, neben beide tritt, als ein von den Ländern des Oſtens eingewanderter Fremdling, die joniſche Baukunſt, mit ihren ſchlankeren, weiter geſtellten Säulen, welche ſich weithin nach Aſien bis zu den alten Gebäuden von Perſepolis verzweigt. Auf alte doriſche Weiſe waren das Heräon von Olympia, auf korinthiſche (meiſt mit dem Dach der Marmorziegel, von Byzes erfunden) die Tempel des alten Korinths, auf joniſche jener zu Epheſus erbaut, deſſen Säulen 8 Diameter hoch geweſen (Vitruv. IV, 1). Als älteſte Meiſter des Tempelbaues werden uns Doros, der Stammvater ſelber, dann von der 35ſten bis 55ſten Olympiade (von 637 bis 557 v. Chr.) Rhökos und die beiden Theodoros (Sohn wie Enkel des Rhökos), ſo wie Telekles genannt, welche meiſt mit der Kunſt der Bearbeitung der Steine auch jene des Erzguſſes verbunden. Zum Bau des Dianentempels zu Epheſus, aus Krösos freiwilligen Spenden, hatte Theodoros (Rhökos Sohn) den ſumpfigen Grund mit Kohlen gefüllt, die 60 Fuß hohen Säulen waren von Cherſiphron von Knoſſos. Den gewaltigen, jedoch unvollendet gebliebenen Bau des Tempels des olympiſchen Zeus zu Athen (ſeine Größe betrug 372 × 167 F.) hatten zu Piſiſtratos und ſeiner Söhne Zeiten: Antiſtates und Kallaſchros, Antimachides und Perinos unternommen;

kyklische (nach dem Abbrennen des früheren, Olymp. 58, 1. 542 v.) hatte Spintharos den Korinthier zum Erbauer, und war anglich um 500 Talente (eines zu 2466 fl.) verdungen, wurde durch die Alkmäoniden mit viel größerem Aufwand vollführt. ast gleicher Zeit sind die wohlerhaltenen Tempel zu Pästum in ulien (Ποσειδωνία), dessen größerer (107 × 47 F.) in altdori- Styl erbaut ist; der Tempel der Athene auf Ortygia und die zu Akragas in Sicilien, dann der herrliche Minervatempel gina, wahrscheinlich nach dem Sieg über die Perser (Ol. 75 v. Chr.) erbaut. Größe 94 × 45 Fuß, die Säulen aus gelb- Sandstein, Dach und Kranz von Marmor. Die Cella war ngefärbt, das Tympanum himmelblau, am Architrav gelbes ines Laubwerk; die Leisten mit den Tropfen blau, das Band roth, die Marmorziegel mit einer Blume (M. v. Jon. Antiqu. ch. 5. pl. 2 u. f., Wagners Aeginet. Bildw. S. 217, Cockerell rn. of Science a. th. Arts V, 6 Nr. 12, bei Müller a. a. O.). Endlich fügten die Zeiten des Perikles und der höchsten Athens zu der immer höher gesteigerten Pracht der Tempel Errichtung anderer Gebäude, zur Zierde der Städte und zur er vielbeliebten Feste des Volkes. Die Propyläen (Ol. 85, 4 bis 438 bis 429), von Mnesikles erbaut, welche allein der Stadt Talente gekostet, bildeten, als geheiligter Peribolos, den Zugang rg, und vollendeten zugleich die Befestigung des Burgfelsens. achthor mit 4 Nebenthüren, nach außen eine jonische Vorhalle, den Seiten dorische Fronten, die mit der innren, jonischen in schönem Einklang stehen, an den Seiten noch vorspringende ebäude (Müller S. 84). Das Theseion (erbaut von Ol. 77, 4 457 bis 444 v. Chr.); das Parthenon; der erneuerte Tempel hene Polias; das Odeion; das steinerne Theater (schon Ol. 70, v. Chr. begonnen, aber erst unter Lykurg um Ol. 111, 334 vollendet), dessen Πεισιανάκτειος στοά (um Ol. 79, 461 v. Chr.) lbegalerie wird, zeugen auf gleiche Weise von der Herrlichkeit der ren Baukunst, obgleich an Schönheit und Harmonie der Ge- eindruck des Theaters von Epidauros, von Polykleitos (Ol. 90, Chr.) erbaut, das Athenische übertroffen, der Tempel zu Eleusis en Gebäuden zu Athen gewetteifert. Uebrigens erscheint im l zu Olympia die nahe Aehnlichkeit mit dem Parthenon, und mpel des Apollo bei Phigalia war durch Iktinos den Athener er- Aus etwas späterer Zeit war der Tempel der Athene zu Tegea, lopas (nach Ol. 96): der größte und schönste im Peloponnes, und eitig etwa mit den vorhin erwähnten Atheniſchen Bauwerken ie Tempel zu Selinunt und Egesta in Sicilien. Jedoch von höchsten Aufschwunge ist die Kunst — am augenfälligsten zu — in den niedern Dienst des Luxus versunken, und hat ihre , statt dem Göttlichen und dem Bürgerwohl, einer zwecklos ver- denden, und deßhalb zuletzt geschmacklosen Prachtliebe der Privat- gewidmet. Zu diesem Verfall hatten nicht wenig die Noth des nnesischen Krieges und die große Pest (Ol. 87, 3) beigetragen, das männlich gediegene Geschlecht der alten Athener hinweg- und ein schlechteres zurückgelassen. Es hat von nun an öfters ampf und die Willkür des Einzelnen, die Kunst, welche sich in Sklavendienst begeben, von dem Gehorsam gegen das alte, hehre der Schönheit und innren Würde entfremdet, und von hier be- ginnt die Zeit des Verfalls, deren eitlere Richtung selbst in den Ge- fielen schönen Alexandria, deren erster Meister Deinokrates ge- [illegible] füllt. Ein großer Aufwand war jetzt an die Pracht

der Zimmer wie an den Bau der Mausoleen gewendet, der I
Styl bei Tempeln war der korinthische geworden.

Zu allen Zeiten der griechischen Kunst war es die Hauptb
des Innren der Tempel gewesen, ein Haus, nicht der Todt
den Aegyptiern, sondern eines als lebend dargestellten Gött
seyn, während die weiten Säulenhallen von der oft engen
öffentlichen Feierlichkeiten dieser Gottheit bestimmt worden.
hat die bildende Kunst der Griechen schon frühe gestrebt,
der Götter — den Hauptgegenstand des ganzen Gebaudes —
lichste und würdigste darzustellen. Die Ueberlegenheit d
über alle menschliche Macht fühlend, hatte der Mensch de
Zeit, als er durch eigene Macht und Kunst den Gott in le
tur herabführen wollen, öfters einem ungestalteten Holz ode
figsten einem Stein oder Steinhaufen die Kraft der unbekan
heit beigelegt, und, als werde das feste Gestein der Erde an
von den hehren Wanderern aus der Geisterwelt zum Ruhes
vor den Steinhaufen am Wege angebetet (m. v. Eustath. zu
471; Otto de diis vialibus c. 7. p. 112) oder dreißig P
Stein, wie jenen zu Pharä (Pausan. VII. 22, 3), durch
hungen die Kraft der dreißig Naturgötter gegeben (m. v. a
de Obeliscis p. 225), denn die Worte und Handlung de
Weihe waren es, durch welche die rohen Steine (ἄρρητοι λίθοι
sen der Götter anzogen. Bald jedoch hatte die weiter vers
Hand der Säule oben die Gestalt eines Hauptes angefü
standen die Hermen als Wegweiser und Erinnrer an die üb
Gottheit, an den Pfaden und Feldern. Vollständige Bilde
wundervoll mit den Symbolen der Gottheit verziert, welche
len sollten, wurden jedoch auch schon frühe aus Holz geschnitzt,
alten Gestaltungen, an denen die Augen öfters nur durch ein
und auch die andern Theile nur unvollkommen angedeutet
wurde, als hätte ihnen diese Kraft die Anbetung der vorang
Geschlechter gegeben, eine ganz besondere, wunderthätige Ma
legt (Pindar. Ol. VII. 50, m. v. Böckh Expl. p. 172; das
Palladion bei Apollod. III. 12, 3; Eustath. zur Il.; Diod
Nr. 14. p. 610 Wess. Das Palladion zu Siris Lycop
Strab. VI. p. 264). Das übergläubige Volk pflegte wie in
Spiele diese Götterbilder zu gewissen Zeiten zu bekleiden, d
lichen Schmuck der Haare zu kämmen und zu bekranzen, and
sie zu waschen, zu beschenken und anzufärben. Als Meiste
Kunst dieser alten Bildnereien wird in Attika und Kreta:
so wie Smilis in Aegina genannt, zusammenfassende Namen
beide, wie jene des Pharao für die Könige Aegyptens. Leor
Rhoikos (nach 720 v. Chr.) wird schon als Fertiger des Zeus
Sparta gerühmt, das aus Metallstücken zusammengesetzt
(Paus. III, 17.) Endoios der Dädalide hatte ein sitzendes
der Arbene zu Erythrä gemacht; die Zeit der Vollendung d
Reinernen zu Tegea wird jedoch erst auf das Jahr 560 v. Chr
Es arbeiteten die Telchinen zu Sikyon, Kreta und Rhodos
ältester Zeit Zauberbilder und Waffen (Pindar und Böckh Expl.
Heck Kreta I. 315), und an vielen Orten wurden rohe Got
ten für den Gebrauch der Häuser und zur Mitgabe für di
aus gebackenen Gesteinen oder an der Luft getrocknetem Thon
Unter den Arbeiten der letztern Art wird das thönerne B
Dibutades von Plinius (XXXV, 15) für das älteste gehalt
jedoch der Palmbaum höher emporwächst, je mehr das auf de
den Kern gelegte Gewicht diesen belastet, so wird die streben

des Menschengeistes immer herrlicher und gewaltiger, je größer der Kampf ist mit dem Element, in das sie sich nothgedrungen oder freiwillig begeben. So ist auch die bildende Kunst alsbald zum selbstkräftigen Wesen erwacht, und zu einem höhren Heldenleib erwachsen, da sie sich vom weichen Thon und Lehmen, vom Holz und von der zusammengefügten Täfelei des Elfenbeines oder der Metallstücke hinweg, zum Gestalten des festen Marmors und zum Gießen des Erzes begeben. Das Vorbild, welches der Geist des Menschen in den ersten Morgenstunden der innren Begeisterung empfangen, scheinet mit übermächtiger Gewalt den innren Sinn zu erfassen und diesem jede freie Bewegung nach anderer Richtung zu verwehren, bis aus der scheinbaren Gebundenheit des säugenden Kindes an die Brust der Mutter die rechte Macht des freien Bewegens erwachsen. Der Mensch, wenn ihm nach hohem Kampfe das erste Werk der geistigen Kraft gelungen, kannet, wie Narziß, vor der eignen Gestalt, und kann einige Zeit lang von dieser ersten, so theuer gewordenen Stätte des innren Erwachens nicht hinweg kommen. So kehrt auch an den ältesten Marmorbildern der Helden und Götter die zuerst ergriffene Gestalt des kräftigen Heldenleibes, mit kühn und freudig blickendem Angesicht, das Haar zierlich geschmückt, als führte der Weg statt zur Todesschlacht zum Reigen der Hochzeit; an den Göttergestalten aber dieselbe Miene und Haltung wieder. Wie nach der langen Ruhe des Aufkeimens die Lust und beständigen Bewegen beim Knaben hervortritt, dessen Gang, neben dem ruhigeren des Jünglinges, als ein Springen und Hüpfen erscheint, so ist auch die Bewegung dieser Heldengestalten, als sie nach der langen Ruhe des Aufkeimens Dädalus zu der Bewegung der ersten Schritte angeleitet, und nun die Kraft zum selbstständigen Gehen erwachsen, lebhaft und übergewaltig. Für die ersten Meister in Bildnissen von Marmor werden Dipönos und Skyllis (um 577 v. Chr.) gehalten, welche die Schule von Kreta gebildet, deren Sprossen nach Sparta und anderwärts sich verbreitet. Die Schüler jener Meister waren Medon von Lakedämon, so wie Angelion und Tektäon, welche letzteren den Kallon von Aegina gebildet (um 530 v. Chr.), der die altberühmte Kunst der Aegineten im Erzguß zu ihrer Meisterschaft erhoben. Andere Meister im Erzguß in dieser Periode waren: Perilaos (durch Phalaris Stier berühmt, schon um 557 v. Chr.), dann Gitiadas von Lakedämon, der zugleich Dichter gewesen (um 530 v. Chr.); Kanachos von Sikyon; Kritias und Hegias von Athen; Onatas von Aegina (um 480 v. Chr.), welcher unter andern das alte, verbrannte Bildniß der Demeter Meläna von Phigalia nachgebildet, mit dem Pferdekopf, aus welchem Drachen und andere Thiere hervorwachsen, mit Delphin und Taube auf der Hand. Schon um 537 v. Chr. hatten auch die Bildhauer Bupalos und Athenis aus Chios geblühet; Klearchos von Rhegion (um 490 v. Chr.); Ageladas von Argos (500 bis 430 v. Chr.), so wie der schon erwähnte Hegias von Athen, hatten zwar auch an Stein und Erz die Meisterschaft mannichfach bewährt, vielfach herrlicher jedoch als an den todten Elementen erscheint ihre Kunst dann, als sie die innere Fruchtbarkeit am Lebendigen selber gezeigt, und als Klearch den Geist des Pythagoras von Rhegion, Ageladas den des Polykleitos des Argivers, endlich aber Hegesias sammt Ageladas den Geist des großen Phidias des Atheners entzündet, mit welchem sich die Sonne der griechischen Kunst zu ihrem Mittagsstande erhoben. Dem schaffenden Menschengeist, als er seiner selber nicht mächtig über die Region des eigenmächtigen Ringens und langen Suchens nach dem Ideal emporgezogen worden, hat sich freiwillig das Göttliche in seiner hehren Gestalt und Schönheit gezeigt und zu eigen ge-

geben, und der allmächtige Herrſcher, in deſſen milden Blicken der Wille ſich verrathen, Menſchengebet zu erhören und der ſterblichen Natur ſich zu erbarmen, hat ſich in ſolcher Weiſe nur einem Gemüth offenbaren können, das voll Sehnen nach dem lebendigen Gott geweſen. Um des Meiſterwerkes des großen Phidias, auf welches mit hindeutenden (der Statue des olympiſchen Zeus) nur mit einigen Worten zu erwähnen, ſo war dieſelbe in dem oben genannten, ſchönſten Tempel des Peloponnes, in dem zu Olympia aufgeſtellt, deſſen innere Höhe 68 Fuß betrug. Das Bild ſelber ſitzend auf einem Thron von Cedernholz, der mit Gold, Elfenbein, Ebenholz und Gemälden von Panänos verziert war, maß 40 Fuß, die Baſis 12 Fuß, und ſelbſt dieſe Baſis, ſelbſt der Fußſchemel waren voll Schmuck. Das Bild aber war von Gold und Elfenbein (ſchon Demokritus ſelbſt die Kunſt gelehrt haben, das Elfenbein zu erweichen), ſo koſtbar und freigebig gefertigt, daß einzelne Locken aus Gold bis zu 500 Minen wogen, mithin über 3000 fl. Werth hatten. Der Ausdruck im Angeſicht des Bildes entſprach den Homeriſchen Verſen Il. I, 529: ἔνθ᾽ ἐλιλάσσατο, Κρονίων δὲ πατὴρ ἀπὸ οἷο θρόνοιο: Es lag in der That in den Mienen dieſes Götterbildes ein ſolcher Ausdruck der Erbarmung und Allmacht zugleich, daß nach einem Spruch des Alterthums ſein Anblick gleich dem Homeriſchen Nepenthes die Seele ihres Erdenleides vergeſſen machte; denn es iſt in der Gottheit eine Macht und der Wille zugleich, das Leid zu lindern. „Es ſey, wenn das Auge jenes Anſchauens nicht vor dem Tod genoſſen, dieſes faſt ein gleiches Unglück, als uneingeweiht in die Myſterien zu ſterben.“ Die Kunſt der ſich auch in dieſer Kraft als einer aus dem Geſchlecht jener Engel gezeigt, durch welche das (vorbildliche) Geſetz gegeben worden (nach §. 53). Nicht minder herrlich war das Bild der Pallas Parthenos, welches derſelbe Künſtler für das Parthenon zu Athen gemacht. Es ragte 26 Ellen hoch empor, das Bild ſelber einfach und hehr, ruhige, ſiegreiche Majeſtät im Ausdruck, die Rüſtung, die Baſis, das Gewand bis herab zum Rand der Sohle (an welchem die Kentauromachie abgebildet war) mit allem Reichthum der Kunſt geziert und in Fülle des edlen Metalles prangend (das abnehmbare Gewand allein nach Philocharos war auf 44 Goldtalente oder 1,415,700 fl. geſchätzt). Ueberhaupt war es die Athene, welche Phidias auch in Marmor und Erz am öfterſten und mit der meiſten Vorliebe gebildet, bald als die Anmuthige und Milde (καλλιμορφος) für die Athener auf Lemnos, bald als die Streitbare (ἄρεια) für Naros, zuletzt in der rieſenhaften, ehernen Vorkämpferin und Schutzgöttin, ſo mächtig hoch, daß ſie, zwiſchen den Propyläen und dem Parthenon ſtehend, über beide emporragte und von den Schiffern ſchon aus großer Ferne geſehen wurde. Doch war dieſes mächtige Bildniß, als Phidias im Alter von etwa 56 Jahren (im J. 426 v. Chr.) im Gefängniß, wohin ihn Eubale geführt, ſtarb, noch nicht vollendet, die Kentaursmachie am Schilde arbeitete, faſt ein Menſchenalter ſpäter Mys, nach Parrhaſios Zeichnung. — Obgleich der große Phidias, unter deſſen Leitung die Kunſtſchöpfungen der ganzen Perikleiſchen Zeit geſtanden, hier als Hauptrepräſentant dieſes ganzen Zeitalters der Kunſt betrachtet worden, ſo ſtunden doch neben ihm mehrere gleich hoch ragende Geiſter. Denn es erſcheinen ſolche Menſchen, welche Gott unſerm Geſchlecht als hehre Segnungen gegeben, niemals allein, ſondern viele Kämpfer, wenn auch von einem mächtigeren geführt, betreten die Bahn zugleich. Pythagoras von Rhegion (von 477 bis 429 v. Chr.) war gleich mächtig in der treuen Auffaſſung der Natur und ihrer harmoniſchen Verhältniſſe, und in geiſtvollem Ausdruck ſeiner Geſtalten; Polykleitos (vor 469 bis 409)

hatte ein würdiges Gegenstück zum Olympischen Zeus in seiner Kolossalstatue der Hera zu Argos gegeben, welches, was die Kunst des Erzgusses betrifft, den Arbeiten des Phidias gleich gekommen, ja von Einigen noch höher gestellt worden (Strabo VIII. p. 372). Was jedoch den allgemeinen Eindruck, auf innere Würde gegründet, angeht, so vernehmen wir über dieses Herabild keinen solchen Ausspruch, wie der obenerwähnte über Phidias Zeus gewesen, und es scheint überhaupt, als wenn Polykleitos mehr in der treuen Darstellung nackter, athletisch kräftiger Körper sich gefallen, worin er auch allerdings so Hohes geleistet, daß sein Doryphoros später als Kanon der Proportionen des Menschenkörpers betrachtet worden. — In dieser Richtung war in etwas dem Polykleitos verwandt: Myron aus Eleuthera, der um dieselbe Zeit gelebt, und dessen Diskobol, so wie die Kuh aus Erz und das Seeungeheuer, Bewunderung erregten. Während indeß die Argivisch-Sikyonische Schule des Polykleitos noch immer, bis zu Euphranor dem Isthmier (von 361 bis 337) und Lysippos aus Sikyon (von 365 bis 321) das rhythmische Verhältniß des kräftig wohlgestalteten Menschenleibes in der Größe und Zusammenfügung der Theile zum Hauptgegenstand ihrer Kunst gewählt und Heroen wie mächtige Götter (Lysipp vorzüglich den Hercules) in ihrer Weise gebildet, hatte die Schule des Phidias zu Athen, vor allen jedoch Praxiteles (von 364 bis 310) und Skopas aus Paros (von 389 bis 349), deren Marmorwerke und ihre Nachbildungen zum Theil bis auf unsere Zeiten gekommen, noch immer die höhere Aufgabe der Kunst vor Augen, an der schönen, hehren Gestalt des Menschenleibes, zugleich das in und über ihr webende Geistige zu erfassen, welches unvergänglicher ist und höher als der Leib. Ob die Gruppe der Niobe von Praxiteles sey oder von Skopas, wissen wir nicht; Skopas bildete vornehmlich das Ideal der Apollogestalt, lieblich und hehr zum Pythischen Kitharöden aus, und wird überdieß in seinen Werken aus dem Kreise der Götterfage des Dionysos und der Aphrodite, so wie vor allen in der Gruppe der Meergötter bewundert, welche den Achill nach der Insel Leuka führen. Praxiteles suchte vornehmlich in seinen Meisterwerken die bedeutungsvolle Geschichte des Eros und des Dionysos (s. v. oben) zu verleiblichen. Nur zu leicht legt jedoch bei solchem Streben der schaffende Geist des Menschen eine überschattende geistige Bedeutung auch in das niedrig Sinnliche, und sucht auf diese Weise das Bild *hinter* dem Spiegel. Dieses hat auch bald hernach die Schule der Athenischen Bildhauerkunst erfahren, obgleich sie noch in Kleomenes, Apollodorus Sohne (von 221 bis 145 v. Chr.), dem Meister der vielbekannten Mediceischen Venus, einen bedeutungsvollen Sproß getragen. Aus der Argivisch-Sikyonischen Schule war indeß die Schule des Erzgusses in Rhodos hervorgegangen. Chares von Lindos, noch ein Schüler des Lysipp, wird als Meister des weltberühmten Kolosses zu Rhodos genannt, der unter den hundert Sonnenkolossen jener Insel der größte gewesen (er ragte 70 Ellen). Es hat jedoch schon in diesen Zeiten die allgemeine geistige Entartung den Geist der Kunst auch in diesem Gebiete zu einem gierigen Haschen nur nach dem äußern, allgefälligen, oder der Laune der jedesmaligen Bewunderer dienenden Scheine heruntergezogen, und wenn die Gruppe des Laokoon in dieser letzten Aera der ächtgriechischen Kunst entstanden, so hat sich diese, mit tiefem Schmerz erfüllt, selber dargestellt: umstrickt von dem unausweichbaren Tode der Schlangen. Bald war das alte Streben, die Menschen, auch auf den Schwingen der Kunst dem Göttlichen zu nahen, vergessen, und in Marmor und Erz stellte die künstliche Hand mit schmeichelnd verschönerndem Anschein nur das

nung vornehmlich das Laufen, das Ringen, das Werfen des Diskus und des Wurfspießes, schloß dagegen das Kämpfen mit dem Cästus und das Pankration aus, als unbrauchbar für den Krieger. Es begann die Uebung der gymnischen Kunst, in Sparta wie in Athen, schon in dem siebenten Lebensjahre, und in der letzteren Stadt waren die großartig erbauten, von Gärten umschlossenen Gymnasien zugleich die Stätte der öffentlichen Vorlesungen für Philosophen, Redner und Sophisten. Hier übte sich der Knabe unter Anweisung des παιδοτρίβης in den Kämpfen, welche zum Krieg ihn bekräftigten. Wer dagegen ein Kämpfer von Profession ἀθλητής werden wollte, fand dazu Anleitung in der Palästra. (M. vergl. L. Schaaff Encyklop. der kl. Alterthumsk. II.) Von so ungemeinem Einfluß war die gymnische Kunst auf die Ausbildung des Leibes, daß man noch jetzt in den Statuen der Alten deutlich jene Abbildungen „barbarischer" Leiber, welche nicht gymnisch geübt waren, von den Abbildungen griechischer Männer und Heroen unterscheidet.

Die Etrusker schließen in ihrer Kunst sich nahe an die ältere Entwicklungsperiode der griechischen Kunst an. Es gleichet der Bau der Tempel dem dorischen, doch sind die Säulen schlanker und stehen entfernter, der hintere Theil des Quadrats enthält nicht selten 3 Cellen. Diese Gebäude erreichen nicht die hohe Würde und majestätische Einfalt des dorischen Styls, doch erscheint die bürgerliche Baukunst von riesenhaftem Grund und Umfange. Die bildende Kunst Hetruriens begnügte sich meist am Formen und Bemalen thönerner Geschirre, doch ward auch das Gießen in Erz häufig geübt, welches indeß nie den spätern griechischen Schwung erreicht. — An diese Richtung der Kunst schlossen sich unter der Herrschaft etruskischer Könige die alten Römer an. Es wurde hierauf, schon seit der Zerstörung von Korinth (147 v. Ch.) Rom die Wohnstätte und die Pflanzstätte eines neuen Wiederauflebens und Gedeihens für die letzten Zweige der griechischen Kunst. Diese Zeit eines neuen Aufschwunges, freilich nie mehr in der alten, hehren Richtung des griechischen Himmels, kam vorzüglich in der Zeit der Kaiser, obgleich schon vorher zierliche Tempelgebäude, Curien und Basilisken, Foren mit Säulenhallen und öffentlichen Gebäuden, so wie Denkmäler aller Art die Stadt zierten. Als eine vorherrschende Eigenthümlichkeit der römischen Baukunst erscheinet das Zusammengesellen der Pfeiler und Bögen mit den Säulen und Säulengebälk: beide Formen laufen parallel neben einander her, die Bögen im Innern des Gebäudes, die Säulen an der äußeren Fronte desselben. Hiebei ist das Capitäl der römischen Säulen auf eigenthümliche, von dem besseren Rhythmus abweichende Weise aus dem Jonischen und Korinthischen zusammengesetzt: das Jonische Eckcapitäl bildet das obere, das Korinthische die untern zwei Drittel. Es erbaute August an Tempeln jenen des Apollo Palatinus, den des Jupiter tonans, des Quirinus, des Mars ultor. Ferner das Theatrum Marcelli, den Porticus Octaviana (Metelli) nebst Curia, Schola, Bibliotheca, und so, besonders auf dem noch freien Marsfelde, einen ganz neuen, prächtigen Theil der Stadt. Gleichzeitig errichtete und stiftete Asinus Pollio zum gemeinen Nutzen eine Bibliothek. — Hierauf erhielt sich Tibers Andenken in den Augen der Nachwelt durch die Castra Praetoria, Caligula's durch die mächtige Bogenbrücke am Meerbusen von Bajä, das des Claudius durch den Hafen zu Ostia und den Erbau der eigentlichen Kaiserpaläste (Palatinae Caesarum domus), Nero's unter andern durch die Domus aurea, welche, mit Parkanlagen im Innern, vom Berg Palatinus bis zum Esquilin und Cälius hinüberreichten. Vespasian erbaute das dritte Capitol, den Tempel des Friedens, welcher nachmals dem Bramante die Idee zur Peterskirche gegeben und das Amphitheatrum Fla-

vium (Coloſſeum) 156 Fuß hoch und 264 in der größten Länge. Von Titus haben ſich noch die reichverzierten, wohlangelegten Bäder bis auf unſere Zeit erhalten; Domitian baute unter andrem das Forum Domitiani. Doch ſetzte das von Trajan erbaute Forum die damals Lebenden am meiſten durch ſeine hohe Pracht in Staunen (Ammian. XVI, 10); in ſeiner Mitte die Columna Trajani, in deren Innrem eine Treppe emporſteigt. Trajan ließ überdieß (faſt alles durch Apollodor oder unter ſeiner Leitung) ein Odeion, Bäder, und in Ancona und Benevent Bögen in faſt aſiatiſchem (palmyreiſchem) Styl erbauen. — Hadrian, ſelbſt Architekt, tödtet den Apollodor aus Eiferſucht. Er erbaut den Tempel der Venus und der Roma, ein Grabmal, dem des Auguſt gegenüber; die villa Tiburtina; vollendet das Olympieion in Athen. Von Antonius Pius iſt der Tempel des Antonin und der Fauſtina. Die Ehrenſäule des Antoninus Pius aus Granit ward von Marc Aurel errichtet. Caracalla erbaut Thermen und einen Circus vor der Porta Capena. Von Gallienus iſt noch ein Bogen, deſſen kunſtloſe Einfalt in ſo überladen zierlicher Zeit der Baukunſt auffällt, von Diocletian ſind Thermen da. — Als ſich ſpäter die Baukunſt mit vielem Eifer an das (eilige) Erbauen und Verſchönern von Byzanz gewendet, iſt, noch mehr als vorhin, über dem bald imponirenden Schein die eigentliche, wahre Vollendung verſäumt worden. — Die Kirche der heil. Agnes von Conſtantia (Conſtantins Tochter) angelegt, iſt eine dreiſchiffige Baſilica mit zwei Säuleuſtellungen über einander; die Säulen von ſehr verſchiedener Art, auf ihnen ruhen Bögen.

Wir lernen die Bildhauerkunſt Roms in der Zeit der Kaiſer, welche faſt ausſchließlich von griechiſchen Künſtlern betrieben wurde, unter andren in den Verzierungen am Triumphbogen des Titus, ſo wie ſpäter an der Säule des Trajan; die damalige, allerdings ſehr bemerkenswerthe Malerkunſt, in den Bädern des Titus, ſo wie in den zu jener Zeit verſchütteten Städten Pompeji und Herculanum kennen und ſchätzen. Im Erzguß zeichnete ſich (unter Nero's Regierung) Zenodoros aus, welcher eine Statue des Helios Nero von 110 Fuß Höhe gefertigt. Der größte Theil der noch übrigen Werke der Bildhauerkunſt jener Zeiten beſteht meiſt in Büſten und Statuen der Kaiſer. Unter Hadrian trieb auch die Bildhauerkunſt noch eine ſchöne, herbſtlich ſpäte Blüthe, wie dieß neben andern Kunſtwerken dieſer Zeit die vielen Statuen des Antinous bezeugen. Auch bildete ſich unter jenem kunſtliebenden Kaiſer der Maler Aetion zu einem Meiſter aus, den ein damaliger Kenner: Lucian, den größten Malern des Alterthums zur Seite ſtellt. Sein bekannteſtes Werk war: Alexander und Roxane. — Beſonders ſeit Commodus und Caracalla wurden auch häufig in Rom Bilder der ägyptiſchen Götter aus ſchwarzem Geſtein, ſo wie Mithra's gefertigt. Zahllos iſt die Menge der zum Theil trefflich geſchnittenen Steine aus jener Zeit. — Es wanderten jetzt bald aus allen Gegenden der damaligen gebildeten Welt die herrlichſten Werke der Kunſt in die Gefangenſchaft nach Konſtantinopel, deſſen Pracht Himerios (Or. VII.) beſchreibt. Auf dem Platz der Sophienkirche allein ſtanden vor Juſtinian 472 Statuen von der Hand alter Meiſter. Die Feuersbrünſte dieſer neuen Kaiſerſtadt 404, 475 (wo das von Theodoſius erbaute Lauſeion verbrannte), 532 (das Bad des Zeuxippos, von Severus angelegt, mit vielen Statuen von Göttern, Heroen und hiſtoriſchen Perſonen), dann 1203, zuletzt endlich die Eroberung der Stadt durch die Türken, verwandelten einen großen Theil der alten Herrlichkeit in Trümmer.

Aus der Geſchichte der neuern Kunſt heben wir hier nur, wie ſchon oben voraus geſagt worden, einige Momente hervor:

An die letzte Periode der griechiſch-römiſchen Baukunſt ſchloß ſich,

nung vornehmlich das Laufen, das
und des Wurfspießes, schloß dagegen
das Pankration aus, als unbrauch
die Uebung der gymnischen Kunst,
dem siebenten Lebensjahre, und in
artig erbauten, von Gärten umschlo
der öffentlichen Vorlesungen für P
Hier übte sich der Knabe unter
Kämpfen, welche zum Krieg ihn bek
von Profession ἀθλητής werden woll
lästra. (M. vergl. L. Schaaff Ency
so ungemeinem Einfluß war die g
des Leibes, daß man noch jetzt in
Abbildungen „barbarischer" Leiber,
von den Abbildungen griechischer M

Die Etrusker schließen in
Entwicklungsperiode der griechische
der Tempel dem dorischen, doch si
entfernter, der hintere Theil des
len. Diese Gebäude erreichen nich
Einfalt des dorischen Styls, doch er
rieſenhaftem Grund und Umfange.
gnügte sich meist am Formen und
ward auch das Gießen in Erz hänfi
tern griechischen Schwung erreicht.
schlossen sich unter der Herrschaft etr
an. Es wurde hierauf, schon seit
Ch.) Rom die Wohnstätte und die
lebens und Gedeihens für die letz
Diese Zeit eines neuen Aufschwung
hehren Richtung des griechischen H
der Kaiser, obgleich schon vorher z
Basiliken, Foren mit Säulenhallen
Denkmäler aller Art die Stadt zier
rühmlichkeit der römischen Bauku
der Pfeiler und Bögen mit den Säul
laufen parallel neben einander her,
die Säulen an der äußeren Front
der römischen Säulen auf eigenthü
abweichende Weise aus dem Jonis
setzt: das Jonische Eckcapitäl bildet
tern zwei Drittel. Es erbaute Au
Palatinus, den des Jupiter tonan
Ferner das Theatrum Marcelli,
nebst Curia, Schola, Bibliotheca
freien Marsfelde, einen ganz ne
Gleichzeitig errichtete und stiftete
eine Bibliothek. — Hierauf erhielt
der Nachwelt durch die Castra Pra
rige Bogenbrücke am Meerbusen v
den Hafen zu Ostia und den Erbau
latinae Caesarum domus), Nero'
aurea, welche, mit Parkanlagen im
zum Esquilin und Cälius hinüb
dritte Capitol, den Tempel des Fri
manke die Idee zur Peterskirche gege

vium (Coloſſeum) 156 Fuß hoch und 264 in der größten Länge. Von Titus haben ſich noch die reichverzierten, wohlangelegten Bäder bis auf unſere Zeit erhalten; Domitian baute unter andrem das Forum Domitiani. Doch ſetzte das von Trajan erbaute Forum die damals Lebenden am meiſten durch ſeine hohe Pracht in Staunen (Ammian. XVI, 10); in ſeiner Mitte die Columna Trajani, in deren Innerem eine Treppe emporſteigt. Trajan ließ überdieß (faſt alles durch Apollodor über unter ſeiner Leitung) ein Odeion, Bäder, und in Ancona und Benevent Bögen in faſt aſiatiſchem (palmyreniſchem) Styl erbauen. — Hadrian, ſelbſt Architekt, tödtet den Apollodor aus Eiferſucht. Er erbaut den Tempel der Venus und der Roma, ein Grabmal, dem des Auguſt gegenüber; die villa Tiburtina; vollendet das Olympieion in Athen. Von Antonius Pius iſt der Tempel des Antonin und der Fauſtina. Die Ehrenſäule des Antoninus Pius aus Granit ward von Marc Aurel errichtet. Caracalla erbaut Thermen und einen Circus vor der Porta Capena. Von Gallienus iſt noch ein Bogen, deſſen kunſtloſe Einfalt in ſo überladen zierlicher Zeit der Baukunſt auffällt, von Diocletian ſind Thermen da. — Als ſich ſpäter die Baukunſt mit vielem Eifer an das (eitige) Erbauen und Verſchönern von Byzanz gewendet, iſt, noch mehr als vorhin, über dem bald imponirenden Schein die eigentliche, wahre Vollendung verſäumt worden. — Die Kirche der heil. Agnes von Conſtantia (Conſtantins Tochter) angelegt, iſt eine dreiſchiffige Baſilica mit zwei Säulenſtellungen über einander; die Säulen von ſehr verſchiedener Art, auf ihnen ruhen Bögen.

Wir lernen die Bildhauerkunſt Roms in der Zeit der Kaiſer, welche faſt ausſchließlich von griechiſchen Künſtlern betrieben wurde, unter andren in den Verzierungen am Triumphbogen des Titus, ſo wie ſpäter an der Säule des Trajan; die damalige, allerdings ſehr bemerkenswerthe Malerkunſt, in den Bädern des Titus, ſo wie in den zu jener Zeit verſchütteten Städten Pompeji und Herculanum kennen und ſchätzen. Im Erzguß zeichnete ſich (unter Nero's Regierung) Zenodoros aus, welcher eine Statue des Helios Nero von 110 Fuß Höhe gefertigt. Der größte Theil der noch übrigen Werke der Bildhauerkunſt jener Zeiten beſteht meiſt in Büſten und Statuen der Kaiſer. Unter Hadrian trieb auch die Bildhauerkunſt noch eine ſchöne, herbſtlich ſpäte Blüthe, wie dieß neben andern Kunſtwerken dieſer Zeit die vielen Statuen des Antinous bezeugen. Auch bildete ſich unter jenem kunſtliebenden Kaiſer der Maler Aetion zu einem Meiſter aus, den ein damaliger Kenner: Lucian, den größten Malern des Alterthums zur Seite ſtellt. Sein bekannteſtes Werk war: Alexander und Roxane. — Beſonders ſeit Commodus und Caracalla wurden auch häufig in Rom Bilder der ägyptiſchen Götter aus ſchwarzem Geſtein, ſo wie Mithra's gefertigt. Zahllos iſt die Menge der zum Theil trefflich geſchnittenen Steine aus jener Zeit. — Es wanderten jetzt bald aus allen Gegenden der damaligen gebildeten Welt die herrlichſten Werke der Kunſt in die Gefangenſchaft nach Conſtantinopel, deſſen Pracht Himerios (Or. VII.) beſchreibt. Auf dem Platz der Sophienkirche allein ſtanden vor Juſtinian 472 Statuen von der Hand alter Meiſter. Die Feuersbrünſte dieſer neuen Kaiſerſtadt 404, 475 (wo das von Theodoſius erbaute Lauſeion verbrannte), 532 (das Bad des Zeurippos, von Severus angelegt, mit vielen Statuen von Göttern, Heroen und hiſtoriſchen Perſonen), dann 1203, zuletzt endlich die Eroberung der Stadt durch die Türken, verwandelten einen großen Theil der alten Herrlichkeit in Trümmer.

Aus der Geſchichte der neuern Kunſt heben wir hier nur, wie ſchon oben voraus geſagt worden, einige Momente hervor:

Auch die letzte Periode der griechiſch-römiſchen Baukunſt ſchloß ſich,

bei der Einführung des Christenthums in die Heimathländer der alten Kunst, die sogenannte vorgothische, byzantinische Bauart an. Eines der bedeutendsten Werke dieser Form, Theodorichs Mausoleum, jetzt Maria Rotonda; San Vitale, unter Justinian gebaut, achteckig, mit barocken Capitälern. M. v. Thiersch u. Schorns Reisen in Italien. Bd. I. S. 398 und Manso's Geschichte des ostgothischen Reiches S. 121 und 396 ff. — Als ein ausgezeichneter Charakter der byzantinischen Baukunst wird der Spitzgiebel und Bogen und der Grundsatz der ununterbrochenen Vertical-Linien betrachtet. Unter den Simmswerken eine Reihe halbkreisrunder kleiner Bögen. Es zeichnet auch noch die Mauern die Glätte der Quadern und die Schärfe der Simmswerke aus. — Mit großer Allgemeinheit ging im Anfang des Mittelalters diese Bauart von Nubien und Aegypten (z. B. im Tempel zu Essabua) bis an den Rhein hin. In diesem Style sind die Dome von Spoleto, Orvieto, Como und die 796 zu Aachen durch Meister Ansigis, Abt von Fontanel, gebaute Kirche, (innen 8-, außen 16eckig); das Kirchlein zu Altenfurth bei Nürnberg; aus Kaiser Konrads Zeiten die Margareten-Capelle in der Kaiserburg von Nürnberg; unter Heinrich I die Frauen-Kirche zu Memleben in Thüringen. Aus dieser Zeit auch St. Michael zu Paris, und der Dom zu Limburg an der Lahn, mit 7 Thürmen, von Graf Konrad 909 erbaut, so wie der alte Kreuzgang des Münsters zu Zürich. Es sind die Tempelgebäude jener Zeit auf mannichfache Weise mit den symbolisch bedeutsamen Gestalten bacchischer Larven, dem Pelican, Pfauen, (dem Phönix und in ihm Unsterblichkeit andeutend), Tauben, Löwen verziert. Der Altar in Osten. Die Wurzel des Quadrats ist die Einheit, nach welcher Alles abgetheilt worden. Der Giebel über dem Thurme hat die Diagonale des Grundquadrats zur Höhe. Um diese Zeit (926) Generalversammlungen der Bauleute zu York, wobei eine eigenthümliche Constitution begründet worden (m. v. Krause's drei älteste Urkunden.) — Im 11ten und 12ten Jahrhunderte wurden noch großentheils in diesem Styl erbaut: der Dom zu Speyer von Conrad 1030 bis Heinrich IV, 1061; der zu Worms, glatt, mit Würfelknäufen, halbkreisrunde Bögen; der Dom zu Mainz; der Dom zu Bamberg von Heinrich II und Kunigunde 1010 gegründet, hat 4 Thürme. Kirche zu Basel von Heinrich II 1010 bis 1019. — Meiningen —; älteste Anlage des Münsters zu Würzburg — Kirche zu Paulinzell im Rudolstädtischen 1106 vollendet — Leonhardskirche zu Frankfurt a. M.; Kirche zu Merseburg; Lorch 1102; St. Blasius zu Braunschweig, durch Heinrich den Löwen; Dom zu Lübeck; Dom zu Schwerin. — Die eigentlich deutsche (gothische) Bauart beginnt im 13ten Jahrhundert und eines ihrer ältesten Werke ist der Dom zu Magdeburg (1208 durch Meister Bonsac); Marburg 1235; Schulpforte 1251; Dom zu Meißen durch Bischof Vitigo I 1274; Notre Dame zu Paris; Dom zu Siena; Freiburg im Breisgau 1272; Dom zu Köln unter Erzbischof Conrad, Graf von Hochstätten. Straßburg war von jeher eine Stadt gewesen, welche die christliche Baukunst ganz besonders zu ihrer Wohnstätte gewählt hatte. Schon Chlodwig hatte hier im 6ten Jahrhundert den ältesten Münster jener Gegenden erbaut, mit hohem Giebeldach, gar finster, mit nur einem Fenster, von dem Lichte der nie verlöschenden Ampel beleuchtet, „damit," nach den Worten eines alten Schriftstellers (Schad) „ein Jeder sein Gebet ohn' Hinderniß und andrer Leute Uffsehens konnte verrichten." Der hehre Münster mit seinem gewaltig ragenden Thurm wurde unter Bischof Werner 1015 begründet, von Erwin von Steinbach (bis 1277, er starb 1318) vollendet. St. Stephan zu Wien 1140—1150. Aus dieser Zeit, in welcher, neben Erwin von Steinbach und der kunstreichen Sabina auch Georg Hauser und Anton Pilgram

geworden, so wie Wilhelm Tedesco (der Deutsche), der 1174 gearbeitet und den Glockenthurm zu Pisa gebaut, und Peter von Freiburg, Baumeister zu Orvieto, sind die Kirchen zu ag in Nürnberg, St. Katharina in Oppenheim. —. In einer welche schon zu sehr ans Verzieren gedacht, dennoch aber hehre schaffen, sind die meisten Kirchen des 14ten und 15ten Jahr- Dom zu Ulm 1377—1494 (durch Ulrich von Freising); zu rg; St. Ulrich zu Augsburg; Martinskirche zu Landshut; che zu München; das Kloster Oybyn von Karl IV; St. Veit der Dom zu Batalha in Portugal; Antwerpen; Mailand (1386 eazzo Visconti). Ausgezeichnete Meister dieser Zeit sind Heinr von Gemünden und der schon genannte Ulrich von Freising. — n wurde jedoch jetzt, zuerst in Florenz, durch Brunelleschi 1443), den Erbauer von St. Maria del Fiore (m. v. über ihn Band meiner Reise durch Südfrankreich und Italien), und ch Donatello Bramante (Lazzari), geboren zu Castell Durante zthum Urbino 1444, gestorben 1514, der den Plan zum herr- bau der Peterskirche entworfen, so wie durch Michel Angelo jem noch unten), die Baukunst, nach einer andern Richtung nem Gipfel erhoben, welcher neben der gewaltigen, tiefbedeu- n der altdeutschen Baukunst, gleich einem zweiten, nachbar- arme, den mächtigen Tempel der neuern Architektur vollendet. diese zuletzt erwähnten, so wie über mehrere der nachstehenden der Geschichte der neuern Kunst hat der Verfasser dieses Werkes Reise nach Südfrankreich und Italien 2ter Band ausführlicher , worauf er sich, besonders in den hier folgenden kurzen An- nft.

Bildhauerkunst des Mittelalters ist großentheils im Dienst rgeordnet der Baukunst gewesen. Doch betrachten wir hier s einige ihrer ersten Anfänge:

ugenfälligsten zeigt sich die Verschiedenheit der neubegonnenen, chtung des Christenthums, von jener der Zeit der Heiden, in der st und neben dieser auch in der Bildhauerkunst. Es war die t, von der letztern Richtung gemißbraucht, zu einem geistig s Todtenhaus geworden. Die christliche Kunst, da sie zuerst Region der Seuchen erwachet, scheint es kaum zu wagen die t die Umgebung zu öffnen, die Glieder des Leibes zu gebrau- den ältesten Bildern der christlichen Kirchen herrschet ein , neben der stummen Richtung auf ein Göttliches und Ewiges, schliche und Vergängliche nur wie im Vorübereilen andeutet Möglichkeit es verhüllet. Es gebühret indeß dem Leibe, von affen, sein Recht (§. 40) und „Leiblichkeit ist das Ende der tes." Darum hat die jungfräuliche Weisheit, da die Jahre ndigen Schweigens, des stillen Aufnehmens, vorüber gewesen, chen Kunst auf einmal die Kraft und das Recht gegeben, den Menschen nicht zu zerstören, sondern ihn zu einem Tempel s einem Ebenbild des Unerschaffnen zu verklären. Wir bezeich- Hang aus dem Morgentraum der Kunst hier nur mit einigen en Namen: Johann Cimabue, geboren 1240, gestorben 1300, sisi und Florenz manche (meistens Fresco-Gemälde) hinter- liche die kräftig strebende (fast trotzige) eigenthümliche Rich- thum, womit Cimabue dem bisherigen Strom der Kunst ent- eitete; sein herrlichstes Werk war aber doch jenes lebendige, rch die Bildung des großen Giotto (Angelo di Bondone) r vollendet. Giotto war zu Vespignano im Florentinischen ten und starb 1336. Sein Meister fand ihn, das Vieh hütend

und dabei die Gestalten seiner Thiere an den Boden und auf Stein zeichnend. Giotto war mit Clemens V zu Avignon. In Rom malte er das St. Peterschiff; in Florenz erbaute er den Glockenthurm zu St. Maria del Fiore; in Assisi malte er die Geschichte des Franz Assisi. — Von ihm herrliche Fresco-Gemälde in Padua; die Bilder von Dante, Petrarca, Boccaccio u. s. — **Hubert van Eyk**, geboren zu Gent 1366, gestorben 1426; **Johann van Eyk**, geboren 1370, gestorben 1441; aus dieser Schule der treffliche **Hans Hemmelink** (noch um 1479), auf dessen, so wie Schoreels Gemälde aus der Boisserée'schen Sammlung oben S. 872 hingedeutet worden. — **Anton Mamertini**, gen. da Messina, um 1450 oder 1470, übt die, wie man glaubte, von v. Eyk erlernte Oelmalerei zu Venedig. — Eine Verklärung der höchsten, geistigsten Art empfängt die Kunst durch den Meister **Angelico** (Johann da Fiesole), geboren 1387, gestorben 1455, der in Fiesole Dominicaner und zugleich Maler war. Von ihm Werke voll tiefer Innigkeit in Rom (Capelle St. Laurentius im Vatican) und in Florenz. **Vannucci** (Pietro Perugino), Raphaels Lehrer, geboren 1446, gestorben 1524. — **Raphael Sanzio da Urbino**, geboren am Charfreitag 1483, gestorben am Charfreitag 1520. — Bei seinem Vater zu Urbino, der Töpfergeschirr fertigte, hatte seine Neigung zuerst sich geregt, in Perugia aber so schnell entfaltet, daß er im 17ten Jahr den Meister übertraf. Seine frühesten Werke: die Himmelfahrt der Maria im Kloster St. Francesco. — Verlöbniß der heil. Jungfrau zu Città di Castello. — Begegnet sich (in Florenz u. s.) mit Leonardo da Vinci und M. Angelo Buonarotti; mit Taddeo Taddei. — Seine Grablegung Christi 1505. — Wirkt dann in Rom, wo der Palast Borgheſe und die Werke, die er unter Julius II und Leo X für die Hauptstadt der neuern Kunst gefertigt, von ihm zeugen. Seine letzte Arbeit war der Christuskopf an seiner Transfiguration. — Wir erwähnen hier zugleich auch, ehe wir zu dem bedeutungsvollen Vereinigungspunkt beider Künste in Michael Angelo übergehen, einiger ältern italienischen Bildhauer: des **Donatello**, geboren 1381, gestorben 1466, dem Freund und edlen Kunstgenossen des oben erwähnten Brunelleschi. Er war ein Schüler des Ricci, erhob sich in der Bildhauerkunst so hoch, daß seine Werke in Bronze und Marmor den griechischen gleich geachtet worden. Von ihm das Basrelief in der Kreuzkirche zu Florenz, die Verkündigung darstellend. — die Statue des heil. Marcus in der Kirche Orsan Michele: Donatello war auch Baumeister. — **Lorenz Ghiberti**, geboren 1375, gestorben 1455, anfangs Goldschmied (auch, doch nicht mit Brunelleschi's Talent, Architekt), arbeitete die bronzene Pforte an der Johanniskirche in Florenz. (Diese Pforte, 510 Centner Erz enthaltend, kostete 22,000 fl.)

Der Lehrer des großen M. Angelo war **Dominicus Ghirlandajo** (geboren 1451, gestorben 1490), der als einziger diesem würdiger Mitarbeiter neben Perugino an der Sixtinischen Capelle malte. Von ihm die Berufung Andreas und Petri. — **Michael Angelo Buonarotti**, geboren 1474 im Schloß Caprese, da sein Vater Befehlshaber war, starb 1563 (90 Jahre alt). Dieser kühne, gewaltige Geist hat als Baumeister und Architekt, so wie als Maler, ja zugleich als Musiker und Dichter, nach dem oben gebrauchten Bild alle Saiten des Tempels der Kunst zugleich in seinem Geist getragen. Von ihm das jüngste Gericht in der Sixtinischen Capelle und eine Menge von Meisterwerken, die er für neben Päpste, unter denen er gewirkt, für Carl V, Franz I, ja für Soliman I, gefertigt. — In Deutschland lebten und wirkten indeß der Lehrer des großen Albrecht Dürer, Michael Wohlgemuth, geboren zu Nürnberg 1434, starb 1519, 85 Jahre alt; der treffliche Bildhauer Adam Kraft, der 1507 im hohen Alter starb; die Maler

Hans Bäuerlein und Jakob Walch; Albrecht Dürer, geboren im Frühling 1471, gestorben 1528, zugleich Maler und Kupferstecher, so wie Mathematiker; der Bildarbeiter Veit Stoß (geboren in Krakau 1447, starb 95 Jahr alt zu Nürnberg im Jahr 1542); der treffliche Erzgießer, Peter Fischer in Nürnberg, gestorben 1530. (Ueber diese und andre deutsche Meister vergleiche man meinen Peurbach und Regiomontan.) — Antonio Allegri da Correggio, geboren 1473, gestorben 1513, lebte und wirkte am meisten in Parma, Mantua, Modena, Reggio. Von ihm die Verkündigung im Barfüßerkloster zu Parma; die Kuppel der Benedictinerkirche zu St. Johannes. Ein Gemälde, das er, um eine nahedeutende Rechnung auszugleichen, für einen Apotheker gemalt, galt bald nach seinem Tode 700 Zechinen. Pipi (Julio Romano), geboren 1492, starb 1546; Leonardo da Vinci, geboren 1443, gestorben 1516; Vecellio (Tizian), geboren 1477, zu Cadore, an den Gränzen des Friauls, gestorben 1576 zu Venedig an der Pest; Lucas v. Leyden, geboren 1494, gestorben 1533; Hans Holbein, geboren 1495, gestorben 1554 zu London; Guido Reni, geboren 1575 in Bologna, gestorben 1642; Salvator Rosa, geboren 1516 zu Rembiat, gestorben 1673; Gelee (Claude Lorrain) zuerst als Pastetenbäcker in Rom zur Kunst gezogen, war bei Toul in Lothringen 1600 geboren und starb im J. 1682, u. s. w. — In unsren Tagen hat die Malerkunst durch die nicht bloß neuerfundne, sondern zugleich sehr vervollkommnete Glasmalerei ein Mittel gewonnen, sich zu einer ganz neuen, höheren Form der Entwicklung zu verklären, bei welcher zu den künstlich gegebnen Farben das natürliche Licht tritt. In der That, dieß sind verklärte Leiber, welche jene hehre Kunst darzustellen vermag. Dieser neue Aufschwung der Kunst hat in Bayern durch König Ludwig I. begonnen. Der Dom zu Regensburg hat schon Werke der neuen Glasmalerei aufzuweisen; herrliche Glasgemälde nach den alten deutschen Meisterwerken verdanken wir auch Melch. Boisserée's und Dr. Bertrams wohlthätiger Anregung. Als ein Wiedererfinder des Glasmalens kann mit Recht M. Siegm. Frank, geb. zu Nürnberg 1770, genannt werden.

Auch den Gang der Entwicklungsgeschichte der neueren Tonkunst können wir hier nur durch einige Namen und Zahlen der Jahre flüchtig andeuten. Doch vergleiche man hierüber (Thibauts) treffliches Buch über die Reinheit der Tonkunst, 2te Aufl. 1826. Hehr und tiefergreifend lauten die ältesten noch übrigen Kirchengesänge in Italien. Doch hatte schon frühe eine solche Entartung der Kirchenmusik begonnen, daß Papst Marcellus II im Jahr 1555 sie ganz abschaffen wollte, als Pietro Aloisio da Palestrina (auch Pränestinus genannt), geboren 1529 zu Palestrina, durch seine herrliche Messe, am Ostersonntag 1555 sie rettete und zugleich ihr eine neue, geistige Richtung gab. Er ward 1571 Capellmeister an der Peterskirche, starb 1592, am 2 Februar. Sein Leichenbegängniß wurde mit inniger Theilnahme von ganz Rom gefeiert, in dessen Gassen zugleich das herrliche Libera me, Domine des großen Meisters ertönte. — Der große Orlando di Lasso (Roland Laß), geboren 1520, in den Niederlanden, gestorben 1594, hatte in München eine Singcapelle um sich gebildet, wie sie Deutschland noch nie sah, und schwerlich jemals wieder sehen wird (Thibaut a. a. O. 157). Ein herrliches Werk von ihm sind die Bußpsalmen, für Carl IX von Frankreich. — Marcello (Benedetto), geboren zu Venedig 1680, gestorben 1732, componirt die Psalmen; Händel (G. Friedrich), geboren zu Halle am 24 Februar 1685, wird schon durch seine Oper Almira (1704), dann noch mehr (in Venedig 1709) durch seine Agrippina, in Neapel durch Acis und Galathea bekannt. Seit 1710 Capellmeister in Hannover, dann in England, wo er schon durch seinen Rinaldo Liebling der

Nation wurde. — Sein herrlichstes Werk der Messias. — Händel starb am 13 August 1759. Thibaut nennt ihn den Shakspeare der Tonkunst. Sein Leichnam ruht auch in der Westminsterabtei neben den Resten des großen Shakspeare. — Der große Emanuel Bach, war aus einer schon vorlängst durch musikalische Talente reich gesegneten, aus Ungarn herstammenden Familie im J. 1685 in Thüringen geboren, frühe verwais't und dann zu seinem Bruder, der Organist war, gekommen. Damals schon hatte sein brennender Eifer für die Tonkunst ihn getrieben, nächtlich beim Mondschein, eine vom Bruder ihm hartnäckig zurückgehaltene Sammlung beliebterer Compositionen abzuschreiben und so ihn schon zeitig zur Fertigkeit gebracht: innerlich ganze Werke der Tonkunst, in ihrem Zusammenklang zu erfassen und auszuarbeiten. Als Jüngling lebte er in Lüneburg, von wo aus er öfter dem Orgelspiel des großen Reinke in Hamburg beiwohnte. Schon 1703 ward er Hofmusikus in Weimar, 1708 ebendaselbst Hoforganist, 1714 Capellmeister, 1717 nach Köthen berufen. Als er in demselben Jahre den damals fast 100jährigen, trefflichen Orgelspieler Reinke in Hamburg besuchte, und nun auch dieser ihn spielen hörte, sagte der Greis: er hätte geglaubt, das rechte, ächte Orgelspielen sey ausgestorben, er habe sich jedoch nun eines Andern überzeugt. Schon 1717 hatte Bach den berühmten französischen Virtuosen Marchand eben so besiegt, als zu Napoleons Zeit ein Gesang von dem großen Scarlati die hundert Pariser Harfen. Bach starb 1750. — Pergolesi (Giovanni Battista), geboren 1707 zu Pergoli, gestorben 1739. — Hasse, geboren 1705 zu Bergedorf bei Hamburg, wird von dem großen Alessandro Scarlati (1724) gewürdigt und erkannt, findet in Venedig (1727) die große Sängerin Faustina, starb 1783. — Christ. v. Gluck, geboren 1711 zu Weidenwangen in der Oberpfalz, wo sein Vater Jägermeister war. Zuerst Musikus beim Fürsten von Lobkowitz. Kommt schon 1738 mit Melzi (St. Martini) in seltsame Collision; componirt 1771 die von Bailli de Roulet gedichtete Iphigenie, welche 1782 zum 175[illegible]en Male in Paris gegeben wurde; er starb 1787. — Hiller, geboren 172[illegible], verliert seinen Vater (Schullehrer zu Wendischossitz bei Görlitz) schon im sechsten Jahre und empfängt da, im Anhören des Liedes beim Leichenbegängniß, den ersten innren Anstoß zu seiner nachmaligen Richtung als Componist der Kirchenmusiken; seine erste Bildung im Collegio musico des Gymnasiums zu Görlitz. — Joseph Haydn, geboren den 31 März 1733, gestorben den 31 Mai 1809. Sein Vater, ein Wagner zu Rohrau in Niederösterreich, spielte die Harfe, wozu die Mutter lieblich sang; dies weckte zuerst den Geist der Töne in Haydn. Von dem Schullehrer zu Haimburg kömmt er (durch Dechant Reuters Vermittlung) nach Wien, ist hier bis zum sechszehnten Jahr Chorknabe, duldet die äußerste Dürftigkeit, bis Metastasio ihm diese ein wenig erleichtert. Kommt 1761 zur Esterhazy'schen Capelle, 1790 nach London. — Mozart, geboren am 27 Januar 175[illegible] zu Salzburg, fängt schon im sechsten Jahre seines Lebens an kleine Musikstücke zu setzen, wird im dreizehnten Capellmeister des Erzbischofs. Sein letztes Werk das Requiem. Er starb 1790 am 5 December. Dankbar erfreut sich der Freund der Tonkunst auch an den Werken eines Cherubini und Bethoven.

Die Wissenschaft.

§ Wie die Sprache zum Gesange, ja wie das Menschenli[illegible] in Worten singt, zu dem lieblichen Ton der

Herz, so verhält sich die Wissenschaft zur Kunst. Denn die Wissenschaft, von welcher wir hier reden, ist selber verwandt, sie ist Eines mit dem Menschenwort und darum so alt als dieses.

Es könnte der Mensch nicht, wie ihn die sinnvolle deutsche Sprache nennet, ein Sinnender und Verstehender seyn, wäre er nicht zugleich ein Redender; nur das Wort machet den vorüber rinnenden Fluß der Erscheinungen zu etwas Gedenkbaren: zu dem Feststehenden für den erkennenden Geist. Und dieses Feststehende, das ihm gleichet, das von seiner eigenen Art ist, das ist der selbsterkennende Geist im Menschen von seinem Entstehen an gesucht und wird dasselbe suchen, so lange sein Wesen in Sichtbarkeit währet. Denn nur ihm erst, seinem Ergänzenden, findet er sich selber.

Im großen Fruchtgarten der Erde, im fernen Osten, da war es, wo ein Baum des Erkennens wuchs, von giftiger Art. Neben ihm jedoch grünete ein Baum des Lebens. Und dieser mit seinen Früchten, ist es eigentlich gewesen, nach welchem die anerschaffene Lust im Geist des Menschen: die Lust des Lebenden am Leben, verlangt hat und noch verlanget, so oft auch sie im Anbeginn an ihre Hand fehlgegriffen hat und noch fehlgreifet. Denn wie die Zunge des Menschen, so sehr dieselbe auch zum „unruhigen Uebel" geworden, ursprünglich zum Reden der Wahrheit gemacht ist und diese ihre Bestimmung noch immer von sich selber aussaget; so ist die Kraft des Erkennens für die Weisheit geschaffen, welche vom Anfang war, und das Streben und Bewegen dieser Kraft wird niemals eine andre sichre Ruhe haben, als die Ruhe zu den Füßen jener anfänglichen Weisheit.

Wir gehen der Geschichte der Wissenschaft nach, zum Quell des Stromes, der im Verlauf der Tage zum großen Wasser geworden.

Gleicht der Mensch, wie mit Recht von ihm gesagt wird, anfangs dem Kinde, wohlan, so wird in ihm die Weise aller Menschenkinder gewesen seyn: aufs Wort zu merken. Denn wie dem Wandrer durch unbewohnte Lande, wäre diesen auch der Gefahr fremd, fände sich dagegen in ihnen bei jedem Fußbreit Fülle der Speisen und Lieblichkeiten, sängen auch zu Nachtigallen von jedem Zweige, dennoch erst das Herz

immer nur das zu ihm nahende, mit ihm r
welchem der Geiſt forſchet; hinter und in de
vergänglichen Schein ſuchet derſelbe ein
von der Natur des im Wort verleiblichten G

Der Wiſſenſchaft Anfang iſt die Sprache
empfangende Menſch hat alsbald wieder
Gebenden geübt: er hat allen Dingen, die ſi
ſprechen gelehrt. Darum erſcheinet die Kunſt
Geſchichte der Wiſſenſchaft gleichwie ohne Vate
ohne den Namen eines Erfinders und Urhebe
gende, allvereinende Geiſt, welcher in der erkenn
von außen kommenden Erſcheinung das entſp
band, der hat auch, nach dem Geſetz einer
keit, eben ſo wie die Gebärde zum Sprechen
und gedenkbaren Wort ein ſichtbares, ſinnvo
das Zeichen der Schrift. Es hat das Alte
heutiges Tages die kindliche Meinung einiger
dem geſprochenen, ſondern auch dem geſchrieb
von geiſterhafter (magiſcher) Art beigelegt,
jetzt der vorüberziehende Nomade vor dem
mit betender Ehrfurcht, wie der Jäger des
Runenſchrift des Gemäuers, während beide
genfälligeren Kunſtwerken, an denen keine In
ten lebenden Geſchlechtern redet unbeachtet

ns Welt der Hingeschiedenen noch immer zu uns,
benden, herniedersteigt.
r oben (im §. 42) von der Sprache des Menschen
gilt auch von seiner Wissenschaft: es haben beide
rem Bewegen gezeuget, das von oben ausging und
Menschen zum Sprechen des Wortes wie zum Er-
Wie die ältesten Sprachen der Völker in der
eit ihrer Worte die kraft- und geistvollsten sind,
dbedeutung der Worte dieser ältesten Sprachen viel
ziehung auf eine Welt des Uebersinnlichen und Gött-
s die der neuern Sprachen; so wird auch in den
malen der Weisheit der Völker als Hauptinhalt
danke das Wort gefunden: von dem ewigen An-
nbar gemachten Seyns; das Wort von dem Schö-
Schöpfung der Sichtbarkeit. Es hat sich dieses
em ewigen Ausgang alles gedenkbaren Wesens am
vollkommensten bei solchen Völkern der Vorzeit er-
nen dasselbe; am frühesten zu einem geschriebenen
, und in großen, naher Uebereinstimmung finden
n den ältesten Büchern der asiatischen Völker, vor-
von semitischem Stamme, von dem Anfang aller
den ältesten Geschichten unsres Geschlechts gezeuget.
nt denn die Weisheit, sobald sie zum Geist des
geselle, ein über Alle waltendes Göttliches an;
e aber in seinem Regieren und Walten erschei-
als Gesetz. Darum sind alle ältesten Denkmale
en Wissens, bei den Indern wie bei den Hebräern,
esen wie bei den alten Parsen, Bücher der Ge-
bezeugen, daß auf demselben ewigen Grunde, aus
Wesen des Menschen hervorging, auch jene Ge-
welche unsrem Geiste den Rückweg zu dem ewi-
eröffnen. Diese Gesetze, ohne Wandel und ohne
sie sind auch als fester Stand und als Lauf der
Buch der Natur verzeichnet; darum hat die Weis-
frühe mit der Lehre von den Gesetzen für das
Menschen zu Gott und zu dem Nächsten auch
jenen Mächten und Bewegungen des Himmels
welche dem Menschen Gesetze geben für sein

Geiste. Dieser war der Lehrer des Pompejus, vor Allem aber des hochverständigen, kräftig sprechenden Cicero.

Ungleich häufiger jedoch denn die ernstere Lehre der Stoiker hat in Rom die Lehre Epikurs Eingang gefunden und in Italien selber blüheten um jene Zeit mehrere Schulen der Epikuräer, namentlich die des Siro. Wie sehr diese Lehre des mit geistigem Scheine übertünchten Sinnentaumels in Kurzem bei der Mehrzahl der sogenannt Gebildeten den Geschmack am Besseren vernichtet, den Sinn für das Wahre und Schöne, ja selbst für das Schickliche, gelähmt habe, das lehren uns die Klagen der ernsteren Schriftsteller des ersten Jahrhunderts; das lehrt uns die innre Armuth und Geschmacklosigkeit, welche aus der Wahl der Bücher, die man in Pompeji gefunden, hervorleuchtet, so wie ein Theil der dort entdeckten Kunstwerke. So war denn dem spät emporgeschoßten, aus Griechenland nach Rom verpflanzten Stamme des Wissens und Erkennens alsbald das Mark genommen und die Kraft, welche den Trieb erzeugt. Die alte Gottesfurcht war gewichen und mit ihr zugleich die Begeisterung der höheren Art, durch welche allein alles bessere Werk des Menschen begründet wird. Nur in schnellerer Aufeinanderfolge wiederholte sich derselbe Gang der Entfaltung der einzelnen Wissenschaften, die wir vorhin an der griechischen Weisheit bemerkten. Das einmal erwachte Forschen nach einem bleibenden Eigenthum des Geistes, da es sich an dem entarteten Menschlichen zu schmerzlich getäuscht sahe, wendete sich zuletzt zur Natur, deren Gesetze und Mächte in unwandelbarer Herrlichkeit bestehen, mag auch das Menschliche ohne Aufhören sich entstellen und verwandeln. Zur Natur, in welcher ein allbedenkender, für Alle liebend sorgender Geist der Weisheit treulich waltet, wenn auch von dem Geschlecht des Menschen Liebe wie Verstand gewichen scheint. In Plinius dem älteren hat sich der forschende Ernst über das große, hoch ummauerte Rom und selbst über die Gränzen seines fast unmeßbaren Weltenreiches hinaus in das noch unmeßbar größere Reich der Sichtbarkeit begeben, und hat hier, auf einem freilich nicht von ihm selber, sondern meist durch griechischen Fleiß gebahnten Wege Herrlichkeiten gesehen, gegen welche alle Herrlichkeiten der stolzen Stadt wie nichts zu achten waren. In der Pflanzenkunde wurden bald hernach durch Dios-

einem augenfälligen Maße gewesen, was er seyn sollte und zu seyn sich rühmte.

Wenn aber in dieser alten Einrichtung, in dieser Feststellung der priesterlichen Würde gegen das alltägliche Treiben und Geschäft des Volkes jener polarische Gegensatz der Natur abgebildet war, welchen wir oben, in der Lehre von den Temperamenten als den magnetischen bezeichneten: wenn hier ein ganzer Stand der beschauenden Hingebung und der Bewirkbarkeit durch ein Göttliches sich weihete, während ein neben ihm stehender andrer Stand: der Stand der Herrscher und Krieger, die Bestimmung hatte, die Macht des göttlichen Gesetzes zu handhaben und in Ausübung zu setzen, sehen wir an einem andren Orte den polarischen Gegensatz der zweiten Art hervortreten, welcher der elektrischen Entgegensetzung der Körper, der Theilung des organischen Leibes nach beiden Seiten entspricht. Wie der Menschenleib (nach §. 25) erst dadurch seine äußern Vorzüge vor dem thierischen Leibe empfängt, daß sich an ihm, mit und neben dem magnetischen Gegensatz eines Obern und Untern, eines Hauptes und Rumpfes, auch der elektrische Gegensatz der beiden Seiten ausbildet, so hat auch die Weisheit der Völker nur dadurch ihrer wahren, göttlichen Vollendung entgegen reifen können, daß neben jener starren Abgränzung der Stände in ein erkennendes Haupt und die nicht erkennenden Glieder, die Gleichsetzung der Seiten: das Verhältniß des Bürgers zum andern Bürger, wie des einen Auges, zum andern eintrat. Wir sahen bei der Lehre von den Temperamenten, daß der magnetische Gegensatz durch die Empfänglichkeit für den obern, allbelebenden Einfluß, so wie durch ein selbstthätiges Nachbilden der Wirksamkeit jenes Einflusses begründet werde, während der elektrische durch und aus der Wechselwirkung des einen Einzelwesens mit den andren allen erzeugt wird. So hatte auch die alte Welt, bei der einen, vorhin erwähnten Richtung ihres Forschens nach Weisheit dem Quell dieser Weisheit unmittelbar, wie Gleiches dem Gleichen, Geist dem Geiste zu begegnen gesucht, und diese geheime, nur einem gewissen Stande vertraute Wissenschaft wollte ein Etwas für sich, und selber göttlicher Art seyn: bei der andren Richtung aber wagte das Forschen nur mittelbar, im Leben

und Wirken der als gebrechlich ſich erkennenden Menſchlichkeit dem Quell des Erkennens ſich zu nahen, und eine ſolche Wiſſenſchaft wollte nichts für ſich ſelber, ſondern nur Etwas und Alles für Andre ſeyn, wollte nur als ein menſchliches Suchen und Forſchen nach dem Göttlichen erſcheinen. Dieſe neue, fruchtbare Richtung hat ſich deßhalb bald nach ihrem Beginn, neben der ſogenannten Theoſophie oder Gottesweisheit der andern Völker den beſcheidenen Namen der Liebe zur Weisheit oder der Philoſophie beigelegt und ſich als Gemeingut nicht nur des einzelnen Standes, ſondern Aller im Volke zu erkennen gegeben.

Wie ein Volk vor allen dazu erwählt war, daß es ein Gefäß der Offenbarungen Gottes und bis zur Zeit der Erfüllung ein verſchloſſener Garten für andre Völker ſeyn ſollte; ſo iſt ein andres Volk, vom Anfang ſeiner Geſchichte an, dazu bereitet worden: daß es ſollte ein fruchtbares Feld der Segnungen werden, welche Gott dem Geſchlechte des Menſchen durch andre Menſchen, im Bund und Verkehr der wechſelſeitigen Liebe und Hülfleiſtung ertheilt; ein offnes Feld, deſſen Früchte nachmals nicht dem einzelnen Volke, ſondern allen Völkern zur Nahrung dienten. Das Volk der Abgeſchiedenheit war Iſrael; das Volk des gemeinſamſten Wechſelverkehres mit andren Völkern, waren die Griechen. Bei dieſen allein hat ſich jenes allgemeine Wiſſen zuerſt geſtaltet, welches, wie Herakleitos ſagt, als das ſicherſte erſcheint: das Erkennen, das für Alle iſt, wie das gemeinſame Licht der Sonne, während das, was nur der Einzelne weiß und erkennt, ungewiß iſt und zweifelhaft. Es iſt dieſes allgemeine Wiſſen auf ſeinem Wege nicht bloß ein Vorbild, ſondern eine Vorbereitung für den Glauben des Chriſtenthums geweſen, deſſen Erkennen nicht für Einen oder für etliche Wenige allein, ſondern ein gemeinſames, heilbringendes Gut für Alle werden ſollte. Die Liebe zur Weisheit, ſo weit ſie rechter Art war, iſt nicht ohne ihre Erfüllung geblieben: ſie hat den Weg gefunden und gebahnt, zu dem was ſie liebte.

Auffallend iſt der Unterſchied zwiſchen dem Inhalt und der Form der Lehren der Weisheit, wie wir ſie in den Tempeln und Prieſterinnungen ſolcher Völker, wie die Aegyptier waren, und wie wir ſie in dem freien Geiſtesverkehre der Griechen finden. Es wird der Schleier der Iſis von keiner ſterblichen Hand

vollkommnen gehoben, selbst dem unvollkommnen Erkennen des Geheimnisses der Schöpfung und Erhaltung der Dinge nahen sich nur Wenige, auf mühsamem Wege; Apis ist nur ein segnender Gott für die Aegyptier, wie Dagon für die Philister und Baal für Babylons Volk. Dagegen hatten schon Griechenlands älteste Weise: Thales und Pherekydes, Anaximandros und Anaximenes ihr Auge zu einer allerschaffenden Kraft erhoben und nach einer solchen sich umgeblickt, welche Alle umfangend, Allen gemeinsam sey, Allen nahe, die aus ihr das Leben haben und Seyn. Sey es auch, daß bei diesem Forschen das Auge sich täuschte; daß es das Allumfassende und Erschaffende, welches es suchte, bald in einem Wasser, bald in der Luft, oder in dem Aether und dem Feuer zu finden glaubte; immerhin gingen alle diese Lehren von der zuversichtlichen Hoffnung aus: die Mutter, welche die sichtbaren Wesen und vor allen den Menschen geboren, müsse ihren Kindern nicht unnahbar ferne, sondern sie müsse von ihnen zu finden, von ihnen erfaßbar seyn. So wird dann dieser Alle bedenkende Geist bald als Weltseele, bald als Gesetz der Erfüllung oder εἱμαρμένη angeschaut: ein ewig Nothwendiges und Eines, vor dessen Macht Götter wie Menschen sich beugen.

Es hatte übrigens auch Griechenlands Weisheit auf ihrem offen vor Augen liegenden Wege denselben Gang der Entwicklung genommen, welchen die Wissenschaft der andern Völker, in ihrer geheimeren Richtung durchlaufen hatte. Denn es waltet hierbei ein Naturgesetz von derselben unabänderlichen Art, als jenes, nach welchem der leibliche Mensch, er werde nun in der verborgnen Halle des Tempels oder in der Hütte am Heerwege geboren und erzogen, zuerst gehen und sprechen lernen, zuerst die Entwicklung der Theile des Mundes, wie der Zähne, hernach die der andren Theile erfahren wird. Auch in Griechenland war die Wissenschaft aus einer Begeisterung geboren worden, gleich jener, welche die Kunst und alles Herrliche erzeugt, das der Mensch hat. Die ältesten Lehren der Weisheit waren Gedichte, bis, der Sage nach, Pherekydes die Kunst der ungebundnen Rede erfand, wodurch das Wort der Mittheilung wie dem allgemeinen Verständnisse dienstbarer ward.

Herolde und Verkündiger einer Erfüllung des Geiſtigen, welches kommen ſoll, ſind jene Dichterheroën geweſen, welche die Sage als Muſäus und Linus benennt. Mitten in der Mühe und den Kämpfen des vergänglichen Tages haben ſie den unvergänglichen Frieden verkündet, der einſt aus dem Streit geboren wird; einen künftigen Troſt der Völker. Sie haben gezeuget von einem Leben, das nicht mit dem Leibe vergehet. Was ſie ſprachen, das hatte ihnen nach ihrem Maße der Geiſt gelehrt, welcher zur Stimme des athmenden Menſchen das verſtändige Wort der Rede gibt, zum Erkennen das Licht.

Mehr als bei irgend einem andren Volke der früheren Zeiten hat es hierauf der mütterlichen Weisheit gefallen, das Volk der Griechen auf menſchlich ſpielende Weiſe zu ſeinem Lehrer-Beruf für das allgemein Menſchliche, das in der Hütte wohnet wie im Königshauſe, zu bereiten. Die Erzieherin hat ſich heruntergelaſſen zu den Kindern am Heerwege der Völker, hat ihnen auf liebliche Weiſe von menſchlichen Dingen erzählt, hat den Homeros zum Geſange menſchlicher Freuden und Leiden erweckt, zum Preiſe der gaſtfreundlichen Milde, welche der Wandrer bei fremden Völkern erfährt; zum Zeugen von einer Hülfe des Göttlichen, welchem die Noth des einzelnen Menſchen nicht zu gering erſcheint, ſondern welche in Gefahren nahe iſt und den Kampf zum Siege führt. Auch in Heſiodos hat ſich jene Weisheit mit der Lehre von den Geſtirnen herabgelaſſen zum Bedürfniß des Landmannes, hat dieſem die Zeiten der Ausſaat und Ernte verkündet. Selbſt das Heer der Geſtirne hat ſich hier mehr als anderswo in Geſtalten von menſchlicher Art oder der Thiere des Hauſes verkleidet; es hat Iſis ſelber den Schleier abgelegt, den auch das kühnſte menſchliche Forſchen durch ſeine Kraft ihr nicht zu entreißen vermochte.

Hierauf ſehen wir die Weisheit der Griechen zu jenem nothwendigſten Werke ſich rüſten, womit ſie auch anderwärts das Geſchäft des Tages begonnen: zu dem Werk der Geſetze für Staaten und Völker. Es wird in allen Geſetzen der griechiſchen Staaten als feſte Grundlage vor Allem die Lehre gefunden: daß der Menſch für andre Menſchen, der Bürger für andre Bürger, Alle für Einen, Einen für Alle da ſeyen. Die Gemeinde iſt es, welcher alle Kraft und alles Wirken des Ein-

nen, von der Geburt an gehört; „für das Gemeinweſen
ſo man wirken und kämpfen, müſſe man leben und ſter-
n.“ Wie nahe die innre Weihe, welche den klaren Blick in
s Bedürfniß und die natürlichen Wechſelverhältniſſe des Volkes
leiht, mit jener verwandt ſey, welche zum Geſange die Macht
leihet, zeigt ſich an Solon, welcher Geſetzgeber wie Dichter war.

Was die zum Theil mit Blut geſchriebenen Geſetze dem
uſchen ſtreng befahlen, dazu haben jene Weiſen, von de-
n wir vorhin ſprachen, ermahnend und freundlich beredend
s Volk geſtärkt. Sie haben, mit nährender Kraft ſich an
s Erkennen im Menſchen gewendet, und ſo den Herrſcher,
ihm gebildet und erzogen, welcher allein die Begierden der
enheit, die allein gegen das Geſetz ſind, ſo weit dieß
menſchlicher Macht ſtehet, zügeln und bändigen kann.
ie ein Leuchtthurm, ein Zeichen dem Schiffer im fernen
eere, erſcheinet in jener Zeit Pythagoras mit den Seinen.
r ſollte ſchon durch ihn nach ſeinem Maße gezeigt werden,
ß außer und über der Erziehung für den ſichtbaren
aat auch noch eine Erziehung für die unſichtbare, gei-
ge Welt ſey: daß es außer der Verfaſſung und den Geſetzen
r einzelnen, unter ſich ſtreitenden, kämpfenden Völker auch
e Verfaſſung und Geſetze einer friedlichen, aus allen Völ-
n verſammelten Gemeinde gebe, welche nicht durch äußre
acht und Furcht vor den Richtern, ſondern durch gemein-
me Liebe zu Gott und durch Liebe des Einen zum Andern
iert und erhalten werde. Hiermit iſt der pythagoräiſche
und das Vorbild eines Bundes der Geiſter in der Liebe ge-
ſen, welcher einſt kommen ſollte.

Auch die Dichtkunſt begann bald nach jener Zeit, als
ama, zu der Seele des Volks zu ſprechen, ſo leicht ver-
ndlich und nahe, wie ein Menſch mit andren Menſchen re-
t. Aus dem Gefängniß der Syringen und Pyramiden,
e der geweihten Hallen und Schulen der Prieſter, hat He-
dotos die Geſchichte entlaſſen und ſie dem Umgang und
rkehr mit allen Völkern und Menſchen wiedergeſchenkt.
nfältig und arglos, wie eine in der Stille erzogene Jung-
au, aber lieblich und mit bewegender Kraft, erzählt die
nutter von dem, was ſie in der Heimath vernommen,

und ſeitdem auf ihrem Wege durch Länder und Völker erfahren. Bald aber hernach zur Mutter vieler Kinder gereift, ſpricht ſie mit der Würde der Herrin des Hauſes und mit dem eindringenden Ernſt der Erzieherin, durch Thukydides Mund, und mit der gebildeten Erfahrung der reichen Bürgerin, aus Xenophons Werken.

Jener nähere Umgang des Menſchen mit den göttlichen Dingen, wie ſich deſſen die ägyptiſchen Prieſter rühmten, müßte freilich den Geiſt des Menſchen in einer beſtändigen, demüthigen Beugung und Hingebung erhalten, läge nicht jenem vermeintlichen Annahen des Menſchen zum Göttlichen eine Gefahr zur Seite, welcher auszuweichen durch eigne Kraft die Menſchennatur unvermögend iſt: der Wahn, daß der ſterbliche Menſch ſelber zu einem Göttlichen, zu einem Höheren geworden ſey, als andre Menſchen ſind. Darum erſcheint der Weg jener bürgerlicheren, gemein menſchlich redenden Weisheit, die ſich bei den Griechen entfaltete, gefahrloſer und fruchtbarer. In der That, die Lehre: daß der Menſch für andre Menſchen, der einzelne Sterbliche für andre, gleich ihm gebrechliche Sterbliche da ſey, wird im Innern unſrer Natur mit nicht minderem Widerſtand zu kämpfen haben, als jene, daß er für das Geſetz des Göttlichen gemacht ſey, und es vermag das Bemühen für andre Menſchen zu leben und zu leiden, für den natürlichen Menſchen die trefflichſte Schule einer beſtändigen Demüthigung zu werden. Es iſt leichter ſich vor dem Göttlichen aus Ehrfurcht zu beugen, als vor dem gleichartig Menſchlichen, aus Liebe, und in vollkommnerem Maße wird das Letztere nie beſtehen können, ohne das Erſtere. Jener Weiſe des Volkes, welcher, hierinnen aufs vollkommenſte entgegengeſetzt den ägyptiſchen Prieſtern, die Alles wußten, zuerſt bekannte, daß er nichts wiſſe, iſt in der That durch die Schule einer beſtändigen Selbſtdemüthigung und Verläugnung zur Meiſterſchaft der rechten Weisheit gekommen, bei welcher die Liebe zu den Brüdern in Gottesfurcht wurzelt. Nahe jenen Zeiten, da die Tempel von Stein und Holz verſinken, oder von der ſie zu Tempeln weihenden Gottesfurcht verlaſſen werden ſollten, erbauete Sokrates, in der Armuth des demüthigen Bürgers, ein Haus der ewigen Weisheit aus dem unvergänglichen Gewebe der Menſchenrede und des ſichern menſchlichen Erkennens. Unter Plato's reichbegabter Hand wird

tragen, je kräftiger ſie von jener erſteren durchdrungen war. Wie jedoch bei allem menſchlichen Bewegen, wie bei dem Gange der Glieder, jetzt die eine, dann wieder die andre Seite vorrückt, bis das Ziel der Schritte erreicht iſt und beide nun an einem Ende der friedlichen Erfüllung ruhen: ſo hat auch in dem Verlaufe dieſer neuern Zeit der Wiſſenſchaften bald die eine, bald die andere Richtung vorgewaltet und, wenn einmal von der wahrhaften Wiſſenſchaft die Rede ſeyn ſoll, ſo wird jede von beiden, ohne die andere, nicht als wahre Wiſſenſchaft erſcheinen, ſondern dieſe wird nur da zu finden ſeyn, wo beide in gleicher Kraft ſich durchdringen.

Es iſt zuletzt, wie vormals, bei dem Verfall der Wiſſenſchaften, die eine, höhere und ältere Richtung des Erkennens zurückgedrängt worden, und aus dem Gange der Forſchungen verſchwunden, ſo daß dieſelbe, wo ſie ſich etwa noch gefunden, zu einer Abſchließung in ihre verborgnere Tiefe genöthigt worden. Die Wiſſenſchaft hat zuletzt ſogar weniger das beachtet, was die Dinge und Weſen für einander ſelber und für die Natur des Menſchen ſind, als nur das, was ſie für die beſondere, eigenmächtige, und zugleich auch mißgeſchaffene Vorſtellungsweiſe eines einzelnen Wortführers der Wiſſenſchaft ſind. In einer ſolchen Lehre iſt aber weder Wahrheit noch Treu noch Glauben, obgleich ſie mit anziehender Macht die Jünger um ſich her verſammelt, weil ſie ihnen ſcheinbar ein Recht und eine Macht in ihre Hände legt, welche nur Gott hat.

Die rechte Wiſſenſchaft, wenn ſie erkannt hat, was der Menſch für ſich und was er durch Gott ſey, wird auch erkennen, was alle Dinge wahrhaft für den Gedanken und für das Weſen des Menſchen; was ſie wahrhaft für einander ſelber ſind.

Es iſt ein Seyn, aus welchem alles Seyn gekommen; ein ſelbſtthätiges Wirken, was dem Wirken aller Lebendigen ſeinen Anfang und ſeine Kraft gegeben. Der Geiſt aber, der alle Dinge hält und umfängt, machet das Wirken und Bewegen der einzelnen Dinge zu einem lebendigen, aus vielen Gliedern verbundenen Leibe, ja zu einem hehren Tempel der Gottheit. Und wenn die erſten Zeiten, auch des tieferen Erkennens, vor Allem nur das geſehen, was alles Gedenkbare um, in und durch Gott ſey; ſo wird auch eine Zeit des Geiſtes kommen, welche in dem Licht des Göttlichen Erkennens ſiehet und weiß, was

Odem und Nahrung empfangen hat, wird ſie an die Ausſchmückung und Verſchönung ihres eigenen äußeren Weſens, zuletzt an das aufſchmückende und verzierende Spiel mit den Dingen der Außenwelt denken. Die Seele zeigt hierbei, daß ihr Bedürfen und Sehnen nicht ein und daſſelbe ſey mit dem Bedürfen des Leibes; daß der Trieb der Selbſterhaltung aber in ihr eben ſo wie im Leibe unter allen Trieben der mächtigſte ſey. Uebrigens wird auch am Menſchenleibe zuerſt das Haupt mit ſeinen Theilen, hernach erſt, faſt in der Aufeinanderfolge der Lage von oben nach unten, werden die andern Glieder gebildet.

Als durch Sokrates und die ihm ähnlichen Schüler der Bau des Erkennens, von welchem wir vorhin geſprochen, vollendet war, hat ſich bald hernach, aus dem allgemeinen Verfall und Verderben des Geiſtigen geboren, jener Feind in demſelben eingeſchlichen, welcher überall auf Erden den Verfall der Kunſt wie der Wiſſenſchaft herbeigeführt hat. Wie wir ſchon vorhin ſagten: die Hingebung des einzelnen Menſchen zum heilſamen Verkehr mit andren Menſchen, wird nur ſo lange fruchtbar und kräftig bleiben, als die demüthige Hingebung gegen ein Göttliches beſtehet; das Gefüge der Glieder zu einem Rechten und Linken, kann am Leibe nur ſo lange lebendig bleiben und gedeihen, als der belebende Einfluß des Hauptes und ſeines Gehirns auf den unteren Körper noch kräftig iſt. Die Inhaber des geiſtigen Gebäues aus Sokrates und Plato's Hand glaubten mit dem hörbar ausgeſprochenen und leicht nachſprechbaren Worte auch die Lebenskraft zu haben, aus welcher jenes Wort erwachſen war; ſie bedachten nicht, daß es nur die Begeiſterung ſey, welche das Wort gibt, nur der Geiſt, welcher das Wort, das der Menſch zum Menſchen ſpricht, belebt. Dieſer Geiſt aber wird nicht von unten, aus dem leiblichen Bemühen und Sorgen geboren, ſondern er kommt dem Demüthigen von oben. Als nun jene Nachſprecher der Worte, ohne Geiſt, das ihnen gewordne Erbtheil der erkannten Wahrheit verwalteten und gebrauchten, ohne daß ſelber Wahrheit in ihnen war, da verkehrte ſich daſſelbe zum Widerſpruch und zur Lüge, und es ſpottete die kühner werdende Zweifelſucht der ſinnlichen Natur aller Lehren der Weisheit. Es erhub ſich, wie ein Geſchmeiß der Verweſung, aus dem noch jetzt Ehrfurcht gebietenden Leichnam,

kann nichts erschlossen werden, weil ihnen kein andrer Begriff mehr beigelegt werden kann; die niedern Begriffe können auch nicht von einem Andren erschlossen werden, weil sie nicht ausgesagt werden können von einem Andren. Deßwegen herrscht das beweisende Verfahren durch den Schluß in unbeschränkter Freiheit nur über die mittleren Begriffe (Anal. prior. I, 27). — Es gibt mehrere Gründe der Wissenschaft; sie erkennt der Verstand (Eth. Eud. V, 6); sie liegen aber eben sowohl in den obersten Begriffen als in den niedrigsten, über welche, weil der Verstand sie unmittelbar auffaßt, keine weitere Erklärung gegeben werden kann (An. post. I, 13; Eth. Eud. V, 8; 11). In Beziehung auf sie ist aber auch kein Irrthum möglich, außer nur beziehungsweise. Die Begriffe können wir treffen oder nicht treffen, aber ein Betrug kann hierüber nicht statt finden, denn erst in dem Satze, welcher Begriffe mit einander verbindet, kann ein Irrthum vorkommen (Met. X, 10; de anim. III, 6). — Ueber den Begriff braucht und vermag man keinen Beweis zu führen; man kann, wie bei dem Satz des Widerspruches (welcher der oberste Grundsatz genannt wird, Met. IV, 3), nur zeigen, daß die entgegengesetzten Annahmen falsch sind. Es gibt zwei Arten der Gründe der Wissenschaft: 1) die aus welchen und 2) die von welchen bewiesen wird. Jene sind allgemeine Gründe, diese sind den einzelnen Wissenschaften eigenthümlich. Jede Wissenschaft hat ein andres Geschlecht des Seyenden zu ihrem Gegenstande; jede soll aus dem ihr eigenthümlichen Geschlechte ihre Beweise führen, nicht aber diese aus andren, ihr fremden Wissenschaften entlehnen (Analyt. post. I, 7). Dieß sind die besondern Gründe der Wissenschaften; es gibt aber außer diesen auch allgemeine oder Axiome, durch welche die Wissenschaften unter einander verwandt und verbunden sind, und es gibt eine oberste Wissenschaft, welche die Grundsätze aller übrigen Wissenschaften erforscht (Analyt. post. I, 8; Top. I, 2; Met. VI, 1; XI, 7). — Das Wißbare (ἐπιστητόν) ist verschieden von dem durch den Verstand Gedenkbaren (νοητόν, Anal. post. II, 18; Ethic. Nic. VI, 6). — Ueber dem Verstand gibt es einen andren Herrscher, das vom Verstand (vom selbst erkennenden Geiste) Gedenkbare, welches erst in der Berührung mit dem Verstand eine wirkliche Einsicht begründet (Met. XII, 9). — Der Mensch hat zuletzt doch keinen sichren Anfangs- und Haltpunkt für seine Forschungen, als die Erscheinungen; an ihnen darf man nichts mäkeln, ihnen darf man nichts vergeben; frevelhaft würde es seyn, sich in seinen Gedanken zum Mitbildner der erscheinenden Welt aufwerfen zu wollen (Met. I, 5; de coelo II, 13, und diese gesammten Ansichten des Aristoteles über Wissenschaft zusammengestellt in Ritters Gesch. d. Ph. B. III).

Die Wissenschaft ist nach Philo ein festes und unwandelbares Erfassen (des Erkennbaren), welches auf unerschütterlichem Grunde ruhet — ein deutliches, klares Sehen (de cong. quaer. erud. 444). Der wahren Wissenschaft soll die Kunst dienen (id quod a Deo mittant. somn. 567, ed. Mang. I, 621). M. v. die Definition der Wissenschaft von Zenon, bei Diog. Laërt. VII, 47 u. 165; Suidas s. v. ἐπιστήμη; Sext. Emp. adv. Math. 166; Clem. Alex. Strom. II, 434).

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir, so weit dieß zur Erläuterung des vorstehenden §. und zum Zweck dieser Untersuchungen dienlich scheint, zu einigen Angaben über die Hauptmomente der Geschichte der Wissenschaften über, welche freilich fast nur auf Namen und Zahlen sich beschränken müssen. Ohnehin wollen wir auch hier, wie bei der Geschichte der Kunst, als vollkommen erläuterndes Beispiel vorzüglich nur die Geschichte der Wissenschaften bei den Alten hervorheben.

nannt der Rhodier, theilt ſeine Kraft und Zeit zwiſchen der Dichtkunſt und der Mathematik. Ja ſelbſt bei jenem ungetheilteren Feſthalten an dem innren Beruf zur Dichtkunſt, wie wir daſſelbe an Theokrit, ſo wie bei Moſchos und Bion erkennen, wird die Macht des die Zeit beherrſchenden, geiſtigen Triebes bemerkt; denn auch der Geſang dieſer Männer, als habe er es aufgegeben, den Stoff der Begeiſterung im Geſchwätz und in der großthuenden Nichtigkeit der Städte zu finden, flüchtet ſich hinaus zu den Heerden und Bäumen und zu dem treuſinnigeren Volk des Landes.

Es iſt auch in dem Zuge, welcher die Menſchengeiſter irgend einer beſonderen Zeit jetzt zu dieſem, dann zu einem andren gemeinſamen Werke treibt, ein Element, das von außen her, nicht aus dem Innren des Menſchenwillens kommt; ein Element des Aufregens und Bewegens, das in ſeinem Gebiete jenem gleicht, wodurch ein Geſchlecht der wandernden Vögel, alle zumal zum Wandern, hinüber und dann wieder herüber über das Meer geführt werden. Wie die Schwere den Lauf der Waſſerbäche, ſo lenkt ein allgemeines Band, welches Alles bedenkend und den Bau des Tempels der Zeiten leitend die Bemühungen des einen Menſchengeſchlechtes an die des andren, vorhergehenden knüpfet, die Neigungen des Menſchenherzens. Es wird dann die Schaar der Seelen ſich willig der Leitung fügen, obgleich es nicht ſelten der waltenden Weisheit gefällt noch ſpät im Herbſt die Roſe der Sommermonate am Geſträuch zu entfalten, oder dem Boden noch einmal etliche Blüthen des Frühlinges zu entlocken.

Die letzten Samen der fruchtbaren Erkenntniſſe und das Wiſſen der alten Zeit ſind in einen Strom gefallen, welcher, bei ſeinem Ueberſchwellen, durch alle Lande ſich ergoß; welcher die Dämme zerriß, welche das eine Gebiet der Meinungen und Sitten von dem andren ſchieden, den Boden erweichte und zugleich die Keime, die er aufgenommen, da und dorthin trug. Dieſer, einer höheren Cultur des Landes mächtig vorarbeitende Strom war das Volk der Römer. Rom hat ſeine Wiſſenſchaft wie ſeine Kunſt aus Griechenland empfangen, welches der mächtigen Herrſcherin der Völker dieſe Kinder des Geiſtes zugeſendet, damit ſie in ihrem Heere dienen, ihrem Wink ge-

gemacht worden." In der That, eben so wenig als der verwilderte Mensch, welchen eine närrische Gelehrsamkeit unsrer Tage den Urmenschen zu nennen beliebte, in seinem jetzigen Zustande vermögend seyn würde, durch eignen Witz sich die Sprache zu erschaffen, die ihm aus alter Ueberlieferung geworden ist; so wenig würde derselbe im Stande seyn, das sichtbare Zeichen des Wortes in der Schrift der Buchstaben zu erfinden, wäre es ihm auch verstattet, noch Jahrtausende lang in seiner Abgeschiedenheit von dem Quell aller Bildung zu verharren. Das wunderkräftige, sichtbare Zeichen des Wortes scheint eine Schöpfung derselben anfänglichen Begeisterung gewesen zu seyn, welche dem Menschen das hörbare Wort gab.

Statt der unscheinbareren Form der Buchstabenschrift hat sich das die Leiblichkeit über Gebühr liebende Volk der Aegyptier (m. v. oben S. 875) die Gestaltensprache der Hieroglyphen gebildet. Es war dieß eine Geheimsprache, zu deren Verständniß nur ein langjähriges Bemühen den Zugang eröffnete, und obgleich die ägyptischen Priester bis herab in die Zeiten der persischen Herrschaft, wie es scheint ausschließend und sogar noch unter dem Reich der Römer, selbst neben der Buchstabenschrift in Hieroglyphen schrieben; obgleich die hermetischen Säulen, gleich steinernen Mumien uralter Weisheit, mit heiliger Scheu beachtet und sorgfältig in den Syringen verwahrt wurden; obgleich eine eigne Classe der Priester: die Hierogrammateen nur zur Auslegung der Hieroglyphen bestellt war; geschah es dennoch, daß während noch der Orden der Priester in all' seinen alten Einrichtungen bestund, während derselbe noch immer fortfuhr, sich der Hieroglyphenschrift zu bedienen, viele der ältesten Denkmale dieser Art von den Hierogrammateen selber nicht mehr gelesen und verstanden wurden (Fr. Sam. Schmidt de sacerdot. et sacrif. Aegypt. in opusc. quibus res antiquae, praecipue Aegyptiacae explanantur, 1765; Eichhorn a. a. O. S. 23). Es hat sich auch hiebei gezeigt, daß die Form, welche der nothwendige, innre Drang des gestaltenden und bewegenden Geistes gibt, von beständigerer Art sey als jene, welche die künstlende Hand und selbstthätige Vernunft des Menschen erfindet. Die Hieroglyphen der alten ägyptischen Pyramiden schweigen für uns noch immer; während die in Buchstaben geschriebnen Bücher des Moses ohne Aufhören ein Geschlecht nach dem andren zur Weisheit, die von Anfang war, geführt und zu Gott gerufen haben. Ueber die Hieroglyphenschrift vergl. m. unter andern Georg Zoëga, de origine et usu obeliscor. 1796; so wie Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens, par Champollion le jeûne, Paris 1824; J. W. Pfaff über die Hieroglyphen; F. A. G. Spohn 1824; G. Seyffarth 1825; Sylv. de Sacy im J. des Sav. 1827 p. 542 seq., 589 sqq. — Auch die Schrift der Chinesen ist ursprünglich eine Art Hieroglyphenschrift.

Das Material, auf welches geschrieben wurde, war gewiß nicht bloß, wie bei den älteren Babyloniern, Ziegelsteinmasse oder Stein und Metall, sondern schon in sehr früher Zeit ein leichter Tragbares: wie Holz, Baumrinden und Baumblätter, thierische Häute, Wachs und Leinwand. Die Benutzung des Papyrusrohres zum Material, worauf geschrieben wurde, sollte nach Plinius (VII, 37; XIII, 11) schon über drei Jahrhunderte früher ihren Anfang genommen haben, als Aspasius Byblus (um 534 vor Christo) ein eigentliches, vollkommnes Papier daraus bereiten lehrte. Etwa seit dem dritten Jahrhundert vor Christo benutzte man auch das Pergament als Schreibmaterial, während dem täglichen Bedarf oder den Vorübungen der Schriftsteller Tafeln mit Wachs überzogen dienten. In den Zeiten des Moses erscheint das Schreiben als eine bereits sehr geläufige Kunst, welche auf Holzstäbe

(4 Mos. 17, V. 2), wie auf Stein (2 Mos. 34, V. 28) und in Büchern (2 Mos. 24, V. 7) geübt wurde. — Die zu uns gekommenen Bücher des Alterthums bilden meist Rollen; erst im fünften Jahrhundert nach Christo kam die Form der viereckigen Bücher mit Deckeln auf.

Von den schriftlichen Denkmalen einer wahren, tiefergründeten Weisheit gilt dasselbe, was oben (§. 42) von den Sprachen gesagt worden: jene Schriften sind die ältesten, in denen die einfältigste, kindlichste Form mit der höchsten Gotteskraft vereint ist. Dieses Gepräge der innren Wahrheit des Geistes; dieses Gepräge des höchsten Alters tragen vor allen Denkmalen der vorchristlichen Zeit die mosaischen Urkunden. Ein gelehrter Scherz, welcher unter der Hand zum Ernst wurde, hatte den Einfall erzeugt: daß die herrlichen Gesänge des Homeros, deren innre und äußere Einheit so augenfällig ist als bei irgend einem andren Werk des Geistes eines Menschen, aus Stücken zusammengesetzt seyen, welche von sehr verschiednen Menschen und Menschenaltern gedichtet wären. Obgleich dieser Einfall auswärts nur wenige Theilnahme gefunden; so gefiel dennoch das Ungeheure desselben in Deutschland so wohl, daß man alsbald ihn auch auf andre Werke des Alterthums anwendete. Es sollten unter andren nicht bloß die Schriften der Propheten mit Einschiebseln späterer Art („denn kein Mensch könne je voraus wissen, was künftig sey") versetzt, sondern namentlich selbst die Bücher des Moses, etwa im siebenten Jahrhundert vor Christo, aus sehr verschiednen Stücken zusammengefügt seyn. Diese Vermuthung wird sich indeß, bei tiefer und weiter fortgesetzter Forschung, leicht widerlegen lassen, und es erscheint als ein ganz besonders großes Verdienst des deutschen, treumeinenden Ernstes, daß er für alle Völker und Zeiten Fragen des Zweifels auch gegen das Unbezweifelbare aufregt, aber dann auch selber gründlich diese Fragen beantwortet. Moses, der eigentliche Verfasser des Pentateuchs lebte von 1563 bis 1442 vor Christo. — Als eines der ältesten Werke der Weisheit, die durch Menschen und zu Menschen sprach, kündigt sich auch durch seinen Inhalt das Buch Hiob an. — Samuel lebte von 1122 bis 1052 v. Chr.; David der Gesalbte von 1076 bis 1006; Salomon, der gekrönte Weise, Dichter und Lehrer, von 1026 bis 966; gleichzeitig mit ihm und David die Verfasser mehrerer Psalmen. Die Propheten Joël und Amos weissagen um 790 vor Christo (nach Andren Amos und Micha schon 870); Jonas vor 784; Jesaias zwischen 760—742; Hoseas zwischen 784—729; Micha zwischen 758—600; Nahum etwa um 600; Habakuk und Obadja um 610 und 611. Jeremias lebt zwischen 612 bis 588; Zephanja um 640; Ezechiel um 600; Daniel weissagt schon im Jahr 590; Haggai und Sacharja um 520; Maleachi 443. — Jesus Sirach schon um 237 hebräisch, etwa im Jahre 131 vor Christo ins Griechische übersetzt.

In einer sehr frühen Zeit sind auch die heiligen Bücher der Inder in der Sanskritsprache verfaßt, namentlich die Vedas, Purana (woraus Bagavadam) und die Grundzüge zu Menu's Gesetzbuch. M. vergl. Fr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Inder 1808. — Wie in China, wo Confucius (geb. 551, gest. 478 vor Christo) den Stoff, welchen ihm die heiligen Bücher und Ueberlieferungen der ältesten Zeit darboten, zu einem Ganzen ordnete und zusammenfaßte, und wie in Persien, wo Zoroaster (um 666 oder 525 vor Christo) aus diesen alten, ehrwürdigen Baumaterialien sein neues Lehrgebäude des Parsismus errichtete, scheint auch in Indien die Hand einer späteren Zeit das Erbgut des Wissens aus den frühesten Zeiten unseres Geschlechts gefunden und benutzt zu haben.

Das Volk der Griechen hat zuerst jene alte Wahrheit, welche Heraklitos so vielfach aussprach, durch die That bewährt: die Wahrheit,

rides den Cilicier neue Bahnen des Wiſſens durchmeſſen;
e Ausbeute der Zergliederungs- und Arzneikunde der alten
it wurde durch Galen; die der Sternkunde und Erdbeſchrei-
ng durch Claudius Ptolemäus, den Aegyptier, in die reiche
orrathskammer der Werke eingeſammelt, welche, wie Plinius
ſcher, während des langen Winters der Wiſſenſchaft, der
n eintrat, zur Ernährung und Freude der kommenden Ge-
lechter dienten.

Die Wiſſenſchaft, welche, wenn ſie einmal zum Leben ge-
mmen, nie wieder ſterben kann, ſchlug indeß, während ſie in
eſten nur noch ſelten geſehen worden, für einige Zeit ihre
ohnung in Oſten auf, und beſuchte von neuem ihre alte, ſeit-
m verödete Heimath in Aſien. In der Stille eines glückſeligen
iedensreiches, welches damals am Ganges beſtund, nahm
ſt die Dichtkunſt und Philoſophie in ganz neuer, eigen-
ümlicher Form, von einer der altkräftigſten Völkerſprachen
ſitz, welche auf Erden ſind. Es hat das hier entzündete
ner Jahrhunderte lang geflammt und daſſelbe iſt auch nachmals,
s es ſchon am Erlöſchen ſchien, von Weſten her leicht wieder
entzünden geweſen.

In knabenhafter Wildheit hatte der Glaube des Mohamed
jungfräuliche Wiſſenſchaft verfolgt und den Schmuck ihr ent-
ſen. Da entzündete ſich unverſehens in dem Eroberer eine
neigung gegen die Gemißhandelte, welche zur innigen, treuen
be ward. Der Stamm der Kalifen hat den geiſtigen Keim
s Wiſſens, den er ausrotten wollte, gleichwie jene Königs-
hter am Nil die Hoffnung und den Troſt eines gefangenen
olkes, ſelber in Obhut und Pflege nehmen müſſen und Bagdad
d Moſul, Marocco und Cordoba ſind Zeugen des Ernſtes
d der Treue geweſen, mit welcher die Araber das ihnen von
ott ins Herz gegebene Geſchäft der Pflege der Wiſſenſchaft be-
eben. Es wäre indeß auch hier wie anderwärts die Ausſaat
s Menſchenwortes bald verdorben, ihre innre Wahrheit hätte
h zur Unwahrheit verkehrt, wäre nicht auf andre Weiſe dem
rderben geſteuert worden. Mit dem Chriſtenthum zugleich
lte eine Zeit der Vollendung ihren Anfang nehmen, deren eigent-
liches Ziel erſt ein fern künftiges Geſchlecht erkennen wird.

ie in der äußeren Natur von den beiden, oben erwähnten

gelehrt, die Geschichte der Menschen und Völker zu erzählen. — Der Athener Thukydides (geb. 470 gest. gegen 403) und des Sokrates Schüler: Xenophon (etwa von 444 bis 355) haben neben jenes des großen Hallikarnassiers ihre Meisterwerke der Geschichte hingestellt, an denen sich manches spätere Geschlecht bis zu dem unsrigen herab erfreut hat und innerlich gestärkt. Von dem Ktesias aus Knidos, Kriegsgefangenen und Leibarzt des Artaxerxes (um 383 v. Chr.) haben wir nur Bruchstücke eines größeren Werkes. Der länder- und sternkundige Anarimandros von Milet lebte um 610.

Die Weisheit der Völker, Philosophie genannt, hat in Griechenland als erstes Werk ihres Bemühens die Gesetze der Völker hervorgebracht. Lykurg in Sparta um 890; Philolaos in Korinth um 726; Solon in Athen 594. — Die sieben Weisen: Pittakos, Periandros, Bias, Cheilon, Kleobulos, Thales, Solon, lehrten durch gehaltvolle Sprüche. Thales aus Milet (um 610) leitet den forschenden Blick durch die Betrachtung der Sinnenwelt auf die höhere, den Ursprung der Dinge; Pherekydes aus Syros (um 550) sprach die Lehre der drei Wirklichkeiten des Seyns unter der Form der Zeit, der Materie und des Zeus oder Aethers aus; Anarimandros aus Milet (um 580) erkennt vor und über dem Endlichen ein Unendliches an. Pythagoras aus Samos (geb. um 584, gest. gegen 505) führt den Geist des Menschen in die Mitte seines verborgenen Innern, daß er hier Gott finde und mit ihm allein sey; Herakleitos aus Ephesos lehret, daß das Offenkundigste und allgemein Erkennbare zugleich das des Erkennens und Forschens Würdigste sey. — Aus der Schule des Pythagoras nennt uns das Alterthum den Empedokles aus Agrigent (um 444), welcher das bloß innerliche Wunder der Seele in ein äußerliches und sinnliches verwandeln wollen; Ocellus Lucanus (um 500), dann die Physiker Philolaus und Archytas, so wie den Timäus (um 400). — Es hat die Schule der Eleaten erkannt, daß unser Erkennen, selbst des sinnlich Wahrnehmbaren, erst in einem übersinnlichen Ergänzenden, seine Vollendung und Erfüllung finde. Xenophanes aus Kolophon lebte um 550; Parmenides 460. Mitten in den Bewegungen der Elemente und leiblichen Uranfänge, mit deren Erforschen Leukippos sich beschäftigt, ahndet und erkennt Demokritos von Abdera (gest. 404) ewige Gesetze der Natur und der allgestaltenden und erhaltenden Weisheit.

Athen, ein Sammelplatz der nach dem Nichts forschenden und von dem Nichts mit scheinbar Etwas sagenden Worten redenden Sophisten (um 444), wird zu einer Schule der Weisheit, welche das ewig Seyende erkennt durch Sokrates (geb. 469 gest. 400). Sein treuer Schüler und Geschichtsschreiber Xenophon wurde schon oben erwähnt; von Aeschines aus Athen sind noch Gespräche des Sokrates vorhanden. Aus den andern Schülern des Sokrates hat Aristipp (um 400) von Kyrene jener Lust, welche nur im ewigen Geiste wohnet, ein Wohnhaus im vergänglichen Fleisch zu erbauen gesucht; Antisthenes aber (um 404) und noch mehr Diogenes von Sinope (414 b. 324) strebten vergeblich dem vergänglichen in den Banden des Bedürfnisses gehaltenen Leibe jene Unabhängigkeit anzumaßen, welche nur ein Eigenthum des Geistes seyn kann.

Aristokles, genannt Platon (geb. 430 gest. 347), Sohn des Ariston, hat nicht bloß in sich und in den Geschlechtern der späteren Zeiten die Sehnsucht nach der alten, ewigen Heimath der Ideen, im Innern der Menschenseele erweckt, sondern er hat als ein kühner Schiffer den Weg um den Welttheil des sinnlichen Scheines herum

ht, daß alles Sehnen und Hoffen der Völker, ja das War-
r aller Kreatur, in Einem erfüllet sey, von solcher Staunen
regenden Tiefe und von solcher befriedigender Kraft, daß
e Seele alsbald nicht mehr nach dem Wissen des Scheines
ngt, noch sein begehrt. Denn wenn sie diese Fülle des Er-
nnens und in ihr Frieden ohne Aufhören, Sättigung ohne
berdruß gefunden, siehe da ist die ganze Welt des Erkenn-
nen eine andre geworden als sie vorhin war; es ist Alles
n worden. Denn es fällt nun nicht mehr auf das Werk des
chtbaren, das öfters unsichre und sich verdüsternde Licht der
nschlichen Wissenschaft; sondern ein Licht gehet aus von Gott, zu
leuchten das Weltall. Die berechnende Astronomie, so viel
auch seit Hipparchs Zeiten sich bemühte, hat noch kein Maß
funden, die Räume des Himmels zu messen; der Geist des
enschen aber, welcher das Wort kennet, das von Anfang war, der
ein sichres Maß in seiner Hand, womit er der Himmel Gränzen
sset: das ist die Höhe und die Breite und Tiefe der Erbarmun-
n Gottes. Denn siehe, gerade so hoch als der Himmel über der
de ist, lässet Gott seine Gnade walten über die so ihn fürchten.

Wenn denn die Seele in verborgner Stille mit ihren Au-
n den Bund geschlossen: daß diese nur aufsehen sollen nach
em, was vom Geschlecht der Ewigkeit ist, da begibt sie sich
eine Schule der Weisheit, welche höher ist als die Weisheit
r Isistempel und der sokratischen Lehrgebäude. Aber auch in
ser Schule hat die ewige Lehrerin, welche hier lehrte, einen
ung des Unterrichts eingeschlagen, welcher vorbildlich in der
en erwähnten Erziehung der Völker zum menschlichen Wissen
nnt wird. Sie hat mit dem Wort, mit dem Lehren jener
nen Sprache begonnen, welche in jedem ihrer Töne von dem
rei in einem und von dem Geheimniß zeuget: daß Christus
kommen sey in das Fleisch. An dem Erlernen dieser neuen
prache sind die ersten Jahrhunderte vor Allem fest und gründ-
h geübt worden; dieser Sprache, deren Bedeutung und Gesetze
stehen müssen, daß auch kein Jota sich verliere noch ver-
ke, wenn anders der Grund des göttlichen Erkennens blei-
n soll. Denn hier hat das Wort eine Macht, welche die Kräfte
chtbaren, wie des unsichtbaren Wesens bewegt: es ist die
des anfänglichen Wortes, durch welches Alles gemacht,

ters, welcher als Lehrer derſelben die damalige ſogenannte Grammatik betrieb. — Dieſer Richtung gegenüber geſtaltete ſich in Zenon aus Kittios auf Kypros (geb. 362, ſt. 264) und in ſeinen Schülern Kleanthes aus Aſſos (um 265), vornehmlich aber in Chryſippos aus Soloi (279 b. 207), die allerdings ernſter erſcheinende Lehre der Stoa, welcher jedoch bei der kräftigen Entwicklung und Feſtigkeit der äußern Schale die eigentliche innere Fülle und geiſtige Fruchtbarkeit des Kernes abging. Gleichzeitig mit den Stiftern der beiden Schulen und vielleicht auf kräftigere Weiſe belehrte das atheniſche Volk durch ſeine treuen Sittenſpiegel der Zeit: der Komödiendichter Menandros (geb. 342, ſt. 290 v. Chr.), den ſich Terenz zum Muſter gewählt, während das Vorbild des Plautus Philemon aus Soloi war (lebte um 360).

Aus der Wurzel und dem Stamme der Philoſophie waren indeß zwei Schößlinge hervorgegangen, davon wenigſtens der eine noch in ſpätere Zeiten hinüber ſich kräftig erhielt, als der Hauptſtamm in ſeinem Innern bereits faul geworden. Die Redekunſt, welche ſchon Perikles und Alkibiades als Meiſter geübt, wurde von dem Zeitgenoſſen des Sokrates, dem Lyſias (geb. 459, geſt. 379), in höherer Vollkommenheit jedoch von Iſokrates (geb. 436, geſt. 338) gelehrt. — Der Redner Lykurgos lebte von 408 bis 328; der edle Demoſthenes (aus Päanium in Attika) von 385 bis 322; Aeſchines 393 b. nach 318.

Der andere Schößling der Wurzel des gemeinſamen Wiſſens war jener der Mathematik, ſo wie der Naturkunde und Medicin. Die letztere war durch den Asklepiaden Hippokrates aus Kos (lebte von 460 bis 372, oder wie Andere wollen 352) zu einer frühen Meiſterſchaft erhoben. Diokles von Karyſtos (um 365), ſo wie Praxagoras aus Kos (um 347), begründeten hierneben die ſogenannt dogmatiſche Schule, während ſich die Heilkunſt in der Hippokratiſchen Form durch Eudoros und Chryſippos aus Knidos erhielt. Neben Hippokrates dem Arzt hatte ſich ein Hippokrates aus Chios (um 450) um die wiſſenſchaftliche Vollendung der Mathematik und Geometrie verdient gemacht; Archytas (um 400) um Mechanik; Eudoros (370) und Pytheas (338) um Stern- und Ländertunde.

Dieſe Richtung des philoſophiſchen Forſchens nach der Welt der ſichtbaren Erſcheinungen hin erhielt ſich auch in ihrer vollen Kraft, ja ſie gewann noch an Umfang und Vollendung, als mit dem Reich der Ptolemäer in Aegypten für die griechiſche Literatur eine Periode des neuen Wiederauflebens begann. Wir wollen die Früchte dieſer ſpäteren Zeit, welche die vollkräftige griechiſche Sprache getragen, hier noch vorerſt betrachten, ehe wir zu der Geſchichte der Wiſſenſchaft bei den Römern übergehen.

Es hatte bei der Zertheilung der Reiche, welche Alexander der Macedonier erobert, Aegypten das Glück gehabt, dem Fürſtenhauſe der Ptolemäer anheim zu fallen, welche mit königlicher Milde der Kunſt wie der Wiſſenſchaft pflegten. Es erwachten indeß nur wenige Zweige dieſer beiden von neuem, einige aber, die im Vaterland erſt im Aufſchoſſen geweſen, erſchloſſen ſich kräftig unter dem günſtigen Himmel, und brachten jetzt ihre erſten Blüthen und Früchte. Unter den Dichtern, welche, wenn auch nicht alle in Alexandrien lebend, dennoch durch den Einfluß der neuen Alexandriniſchen Bildungsperiode erwachten, nennen wir Philetas aus Kos (um 300), von welchem zwar nur wenige Fragmente ſich erhielten, der jedoch als Vorbild des Propertius Erwähnung verdient. Lykophron aus Chalkis (275), Erfinder des Anagramms und ſchwülſtiger Tragiker; Kallimachos Battiades aus Kyrene (272), mythologiſcher Hymnendichter und Hiſto-

[illegible] worden im Fleisch, die Geschichte wie er gewandelt mit den Menschen auf Erden als ein Mensch, wie er zum Tod im Fleisch erniedrigt und hindurchgedrungen zum Sieg, aufgehoben sey zur Herrlichkeit. In dieser einen Geschichte sind alle andren Geschichten der Völker und Zeiten umschlossen; denn siehe, das ist die Erfüllung, nach welcher alle Bewegung des Werdens und Wechselns der Begebenheiten, des Aufblühen und Versinken der Weltenreiche hingerungen. Willst du wissen, was Alexander der Macedonier gewollt, als er die Völker, die sich flohen und eines vom andern rissen, mit eisernen Ketten zusammengeschlossen, willst du wissen, was das Waffenglück und die Macht der Römer gesucht und erstrebt, als sie die Völker und Länder unter das Joch eines neuen Weltenreichs gezwungen, so siehe das Christenthum an, welches das Joch hinwegnahm, das Reich aber in der Herrschaft des Geistes bestehen ließ. Fragst du, was alle Verfassungen der Völker, alle ihre innren Gesetze und Einrichtungen vorbedeuten, und wozu sie den Menschen gewöhnen sollten, das Christenthum als die Erfüllung der Vorbilder wird dir die Frage lösen. Aristoteles und Theophrast, Plinius und Dioskorides hatten die Welt der sichtbaren Wesen in ihrer Verbindung und Zusammengesellung des einen zum andern, nach ihrer natürlichen Stätte, im Meere oder in der Luft, auf Bergen und im Thale [illegible], diese neue Zeit des Erkennens sah zunächst Alles, was da ist und wird, in Beziehung auf Gott; das Geschöpf in der Stätte seines Seyns und Wirkens, in dem Schöpfer. Da [illegible] dann in allen Dingen nicht nur Kräfte des leiblichen Lebens bemerkt, sondern Kräfte eines Alle durchdringenden, [illegible] Lebens. Es erkennt das Auge des Leibes an den sichtbaren Dingen einen gemeinsamen Zug der Aehnlichkeit, welcher [illegible] unter einander zu Familien und Ordnungen verbindet; das Auge des zum neuen Erkennen gebornen Geistes bemerkt [illegible] einen Zug Aller zu Einem, einen Zug, der die [illegible] Seele mit sich aufwärts führet zu dem Ausgang alles [illegible].

Sie hatte diese neue Zeit des Geistes an der ganzen Welt [illegible] zunächst nur das erforscht und verstanden, was [illegible] Gott und durch Gott sey. Sie hatte hier an dem

genannte methodiſche (dem Brownianismus verwandte) Aſklepiades, aus Pruſa in Bithynien, welcher um 110 in Rom lehrte.

Das alte Rom, in welchem in uralter Einfalt ein Volk erzogen und gehärtet wurde, welches unter andern Völkern die Beſtimmung des Eiſens hatte, ſang noch, bis in jene Zeiten, in denen die griechiſche Literatur unter Alexandriniſchem Einfluß ihre letzten Nachblüthen trieb, ſeine ſaturniſchen Feſtgeſänge, welche Weiſſagungen in ſibylliniſchem Stile, Lobpreiſungen der Götter und ermunternde Töne der Schlachten enthielten. Da wurde das Volk durch Livius Andronicus (um 238 v. Chr.), einen Griechen aus Tarent und Freigelaſſenen des M. Livius Salinator, mit den Werken der griechiſchen Dichtkunſt bekannt; denn, obgleich in roher Sprache, es überſetzte derſelbe außer mehreren Hymnen die Odyſſee des Homer und griechiſche Luſtſpiele. Ihm folgte in dem Geſchäft der Verpflanzung griechiſcher Muſter auf römiſchen Boden Qu. Ennius, aus Rudiä in Calabrien (geb. 240, geſt. 170 v. Chr.), welcher zuerſt in Sardinien der Lehrmeiſter des älteren Cato im Griechiſchen geweſen, dann von dieſem mit nach Rom geführt war. Es hat vermöge eines Geſetzes der wechſelſeitigen Anziehung der ſich ganz entgegengeſetzten Stimmungen des Gemüthes, das wir in den vorhergehenden Unterſuchungen öfters betrachtet haben, das ernſte Rom ein ganz vorzügliches Gefallen am Komiſchen gefunden, und deßhalb iſt vor Allem in Rom das Luſtſpiel zu einem hohen Grad der Vollendung, wiewohl meiſt nach griechiſchem Muſter, gelangt. Cn. Nävius aus Campanien (geſt. 235) war mehr nur Ueberſetzer in des Livius Andronicus Weiſe geweſen. Voll eigenthümlicher Kraft dagegen und Fülle des natürlichen Witzes hatte ſich M. A. Plautus aus Sarſina in Umbrien (geſt. 184 v. Chr.) nach dem Muſter der Griechen gebildet, und es erhub P. Terentius Afer (geb. 194, geſt. 161 v. Chr., Freigelaſſener des Terentius Lucanus) das römiſche Luſtſpiel zu einer noch jetzt Bewunderung erregenden, claſſiſchen Vollendung. Bemerkenswerth erſcheint es hierneben, daß die Römer, ſo glücklich in dem komiſchen Drama, für das Trauerſpiel faſt ganz ohne Sinn und Anlage erſchienen; vielleicht deßhalb, weil ſie beſtimmt waren in der That und perſönlich auf dem Theater der Weltbegebenheiten ein ungeheures Trauerſpiel der Völker aufzuführen. Wir kennen deßhalb die Tragiker Pacuvius (um 180) und ſelbſt den Freund des Virgil und Dichter des Thyeſtes: den L. Varius, nur dem Namen nach, und die Trauerſpiele des L. An. Seneca (geb. 1 geſt. 65 nach Chr.) erregen kein großes Verlangen nach dieſem verloren gegangenen Zweig der römiſchen Poeſie. — Bedeutender jedoch und kräftiger entfaltete ſich die römiſche Dichtkunſt nach andern Seiten hin. So in des Titus Lucretius Carus (geb. 97, geſt. 53 v. Chr.) Lehrgedicht, das auch von pſychologiſcher Seite betrachtet ein merkwürdiges Werk iſt, da es in den geſunden Zwiſchenzeiten gedichtet iſt, welche der durch einen Liebestrank vergiftete Sänger mitten in den Perioden völliger Geiſtesabweſenheit genoß. Allgemeiner gefeierte oder doch bekannte Namen ſind P. Virgilius Maro (aus Andes bei Mantua, geb. 71, geſt. 19 v. Chr.), welcher ſich durch innere Kraft hoch über das geiſtloſe epikuriſche Syſtem erhob, in welches ſein Lehrer Siro ihn zu führen verſuchte; Qu. Horatius Flaccus aus Venuſia in Apulien (geb. 67 geſt. 20 v. Chr.); P. Ovidius Naſo aus Sulmo in den jetzigen Abruzzen; Caj. Valerius Catullus (von der Halbinſel Sirmio im Veroneſiſchen (geb. 87, geſt. 48 v. Chr.); Alb. Tibullus aus Rom (geſt. 19 v. Chr.); S. Aur. Propertius aus Umbrien (geb. 58 v. Chr., geſt. 8 n. Chr.); M. Annäus Lucanus (aus Corduba in Spanien, ſt. 60 n. Chr.); Caj. Silius Italicus (geb. 25, geſt. 100 nach Chr.), zugleich als Redner bekannt.

agen, je kräftiger ſie von jener erſteren durchdrungen war. Nie jedoch bei allem menſchlichen Bewegen, wie bei dem Gange r Glieder, jetzt die eine, dann wieder die andre Seite vor- ckt, bis das Ziel der Schritte erreicht iſt und beide nun an nem Ende der friedlichen Erfüllung ruhen: ſo hat auch in dem rlaufe dieſer neuern Zeit der Wiſſenſchaften bald die eine, bald andere Richtung vorgewaltet und, wenn einmal von der wahrhaf- n Wiſſenſchaft die Rede ſeyn ſoll, ſo wird jede von beiden, ohne die dere, nicht als wahre Wiſſenſchaft erſcheinen, ſondern dieſe wird r da zu finden ſeyn, wo beide in gleicher Kraft ſich durchdringen.

Es iſt zuletzt, wie vormals, bei dem Verfall der Wiſſen- haften, die eine, höhere und ältere Richtung des Erkennens rückgedrängt worden, und aus dem Gange der Forſchungen chwunden, ſo daß dieſelbe, wo ſie ſich etwa noch gefunden, einer Abſchließung in ihre verborgnere Tiefe genöthigt wor- n. Die Wiſſenſchaft hat zuletzt ſogar weniger das beachtet, was Dinge und Weſen für einander ſelber und für die Natur Menſchen ſind, als nur das, was ſie für die beſondere, eigen- hörige, und zugleich auch mißgeſchaffene Vorſtellungsweiſe eines einen Wortführers der Wiſſenſchaft ſind. In einer ſolchen ge iſt aber weder Wahrheit noch Treu noch Glauben, ob- ſich ſie mit anziehender Macht die Jünger um ſich her ver- mmelt, weil ſie ihnen ſcheinbar ein Recht und eine Macht in e Hände legt, welche nur Gott hat.

Die rechte Wiſſenſchaft, wenn ſie erkannt hat, was der enſch für ſich und was er durch Gott ſey, wird auch erken- n, was alle Dinge wahrhaft für den Gedanken und für das eſen des Menſchen; was ſie wahrhaft für einander ſelber ſind.

Es iſt ein Seyn, aus welchem alles Seyn gekommen; ein ſtthätiges Wirken, was dem Wirken aller Lebendigen ſeinen fang und ſeine Kraft gegeben. Der Geiſt aber, der alle ge hält und umfängt, machet das Wirken und Bewegen einzelnen Dinge zu einem lebendigen, aus vielen Gliedern ſtandenen Leibe, ja zu einem hehren Tempel der Gottheit. wenn die erſten Zeiten, auch des tieferen Erkennens, vor nur das geſehen, was alles Gedenkbare um, in und durch ſey; ſo wird auch eine Zeit des Geiſtes kommen, welche Licht des Göttlichen Erkennens ſiehet und weiß, was

Neapel, geb. 61, geſt. 96 n. Chr. — Als Redner that ſich hervor C. Plinius Secundus aus Novocomum (geb. 62, geſt. 110); das Lehramt der Redekunſt bekleidete unter Veſpaſian M. Fab. Quinctilianus aus Calahorra in Spanien, geb 42 n. Chr., geſt. nach 118. — Hiſtoriſcher Excerptenmacher und zugleich Dichter war Lut. Annäus Florus (vor 117). — Redekünſtler, Sprachlehrer und gelehrter Compilator war Aulus Gellius, um 160 nach Chr.

Um die Länderkunde macht ſich Pomponius Mela aus Spanien (um 41 n. Chr.) verdient; mit einer Art von chronologiſcher Aſtronomie beſchäftigte ſich ſchon Nigidius Figulus, Cicero's Freund um 45 v. Chr.; übrigens hatte Rom in dieſem Gebiet ſo wenig Tüchtiges aufzuweiſen, daß Jul. Cäſar bei ſeiner Kalenderverbeſſerung den Soſigenes aus Alexandria zu Hülfe rufen mußte; ein Lehrgedicht aſtronomiſchen Inhaltes ſang Marcus Manilius (um 9 n. Chr.), welches noch immer von kräftigerem Geiſte zeugt, als jenes des Julius Firmicus Maternus (geſt. um 340), obgleich dieſem die ſelbſt mehr zum Gemeingut gewordenen alltäglicheren Kenntniſſe der wiſſenſchaftlichen Aſtronomie nicht fern liegen konnten. — Ueber Baukunſt ſchrieb ein treffliches Werk: M. Vitruvius Pollio um 29 n. Chr.; über Waſſerleitungen Sext. Jul. Frontinus (geſt. 106); den Ackerbau wählten ſchon zum Gegenſtand ihrer wiſſenſchaftlichen Betrachtung: M. Porcius Cato (geb. 235, geſt. 159 v. Chr.); M. Terentius Varro (der bereits erwähnt wurde). Jun. Moderatus Columella aus Cadiz (um 85 n. Chr.). — Die Arzneikunde behandelten als Schriftſteller Aurelius Cornelius Celſus aus Rom oder Verona, um 14 n. Chr.; Scribonius Largus (vor 50 n. Chr.). — Die Meteorologie Seneca.

Einer auszeichnenden Erwähnung verdient der fleißige Sammler und Lehrer vieler ſpäteren Jahrhunderte im Gebiet der geſammten Naturgeſchichte: C. Plinius Secundus aus Verona, geb. 23 n. Chr., geſt. 79. Die Kühnheit des Planes, ſo wie der Umfang des wiſſenſchaftlichen Gebäudes, das er in ſeinen Werken aufſtellt, wird ſich die Achtung aller Zeiten erhalten.

Wir wenden uns nun zu einigen ſelbſtſtändigen Erſcheinungen im Gebiete der Literatur auf fremdem Boden, obgleich in den Zeiten römiſcher Herrſchaft, eigenthümlich entwickelt.

Der in dieſem Werk oft erwähnte, merkwürdige Philo Judäus ſtammte aus hohenprieſterlichem Geſchlecht und war von reich begüterten Eltern zu Alexandria in Aegypten 30 Jahre vor Chriſtus geboren. Er gelangte ſpäter in dieſer Stadt zur Würde des Magiſtrats. — Im 4ten Jahre der Regierung des Caligula, mithin 40 Jahre nach Chriſto, nennt ſich Philo einen Greis, welche Benennung nach dem Buche Pirke Avoth den Juden erſt im 70ſten Jahre zukam. Erſt im Jahre 49 n. Chr. kam der Apoſtel Marcus nach Aegypten, ſchwerlich konnte demnach Philo in ſeinem mit jugendlicher Begeiſterung geſchriebenen Werke de Therapeutis chriſtliche Mönchsorden im Sinne haben; eben ſo wenig darf angenommen werden, daß er bei andern ſeiner Werke chriſtliche Schriften vor Augen hatte (m. ſ. die Einleitung zur Ausgabe ſeiner Werke von Mangey). Andere Philoſophen, welche in griechiſcher Zunge lehrten, waren Epiktet aus Hierapolis in Phrygien, Freigelaſſener des Kämmerers des Nero, des Epaphrodit. Er war ſpäter Lehrer der Philoſophie zu Nikopolis (etwa 94 bis 117). — Um dieſelbe Zeit Theon aus Smyrna. — M. Aurel. Antoninus, ſt. 180. — Gleichzeitig mit ihm Maximus Tyrius. — Witziger Schriftſteller auch über Philoſophie war Lukianos aus Sa-

nun nichts erschlossen werden, weil ihnen kein andrer Begriff mehr beigelegt werden kann; die niedern Begriffe können auch nicht von einem Andern erschlossen werden, weil sie nicht ausgesagt werden können von einem andern. Deßwegen herrscht das beweisende Verfahren durch den Schluß in unbeschränkter Freiheit nur über die mittleren Begriffe (Anal. prior. I, 27). — Es gibt mehrere Gründe der Wissenschaft; sie erkennt der Verstand (Eth. Eud. V, 6); sie liegen aber eben sowohl in den obersten Begriffen als in den niedrigsten, über welche, weil der Verstand sie unmittelbar auffaßt, keine weitere Erklärung gegeben werden kann (An. post. I, 13; Eth. Eud. V, 8; 11). In Beziehung auf sie ist aber auch kein Irrthum möglich, außer nur beziehungsweise. Die Begriffe können wir treffen oder nicht treffen, aber ein Betrug kann hierüber nicht statt finden, denn erst in dem Satze, welcher Begriffe mit einander verbindet, kann ein Irrthum vorkommen (Met. X, 10; de anim. III, 6). — Ueber den Begriff braucht und vermag man einen Beweis zu führen; man kann, wie bei dem Satz des Widerspruches (welcher der oberste Grundsatz genannt wird, Met. IV, 3), nur zeigen, daß die entgegengesetzten Annahmen falsch sind. Es gibt zwei Arten der Gründe der Wissenschaft: 1) die aus welchen und 2) die um welchen bewiesen wird. Jene sind allgemeine Gründe, diese sind den einzelnen Wissenschaften eigenthümlich. Jede Wissenschaft hat ein ihres Geschlecht des Seyenden zu ihrem Gegenstande; jede soll aus dem ihr eigenthümlichen Geschlechte ihre Beweise führen, nicht aber diese aus andren, ihr fremden Wissenschaften entlehnen (Analyt. post. I, 7). Dieß sind die besondern Gründe der Wissenschaften; es gibt aber außer diesen auch allgemeine oder Axiome, durch welche die Wissenschaften unter einander verwandt und verbunden sind, und es gibt eine oberste Wissenschaft, welche die Grundsätze aller übrigen Wissenschaften erforscht (Analyt. post. I, 8; Top. I, 2; Met. VI, 1; XI, 7). — Das Wißbare (ἐπιστητόν) ist verschieden von dem durch den Verstand Denkbaren (νοητόν, Anal. post. II, 18; Ethic. Nic. VI, 6). — Ueber dem Verstand gibt es einen andren Herrscher, das vom Verstand (vom Akt erkennenden Geiste) Gedenkbare, welches erst in der Berührung mit dem Verstand eine wirkliche Einsicht begründet (Met. XII, 9). — Der Mensch hat zuletzt doch keinen sichren Anfangs- und Haltpunkt für seine Forschungen, als die Erscheinungen; an ihnen darf man nichts mäkeln, ihnen darf man nichts vergeben; frevelhaft würde es thun, sich in seinen Gedanken zum Mitbildner der erscheinenden Welt aufwerfen zu wollen (Met. I, 5; de coelo II, 13, und diese gesammten Ansichten des Aristoteles über Wissenschaft zusammengestellt in Ritters Gesch. d. Ph. B. III).

Die Wissenschaft ist nach Philo ein festes und unwandelbares Erfassen (des Erkennbaren), welches auf unerschütterlichem Grunde ruht — ein deutliches, klares Sehen (de cong. quaer. erud. 444). Der wahren Wissenschaft soll die Kunst dienen (id quod a Deo mittunt somn. 567, ed. Mang. I, 621). M. v. die Definition der Wissenschaft von Zenon, bei Diog. Laërt. VII, 47 u. 165; Suidas s. v. ἐπιστήμη; Sext. Emp. adv. Math. 166; Clem. Alex. Strom. II, 434).

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir, so weit dieß zur Erläuterung des vorstehenden §. und zum Zweck dieser Untersuchungen dienlich scheint, zu einigen Angaben über die Hauptmomente der Geschichte der Wissenschaften über, welche freilich fast nur auf Namen und Zahlen sich beschränken müssen. Ohnehin wollen wir auch hier, wie bei der Geschichte der Kunst, als vollkommen erläuterndes Beispiel vorzüglich nur die Geschichte der Wissenschaften bei den Alten hervorheben.

Ammonios Saccas (geſt. 241); Plotinos aus Lykopolis (205 b. 270); Porphyrios aus Batanea (geb. 223, geſt. 304); Jamblichos aus Chalkis in Cöleſyrien (geſt. 333). Chriſtliche Schriftſteller dieſer Richtung: Syneſios aus Kyrene (geb. 378, geſt. vor 431), Biſchof zu Ptolemais. Sein Ausleger Nicephorus lebte erſt um 1360. — Neméſios, Biſchof zu Emeſa, um 400. — Proklos der Lykier, geb. 412, geſt. 485; Damaskios der Syrer (535). — Die Schule der Neuplatoniker in Athen wurde von Kaiſer Juſtinian (529) aufgehoben; Iſidorus aus Gaza, Simplikios und Damaskios, welche dieſe Auflöſung erlebten, zogen ſich ins perſiſche Reich, von da (533) nach Aegypten zurück. — Mathematik und Aſtronomie blühten noch immer in Alexandria. Um 390 lebte Alex. Pappus, der Geometer; Theon der Alexandriner um 365, ſeine gelehrte Tochter Hypatia ward 415 in einem Volksauflauf ermordet.

Die Rechtsgelehrſamkeit in jener wiſſenſchaftlichen Form, in welcher dieſelbe von den chriſtlichen Jahrhunderten vollkommen ausgebildet worden, hat ihren Urſprung in der alten Geſetzgebung vieler Völker und Zeiten: in Rom genommen. Formeln zur Einleitung und Führung der Prozeſſe ſammelte ſchon Appius Claudius und machte ſein Schreiber Cnejus Flavius (305 vor Chr.) öffentlich bekannt. — Die ſeitdem neu erfundenen Formeln brachte Sextus Aelius Catus (um 202) zur Kunde des leſenden Volkes; Lehrer des Rechtes war ſchon um 254 v. Chr. Tiberius Coruncanius; berühmte Rechtskundige der nächſten Jahrhunderte vor Chriſto: Q. Mucius Scävola, Servius Sulpicius, App. Cl. Cäcus; L. Aelius der Commentator der 12 Tafeln u. A. Unter Auguſtus entſtehen die Schulen des (ſtrengen) Labeo und des Capito. Zu der Schule des Erſteren gehören Proculus (25), Pegäſus (70), Celſus I u. II (120); zu der des Letzteren C. Caſſius Longinus (25), Edl. Sabinus (95), Priscus Javolenus (100), Salvius Julianus (131), Gajus (160), deſſen Commentare über die Inſtitutionen die Hauptquelle der Juſtinianiſchen Inſtitutionen bilden; Aemilius Papinianus (geb. 140 geſt. 212); Domitius Ulpianus aus Tyrus, geſt. 228; Jul. Paulus (geſt. 235); Hereunius Modeſtinus (245). — Schon ſeit Hadrians Regierung hatte Rom (135), ſeit Alex. Severus (im J. 231) Berytus eine berühmte Schule der Rechtsgelehrſamkeit. Die erſtere beſtund bis nach 500, die andere bis 570, ſeit 420 war hierzu in Conſtantinopel eine dritte gekommen. Der Lehrcurs dauerte fünf Jahre. — Die Conſtitution Valentinians III 426; der Codex Theodoſianus 438. — Eine neue Epoche für die Rechtsgelehrſamkeit begann mit Kaiſer Juſtinian, welcher veranlaßte, daß unter Leitung ſeines Hofkanzlers Tribonian aus allen kaiſerlichen Conſtitutionen von Hadrianus Zeiten an, der Codex Justinianus (aus mehr denn 200 Schriften) zuſammengetragen wurde, beſtehend aus 50 Büchern, welche unter 422 Titeln 9123 Geſetze umfaßten. Die Vollendung dieſes rieſenhaften Werkes, der ſogenannten Pandekten, fällt in den Mon. April 529; der Nachtrag dazu wurde vollendet 534, und früher noch als die Pandekten war das Compendium derſelben unter dem Namen der Inſtitutionen ausgefertigt worden. — Die Baſiliken der ſpäteren griechiſchen Kaiſer haben zu Urhebern den Baſilius Macedo 876; Leo Philoſophus 889 — 911; Conſtantinus Porphyrogenitus um 912.

Durch die Väter der Kirche hatte indeß auch, ſeit dem 2ten Jahrhundert, ein Theil der Literatur begonnen, welcher bald eines der wichtigſten Elemente der Geiſtesbildung wurde. In griechiſcher Sprache

schrieben: Justin der Märtyrer aus Sichem, geb. 89, st. 164; Athenagoras aus Athen, in Alexandrien um 165; Theophilos, Bischof zu Antiochien 177; Tatianus aus Assyrien, Schüler Justins des Märtyrers, st. 176; Hermias vor 200; Irenäus, Bischof zu Lyon, st. 209; Clemens Alexandrinus st. v. 218; Origenes aus Alexandria, des Clem. Al. Schüler, war geboren 185, st. 253 an den Folgen der Peinigungen, welche er unter Decius erlitten; Gregorius Thaumaturgus aus Neocäsarea, durch Origenes zum Christenthum bekehrt, war seit 240 Bischof; Methodius, Bischof zu Olympus, um 311 enthauptet; Athanasius aus Alexandrien, geb. 296, st. 375; Cyrillus aus Jerusalem, st. zu Cäsarea 386; Epiphanius aus Palästina, seit 368 Bischof zu Constantia auf Cypern, st. 403; Cyrillus aus Alexandria starb 444; Chrysostomus aus Antiochien, geb. 354, gest. 407; Theodoretus aus Antiochien, geb. 393, gest. 457, war Bischof zu Cyrus in Syrien; Basilius Magnus aus Neocäsarea in Antiochien, geb. 316, st. 379; Gregorius Nazianzenus aus Azianzus in Cappadocien, geb. 317, gest. 391. Die Geschichte der christlichen Kirche schrieben: Eusebius aus Palästina, geb. 264, st. 340; Hermias Sozomenus, geb. bei Gaza in Palästina um 450; Evagrius aus Epiphania in Cölesyrien, geb. 536. Von den Schriften des Philostorgus (um 423) und Theodorus Lector (nach 525) besitzen wir nur Bruchstücke.

Lateinische Kirchenväter: Tertullianus aus Carthago st. 220; Minucius Felix aus Africa um 220; Cyprianus aus Carthago wurde im J. 258 enthauptet; (Novatianus 251); Arnobius aus Africa, durch einen Traum zur Annahme des Christenthums bewogen im J. 297; Lactantius Firmianus, der Lehrer der Söhne Constantins, schrieb um 325; Ambrosius aus Gallien? Bischof zu Mailand, st. 398; Hieronymus Stridon, aus Stridon an den Gränzen von Dalmatien und Pannonien, geb. 330, starb 420; Augustinus aus Tegaste in Africa, geb. 354, gest. 450.

Syrische Kirchenväter: Ephrem Syrus, st. 378; Philoxenus und sein Chorbischof Polykarpos um 500; Mar Aba um 556; Thomas von Heraklea, Bischof von Germanicien, 617; Paul, Bischof von Tela, 617.

Gesänge und Gebete voll Kraft, Würde und Einfalt, aus diesen ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche hat neuerdings von Bunsen in seinem reichen „allgem. evang. Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen- und Hausgebrauche" (Hamburg bei Perthes) gesammelt.

Schriftsteller des Mittelalters. Die Werke des classischen Alterthums, so kostbar und selten, waren eben durch die Lust der mächtigen Sammler, welche dieselben zu Bibliotheken aufhäuften, der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt worden. So hatte die reichste Bücherversammlung der alten Welt dreimal das Loos einer zuerst theilweisen, dann gänzlichen Vernichtung betroffen (47 v. Chr., dann 391 n. Chr. und zuletzt 640 durch die Araber). Die von Constantius und Julian in Constantinopel angelegte Bibliothek verbrannte 477, und auch die wieder neu angelegten Sammlungen traf dasselbe Loos in den Jahren 610 und 713. Dennoch hatte Griechenland, namentlich in den Klöstern der Inseln und in Constantinopel noch viele treffliche Ueberreste des alten Büchervorraththums, der hier auch häufig durch Abschriften vervielfältigt wurde. In Athen hatte sich bis auf Justinian eine Schule der Philosophie, neben der berühmten Schule der Grammatik und Redekunst erhalten; außer diesem hatten Constantinopel, Alexandria, Antiochien, Berytus, Edessa und Nisibis berühmte Unterrichtsanstalten. Aus diesen noch immer sehr begünstigenden Elementen konnte sich indeß im neuen griechischen Reich

nur noch ein schwacher Nachtrieb der alten griechischen Literatur erzeugen, deren Zeit dahin war. Dichter: Nonnus 410, Pelag. Patricius aus Eudocia vor 460; Tryphiodorus 518; Leo der Weise st. 911; Philippus Solitarius um 1080; Cyr. Theod. Prodromus st. nach 1143; Joh. Tzetzes aus Constantinopel lebte noch 1185; Manuel Philes aus Ephesus, geb. 1275, st. 1340; Maximus Planudes, Sammler äsopischer Fabeln, 1350. — Um das Studium der alten Literatur und Sprache machten sich verdient: der schon erwähnte Joh. Stobäus (um 500); Joh. Philoponios, Lehrer in Alexandrien, um 640; Photius aus Constantinopel, Lehrer Leo des Philosophen, st. 891; Joh. Zonaras um 1110; Suidas, Verfaßer des berühmten Wörterbuchs, um 975 oder nach Andern um 1150; Antonius, Sammler von Sentenzen, 1110; Gregorius Pardus, Metropolit zu Corinth, im 13ten oder 14ten Jahrh.; Eustathius, geb. 1155, gest. 1194; Thomas Magister 1327; Varinus Phavorinus, Verf. eines griechischen Wörterbuchs, 1537. Außer diesen: Georg Lecapenus 1350; Demetrius Triclinius 1400; gleichzeitig Eman. Moschopulus und Chrysoloras; Michael Apostolius 1453; Bessarion aus Trapezunt, geb. 1395, st. 1472; Theodorus Gaza aus Thessalonich, geb. 1398, st. 1478; Georg von Trapezunt aus Kreta st. 1486; Constantinus Lascaris st. 1493; Janus Lascaris, st. 1515; Demetrius Chalkokondylas aus Athen, Lehrer zu Perugia, Florenz u. s., st. 1510; Marcus Musurus st. 1517.

Griechische Geschichtschreiber der ersten sechszehn Jahrhunderte: Zosimus nach 425; Olympiodorus, Dichter, Chemiker und Geschichtforscher, aus Theben in Aegypten, schrieb 407 bis 425; Procopius aus Cäsarea in Palästina um 562. — Byzantinische Geschichtschreiber: Zonaras 1118; Nicetas Acominatus starb 1206; Nicephorus Gregoras aus Heraklea im Pontus (geb. 1295, st. 1359), war auch Astronom; Nicolaus Leonicus nach 1467; gleichzeitig Joh. Ducas. — Als Chronographen sind bemerkenswerth: G. Syncellus um 806; Theophanes, geb. 781, st. 818; Nicephorus aus Constantinopel, geb. 758, st. 828; J. Malelas um 900; G. Cedrenus 1057; Sim. Metaphrastes 1140, schrieb auch Leben der Heiligen; Leo Grammaticus; Joh. Scylitzes um 1080; Georg Phrantzes, geb. 1401. Außer diesen: Georg Pachymeres 1242; Georg Codinus lebte noch 1453.

Geographen: Stephanus aus Byzanz vor 500; Cosmas Indicopleustes 550. — Mathematiker: Proclus 485; Marinus nach 485; Eutocius aus Ascalon um 500; M. E. Pselius. — Astronomen: Thius 500 und Leontius. Chionades mußte sich im Jahr 1250 seine Kenntnisse in Persien holen. — Alchymisten: Stephanus Atheniensis um 640; Cassianus Bassus 912. — Aerzte: Oribasius um 430; Aëtius 500; Alexander von Tralles st. vor 565; Theophilus Protospatharius 610; Palladius vor 600; Paul. Aeginäta 668; Stephan von Athen 630; Nonus 959; Simeon Seth 1071.

Der Geschichtschreiber der Armenier: Moses von Chorene um 462. Vorzüglich wurden aber die Syrer Lehrer der Araber, seit 622. Die Schriften der griechischen Astronomen, Naturforscher und Aerzte wurden seit Almansors Regierung (753 bis 775), noch mehr unter Harun al Raschid (768 bis 808) und Almanon (813 bis 833) ins Arabische übersetzt. Hiebei thätig: Joh. Mesve aus Damask, ein christlicher Arzt, um 800, so wie sein Schüler Honai Ebn Isaak. — Aeltere, eigenthümliche Dichter hatten die Araber schon an Amril Kais (um 550), Tarafah, Zoheir, Hareth, Antara u. A. — Der Koran,

entstanden 622 bis 625. — Dichter nach Mohammeds Zeit: der Kalife Ali Ibn Abutaleb 660; Abu Nauwas aus Bassora 830 und gleichzeitig mit ihm der Sammler der großen arabischen Anthologie: Abu Theman; Bochtari 880; Motanabbi 965; Abul Ola 1058; Thograi 1100; Ebn Faredh st. 1234. (Der Fabeldichter Bidpai oder Bilpai sollte schon im 9ten Jahrh. v. Christo oder doch zu Alexanders Zeit gelebt haben.) Ferner erzählte wunderbare Sagen, als Antars Leben, Abunai schon um 800; vor Allen Hariri, durch Rückerts meisterhafte Uebersetzung uns Deutschen näher gebracht, geb. 1054, st. 1120. — Abu Dschafar Ebn Tofail 1150. — Geschichtschreiber: Heschan Alkhelebi, Sammler von Geschlechtsregistern, 819; Alwakedi 822; Abu Obeidah Mehmar st. 825; Ebn Kotaibah 889; Abu Dschafar Muh. Ibn Dschorair Attabari 838 bis 923; Said Ibn Patrik 876; Massudi Kothbeddin in Kahiro 957; Abilara 1058; Bahaeddin Ebn Scheddad 1090; Abu Abdallah M. Ebn Ahmed 1200; Abdollatiph 1180 bis 1225; Greg. Abulfarabsch 1226 bis 1286; Georg Elmacin, Christ, geb. 1223, st. 1302; Abulfeda, geb. 1273, st. 1332; Fachreddin 1500; Almakrizi 1368 bis 1441; Arabschah, Beschr. des Lebens Timur Chans, st. 1450. — Um Länderkunde machten sich verdient: Wahab 851 und Ibnfeid 907; Ebn Haukal 901 bis 968; Masudi 957; Al Edrisi um 1180; der schon erwähnte Abulfeda. — Mathematik und Astronomie wurden gefördert durch Mohammed Ben Musa (820), dem ersten Schriftsteller über Algebra; Thebit Ben Corrah um 850; Omar Ben Ibrahim; Abumasar (gest. 883) fertigt astronomische Tafeln; Al-Fergani (Alfraganus) um 883; Albateni (Albategnius) st. 928; Dschebar Ben Afla (Geber) um 1050; Arzachel 1080; Alhazen 1100; Almansor 1150; Abn Ragel und Alkabiz unter Alphons; Ebn Roschd (Averrhoes), auch Arzt und Rechtsgelehrter, st. 1217. — Die Philosophie, besonders des Aristoteles, betrieben eifrig: Sajeg 1440; Alfarabi 954; Ebn Sina (Avicenna) der große Arzt, geb. 980, st. 1036; Algazali 1061 bis 1127; Tophail 1150. — Naturforscher: Kazwini 1283; Ebn Baithar st. 1248. — Alchymisten: der schon erwähnte Geber oder Dschafar; Ebn Zohr (Aven Zohr) st. 1168, und Ebn Roschd (oder Averrhoes). — Aerzte: Ahrun, der zuerst die Pocken beschreibt; Serapion 820; Alkindi um 850; Rhazes 860—940; Ali Ebn Abbas 994; Ebn Sina, Avicenna, schon erwähnt; der jüngere Serapion 1070, u. s. — Rechtsgelehrte: Omar al Nasafy 1142; Ibrahim von Aleppo st. 1549.

Später als bei den Arabern erwachte der alte Sinn für Kunst und Wissen bei den Persern. Der Dichter Ferdusi lebte um 1020; Anwari 1200; Saadi 1175 bis 1292; Hafyz st. 1413. Der Geschichtsforscher Abu Said um 1275; Turan Schah 1377; Mirkhond 1452 bis 1498; Abdollatif al Kazwini st. 1552; Algoffari st. 1567; Abulfazal lebte gegen 1590; Ferischta 1600; Fani nach 1650. — Astronomen: Althusi 1185—1244; Ulugh Beigh st. 1450.

Es hatte indeß auch in den Abendländern, neben jenem innren Werk der Menschenbildung, von welchem wir oben im §. sprachen, ein mehr in die Augen fallendes, äußeres, der Erziehung zum Wissen fortbestanden. Es erwachte in Südfrankreich und Spanien der Geist der Dichtkunst, zuerst, wie man meint, an dem Hof der Berengare aus dem arragonischen Hause (von 1100 bis 1245). Fast gleichzeitig hiemit ergriff aber die Lust des Gesanges alle christlichen Völker des Abendlandes, von Spanien bis gen Island. Als berühmten Troubadour nennen wir Wilhelm, Graf von Poitiers, von 1071 bis 1126; als den größten Beförderer der Kunst Raymund Berengar V, st. 1245. — Größere

Werke der Dichtkunst der südlicheren Länder waren: Der Amadis von Gallien, welcher spanischen Ursprungs seyn soll. Die Sagen von Carl dem Großen, angeblich von Turpin, seit 1110, die von König Arthur durch den welschen Benediktiner-Mönch Wilhelm von Monmouth seit 1138 in England besungen. Arthurs Thaten; die sinnvolle Sage vom heiligen Graal scheint überhaupt normannischen Ursprungs. — Indeß hatte auch Deutschland eine kräftige Zeit der Dichtkunst. Das Lied der Nibelungen, dessen Stoff schon um 990 zusammengetragen war, scheint bereits vor 1200 gedichtet. Das Heldenbuch, meist nach altgothischen Sagen, dichteten Wolfram von Eschenbach (st. 1227) und sein Zeitgenosse Heinrich von Ofterdingen. Andre Dichter dieser Zeit: Heinrich von Waldeck 1190; Hartmann von der Aue 1200; Walther von der Vogelweide 1210; Klingsor aus Siebenbürgen (st. 1250?); Gottfried von Straßburg 1220 u. s.

Die Schule der Arzneikunde zu Salern, um 1087 durch Constantin den Afrikaner begründet; die Schule zu Montpellier und Paris um 1220. — Schulen der Rechtsgelehrsamkeit: das Benediktiner-Kloster Bec in Frankreich; Bononien, seit 1128, durch Pepo und Irnerius gehoben. — Naturforscher: Albert der Große 1193 bis 1280.

Es bereitete sich nun allmählich durch die erneuerte Bekanntschaft mit dem ausgebreiteten Wissen der Alten ein Wiedererwachen der Wissenschaft vor. Auch diesem ging, vorzüglich in Italien, ein neuer, höherer Aufschwung der Dichtkunst voraus. Von den Vätern der neuern Dichtkunst nennen wir hier nur einige der ältesten: Dante Alighieri (eigentlich Durante), geb. im Mai 1265, verliert früh seinen Vater durch den Tod. Er empfängt schon im 9ten Jahre durch den Anblick der Beatrice einen tiefen Eindruck, bemüht sich eifrig im ganzen Gebiete der damaligen Wissenschaft; ficht heldenmüthig als Guelfe für Florenz und Bologna gegen die Ghibellinen. Beatrice st. 1289. Dante verwaltet bis zum 35sten Jahre hohe Würden in seinem Vaterlande, wird dann von Carl v. Anjou verbannt, und von diesem zum Tode des Scheiterhaufens verdammt. Geht als Flüchtling umher. St. 1321 zu Ravenna bei Guido Novello. — Franz Petrarca, geb. am 15 Jul. 1304, gest. am 8 Jul. 1374. Sein Vater war Dante's Freund und mit diesem zugleich verbannt. Ist bis ins 20ste Jahr Jurist, lebt dann ganz der alten Literatur und Dichtkunst, meist zu und bei Avignon (Laura, geb. 1308, gest. 1342). — Giovanne Bocaccio da Certaldo, geb. 1313 zu Florenz, erwacht zur kräftigeren, geistigen Richtung am Grabmal des Virgil bei Neapel, im 28sten Jahre des Alters. Früher Kaufmann, später Gesandter, öffentlicher Lehrer, Erklärer des Dante. Er stirbt 1375. — Lodovico Ariosto, geb. 1474 zu Reggio, wo sein Vater Commandant war. Sein Orlando furioso wird 1515 gedruckt. Ariost st. 1533. — Torquato Tasso, geb. 1544 zu Sorento, st. 1595. — Louis von Camoens, geb. 1524, gest. 1579, dichtet das Heldengedicht der Portugiesen: die Lusiade, lebt und stirbt in vieler äußerer Noth. — Michael de Cervantes Saavedra, geb. 1547 zu Alcala de Hernares, st. 1616 zu Madrid. Er hatte 1572 in der Schlacht bei Lepanto den linken Arm verloren; lebt als Gefangner in Algier, bis zu seiner Ranzionirung im Jahre 1581. Werke: die Galathea, der Don Quichote, Persiles und Sigismunda und die Novellen. — Der allbekannte William Shakspeare war geb. den 23 April 1564 zu Stratfort, unter 10 Kindern seines Vaters (der ein Metzger war) das älteste. Er verheirathet sich schon im 18ten Jahre, ist Wollenhändler; um 1592 (zu London) schon Theaterdichter und Acteur. Stirbt 1616.

Die Wissenschaften im engern Sinne begannen auch in der neuern Zeit, wie zu allen Zeiten der Geschichte unsers Geschlechts mit dem Stu-

thum der Sprache, und zwar der hochgebildeten des Alterthums, besonders der Griechen. Wie mit einem Schlage erwachte jetzt die selbstständige Forschung nach allen Richtungen hin und mit ihr die höchste Entfaltung der Kunst. M. v. hierüber meine kleine Schrift: Peurbach und Regiomontan, Erlangen 1828. Uebrigens hat von hier an der Baum des wissenschaftlichen Erkennens so viele sich nahe gleichende Blätter getragen, daß ihre Menge nicht zu zählen ist. Nach der Zeit der vielen Blätter wird jedoch dereinst wieder bessere und reicher die der Blüthen und Früchte folgen.

Der Staat.

§. 61. Was wir in diesem §. geben, das soll nicht Material oder Abzeichnung des Grundrisses eines wissenschaftlichen Gebäudes, noch weniger aber dieses Gebäude selber vorstellen, sondern es ist nur die Abspieglung eines solchen, in einem vorüberfließenden Bächlein, dessen Bestimmung es zunächst nicht ist die Gestalten des Ufers darzustellen, sondern die Kräuter des Feldes, zu denen es hinfleußt, zu tränken.

Der erste Grund aller Verfassung und Haltung des Staates wird in dem Verhältniß der Familien gefunden. Es hat Gott die Geschlechter geschaffen, damit aus der Verschiedenheit und Einseitigkeit der beiden die Liebe hervorgehen sollte (nach §. 21). Das schwächere Weib schließet sich in hingebender Liebe dem stärkeren Manne an; das zarte Kind wird durch seine Hülfsbedürftigkeit zum Gehorsam und zur dankbaren Neigung gegen die schützenden, pflegenden Eltern bewogen, dem Stärkeren aber und Aelteren hat überall Gott die Neigung für das Schwächere und Jüngere ins Herz gegeben: eine Neigung, welche noch heißer ist und kräftiger, als die Liebe des Jungen zu seinen Alten. Von Anfang an hat Gott in das Geschlecht des Menschen die Keime einer Verschiedenheit gelegt, welche hier geistig, dort leiblich Begabtere oder Unbegabtere entstehen lässet, damit hieran ein Gewebe des wechselseitigen Bedürfnisses und der innigen Bruderliebe sich anknüpfen möge, welches die unvollkommenen Einzelnen zu einem vollkommenen Ganzen verschmilzt. Hat hierbei die Schaar der Schwächeren und minder Begabten mit anerkennender Neigung sich zu den Kräftigeren und Besseren gezogen gefühlt, so war umgekehrt die aufopfernde Liebe, welche diese Besseren zu der ihnen untergeordneten Menge trieb, keine weniger innige und lebendige; ja sie glich immer, in

ihrem gesunden Zustand, der Liebe der Mutter zu ihren Kindern. Denn wenn Lykurg und Solon alle Kräfte, allen Genuß ihrer Tage an das Eine große Werk des Lebens gewendet, dem Volke das Gesetz zu lehren; wenn jener Mann des Sinai, der Mann der Donner des Gesetzes, in freudiger Hingebung die „Plage des Lebens“ auf sich nahm, welche größer war als jede, die irgend ein Andrer im Volke trug, nur damit dieses Volk zu Gott geführt und bei Gott erhalten werde; da zeigte sich deutlich, daß der Stärkere an Kraft zugleich auch der Stärkere in Liebe sey. Kämpfend wie die Löwin für ihre Jungen, haben sich die alten Fürsten und Herzoge unsers Volkes an die Spitze der Ihrigen gestellt, haben ihre Brust und den kräftigen Arm zum Schild und Schirm gemacht, für die wehrlosen Bewohner der Hütte, für die Mütter und Kinder des Landes. Wo der Rath aus war und Hülfe Noth that, da schrie die Schaar der Schwächeren zu dem stärkeren Führer, und dieser mußte, so weit Menschenkraft reichet, der Andren Trost seyn. In der That, der Stuhl dieser Herrscher ist häufig aus den Opfern ihrer eignen Kräfte und des Liebsten, was sie hatten, ja des eignen Blutes, das sie im Kampf für Volk und Land vergossen, erbaut, er ist durch tausendfältige Sorgen und Selbstverläugnungen, auch der höchsten und edelsten Art befestiget worden.

Wenn die Volksführer der Griechen ein zwar zuweilen zur furchtbaren Entstellung ausgeartetes, noch öfter aber von der späteren Zeit nur mißgedeutetes und ungerecht verkanntes Element des geselligen Verkehrs: die Liebe der älteren Männer zu den jüngeren und dieser zu den älteren, als ein wichtiges Moment der Bildung und der Erhaltung des Staats beachteten, da gaben sie zu erkennen, daß sie Liebe und gegenseitiges Wohlwollen für den festesten Grund der Volksverfassungen hielten. Es hat der einzelne Mensch da sein liebes Vaterland, wo viele Menschen leben, die er nachbarlich kennt und herzlich liebt. Darum kann der armselige Lappländer mitten unter den Genüssen und Gütern eines reicheren, wärmeren Landes sich nicht eingewöhnen; es verzehrt ihn hier ein beständiges Heimweh nach dem armen Lande, in welchem die Menschen wohnen, an denen sein Herz hängt. Denn je unfruchtbarer und reizloser die Natur ist, in welcher ein Volk lebt, desto inniger und wärmer schließt sich da Mensch

an Menſchen an, damit dieſer ihm Alles das ſey, was die übrige Sichtbarkeit ihm nicht zu ſeyn vermag.

Es ſagt ein Gefühl, welches der geſunden menſchlichen Natur beſtändig inwohnet, dem Einzelnen ohne Aufhören, daß er nicht für ſich allein, ſondern durch Andre und mit Andren erſt ein vollendetes Ganzes ſey. Aus dieſem tiefen Gefühle entſpringt jene Freude, welche das Schwächere an dem Stärkeren, das Unvollkommene an dem Vollkommneren empfindet, dem es, durch innre Neigung oder zufällige äußre Geſellung verwandt iſt. Das ſchwache Kind rühmet ſich der Stärke ſeines Vaters und freut ſich an dem Anblick dieſer Stärke; das Weib findet ſeine eigne Luſt und Ehre in der Ehre, welche der Mann genießt, und die Gemahlin jenes oftерwähnten Philo, als ſie gefragt wurde, warum ſie bei ihren großen Reichthümern keine goldnen Zierrathen trage, antwortete: des Mannes Vorzüge ſind dem Weibe ein vollkommen genügender Schmuck. So geſchieht es denn auch bei ganzen Familien und Geſchlechtern, ja bei den Bewohnern ganzer Städte und Völkergränzen, daß ſie ihre Freude und ihren Stolz auf einen einzelnen Menſchen ſetzen, der ſich aus ihrer Mitte hervorgethan. Dieſen, den Führer zu manchem Sieg, wenn dieſer Sieg auch mit dem Blut von Tauſenden der Ihrigen erkauft war und für die Meiſten von ihnen keinen Gewinn brachte, ehren ſie und ſchauen ihn, wo er auch ſich blicken läſſet, mit Luſt und Freude: er iſt ihr Ruhm und ihr Stolz vor andren Völkern. Es will der Menſch in der gewöhnlichen, natürlichen Richtung ſeines Weſens nicht bloß mit den Kräften des eignen Leibes oder mit dem zierlichen Gewand desſelben; ſondern auch mit andren Menſchen die Mangelhaftigkeit des einſeitigen, einzelnen Vermögens und Wirkens erſtatten.

So wurde durch die Natur ſelber in jene Verſchiedenheit der Geſchlechter wie der Kräfte, der eigenthümlichen Vorzüge, wie der Lebensalter, und zuletzt aus dieſen allen, in die Verſchiedenheit der Stände eine Wirkſamkeit gelegt, durch welche die äußere Ordnung der Staaten ſich begründet und erhält. Wäre in der Natur kein Unterſchied, kein Gegenſatz, ſo würde zumal alle Bewegung und alles Leben aus ihr entweichen (nach §. 21); aus der Verſchiedenheit der Weſen, aus der Unterordnung des Einen unter das Andre, gehet allein die Liebe und jener Zug hervor,

welcher zuletzt alles Bewegen des Einzelnen an den „unbewegten Beweger," an den Mittelpunkt alles Seyns knüpfet (nach §. 4). Jene zur Erhaltung des geſelligen Verkehres nothwendige Verſchiedenheit wird aber, ſo lange die ſinnliche Natur des Menſchen beſtehet, nicht bloß eine innre, ſondern ſie wird, ſoll ſie anders von Kraft, für das Weſen der Zeit ſeyn, eine äußerlich erſcheinende ſeyn müſſen.

Der Menſch ſoll hienieden durch die Liebe zum ſichtbaren Gegenſatz, für die Liebe zu einem Unſichtbaren, Allerfüllenden (§. 4), durch die Unterwerfung und den Gehorſam gegen eine äußere Herrſcherordnung, zur Unterwerfung des eignen Willens und zum Gehorſam gegen Gott erzogen werden. Darum hat die Weisheit aller Zeiten, ſobald ihr die Wahrheit eingeleuchtet, daß unſer Weſen nicht allein für das vergängliche Leben des Fleiſches, ſondern für ein Leben der Ewigkeit gemacht ſey, alsbald auch erkannt, daß die äußere Ordnung, welche über den Willen und die ſtreitenden Neigungen Vieler (damit ein Ende des Haders komme) den Willen Eines, durchs Geſetz herrſchenden Fürſten ſtellet, für die Erziehung und für das Wohlergehen der Völker die beſte und heilſamſte ſey. Sie iſt eine von Gott geſetzte Ordnung, denn ſie iſt ſo tief und feſt ins Herz des Menſchen geſchrieben, daß kein über der Thierheit ſtehendes Volk der Erde gefunden wird, bei welchem nicht Wenige oder Einer, in Kraft des Geſetzes oder der Uebereinkunft, die Vielen beherrſchten. Und wenn hierbei das Volk ſeine Herrſcher nicht aus dem wandelbaren Gelüſte der eignen Launen, ſondern wie aus Gottes Hand gegeben annimmt und als ſolche ehret, ſo wird die äußere ſichtbare Ordnung zu einem Zeugniß des Vertrauens, zu einer Uebung des Glaubens an eine Ordnung der höheren, ewigen Art, auf welche alles Sehnen der Zeit harret. Es ſind jene Tugenden, welche aus der wechſelſeitigen Liebe der Eltern und Kinder, ſo wie des Weibes und des Mannes, der Jüngeren und der Aelteren hervorgehen, von lieblicher Art; edler aber und ſchöner als ſie alle, erſcheinen in den Büchern der Geſchichte ſolche Tugenden, welche aus der Liebe des Fürſten zu ſeinem Volke und des Volkes zu ſeinem Fürſten erwuchſen. Mehr als in andren wird in ihnen das irdiſche Abbild einer Liebe geſehen, welche von himmliſcher Art iſt. Dieſem gegenüber ſind aber in den Büchern

der Geschichte andre Blätter, mit dem Blut der Brüder und Väter beschrieben, welche uns lehren, was das Loos der Völker sey, wenn der Haß gegen Gott seine Hand leget an die Ordnungen und Gesetze, welche Gott unserm Geschlecht gab. Es ruhen indeß diese Anordnungen auf festen Säulen nicht bloß der Lehre und des Glaubens der Christen, sondern einer Nothwendigkeit, welche selbst das Heidenthum anerkannt hat. Die Aufwallungen des Hasses, gegen Gott und seinen Gesalbten, werden nur offenbar machen, was der Mensch ohne Gottesfurcht sey, und vielleicht, nach großem Leid, einem besseren Erkennen die Augen öffnen. Das Gebäu aber, erbauet nach Gottes Rath und Willen, wird bestehen, bis daß der Stein kommt, welcher, nach jenem alten Gesicht des Herrschers und des von Gott begeisterten Sehers, zum großen Berge wird, der die ganze Welt erfüllet.

Erläuternde Bemerkungen. Der Inhalt des vorstehenden §. gründet sich eben sowohl auf die Aussprüche der Geschichte der Völker und einer mehr tausendjährigen Erfahrung als auf die Lehren einer alten wie neuern Weisheit. Wir begnügen uns damit nur einige wenige hieher gehörige Stellen aus den Alten beizufügen.

Alle menschlichen Gesetze wurzeln und erwachsen nach des Heraklitos Lehre in und aus Einem göttlichen Gesetz, welches so viel vermag, als es will, welches Allen genügt, Alles überwindet (Stob. Serm. III, 84). Es ist Gesetz, dem Rathe Eines zu folgen (Clem. Alex. Stromat. V, 604). Das Volk soll streiten für das Gesetz wie für die Mauer (Diog. Laërt, IX, 7). Der widerstrebende Uebermuth ist gefährlicher als Feuersbrunst (ib.). Eine Herrschaft, nicht des großen Haufens oder Aller, sondern der Edlen des Volkes gefällt dem Pythagoras nach Diog. Laërt. VIII, 3; Jambl. vit. Pythag. 257. Klärer jedoch und treffender als alle ihre Vorgänger drücken sich die beiden reich begabtesten Denker des Alterthums: Plato und Aristoteles, über die besten Einrichtungen der Staaten aus.

Wie in der Seele des Menschen, so beruhet nach Plato auch im Staate Alles auf dem Gegensatz zwischen einem, das herrschen, und zwischen dem andern, das beherrscht werden soll. Ohne einen solchen Gegensatz zwischen Obrigkeit und Unterthan kann kein Staat bestehen (Plato de leg. III, 689, c; de republ. III, 412, a). Nur Einer im Staate soll Herrscher oder König seyn (rep. VII, 540; VIII init.). Nach Aristoteles gibt es drei mögliche Arten von Staatsverfassung, welche in ihrer besseren Form das Königthum, die Aristokratie und die Volksherrschaft (πολιτεία) heißen, in ihrer egoistischen Ausartung und Verderbniß aber zur Tyrannei, Oligarchie und Demokratie werden (Aristot. Polit. III, 7; Eth. Nic. VIII, 12; Eth. Eudem. VII, 9). Außer diesen können gemischte Staatsverfassungen gedacht werden (Pol. VI; 1). Von den reinen Staatsverfassungen ist die beste das Königthum, die schlechteste die Volksherrschaft. Doch ist dem (ächten) Königthum am meisten entgegengesetzt die Tyrannei, mehr noch als die Oligarchie der Aristokratie oder die Pöbelherrschaft der Volksherrschaft, welche beide letztere schon von Natur sich viel näher stehen

um 45 v. Chr.; vorzüglich hatte Rom in dieſem
tiges aufzuweiſen, daß Jul. Cäſar bei ſeiner K
Soſigenes aus Alexandria zu Hülfe rufen
aſtronomiſchen Inhaltes ſang Marcus Man
welches noch immer von kräftigerem Geiſte zeugt,
Firmicus Maternus (geſt. um 340), obgl
mehr zum Gemeingut gewordenen alltäglicheren
ſchaftlichen Aſtronomie nicht fern liegen konnte
ſchrieb ein treffliches Werk: M. Vitruvius
über Waſſerleitungen Sext. Jul. Frontinus
bau wählten ſchon zum Gegenſtand ihrer wiſ
tung: M. Porcius Cato (geb. 235, geſt. 159
tius Varro (der bereits erwähnt wurde). J
mella aus Cadiz (um 85 v. Chr.). — Die A
als Schriftſteller Aurelius Cornelius Ce
Verona, um 14 n. Chr.; Scribonius Larg
— Die Meteorologie Seneca.

Einer auszeichnenden Erwähnung verdient
und Lehrer vieler ſpäteren Jahrhunderte im G
Naturgeſchichte: C. Plinius Secundus a
Chr., geſt. 79. Die Kühnheit des Planes, ſo
wiſſenſchaftlichen Gebäudes, das er in ſeinen
ſich die Achtung aller Zeiten erhalten.

Wir wenden uns nun zu einigen ſelbſtſt
im Gebiete der Literatur auf fremdem Boden,
römiſcher Herrſchaft, eigenthümlich entwickelt.

Der in dieſem Werk oft erwähnte, merk
däus ſtammte aus hohenprieſterlichem Geſchled
begüterten Eltern zu Alexandria in Aegypten
geboren. Er gelangte ſpäter in dieſer Stadt z
ſtrats. — Im 4ten Jahre der Regierung d
40 Jahre nach Chriſto, nennt ſich Philo einen Gr
nach dem Buche Pirke Avoth den Juden erſt im
Erſt im Jahre 49 n. Chr. kam der Apoſtel Pe
ſchwerlich konnte demnach Philo in ſeinem m

, der in derselben Zeit lebte. — Sextus Empiricus,
te und scharfsinnige Arzt aus Mitylene, lebte um 190. —
ichtliche Werke schrieben Nicolaus Damascenus, soge-
philosoph, Dichter und Geschichtsforscher, lebte am Hofe He-
Großen, der ihn im Jahre 5 zum Gesandten nach Rom an
ugustus gebrauchte; Flavius Josephus aus Jerusalem,
Chr., gest. nach 93. Der edle Plutarchus, aus Chäronea
n, vor 49 nach Chr. geb., starb um das Jahr 130, war in
n Jahren des Vespasian Lehrer der Philosophie in Rom,
jan Consul, unter Hadrian Procurator von Griechenland.
us aus Alexandria schrieb um 147 n. Chr.; Dio Cas-
ccejanus aus Nicäa in Bithynien, geb. um 155, gest. 239,
den großen Theil seines Lebens in Rom zu, war um 218
r zu Smyrna. Pausanias, der Reisebeschreiber, wahr-
aus Cäsarea in Cappadocien, lebte um 174 n. Chr.; Fla-
rianus (aus Nicomedia in Bithynien) war unter Kaiser
Statthalter von Cappadocien (um 134); lebte etwa bis 161
Er beschrieb aus älteren Quellen die Thaten Alexanders.
us Aelianus aus Präneste in Italien, war um 220
Rhetorik zu Rom. Diogenes Laërtius um 250 n. Chr.
Gebiet der Länderbeschreibung thaten sich hervor: Strabo
sea in Cappadocien vom Jahre 26 v. Ch. bis 17 n. Chr.;
us Periegetes (aus Charax) beschrieb seine Reise nach
nt, die er auf Augusts Befehl gemacht, in Versen. Um
d Sternkunde zugleich erwarb sich ein unsterbliches Verdienst
is Ptolemäus aus Ptolemais Hermeiu in Thebais um
r. Zu Canopus, in der Nähe von Alexandrien, in einem
es Tempelgebäus des Serapis, lebte dieser fleißige Forscher
beschiedene Weise der alten ägyptischen Priester. — Einer
n Pflanzenkenner des Alterthumes war Pedanius Dios-
aus Anazarbus in Cilicien um 64 n. Chr. — Aerzte:
ites Aphrodisius, aus Aphrodisium, um 37; Scri-
Largus, unter Tiberius und Claudius, um 50; Sora-
Ephesus, in Alexandria gebildet, um das Jahr 100; um
it Rufus aus Ephesus und Archigenes aus Apamea.
Andern jedoch Claudius Galenus aus Pergamus, von
0 n. Chr.

e Zeiten der ersten Jahrhunderte gehören noch der gelehrte
ba (gest. 120), welcher das Buch Jezirah schrieb; Rabbi
akkadosch aus Sepphoris, gest. nach 200, welcher die
usammenstellte. — Aus selbstständigem Stamm erwachsen,
n jene Zeit auch in Indien die Dichtkunst mit andern Zwei-
enschlichen Wissens zugleich. Es lebte um 50 n. Chr.
t, der Verfasser der Sakontala und in den nächsten
rten vor Christo hatte schon Vyasa seine Mahabharatta ge-
Vischnu-Sarma die Hitopadesa gedichtet. — Sende-
7 Weisen (um 100 v. Chr.). — Jojadeva der Lyriker
ine Gita-Govinda um 120 n. Chr.

rsteller späterer Zeit von vorherrschend wissenschaftlicher Rich-
risch wichtige: Eunapios aus Sardes (um 395) gab Lebensbe-
n; Joannes Stobäus, Sammler (um 500); Simplikios
ch Kleomedes, zugleich Astronom (nach 300); Sal-
(485). — Platonische Philosophen: Alkinoos (160),
Einleitung in die Platon. Philosophie; Aristoteliker: Alex-
Aphrodisiensis aus Karien, um 200 n. Chr. Lehrer in Athen.
sogenannte Neuplatoniker; Alex. Potamon, vor 200;

es iſt kein andres Glied des Leibes, welches der Menſch nach ſeinem Gefallen mit ſolcher Leichtigkeit und Schnelle bewegen könnte, wie die ſprechende Zunge und Kehle (nach §. 24). Was demnach die Seele des Menſchen in das Gebiet der Sprache hinübernahm und mit dem Arme des Worts erfaßte, das iſt nun ihr eigen, wie ein Glied des Leibes, und ſie vermag es nach Willen zu bewegen. Auf dieſe Art, durch die Verwandlung der Dinge in Wort und Zeichen der Sprache, gewinnt der Geiſt des Menſchen zu ſeinem Dienſt das Reich der Natur, mit ſeinen hehren Geſtirnen und den irdiſchen Körpern; er gewinnt die ganze Schöpfung der Kunſt.

Das Hinübernehmen des von außen gegebenen Elementes in die Region des innren, freien Bewegens: in die Sprache, ſo wie die Uebung des freien Bewegens an dem Empfangenen, ſoll denn vor Allem das Werk der Erziehung der Seele zum Wiſſen ſeyn. Hierdurch allein gelangt ſie zum Beſitz der innren Güter, welche Gott unſrer Natur zum Eigenthum verliehen. Denn die Namen, welche der Geiſt der Sprache durch den Menſchen der früheſten Zeit den Dingen gegeben, das Wort, das die Weisheit von oben in Moſes Herz und Mund gelegt, das Lied der Begeiſterung, welches Orpheus von der Weſen Entſtehen geſungen, ſind, ſobald ſie zur Menſchenſprache ſich verleiblicht, für immer in die Gewalt des Geiſtes gekommen.

Wie die bildende Kraft des Leibes die Glieder zuerſt ſchafft und geſtaltet, ehe der Wille ſie zu bewegen vermag; ſo iſt der Vorausgang alles Wiſſens eine von oben verliehene Gabe der Kunſt. Die Erſtlinge der Heerden und der Früchte des Feldes hatte die alte Zeit der Gottheit geweiht, den ſpäteren Ertrag des Landes aber zur eignen Vergnügung gebraucht; es hat dieſelbe das erſte Bewegen der Kraft des Wiſſens nach oben, zu dem Göttlichen gerichtet, weil es von dieſem ausgegangen, und erſt ſpäter die Wiſſenſchaft zu menſchlichem Geſchäft benützt. **Auf dieſelbe Weiſe ſoll auch bei der Erziehung zum Wiſſen die jugendliche Seele zuerſt zur kindlichen Betrachtung der Thaten Gottes unter den Menſchen geführt werden.**

Nicht jede Menſchenſtimme iſt zum wohlklingenden Singen geſchickt; es vermag jedoch auch die ſchwächere Kehle der Zunge und den Lippen den Laut des hörbaren Wortes zu geben. Mit

Justin der Märtyrer aus Sichem, geb. 89, st. 164; Athe-
aus Athen, in Alexandrien um 165; Theophilos, Bischof
ien 177; Tatianus aus Assyrien, Schüler Justins des
, st. 176; Hermias vor 200; Irenäus, Bischof zu Lyon,
Clemens Alexandrinus st. v. 218; Origenes aus
, des Clem. Al. Schüler, war geboren 185, st. 253 an den
Peinigungen, welche er unter Decius erlitten; Gregorius
rgus aus Neocäsarea, durch Origenes zum Christenthum be-
seit 240 Bischof; Methodius, Bischof zu Olympus, um
uptet; Athanasius aus Alexandrien, geb. 296, st. 375;
s aus Jerusalem, st. zu Cäsarea 586; Epiphanius aus
seit 368 Bischof zu Constantia auf Cypern, st. 403; Cyril-
lexandria starb 444; Chrysostomus aus Antiochien, geb.
407; Theodoretus aus Antiochien, geb. 393, gest. 457,
f zu Cyrus in Syrien; Basilius Magnus aus Neocäsa-
tiochien, geb. 316, st. 379; Gregorius Nazianzenus
zus in Cappadocien, geb. 317, gest. 391. Die Geschichte der
Kirche schrieben: Eusebius aus Palästina, geb. 264, st.
rmias Sozomenus, geb. bei Gaza in Palästina um 450;
s aus Epiphania in Cölesyrien, geb. 536. Von den Schrif-
hilostorgus (um 423) und Theodorus Lector (nach
n wir nur Bruchstücke.

inische Kirchenväter: Tertullianus aus Carthago
Minucius Felix aus Africa um 220; Cyprianus aus
wurde im J. 258 enthauptet; (Novatianus 251); Arno-
Africa, durch einen Traum zur Annahme des Christenthums
n J. 297; Lactantius Firmianus, der Lehrer der Söhne
s, schrieb um 325; Ambrosius aus Gallien? Bischof zu
st. 398; Hieronymus Striton, aus Striton an den
on Dalmatien und Pannonien, geb. 350, starb 420; Augu-
s Tegaste in Africa, geb. 354, gest. 450.

sche Kirchenväter: Ephrem Syrus, st. 378; Philo-
d sein Chorbischof Polykarpos um 500; Mar Aba um
mas von Heraklea, Bischof von Germanicien, 617; Paul,
a Tela, 617.

ge und Gebete voll Kraft, Würde und Einfalt, aus diesen
rhunderten der christlichen Kirche hat neuerdings von Bunsen
reichen „allgem. evang. Gesang- und Gebetbuch zum Kirchen-
ebrauche" (Hamburg bei Perthes) gesammelt.

iftsteller des Mittelalters. Die Werke des classischen
s, so kostbar und selten, waren eben durch die Lust der mäch-
mler, welche dieselben zu Bibliotheken aufhäuften, der Ge-
ernichtung ausgesetzt worden. So hatte die reichste Bücher-
der alten Welt dreimal das Loos einer zuerst theilweisen, dann
Vernichtung betroffen (47 v. Chr., dann 391 n. Chr. und zu-
urch die Araber). Die von Constantius und Julian in Con-
angelegte Bibliothek verbrannte 477, und auch die wieder
gten Sammlungen traf dasselbe Loos in den Jahren 610 und
noch hatte Griechenland, namentlich in den Klöstern der In-
r Constantinopel noch viele treffliche Ueberreste des alten Bü-
ums, der hier auch häufig durch Abschriften vervielfältigt wurde.
hatte sich bis auf Justinian eine Schule der Philosophie, neben
alten Schule der Grammatik und Redekunst erhalten; außer
den Constantinopel, Alexandria, Antiochien, Berytus, Edessa
) berühmte Unterrichtsanstalten. Aus diesen noch immer sehr
den Elementen konnte sich indeß im neuen griechischen Reich

feſtſtehenden Wiſſen: das Verborgne ſoll klar und offenbar werden. Und dieſen Weg einer innren Verleiblichung ſoll auch die Erziehung des einzelnen Menſchen zum Wiſſen nehmen.

Die vier Säulen, welche den Tempel der Wiſſenſchaft tragen, die vier Elemente, aus denen die Welt des Erkennens ſich bildet und geſtaltet, ſind Sprache und Mathematik, Geſchichte und Philoſophie. Es beginnt denn alle wiſſenſchaftliche Bildung mit dem Ergreifen und Ueben der vollkommneren, reineren Menſchenſprache, ſo wie dieſe die ältere Welt (nach §. 42) im Vorzug vor allen ſpäteren Zeiten beſeſſen; und zu der Kraft der Sprache geſellet ſich bald das hehre Element der Geſchichte. Auf die Mathematik begründet ſich leicht in ſpäterer Zeit die Kenntniß und Betrachtung der Natur, deren taubſtumme Zeichenſprache der jugendliche Geiſt erſt dann mit tieferem Sinne zu reden vermag, wenn er vorhin die näher verwandte, lebenskräftige Sprache der Worte erlernte. Des Gebäudes höchſter Gipfel iſt die Philoſophie.

Erläuternde Bemerkungen. Zu dem Inhalt des vorſtehenden §. gibt abermals die reichhaltige Erziehungslehre von F. H. Chr. Schwarz die nöthigen Ergänzungen. Schon bei den Aegyptiern, deren wiſſenſchaftliche Cultur freilich kein allgemeines Volkseigenthum, ſondern zum großen Theil ein wohlverwahrtes Kleinod der Tempel war (nach §. 69), begann der wiſſenſchaftliche Unterricht mit dem der Sprache. Es lernten die Kinder im Chor vereint zuerſt das Leſen (Plat. de leg. VI. s. fin.), und dieſe Kenntniß ſo wie die Fertigkeit des Schreibens, des Rechnens und der Feldmeßkunſt wurde ſelbſt bei dem Volke, wenigſtens bei jenem Theil deſſelben, welcher Künſte trieb, gefunden (Diodor. I, 81). Der eigentliche wiſſenſchaftliche Unterricht begann damit, daß die Schüler die Volksſchrift, dann die hieratiſche Schrift erlernten, deren ſich die Prieſter zum Geſchwindſchreiben bedienten. Endlich wurde ihnen auch das Verſtändniß der hieroglyphiſchen Schrift eröffnet, welche man wieder in eine kyriologiſche und eine ſymboliſche unterſchied (Clem. Alex. Stromat. V, 4). Von den Iſraeliten wiſſen wir (aus 2 Moſ. 12, V. 26 u. f.; 5 Moſ. 11, V. 19), daß die erſte Zucht und Belehrung der Kindheit in dem Erlernen des geoffenbarten Wortes beſtund. — Es wurden bei den Athenern die Knaben vom 7ten Jahre an zuerſt, im Pädagogium, in den Elementen der Sprache unterrichtet, ſpäter erſt in der Muſik u. ſ. Nach Plato ſollte das Kind, ſobald es die Menſchenſprache verſtehen könnte, Mythen vernehmen (rep. II, 246); der eigentliche wiſſenſchaftliche Unterricht beginnt mit dem Auswendiglernen der beſten, ausgewählteſten Stellen der Muſter der Sprache (leg. VI u. VII); die höhere Geiſtesbildung beſtehet in der Kunſt recht und wahr zu ſprechen, oder in der Dialektik (Soph. 252 und anderwärts). — Außer dieſem empfiehlt Ariſtoteles vornehmlich die Rhetorik, welche von dem Schüler des Sokrates, von Iſokrates, ſo wie von Aeſchines auf würdige Weiſe, von den Sophiſten aber in gekünſtelter Art gelehrt wurde. So war der Anfang und das letzte Ziel der wiſſenſchaftlichen Erziehung bei allen höher cultivirten Völkern des Alter-

terthums die Ausbildung der Sprache, und diese wird auch stets Hauptgegenstand der höheren Schulbildung bleiben müssen. (M. v. J. Chr. Hösl (Frölich) über die Aufnahme des naturgeschichtl. Unterrichts in den bayerschen Schulplan. München bei Cotta.

Neben dem Werk der Erziehung des jüngeren Geschlechtes der gebildeten Völker ist jedoch noch eines andren, besonders für unsre Tage wichtigen Geschäftes der Erziehung zu gedenken, nämlich jenes Geschäftes, wodurch ganz verwilderte Völker auf den verschiednen Wegen ihrer Verwilderung erfaßt und zum Aufmerken auf die Lehren einer höheren Weisheit gelockt und gewöhnt werden sollen. Hierüber enthalten viel Treffliches Dr. J. S. C. Schweiggers geschichtliche Nachrichten und Erörterungen über den Verein zur Verbreitung von Naturkenntniß.

Werke der Dichtkunst der südlicheren Länder waren: Der Amadis von Gallien, welcher spanischen Ursprungs seyn soll. Die Sagen von Carl dem Großen, angeblich von Turpin, seit 1110, die von König Arthur durch den welschen Benediktiner-Mönch Wilhelm von Monmouth seit 1138 in England besungen. Arthurs Thaten; die sinnvolle Sage vom heiligen Graal scheint überhaupt normannischen Ursprungs. — Indeß hatte auch Deutschland eine kräftige Zeit der Dichtkunst. Das Lied der Nibelungen, dessen Stoff schon um 990 zusammengetragen war, scheint bereits vor 1200 gedichtet. Das Heldenbuch, meist nach altgothischen Sagen, dichteten Wolfram von Eschenbach (st. 1227) und sein Zeitgenosse Heinrich von Ofterdingen. Andre Dichter dieser Zeit: Heinrich von Waldeck 1190; Hartmann von der Aue 1200; Walther von der Vogelweide 1240; Klingsor aus Siebenbürgen (st. 1250?); Gottfried von Straßburg 1220 u. f.

Die Schule der Arzneikunde zu Salern, um 1087 durch Constantin den Afrikaner begründet; die Schule zu Montpellier und Paris um 1220. — Schulen der Rechtsgelehrsamkeit: das Benediktiner-Kloster Bec in Frankreich; Bononien, seit 1128, durch Pepo und Irnerius gehoben. — Naturforscher: Albert der Große 1193 bis 1280.

Es bereitete sich nun allmählich durch die erneuerte Bekanntschaft mit dem ausgebreiteten Wissen der Alten ein Wiedererwachen der Wissenschaft vor. Auch diesem ging, vorzüglich in Italien, ein neuer, höherer Aufschwung der Dichtkunst voraus. Von den Vätern der neuern Dichtkunst nennen wir hier nur einige der ältesten: Dante Alleghieri (eigentlich Durante), geb. im Mai 1265, verliert früh seinen Vater durch den Tod. Er empfängt schon im 9ten Jahre durch den Anblick der Beatrice einen tiefen Eindruck, bemüht sich eifrig im ganzen Gebiete der damaligen Wissenschaft; ficht heldenmüthig als Guelfe für Florenz und Bologna gegen die Ghibellinen. Beatrice st. 1289. Dante verwaltet bis zum 35sten Jahre hohe Würden in seinem Vaterlande, wird dann von Carl v. Anjou verbannt, und von diesem zum Tode des Scheiterhaufens verdammt. Geht als Flüchtling umher. St. 1321 zu Ravenna bei Guido Novello. — Franz Petrarca, geb. am 13 Jul. 1301, gest. am 8 Jul. 1374. Sein Vater war Dante's Freund und mit diesem zugleich verbannt. Ist bis ins 20ste Jahr Jurist, lebt dann ganz der alten Literatur und Dichtkunst, meist zu und bei Avignon (Laura, geb. 1308, gest. 1342). — Giovanne Bocaccio da Certaldo, geb. 1313 zu Florenz, erwacht zur kräftigeren, geistigen Richtung am Grabmal des Virgil bei Neapel, im 28sten Jahre des Alters. Früher Kaufmann, später Gesandter, öffentlicher Lehrer, Erklärer des Dante. Er stirbt 1375. — Lodovico Arioſto, geb. 1474 zu Reggio, wo sein Vater Commandant war. Sein Orlando furioso wird 1515 gedruckt. Arioſt st. 1535. — Torquato Taſſo, geb. 1511 zu Sorento, st. 1595. — Louis von Camoens, geb. 1524, gest. 1579, dichtet das Heldengedicht der Portugiesen: die Luisiade, lebt und stirbt in vieler äußerer Noth. — Michael de Cervantes Saavedra, geb. 1547 zu Alcala de Hernares, st. 1616 zu Madrid. Er hatte 1572 in der Schlacht bei Lepanto den linken Arm verloren; lebt als Gefangner in Algier, bis zu seiner Ranzionirung im Jahre 1581. Werke: die Galathea, der Don Quichote, Persiles und Sigismunda und die Novellen. — Der allbekannte William Shakſpeare war geb. den 23 April 1564 zu Stratfort, unter 10 Kindern seines Vaters (der ein Metzger war) das älteste. Er verheirathet sich schon im 18ten Jahre, ist Wollenhändler; um 1592 (zu London) schon Theaterdichter und Acteur. Stirbt 1616.

Die Wissenschaften im engern Sinne begannen auch in der neueren Zeit, wie zu allen Zeiten der Geschichte unsers Geschlechts mit dem Stu-

sehens, mitten auf dem Wege der Herrlichkeit und der Lust des Lebens beschleichet, und das selbst zu dem seelenerhebenden Anblick des Pythischen Apolls; oder mitten unter den Werken der mit heißer Begier erfaßten Menschenweisheit, zum Bilde der ernst und milde blickenden Pallas Athene, sagt: „du bist es nicht.“ Es ist auch noch in diesem Sehnen, das mir auf Aeschylus ernstem Kothurn, wie in Plato's weisem Gespräch, theurer und näher verwandt erschienen, als Moliere's Lachen, mehr zerstörende als gestaltende Kraft, und es schreckte mich selbst in den Stunden solcher tieferen Schmerzen öfters des Thiasos Getümmel (§. 59), das die Seele zum Tode hinführt und nicht zum Leben. Dennoch ist hier die Gränze der Herrschaft des Geistes. Denn jenes Sehnen lüftet die verhüllende Decke des Leibes und öffnet den Zugang zur Seele für den befruchtenden Thau und Strahl von oben.

Sie selber aber, die hehre Herrschaft des Geistes, hast du kennen gelernt, wenn du in Freud wie in Leid nicht mehr nur das Sehnen, sondern den tiefen Frieden der Erfüllung empfunden; in der Schwachheit des Vergänglichen und Wandelbaren, die unwandelbare Kraft der Ewigkeit; im Tod das Leben. Denn hier ist die Macht, welche das Wesen der Sinnlichkeit, mit seinem Schmerz und mit seiner Lust, nicht nur besiegt, sondern zur göttlichen Art erhebt und verklärt.

Erläuternde Bemerkungen. Den Inhalt dieses siebenten Hauptabschnittes hat der Verfasser in mehreren andren seiner Schriften, namentlich in seinem „Alten und Neuen aus dem inneren Gebiet der Seelenkunde“ weiter erörtert. Besser jedoch wird man das, was dieser Abschnitt nur kurz andeutet, entwickelt finden in Joh. Fr. v. Meyers Inbegriff der christlichen Glaubenslehre, Kempten 1832, und in H. C. Schmieders christlicher Religionslehre, Leipzig 1833.

Die Macht des Geistes über das Leibliche.

§. 64. Der Geist ist (nach §. 46) die Kraft, welche das Leibliche gestaltet; er ist die Ursache alles lebendigen Erregens und Bewegens. Wenn die Seele des Menschen zuweilen, wie dieß so viele, weiter oben erwähnte Thatsachen bezeugen, an dem Leibe eine wundervoll heilende, umgestaltende Kraft bewies, so hat ihr hierzu der Geist aus seiner Lebensfülle das Vermögen geliehen.

Sobald, auf dem vorhin erwähnten Wege, die Seele mit der Natur des Geistes sich überkleidet, dann wird, von der Kraft des neuen Lebens, auch der sterbliche Leib durchdrungen und vergeistigt. Ein innrer, fröhlicher und friedlicher Zustand der Kindheit, kann dann selbst in die krankende und ergrauende Hülle ein unaussprechliches Gefühl des Wohlseyns und der lieblichen Ruhe ergießen, welches, wie wir oben gesehen, an dem mehr als hundertjährigen Leibe des ehrwürdigen Taddäus a Tacko, selbst nach dem Tode noch sichtbar war. Mitten unter den Todesschmerzen des Leibes dichtete und sang Franciscus von Assisi ein Loblied, welches Gott preiset, für das Geschenk der lieblich wärmenden Sonne, für die Lichter der Nacht: den Mond und die Sterne; für den erfrischenden Sturmwind und das nährende Wasser, zuletzt aber, vor Allem, für den freundlich zur Heimath führenden Bruder: den Tod. Die Geschichte der Helden, welche für das Reich des Geistigen kämpften, und das Leben ließen, weiß viele ähnliche, und noch staunenswürdigere Beweise für die siegreiche Macht, die im Geiste über leibliche Schmerzen, über Krankheit und Tod ist.

Wenn man die oben (im §. 57) erwähnten Fälle, welche für den heilenden und bewegenden Einfluß der Seele auf den Leib sprachen, mit jenen vergleicht, in denen sich der Geist als gestaltender und belebender Ursprung des leiblichen Seyns erwies, dann müssen wir uns an das Verhältniß der ägyptischen Zauberer und ihrer Macht, zu Moses und zu seiner Kraft erinnern. Dem Tag konnten jene nicht sein Licht nehmen, nicht die Kräfte des Himmels lenken, noch die Erstgeburt tödten, oder vom Tod erretten. Ein aufmerksames und geübtes Auge unterscheidet leicht die wahrhaft umgestaltende und Neues schaffende Kraft des Geistes, so wie sich dieselbe in älterer und neuerer Zeit am Leibe mächtig erwies, von der heilenden Kraft der Seele, welche bloß als Aufregung des inwohnenden Lebens sich kund gibt. Darum geschahen durch die Macht des Geistes Thaten in der Welt des Leiblichen, welche, wie jener alte Zeuge aus eigner Erfahrung sagte, „von Anfang der Welt an nicht erhört waren.“ Aber der Geist wirket an der Natur des Menschen noch viel Höheres als leibliche Heilungen.

an Menſchen an, damit dieſer ihm Alles das ſey, was die übrige Sichtbarkeit ihm nicht zu ſeyn vermag.

Es ſagt ein Gefühl, welches der geſunden menſchlichen Natur beſtändig inwohnet, dem Einzelnen ohne Aufhören, daß er nicht für ſich allein, ſondern durch Andre und mit Andren erſt ein vollendetes Ganzes ſey. Aus dieſem tiefen Gefühle entſpringt jene Freude, welche das Schwächere an dem Stärkeren, das Unvollkommene an dem Vollkommneren empfindet, dem es, durch innre Neigung oder zufällige äußre Geſellung verwandt iſt. Das ſchwache Kind rühmet ſich der Stärke ſeines Vaters und freut ſich an dem Anblick dieſer Stärke; das Weib findet ſeine eigne Luſt und Ehre in der Ehre, welche der Mann genießt, und die Gemahlin jenes oftерwähnten Philo, als ſie gefragt wurde, warum ſie bei ihren großen Reichthümern keine goldnen Zierrathen trage, antwortete: des Mannes Vorzüge ſind dem Weibe ein vollkommen genügender Schmuck. So geſchieht es denn auch bei ganzen Familien und Geſchlechtern, ja bei den Bewohnern ganzer Städte und Völkergränzen, daß ſie ihre Freude und ihren Stolz auf einen einzelnen Menſchen ſetzen, der ſich aus ihrer Mitte hervorgethan. Dieſen, den Führer zu manchem Sieg, wenn dieſer Sieg auch mit dem Blut von Tauſenden der Ihrigen erkauft war und für die Meiſten von ihnen keinen Gewinn brachte, ehren ſie und ſchauen ihn, wo er auch ſich blicken läſſet, mit Luſt und Freude: er iſt ihr Ruhm und ihr Stolz vor andren Völkern. Es will der Menſch in der gewöhnlichen, natürlichen Richtung ſeines Weſens nicht bloß mit den Kräften des eignen Leibes oder mit dem zierlichen Gewand desſelben; ſondern auch mit andren Menſchen die Mangelhaftigkeit des einſeitigen, einzelnen Vermögens und Wirkens erſtatten.

So wurde durch die Natur ſelber in jene Verſchiedenheit der Geſchlechter wie der Kräfte, der eigenthümlichen Vorzüge, wie der Lebensalter, und zuletzt aus dieſen allen, in die Verſchiedenheit der Stände eine Wirkſamkeit gelegt, durch welche die äußere Ordnung der Staaten ſich begründet und erhält. Wäre in der Natur kein Unterſchied, kein Gegenſatz, ſo würde zumal alle Bewegung und alles Leben aus ihr entweichen (nach §. 21); aus der Verſchiedenheit der Weſen, aus der Unterordnung des Einen unter das Andre, gehet allein die Liebe und jener Zug hervor,

Sobald, auf dem vorhin erwähnten Wege, die Seele mit der Natur des Geiſtes ſich überkleidet, dann wird, von der Kraft des neuen Lebens, auch der ſterbliche Leib durchdrungen und vergeiſtigt. Ein innrer, fröhlicher und friedlicher Zuſtand der Kindheit, kann dann ſelbſt in die krankende und ergrauende Hülle ein unausſprechliches Gefühl des Wohlſeyns und der lieblichen Ruhe ergießen, welches, wie wir oben geſehen, an dem mehr als hundertjährigen Leibe des ehrwürdigen Taddäus a Tacko, ſelbſt nach dem Tode noch ſichtbar war. Mitten unter den Todesſchmerzen des Leibes dichtete und ſang Franciscus von Aſſiſi ein Loblied, welches Gott preiſet, für das Geſchenk der lieblich wärmenden Sonne, für die Lichter der Nacht: den Mond und die Sterne; für den erfriſchenden Sturmwind und das nährende Waſſer, zuletzt aber, vor Allem, für den freundlich zur Heimath führenden Bruder: den Tod. Die Geſchichte der Helden, welche für das Reich des Geiſtigen kämpften, und das Leben ließen, weiß viele ähnliche, und noch ſtaunenswürdigere Beweiſe für die ſiegreiche Macht, die im Geiſte über leibliche Schmerzen, über Krankheit und Tod iſt.

Wenn man die oben (im §. 57) erwähnten Fälle, welche für den heilenden und bewegenden Einfluß der Seele auf den Leib ſprachen, mit jenen vergleicht, in denen ſich der Geiſt als geſtaltender und belebender Urſprung des leiblichen Seyns erwies, dann müſſen wir uns an das Verhältniß der ägyptiſchen Zauberer und ihrer Macht, zu Moſes und zu ſeiner Kraft erinnern. Dem Tag konnten jene nicht ſein Licht nehmen, nicht die Kräfte des Himmels lenken, noch die Erſtgeburt tödten, oder vom Tod erretten. Ein aufmerkſames und geübtes Auge unterſcheidet leicht die wahrhaft umgeſtaltende und Neues ſchaffende Kraft des Geiſtes, ſo wie ſich dieſelbe in älterer und neuerer Zeit am Leibe mächtig erwies, von der heilenden Kraft der Seele, welche bloß als Aufregung des inwohnenden Lebens ſich kund gibt. Darum geſchahen durch die Macht des Geiſtes Thaten in der Welt des Leiblichen, welche, wie jener alte Zeuge aus eigner Erfahrung ſagte, „von Anfang der Welt an nicht erhört waren.“ Aber der Geiſt wirket an der Natur des Menſchen noch viel Höheres als leibliche Heilungen.

Erläuternde Bemerkungen. Von Taddäus a Tacco ſ. m. oben S. 327 das Ausführlichere. — Eine weniger bekannte Geſchichte merkwürdiger, leiblicher Heilung, durch Kraft des Geiſtes, findet ſich im Leben der Beata Sturmin (der ſogenannten würtembergiſchen Tabea) S. 101. Hierher die Worte des vom Tyrannen gequälten Anaxarchos: πτῶσσ' τε Ἀναξάρχου ἀσκόν, Ἀναξάρχον γὰρ οὐκ ἐν δύναται. Diog. Laërt. IX, 58; Gataker ad Antonin. p. 309. — Mehreres hieher Gehörige in meiner Symbolik des Traumes und in meinem Alten und Neuen, ſo wie in Kanne's Sammlungen.

Die Macht des Geiſtes über die Seele.

§. 65. Als in den Zeiten der Angelſachſen Germanus, und als ſpäter Luithard und ſeine Gefährten nach England kamen, da wirkte der feierlich-liebliche Geſang, der Anblick der innigen Andacht, mächtig erhebend auf die Seele des Volkes; es genaſen, wie uns dieß glaubwürdige Zeugniſſe verſichern, viele Kranke. Größer aber, als dieſe Thaten des Geiſtes am äußeren Menſchen, waren die, welche am inuren geſchahen; denn bald ſahe das Auge unter dem vielen, noch immer gebrechlich Menſchlichen, und Widerſtrebenden, ein Land, da Gerechtigkeit und Frieden ſich küßten, da Bruderliebe und Treue bei allen Ständen walteten. Dieſe Kraft denn des Heilmittels, das der Geiſt gibt: die Seele umzugeſtalten, zur Art des Göttlichen, hat ſich vom Anfang an, bis zu unſern Tagen, an Allen, die daſſelbe treu und recht gebrauchten, herrlich bewährt, und bewährt ſich noch immer ſo. Dieß bezeugt die Erfahrung „einer Schaar die Niemand zählen konnte," es bezeugt daſſelbe die Geſchichte ganzer Völker; wie noch in unſren Tagen die der Bewohner der Südſeeinſeln und der Südſpitze von Afrika. Dem Menſchen die rechte Demuth und zugleich die Heldenkraft zu geben, auch die liebſten, tiefeſt gewurzelten Neigungen der ſinnlichen Natur, einer höheren, göttlichen Liebe aufzuopfern, das ſtehet nicht in der Macht der Seele; das vermögen auch nicht die guten, das Höhere vorbereitenden Engel der Wiſſenſchaft und Kunſt. Liebe zu Gott und den Brüdern, Demuth und Gehorſam, Zucht und Ordnung ſind die unverkennbaren Früchte der Weisheit, welche nicht der Menſch aus eigner Kraft erfand, ſondern welche Gott ins Herz gab.

Auch auf andre Weiſe zeigt jenes Heilmittel die unſterbliche Natur des Geiſtes, die in ihm lebt. Die Reiche der

Völker und ihre Herrlichkeit ſind, wie die Gemäuer der Städte und Fürſtenpaläſte, in Trümmer verſunken; die weiſen Einrichtungen Lykurgs und Solons ſind aus dem Leben verſchwunden; aber ſeit drei Jahrtauſenden hat ſich, bei dem merkwürdigen Volk der Juden, das von Gott geoffenbarte Geſetz noch in ſeinem hehren Anſehen und in Wirkſamkeit erhalten. Und dieſes Element der göttlichen Offenbarung iſt dann auch ſpäter, in ſeiner vollendeten und verklärten Geſtalt ſiegreich durch die drohenden Waffen der Feinde, durch die Flamme der Scheiterhaufen und die Zertrümmerung alles äußerlich Beſtandnen hindurchgegangen, und wird auch, in ſeiner Gotteskraft, länger beſtehen, als die unmächtige Zeit des Spottes und des widerſtrebenden Hochmuths.

Erläuternde Bemerkungen. Ueber den Anfang des vorſtehenden §. vergl. m. Stolbergs Leben des Königs Alfred von England. — An der Tafel eines großen Fürſten des vorigen Jahrhunderts ward einſt über die Grundlehren des Chriſtenthumes und über die Wahrheit der heiligen Schrift geſpottet. Der Fürſt, welcher übrigens ſelber dem Chriſtenthum entfremdet war, bemerkte, daß einer der vornehmen Gäſte, der von ernſterer Geſinnung war, mißbilligend zu dem Geſpräche ſchwieg. An dieſen wendete er ſich und erſuchte ihn: er möge doch, wenn er dieß könne, mit wenig Worten einen Beweis für die Wahrheit der Bibel ſagen. Der Gaſt antwortete: „Eure Majeſtät, die Juden.“ und der Fürſt, welcher die ſchlagende Kraft dieſes Beweiſes fühlte, wendete ſogleich das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand. Hieher gehören noch vorzüglich, als Beweis für das Geſagte, ſolche Lebensbeſchreibungen geiſtig durchgebildeter Menſchen, wie namentlich J. M. Sailer, Gottfr. Arnold, Terſtegen, Reiz und Kanne ſie aufgezeichnet und zuſammengeſtellt haben, ſo wie die Berichte der Miſſionen.

Die Macht des Geiſtes über den Geiſt.

§. 66. Es ſpricht das Buch der Bücher von einer Gewalt, welche ſelbſt das Himmelreich zu erleiden vermag, und die ihm Gewalt thun, die reißen es an ſich. Welch' andre Kraft aber als eine himmliſche ſelber, könnte den Himmel bewältigen, welch' andre Macht als eine göttliche, vermöchte Gott zu bewegen? Darum iſt es, nach dem Wort der Offenbarung nicht der Leib; es iſt nicht die im athmenden Blute lebende Seele, ſondern es iſt der Geiſt aus Gott, welcher die Thaten des Gebetes thut.

Dieß ſind die Thaten, durch welche der in den anſcheinend Schwachen mächtige Muth nicht bloß Einen Feind oder ein Heer

von ſolchen Feinden beſiegt, welche Fleiſch und Gebein haben, ſondern durch welche derſelbe die ganze Welt mit ihren Mächten überwindet.

Wie das Kind zu ſeinem Vater, ſo ſpricht der durch den Geiſt betende Menſch zu ſeinem Gott. Dieſer aber, der Vater, welcher des Kindes Flehen vernimmt, iſt zugleich der Herr über alles Weſen und Seyn der ſichtbaren, wie der unſichtbaren Welt. Darum, wie das Kind durch Liebe den ſtarken Arm des Vaters; ſo bewegt der im Menſchen betende Geiſt die Macht des Schöpfers, und durch dieſe die Schöpfung der Dinge.

Jene Weisheit, welche ſchon Hippokrates dem Arzte vor Allem empfiehlt, iſt die Weisheit des Gebetes; das Leben des Sokrates, ſo erzählt ein Schriftſteller des Alterthums, war ein beſtändiges Gebet. Wie viel ernſtlicher ſollte der, welchem die Kraft des Wortes, durch das die Welt geſchaffen worden, in Mund und Herz gegeben iſt, dieſer Kraft gebrauchen und der Vorrechte genießen, die ihm bereitet ſind.

Erläuternde Bemerkungen. Der Glaube an die Kraft und Nothwendigkeit des Gebetes bei allem Werk und Anliegen des Menſchen war bei allen geiſtig gebildeten Völkern des Alterthums ſo tief gewurzelt und ſo allgemein verbreitet, daß ſchwerlich ein bedeutender Schriftſteller aus der Blüthenzeit der alten Literatur gefunden wird, in welchem nicht einzelne Stellen von jenem Glauben zeugten. Alle unſere Werke, Reden, ja unſere Gedanken ſollen mit Gott anfangen (Plat. epist. 8; Xenoph. ration. redit. in fin.; Cicer. de leg. II, 4; Liv. in fin. proëm; Jamblich. vit. Pythag. init.). Alle, die nur einigermaßen Verſtand haben (*πάντες ὅσοι καὶ κατὰ βραχὺ σωφροσύνης μετέχουσιν*), werden nach Plato bei all ihrem Werk, es ſey groß oder klein, zuerſt Gott anflehen (Platon. Tim. 27, m. v. Crit. init.; Plut. de Is. et Osir. princ.). Das Unglück des in Wahnſinn tobenden Ajas und ſein Fall kam daher, daß er das Gebet und den Beiſtand der Götter verachtete (Sophocl. Ajac. flagell. 328 seqq.) und einer ähnlichen Schuld wurde das furchtbare Ende Pherekydes des Syrers beigemeſſen (Cael. Rhodigin. lect. antiqu. L. X, 70). Gebet war ſo in das Leben der Völker verwebt, daß der Auf- und Niedergang der Geſtirne (Plat. legg. X, 887, e) mit Gebet gefeiert, alle Geſchäfte des Privatlebens, alle Unternehmungen des Staates damit begonnen wurden (m. ſ. viele hieher gehörige Stellen aus den Alten, zuſammengeſtellt in Tob. Pfanneri systema Theologiae gentilis purioris. Basil. 1679, p. 362 seqq.). Selbſt Lucretius, im Begriff gegen das Daſeyn der Götter zu zeugen, kann ſich nicht enthalten, beim Beginn ſeines Gedichtes dieſe Götter um ihren Beiſtand anzuflehen. Gott, der Alles ſieht, weiß und vernimmt (Hesiod. oper. et dies L. I, v. 265. Pindar. Ol. Od. I, v. 102), der Alles vermag (Pindar. Olymp. Od. XIII, v. 116 seqq.; Pyth. Od. X, v. 75 seqq.; Plat. de leg. X, 901) und Alles bedenkt (Socrat. ap. Xen. Mem. L. I c. 4 sect. 18), muß auch, dafür bürgt uns ſeine Güte (Plat. legg. X,

901, c) und Weisheit um Alles, auch um das Kleinste in dem großen Haushalt seiner Schöpfung sich bekümmern und für dasselbe sorgen, wie ja dieß schon der Mensch für Werke seiner Hand zu thun pflegt (ib. 902 seqq.). Doch soll der Mensch vor Allem beim Gebet des ihm verliehenen, selbsterkennenden Geistes gebrauchen: er soll um das Gute, um das Beste bitten (Socrat. ap. Xen. Mem. I c. 3 sect. 1; Platon. Alcib. secund.; Juvenal. Satyr. X, in fin.), nicht um Erfüllung seines Eigenwillens (*αὐτὰ τοῦτα εὐχεσθαι ἁπλῶς, ἐπισκοπεῖν δὲ μηδέν, ἢ ὅσοις ἂν θεὸς δοίη*, Plat. legg. III, 687 e). Wir dürfen aber, wenn wir uns ihm in dunklen und ernsten Dingen bittend nahen, Gott wie einen guten Vater anflehen (Phil. Jud. de mund. incorrupt. 958, ed. Mang. II, 487), welcher das Gebet des Menschen erhört (id. SS. leg. All. III, 101, ed. M. I, p. 130). — Wenn der Mensch Gott lobt, thut er dasselbe, was die Himmel ohne Aufhören thun, deren Harmonien uns, wenn wir sie vernehmen könnten, zum Entzücken hinreißen würden (id. qu. a Deo mittunt somn. 580, Opp. I, p. 625). Vom Gebet zu Gott darf uns nicht die Unbegreiflichkeit des göttlichen Wesens abhalten:

ἐμοὶ γὰρ οὐκ ἔστ', οὐ δυσπρόσιτος εἶδέναι
Ζεύς, εἴτ' ἀνάγκη φύσεος εἴτε νοὺς βροτῶν
ἐστίν. (Eurip. ap. Sext. Emp. contrad. VII, 128).

Auch noch bei dem angehenden und mit schnellen Schritten dem Untergang entgegeneilenden Verfall des Glaubens an ein Göttliches erhielt sich als altgewohnte Sitte die Anwendung des Gebetes, welches selbst die Herrscher des großen Weltenreiches öffentlich für das Volk darbrachten (Plin. in Panegyr. Trajan.). Und selbst da, als das nüchterne, flache Raisonnement des unclassischen Zeitalters das nahe Beginnen der Barbarei schon ankündigte, sprach die Afterweisheit des damaligen Geschlechtes mit noch ganz anderer Achtung vom Gebet, als die ihr ganz ähnlich lautende eines späteren Tages. Denn nachdem Maximus Tyrius (diss. XXX: an orandus sit Deus, ed. Davis. 320, 322) auf die uns wohlbekannte Weise zu erweisen gesucht hat, daß das Beten unnöthig sey, indem Gott um des Einzelnen willen am Laufe des Ganzen nichts ändern könne noch wolle, — der Gute aber auch ohne sein Gebet das empfinge, was ihm gebühre u. s. w., gesteht er dennoch ein, daß Sokrates nicht bloß selber gebetet und Andere zum Gebet ermahnt habe, sondern daß sein ganzes Leben ein beständiges Gebet gewesen sey; daß Pythagoras gebetet habe und jeder Freund der Götter.

Die Stellen über das Gebet, auf welche sich im vorstehenden §. unmittelbar bezogen wurde, sind: a) Matth. 11, V. 12; Sir. 55, V. 21; Röm. 8, V. 26; 1 Cor. 12, V. 3; Marc. 13, V. 11; b) 2 Kön. 19; 1 Joh. 5, V. 4, 5; Röm. 8, V. 37; c) Röm. 8, V. 26; Matth. 21, V. 22; Marc. 11, V. 24; Jacob. 5, V. 17; d) Hippocr. de decent. ornat. p. 26, conf. Galen de opt. medic. phil. p. 9.

Die Religion.

§. 67. Wohin auch, von der Geburt an bis zum Grabe, der Mensch sich reißet; was er auch schaffe und thue, er fühlt sich überall, sey es gern oder ungern, von einem Band gehalten, das seinen Geist verknüpft mit einem Reich des Geistigen; durch ein Band, das ihn zurückzeucht aus der Fremde des Ver-

gänglichen nach einem Heim der Ewigkeit. Wie die Stimme eines Lesenden, der dieselben Worte immer von neuem und ohne Aufhören von neuem liefet, wiederholt ihm eine Stimme in seinem Innren das Wort: es ist ein Gott, der dich erschuf und erhält, ein Gott, welcher all' dein Thun siehet und richtet, ein Gott, den du fürchten sollst und lieben.

Das ist der Zug der Furcht und der Liebe, welcher, wie das Wehen der Luft alle die vielfältigen Blätter des Waldes, so alle Kinder des einen Volkes, ja die ganze Schaar der Völker zumal beweget und sie hintreibet zu dem Gott ihrer Väter und ihres Landes, ja zu dem Herrn über Alles.

Und kein andres Band knüpfet so fest, so tief, so innig Seele an Seele, Herz an Herz, als das Band der gemeinsamen Religion.

Erläuternde Bemerkung. Die eine der Deutungen des Wortes Religion, auf welche oben im §. angespielt worden, findet sich bei Cicero (Nat. Deor. II, 28.)

Der Christenglaube.

§. 68. Wo ist, so sprach zu Israel der Mann, welchen der Herr erkannt hatte von Angesicht zu Angesicht, wo ist ein so herrliches Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, als der Herr unser Gott, so oft wir ihn anrufen? — So war Israel vor andren Völkern herrlich, als die Furcht Jehovahs und mit ihr der Frieden Gottes in seinem Herzen wohnten wie in seinen Hütten; als das Gesetz Jehovahs seines Weges Licht und seines Lebens Lust war.

Der ersten Väter Trost und Hoffen ist gekommen, der Völker Sehnen ist gestillt, in der Mitte der Zeit: Gott ist geoffenbaret im Fleisch. Jene Herrlichkeit des Herrn, welche einst „das Haus des Herrn erfüllte, daß die Priester nicht konnten vor derselben stehen," diese ist nahe zu uns getreten, und hat sich versenkt in menschliche Gestalt. Siehe, so bekennt der Mund der Zeugen: das Wort, das von Anfang war, wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit: eine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Ja wir zeugen von dem, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unsren Augen, das wir beschaut haben und unsre Hände betastet haben.

Das Ende.

§. 70. Es wartet ein unerschütterlich festes Hoffen in der Seele des Menschen, wenn die Hütte des irdischen Leibes zerfällt, eines Baues von Gott, eines Hauses, das ewig ist im Himmel. Ja es harret mit uns die Creatur der Offenbarung eines Neuen, da die Gebundenheit zur Freiheit, die Gebrechlichkeit zur Herrlichkeit heranwachsen wird. So ist auch den Völkern, so ist dem ganzen Geschlecht des Menschen, im Liede wie in der Offenbarung, von einer Zeit gesagt, welche zukünftig ist, von einer Ruhe der Kinder, im Hause des Vaters. Die schöne Erde mit dem Schmuck ihrer Auen und den hehren Vesten ihrer Gebirge wird nicht für immer ein Feld des Unfriedens und des eitlen Geschreies der Empörer, ein Thal des Jammers und der Thränen bleiben. Es ist uns im Wort verheißen: siehe, es wird Alles neu werden und Erde und Meer wie der Himmel sollen voll werden Seines Lobes. Dann werden die Geschlechter der Erde in Frieden beisammen wohnen, gleich wie in einer Stadt, deren Mauern Heil und deren Thore Lob heißen. Wie aus Abend und Morgen der einzelne Tag, so wird in der gesammten Zeit der Völker aus dem Weinen des Abends die Freude eines Morgens kommen, welchem ein Licht leuchtet, das nicht mehr untergehet.

Erläuternde Bemerkungen. Stellen der Schrift, auf welche sich der vorstehende §. bezog, sind: 2 Cor. 5, V. 1; Röm. 8, V. 19, 20, 21, 22 und die schöne Erläuterung dieser Stelle bei Epiphanius (Haer. 64); Hebr. 4, V. 9; Esa. 65, V. 17 u. f., 66, V. 22; 2 Petr. 3, V. 13; Esa. 11 V. 9 u. f.; Hab. 3, V. 14; Esa. 60, V. 18; Ps. 50, V. 6.

Einige hieher gehörige Stellen aus der Religionslehre der Heiden finden sich schon in den Bemerkungen zum §. 41 u. a. Von den sibyllinischen Gesängen bis herab zu denen der Edda hatte sich unter den Völkern die Erwartung von einer letzten großen Katastrophe der Sichtbarkeit, von einer Verwandlung derselben erhalten wie durchs Feuer (Comm. Sibyll. L. II et III ap. Er. Schemid. Or. 3 de Sibyll. — Sophocl. ap. Clem. Alex. Strom. L. V; Plut. de Orac. defect. 415. Ovid. Met. I, Fab. 7; consol. ad Liv.). Das Feuer sollte nach Heraklit das Ende der Dinge seyn, wie es der Anfang derselben gewesen (Plut. de plac. ph. I, 3; Arist. Met. I, 3); denn nur dieselbe Schöpferkraft, welche die Welt hervorrief, kann die festen Bande ihres jetzigen Bestehens wieder auflösen. (Plat. Tim. 527.) Aber diese letzte Katastrophe dachten sich schon die Stoiker nach dem Maß ihrer Einsicht als eine Läuterung und Wiedererneuerung (Plut. adv. Stoic. 17; de plac. ph. II, 9; Stob. ecl. I, 390; Euseb. praep. ev. XV, 10). Uebereinstimmend mit dem geoffenbarten Wort lehrten die Väter der Kirche eine künftige Zeit der Verherrlichung und verklärenden Verwandlung. (Hieron. comment. in Esa. c. 51 et 65; August. de civitat. Dei XX c. 11, add. c. 16; c. 1 ad Cor. VII, 31).

Erklärung der Abbildungen.

Tafel I
ſoll zur Erklärung des §. 12 dienen.

Sie ſtellt daher die Hauptorgane dar, welche dem Athmen und Blutumlaufe dienen.

Fig. 1 gibt eine Ueberſicht über die Hauptſtämme der Arterien und Venen, welche dadurch erleichtert wird, daß die Arterien roth, die Venen blau gemalt ſind. Von einem ganzen Menſchenkörper iſt jener Theil der Bruſt und des Unterleibes und der in beiden liegenden Eingeweide hinweggenommen, welcher die tiefen, in der Nähe des Rückgrats gelegenen Stammgefäße verdeckt, ſo daß dieſe entblößt vor Augen liegen, und in der Bruſthöhle nur noch das Herz, in der Unterleibshöhle die mit N bezeichneten Nieren, ſo wie H die Harnblaſe und die durch ein U angedeuteten, aus jenen zu dieſer führenden Ureteren oder Harncanäle geſehen werden. Was die übrigen Theile des Leibes betrifft, ſo ſieht man an ihnen, beſonders aber an den Extremitäten der linken Seite, noch viele Muskeln und Sehnen. Am Kopfe ſind hauptſächlich nur die Venen dargeſtellt, von den Arterien aber, deren Verlauf im Ganzen aus jenem der Venen erkennbar iſt, nur die beiden Hauptſtämme, nämlich die vor dem Ohr hinanlaufende Schläfenſchlagader (Arteria temporalis) und die über die Unterkinnlade gegen den Mundwinkel hingehende vordere Antlitzſchlagader (Arteria facialis seu maxillaris externa). An den Extremitäten der linken Seite ſieht man vorzüglich die oberflächlichern Hauptzweige der Venen, von den mehr in die Tiefe gehenden Arterien aber nur jene Punkte, die ſich der Außenfläche am meiſten nähern. Dagegen ſind auf der rechten Seite die Venen und zugleich mehrere Muskeln hinweggenommen, damit der Verlauf der Arterien deutlicher überblickt werden könne.

Um von dem Urſprung aller Blutgefäße, vom Herzen, anzufangen, ſo bedeutet an dieſem I die rechte Vorkammer, II die rechte Kammer, III die linke Vorkammer, IV die linke Kammer. Bei α iſt der Stamm der Lungenſchlagader, bei β die Verzweigung derſelben in die rechte Lunge vorgeſtellt. Die dem großen Kreislaufe dienenden Arterien ſind durch lateiniſche Buchſtaben angezeigt, nämlich durch a der Bogen der Aorta (arcus Aortae); b, der gemeinſame Stamm der rechten Kopf- und Schlüſſelbein-Arterien (truncus anonymus); c, die Kopfſchlagader (Carotis); d, die Schlüſſelbeinſchlagader (Arteria subclavia); e, die äußere Kopfſchlagader (Carotis externa); f, g, die obere Schilddrüſenarterie und ihre Verzweigungen (A. thyreoidea superior); h, die vordere Antlitzſchlagader (A. facialis s. maxillaris externa) i, die Unterkinnarterie (A. submentalis); k, die Schläfenſchlagader (A. temporalis); l, deutet an etlichen Stellen eine und die andere der zwanzig Zwiſchenrippenarterien an (A. intercostales); m, die Wurzel der Arterien des Zwerchfells (A. phrenicae); n, die Bauchſchlagader (A. cœliaca); o, die obere Darmſchlagader (A. mesenterica superior); p, Samenſchlagadern (A. spermaticae); q, untere Darmſchlagader (A. mesenterica inferior); r, Theilung

der Aorta in die beiden Hüftbeinarterien (A. iliacae); s, der Ort, wo sie von der Schenkelarterie die Beckenarterie (A. hypogastrica) abtheilt; t, die Schenkelarterie (A. cruralis); t, die Stelle, wo sich die Schenkelarterie um der hintern Fläche des Knies umbiegt; u, die vordere Schienbeinarterie (A. tibialis antica); ü, die Armschlagader (A. brachialis); v, die Ellenbogen- (ulnaris) und w die Speichen-Schlagader (radialis); x bedeutet den tiefen Arterienbogen der Hohlhand (arcus arteriosus profundus); y zeigt an der linken Hand den oberflächlichen Bogen der Hohlhand (arc. art. sublimis); z, die Fingerschlagadern (A. digitales).

Die Venen des großen Kreislaufes sind wenigstens an ihren Stämmen durch Zahlen angedeutet. 1) Die äußere Drosselvene (vena jugularis externa) und 2) die innere Drosselvene (v. jugularis interna), welche beide bestimmt sind, das Blut aus den äußern und innern Theilen des Hauptes zurückzuführen, und deren äußere Verzweigungen an der vorliegenden Abbildung als Nackenvene, so wie als hintere und vordere Antlitzvene gesehen werden. 3) Die (linke) Schlüsselbeinvene (v. subclavia), welche außer dem Blut aus dem Kopfe und dem ganzen obern Körper ihrer Seite, auch noch den Milchsaft, der nach S. 97 in die linke Schlüsselbeinvene sich ergießt, durch die obere Hohlvene zum Herzen führt. 4) Die äußere Hautvene des Armes (v. cephalica), 5) die innere (v. basilica), 6) die mittlere (v. mediana), 7) die obere Hohlvene (v. cava superior), 8) die untere Hohlader (v. cava inferior), 9) Nierenvene (v. renalis), 10) die Rosenader (v. saphena magna), 11) die einpaarige Rippenvene (v. azygos).

Die Figur 2 bildet zur weitern Erläuterung des Kreislaufes die Lungen sammt dem Herzen und seinen größern Gefäßen von hinten ab. I die rechte Vorkammer, II die rechte Kammer, III die linke Vorkammer, IV die linke Kammer, A die rechte, B die linke Lunge, a den Stamm der Lungenschlagader, γγ die Lungenvenen, a den Bogen der Aorta, 7 die obere, 8 die untere Hohlvene (wie in Fig. 1).

Die Figur 3 soll nur auf ideelle Weise das Wesen und Verhältniß des großen und kleinen Kreislaufes darstellen. Bei I wird angedeutet, wie das Venenblut aus allen Theilen des Leibes in die rechte Höhlung des Herzens komme, dann von da bei II in die Lungen ströme, wo es durchs Athmen der atmosphärischen Luft in arteriöses verwandelt und bei III in die linke Hälfte des Herzens zurückgeführt wird, von wo es bei IV als Arterienblut von Neuem nach allen Theilen ausströmt.

Tafel II

soll hauptsächlich zur Erläuterung des Inhaltes des §. 13 über Verdauung und Ernährung dienen.

Figur 1 stellt die Lage der in der Brust- und Bauch-Höhle enthaltenen Eingeweide an dem Leibe eines Kindes dar: a, das Zungenbein; b, Schildknorpel; c, die hier noch sehr große Schilddrüse (glandula Thymus); d, Luftröhre; ee Lungen; f, Herz; g, die rechte Vorkammer des Herzens; h, der geöffnete Herzbeutel; iii, Zwerchfell; k, Leber; l, Magen; m, das große Netz (Omentum majus); n, ein Ueberrest von dem hinweggenommenen Bauchfell (Peritonaeum); o, Band der Leber; p deutet ungefähr auf die Gegend des von der Leber verdeckten Magenmundes (Cardia); q auf die Gegend des Pförtners (Pylorus) hin; r, die Milz; s soll die Nachbarschaft des links von hier von der Leber verdeckten Zwölffingerdarms, so wie die in ihn mündende Gallenblase anzeigen; ttt Krummdarm (Jejunum et Ileum); uuu, Grimmdarm (Colon).

Von Gefäßen sind an dieser Figur sichtbar: 1) der gemeinsame Stamm der rechten Kopf- und Schlüsselbein-Arterie; 2) die linke Kopfschlagader;

s, mitten auf dem Wege der Herrlichkeit und der Lust des s beschleichet, und das selbst zu dem seelenerhebenden ck des Pythischen Apolls; oder mitten unter den Werken mit heißer Begier erfaßten Menschenweisheit, zum Bilde rnst und milde blickenden Pallas Athene, sagt: „du bist cht.“ Es ist auch noch in diesem Sehnen, das mir auf plus ernstem Kothurn, wie in Plato's weisem Gespräch, er und näher verwandt erschienen, als Moliere's Lachen, zerstörende als gestaltende Kraft, und es schreckte mich in den Stunden solcher tieferen Schmerzen öfters des sos Getümmel (§. 59), das die Seele zum Tode hinführt nicht zum Leben. Dennoch ist hier die Gränze der Herr: des Geistes. Denn jenes Sehnen lüftet die verhüllende des Leibes und öffnet den Zugang zur Seele für den be- lenden Thau und Strahl von oben.

Sie selber aber, die hehre Herrschaft des Geistes, hast du n gelernt, wenn du in Freud wie in Leid nicht mehr nur Sehnen, sondern den tiefen Frieden der Erfüllung empfun- in der Schwachheit des Vergänglichen und Wandelbaren, nwandelbare Kraft der Ewigkeit; im Tod das Leben. Denn st die Macht, welche das Wesen der Sinnlichkeit, mit sei- Schmerz und mit seiner Lust, nicht nur besiegt, sondern öttlichen Art erhebt und verklärt.

Erläuternde Bemerkungen. Den Inhalt dieses siebenten tabschnittes hat der Verfasser in mehreren andren seiner Schrif- namentlich in seinem „Alten und Neuen aus dem inneren Ge- er Seelenkunde“ weiter erörtert. Besser jedoch wird man das, dieser Abschnitt nur kurz andeutet, entwickelt finden in Joh. Fr. v. rs Inbegriff der christlichen Glaubenslehre, Kempten 1832, und in Schmieders christlicher Religionslehre, Leipzig 1833.

ie Macht des Geistes über das Leibliche.

§. 64. Der Geist ist (nach §. 46) die Kraft, welche das che gestaltet; er ist die Ursache alles lebendigen Erregens Bewegens. Wenn die Seele des Menschen zuweilen, wie so viele, weiter oben erwähnte Thatsachen bezeugen, an Leibe eine wundervoll heilende, umgestaltende Kraft be- , so hat ihr hierzu der Geist aus seiner Lebensfülle das ögen geliehen.

Sobald, auf dem vorhin erwähnten Wege, die Seele mit der Natur des Geiſtes ſich überkleidet, dann wird, von der Kraft des neuen Lebens, auch der ſterbliche Leib durchdrungen und vergeiſtigt. Ein innrer, fröhlicher und friedlicher Zuſtand der Kindheit, kann dann ſelbſt in die krankende und ergrauende Hülle ein unausſprechliches Gefühl des Wohlſeyns und der lieblichen Ruhe ergießen, welches, wie wir oben geſehen, an dem mehr als hundertjährigen Leibe des ehrwürdigen Taddäus a Tacko, ſelbſt nach dem Tode noch ſichtbar war. Mitten unter den Todesſchmerzen des Leibes dichtete und ſang Franciscus von Aſſiſi ein Loblied, welches Gott preiſet, für das Geſchenk der lieblich wärmenden Sonne, für die Lichter der Nacht: den Mond und die Sterne; für den erfriſchenden Sturmwind und das nährende Waſſer, zuletzt aber, vor Allem, für den freundlich zur Heimath führenden Bruder: den Tod. Die Geſchichte der Helden, welche für das Reich des Geiſtigen kämpften, und das Leben ließen, weiß viele ähnliche, und noch ſtaunenswürdigere Beweiſe für die ſiegreiche Macht, die im Geiſte über leibliche Schmerzen, über Krankheit und Tod iſt.

Wenn man die oben (im §. 57) erwähnten Fälle, welche für den heilenden und bewegenden Einfluß der Seele auf den Leib ſprachen, mit jenen vergleicht, in denen ſich der Geiſt als geſtaltender und belebender Urſprung des leiblichen Seyns erwies, dann müſſen wir uns an das Verhältniß der ägyptiſchen Zauberer und ihrer Macht, zu Moſes und zu ſeiner Kraft erinnern. Dem Tag konnten jene nicht ſein Licht nehmen, nicht die Kräfte des Himmels lenken, noch die Erſtgeburt tödten, oder vom Tod erretten. Ein aufmerkſames und geübtes Auge unterſcheidet leicht die wahrhaft umgeſtaltende und Neues ſchaffende Kraft des Geiſtes, ſo wie ſich dieſelbe in älterer und neuerer Zeit am Leibe mächtig erwies, von der heilenden Kraft der Seele, welche bloß als Aufregung des inwohnenden Lebens ſich kund gibt. Darum geſchahen durch die Macht des Geiſtes Thaten in der Welt des Leiblichen, welche, wie jener alte Zeuge aus eigner Erfahrung ſagte, „von Anfang der Welt an nicht erhört waren.“ Aber der Geiſt wirket an der Natur des Menſchen noch viel Höheres als leibliche Heilungen.

Erläuternde Bemerkungen. Von Taddäus a Tacco ſ. m. oben S. 327 das Ausführlichere. — Eine weniger bekannte Geſchichte merkwürdiger, leiblicher Heilung, durch Kraft des Geiſtes, findet ſich im Leben der Beata Sturmin (der ſogenannten würtembergiſchen Tabea) S. 101. Hierher die Worte des vom Tyrannen gequälten Anaxarchos: τρίψω τε Ἀναξάρχου ἀσκόν, Ἀναξάρχου γὰρ οὐκ ἐν δύναται. Diog. Laërt. IX, 56; Gataker ad Antonin. p. 309. — Mehreres hieher Gehörige in meiner Symbolik des Traumes und in meinem Alten und Neuen, ſo wie in Kanne's Sammlungen.

Die Macht des Geiſtes über die Seele.

§. 65. Als in den Zeiten der Angelſachſen Germanus, und als ſpäter Luithard und ſeine Gefährten nach England kamen, da wirkte der feierlich liebliche Geſang, der Anblick der innigen Andacht, mächtig erhebend auf die Seele des Volkes; es genaſen, wie uns dieß glaubwürdige Zeugniſſe verſichern, viele Kranke. Größer aber, als dieſe Thaten des Geiſtes am äußeren Menſchen, waren die, welche am innren geſchahen; denn bald ſahe das Auge unter dem vielen, noch immer gebrechlich Menſchlichen, und Widerſtrebenden, ein Land, da Gerechtigkeit und Frieden ſich küßten, da Bruderliebe und Treue bei allen Ständen walteten. Dieſe Kraft denn des Heilmittels, das der Geiſt gibt: die Seele umzugeſtalten, zur Art des Göttlichen, hat ſich vom Anfang an, bis zu unſern Tagen, an Allen, die daſſelbe treu und recht gebrauchten, herrlich bewährt, und bewährt ſich noch immer ſo. Dieß bezeugt die Erfahrung „einer Schaar die Niemand zählen konnte," es bezeugt daſſelbe die Geſchichte ganzer Völker; wie noch in unſren Tagen die der Bewohner der Südſeeinſeln und der Südſpitze von Afrika. Dem Menſchen die rechte Demuth und zugleich die Heldenkraft zu geben, auch die liebſten, tiefeſt gewurzelten Neigungen der ſinnlichen Natur, einer höheren, göttlichen Liebe aufzuopfern, das ſtehet nicht in der Macht der Seele; das vermögen auch nicht die guten, das Höhere vorbereitenden Engel der Wiſſenſchaft und Kunſt. Liebe zu Gott und den Brüdern, Demuth und Gehorſam, Zucht und Ordnung ſind die unverkennbaren Früchte der Weisheit, welche nicht der Menſch aus eigner Kraft erfand, ſondern welche Gott ins Herz gab.

Auch auf andre Weiſe zeigt jenes Heilmittel die unſterbliche Natur des Geiſtes, die in ihm lebt. Die Reiche der

Völker und ihre Herrlichkeit ſind, wie die Gemäuer der Städte und Fürſtenpaläſte, in Trümmer verſunken: die weiſen Einrichtungen Lykurgs und Solons ſind aus dem Leben verſchwunden; aber ſeit drei Jahrtauſenden hat ſich, bei dem merkwürdigen Volk der Juden, das von Gott geoffenbarte Geſetz noch in ſeinem hehren Anſehen und in Wirkſamkeit erhalten. Und dieſes Element der göttlichen Offenbarung iſt dann auch ſpäter in ſeiner vollendeten und verklärten Geſtalt ſiegreich durch die drohenden Waffen der Feinde, durch die Flamme der Scheiterhaufen und die Zertrümmerung alles äußerlich Beſtandnen hindurchgegangen, und wird auch, in ſeiner Gotteskraft, länger beſtehen, als die unmächtige Zeit des Spottes und des widerſtrebenden Hochmuths.

Erläuternde Bemerkungen. Ueber den Anfang des vorigen §. vergl. m. Stolbergs Leben des Königs Alfred von England. — An der Tafel eines großen Fürſten des vorigen Jahrhunderts ward einſt über die Grundlehren des Chriſtenthumes und über die Wahrheit der heiligen Schrift geſpottet. Der Fürſt, welcher übrigens ſelber dem Chriſtenthum entfremdet war, bemerkte, daß einer der vornehmen Gäſte, der von ernſterer Geſinnung war, mißbilligend zu dem Geſpräche ſchwieg. An dieſen wendete er ſich und erſuchte ihn: er möge doch, wenn er dieß könne, mit wenig Worten einen Beweis für die Wahrheit der Bibel ſagen. Der Gaſt antwortete: „Eure Majeſtät, die Juden.“ und der Fürſt, welcher die ſchlagende Kraft dieſes Beweiſes fühlte, wendete ſogleich das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand. Hieher gehören noch vorzüglich, als Beweis für das Geſagte, ſolche Lebensbeſchreibungen geiſtig durchgebildeter Menſchen, wie namentlich J. M. Sailer, Gottfr. Arnold, Terſtegen, Reiz und Kanne ſie aufgezeichnet und zuſammengeſtellt haben, ſo wie die Berichte der Miſſionen.

Die Macht des Geiſtes über den Geiſt.

§. 66. Es ſpricht das Buch der Bücher von einer Gewalt, welche ſelbſt das Himmelreich zu erleiden vermag, und die ihm Gewalt thun, die reißen es an ſich. Welch' andre Kraft aber als eine himmliſche ſelber, könnte den Himmel bewältigen, welch' andre Macht als eine göttliche, vermöchte Gott zu bewegen? Darum iſt es, nach dem Wort der Offenbarung nicht der Leib, es iſt nicht die im athmenden Blute lebende Seele, ſondern es iſt der Geiſt aus Gott, welcher die Thaten des Gebetes thut.

Dieß ſind die Thaten, durch welche der in den anſcheinend Schwachen mächtige Muth nicht bloß Einen Feind oder ein Heer

von ſolchen Feinden beſiegt, welche Fleiſch und Gebein haben, ſondern durch welche derſelbe die ganze Welt mit ihren Mächten überwindet.

Wie das Kind zu ſeinem Vater, ſo ſpricht der durch den Geiſt betende Menſch zu ſeinem Gott. Dieſer aber, der Vater, welcher des Kindes Flehen vernimmt, iſt zugleich der Herr über alles Weſen und Seyn der ſichtbaren, wie der unſichtbaren Welt. Darum, wie das Kind durch Liebe den ſtarken Arm des Vaters; ſo bewegt der im Menſchen betende Geiſt die Macht des Schöpfers, und durch dieſe die Schöpfung der Dinge.

Jene Weisheit, welche ſchon Hippokrates dem Arzte vor Allem empfiehlt, iſt die Weisheit des Gebetes; das Leben des Sokrates, ſo erzählt ein Schriftſteller des Alterthums, war ein beſtändiges Gebet. Wie viel ernſtlicher ſollte der, welchem die Kraft des Wortes, durch das die Welt geſchaffen worden, in Mund und Herz gegeben iſt, dieſer Kraft gebrauchen und der Vorrechte genießen, die ihm bereitet ſind.

Erläuternde Bemerkungen. Der Glaube an die Kraft und Nothwendigkeit des Gebetes bei allem Werk und Anliegen des Menſchen war bei allen geiſtig gebildeten Völkern des Alterthums ſo tief gewurzelt und ſo allgemein verbreitet, daß ſchwerlich ein bedeutender Schriftſteller aus der Blüthenzeit der alten Literatur gefunden wird, in welchem nicht einzelne Stellen von jenem Glauben zeugten. Alle unſere Werke, Reden, ja unſere Gedanken ſollen mit Gott anfangen (Plat. epist. 8; Xenoph. ration. redit. in fin.; Cicer. de leg. II, 4; Liv. in fin. proëm; Jamblich. vit. Pythag. init.). Alle, die nur einigermaßen Verſtand haben (*πάντες ὅσοι καὶ κατὰ βραχὺ σωφροσύνης μετέχουσιν*), werden nach Plato bei all ihrem Werk, es ſey groß oder klein, zuerſt Gott anflehen (Platon. Tim. 27, m. v. Crit. init.; Plut. de Is. et Osir. princ.). Das Unglück des in Wahnſinn tobenden Ajas und ſein Fall kam daher, daß er das Gebet und den Beiſtand der Götter verachtete (Sophocl. Ajac. flagell. 328 seqq.) und einer ähnlichen Schuld wurde das furchtbare Ende Pherekydes des Syrers beigemeſſen (Cael. Rhodigin. lect. antiqu. L. X, 70). Gebet war ſo in das Leben der Völker verwebt, daß der Auf- und Niedergang der Geſtirne (Plat. legg. X, 887, e) mit Gebet gefeiert, alle Geſchäfte des Privatlebens, alle Unternehmungen des Staates damit begonnen wurden (m. ſ. viele hieher gehörige Stellen aus den Alten, zuſammengeſtellt in Tob. Pfanneri systema Theologiae gentilis purioris. Basil. 1679, p. 362 seqq.). Selbſt Lucretius, im Begriff gegen das Daſeyn der Götter zu zeugen, kann ſich nicht enthalten, beim Beginn ſeines Gedichtes dieſe Götter um ihren Beiſtand anzuflehen. Gott, der Alles ſieht, weiß und vernimmt (Hesiod. oper. et dies L. I, v. 265. Pindar. Ol. Od. I, v. 102), der Alles vermag (Pindar. Olymp. Od. XIII, v. 116 seqq.; Pyth. Od. X, v. 75 seqq.; Plat. de leg. X, 901) und Alles bedenkt (Socrat. ap. Xen. Mem. L. I c. 4 sect. 18), muß auch, dafür bürgt uns ſeine Güte (Plat. legg. X,

901, c) und Weisheit um Alles, auch um das Kleinste in dem großen Haushalt ſeiner Schöpfung ſich bekümmern und für daſſelbe ſorgen, wie ja dieß ſchon der Menſch für Werke ſeiner Hand zu thun pflegt (ib. 902 seqq.). Doch ſoll der Menſch vor Allem beim Gebet des ihm verliehenen, ſelbſterkennenden Geiſtes gebrauchen: er ſoll um das Gute, um das Beſte bitten (Socrat. ap. Xen. Mem. I c. 3 sect. 1; Platon. Alcib. secund.; Juvenal. Satyr. X, in fin.), nicht um Erfüllung ſeines Eigenwillens (*οὐ τοῦτο εὐκτέον ἐστὶν, ἀλλὰ θεοῖς πᾶσι τὰ ἐπιτήδεια δοτέον*, Plat. legg. III, 687 e). Wir dürfen aber, wenn wir uns ihm in dunklen und ernſten Dingen bittend nahen, Gott wie einen guten Vater anflehen (Phil. Jud. de mund. incorrupt. 958, ed. Mang. II, 487), welcher das Gebet des Menſchen erhört (id. SS. leg. All. III, 101, ed. M. I, p. 130). — Wenn der Menſch Gott lobt, thut er daſſelbe, was die Himmel ohne Aufhören thun, deren Harmonien uns, wenn wir ſie vernehmen könnten, zum Entzücken hinreißen würden (id. qu. a Deo mittunt somn. 580, Opp. I. p. 625). Vom Gebet zu Gott darf uns nicht die Unbegreiflichkeit des göttlichen Weſens abhalten:

δεῖται γὰρ εἰ, ὃν ἀναγκαῖος πλάθει
Ζεύς, ἐν ἀνάγκῃ φῶτος εἶτ' οὐκ χρῄζων
ἔστιν ἐκφῦναι σε. (Eurip. ap. Sext. Emp. contrad. VII, 128).

Auch noch bei dem angehenden und mit ſchnellen Schritten dem Untergang entgegeneilenden Verfall des Glaubens an ein Göttliches erhielt ſich als altgewohnte Sitte die Anwendung des Gebetes, welches ſelbſt die Herrſcher des großen Weltenreiches öffentlich für das Volk darbrachten (Plin. in Panegyr. Trajan.). Und ſelbſt da, als das nüchterne, flache Raiſonnement des unclaſſiſchen Zeitalters das nahe Beginnen der Barbarei ſchon ankündigte, ſprach die Afterweisheit des damaligen Geſchlechtes mit noch ganz anderer Achtung vom Gebet, als die ihr ganz ähnlich lautende eines ſpäteren Tages. Denn nachdem Maximus Tyrius (diss. XXX: an orandus sit Deus, ed. Davis. 320, 322) auf die uns wohlbekannte Weiſe zu erweiſen geſucht hat, daß das Beten unnöthig ſey, indem Gott um des Einzelnen willen am Laufe des Ganzen nichts ändern könne noch wolle, — der Gute aber auch ohne ſein Gebet das empfinge, was ihm gebühre u. ſ. w., geſteht er dennoch ein, daß Sokrates nicht bloß ſelber gebetet und Andere zum Gebet ermahnt habe, ſondern daß ſein ganzes Leben ein beſtändiges Gebet geweſen ſey; daß Pythagoras gebetet habe und jeder Freund der Götter.

Die Stellen über das Gebet, auf welche ſich im vorſtehenden §. unmittelbar bezogen wurde, ſind: a) Matth. 11 V. 12; Sir. 55, V. 21; Röm. 8, V. 26; 1 Cor. 12, V. 3; Marc. 15, V. 11; b) 2 Kön. 19; 1 Joh. 5, V. 4, 5; Röm. 8, V. 37; c) Röm. 8, V. 26; Matth. 21, V. 22; Marc. 11, V. 24; Jacob. 5, V. 17; d) Hippocr. de decent. ornat. p. 26, conf. Galen de opt. medic. phil. p. 9.

Die Religion.

§. 67. Wohin auch, von der Geburt an bis zum Grabe, der Menſch ſich reißet; was er auch ſchaffe und thue, er fühlt ſich überall, ſey es gern oder ungern, von einem Band gehalten, das ſeinen Geiſt verknüpft mit einem Reich des Geiſtigen; durch ein Band, das ihn zurückzeucht aus der Fremde des Ver-

gänglichen nach einem Heim der Ewigkeit. Wie die Stimme eines Lesenden, der dieselben Worte immer von neuem und ohne Aufhören von neuem lieset, wiederholt ihm eine Stimme in seinem Innren das Wort: es ist ein Gott, der dich erschuf und erhält, ein Gott, welcher all' dein Thun siehet und richtet, ein Gott, den du fürchten sollst und lieben.

Das ist der Zug der Furcht und der Liebe, welcher, wie das Wehen der Luft alle die vielfältigen Blätter des Waldes, so alle Kinder des einen Volkes, ja die ganze Schaar der Völker zumal beweget und sie hintreibet zu dem Gott ihrer Väter und ihres Landes, ja zu dem Herrn über Alles.

Und kein andres Band knüpfet so fest, so tief, so innig Seele an Seele, Herz an Herz, als das Band der gemeinsamen Religion.

Erläuternde Bemerkung. Die eine der Deutungen des Wortes Religion, auf welche oben im §. angespielt worden, findet sich bei Cicero (Nat. Deor. II, 28.)

Der Christenglaube.

§. 68. Wo ist, so sprach zu Israel der Mann, welchen der Herr erkannt hatte von Angesicht zu Angesicht, wo ist ein so herrliches Volk, zu dem Götter also nahe sich thun, als der Herr unser Gott, so oft wir ihn anrufen? — So war Israel vor andren Völkern herrlich, als die Furcht Jehovahs und mit ihr der Frieden Gottes in seinem Herzen wohnten wie in seinen Hütten; als das Gesetz Jehovahs seines Weges Licht und seines Lebens Lust war.

Der ersten Väter Trost und Hoffen ist gekommen, der Völker Sehnen ist gestillt, in der Mitte der Zeit: Gott ist geoffenbaret im Fleisch. Jene Herrlichkeit des Herrn, welche einst „das Haus des Herrn erfüllte, daß die Priester nicht konnten vor derselben stehen," diese ist nahe zu uns getreten, und hat sich versenkt in menschliche Gestalt. Siehe, so bekennt der Mund der Zeugen: das Wort, das von Anfang war, wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit: eine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Ja wir zeugen von dem, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unsren Augen, das wir beschaut haben und unsre Hände betastet haben.

Das Ende.

§. 70. Es wartet ein unerschütterlich festes Hoffen in der Seele des Menschen, wenn die Hütte des irdischen Leibes zerfällt, eines Baues von Gott, eines Hauses, das ewig ist im Himmel. Ja es harret mit uns die Creatur der Offenbarung eines Neuen, da die Gebundenheit zur Freiheit, die Gebrechlichkeit zur Herrlichkeit heranwachsen wird. So ist auch den Völkern, so ist dem ganzen Geschlecht des Menschen, im Liede wie in der Offenbarung, von einer Zeit gesagt, welche zukünftig ist, von einer Ruhe der Kinder, im Hause des Vaters. Die schöne Erde mit dem Schmuck ihrer Auen und den hehren Vesten ihrer Gebirge wird nicht für immer ein Feld des Unfriedens und des eitlen Geschreies der Empörer, ein Thal des Jammers und der Thränen bleiben. Es ist uns im Wort verheißen: siehe, es wird Alles neu werden und Erde und Meer wie der Himmel sollen voll werden Seines Lobes. Dann werden die Geschlechter der Erde in Frieden beisammen wohnen, gleich wie in einer Stadt, deren Mauern Heil und deren Thore Lob heißen. Wie aus Abend und Morgen der einzelne Tag, so wird in der gesammten Zeit der Völker aus dem Weinen des Abends die Freude eines Morgens kommen, welchem ein Licht leuchtet, das nicht mehr untergehet.

Erläuternde Bemerkungen. Stellen der Schrift, auf welche sich der vorstehende §. bezog, sind: 2 Cor. 5, V. 1; Röm. 8, V. 19, 20, 21, 22 und die schöne Erläuterung dieser Stelle bei Epiphanius (Haer. 64); Hebr. 4, V. 9; Esa. 65, V. 17 u. f., 66, V. 22; 2 Petr. 3, V. 13; Esa. 11 V. 9 u. f.; Hab. 3, V. 14; Esa. 60, V. 18; Ps. 50, V. 6.

Einige hieher gehörige Stellen aus der Religionslehre der Heiden finden sich schon in den Bemerkungen zum §. 41 u. a. Von den sibyllinischen Gesängen bis herab zu denen der Edda hatte sich unter den Völkern die Erwartung von einer letzten großen Katastrophe der Sichtbarkeit, von einer Verwandlung derselben erhalten wie durchs Feuer (Comm. Sibyll. L. II et III ap. Er. Schomid. Or. 3 de Sibyll. — Sophocl. ap. Clem. Alex. Strom. L. V; Plut. de Orac. defect. 415. Ovid. Met. I, Fab. 7; consol. ad Liv.). Das Feuer sollte nach Heraklit das Ende der Dinge seyn, wie es der Anfang derselben gewesen. (Plut. de plac. ph. I, 3; Arist. Met. I, 3); denn nur dieselbe Schöpferkraft, welche die Welt hervorrief, kann die festen Bande ihres jetzigen Bestehens wieder auflösen. (Plat. Tim. 527.) Aber diese letzte Katastrophe dachten sich schon die Stoiker nach dem Maß ihrer Einsicht als eine Läuterung und Wiedererneuerung (Plut. adv. Stoic. 17; de plac. ph. II, 9; Stob. ecl. I, 390; Euseb. praep. ev. XV, 10). Uebereinstimmend mit dem geoffenbarten Wort lehrten die Väter der Kirche eine künftige Zeit der Verherrlichung und verklärenden Verwandlung. (Hieron. comment. in Esa. c. 51 et 65; August. de civitat. Dei XX c. 11, add. c. 16; c. 1 ad Cor. VII, 31).

Erklärung der Abbildungen.

Tafel I
ſoll zur Erklärung des §. 12 dienen.

Sie ſtellt daher die Hauptorgane dar, welche dem Athmen und Blutumlaufe dienen.

Fig. 1 gibt eine Ueberſicht über die Hauptſtämme der Arterien und Venen, welche dadurch erleichtert wird, daß die Arterien roth, die Venen blau gemalt ſind. Von einem ganzen Menſchenkörper iſt jener Theil der Bruſt und des Unterleibes und der in beiden liegenden Eingeweide hinweggenommen, welcher die tiefen, in der Nähe des Rückgrats gelegenen Stammgefäße verdeckt, ſo daß dieſe entblößt vor Augen liegen, und in der Bruſthöhle nur noch das Herz, in der Unterleibshöhle die mit N bezeichneten Nieren, ſo wie H die Harnblaſe und die durch ein U angedeuteten, aus jenen zu dieſer führenden Ureteren oder Harncanäle geſehen werden. Was die übrigen Theile des Leibes betrifft, ſo ſieht man an ihnen, beſonders aber an den Extremitäten der linken Seite, noch viele Muskeln und Sehnen. Am Kopfe ſind hauptſächlich nur die Venen dargeſtellt, von den Arterien aber, deren Verlauf im Ganzen aus jenem der Venen erkennbar iſt, nur die beiden Hauptſtämme, nämlich die vor dem Ohr hinanlaufende Schläfenſchlagader (Arteria temporalis) und die über die Unterkinnlade gegen den Mundwinkel hingehende vordere Antlitzſchlagader (Arteria facialis seu maxillaris externa). An den Extremitäten der linken Seite ſieht man vorzüglich die oberflächlichern Hauptzweige der Venen, von den mehr in die Tiefe gehenden Arterien aber nur jene Punkte, die ſich der Außenfläche am meiſten nähern. Dagegen ſind auf der rechten Seite die Venen und zugleich mehrere Muskeln hinweggenommen, damit der Verlauf der Arterien deutlicher überblickt werden könne.

Um von dem Urſprung aller Blutgefäße, vom Herzen, anzufangen, ſo bedeutet an dieſem I die rechte Vorkammer, II die rechte Kammer, III die linke Vorkammer, IV die linke Kammer. Bei α iſt der Stamm der Lungenſchlagader, bei β die Verzweigung derſelben in die rechte Lunge vorgeſtellt. Die dem großen Kreislaufe dienenden Arterien ſind durch lateiniſche Buchſtaben angezeigt, nämlich durch a der Bogen der Aorta (arcus Aortae); b, der gemeinſame Stamm der rechten Kopf- und Schlüſſelbein-Arterien (truncus anonymus); c, die Kopfſchlagader (Carotis); d, die Schlüſſelbeinſchlagader (Arteria subclavia); e, die äußere Kopfſchlagader (Carotis externa); f, g, die obere Schildbrüſenarterie und ihre Verzweigungen (A. thyreoidea superior); h, die vordere Antlitzſchlagader (A. facialis s. maxillaris externa); i, die Unterkinnarterie (A. submentalis); k, die Schläfenſchlagader (A. temporalis); l, deutet an etlichen Stellen eine und die andere der zwanzig Zwiſchenrippenarterien an (A. intercostales); m, die Wurzel der Arterien des Zwerchfells (A. phrenicae); n, die Bauchſchlagader (A. coeliaca); o, die obere Darmſchlagader (A. mesenterica superior); p, Samenſchlagadern (A. spermaticae); q, untere Darmſchlagader (A. mesenterica inferior); r, Theilung

der Aorta in die beiden Hüftbeinarterien (A. iliacae); s, der Ort, wo sie von der Schenkelarterie die Beckenarterie (A. hypogastrica) abtheilt; t, die Schenkelarterie (A. cruralis); t. die Stelle, wo sich die Schenkelarterie nach der hintern Fläche des Knies umbiegt; u, die vordere Schienbeinarterie (tibialis antica); ü, die Armschlagader (A. brachialis); v, die Ellenbogen- (ulnaris) und w die Speichen-Schlagader (radialis); x bedeutet den tiefen Arterienbogen der Hohlhand (arcus arteriosus profundus); y zeigt an der linken Hand den oberflächlichen Bogen der Hohlhand (arc. art. sublimis); z, die Fingerschlagadern (A. digitales).

Die Venen des großen Kreislaufes sind wenigstens an ihren Stämmen durch Zahlen angedeutet. 1) Die äußere Drosselvene (vena jugularis externa) und 2) die innere Drosselvene (v. jugularis interna), welche beide bestimmt sind, das Blut aus den äußern und innern Theilen des Hauptes zurückzuführen, und deren äußere Verzweigungen an der vorliegenden Abbildung als Nackenvene, so wie als hintere und vordere Antlitzvene gesehen werden. 3) Die (linke) Schlüsselbeinvene (v. subclavia), welche außer dem Blut aus dem Kopfe und dem ganzen obern Körper ihrer Seite, auch noch den Milchsaft, der nach S. 97 in die linke Schlüsselbeinvene sich ergießt, durch die obere Hohlvene zum Herzen führt. 4) Die äußere Hautvene des Armes (v. cephalica), 5) die innere (v. basilica), 6) die mittlere (v. mediana), 7) die obere Hohlvene (v. cava superior), 8) die untere Hohlader (v. cava inferior), 9) Nierenvene (v. renalis), 10) die Rosenader (v. saphena magna), 11) die einpaarige Rippenvene (v. azygos).

Die Figur 2 bildet zur weitern Erläuterung des Kreislaufes die Lungen sammt dem Herzen und seinen größern Gefäßen von hinten ab. I die rechte Vorkammer, II die rechte Kammer, III die linke Vorkammer, IV die linke Kammer, A die rechte, B die linke Lunge, a den Stamm der Lungenschlagader, yy die Lungenvenen, s den Bogen der Aorta, 7 die obere, 8 die untere Hohlvene (wie in Fig. 1).

Die Figur 5 soll nur auf ideelle Weise das Wesen und Verhältnis des großen und kleinen Kreislaufes darstellen. Bei I wird angedeutet, wie das Venenblut aus allen Theilen des Leibes in die rechte Höhlung des Herzens komme, dann von da bei II in die Lungen strome, wo es durchs Athmen der atmosphärischen Luft in arteriöses verwandelt und bei III in die linke Hälfte des Herzens zurückgeführt wird, von wo es bei IV als Arterienblut von Neuem nach allen Theilen ausströmt.

Tafel II

soll hauptsächlich zur Erläuterung des Inhaltes des §. 13 über Verdauung und Ernährung dienen.

Figur 1 stellt die Lage der in der Brust- und Bauch-Höhle enthaltenen Eingeweide an dem Leibe eines Kindes dar: a, das Zungenbein; b, Schildknorpel; c, die hier noch sehr große Schilddrüse (glandula Thymus); d, Luftröhre; ee Lungen; f, Herz; g, die rechte Vorkammer des Herzens; h, der geöffnete Herzbeutel; iii, Zwerchfell; k, Leber; l, Magen; m, das große Netz (Omentum majus); n, ein Ueberrest von dem hinweggenommenen Bauchfell (Peritonaeum); o, Band der Leber; p deutet ungefähr auf die Gegend des von der Leber verdeckten Magenmundes (Cardia); q auf die Gegend des Pförtners (Pylorus) hin; r, die Milz; s soll die Nachbarschaft des links von hier von der Leber verdeckten Zwölffingerdarms, so wie die in ihn mündende Gallenblase anzeigen; ttt Krummdarm (Jejunum et Ileum); uuu. Grimmdarm (Colon).

Von Gefäßen sind an dieser Figur sichtbar: 1) der gemeinsame Stamm der rechten Kopf- und Schlüsselbein-Arterie; 2) die linke Kopfschlagader;

4) die linke Schlüsselbein- und Drossel-Vene; 5) der gemeinsame beider; 6) derselbe der rechten Seite; 7) die obere Hohlader.

ur 2 bildet den Magen ab; * den Magenmund (Cardia), ** den (Pylorus), 1 ein Netz vom großen Netz, 2 die Längsfasern der hichte des Magens; 3 die Ringfasern; 4 die schiefen Fasern der-

Tafel III

r Erklärung des Inhalts von Tafel 15 und 16 dienen.

ur 1 stellt das Haupt mit seinen Muskeln und einem Theile seiner dar. 1, Hirnschädel; 2, Brustbein (Sternum); 3, Schlüsselbein la); 4, Hautmuskel der Stirn (musculus frontalis); 5, Aufzieher rn Ohrs; 6, Schließmuskel der Augenlieder; 7, Aufheber der Ober- b des Nasenflügels; 8, Aufheber des Mundwinkels; 9, der kleine muskel (m. zygomaticus minor); 10, der beim Lachen wirkende große muskel und zwischen beiden Wangenmuskeln der Aufheber des Mund- 11, der Kaumuskel (Masseter); 12, der Backenmuskel (m. bucci- ; 15, Ringmuskel oder Schließmuskel des Mundes; 14, der drei- rabzieher des Mundwinkels; 15, der viereckige Herabzieher der Unter- 5, der Kopfnicker (m. sternocleidomastoideus); 17, der Brustbein- uskel (m. sternohyoideus); 18, der Schulterblattzungenbeinmuskel yoideus); 19, der Brustbeinkehlkopfmuskel (m. sternothyreoideus). diese Muskeln dienen der Mienen-, Ton- und Wort-Sprache, von terer Hauptorganen das Zungenbein mit α, der Kehlkopf mit β, die mit γ bezeichnet ist. Aber eben diese Organe der Stimme sind noch ßmäßig etwas vergrößerter in den Fig. 2, 3, 4, 5 dargestellt.

ur 2 gewährt eine Ansicht des Kehlkopfes und der Luftröhre von Nur der untere Theil der Luftröhre ist noch mit seinem häutigen bekleidet, vom obern sind alle Häute und Muskeln hinweggenommen. Zungenbein; 1, der Schildknorpel (2 bis 6 sehe man bei den andern ; 7, die Luftröhre; 8, die Luftröhrenäste (bronchi); 9, Verzweis der Luftröhrenäste (bronchia); 10, anhängende Drüsen (glandulae les).

ur 3 stellt das Knorpelgerüste des Kehlkopfes und den Anfang der von hinten dar; 1, den Schildknorpel; 2, Ringknorpel; 3, Gieß- rpel; 4, den Kehldeckel (Epiglottis).

ur 4 den Kehlkopf von oben und hinten, mit aufgehobenem Kehl- daß man in die Stimmritze hineinblicken kann. Bei dieser und der enden Figur 5 bedeuten die Zahlen 1 bis 4 dasselbe, was sie bei Fig. 2 zeichneten. Dagegen 5, die obern Stimmbänder; 6, die untern inder.

ur 5 bildet das Knorpelgerüste des Kehlkopfes gerade von oben ge-

Versinnlichung der Anfügung und Gestalt der Muskeln des mensch- bes kann übrigens auch schon die erste Figur auf Tafel I dienen, auf ie Muskelmasse der obern und untern Extremitäten großentheils ne- Gefäßen noch bemerkbar ist.

Tafel IV.

Figur dieser Tafel stellt zur Erläuterung des §. 17 das Gehirn und ch das Rückmark mit den aus diesem entspringenden Nerven von hin- en dar. A, bedeutet das Hirn; B, das Rückmark; C, die harte Haut; a, die große Sichel der harten Hirnhaut; b, das große Ge- ine zwei Hälften durch die Sichel getheilt; c, das Zelt, welches das n kleinen Gehirn abgränzt; d, der Wurm-Fortsatz; e, das kleine

Gehirn mit seinen beiden Hälften; f, das verlängerte Mark; g, das Geflecht der Nerven für die obere Extremität; h, das Geflecht der Nerven für die untere Extremität. Die römischen Zahlen I und VIII deuten den ersten und letzten der acht Halsnervenpaare, IX und XX das oberste und das unterste der zwölf Rücken- oder Brustnervenpaare an; XXI bis XXV bezeichnen die fünf Lendennervenpaare, XXVI bis XXX die fünf Kreuzbeinnervenpaare. Uebrigens bedeutet α den Zwerchfellsnerven, dessen büschelförmiges Ende nach unten sichtbar ist; β, den Speichennerven; γ, den Mittelnerven des Armes; δ, den Ellenbogennerven; ε, den Schenkelnerven; ζ, den Hüftbeinlochnerven; η, den Hüftnerven (n. ischiadicus); θ, den äußern Zeugungsnerven.

Tafel V.

Auch diese Tafel soll noch zur Erläuterung des für die Seelenkunde vorzüglich wichtigen Inhalts des §. 17 dienen, und nach einigen Hauptrichtungen hin den Bau des Gehirns versinnlichen.

Figur 1 bildet die untere, auf der Basis der Schädelhöhle aufliegende Fläche des Gehirns, mit den äußern Wurzeln der zwölf aus dem Hirn entspringenden Nerven ab: a, das Rückmark; b, die Fortsetzung des verlängerten Markes ins kleine Hirn; c, die Olivenkörper; d, die Gegend der Pyramiden; g, die Hemisphären des kleinen Hirns; i, der Hirnknoten oder die Brücke; p, Schenkel des großen Hirns; r' r'' r''' der vordere, mittlere und hintere Lappen oder Dreitheil des großen Gehirns; tt, die Markkügelchen; y, der Trichter (infundibulum); v, die sylvische Grube; I, das erste oder Geruchsnervenpaar; II, das zweite Hirnnervenpaar oder die Sehenerven und so fort deuten die Zahlen III bis XII die übrigen zwölf Paare der Hirnnerven an.

Figur 2. Ein Menschenhirn, welches sammt dem Schädel horizontal bis zum Balken durchschnitten ist, so daß man die innern Gebilde desselben sehen kann, nämlich m, die Vierhügel nebst der nach vorn zwischen ihnen aufsitzenden Zirbeldrüse; n und o die hintere und vordere Commissur des großen Hirns; r' r'' r''' die Durchschnitte der drei Lappen des großen Hirns; t, die Sehehügel; u, der gestreifte Körper; ü, der Linsenkern; v, das Ammonshorn; w, die Vogelklaue (pes Hippocampi); x, ein zurückgeschlagenes Stück von dem meist hinweggenommenen Balken (c. callosum); y, die durchsichtige Scheidewand (septum pellucidum); z, Hinterschenkel des hinweggenommenen Gewölbes (fornix), von dessen Vorderschenkeln man auch bei o noch Spuren sieht. Die griechischen Buchstaben bedeuten: δ die dritte Hirnhöhle, ε' ε'' ε''' die große Seitenhirnhöhle mit ihrem vordern, mittlern oder hinabsteigenden und hintern Horn; ζ, die fünfte Hirnhöhle.

Figur 3 ein senkrechter Durchschnitt des Hirns. Die Bedeutung der Buchstaben ist meist schon bei Fig. 1 und 2 erläutert; e bedeutet das Marklager des kleinen Hirns, i die Stelle, wo der eine Arm des Hirnknotens abgeschnitten ist, o, Durchschnittspunkt der vordern Commissur des großen Hirns; k, der Stabkranz.

Fig. 4. Ansicht der vierten Hirnhöhle im kleinen Hirn und der Vierhügel von hinten. Der Wurmfortsatz des kleinen Hirns und die Hirnklappe sind bis nahe an die Vierhügel mitten durchgeschnitten, so daß man den mit h bezeichneten Lebensbaum im Innern des Wurmfortsatzes und das Innre der vierten Hirnhöhle deutlich sehen kann. α, die Rautengrube oder Schreibfeder, Nervenfäden in der vierten Hirnhöhle, welche zum Ursprung des Gehörnervens zu gehören scheinen; p Schenkel des großen Hirns; k die vordren Schenkel des kleinen Hirns, welche in die Vierhügel gehen; l die Hirnklappe; m das hintre Paar der Vierhügel; g Hemisphäre des kleinen Hirns.

Fig. 5 hat die Bestimmung jenen Theil des Inhaltes des §. 17 zu erläutern, der von S. 172 — 177, besonders aber auf S. 174, die Entfaltung der ursprünglichen Dreitheilung des Rückenmarkes in die Hauptpartien des

des Gehirns beſchreibt. a der Hirnknoten oder die Varolſche Brücke. b Faſern der Pyramidenſtränge, welche durch den Hirnknoten oder die Brücke hindurch in die Schenkel des großen Gehirns c ſich fortſetzen, wo ſie im ll ſtrahlig auseinandergehen und zuletzt die Hauptmaſſe des großen Gehirns, den ſogenannten Mantel bilden. e der graue Kern des Sehehügels, f graue Subſtanz der Oliven; g Schenkel des kleinen Gehirns, der zu den Vierhügeln geht; h h die ihn bedeckende Schleife; i die hintere Schicht der Brücke, die ſich in den Mittelhirnſchenkel (Reils Haube) fortſetzt; k der abgeſchnittene Schenkel des verlängerten Markes der zum kleinen Gehirn gehet; m Mammillarkörper.

Bei dieſer Figur iſt der beſſeren Deutlichkeit wegen das ſehr verkleinerte Format, das alle übrigen Figuren (auch 6 und 7) beibehielten, aufgegeben worden.

Fig. 6. Ein Querdurchſchnitt durch das Rückmark. a die vordere Spalte des Rückmarkes; b hintere Spalte deſſelben; c c die vordren Schenkel des innren grauen Kreuzes; d d die hintren Schenkel deſſelben; e die Mitte des grauen Kreuzes, wo urſprünglich ein Kanal iſt; f Seitenſtrang des Rückmarks; g vorderer, h hinterer Strang deſſelben; i vordere, k hintere Wurzel eines Rückmarknerven.

Fig. 7. Die Kreuzung der Sehenerven (m. v. §. 19), p p die Schenkel des großen Hirns, t t ein Theil der Sehehügel, ll die Sehenerven.

Tafel VI

ſtellt, zur Erläuterung des §. 17 das Gangliarnervenſyſtem der Eingeweidehöhlen dar. Man ſieht in dieſem Bilde von den Eingeweiden B, die Harnblaſe, D einen Theil des weiten Darmes, H das Herz, L die Lunge, M Magen, N Niere, S Durchſchnitt durch die Schoßbeinfuge, Z das Zwerchfell. Außer dieſen ſieht man einen Theil der Luftröhre und am Herzen, ſo wie im Becken, einige Ueberreſte der großen Blutgefäße. a das Sonnengeflecht (plexus cœliacus); b b b die Knoten des großen Intercoſtalnerven; c der untere Halsknoten; d obere Halsknoten; e Zwerchfellsnerve (n. phrenicus); f Geflecht des Lungenmagennerven auf der Speiſeröhre; g Stamm des Lungenmagennerven (nervus vagus); h der zurücklaufende Aſt deſſelben (n. recurrens); i der Eingeweidenerve; k das Beckengeflecht. Wo hie und da römiſche Zahlen angebracht ſind, deuten dieſe auf die bei Tafel IV angegebene Weiſe die dort bezeichneten Paare der Rückmarksnerven an.

Tafel VII

ſoll den Bau des wichtigſten unter allen Sinnorganen: des Auges, und mithin einen Theil des Inhalts des §. 19 verdeutlichen. Die erſten 5 Figuren ſind von natürlicher Größe, die 6te iſt gegen die Natur um das Doppelte vergrößert.

Fig. 1 ſtellt ein menſchliches Auge dar, das von allen umgebenden Theilen gereinigt iſt. a der Sehenerve (nervus opticus), b die harte oder weiße Haut des Auges (sclerotica); c die durchſichtige Hornhaut (cornea).

Fig. 2. Hier iſt auch der größte Theil der Harthaut (sclerotica) und die Hornhaut entfernt worden, und man ſieht die unter dieſen gelegnen Theile des Auges. a Sehenerve, b der Reſt der Harthaut, c die Aderhaut (choroidea), die man ſich roth denken muß, d die Ciliarnerven (nervi ciliares); e das Ciliarband (annulus ciliaris); f die Regenbogenhaut (iris); g die Pupille.

Fig. 3. Hier ſind auch noch die Aderhaut und Regenbogenhaut weggenommen, ſo daß man die unter dieſen gelegnen Theile ſehen kann. a Sehenerve; b die Netzhaut (retina); c der gelbe Fleck mit dem ſogenannten Centralloch; d das Strahlenblättchen (corona ciliaris); e die Linſe (lens crystallina) noch von ihrer Capſel umſchloſſen.

Fig. 4 ſtellt das Auge, von welchem wie bei Fig. 2 Harthaut und Horn-

haut hinweggenommen ſind, von vornen dar, ſo daß man in der Mitte die Pupille, im Kreis um dieſe die Regenbogenhaut und das Ciliarband, dann die Aderhaut mit den Ciliarnerven ſehen kann.

Fig. 5 läßt die Netzhaut von hinten ſehen. a die Eintrittsſtelle des Sehenerven; b der gelbe Fleck mit dem Centralloche.

Fig. 6 ſtellt in vergrößertem Maße einen Durchſchnitt von oben nach unten mitten durch das Auge und ſeine Kammern, ſo wie durch die Stirn- und Augenhöhlefelder dar.

a b Gegend der Augenbrauen, b c oberes Augenlied, d e unteres Augenlied; f g Durchſchnitt des Augenliedſchließers; h der Knorpel im oberen, i der im unteren Augenliede; k und l Stellen, an denen ſich die Bindehaut (conjunctiva) von der hinteren Fläche der Augenlieder nach der vordern Fläche des Augapfels umſchlägt; m Aufheber des oberen Augenliedes, n der gerade obere Augenmuskel; o der gerade untere Augenmuskel und unter ihm der Durchſchnitt des unteren ſchiefen Augenmuskels; p q durchſchnittene Blutgefäße; r s die Oeffnung in der harten und in der Gefäßhaut, durch welche der hier aufgeſchnittene Sehenerve in den Augapfel tritt; t die Oeffnung in der Spitze der Augenhöhle, durch welche der Sehenerve in dieſe tritt (foramen opticum); r u, s y die harte Augenhaut; v v Hornhaut; w w Durchſchnitt des Ciliarbandes; r x und s x die Aderhaut mit ihrem ſchwärzlichen Ueberzug auf der innren Fläche; y y die Regenbogenhaut; z z Netzhaut. Von z bis über x findet ſich der Ciliarkörper oder Faltenkranz. Ferner bedeutet $\alpha\beta$ die Axe des Augapfels; $\gamma\delta$ Axe der Augenhöhle; ζ die vordre Augenkammer; η die hintre Kammer; ϑ die Kryſtalllinſe in ihrer Capſel; μ Zwiſchenraum zwiſchen der Haut des Glaskörpers und dem Strahlenblättchen (canalis Petitii); $\varkappa$ der Glaskörper; $\lambda\lambda$ Haut des Glaskörpers; μ Strahlenblättchen; ν die Centralſchlagader (arteria centralis).

Tafel VIII

ſtellt die Gehörorgane des Menſchen vor.

Fig. 1. Das äußre Ohr, a die äußre Oeffnung des Gehörganges, b die Leiſte (Helix); c Gegenleiſte (Anthelix); d Gegenecke (Antitragus); e Ecke (Tragus); f Ohrläppchen (Lobulus); g die Muſchel (Concha).

Fig. 2. a bis f wie bei Fig. 1; h der äußere Gehörgang (meatus auditorius externus); i Trommelfell (Tympanum), an welchem der Griff des Hammers; k der Trommelfellring; l der lange Fortſatz des Hammers; m der Kopf deſſelben (cap. mallei); n Ambos (incus); o der Steigbügel (stapes); p die Bogengänge (canales semicirculares); q der Vorhof (vestibulum); r die Schnecke.

Fig. 3 die Gehörknöchelchen; i l m der Hammer mit ſeinem Kopf und ſeinen beiden Fortſätzen; n der kurze Fortſatz des Ambos, n^2 der lange, mit dem ſylviſchen Linſenbeinchen, n^1 die Gelenkfläche des Ambos; o Steigbügel, o^1 ſein Fußtritt.

Fig. 4. p^1 p^2 p^3 die drei Bogengänge; q Vorhof; r Schnecke; u das eiförmige, v das runde Fenſter.

Fig. 5 die Schnecke geöffnet. r^1 r^2 r^3 die drei Windungen; w das Spiralblatt der Schnecke.

Fig. 6 das geöffnete Labyrinth, vergrößert; A B die beiden Aeſte des Hörnerven; P^1 P^2 P^3 die geöffneten halbzirkelförmigen Canäle; w das Spiralblatt der Schnecke; x der länglichte Sack im Vorhof; y z ſchlauchartige Anſchwellungen (ampullae) im Anfange der Bogengänge. In der Schnecke ſelbſt unterſcheidet man die von dem mit B bezeichneten, an die Schnecke gehenden Aſt des Gehörnerven gebildeten Fäbchen.

Gedruckt: Augsburg, in der Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

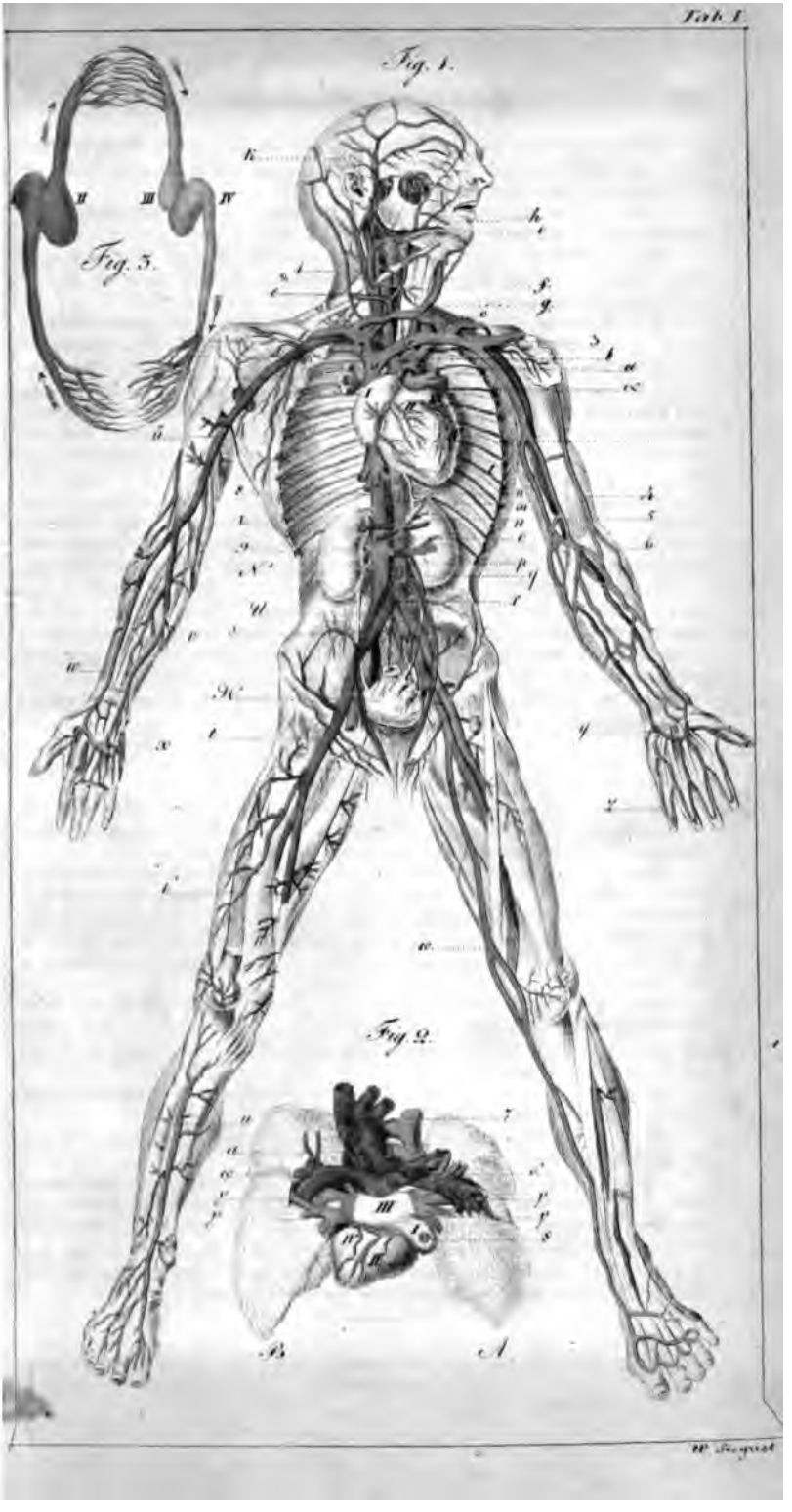


Fig. 1.
Fig. 3.
II
III
IV
Fig. 2.
A
B

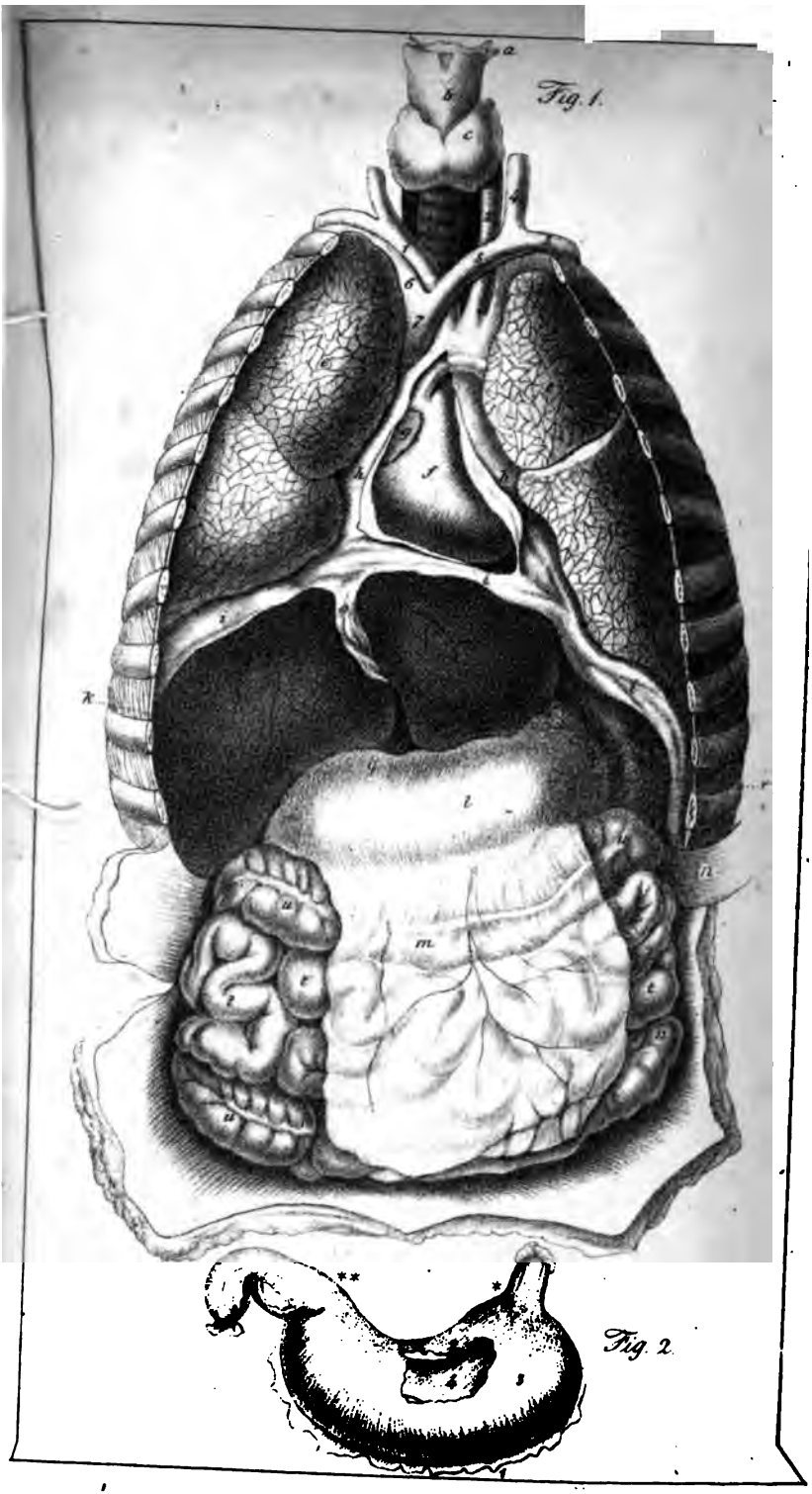


Fig. 1.
Fig. 2.

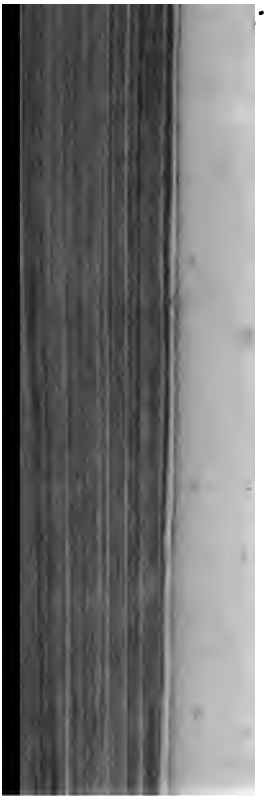


Fig. 1.

Fig. 3

Fig. 2

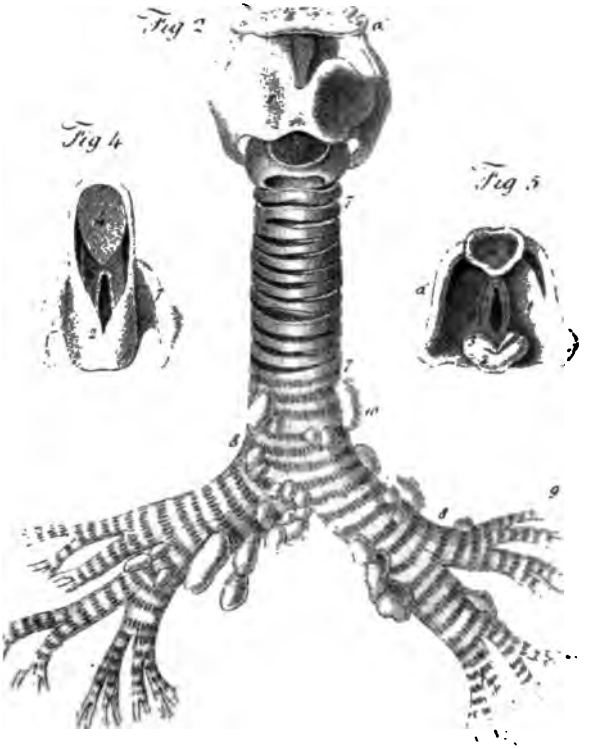


Fig. 4

Fig. 5

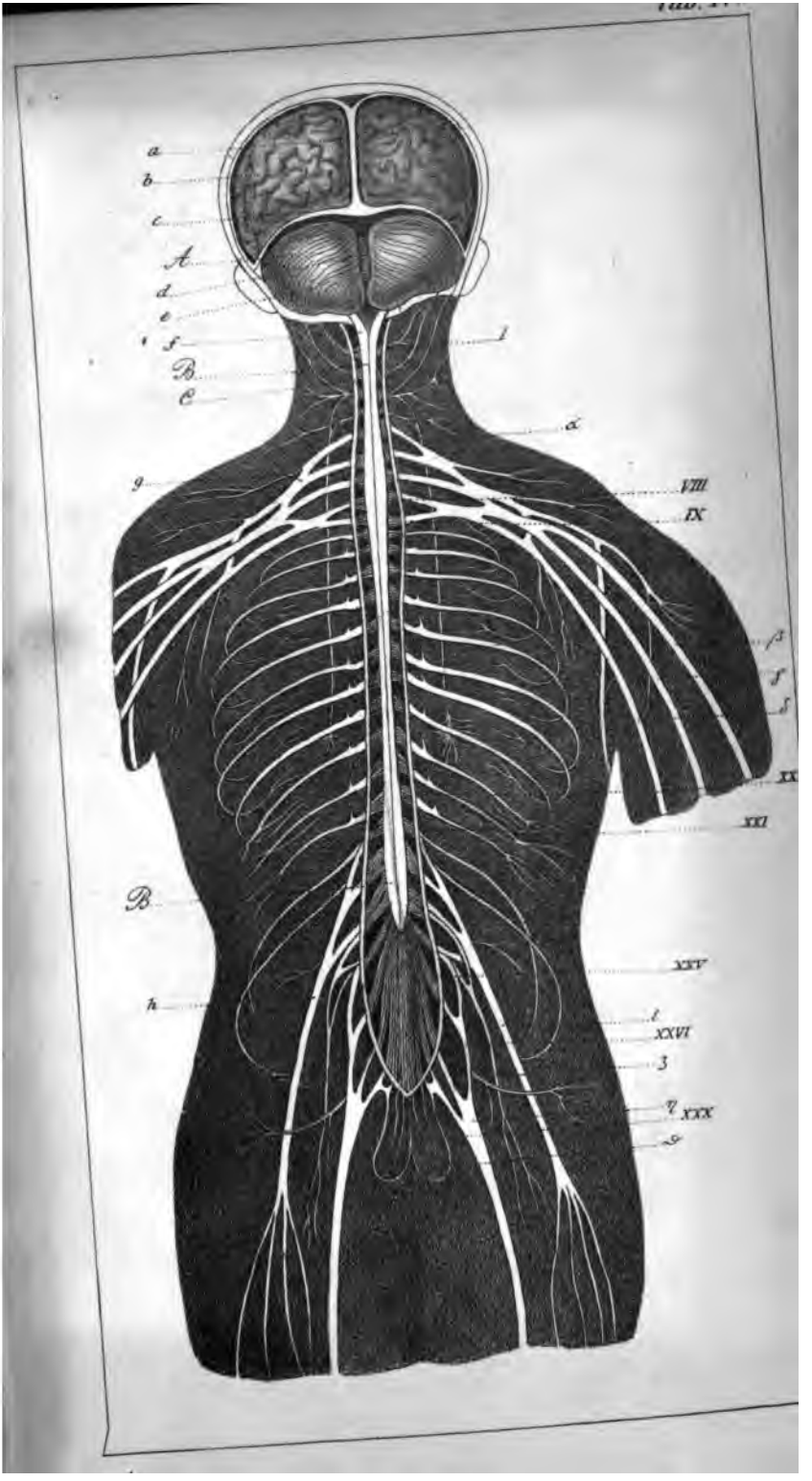

a
b
c
A
d
e
f
B
C
g
h
i
α
VIII
IX
β
γ
δ
XX
XXI
B
XXV
ι
XXVI
ζ
η
XXX
θ

Fig. 2.

Fig. 1.

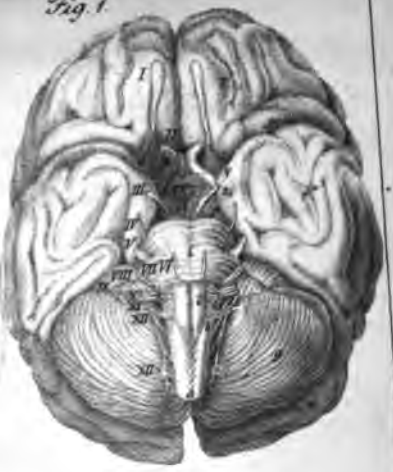


Fig. 3

Fig. 6.

Fig. 4

Fig. 7.

Fig. 5.

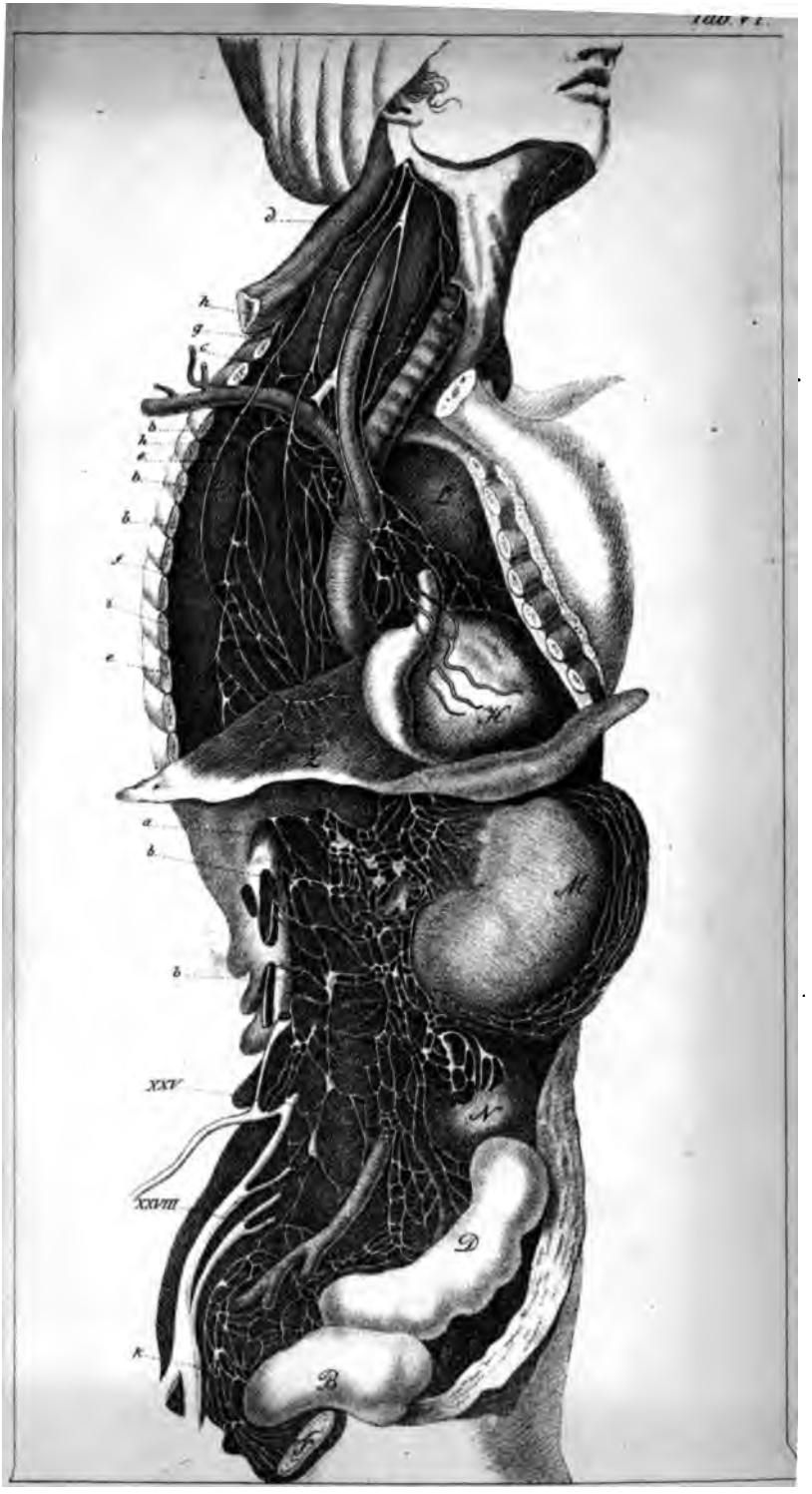

Tab. VI.
d
h
g
c
b
h
e
b
b
f
i
e
L
H
a
b
M
b
XXV
N
XXVIII
D
k
B
F

Fig. 1.

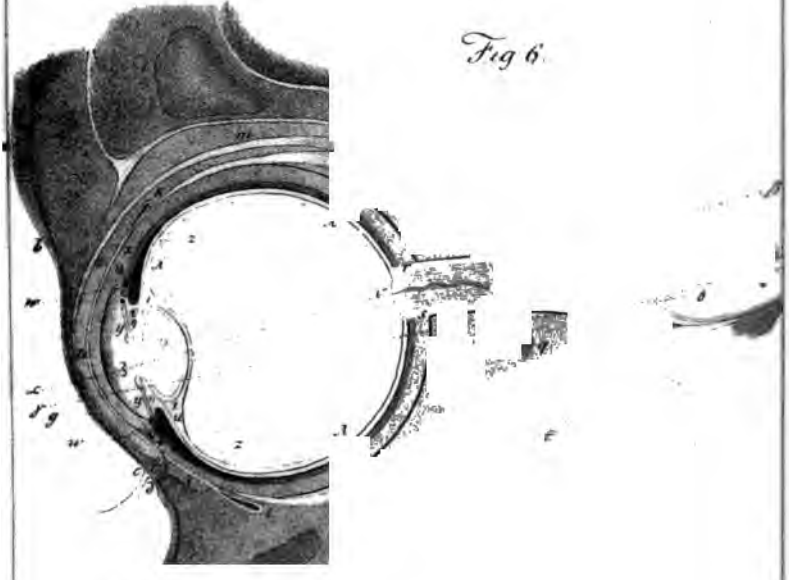
Fig. 2.

Fig. 3.

Fig 4

Fig 5

Fig 6.



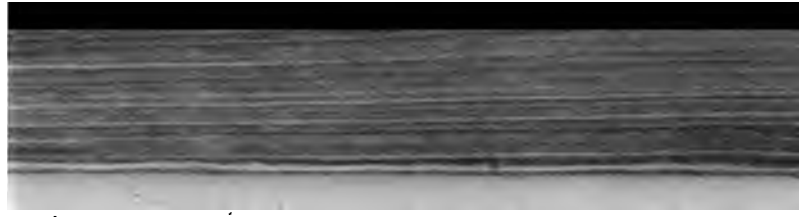


Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

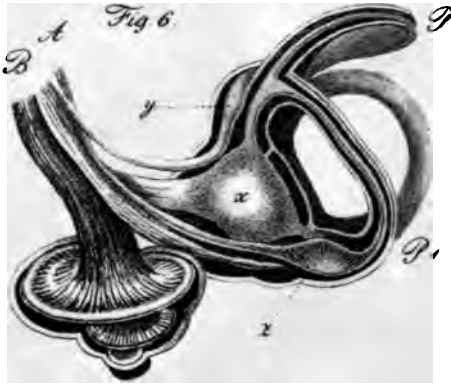
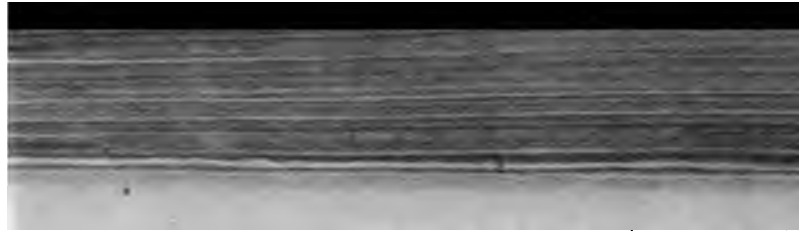
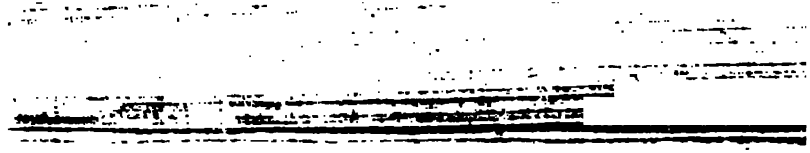
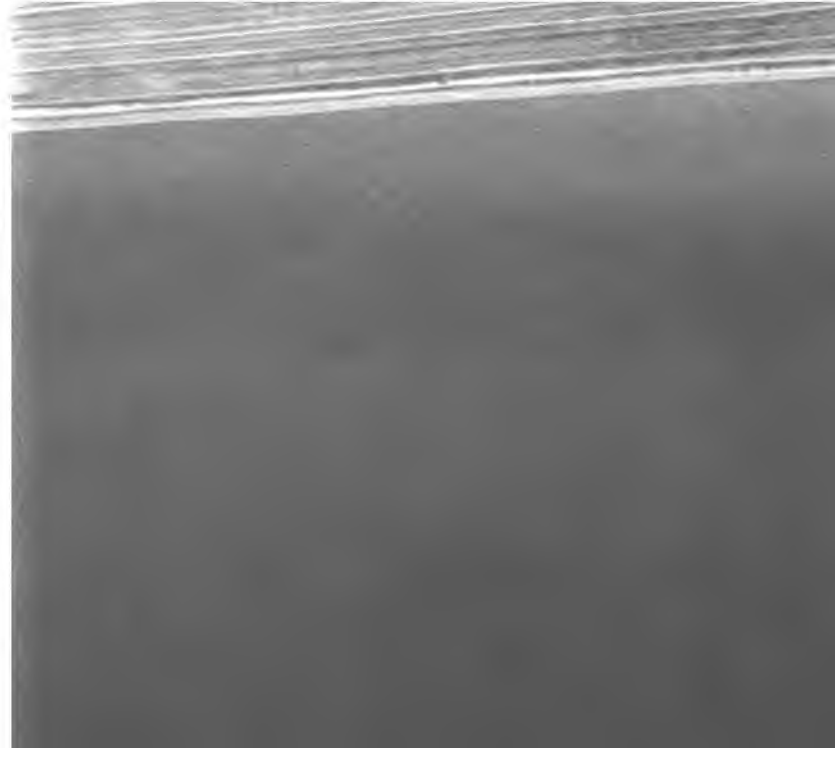



Fig. 6.